Joseph Roth Werke 3

Das journalistische Werk

1929–1939

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Klaus Westermann

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg,
Frankfurt am Main und Wien,
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

Satz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindearbeiten Pustet, Regensburg
Printed in Germany 1994
ISBN 3 7632 2988 4

INHALT

1929
HOTELWELT
Ankunft im Hotel 3
Der Portier 7
Der alte Kellner 11
Der Koch in der Küche 15
Madame Annette 19
Der Patron 24
Abschied vom Hotel 28

Der Kongreß 32
Das Museum 35
Das Kind in Paris 37
Nonpareille aus Amerika 39
»Ein ausschweifender Mensch« 42
Es lebe der Dichter! 44
Der Nachtredakteur Gustav K. 46
Galante Literatur 50
Der Polizeireporter Heinrich G. 54
Bemerkungen zum Tonfilm 57
Fräulein Larissa, der Modereporter 59
Noch einmal Prügel 62
Die k. und k. Veteranen 64
Ein Wiedersehen 70
Ein Blick auf die Nachwelt 73
Ein Mensch hat Langeweile 76
Entwicklung des Flugwesens 79
Das ganz große Warenhaus 81
Alte und neue Photographien 84
Betrachtung an der Klagemauer 86
Eine Laune der Natur 89
Hans Bauer: Ein Vorschlag und seine Erfüllung.
Joseph Roth antwortet 92
Lob der Dummheit 95

Der Kurfürstendamm 98
Die Tagespresse als Erlebnis 101
Heimkehr eines Boxers 102
Die Puppen 105
Die Kinder 108
Berliner Saisonbeginn 109
Die neue Boheme 112
Architektur 115
Hermann Kesten: »Die Liebesehe« 117
Der Mann, der die Ohrfeigen bekommt 118
Hermann Kesten: »Admet« 121
Bücherbesprechung 122
Zeitgenössische Trottel 125
Die neue Waschmaschine 127
Selbstverriß 130
Für die Staatenlosen 132
Perlewitz 137
»Drinnen und draußen« 139
Das Privatleben 141
Weihnachten in Cochinchina 143
»Das Menschengesicht« 146
Deutsches Lesebuch 149

1930
Schluß mit der »Neuen Sachlichkeit«! 153
Der Zauberer 164
Die Scholle 167
Die Schönheitskönigin 169
Eine Rede Rudolf Borchardts 171
Die Überschätzung der Jungen 174
Wirkungen der Literatur 177
Der Primgeiger 179
Der ewige Tutenchamun 181
Der Boxer in der Soutane 185
Bücher und Karotten 187
Sonntags zwischen vier und sechs 190
Das Vaterhaus 193

Die Generallinie 195
Valeriu Marcu: »Männer und Mächte der Gegenwart« 199
Die Girls (II) 201
Verfilmung eines Mordprozesses 203
Konfektionserotik 205
Der Herr 208
Berliner Vergnügungsindustrie 211
Psychiatrie 215
Dr. Lilienstein: Wie ein Dichter die Psychiatrie sah 221
Erwiderung 225
»Das steinerne Berlin« 228
Aus dem Tagebuch des Schülers Joseph Roth 231
Der Sport-Schmock 234
Soll die deutsche Rechtschreibung reformiert werden? 237
Vom Attentäter zum Schmock 239
Die Tungusen 242
Der Altersgenosse 245
Ehre den Dächern von Paris! 248
Die Weltgeschichte aus Zinn 250
Das Denkmal 255
Das Hotel 259
»Kleine Fanfare« 262
»Das zweite Schatzkästlein« 265
Die gesprengte Romanform 267

HARZREISE
Brief aus dem Harz 270
Der Merseburger Zauberspruch 275
Halberstadt, »Tannhäuser«, Schach 282

1931
Kleine polnische Station 291
Der Motorradfahrer 293
Der Tennismeister 295
Brief an eine schöne Frau im langen Kleid 296

Kleine Reise
Einleitung . . . 300
Blick nach Magdeburg . . . 301
Betrachtungen in Leipzig . . . 305
Ein fröhlicher Abend . . . 309
Ausflug am Sonntag . . . 312
Gepäckträger Nr. 7 . . . 316
Der Hafen von Ruhrort . . . 320
In andern Kneipen . . . 323
Gustav . . . 326
Ankunft in Essen . . . 330
Abend in Essen . . . 332
Die Bar erster und zweiter Klasse . . . 333
Die andre Bar . . . 335
Der Morgen aber . . . 336
Ein Ingenieur mit Namen K. . . . 339
Ein Arbeiter mit Namen M. . . . 342

Reiselektüre . . . 347
Erinnerung an eine weiße Damenkapelle . . . 348
Beim Uhrmacher . . . 351
Gedicht von verschollenen Büchern . . . 353
Nachmittag im fremden Hotel . . . 356
»Die Frau aus Andros« . . . 359
Neues von gestern . . . 361
Matwey Roesmann: Fischbein streckt die Waffen . . . 365
»Die höchsten Glieder der Tierreihe« . . . 366
Shaw auf einer Kremlkanone . . . 368
Das Hellsehen . . . 371
»Zur epischen Situation« . . . 374
Schluß mit den Kriegsfilmen! . . . 375
Der Franzose auf der Wodanseiche . . . 378
Roman vom grünen Rasen . . . 384
Der Palast der Scheherezade . . . 385
Hinweis auf ein Buch über Stifter . . . 389
Bekenntnis zu Deutschland . . . 391
Chaplin und Gandhi . . . 395
Die Weltfliegerin . . . 398

Eine halbe Stunde Kauderwelsch 399
Alba-Alba, der Schnell-Läufer 402
Androklus und der Löwe 405
Wiege 407

1932
Das Denkmal (II) 411
Ursachen der Schlaflosigkeit im Goethe-Jahr 413
Witzbold im Goethe-Jahr 415
Der Kulturbolschewismus 418
Der Prozeß Caro–Petschek 427
Philister im Goethe-Jahr 439
»Französische Menschen« 442
Österreichische Bücher 443
»Das Wort« 447
Betrachtung über Fliegerinnen 450
Die Geschichte von Kain und Abel 452
Ultra-Beschießung einer Küste 453
Fremde Gesichter 455
Zu einer Schrift über Stifters »Witiko« 458
Lob für Baden-Baden 461
Eisenbahn 462
Die nationale Kurzwelle 465
»Der Vater« 469
Friede auf Erden 473
Laterna Magica 474
Hermann Kesten: »Der Scharlatan« 476

1933
Dichter im Dritten Reich 481
Man tauscht Kinder aus 487
Der Tod der deutschen Literatur 490
Ich verzichte 492
Das Autodafé des Geistes 494

1934
Niederlage der Gerechtigkeit 507
Das Dritte Reich, die Filiale der Hölle auf Erden 508
Ring der Nibelungen 511
Fern von der Scholle 513
Lieber Walter Mehring 516
Erwiderung auf Joseph Breitbach 518
Die Juden und die Nibelungen 521

Der Segen des ewigen Juden 527
Opfer seiner Schöpfungen 533
Der Fluch des ewigen Juden 533
Joseph Roth und die jüdischen Emigranten 535
Der Segen des Ewigen Juden am Ziel 536
Die Sendung des Judentums 539
Assimilation und Zionismus 541
Jedermann ohne Paß 543
Gott in Deutschland 549
Nationale Pyromanie 551
Wassermanns letzter Roman 553
»Maria Theresia« 557
Unerbittlicher Kampf 559
Europa ist nur ohne das Dritte Reich möglich 560

DER ANTICHRIST 563

1935
Anschluß im Film? 669
In der Kapuzinergruft 671
An den »Christlichen Ständestaat« 673
Kein rasender Reporter 675
Nachruf 675
Eine Filmrundfrage 677
Habsburg und die Tschechoslowakei 677
Vision 679
Für Ernst Křenek 682
Dank an Alfred Polgar 684

1936

Statt eines Artikels 687
Glauben und Fortschritt 691

1937

Die vertriebene deutsche Literatur 709
Kriminalaffäre Nobelpreis 712
Prognose für den Zigeunerkönig 715
Psychiatrie (II) 717
An Karl Tschuppiks Grab 718
Abschied von Karl Tschuppik 721
Nur eine Glosse 724
Verleger in Österreich oder österreichische Verleger? 725
Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers 731
Richtigstellung 735
Helden zittern 735
Juden, Judenstaat und die – »Katholiken« 737
Grillparzer 742
Illustrierter »Kultur-Austausch« 752
Emigration 754
Der Monarch verhindert den Diktator 765
Monarchie und Parteien 767
Vorwort. Joseph Wittlin: Das Salz der Erde 769

1938

»Handbuch des Kritikers« 773
»Dreimal Österreich« 774
»Die Macht des Scharlatans« 780
Der Dichter Paul Claudel 782
Die Kinder von Barcelona 784
Victoria Victis! 786
Der Mythos von der deutschen Seele 788
Huldigung an den Geist Österreichs 792
Totenmesse 795
Der apokalyptische Redner 798
Vae Victis 802

Brief an einen Statthalter 803
Das Passahfest 805
Märtyrer und Kämpfer 807
Die Tinte nicht wert 808
Der Wiener Prater 810
Ödön von Horváths Tod 812
Rast angesichts der Zerstörung 813
Zu einigen allzu absurden Verdikten 816
Ein Kind im Wartezimmer der Polizei 819
Die Kinder der Verbannten 821
Im Bistro nach Mitternacht 823
Dem Anschein nach 827
Der Ahnenpaß in der Isolierzelle 830
Über Völker und ihre Vertreter 832
Die Ausstellung 835
Am Ende ist das Wort 837
Zum Tode Karel Čapeks 840
Drei Personen täglich verschwunden 841
Gegen Selbstmörder 843
Österreich atmet auf 845
Das Unsagbare 849
Der Maulkorb für deutsche Schriftsteller 852

1939
Leitfaden für Zeitungsleser anno 1939 857
Der Feind aller Völker 859
Das bittere Brot 861
Eine wirklich freie Stadt 864
Die wilde, verwegene Jagd 866
Ein Mann, ein Eid 867
Munkacs, die brave Stadt 869
Unterricht in Geographie 870
»Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren« 871
»Stirbe!« 873
Der ukrainische Nationalismus – ein deutsches Patent 874
Der Mann der Tat 876
Unser Vaterland, unsere Epoche 877

Der Fall Österreichs 880
Wo wird einst des Wandermüden 881
Die Kinder von Triest 882
Alte Kosaken 884
Wir mischen uns nicht ein 885
Frauen vor dem Schaufenster 887
Der unbekannte Clown von Barcelona 888
An der spanischen Grenze 889
Und der Regen regnete jeglichen Tag 890

SCHWARZ-GELBES TAGEBUCH 892

An einer Straßenecke 915
»Tua Culpa« 917
E. A. Rheinhardt 921
Die Hinrichtung Österreichs 922
Über Albanien 926
Wer ist Dr. Nolda? 928
Wiegenfest 929
Ein antiker Selbstmörder 930
Aus dem Brief eines Bekehrten – und die Antwort 932
Lessing, ein deutsches Genie 934
Rede über den alten Kaiser 938
Die Eiche Goethes in Buchenwald 945
Rast in Jablonowka 946
Der fortdauernde »Dynamismus« 951

CLEMENCEAU 955

Ohne Datum
Rainer Maria Rilkes »Marien-Leben« 1011
Nützliche Bemerkung für Historiker 1014
Der Hauslehrer 1014
Regina Ullmann 1017
Stierkampf 1018
Der Weltfriede 1022
Der liebe Gott 1023

ANHANG

Editorische Anmerkungen 1025
Titelregister 1039
Personenregister 1057

Nachwort 1071

1929

Hotelwelt

ANKUNFT IM HOTEL

Das Hotel, das ich wie ein Vaterland liebe, liegt in einer der großen europäischen Hafenstädte, und die schweren, goldenen Antiqua-Lettern, in denen sein banaler Name über den Dächern der langsam emporsteigenden Häuser aufleuchtet, sind für mein Auge lauter metallene Fahnen, stehende Fähnchen, die zur Begrüßung glänzen, statt zu flattern. Wie andere Männer zu Heim und Herd, zu Weib und Kind heimkehren, so komme ich zurück zu Licht und Halle, Zimmermädchen und Portier – und es gelingt mir immer, die Zeremonie der Heimkehr so vollendet abrollen zu lassen, daß die einer förmlichen Einkehr ins Hotel gar nicht beginnen kann. Der Blick, mit dem mich der Portier begrüßt, ist mehr als eine väterliche Umarmung. Und als wäre er wirklich mein Vater, bezahlt er aus eigener Westentasche den Chauffeur, um den ich mich nicht mehr kümmere. Der Empfangschef im Cutaway tritt aus seinem gläsernen Verschlag und lächelt mehr, als er sich verbeugt. So selig scheint ihn meine Ankunft zu machen, daß sein Rücken seinem Mund Freundlichkeit abgibt und das Berufliche sich mit dem Menschlichen in der Begrüßung teilt. Er würde sich schämen, mir einen Meldezettel vorzulegen; so genau weiß er, daß ich das Gesetz als eine persönliche Beleidigung empfinde. Meinen Meldezettel schreibt er später, wenn ich schon im Zimmer bin, mit eigener Hand, obwohl er keine Ahnung hat, woher ich komme. Nach Lust und Laune schreibt er irgendeinen Namen hin, einen der Städte, die er für würdig hält, von mir besucht zu werden. Meine Daten sind ihm geläufiger als mir selbst. Wahrscheinlich kehren im Laufe der Jahre noch andere Männer bei ihm ein, die so heißen wie ich. Aber ihre Daten kennt er nicht, und stets erscheinen sie ihm ein wenig verdächtig, als wären sie illegale Usurpatoren meines Namens. Der Liftboy nimmt meine Koffer unter seine Arme. So dürfte ein Engel seine Flügel ausbreiten. Niemand fragt, wie lange ich zu bleiben gedenke, ob eine Stunde oder ein Jahr: Dem Vaterland ist beides lieb. Der Portier flü-

stert mir zu: »627! ist Ihnen recht?« – – als wüßte ich so genau wie er, was es für ein Zimmer ist...

Nun – ich weiß es ja auch! Ich liebe das »Unpersönliche« dieses Zimmers, wie ein Mönch seine Zelle lieben mag. Und wie andere erfreut ihre Bilder wiedersehen mögen, ihre Teller, ihre Löffel, ihre Kinder und ihre Bibliotheken, begrüße ich die billige Tapete, das schimmernde, unschuldige Porzellan der Schüssel, die weißen, metallenen, blinkenden Hähne der Wasserleitung und das weiseste aller Bücher: das Telephonbuch. Mein Fenster geht natürlich nie in den Hof. Es ist das Fenster eines Stammgastes, es hat kein Visavis und führt dennoch in eine Straße. Gegenüber sind: ein Schornstein, der Himmel und eine Wolke... Aber es ist immerhin nicht so entlegen, daß nicht die summarische Melodie des großen, benachbarten Platzes als ein Echo der lieben Welt an meine Wände heranschlüge; dermaßen, daß ich einsam bin und nicht vereinsamt, allein und nicht verlassen, abgesondert und nicht getrennt. Wenn ich das Fenster öffne, ist die Welt bei mir zu Gast. Von weither dröhnen die heiseren Sirenen der Schiffe. Ganz nahe klingeln die törichten Schellen der Straßenbahnen. Die Autohupen scheinen mich beim Namen zu rufen – wie zu einem Landesvater grüßen sie zu mir herauf. Der Schutzmann in der Mitte regelt die Manifestation. Die Zeitungsjungen werfen Blätternamen empor wie Bälle. Und kleine Straßenszenen arrangieren sich wie Theaterstücke. Ein Druck auf den Knopf aus falschem Elfenbein: und rückwärts im Korridor leuchtet ein grünes Lämpchen auf, Signal für den Kellner. Da ist er schon! Seine berufliche Beflissenheit ist nur noch in seinem Frack vorhanden – in seiner Brust unter dem steifen Hemd wohnt die menschliche Wärme; eigens für mich aufbewahrt, gehütet während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit. Wenn er der Küche tief unten telephonisch meine Bestellung weitergibt, vergißt er nicht hinzuzufügen, für wen er bestellt; und wie mein Druck auf den Knopf das grüne Lämpchen im Korridor entzündet hat, so ruft der Klang meines Namens im Gedächtnis des Kochs eine bestimmte Erinnerung an die Wünsche meines Geschmacks hervor. Der Kellner lächelt. Hier ist es ihm erspart zu reden. Er braucht nichts mehr zu fragen. Er hat keinen Irrtum zu befürchten. Er ist bereits so mit mir vertraut, daß er mir gerne das Trinkgeld stunden würde –– gegen Zinsen. Sein Glaube an die Unerschöpflichkeit meiner Einnahmequellen ist selbst unerschöpflich. Und käme ich in Lumpen und als ein Bettler daher, er hielte es

für eine witzige Verkleidung. Er weiß, daß ich nur ein Schriftsteller bin. Und dennoch gibt er mir Kredit...

Ich hebe das Telephon ab. Nicht, um zu telephonieren -- nur, um dem Telephonisten in der Zentrale des Hotels Guten Tag! zu sagen. Er verbindet mich oft und fleißig. Er verleugnet mich. Er warnt mich. Er teilt mir des Morgens wichtige Begebenheiten aus der Zeitung mit. Und wenn der Geldbriefträger zu mir kommt, verkündet er es mir mit einem diskreten Jubel. Er ist ein Italiener. Der Kellner ist ein Österreicher. Der Portier ein Franzose aus der Provençe. Der Empfangschef ein Mann aus der Normandie. Der Oberkellner ein Bayer. Das Zimmermädchen eine Schweizerin. Der Lohndiener ein Holländer. Der Direktor ein Levantiner; und seit Jahren hege ich den Verdacht, daß der Koch ein Tscheche ist. Aus den übrigen Teilen der Welt kommen die Gäste. Die Kontinente und die Meere, die Inseln, die Halbinseln, die Schiffe, die Christen, die Juden, die Buddhisten, die Mohammedaner und selbst die Dissidenten sind in diesem Hotel vertreten. Der Kassier addiert, subtrahiert, zählt, schwindelt in allen Sprachen, wechselt alle Geldsorten. Von der Enge ihrer Heimatliebe befreit, von der Dumpfheit ihrer patriotischen Gefühle gelöst, von ihrem nationalen Hochmut ein wenig beurlaubt, kommen hier die Menschen zusammen und scheinen wenigstens, was sie immer sein sollten: Kinder der Welt.

Bald werde ich hinuntergehen -- und das erst wird meine echte Ankunft sein. Der Empfangschef wird herankommen, um mir Neuigkeiten zu erzählen und von mir Neuigkeiten zu hören. Sein Interesse gilt mir ganz, wie das des Astronomen dem Kometen in der ersten Stunde des Wiedererscheinens am Horizont. Habe ich mich verändert? Bin ich überhaupt noch derselbe? Das Auge, delikat und genau wie ein Fernrohr, mustert den Stoff meines Anzugs, die Form meiner Stiefel -- und die Versicherung: »Sie sehen erfreulich gut aus!« bezieht sich weniger auf den Zustand meiner Gesundheit als auf den scheinbaren meiner Zahlungsfähigkeit. Ja, noch sind Sie der Alte! sagt eigentlich dieses Kompliment. – Noch sind Sie Gott sei Dank nicht so tief gesunken, um in ein anderes Hotel gehen zu müssen. Sie sind unser Gast und unser Kind! Sie bleiben es!

Mein Interesse hinwiederum gilt allem, was das Hotel betrifft, als hätte ich wirklich einmal Anteile zu erben. Wie die Geschäfte in diesem Monat gehen? Welche Schiffe in diesem Monat ankommen? Lebt der alte Kellner noch? Der Direktor war krank? Kein internationaler Hotel-

dieb dagewesen? – In dieser schönen Stunde kümmert mich alles! Ich möchte die Bücher nachsehen, die Einnahmen kontrollieren. Unterscheide ich mich etwa von einem Mann, der aus Patriotismus das Budget seines Staates kontrolliert, die politische Richtung seiner Minister, die Gesundheit des Staatsoberhauptes, die Organisation der Polizei, die Ausrüstung des Heeres, die Panzerkreuzer der Marine? Ich bin ein Hotelbürger, ein Hotelpatriot.

Bald, bald kommt der Augenblick, wo der Portier in ein entlegenes Fach greift und ein Bündel Briefe, Telegramme, Zeitschriften für mich hervorlangt. Ein schneller Blick fliegt aus der Loge zu mir herüber, der Vorbote der Botschaften. Veraltet und dennoch neu sind die Briefe. Sie haben lange auf mich gewartet. Ihren Inhalt kenne ich schon zum Teil, habe ihn auf anderen Wegen bereits erfahren. Aber wer weiß?! Unter den Briefen, die ich vermute, sind vielleicht andere, die mich überraschen, vielleicht gar aus dem Gleichgewicht bringen, in eine neue Bahn stoßen?! Wie kann der Portier so ruhig lächeln, während er mir die Post übergibt? Seine Ruhe ist die Folge einer langen Erfahrung, einer väterlichen, bittersüßen Weisheit. Er weiß schon, daß nichts Überraschendes kommt, er weiß von der Monotonie des bewegten Lebens, und niemand kennt so gut wie er die Lächerlichkeit meiner vagen, romantischen Vorstellungen. An den Koffern erkennt er die Passagiere und an den Umschlägen die Briefe. »Hier ist die Post!« sagt er gleichgültig. Und dennoch vollführt seine Hand, die mir das Paket reicht, noch eine höfliche Wendung im Gelenk, sie verbeugt sich gleichsam selbständig, nach einem uralten Brauch, einem Ritus der Portierhände...

Hier in der Halle bleibe ich sitzen. Sie ist die Heimat und die Welt, die Fremde und die Nähe, meine ahnenlose Galerie! Hier beginne ich, über das Hotelpersonal, meine Freunde, zu schreiben. Es sind lauter Persönlichkeiten! Weltbürger! Menschenkenner! Sprachenkenner, Seelenkenner! Keine Internationale neben der ihrigen! Sie sind die wahrhaft Internationalen! (Der Patriotismus beginnt erst bei den Aktionären des Hotels.)

Ich fange an, meinen Freund, den Portier, zu beschreiben.

Frankfurter Zeitung, 19. 1. 1929

DER PORTIER

Am Nachmittag, »zwischen den Zügen«, wenn die Halle leer und still ist und ein gelbliches, idyllisches Sonnenlicht in die Portierloge strömt, erinnert mich der Portier an eine Art von goldbetreßtem und beweglichem Heiligen in einer Nische. Er faltet, um die Ähnlichkeit noch vollkommener zu machen, seine Hände über die goldenen Knöpfchen, die seinen Bauch verschließen, und gibt sich einer beharrlichen Betrachtung der Luft hin, dem Spiel der Sonnenstäubchen und wahrscheinlich einigen Gedanken, die sein Privatleben berühren dürften. Schließlich beginnt er sich seiner Untätigkeit vor den Boys zu schämen, die in einer kleinen Gruppe beisammenstehen und in denen sich vielleicht schon der Übermut der Jugend regen könnte, und er erfindet einige höchst überflüssige, exemplarisch gedachte Tätigkeiten, aus moralischen Gründen. So zieht er zum Beispiel seine schwere, goldene Uhr aus der Westentasche und vergleicht sie mit der elektrischen Wanduhr, deren großes, weißes, rundes Angesicht wie ein Hotel-Mond, aufgehängt an zwei grobgeflochtenen Ketten, gespenstisch silbern die goldene Atmosphäre des Nachmittags unterbricht. Es ist so still, daß man den großen Zeiger nach jedem Minutenruck ächzen hört, und dieser Klang bekommt etwas Menschliches in der Stille. Lange blickt der Portier auf die Uhren, als wollte er die eine oder die andere auf einem kleinen Sekundenfehltritt erwischen. Dann steckt er mit einer enttäuschten Miene, die ein visueller Seufzer ist, seine Uhr wieder ein. Er legt zwei große Bücher so übereinander, daß ihre Kanten genau übereinstimmen, rückt das Tischtelephon neben das Tintenfaß, rollt mit einer flachen Hand den Federhalter in die für ihn bestimmte Mulde, bläst ein imaginäres Stäubchen vom Tisch, betrachtet lange einen lokkeren Knopf an seinem Ärmel und dreht ihn, um sich zu vergewissern, daß er heute noch nicht abfallen wird. Niemand wagt ihn zu stören. In dieser nahezu andächtigen Stunde könnten seine Gehilfen, zwei Männer in Zivil, die schweigsam vor dem Eingang stehen, keine Frage an ihn richten.

Es sind übrigens immer zwei andere Männer, die sich in seiner Nähe aufhalten, und es dürfte ihrer sechs geben. Genau kann ich ihre Zahl nicht nennen, weil sie niemals gleichzeitig und vollzählig vorhanden sind. Wenn die einen kommen, sind die anderen unterwegs, in Konsu-

laten, Apotheken, Blumenläden, fremden Wohnungen, von den Gelegenheiten in Anspruch genommen, deren Boten, Kunden und Diener sie sind. Ob sie zum besoldeten Hotelpersonal gehören oder zu den protegierten Freunden des Portiers, ist mir seit Jahren festzustellen nicht möglich. Allem Anschein nach ist der und nicht das Hotel ihr Brotgeber, er, der Vater der Gelegenheiten. Sie gehorchen ihm, wie Jagdhunde dem Treiber -- und sie mögen sich auf noch so entfernten Wegen befinden, immer ist es, als hielte er sie alle an unsichtbaren, dehnbaren Schnüren und als wäre es ihm möglich, sie jeden Augenblick zu erreichen. Er behandelt sie wie eine Art armer heruntergekommener Verwandter, die man vom Schicksal mitbekommen hat, eine erbliche Krankheit. Ihre Existenz hat zweifellos etwas Rätselhaftes – ein Leben ohne Uniform und ohne Abzeichen. Hier trägt jedermann sonst das Abzeichen seines Dienstes und seiner Bestimmung, nur sie haben die Anonymität eines Zivils, das an die Ränder der Gesellschaft denken läßt, eine Gehetztheit verrät, ein gejagtes Jagen, an Polizei erinnert und gleichzeitig an verbotene Wege.

Genug von ihnen! In dieser stillen Stunde sind sie für den Portier Luft, weniger als Luft, die er immerhin manchmal zu betrachten geneigt ist. Sie aber sieht er nicht an, selbst wenn er zu ihnen spricht. Er hat die Fähigkeit, von dem erhöhten Podium, auf dem er steht, einen Auftrag hinunterzuerteilen, ohne eine bestimmte Person anzusehen, als wäre die Halle bevölkert von Dienstbeflissenen, die nur auf einen Befehl warten. Und nur wenn ein Gast an den Tisch tritt, um eine Bestellung aufzugeben, neigt er sachte den Kopf – nicht etwa um besser zu hören, sondern um seine Überlegenheit zu verbergen, welche die Gäste nicht gerne merken mögen.

Denn er ist ihnen ohne Zweifel überlegen. Ich finde an seinem starken Kopf, der breiten weißen Stirn, an deren Schläfen die schwarzen Haare schon silbrig zu schimmern beginnen, den weit auseinanderliegenden hellgrauen Augen, über denen sich die dichten und großen Brauen in vollkommener Rundung wölben, dem tiefen Ansatz der später kräftig vorspringenden, knochigen Nase, dem großen und abwärts gebogenen Mund, den der melierte Schnurrbart in ähnlich vollkommener Wölbung überschattet, wie die Braue das Aug', dem massiven Kinn, in dessen Mitte ein verlorenes, schmales Grübchen liegengeblieben ist als eine Erinnerung an die Kindheit: Ich finde an diesem Angesicht gewisse Züge von porträtierten großen Herren wieder, einen be-

stimmten Ausdruck von stolzer Kälte, einen Hauch, der über das ganze Angesicht gebreitet ist wie ein durchsichtiges, klares Visier aus bitterem Frost. Das Angesicht ist bräunlich gerötet, als käme es aus einem Leben im Freien, aus einem Leben zwischen Korn, Wasser, Wald und Wind, die Haut ist straff – und die wenigen starken Runzeln über der Nase und die vielen zarteren dicht unter den Augen scheinen nicht von alltäglichen Sorgen eingegraben worden zu sein, sondern freiwillig empfangene Zeichen, Tätowierungen des Lebens und der Erfahrungen, ausgeführt von Wind und Wetter...

Wie er sich jetzt vor dem Herrn verneigt, ist es keine Verbeugung, sondern eine körperliche Herablassung. Wie er einen Auftrag entgegennimmt, ist es, als erhörte er eine Bitte. Wie er so zustimmend nickt, erinnert er an den milden Richter aus amerikanischen Filmen (wo allein noch milde Richter vorkommen). Der Gast macht ihm jetzt einen Vorwurf. Aber es sieht aus, als dächte der Portier nach, wer wohl von allen der Schuldige sein könnte. Und mittels einer kleinen, außerordentlich nebensächlichen Frage wird er aus einem Pflichtvergessenen ein Mitfühlender, und sein Versäumnis verwandelt sich in Teilnahme. Als wäre der Herr zu ihm gekommen, nicht um ihm etwas vorzuhalten, sondern um sich bei ihm zu beklagen! »Heda!« ruft der Portier zu der Gruppe der untätigen Boys hinüber. »Wer von euch hat den Anzug von 375 zum Bügeln getragen?« – Schweigen. – Es war kein Boy, sondern der Hausdiener, den der Portier eben mit dem Autobus zur Bahn geschickt hat. Er erinnert sich sehr wohl an den Protest des Hausdieners, den Anzug, die besondere Dringlichkeit des Auftrags. Aber er hat nicht einen Augenblick ein Schuldbewußtsein. Ich will nicht damit angedeutet haben, daß er etwa kein Gewissen hätte! Es ist nur anders beschaffen! Es ist weiter, räumlicher, vergleichbar dem eines Generals zum Beispiel, von wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, von der Sorge ums Ganze erfüllt. – »Marsch hinunter – und den Anzug geholt!« befiehlt er jetzt. Wer gäbe noch was für die Unversehrtheit eines Boys, der in dieser Situation zu fragen wagte: Wo ist der Anzug zu holen?! Es ist jetzt etwas im Auge des Portiers erwacht, etwas, das an einen Peitschenknall im Zirkus erinnert, einen gezückten Dolch, ein Unwetter am Horizont... Der Boy fragt nicht; er läuft. Über der Gruppe der zurückbleibenden Jungen läßt sich ein brütendes Schweigen nieder, eine verhängte sommerliche Schwüle. Einsam steht der betreßte Meister auf seiner Höhe und atmet eine Wolke stummen Grolls in die Halle...

Dennoch könnte er sofort wieder lächeln, wenn ein Gast, wie ich zum Beispiel, gerade das Bedürfnis hätte, ihn um etwas anzugehn. Nichts an ihm – der mir durchaus nicht so verständlich ist, wie ich glauben machen will – ist mir so merkwürdig wie seine Gabe, Zorn und gute Laune, abweisende Erhabenheit und dienstbereite Beflissenheit, Gleichgültigkeit und Neugier sehr schnell aufeinander folgen zu lassen. Es scheint mir manchmal, daß jede seiner Stimmungen mit ihrem Gegenteil gefüttert ist und daß er seine Laune nur zu wenden braucht, um sich zu verwandeln. Jetzt, zehn Minuten bevor die ersten Gäste vom »Mailänder Expreß« kommen, rüstet er sich zum Empfang, das heißt: er rückt an der Weste. »Zehn Minuten!« ruft er dem Empfangschef zu. Es ereignet sich etwas Außerordentliches: Er verläßt seine Loge. Er steigt von seinem erhöhten Platz und zerstäubt die Gruppe der Boys, von denen jeder an eine bestimmte Stelle läuft, der eine zur Drehtür, ein anderer zum Lift für Gepäck, der zu dem für Personen, jener an die Treppe, zwei zur Garderobe. Noch zwei Minuten – und das erste Automobil fährt vor. Der Portier spitzt die Lippen und läßt einen leise zischenden Schlangenruf ertönen. Aus einem dunklen Seitengang stürzt ein Gepäckträger in grüner Schürze hervor. Schon hört man draußen einen surrenden Motor. Schon kommen die ersten Gepäckstücke. Der Portier wirft einen Blick auf sie, und da es lederne Koffer sind und ein dunkelgraues, grünkariertes Plaid und ein ledergesäumtes Stoff-Etui für Regenschirme und Spazierstöcke, rückt er noch einmal an seiner Weste. Bei jedem neuen Gast tauscht er einen schnellen Blick mit dem Empfangschef – und jeder Blick bedeutet: eine Zimmernummer, ein Stockwerk, einen Preis, eine Mahnung, eine Warnung, Zufriedenheit oder Mißmut. Ja, es gibt Gäste, bei deren Eintritt der Portier ganz sachte ein Auge schließt, so daß ihnen die Auskunft zuteil wird, es sei alles besetzt. Manchmal – aber das kommt höchstens einmal in der Woche vor – macht der Portier eine Verbeugung, und wenn er sich wieder aufgerichtet hat, sieht man, daß ein Lächeln sein Gesicht verklärt, ein ansteckendes Lächeln übrigens, das sich auf alle überträgt wie ein Gähnen. Dann geht der Gast an lauter lächelnden Gesichtern vorbei, wie zwischen zwei Reihen von Lichtern.

Nebenbei gesagt, sehe ich bei dieser Gelegenheit, daß der Portier eine wollige graue Zivilhose, die zu einem offenbar eleganten Straßenanzug gehört, unter seiner halben Uniform trägt, als wollte er so andeuten, daß er nur zur oberen Hälfte livriert ist, zu jener nämlich, mit der

er sich so selten verneigt. Es verrät mir ein wenig von seinem Privatleben, von dem ich einiges zu wissen glaubte. Es ist eine kleine Enthüllung mehr, bilde ich mir ein. Gewiß hat er seine Beziehungen zu Schneidern, und es ist sogar anzunehmen, daß sich Handwerker um seine Gunst bemühen und ihm besonders billige Kleider liefern. Am Abend, nach sechs Uhr, verschwindet unser Freund in der Garderobe, aus der er nach fünf Minuten mit einer fremden, verwandelten Würde wieder heraustritt. Zum ersten Male sieht man ihn Grüße erwidern. Den schwarzen Stock mit dem silbernen Knauf in der grau behandschuhten Linken, lüftet er mit der Rechten den schwarzen Halbzylinder, den er mit vornehmer konservativer Treue immer noch trägt, lüftet ihn höflich, aber flüchtig vor den Boys, die sich sehr tief vor ihm verneigen. Leutselig plaudert er noch eine Weile mit dem Nachtportier. Gäste, die in der Halle sitzen oder die ihm in den Weg kommen, würdigt er nicht eines Blickes. Noch einmal schweift sein Auge durch das Rund des Raumes, entdeckt mich und sprüht mir einen Funken Freundlichkeit herüber. Dann begibt er sich endgültig zur Drehtür. Und an der gravitätischen Schwere, mit der jetzt ihre Fächer langsam rotieren, merkt man erst, wer eben das Hotel verlassen hat...

Frankfurter Zeitung, 24. 1. 1929

DER ALTE KELLNER

Dieser Kellner ist so alt, daß man ihn im ganzen Hause nur »den Alten« ruft, die Angestellten wie die Gäste von ihm als »dem Alten« sprechen und daß er selbst wahrscheinlich sich nur gelegentlich erinnert, wie sein Name lautet, den er seit so vielen Jahren nicht mehr brauchte. Ja, es ist so, als hätte er gar keinen mehr, weil er, ähnlich einer mythologischen Halbgottheit, in die Kategorie der Wesen eingegangen ist, deren Namen gar keine Rolle spielt, weil sie ein bestimmtes Phänomen repräsentieren. Dieser Kellner repräsentiert in diesem Hotel das Alter – und erst in zweiter Linie das Kellnertum. Er war mehr als vierzig Jahre Kellner, nun ist er schon mehr als zehn Jahre »alt«. Und der Frack, den er jeden Nachmittag anzieht, ist bereits aus einem beruflichen Gewand ein symbolisches geworden – und sieht man den

Kellner im Frack, so ist es, als wäre dieses Kleidungsstück eine passende Uniform des Greisenalters überhaupt.
Ich muß erwähnen, daß diesem Alten die gewohnten Zeichen des Greises vollkommen fehlen. Er ist glattrasiert, sein Schädel ist ganz kahl, und selbst seine Augenbrauen sind dank einer merkwürdigen Laune der Natur hellblond geblieben. Das ehrwürdige Silber des Alters scheint er abgelehnt zu haben. Oder er ist bereits so alt, daß er auch die Periode des weißen Haares hinter sich hat und daß er auf dem Wege ist, zu versteinern, eine Art menschliches Mineral zu werden, vielleicht zurückzukehren zu dem Ur-Ur-Anfang der Welt, der Regungslosigkeit des sogenannten Unorganischen. Wenn man ihn manchmal eine Stunde lang an einer der dicken Säulen in der Hotelhalle lehnen sieht, eine kleine, erloschene Tonpfeife am linken Mundwinkel, die Unterlippe vorgeschoben, die etwas hängenden Wangen vom wächsernen, schimmernden Rot bestimmter Tiroler Äpfel, die kleinen Augen aus glänzendem, tiefem Kobalt-Blau blicklos in unbekannte Welten gerichtet, die steife Hemdbrust von einem reinen, fast unirdischen Weiß-Lack, das tiefe Schwarz des tadellos passenden Fracks ohne Stäubchen und ohne Falte, in den blitzenden Schuhen die unveränderlichen Reflexe der Lampen und Lichter – so könnte man glauben, der Kellner wäre ein Standbild, ein Hausgott des Hotels und des Fremdenverkehrs, und man könnte ohne eine kleine Verbeugung keineswegs an ihm vorbeigehn. Auf einmal aber – und gerade, wenn man es am wenigsten erwartet, setzt er sich in Bewegung – und dieser Anblick ist so unwahrscheinlich, daß man auch der Säule nicht mehr traut, da sie stehenbleiben wird. Wohin geht der Alte? – Ins Restaurant. Er geht nur von den Knien abwärts, seine Füße machen winzige Schritte, wenn ihm jemand in den Weg kommt, bleibt er stehen, irgendein Mechanismus stockt, und man glaubt gehört zu haben, wie ein Rädchen, unter den Frackschößen verborgen, plötzlich stehengeblieben ist. Dann rührt es sich wieder. Eine Viertelstunde später ist der Alte im Restaurant.
Er setzt sich, obwohl man es nicht immer sofort erkennen kann, niemals ohne eine Absicht in Bewegung. Es sind Gäste gekommen, die er schon vor zwanzig oder dreißig Jahren bedient hat und die er kommen sah, während er an der Säule lehnte und seine Augen auf irgendein Jenseits gerichtet zu sein schien. Seine Aufmerksamkeit ist noch die alte, nur seine Gliedmaßen sind langsamer geworden. Genauso beob-

achtete er die Ankunft der Menschen schon vor vierzig Jahren. Nur lief er damals schneller, im Nu stand er vor ihnen, rannte er zur Küche, kam er wieder zurück. Ganz unmerklich, aber unaufhaltsam wurden im Laufe der Jahre und Jahrzehnte seine Füße schwächer, seine Hände zittriger, seine Bewegungen langsamer – unmerklich wie der Weg des Stundenzeigers auf den Uhren ist, aber ebenso sicher wie dieser war der Weg der Schwäche und des Alters im Körper des Kellners. Jeden Tag wurde sein Lauf ein winziges bißchen schwerer – bis es endlich nach vierzig Jahren ein schleppender Gang war.

Nun steht er vor seinen Stammgästen, verbeugen kann er sich immer noch. Ein anderer, ein junger und flinker Kellner kommt an die Seite des Alten, den Block in der Hand, um »aufzunehmen«. Es ist, als sprächen die Stammgäste eine Sprache, die dem jungen Kellner nicht verständlich sein kann, eine Sprache einer verschwundenen Generation, einer verschwundenen Welt vielleicht. Denn der Alte wiederholt dem Jungen wortwörtlich alles, was ihm die Gäste gesagt haben – aber es sieht aus, als übersetzte er. Es ist, als würden die bestellten Speisen erst von dem alten Kellner zu eßbaren Speisen ernannt, zu Gerichten erhoben, zu Leckerbissen geadelt. Würde der Junge sie direkt aufnehmen, sie wären vielleicht ungenießbar. Obwohl die Gäste leise sprechen (der Tisch, an dem sie sitzen, eine Stille in den von Tellergeklapper, Gesprächen, Gläserklang erfüllten Raum ausströmt), hört der Alte genau, was sie sagen – der Junge könnte es wahrscheinlich nicht. Denn jener hat die Gabe der Ahnungen; er errät, was seine Stammgäste wollen – und im übrigen kann er unter Umständen ihre Bestellung auch verändern – wenn er mag. Denn es kann vorkommen, daß sie ein Gericht bestellen, dessen Qualität der Alte an diesem Tage nicht verantworten will. Dann tut er so, als wäre ein anderes bestellt worden. Und deshalb warten die Gäste, bis er sich ihnen so langsam genähert hat. Es besteht eine uralte Beziehung zwischen ihnen und ihm, sie und er stammen aus einer ganz bestimmten Zeit, wie man aus einer Heimat stammt, sie und er sind gewissermaßen Patrioten jener Zeit, die wichtiger und teurer sein kann als ein Vaterland, weil die Zeiten schnell verschwinden und die Vaterländer gewöhnlich bleiben, weil man diese wechseln und verlieren kann und jene uns festhalten. Die Gäste und der Alte: sie sprechen alle die Muttersprache ihrer vergangenen Epoche. Deshalb verstehen sie einander, deshalb warten sie aufeinander.

Es kommt manchmal vor, daß eine uralte Dame, mit dem kalten, ab-

weisenden Blick, der die Folge eines langen, reichen und sorgenlosen Lebens ist, mit einem Stock, auf den sie sich stützt, in einem ernsten Abendkleid aus dunkelgrauer Seide, ein leuchtendes Perlenkollier (auf das die Erben schon warten) um den vielgefalteten Hals – daß diese furchtsam oder ehrfürchtig behandelte Frau geradewegs auf den alten Kellner zugeht und ihm die Hand reicht, ohne ihm ein Wort zu sagen. Dann verneigt er sich tief und lächelt ein wenig. Die alte und allem Anschein nach nicht gutherzige Dame und der Kellner kennen einander schon seit Jahrzehnten – und gewiß hat sie ihm nicht immer die Hand geboten. Als sie beide noch jung waren, standen die unerbittlichen Unterschiede des Standes zwischen ihnen. Nun, da sie alt geworden sind, fängt schon langsam die Annäherung an, die schließlich in der Gleichheit des Todes münden wird. Schon bereiten sich beide auf das Grab vor, auf die gleiche Erde, den gleichen Staub, die gleichen Würmer – und vielleicht, wenn ein so langes Leben nicht wieder ungläubig macht – auf dasselbe Jenseits.

Eine Stunde nach Mitternacht besteigt der Alte den Fahrstuhl – den für Gäste – und läßt sich in den höchsten Stock hinauffahren. Dort bewohnt er ein kleines Zimmer, ein Ehrenzimmer. Er hat nie eine Frau gehabt, keine Kinder, keine Geschwister. Er war immer allein, ein Kellner in diesem Hotel, ein Kind dieses Hotels. Nichts mehr als ein Kellner. Seit zehn Jahren wohnt er in diesem Zimmer. Er wollte sich nicht pensionieren lassen. Er konnte nicht mehr in der Nacht auf die Straße und in seine Wohnung. Also blieb er im Hotel, wie eine alte Wanduhr. Eines Tages wird er in seinem Ehrenzimmer sterben. Kein Zweifel. Seine Leiche wird man durch den rückwärtigen Ausgang des Hotels tragen und in ein schwarzes Auto verladen, in dem es keine Fenster geben wird. Denn durch den Haupteingang eines Hotels kann unmöglich eine Leiche getragen werden. –

Frankfurter Zeitung, 27. 1. 1929

DER KOCH IN DER KÜCHE

Von ungewöhnlicher Bedeutung, aber den meisten unbekannt, ja unsichtbar lebt in der Unterwelt des Hotels der Koch. Den größten Teil des Tages sitzt er in der Mitte der großen Küche, in einem Pavillon mit gläsernen Wänden, in einem Häuschen also, das ganz *ein* Fenster ist, von allen Seiten sichtbar, nach allen Seiten sehend. Aus drei Elementen besteht die Unterwelt des Hotels: aus Glas, aus Kacheln und aus weißem, silbrigem, mattem Metall. Das vierte, flüssige Element, nämlich Wasser, rieselt unaufhörlich, still, melodisch, in ewiger Wachheit und dennoch einschläfernd über die weißen Kachelwände, ein zarter, glitzernder Schleier, in bräutlich-hygienischer Unschuld, kostbar, verschwenderisch und an manchen Stellen, auf die das Licht fällt, regenbogenfarbig.

Acht erwachsene Köche und vier halbwüchsige Kochjungen stehen und wandeln, schneeweiß angezogen, schneeweiße Matrosenmützen auf den Köpfen, lange, hölzerne Löffel in den Händen, zwischen acht metallenen Kesseln, aus denen in unregelmäßigen Zeitabständen ein silbriger Rauch aufsteigt und in deren Unterleibern ein rötliches, unwirkliches, theatralisches Feuer glimmt. Eine unendliche, weiße Stille, vergleichbar etwa der Stille weiter russischer Schneefelder, entweht den Kacheln, dem Metall, dem Glas und den Köchen, deren Bewegungen unhörbar sind, als wären sie weiße Schatten, und deren Schritte wahrscheinlich vom Geräusch des rieselnden Wassers verschlungen werden. Dieses, das einzige Geräusch im Raum, unterbricht nicht etwa die Stille, sondern begleitet sie, scheint die hörbar gewordene absolute Melodie des Schweigens selbst zu sein, der Gesang der Stummheit. Sehr selten nur entschlüpft dem Ventil eines Kessels ein unterdrücktes Zischen, das sofort erstirbt, beschämt und erschrocken und in der Stille bald vergessen, wie etwa der halbe Schrei eines Raben in der weißen, winterlichen, lautlosen Weite.

So wie diese Küche könnte der Maschinenraum eines modernen Gespensterschiffes aussehen. Der Koch könnte der Kapitän sein. Die Köche Matrosen. Die Gehilfen Schiffsjungen. Das Ziel unbekannt und übrigens unerreichbar.

Aber so traumhaft auch die Stille ist, so wirklich, so taghell, so lebendig, so festlicher, fröhlicher, stofflicher, greifbarer Optimismus ist der

Koch. Es genügt, einen Blick auf ihn zu werfen, um jede Vorstellung von düsteren Sagen zu verlieren und sie einzutauschen gegen heitere Erinnerungen an Märchen von Schlaraffenländern zum Beispiel, an satte und bunte Illustrationen auf Glanzpapier in Kinderbüchern. Das ist der Schöpfer der gebratenen und dennoch fliegenden Tauben. Sein weißer randloser Zylinder aus gestreifter Leinwand, der gleichzeitig an einen Turban erinnert, an eine Schlafmütze und an das Unterfutter einer Königskrone, hebt und verstärkt das bräunliche Rot seiner Wangen, das metallen schimmernde Schwarz seiner dichten, buschigen Brauen und das goldene Braun seiner kleinen und flinken Augen, die wie im Spiel über weichen und bequemen Wülsten hin und her eilen, die Köche beaufsichtigen, die Kessel kontrollieren, die Bewegungen der langen Löffel verfolgen. Die weiße Mütze berührt in schiefem Übermut sein rechtes, rotes, blutdurchpulstes Ohr, das seinen eigenen gesunden Optimismus zu manifestieren scheint. Die roten Lippen lächeln unermüdlich. Das weiche, breite Kinn lagert eingebettet in einem bequemen Doppelkinn. Die breiten Nüstern atmen die Gerüche der Speisen und die Nuancen dieser Gerüche. Und unter der weißen Schürze wölbt sich sanft und gütig ein Bauch, in dem ein zweites, ein besonderes Herz eingebaut sein dürfte.

Das nenn' ich einen Koch! Er kommt aus den Träumen meiner Kindheit und in Wirklichkeit – wie ich es schon einmal angedeutet habe – aus der Tschechoslowakei. Von den vier Völkern, die diesen Staat bewohnen: den Tschechen, den Deutschen, den Slowaken und den Juden, vereinigt er alle positiven traditionellen Eigenschaften: Er ist fleißig wie ein Tscheche, gründlich wie ein Deutscher, phantasievoll wie ein Slowake und schlau wie ein Jude. Diese glückliche Mischung ergibt einen zufriedenen, wohlwollenden, mit dem Schicksal wie mit den Menschen einträchtig lebenden Mann, der sogar imstande ist, jahrzehntelang eine harmonische Einehe zu führen. Absurd geradezu wäre etwa die Vorstellung, daß dieser Mann in Zorn geraten könnte! Wo sollte der Zorn Platz finden in dem mit Ruhe, Behaglichkeit und großartiger Gleichgültigkeit ausgefüllten Innern? Und was müßte sich ereignen, um diesen Menschen auch nur aus seinem Gleichgewicht zu bringen? Auf dem kleinen Tischchen, an dem er gewöhnlich sitzt, ein großes aufgeschlagenes Diarium vor sich, in das er gelegentlich eine kurze Notiz hineinschreibt, befindet sich auch ein Telephon, das in mancher Stunde zwanzigmal klingelt. Und immer wieder hebt der

Koch das Hörrohr mit der gleichen Gelassenheit ab, er hebt es noch im Klingeln ab, legt es sorgfältig auf den Tisch, läßt es noch eine Weile schnarren, und erst dann, wenn es ganz still geworden ist, führt er es mit einem halben nachlässigen Arm – nicht zum Ohr, sondern nur in die Gegend des Ohres. Es sieht aus, als bändigte er zuerst ein ungebärdiges, lärmendes Wesen, ehe er geruht, sich damit zu befassen. Er spricht nicht wie alle Welt gerade in die Muschel hinein, sondern nur so in ihrer Nähe herum, und er hebt auch nicht um die kleinste Tönung seine Stimme, viel eher senkt er sie noch, und es sind dann lauter samtene Wörtchen, die er zum Telephon sagt. Jede Viertelstunde kommt einer von den vier Kochjungen in den gläsernen Pavillon, eine winzige Speiseprobe, einem der Kessel entnommen, auf einer winzigen Schale. Manchmal begnügt sich der Koch damit, auf das Pröbchen einen seiner hurtigen goldenen Blicke zu werfen (als hätte sein Auge Geschmacksnerven) und die Speise durch ein sanftes Kopfnicken zu approbieren. Sehr oft aber führt der Koch die Schale an die Lippen, leckt flüchtig an ihr mit der Zunge und schickt den Jungen mit einem leisen Wort zurück. Weshalb er hier nur blickt und dort auch kostet, ist ein ewiges Geheimnis. Ich stelle mir vor, daß er die Launen der Kessel genau kennt und die Fähigkeiten der Küche, aber auch, daß seine Zunge Schaden leiden könnte, wenn er sie allzu oft kontrollieren ließe. Es ist eine kostbare Zungenspitze, sie hat die Erfahrungen eines ganzen ungeheuerlich verwöhnten Gaumens und außerdem die Fähigkeit, den Magen zu sättigen. Denn der Koch ißt den ganzen Tag gar nichts, sondern erst am späten Abend, ohne eine Spur Hunger zu fühlen. Er speist nie in der Küche. Er legt nur seine weiße Schale ab, eine geräumige weiße Schale – und schon steht er da im schwarzen Anzug. Er nimmt seine Mütze vom Kopf – und er hat dichtes und leicht gekräuseltes Haar, eine weiße, glatte Stirn. Über einer Hemdbrust aus Popeline sitzt, den Kragen verhüllend, ein kleiner Schmetterling aus grauer, schwarzgetupfter Seide. Seine zarten und koketten Flügel mildern den Ernst der ganzen Erscheinung und geben dem Wesen des Kochs etwas Unternehmungslustiges, Wagemutiges und Jungenhaftes. So geht er in den Speisesaal. Ein Tisch in der Ecke neben der Säule ist für ihn reserviert. Er wird lautlos und glatt bedient, er braucht nicht einmal zu bestellen. Die Küche weiß genau, was sie ihrem Gebieter zu entsenden hat. Er bekommt sehr winzige Portionen, die preziös wie Edelsteine auf dem Teller liegen. Große Stücke Fleisch würden den

Koch beleidigen. Er ißt leicht und frei und braucht niemals die Serviette zum Mund zu führen. Nach dem Kaffee trinkt er noch einen Cognac. Der Kellner zeigt ihm die Flasche, ehe er einschenkt. Es kommt vor, daß der Koch die Flasche wortlos dem Kellner aus der Hand nimmt und sie stehen läßt. So winzig auch die Gläschen sein mögen, er trinkt immer nur in kleinen Tropfen. Dann erhebt er sich, leicht und frei, nicht wie einer, der lange gesessen und getrunken hat, sondern als wäre er am Morgen am Waldesrand gesessen und ginge nun fröhlich der aufsteigenden Sonne entgegen. Aus einer schmalen Zigarette bläst er blaue, duftende Wölkchen...

Er geht nach Hause. Er hat ein angenehmes Haus, drei Kinder, eine junge, hübsche Frau, deren Porträt in der Schublade des Tisches im gläsernen Pavillon liegt, neben dem zugeklappten Diarium. Er zeigte sie mir einmal. Gewiß zieht er das Porträt sonst niemals aus der Lade, und nur, wenn er sie auf- und zuschiebt, wirft er einen Blick hinein, eine flüchtige Liebkosung. Er hat nie eine andere Frau geliebt, und er ist auch nicht gesonnen, sich jemals einer überraschenden Leidenschaft auszuliefern. (Sein Gehalt ist größer als das des Direktors.) Er hat schon vor dem Krieg in allen großen Städten der Welt gearbeitet. Immer zwischen weißen Kacheln, Glas, Wasser und silbrigem Metall. Er ging in den Krieg, im Jahre 1914, getrost, ohne Patriotismus und auch ohne Furcht, denn er wußte, daß seine seltene Begabung auf die Offiziere eines Generalstabs nicht ohne Wirkung bleiben werde. Vier Jahre lang saß er zwanzig Kilometer hinter der Front, in idyllischen Dörfern, an warmen Kesseln und Herden, vor guten und reichen Vorräten. Von dieser schönen Zeit erzählt er manchmal. Er vergißt niemals hinzuzufügen: »Die Herren von meinem Stab haben besser gegessen, als sie gekämpft haben.« Es ist das einzige Aperçu, das ihm jemals eingefallen ist, es reicht ihm bis ans Ende seiner Tage, und es ist als ein Lob, nicht als ein Tadel gemeint. Ich fragte ihn einmal, ob er schon sein neues, restauriertes Vaterland besucht habe. »Nein«, sagte er, »es ist nicht nötig. Ich zahle hier Steuern!« Ich fragte ihn ferner, ob er die Absicht habe, seinen Buben Koch werden zu lassen. »Vielleicht!« erwiderte der Koch, »vielleicht hat er genug Begabung!« Aber es war ein Zweifel in seiner sanften Stimme. Vielleicht glaubt er auch, wie viele, daß die Söhne genialer Männer wenig taugen. –

Frankfurter Zeitung, 3. 2. 1929

MADAME ANNETTE

Als Annette 28 Jahre alt wurde und noch immer keinen Mann gefunden hatte, begab sie sich zu einem der Juweliere in der Rue de la Providence, in dessen Schaufenstern die Eheringe aus Gold, Silber und Dublee, zu Dutzenden über konische Türmchen aus Samt gestülpt, an winzige, schimmernde Denkmäler erinnern, errichtet zu Ehren der Monogamie. Sie erstand einen silbernen Ehering und steckte ihn an den linken Ringfinger, getreu der Sitte des Landes. Im stillen gedachte sie, den silbernen Ring gegen einen goldenen umzutauschen, sobald sich ein Mann gemeldet haben würde. Vorläufig genügte der silberne, gewissermaßen als eine Mahnung an den lieben Gott, als ein moralischer Zwang, den sie dem Schicksal auferlegte, damit es sich endlich bemüßigt sehe, ihr einen Gatten zu bescheren. Im übrigen hatte der Ring auch einen unmittelbaren Zweck: Er konnte das Mädchen vor Zudringlichkeiten unerwünschter Männer, die gewöhnlich auch feige sind, bewahren, indem er in ihnen die Vorstellung von einem irgendwo vorhandenen eifersüchtigen und kräftig gebauten Mann Annettens hervorrief. Er erzeugte ferner auch einen gewissen Respekt für seine Trägerin bei ihren Kolleginnen, den anderen Mädchen. In der Tat begann, kurze Zeit nachdem Annette den Ring gekauft hatte, das ganze Personal, das früher »Mademoiselle Annette« gesagt hatte, »Madame Annette« zu sagen. Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht günstig zu bemerken, daß der Titel einer Frau auch heute noch manchem ledigen Mädchen aus besserer Familie imponiert, das niemals die traurige Aussicht hat, fremden Menschen dienen zu müssen; wie erst einem Mädchen, das beruflich immer ein Fräulein bleiben soll, selbst wenn sie eine Großmutter wird! -- Den Kolleginnen von Annette, die so wenig Gelegenheit hatten, sich »Madame« nennen zu hören, bedeutete dieser Titel einen gesellschaftlichen Rang. Sie schenkten ihn Annette, obwohl sie ahnen mochten, daß der silberne Ehering nur ein Vorwand war. Sie fühlten sich selbst gehoben, wenn sie »Madame Annette« sagen konnten.

Seit ihrem sechzehnten Lebensjahre war sie Dienstmädchen. Ihr Vater, ein Fischer aus der Normandie, schickte sie zu der Wirtin eines kleinen Hotels in Le Havre, zu der er alte Beziehungen aus seiner Matrosenzeit hatte. Es scheint, daß in Le Havre die Mädchen nicht lange gedul-

det werden. Knapp vier Wochen nach ihrer Ankunft erlag Annette dem verspäteten Liebesröhren eines fünfzigjährigen Reeders, der sie zu heiraten versprach, aber durch seine vor zwanzig Jahren geschlossene Ehe daran verhindert war. Annette bekam ein Kind und kurze Zeit darauf eine gute Stelle bei feudalen Leuten in der Nähe von Paris, die auch aus der Normandie stammten und ihr Dienstpersonal aus ihrer Heimat zu holen pflegten. Das Kind blieb in Kost bei der Wirtin in Le Havre und starb aus diesem Grunde sechs Monate später. Annette schickte Geld fürs Begräbnis und erstand, da sie kein Bild von ihm besaß, aber ein Andenken daran behalten zu müssen glaubte, in einem Papierladen eine Ansichtskarte, die Photographie von einem gelungenen Säugling, die sie in einen schwarzen Rahmen spannte und in ihrem Koffer verbarg.

Durch ihre Erfahrungen in Le Havre gewitzigt und von dem ländlich-normannischen Vorurteil befangen, daß jede Liebesbeziehung zu einem Kind führen müsse, widerstand Annette den Werbungen des Herrn von L., ihres Dienstgebers -- obwohl es ihr leid tat. Ja, um vor sich selbst ein für allemal sicher zu sein, erzählte sie der Frau von L. von den Versuchen des Mannes. Selbstverständlich wurde Annette sofort gekündigt und, damit sie ja nicht mehr Verwirrung in einem herrschaftlichen Hause stifte, an ein großes Pariser Hotel empfohlen, zu dessen Aktionären Herr von L. gehörte.

Also begann ihre bescheidene Karriere.

Sie hielt es (nicht mit Unrecht) für angenehmer, im Laufe eines Vormittags zwanzig Zimmer unbekannter und immer wechselnder Bewohner zu säubern, als nur acht oder zehn Räume für alle Ewigkeiten eingesessener Menschen, von denen sie Lohn und Brot entgegenzunehmen hatte. Ihr waren Trinkgelder, von Abreisenden als eine Art Steuer hinterlassen, lieber als Weihnachtsgeschenke, von der Frau des Hauses im Dezember feierlich überreicht und noch im April, zu Ostern, vorgehalten. Sie gewöhnte sich an ihren Beruf, weil er nicht die Eintönigkeit einer Dienstbotenexistenz hatte, nichts von dem faulen Glanz einer patriarchalischen Hausordnung, sondern etwas von der kalten, klaren Sachlichkeit eines Geschäfts, eines Amtes fast und weil er obendrein noch eine Ahnung von der Vielfalt und Buntheit der Welt, ihres Reichtums, ihrer Bewohner vermittelte. Sie gelangte, weil sie hellhörig und neugierig war, mit der Zeit zu einer Kenntnis verschiedener Sitten der wohlsituierten Kreise, verschiedener Intimitäten

des Luxus, des Liebeslebens in der Kultur und einer Noblesse, die ihre wirtschaftlichen Grundlagen hat. Diese Erfahrungen erhöhten ihre Ansprüche an die Männer, mit denen sie durch Zufall zusammenkam. Und obwohl ihr der und jener gefiel, konnte sie sich dennoch nicht entschließen, den und jenen zu heiraten. Der einzige Mann, mit dem sie auf einem Ball zusammengekommen war und der die ritterlichen Formen zu beherrschen schien, die nach der Meinung der Zimmermädchen den Herren der gehobenen Schichten eigen sind, war ein Zuave, ein Feldwebel aus den Kolonien. Offen gestanden, hatte sie ein wenig Angst vor Farbigen. Wenn einer gelb oder schwarz war, so mußte es sich doch eines Tages auf irgendeine Weise äußern: in einem plötzlichen Wahnsinn, in einer unerwarteten Gewalttat oder auch nur in einer merkwürdigen Krankheit. Trotzdem wollte sie es wagen. Da brach der Krieg aus – und der Zuave starb, wie es sich gehörte, für Elsaß-Lothringen...

Ihre Trauer war größer, als ihre Liebe jemals gewesen war. Denn sie verlieh dem Toten noch mehr Vorzüge, als der Lebendige besessen hatte. Sie hinterblieb in der Überzeugung, das Ideal der Männlichkeit verloren zu haben. Mit dem Bild verglichen, das sie sich von dem Toten gemacht hatte, waren alle vornehmen Gäste des Hotels mißlungene Exemplare des männlichen Geschlechts. Selbst Boxer und Aviatiker blieben weit hinter dem toten Zuaven zurück. Da sie kein Bild von ihm besaß und Ansichtskarten von Ideal-Zuaven nicht hergestellt werden, dichtete sie ihm die Züge aller photographierten Heroen in den illustrierten Zeitungen an. In ihrem pietätvollen Gehirn, das im Laufe weniger Jahre die Arbeit verrichtete, die sonst einigen Generationen zu einer Legendenbildung nötig ist, wurde der Tote ein farbiger Halbgott. Die Erinnerung an ihn bewahrte sie, nebenbei gesagt, vor den Verführungsversuchen weißer, etwas angetrunkener und sorgloser Hotelgäste.

Wenn man einen großen Schmerz hat, ist es gut, seinen Aufenthaltsort zu wechseln. Sie kam hierher in dieses Hotel, von dem ich eben berichtete, verhältnismäßig leicht, denn es gehört derselben Aktiengesellschaft, die das Pariser Hotel Annettes besitzt. Hier kaufte sie den Ehering, hier bekam sie den Titel Madame und damit im Zusammenhang einen leichteren Dienst. Sie ist jetzt gewissermaßen die rechte Hand der Wirtschafterin, hat nur fünf, sechs Zimmer zu besorgen und die Mädchen zweier Stockwerke zu beaufsichtigen. Sie trägt nicht mehr

ein blaues Kleid, sondern ein schwarzes, und ist auch nicht zu dem traditionellen weißen Häubchen verpflichtet. Doch legt sie es gerne an – aus Koketterie, obwohl sie behauptet, es geschehe aus Bescheidenheit. Immerhin ist sie außergewöhnlich hübsch. Ja, es scheint mir manchmal, daß sie selbst nicht weiß, wie schön sie sein kann. Denn gerade zum Bewußtsein der eigenen Schönheit gehören Muße und eine gewisse materielle Unabhängigkeit. Es scheint mir manchmal, daß ihr ein Mann sagen müßte:
»Hören Sie, Madame Annette! (oder auch nur: »Annette!«) Ihre schwarzen Haare, Ihre hellgrauen Augen und Ihr braungelber Teint sind eine seltene Komposition der Natur! Obwohl Sie nur am Mittwoch, an Ihrem freien Tag, seidene Strümpfe tragen, sieht man auch sonst den reizvollen Schwung Ihrer Beine, einen sanften, leise abschwellenden Übergang vom Muskel der Wade zu den Sehnen des Fußgelenks. Glauben Sie ja nicht, daß man Ihren schmalen Hüften, Ihrer kleinen Brust und Ihren kräftigen, verarbeiteten, aber schönen Händen ansehen muß, daß Sie nicht zu der Gesellschaft gehören, die Sie für die gute halten. Sie können ohne Zweifel wie eine Dame aussehen, selbst wenn Sie einen Befehl entgegennehmen, die hellen Augen auf den Gast gerichtet und doch noch in die leere Luft hinter seinem Rücken. Ihren schmalen, merkwürdig roten Mund (für den Sie Ihres Teints wegen einen etwas helleren Stift brauchen müßten) fest geschlossen, wie zur Abwehr jeglicher Unart, und das weiche Kinn ein wenig gehoben, als wäre es der Sitz der Aufmerksamkeit, aber auch des Hochmuts. Es ist kein Zweifel, daß Sie schön sind, Annette!«
Das dürfte man ihr leider nicht gesagt haben. Die Spiegel, vor denen sie gerne stehenbleibt, sind gefällig, aber stumm. Und die Zeit ist flink und kurz. Annette hat zwar eine oberflächliche Übung im Aufräumen. Der Waschtisch dauert fünf Minuten, das Bett drei, der Tisch zwei. Herren lassen gerne Anzüge über Stühlen hängen. Das ergibt Komplikationen. Ferner Papiere, Bücher, Briefe auf dem Schreibtisch. Die Hausordnung verbietet eine Veränderung der von den Gästen auf den Schreibtischen hinterlassenen Unordnung. Gesäubert aber müssen sie werden! Jeder Zettel muß in seiner Lage verharren. Das dauert manchmal zwanzig Minuten. Dann muß man die Mädchen kontrollieren. Sie schwatzen. Signale leuchten, grün und dauerhaft, und die Mädchen rühren sich nicht. Annette ermuntert sie. Sie arbeitet von zwölf Uhr mittags bis neun Uhr abends. Eine Stunde Mittagspause. Unten, neben

der Küche, an dem langen Tisch fürs Personal, der an Mittagstische in Waisenhäusern erinnert. Wenn Annette noch fünf Jahre so arbeitet, wird sie bestimmt Wirtschafterin – – um weiterzuarbeiten.

Einmal, es war ein Mittwoch, traf ich sie vor dem Eingang zu einem der großen Kinos. Sie betrachtete die Bilder, Szenen aus reichen Milieus. (Denn nichts interessiert die Armen so sehr wie das Leben der Reichen.) Ich erlaubte mir, weil wir uns schon so lange kennen, sie einzuladen. Wir sahen einen jener Filme, die von der großen Internationale der »Branche« seit zwanzig Jahren immer wieder als Zeugnis für ihre »soziale Gesinnung« hergestellt werden. Es war einer jener Filme, in denen immer wieder ein junger Mann aus besseren Sphären ein armes Mädchen aus niederen zu sich und zu einem Souper emporzieht, bei dem es nicht weiß, ob man Eis mit der Gabel nimmt oder einen Apfel mit dem Nußknacker öffnet. Das Publikum weiß es und wiehert der Filmindustrie zu. An jenem Abend wieherte es ebenfalls. Madame Annette meinte: »Immerhin könnte das Mädchen es nach den vielen Filmen schon gelernt haben! Sie wird doch schon ein paarmal im Kino gewesen sein, da ja der Film in New York spielt!«

Hierauf bat ich – aus einer etwas zu hastigen, zu ehrlichen Reaktion gegen die »Branche« – Madame Annette in ein gutes Restaurant zum Abendessen. Hier und dort saß ein Gast aus dem Hotel. Hie und da traf Madame Annette ein werbender Blick, kein erkennender – – denn ein richtiger Herr glaubt niemals, daß in dem Lokal, in dem er speist, ein Zimmermädchen sitzen könnte. Nur nebenbei erwähne ich, daß Madame Annette ein hochgeschlossenes, dunkles Kleid trug, das sie blaß machte, ihren Mund noch röter – und eine Schnur falscher Perlen, die einen bläulichsilbernen Widerschein auf die untere Partie ihres braungelben Gesichts warfen. Wichtiger scheint es mir zu betonen, daß sie mit dem Besteck besser umzugehen wußte als die paar Herren vom Film, in deren Gesellschaft ich hie und da Gelegenheit hatte zu Abend zu essen – oder wie sie selbst sagten: zu »soupieren« …

Frankfurter Zeitung, 9. 2. 1929

DER PATRON

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Hoteldirektors, daß man sein Alter nicht schätzen kann. Dem und jenem mag es unheimlich vorkommen, um elf Uhr vormittags einen etwa fünfzigjährigen Hoteldirektor zu sehen, der um drei Uhr nachmittags ein guter Vierziger und spät in der Nacht wieder ein Fünfziger wie am Vormittag zu sein scheint. Nicht so rapide wie seine Physiognomie, aber immerhin verwunderlich schnell genug verändert sich die Haar- und Bartfarbe des Direktors. Es gibt Zeiten, in denen sich in den tiefschwarzen Schnurrbart einzelne silbergraue Härchen zu stehlen beginnen. Ein paar Tage später sind sie verschwunden. Manchmal sieht man auf seinem Kopf den Anfang einer Glatze. Eines Tages erscheint er wieder mit der gewöhnten sanften, seidig-weichen, etwas frauenhaften Haarfülle.

Obwohl er ein durchaus mondäner Hoteldirektor in einem mondänen Hotel ist, spricht das Personal nicht anders von ihm als vom »Patron«. Es mag den armen Menschen, obgleich sie ihr ganzes Leben in der Nähe des modernen Kapitals verbringen, sehr mühsam sein, sich eine Aktiengesellschaft als Brotgeber vorzustellen, einem abstrakten Begriff, hervorgesprungen aus den dünnen Kolonnen des Kurszettels, zu dienen und den Mann, der sie aufnimmt und entläßt, der ihnen das befiehlt und jenes verwehrt, ebenfalls nur für den Angestellten einer geheimnisvollen Aktiengesellschaft zu halten. Es ist einfacher, ihn für den Patron zu halten. Wäre er nun wirklich der Besitzer, ja, wäre er auch nur an der Aktiengesellschaft beteiligt, er würde – wie ich ihn kenne – sich den populären und provinziellen und die ganze Größe des Betriebs beleidigenden Titel nicht gefallen lassen. So aber behagt dem Direktor die Anrede »Patron«, sie schmeichelt ihm sogar.

Derlei Geheimnisse seiner Seele, die ich manchmal zu erraten glaube, aber auch noch andere sichtbare Eigenschaften des Charakters haben mich lange gehindert, den Direktor sympathisch zu finden – so, wie ich es gewollt hätte. Denn die schriftstellerische Objektivität erfordert eine ganz bestimmte Art von Sympathie für die zu beschreibenden Menschen, eine literarische Sympathie, deren sich unter Umständen auch ein Schuft erfreuen kann. Aber mein privates Herz schlägt in einer sentimentalen (und jüngst wieder etwas unmodern gewordenen) Weise für die kleinen Wesen, denen man befiehlt und die gehorchen,

gehorchen, gehorchen, und läßt mich selten zu der Objektivität für die großen gelangen, die befehlen, befehlen, befehlen. Was den Direktor betrifft, so wiederhole ich mir manchmal den mildernden Umstand: auch ihm wird befohlen; von der Aktiengesellschaft, das ist wahr! Aber die Befehle, die er empfängt, werden ihm einmal im Jahr, für alle 365 Tage gegeben, es sind Generalbefehle, auf einem schönen Bogen Papier niedergeschrieben, beinahe Dokumente. Er kann sie übrigens auf eine beliebige Weise nach unten hin verstreuen und, wenn sie ihm hart erscheinen, wie es üblich ist, in einer noch härteren Form weitergeben, wodurch ihm sein Los, vergleicht er es mit dem eines ihm Gehorchenden, bedeutend leichter erscheint. Soweit die Leiter, die zur Aktiengesellschaft hinanführt, sichtbar ist, steht er, der Direktor, auf ihrer höchsten Sprosse.

Dennoch hätte ich mich damit längst abgefunden, wenn es nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, sehr leise an Orten aufzutreten, an denen man ihn nicht erwartet. Plötzlich erscheint er in dem abgelegenen Teil eines Korridors. Es ist immer so, als wäre er lange dagestanden und als setzte er sich erst in Bewegung, sobald er einen kommen hört. Ein anderes Mal geht er mit schnellem Schritt, den Kopf gesenkt, durch die Halle, wie um zu demonstrieren, daß er sich um niemanden kümmere. Aber ich weiß wohl, daß seine Augen, die seitwärts, nahe an den Schläfen eingefaßt sind wie die eines Vogels oder eher einer Eidechse, rasch und sicher die Bilder der ganzen Umgebung mitnehmen und daß der Direktor nach so einem kurzen Ausflug ganz genau weiß, wer in der Halle sitzt, was der Portier macht und ob alle Liftboys und Boten anwesend sind. Sein Blick verhakt sich harpunenartig in den Bildern. Es ist, als hätte er sie mitgenommen, in sein Kontor, um sie zu entwickeln oder in ein Album zu legen.

Er hat die Gewohnheiten, die Bewegungen, die Eigenschaften eines Detektivs. In der Levante geboren und ein Kind griechischer Eltern, besitzt er wahrscheinlich die geistige Hurtigkeit, die man Griechen und Levantinern zuschreibt. Was er erblickt, sieht er, was er sieht, kennt er. Alle Sprachen spricht er mit der gleichen Geläufigkeit. Aber in keiner einzigen kann er einen fehlerlosen Brief schreiben. Seiner Sekretärin diktiert er nur Stichworte, gescheite Stichworte wahrscheinlich; ihr bleibt die Stilisierung überlassen. Von mittlerer Größe, aber so dünn, daß er zuweilen sehr groß erscheinen kann, sieht er aus wie ein edles Mitglied einer sehr fernen und sehr fremden Rasse. In seinem

dunkelbraunen, schmalen und zu beiden Seiten wie abgeplatteten Gesicht erinnert die hagere Nase an eine Waffe, ein gebogenes Messer aus Knochen und Haut. Die schmale Stirn verdeckt rechts eine Welle des schwarzen Haars. Der dünne Schnurrbart wölbt sich wie ein schwarzer Faden – er ist am oberen und unteren Rand rasiert – über dem Mund und liegt beinahe in der Mitte der langen Oberlippe. Der Mund öffnet sich nur sehr wenig, auch wenn der Direktor spricht. Wenn er zahnlos wäre, man würde es nicht bemerken.
Dieser Mann hat ohne Zweifel die Phantasie, die den sogenannten »Luxus« erzeugt und nährt. Wenn es überhaupt ein Wesen gibt, das ganz genau weiß, was »Bequemlichkeit« heißt, so ist es der Direktor. Ihm sind alle bequemen Einrichtungen zu verdanken. Es gibt in diesem ganzen Hotel keinen Tisch mit erhabenen Rändern, die den Unterarm lähmen, wenn man sich stützt. Die Nachtlampen neben den Betten stehen in Greifhöhe in kleinen Wandnischen wie in Safes, und das Brett, auf dem sie ruhen, ist hinauszuschieben. So liegt man nicht in der Angst, daß die Lampe zerbricht, wenn man nach einem Wasserglas greifen will. Alle Aschenbecher sind tief, breit und schwer. Vor jedem Bett ist ein Vorhang, der es am Tag unsichtbar macht. Zwischen den zwei Türen, die in den Korridor führen, ist der Raum so groß, daß der Kellner einen kleinen Tisch mit den bestellten Speisen stehen lassen kann, für den Fall, daß sein Eintritt ins Zimmer stören sollte. Mit der Post bringt man des Morgens dem Gast viele Zeitungen mehrerer Länder zur Auswahl. Nie kann ein Postbote mit eingeschriebenen Sendungen kommen, ohne telephonisch angekündigt worden zu sein. Die ganze Nacht ist die sogenannte »kleine Küche« in Betrieb, bei der man Obst, Tee, Kaffee und Cognac haben kann. Die große Drehtür ist die ganze Nacht offen, so daß man nie zu läuten braucht und einen Schlafenden zu wecken. Auch um drei Uhr morgens brennen alle Lichter wie um neun Uhr abends. Diese Einrichtungen verdanken wir dem Direktor.
Und dennoch ist mir die Art, in der er etwa einem Liftboy befiehlt, ihm ins Kontor zu folgen, sehr peinlich. Er sagt nicht etwa: Kommen Sie! Er winkt auch nicht mit der Hand oder mit den Augen! – Er bleibt vor dem Unglücklichen stumm stehen, sieht ihn an, entfernt sich einen Schritt und wendet sich wieder um. Ich weiß nicht, was hinter der geschlossenen Tür im Büro vorgeht. Aber ich sehe die Männer herauskommen. Sie rücken an den Uniformen, drehen die Köpfe in den Kra-

gen, als hätten sie etwas einzurenken, und geben sich einen Ruck, ehe sie wieder an den Dienst gehen, als kämen sie aus einer ganz, ganz anderen Welt und als gälte es, sich erst in dieser zurechtzufinden. Und sie waren doch kaum länger als zehn Minuten drinnen! Man könnte jetzt eine Frage an sie richten – sie würden nichts hören. Immer noch tragen sie in ihren Ohren einen furchtbaren Klang, in dem alle neuen Geräusche ersticken.

Auch diese Sitten sind vielleicht nur natürlich. Unnatürlich aber ist die Art, immer die gleichen Belanglosigkeiten zu sagen und Fragen zu stellen, auf die man nicht antworten kann. »Sind von weit her gekommen? Hoffentlich gute Zeit gehabt? Freue mich, Sie wiederzusehen, freue mich wirklich sehr!« Und je nach dem Wetter und der Jahreszeit: »Trüber Sommertag heute! Es wird regnen!« Oder: »Schöner, klarer Herbst. Das Beste für die Gesundheit. Wünsche viel Vergnügen!« Und zum Schluß mit einer Verbeugung, die aus dem Körper ein etwas mangelhaft konturiertes Fragezeichen macht: »Safe und Kasse immer zur Verfügung! Empfehle mich!«

Und dennoch sah ich einmal folgendes:

Gegen zehn Uhr vormittags kam ein Mann durch die Drehtür in die leere Halle. Der Direktor stand gerade vor der Tür des Empfangschefs und wollte sich bereits entfernen. Der arme Mann blieb in der Mitte stehen, als hätte ihn jemand hingestellt und wieder verlassen. Er trug einen viel zu langen Überzieher. Die sichtbaren Reste der roten Hände, die aus den Ärmeln kamen, erinnerten eher an Strümpfe. Das Gesicht war mager, aber peinlich rasiert und sogar frisch geschnitten. Der dünne Hals wackelte im viel zu weiten, aber steifen und sehr weißen Kragen. Etwas tiefer ahnte man (aber man sah nicht) ein weiches, blaugestreiftes, nicht mehr ganz sauberes Hemd.

Der Direktor sagte zu dem Mann: »Gehen Sie hinaus, aber kommen Sie wieder durch die Seitentür für Gepäckträger herein!«

Das tat der Mann. Er trat wie aus einer Kulisse. Er benahm sich überhaupt wie auf der Bühne. Er schnallte ein Gummiband von einer Brieftasche und entnahm ihr einige Papiere.

Der Direktor befahl dem Mann, sie selbst zu entfalten. Er nahm sie nicht, strich nur mit einem seiner hurtigen Blicke darüber. Dann schüttelte er den Kopf.

Der arme Mann ging. Da sagte der Direktor ganz leise: »He!«

Der Arme wandte sich um.

»Kommen Sie dennoch heute zu Mittag, pünktlich zwölfeinhalb!«
Der Arme lächelte und versuchte, auf dem Teppich eine Art Knicks zu machen. Dann ging er wieder.
»He!« sagte der Direktor noch einmal leise.
Der Arme wandte sich etwas schneller um, zutraulicher als das erstemal.
Da sprach der Direktor zum Portier: »Lassen Sie ihm einen Milchkaffee geben, komplett!« und entfernte sich schnell. Mitten im Gehen blieb er plötzlich stehen und rief, ohne sich umzuwenden, über die Schulter zurück:
»Mit Schlagsahne!« – –
Und verschwand im Kontor.
Seitdem glaube ich zwar noch nicht, daß der Mensch gut ist. Aber ich habe endlich die nötige literarische Objektivität gegenüber dem Direktor. –

Frankfurter Zeitung, 20. 2. 1929

ABSCHIED VOM HOTEL

Ich hätte noch gern den und jenen meiner Freunde in diesem Hotel wiedergesehen, aber ich muß es morgen schon verlassen. Lange genug bin ich diesmal hiergewesen. Ich wäre unwürdig des großen Glücks, ein Fremder zu sein, wenn ich noch länger bliebe. Ich könnte dieses Hotel zum Heim degradieren, wenn ich es nicht ohne Not verließe. Ich will hier heimisch sein, aber nicht zu Hause. Ich möchte kommen und gehen, kommen und gehen. Es ist schöner zu wissen, daß hier ein Hotel auf mich wartet. Ich weiß schon, daß auch dies eine Sentimentalität ist und daß ich aus Angst vor der überlieferten einer Original-Sentimentalität erliege. Aber so beschaffen ist das menschliche Herz.
Ich werde heute schon meine Abreise dem Portier ankündigen. Oh, nicht etwa, weil es hier eine Vorschrift erforderte! In diesem Hotel gibt es keine »Avisos« in den Zimmern, keinen »Auszug aus den Polizeiverordnungen, betreffend das Gastgewerbe aus dem Jahre 1891, A IV, §§ 18 und 22ff.«, keine »Hausordnung«, und nirgends »werden die p.t. Gäste gebeten, die Abreise rechtzeitig bekanntzugeben, da an-

dernfalls noch eine Nacht berechnet werden müßte, Hochachtungsvoll, die Direktion.« Nein, in diesem Hotel gibt es keine Sprüche an den Wänden! Auch daß ein »Restaurant im Hause« ist, bedarf hier keiner besonderen Betonung, denn das Restaurant ist gut, und also speist man dort gerne. Wenn ich heute schon dem Portier meine Abreise ankündige, so geschieht es, weil ich so maßlos viel Güte brauche und weil ich heute schon hören will, wie er sagt: »Ach, schon wieder?!« – Welch unbeschreiblicher Ton! Das wird ganz leise gesprochen, als wäre es ein Geheimnis; als könnte der Entschluß abzureisen, solange nur wir zwei davon wissen, immer noch aufgeschoben werden... Das ist so langsam, so gedehnt wie eine Klage, die für eine lange Zeit jetzt ausgedrückt sein soll. Das scheint aus jener unwahrscheinlichen Ferne zu kommen, in die ich eben zu gehen gedenke. Guter Mann! – Was wird er ohne mich machen? Wen wird er grüßen, wenn er am Abend in seinem noblen Zivil das Hotel verläßt? Wie gut haben wir uns verstanden! Mit Hilfe von Blicken pflegten wir uns auseinanderzusetzen: die wirklich internationale Sprache der Stenoskopie! Das ist nun zu Ende...

Aber Männer müssen hart sein, und also erkundigt sich der Portier nach dem Zug oder dem Schiff, die ich zu nehmen entschlossen bin. Ich sage nur das Ziel und ungefähr die Zeit, etwa »am Abend«. Und er präzisiert: da ist Zug Nummer 743 mit Schlafwagen 18 Uhr 32, zweimal Aufenthalt, Speisewagen bis zweiundzwanzig, das heißt zehn Uhr abends. Und es folgt eine Reihe anderer Vorschläge. Ich überlasse ihm die Auswahl. Es gehört zu den Tugenden eines guten Portiers, daß er die besten Züge von den weniger guten unterscheiden kann, obwohl er so selten fährt und die Gäste immer. Ich verlasse mich darauf. Und wenn der Zug, den er mir empfohlen hat, gelegentlich um drei Stunden verspätet ankommt, so bin ich überzeugt, daß alle anderen Züge entgleist sind. So grausam wird man, wenn man sich selbst trösten will...

Morgen wird der längste aller Tage sein. Man fährt schon und bewegt sich noch nicht von der Stelle. Es hat sich übrigens inzwischen schon herumgesprochen. Der Zimmerkellner, der am Nachmittag abgelöst wird, wünschte mir schon am Vormittag eine gute Reise. Das ist zwar mit der Aussicht auf ein Trinkgeld gesagt, aber deshalb nicht weniger aufrichtig. Was mich betrifft, so habe ich die Erfahrung gemacht, daß die guten Wünsche derjenigen am ehrlichsten sind, die dafür ein Trink-

geld bekommen. Wer nichts von mir erwartet, der wünscht mich zum Teufel. Wohl dem, der Trinkgelder geben kann! Alle braven Leute segnen ihn, denn sie hoffen, daß er bald wiederkommen wird. Es ist lehrreich zu sehen, wie der Kellner mir die Ehre erweist, meine Menschlichkeit ebenso zu schätzen wie meine geringe Gabe. Ich bin ihm ebenso sympathisch wie Geld. (Allen meinen Freunden ist Geld sympathischer.) Und in seinem Auge unterscheide ich genau neben dem jubelnden Fünkchen ein wehmütiges Licht. In die Freude über den Gewinn mischt sich der Kummer des Abschieds. Leb wohl!

Das wird der längste aller Tage sein. In diesem Zimmer gibt es ja glücklicherweise gar nichts, nicht ein einziges Stück, auf das sich das Auge mit Schmerz heften könnte! Keine alte Zuckerdose, kein Schreibtisch des Onkels, kein Porträt des Großvaters mütterlicherseits, kein Waschbecken mit zinnoberroten Blümchen und einem Sprung dazwischen, kein Dielenbrett, das heimatlich knarrt und das man plötzlich zu lieben beginnt, nur weil man verreist, keinen Rostbratenduft aus der Küche und keinen Parademörser aus Messing auf dem Kleiderschrank des Vorzimmers! – Nichts! Wenn meine Koffer weg sind, werden andere hier stehen. Wenn meine Seife eingepackt ist, wird eine andere neben dem Waschbecken liegen. Wenn ich nicht mehr an diesem Fenster stehen werde, wird ein anderer hier stehen. Dieses Zimmer macht sich und dir und mir und keinem Menschen Illusionen. Wenn ich es verlasse und noch einen Blick darauf werfe, ist es nicht mehr mein Zimmer. Der Tag ist lang, denn es gibt keine Wehmut, ihn auszufüllen.

In dieser Stadt brauche ich auch nicht etwa Abschiedsbesuche zu machen. Mit Freuden denke ich daran, daß hier nicht jener ältliche Mann wohnt, der mich haßt, den ich hasse und dem ich immer wieder Guten Tag! sage. Auch nicht ein jüngerer, der zerspringt, wenn er mich am Leben sieht, und beleidigt wäre, wenn er mich nicht sähe. Auch nicht ein guter Freund, der mich zur Bahn begleitet und noch beim letzten Gruß überzeugt ist, er machte an unserer Freundschaft ein weniger gutes Geschäft als ich. Nicht einmal eine Dame, in die man (aus Galanterie) verliebt ist und die, während ihr Auge die Träne zurückhält, sich schon freut, daß sie auf einen andern Passagier Eindruck gemacht hat. Ich bin fremd in dieser Stadt. Deshalb war ich hier so heimisch.

Es wird nur einen einzigen kurzen, sentimentalen Augenblick geben: wenn der Hausdiener meine Koffer untergebracht hat und nun auf

dem Perron steht, die Mütze in der Hand und die andere Hand unter der Schürze verborgen, aus Angst, sie könnte sich selbsttätig ausstrekken. Dann ist es ziemlich kompliziert mit dem Trinkgeld. Er nimmt es schnell, aber ungeschickt. Es wird fast ein Händedruck, flüchtig, wie verfehlt. Dann geht er zwei Schritte zurück, der Alte, das Gesicht mir zugewendet. Er setzt die Mütze auf. Noch einmal leuchten auf ihr die Buchstaben, die den teuren Namen des Hotels ausmachen. Dann hisse ich die Segel und steige in den Zug...

Frankfurter Zeitung, 24. 2. 1929

DER KONGRESS

Der Morgen versprach nichts Böses. Gegen acht Uhr begann das gewöhnliche Lied des nachbarlichen Kanarienvogels, gegen halb neun Uhr der lamentierende Gesang der Straßenhändler und Ausrufer, der das Aufstehen erleichtert und auch an kalten Tagen die Vorstellung von der Ankunft des Frühlings erzeugt. Dann wurde es still. Der Tag schöpfte Atem, eh' er begann. Eine kurze Viertelstunde war es wieder so still wie in der Nacht zwischen drei und vier, wenn die Laternen erlöschen und die Automobile vergessen sind, als wären sie niemals erfunden worden. In allen Zimmern begannen diskrete Wasserleitungen zu summen, und in der Zentralheizung klirrte es hell und auch ein wenig geheimnisvoll (die einzige Minute im Tag, in der man sich vorstellen könnte, daß Geister einheizen). Ein Tag sollte beginnen, ein gesunder, normaler Tag mit einem schwarzen Kaffee in weißer Schale auf einem dunkelbraunen Tablett, mit blanken Schuhen vor der Tür, mit einem weißen Brief im Postfach und einem leisen Geruch von Menthol und Mundwasser, den erst die warmen Strahlen der Mittagssonne auflösen.

Auf einmal, es mochte gegen halb zehn Uhr sein, begann der Kongreß. Seine Mitglieder stürzten frisch von der Eisenbahn ins Haus, als hätten sie vom Bahnhof hierher kaum einen Schritt gehabt, als wäre in ihren Körpern die Triebkraft der Lokomotive geblieben, als hielten sie aus einer Gewohnheit, die zwölf Stunden alt sein mochte, das stehende Haus für einen beweglichen Zug, den man versäumen könnte. Die Ankunft der Kongreßteilnehmer war hastig wie eine Abfahrt. Sie stürzten sich in die Zimmer wie in Kupees. Der Vormittag erschien ihnen, da sie schon so lange wach gewesen waren, alt wie ein Nachmittag. Sie überhörten die Stille dieser Stunde. Sie waren zahlreich, aber sie hatten das Bedürfnis, noch zahlreicher zu sein. Es war ihnen unmöglich, einander zu verlassen, als ob der nächtliche Aufenthalt in einem gemeinsam benützten Waggon sie für alle Ewigkeit zusammengetan hätte. Sie hielten die Türen der Zimmer offen, um einander nicht aus den Augen zu verlieren. Jeden Augenblick verließ einer von ihnen sein Zimmer, weil er die Einsamkeit nicht ertrug. Sie hatten ein bestimmtes Programm. Um elf Uhr sollten sie schon vor einem Hauptportal 5 versammelt sein, durch das man wahrscheinlich direkt in den Kongreß ge-

langte. Aber obwohl sie sich eilten, verloren sie die kostbarsten Minuten. Immer wieder ging einer zum anderen, der zweite begab sich zum dritten, vier gingen zusammen in den Korridor, während in den leeren und offenen Zimmern die Kleider wartend über den Stühlen hingen und das Wasser nutzlos in die Muscheln rann und der Schaum der Rasierseife langsam verdunstete. Die Kongreßteilnehmer standen mit baumelnden Hosenträgern, lachenden Augen, unaufhaltsam arbeitenden Zungen, mit offenen Hemden und aufgekrempelten Ärmeln im Korridor. Und fand sich ein Gewissenhafter unter ihnen, der ihnen den Rücken wandte, so hielt man ihn zurück, denn auch nicht einen einzigen konnte man entbehren.

Das dauerte so lange, bis aus einem der oberen Stockwerke eine unerwartet helle, geschliffene Frauenstimme den Befehl gab – und es war wie der Schnitt eines Rasiermessers: »Um halb elf alle in der Halle versammelt!« Die Kongreßteilnehmer gingen auseinander. Sie verschwanden in ihren Zimmern. Aber sie unterhielten sich weiter, indem sie an die Wände klopften wie Gefangene. Wenn zwei die Verbindung hergestellt hatten, so erklang unweigerlich die Frage: »Willy, willst du etwas Kölnisch Wasser, um dich zu erfrischen?« Oder: »Brauchst du die Bürste für den Rock?« Und an diesen harmlosen Fragen war nichts so empörend wie die Überflüssigkeit der Nebensätze und die ausdrückliche Betonung des Nutzens, den man vom Kölnischen Wasser und einer Bürste erwartete. Es war, als könnten die Kongreßteilnehmer keinen Gegenstand nennen, ohne seinen Zweck zu erklären, und als wären sie sonst, in ihrem gewöhnlichen Leben zu Hause, unaufhörlich nicht mit den Gegenständen beschäftigt, sondern mit den Ideen der Gegenstände. Als existierten Bürsten, Wasser, Seife, Nagelfeilen als abstrakte Vorstellungen, die vielleicht den Inhalt der Kongresse ausmachten, und als wäre jetzt Gefahr, ein Kongreßteilnehmer könnte glauben, man böte ihm Kölnisch Wasser nicht zur Erfrischung an, sondern zu einer Dissertation.

Schließlich begannen sie, die Stiegen hinunterzugleiten, um sich laut Befehl in der Halle zu versammeln. Es waren lauter junger Leute, Lehrer in der Blüte ihrer Jugend und Studenten mit der höchsten Zahl von Semestern. Sie hatten eine derbe Gesundheit, aber keine ländliche, die ihnen wohlgetan hätte, sondern eine, die man an den Rändern der Städte findet, wo der Asphalt in Schotter überzugehen beginnt. Es war eine gewisse Unbekümmertheit der Stadtgrenzen, die man auf Fahrrä-

dern erreicht, eine Frische, die man einmal wöchentlich durch Ausflüge in Gemeinschaft mit Gesinnungsgenossen erhält und durch eine entfernte Verwandtschaft mit Förstern und Bauern, zu denen man keine menschliche Beziehung mehr findet. Es war der Übergang von Land zu Stadt. Joppen und Rucksäcke wären stilvoll gewesen. Aber diese braven Leute hielten sich für vollendete Großstädter, und sie trugen infolgedessen Mäntel mit Gürteltaille und, um anzudeuten, daß sie sich auf Reisen befinden, dunkelblaue Baskenmützen, deren Randlosigkeit mageren Gesichtern von scharfem Schnitt günstiger ist als vollen Wangen. Die Frauen, die zuletzt kamen, wurden mit lärmenden Schmeicheleien empfangen. Man schrie ihnen entgegen, daß sie sich »schön gemacht hätten«, ein Kompliment, das eigentlich verriet, daß sie nicht schön von Natur waren. Es waren fünf Damen. Und auf Verabredung trugen sie alle Hüte von gleichen Formen, aber verschiedenen Farben, und sie erinnerten so weniger an Kongreß- als an Turnierteilnehmerinnen...

Alle verließen zusammen das Hotel, überschritten in einem Knäuel den Fahrdamm und verwickelten sich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig. Als der Autobus kam, konnten sie sich nicht auseinanderknüpfen, man hätte sie zerhauen müssen. Sie entschlossen sich, zu Fuß weiterzugehn. Statt sich in der Ferne zu verlieren, schwollen sie zu einer immer kompakteren Masse an. Aus andern Hotels, die in derselben Straße lagen, strömte ihnen Verstärkung zu. Schließlich war der ganze Kongreß unterwegs.

Sie kamen am Nachmittag zurück, entkleideten sich zum Schlummer, konnten sich aber wieder nicht trennen und standen gähnend im Korridor. Ich hatte inzwischen in der Zeitung gelesen, daß dieser Kongreß von einiger Wichtigkeit sei, für die Verständigung der Völker und überhaupt. Ich überlegte sogar, ob es nicht angemessen wäre, diesen Kongreß zu besuchen. Er scheint wirklich wichtig zu sein. Es ist gewissenlos, über einen Kongreß zu berichten, ohne dem Leser mitzuteilen, worum es sich eigentlich handelt. Aber schließlich begann der Kongreß in dem Maße an mir teilzunehmen, daß ich keine Kraft mehr fand, mich zu revanchieren. Ich kann nur hoffen, daß er befriedigende Resultate zeitigen wird.

Frankfurter Zeitung, 6. 3. 1929

DAS MUSEUM

Der Gastfreund war ein Liebhaber der Kunst, ein Kenner der Kirchen, Museen, Galerien und ein Freund von Ausstellungen, Kunsthändlern und Malern. Diskret, freundlich, von einer zarten und etwas fragilen Humanität, lebte er in der ständigen Angst, seine Meinung könnte dem andern wehe tun, und er bemühte sich oft, sie zu rechtfertigen, auch wenn sie nicht angegriffen wurde. Bat man ihn, die Wahrheit zu sagen – eine einfache Wahrheit für den Alltag –, so verschanzte er sich hinter der Überzeugung, daß »die Dinge gar nicht so einfach« seien. Und aus einer Art Festung, deren Mauern Furcht, Objektivität, Zartheit, Rücksicht, aber auch Schlauheit waren, begann er sachte, sanfte, rundliche Dinge abzuschießen, deren minimale Wurfgeschwindigkeit mit der Zeitlupe aufgenommen zu sein schien. Er besiegte den Gegner, der sein Freund war, mit liebenswürdigen Lügen, von denen er selbst, der Kunstfreund, glaubte, sie wären komplizierte Wahrheiten. Er hatte recht. Aber auch eine Distanz von zehn Jahren. Er dachte und empfand gewissermaßen historisch.

Vielleicht hing diese seine Unfähigkeit, in einem banalen Sinn »aufrichtig« zu sein, mit jener anderen durch soviel Kunstverständnis herangezüchteten Unfähigkeit zusammen, Menschen, Situationen und Landschaften unmittelbar zu sehen, das heißt: ohne Assoziationen an ihm bekannte Werke der bildenden Kunst. Mein Gastfreund war nicht imstande, eine Wiese, einen Waldrand, eine Kuh, eine Hügelkette, eine Physiognomie, ein helles Frauenbild, eine sonnige oder verregnete Straße zu sehen, ohne sich an berühmte Bilder zu erinnern, welche die gleichen Gegenstände behandelten. Und seine Erinnerung war so stark, daß sie den momentanen Eindruck verdrängte und dessen Stelle einnahm. So daß mein Gastfreund, ähnlich gewissen Farbenblinden, die niemals Grün sehen können, ebenfalls kein echtes Grün sehen konnte, sondern nur gemaltes. Aber er sah auch anderes nicht. Er sah statt eines wirklichen Menschen zuerst den irgendwo porträtierten, hierauf die Differenz zwischen dem Porträt und dem lebendigen Gesicht und ganz zuletzt erst dieses.

Es war ein wenig umständlich, sein Gast zu sein. In seinen schönen Augen, deren Farbe wechselte, glänzte die Lüge, wie sonst nur die Wahrheit glänzen soll. Aus einem ästhetischen Behagen an seiner erlo-

genen Gastfreundschaft blieb ich sein Gast. Ich gestattete seiner Behutsamkeit zwar, mir weh zu tun. Aber ich erfüllte seine gleichgültigsten Bitten. Ich begleitete ihn sogar in Kunstausstellungen, sah gleichgültig oder mit einem gewissen Schauder die numerierten bunten Leichen, die man aus den Ateliers exhumiert und an die Wände gehängt hatte, roch den frischen Lack, suchte vergeblich nach einem Aschenbecher und mußte die Zigarette am Absatz auslöschen und den Stummel in die Tasche legen.

»Sie müssen«, erklärte er mir eines Tages, »unbedingt ins L.-Museum! Im dritten Saal oben, links vom Eingang, hängt ein neuer M. Es stellt ein Segelschiff und eine Brücke dar. Beachten Sie, wie herrlich das Wasser ist. Es fließt!«

Zweimal hintereinander fragte er mich, ob ich schon im L.-Museum gewesen sei. Ihm lag sicherlich gar nichts an meinem Kunstgenuß. Aber mich irritierte sein geheucheltes Interesse ebensosehr, wie es mich rührte. Und ich begab mich ins Museum.

Es war ein Vormittag im Frühling. Das Museum lag, wie die meisten Kulturinstitute dieser Stadt, in der Nähe eines Gartens, einer Brücke, eines Flusses. Obwohl das Wasser vom Grün der Bäume ziemlich entfernt war, schien es doch, dank einer merkwürdigen Übertragung durch die Luft, die rauschende Stille des Gartens widerzuspiegeln. Über den Fluß wölbte sich schön und stark die alte Brücke. Es war, als hätte sie nicht die Aufgabe, Gefährte und Passagiere über das Wasser zu tragen, sondern dieses vor Gefährten und Passagieren zu bewahren, damit es ungestört weiterfließe. Ihr wohltätiger Schatten lag wie eine zweite, tiefere und flache Brücke hart auf dem Fluß. Im Garten sangen frühlingsmäßig die Vögel. Nun fehlte allerdings noch ein Segelschiff. Aber ein solches befand sich auf dem Bild im dritten Saal links oben.

Das Museum war monumental, steinern, kalt, und ihm entströmte, als wäre es nicht der Sitz der Kunst, sondern die Höhle der Winde, ein frostiger Atem, der die ganze Straße erfüllte. Die Vorstellung, daß ich jetzt den Gesang der Vögel, den Garten, die Sonne, den Fluß und die Brücke verlassen mußte, um im dritten Saal links oben ein Segelschiff zu sehen, erfüllte mich mit jenem Grauen, das ich vor langen Jahren auf einem Gang zur Schule an schönen Frühlingstagen gefühlt hatte und das ich noch manchmal träume. Aus dem großen, gewölbten Eingang über der steinernen Treppe kam eine kalte, schwarzbraune Finsternis, die so unermeßlich war, daß selbst dieses große Tor nicht ge-

nügt haben konnte, um sie in das Museum durchzulassen. Nein! Die Finsternis war zuerst dagewesen, und rings um sie hatte man das Museum gebaut. Oben in den Sälen schien vielleicht wieder die Sonne. Aber es war gewiß eine künstliche, durch gelbe Vorhänge filtrierte, den Bedürfnissen der Bilder angepaßte. Denn die Bilder bedürfen einer steten Ergänzung durch Licht und Dämmer, sie sind nicht fertig, wenn sie gemalt sind, sondern erst, nachdem man sie aufgehängt hat. Sie müßten, dachte ich, in einer Kirche hängen und einen direkten Zweck erfüllen. Die Phantasie, derer die Andacht manchmal bedarf, anregen und nähren. In diesem Museum aber hängen sie, als wären sie selbst Götter und das Museum ihre Kirche. Und ich hatte nicht das Bedürfnis zu beten.

Schließlich näherte sich ein junges Ehepaar, kunstbeflissen und mit einem Baedeker. Sie waren vielleicht auf der Hochzeitsreise, in den sogenannten »Flitterwochen«, die eigentlich Museumswochen heißen sollten. Und als hätte mich die Sicherheit, daß diese jungen Leute das Segelschiff im dritten Saal links oben bemerken würden, von der Pflicht befreit, es selbst anzuschauen, entfernte ich mich mit einem schnellen, gewissenlosen Schritt und blieb mit der ganzen Seligkeit, etwas Verbotenes zu tun, im grünen Garten.

Den Gastfreund und den Garten verließ ich noch am selben Tage. Ich hätte seiner falschen Trauer über meine Uninteressiertheit schwerlich standgehalten. Er ist so rührend, wenn er lügt. –

Frankfurter Zeitung, 14. 3. 1929

DAS KIND IN PARIS

In allen Gärten spielen Kinder. Das Betreten der Rasen ist in einem Maß erlaubt, das den deutschen Besuchern beinahe schon sündhaft vorkommt. Und wenn etwas in einem der großen Parks und der kleinen Anlagen den Erwachsenen verboten ist, den Kindern ist es immer gestattet. Kinder dürfen in Paris auf Bänken stehen, durch Gitter kriechen, über Zäune klettern, Bälle in Blumenbeete werfen und Blumen pflücken. Spartanische Grundsätze in der Kindererziehung liebt der Franzose nicht anzuwenden. Dieses Volk, das so wenig Kinder zeugt

und gebiert, achtet nicht nur im Kind die Zukunft des Landes, der Nation, der Welt -- es liebt auch, ohne jede Überlegung, das Kind als Geschöpf, den werdenden Menschen, der noch halbes Tier ist.
Im Jardin du Luxembourg, in den Champs-Élysées, im Louvre – überall sind die kleinen bunten Zelte zu sehen, in denen *Marionettentheater* gespielt wird. Auf niedrigen Bänken sitzen die kleinen Zuschauer, kleine Mädchen, wie Damen, mit Handschuhen, Hüten, kleine ritterliche Jungen. Kavaliere mit eleganten Bewegungen, die ihre Damen mit vollendeter Höflichkeit und tadellosen Manieren behandeln. Es ist ein getreues Abbild der großen französischen Gesellschaft. Die Kultur der äußeren Bewegung, der Grazie im Gang, im Stehen, im Sitzen haben alle diese kleinen Mädchen genau so wie ihre jungen Mütter. Die französischen Kinder benehmen sich mit der freien Selbstverständlichkeit der Erwachsenen. Das ist weniger eine Blut- und Rassen-Angelegenheit als Folge der liebevollen, warmen, hegenden Nachgiebigkeit der Erzieher. Das pädagogische Prinzip in Frankreich ist nicht: spartanische Strenge, sondern: romanische Freiheit der individuellen Anlagen – es ist nicht: Zucht, sondern: Sitte.
In allen Gärten, auf allen Jahrmärkten, an besonderen Feiertagen auf allen freien Plätzen gibt es *Karussells für Kinder*. Mit diesem Spiel ist in sehr geschickter Weise die Erziehung des Kindes zur Geistesgegenwart verbunden: Der Karussellbesitzer hält kleine, an einem Stock locker hängende und leicht abzulösende kleine Ringe in der Hand. Alle Kinder auf den kleinen Schaukelpferdchen, in den winzigen Wagen sind mit Stäbchen ausgerüstet. Während sie an den Ringen vorbeifahren, versuchen sie sie abzulösen, gleichsam auf das Stäbchen zu spießen. Wer eine bestimmte Anzahl von Ringen hat, erhält einen Preis.
Schon die Kleinsten, die Drei- und die Vierjährigen, nehmen an diesem Spiel teil. Sie lernen das schnelle Zugreifen, den Wert des Augenblicks, das geschwinde Sichbesinnen, das treffsichere Zielen.
Es gibt schwerlich in Paris einen öffentlichen Park, in dem etwa das »Befahren der Wege mit Kinderwagen« verboten wäre. Kinder dürfen alles: in Museen, Paläste vordringen, Schwäne füttern und kleine Segelboote in den Zierteichen der Gärten schwimmen lassen. Diese weißen Segelschiffchen kauft man in allen Spielzeugläden, sie sind solide und ordentlich gebaut, mit allen Details der großen Schiffe ausgestattet, Fahrzeuge für Liliputaner. Man läßt sie schwimmen in den großen marmornen Bassins, steht stundenlang am Ufer und sieht zu, wie der

Wind die Segelchen bläht, die kleine sanfte Strömung die Schiffchen zieht, wie zwei zusammenstoßen, wie jedes immer wieder zum Ufer heimkehrt. Dann stößt man sie mit langen Stangen wieder hinaus, auf das weite, glitzernde Rund des Wassers.

Frankfurter Zeitung, 17. 3. 1929

NONPAREILLE AUS AMERIKA

In der schönen, zierlichen Schrift, in der die Zeitungen jene Nachrichten zu drucken pflegen, die für nebensächlich gehalten werden, steht in einigen großen Pariser Blättern folgende Notiz:

»*New York,* 16. März. In Gegenwart von 200 offiziellen Zeugen wurden vier Häftlinge aus dem Zentralgefängnis Wilmington (Delaware) an Pfähle gebunden, und jeder von ihnen bekam 40 Peitschenhiebe. Zwei andere Gefangene bekamen je zwanzig Peitschenhiebe. Worauf die Gefängnisärzte die Wunden der Geschlagenen sorgfältig zu verbinden begannen.« (Radio)

Es gibt nichts Schöneres als den Respekt vor dem Gesetz, und nur der Tod für das Vaterland kann sich mit ihm messen. Man erinnert sich noch deutlich an die Zeit, in der die Namen der Gefallenen wegen Platzmangels in dichtbesäten Listen, die ebenfalls »Nonpareille« gedruckt waren, als Anhang zu manchen Zeitungen erschienen. Sie waren unwichtig, die Gefallenen. Nonpareille ist die Druckschrift für das Unwichtige.
Aber jede veröffentlichte Begebenheit, mag sie noch so winzig gedruckt sein, noch so bündig abgefaßt, ist eine Angelegenheit der ganzen von Menschen bewohnten Welt geworden. Und die sachliche Gleichgültigkeit, mit der ein Telephonist der Radio-Agentur mitteilt, daß man am 16. März des Jahres 1929 vier Menschen an Marterpfähle gebunden und gepeitscht hat, macht das Ereignis nicht gleichgültig. Es gibt Begebenheiten in der Welt, die keiner ausführlichen Beschreibung bedürfen, um eindringlich zu sein. Vielmehr wächst jedes Detail dieser Exekution im Zentralgefängnis Wilmington aus jedem der knappen

»Nonpareille«-Worte riesengroß zu einem Eindruck, der würdig wäre, »Borgis« und sogar »Garmond-Fett« gedruckt zu werden. Wenn ein ehrgeiziger amerikanischer Reporter die gesetzliche Peitschung von vier an Marterpfähle gebundenen Menschen ebenso genau beschrieben hätte, wie er zum Beispiel den ungesetzlichen Eindruck von vier maskierten Räubern in eine Bank zu beschreiben gewohnt ist, der Bericht hätte schwerlich eine größere Wirkung haben können, als sie die kleine Notiz in Nonpareille ausübt. Man sieht die zweihundert amerikanischen Gesichter der offiziellen Zeugen. Eiserne Kinnladen und eiserne Augen. Bete und arbeite! Bevor sie eintreten, lassen sie die Pfeifen kalt werden und stecken sie in die Tasche wie vor dem Eintritt in die Kirche. Viele tragen die Brillen, durch die sie vor dem Einschlafen in der Bibel lesen. Alle glauben an Gott, den großen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Amerikaner haben ihn durch Stimmeneinheit für alle Ewigkeit gewählt. Seine Aufgabe ist es, die Gesetze von Delaware zu überwachen. Er verfolgt die Alkoholiker mit Syphilis bis ins zehnte Geschlecht. Er malt die Neger schwarz, damit sie nicht so edel, so sittlich, so intelligent werden wie die Weißen. Er geleitet die braven Flieger über den Ozean und zerbricht den sündigen die Propeller. Er läßt die edlen Boxer siegen und disqualifiziert die unfairen. Er verleiht den Witwen Pensionen und bringt die Waisen in den Waisenhäusern unter. Aber damit auch die guten Menschen was zu schaffen haben und nach dem Tod ins Paradies kommen, tut der amerikanische Gott so, als übersähe Er dies und jenes. Höflich räumt Er also den Platz der menschlichen Wohltätigkeit und der irdischen Gerechtigkeit.
Daher kommt es, daß im Zentralgefängnis Wilmington menschliche Hände die göttlichen vertreten, Peitschen halten und Verbrecher züchtigen. Stumm und würdig sehen die 200 offiziellen Zeugen zu. Nicht ein einziger bebt, kein einziger weint. Man hat den Verurteilten die Münder nicht verbunden. Also können sie schreien. Und sie schreien; denn es tut ihnen weh. Durch die Mauern des Kerkers von Wilmington dringt ein Geheul. Es durchbricht die betonierten Plafonds und steigt zum amerikanischen Himmel. Der einzige, der es zur Kenntnis nimmt, ist der Redakteur der New Yorker Zeitungsagentur. Die zweihundert Zeugen sind ernst wie bei einer Beratung über das Prohibitionsgesetz, einer Predigt am Sonntag, einer Gedenkfeier für die Gefallenen im Weltkrieg. Sie erfüllen eine ehrenvolle Pflicht. Sie gehorchen dem Gesetz, das sie sich selbst gegeben haben. Sie lieben das Vaterland.

Sie begehen keine Verbrechen. Sie fahren in Ford-Autos. Die Autos stehen vor dem Zentralgefängnis. Dort ist ein Parkplatz vorbereitet. Ein Verkehrspolizist achtet darauf, daß kein Auto an einer falschen Bordschwelle stehenbleibt. Kein einziger stiehlt ein Auto seines Nachbarn. Lauter ehrliche Leute. Wenn Gesindel sich ereignet, wird es gepeitscht.

Das Wichtigste an dem ganzen Schauspiel ist die Zeugenschaft der Zweihundert. Jeder von ihnen hat eine Frau, Kinder, eine Braut, eine Mutter, einen Bruder. Jeder von ihnen ist ohne Zweifel ein Mensch. Sonst hätte ihn das Gesetz nicht zum Zeugen bestimmt. Jeder von ihnen wird von der Exekution nach Hause gehen und Mittag essen, eine Suppe, ein Roastbeef, grünen Kräutersalat und Pudding. Auch Obst, wegen der Vitamine. Die meisten werden sich der Schwachen annehmen, ritterlich mit Frauen umgehen, einer Prügelei nur dann ruhig zusehen, wenn sie als Boxkampf deklariert ist. Beim Kartenspiel sind sie freundlich und gelassen. Verluste bis zu einem halben Dollar ertragen sie sogar mit Gleichmut. Wenn einer in der Eisenbahn ohnmächtig wird, laben sie ihn mit Wasser und nicht mit Cognac. Weil Alkohol verboten ist.

Die Anwesenheit der Gefängnisärzte ist sehr beruhigend. Die Humanität dieser Einrichtung ist nicht zu leugnen. Man hat Henker, die Wunden schlagen, und Mediziner, die Wunden zu verbinden. Mit Verbandsstoffen, Watte, sehr hygienisch. Wie die Sanitäter im Krieg beinahe. Die Gepeitschten kommen in eine Krankenabteilung. Dort werden die Verbände gewechselt, die Pulsschläge gezählt, die Temperaturen gemessen. Bulletins werden allerdings nicht ausgegeben. Ein täglicher Bericht an die Gefängnisverwaltung genügt. Interner Dienstweg.

»Regen Sie sich nicht auf«, sagte mir einer, dem ich die Nonpareille-Notiz zeigte. »Das ist eine Kleinigkeit. Jede Woche können Sie derlei Dinge lesen. Was wollen Sie? – Das Gesetz ist manchmal merkwürdig! Drüben wie bei uns! Was?! – Schreiben wollen Sie darüber? Halten Sie das wirklich für wichtig? Wissen Sie nichts Besseres? Es tut mir leid um Ihre Leser!«

Der so sprach, war ein Jurist von Beruf. Er las von den Peitschenhieben etwa so, wie ein Mediziner aus der Medizinischen Wochenschrift den Bericht über die Infizierung von Kaninchen mit Krebsstoffen zur Kenntnis nimmt. Kaninchen sind für Infizierungen vorhanden. Menschen für Gesetze.

Es blieb mir nur ein einziger Einwand:
»Vielleicht haben Sie recht«, sagte ich. »Aber warum ist das Nonpareille gedruckt? Seien wir gerecht! Warum druckt dieselbe Zeitung den Bericht über den Zusammenstoß zweier Automobile in der schon etwas größeren Schrift Petit? Die Gesetze bekümmern sich auch um Zusammenstöße wie um Peitschungen. Warum als Nonpareille?«
»Man sieht«, erwiderte der Jurist, «daß Sie nicht unterscheiden können zwischen Wichtigem und Unwichtigem. Sie lesen zu selten Zeitungen. Da! –«, unterbrach er sich plötzlich.
Ein Zeitungsausrufer lief vorbei. Die Abendblätter waren eben erschienen. Der Jurist kaufte eines und las den Bericht auf der ersten Seite. Er handelte von der Ankunft der Königin von Rumänien in Paris.

Frankfurter Zeitung, 21. 3. 1929

»EIN AUSSCHWEIFENDER MENSCH«

Zu dem neuen Roman von Hermann Kesten

Hermann Kesten (dessen erste Schriften in der »Frankfurter Zeitung« erschienen sind) veröffentlicht seinen zweiten Roman: *»Ein ausschweifender Mensch«* (Gustav Kiepenheuer, Berlin. Geb. *M* 6). Der »Held« dieses Buches ist jener Josef, der in Kestens erstem Roman »die Freiheit gesucht« hat. Man kommt von seiner Hauptgestalt in den ersten drei Büchern schwerlich los. Oft verfolgt sie den Autor durch alle Werke und durch ein ganzes Leben. Es ist, als sollte man ihr ein literarhistorisches Bewußtsein zuerkennen und selbst einen literarhistorischen Ehrgeiz. Sie will unaufhörlich belauscht werden.
Um nun auf den vorliegenden Roman zurückzukommen: Die Treue, mit der die Hauptgestalt Kestens ihren Autor begleitet, könnte vielleicht davon zeugen, daß sie die Freiheit, nach der sie im ersten Roman gesucht hat, nicht findet. Josef hat nur ein paar *Freiheiten* gewonnen. Er darf ein ausschweifender Mensch sein, nach traditionellen Moralbegriffen also »ein ausgleitender«. In unserem Sinne allerdings ist er höchst moralisch. Denn er schweift bewußt und mit offenen Augen aus. Er weiß, daß die Wege selbst ausschweifend geworden sind. Sie

führen zu keinen Zielen mehr, höchstens noch zu den *Namen* der Ziele. Und wer heute noch glaubt, einen geraden Weg zu gehen (zu dem Ziel des »Wiederaufbaus« etwa), ist ebenfalls ein ausschweifender Mensch –– und weiß es nicht.

Einer liebenswerten Bosheit verdankt der Autor die besondere Fähigkeit, sozusagen Schreckliches mit einem idyllischen Gleichmut zu erzählen und sogenannte »Kraßheiten« mit einer Gelassenheit mitzuteilen, die andere Schriftsteller (Detail-Epiker) für die Beschreibung einer Hochzeitstafel verwenden. So entsteht die eigenartige Anmut dieses Buches. Es ist die Anmut der Bosheit. Die reine Darstellung unterbrechen von Zeit zu Zeit kleine Ausfälle gegen allerhand Erscheinungen dieser Welt, die dem Autor unsympathisch sind. Wie ein Bach Geröll mit sich trägt, so führt die Erzählung Kestens Ironien mit. Die Fechterstellung, die der Erzähler einnimmt, ist nicht zu übersehen. Sie bewahrt ihn vor der faulen Behaglichkeit der konstruierenden Fabulierer. Es gibt keine einzige »gemütliche« Zeile in Kestens Buch. Alle sind erfüllt von einer gespannten und spannenden Bitterkeit.

Manchmal scheint die Formulierung flinker gewesen zu sein als der Gedanke. Es ist gelegentlich so, als hätte sich ein Satz beeilt, der Überlegung zuvorzukommen, als hätte ein Klang eine Assoziation heraufbeschworen und als wäre ein Einfall einer Überzeugung auf halbem Weg entgegengekommen. Und obwohl man die zufällige Kenntnis der Jugend, die den Autor ziert, nicht gerne in einem Referat über sein Buch verwenden möchte; obwohl die Bezeichnungen »jung, alt, Generationen« bis zur Sinnlosigkeit mißbraucht worden sind; dürfte in diesem Fall die Bemerkung nicht schaden, daß Hermann Kesten mit den Erkenntnissen, die man im allgemeinen für ein Verdienst der »Reife« hält, die sympathische Ungeduld der Jugend verbindet: recht zu behalten. Er ist bitter und klug. Und so überläßt er es allein der Schnelligkeit, seine Jugend zu verraten.

Mit einer schönen, glatten Selbstverständlichkeit erzählt er Begebenheiten, die in einem überlieferten Sinn als »aufregende« gelten könnten. In diesem Sinne ein Meisterstück ist jene Szene, in der Josef die Kanzlei eines Rechtsanwalts in der Berliner Friedrichstraße betritt und unfreiwilliger Zeuge und Unterbrechung einer höchst improvisierten Liebesszene zwischen dem Anwalt und seiner Stenotypistin wird. Der Autor ist empört. Nicht aus sittlichen Gründen, sondern infolge anderer Details, die lieber nachgelesen werden sollen.

Die »Handlung« besteht aus Handlungen. Obwohl sie alle abenteuerlich sind, ja selbst die Grenze des Unwahrscheinlichen streifen, werden sie doch nirgends »romanhaft«, und das heißt: sie bleiben wahrhaftig. Die Spannung kommt nicht wie üblich aus der phantastischen Verkleidung der Realität, sondern umgekehrt: aus der Verwandlung des Romanhaften in die Nüchternheit.
Der Roman hat, wie alle guten Romane von heute, keinen endgültigen »Schluß«. Der Autor hat, wie alle guten Autoren, keine einzige Sentimentalität.

Frankfurter Zeitung, 24. 3. 1929

ES LEBE DER DICHTER!

Wir begehen das Wagnis, aus Romanen, die uns vorliegen und von denen wir einige bei uns veröffentlichen wollen, unsern Lesern *Fragmente* zu unterbreiten. Der Teil sagt viel, ja das meiste über das Ganze aus, wenn man bedenkt, wie geheimnisvoll eine Verwandtschaft von Sprache und Inhalt bei guten Arbeiten sich immer einzustellen pflegt. Hat man aus diesen Bruchstücken eine Ahnung von der besonderen Sprache ihrer Autoren gewonnen, so wird vieles an der schwierigen Pflicht, einen Zeitungsroman auszuwählen, leichter scheinen. Wobei wir mit dem Wort Zeitungsroman gewiß nicht die Degradierung zum Unterhaltungsstoff meinen, sondern nur auf den Zwang zur mechanischen Unterbrechung hingewiesen haben wollen. Viele der Schriftsteller, deren mit Spannung erwarteten neuen Werke wir hier aus dem Manuskript präsentieren dürfen, haben im engen Zusammenhang mit unserer Zeitung gearbeitet, manche von ihnen tun das auch heute noch; wir wären zu bescheiden, wenn wir das verschweigen möchten. Auf unseren Wunsch hat *Joseph Roth*, der gerade jetzt der »Flucht ohne Ende« und »Zipper und sein Vater« ein neues Werk folgen läßt, mit einer Betrachtung über den Roman diese Zusammenstellung eingeleitet. [....] D. Red.

Aber unausrottbar scheint die Neigung der lesenden, schreibenden, kritisierenden und Bücher verlegenden Welt, sich an *Formeln* zu halten. So entstehen die »Moden«. So entsteht die ungerechte Beurteilung; die falsche Klassifizierung. Es gibt wenig Gelegenheiten, in denen es gestattet ist, von sich selbst zu sprechen. Die eine ergibt sich dann, wenn man in die Lage gerät, tadeln zu müssen, wofür man selbst-

verantwortlich ist. Deshalb zögern wir nicht, daran zu erinnern, daß von dieser Stelle aus, von dieser Zeitung aus, zuerst in Deutschland der Ruf nach der »dokumentarischen Literatur« ausgegangen ist. In unzähligen Artikeln, die wir schrieben und brachten – man nennt sie nach einer lächerlichen Tradition immer noch »Feuilleton« –, wurde das »Dokumentarische« gefordert – und gegeben. In unserer Zeitung standen die ersten deutschen Kriegsromane. Aus der unmittelbaren Nähe dieser Zeitung kamen Bücher wie »Ginster«, wie »Jahrgang 1902«, wie »Flucht ohne Ende«. Es ist nur ein Zufall, daß der Verfasser dieser Zeilen auch der Autor des letztgenannten Buches ist. Jeder von uns, die wir am literarischen Angesicht dieser Zeitung arbeiten, könnte (zwar nicht des andern Bücher, aber) des andern Meinungen über die Literatur der Gegenwart schreiben. Es ist deshalb gestattet, bei dieser Gelegenheit zu sagen, daß der Satz, der sich im Vorwort zur »Flucht ohne Ende« befindet: »Es handelt sich nicht mehr darum, ›zu dichten‹. Das Wichtigste ist das Beobachten« – seinen relativen Erfolg einem absoluten Mißverständnis zu verdanken hat. Das heißt: daß bei dem Ruf nach dem Dokumentarischen durchaus *nicht* die berühmte »Neue Sachlichkeit« gemeint war, die das Dokumentarische mit dem Kunstlosen verwechseln möchte. In der Verwirrung der Gegenwart scheint die Vorsicht zu gebieten, was die Schreibregeln nicht gestatten: nämlich alles, was man in einfachen Anführungszeichen setzt, mit dreifachen zu versehen. Einsam, wie der deutsche Schriftsteller nun ist, geneigt, nach »Stoffen« zu suchen, schien er einen deutlichen Hinweis auf den Reichtum der deutschen Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit gebraucht zu haben. Nicht »das Dichten«, das »Dichterische«, die »Dichtung« war in einen Gegensatz zum »Authentischen« gestellt worden, sondern das, was das »Dichten« allmählich geworden war, Ausdruck für »romancer«, für die Herstellung eines Geschlechts aus konstruierten, also verlogenen »Erfindungen«; während ringsum die Fülle der Gegenwart selbst dem Dilettanten Gelegenheit bot, Wichtiges und Interessantes mitzuteilen.

Die Kriegsromane kamen. Die dokumentarischen Werke kamen. Einer Zukunft – die hoffentlich noch lesen wird, bleibt es vorbehalten, die gestalteten von den andern zu unterscheiden. Heute aber macht sich die gefährliche Neigung bemerkbar, *nur mehr* das erkennbar Dokumentarische anzuerkennen. Und es scheint uns deshalb an der Zeit, zu betonen, daß ein Schriftsteller vom Rang Schickeles zum Beispiel – den

wir eben im Feuilleton bringen – niemals aufgehört hat, in einem echten, wenn auch nicht deklarierten Sinn *authentisch* zu sein. Ein gutes »Dichten« ist immer authentisch. Schickele könnte eine Geschichte aus dem Jahr 1894 schreiben, und sie wäre authentisch und »aktuell«. Der französische Schriftsteller Julien *Green* (siehe weiter unten) schreibt aus der Vorkriegszeit, und es ist aktuell. Man verwechselt das »Erfundene« mit dem »Konstruierten«. Auch »Erfinden« heißt »Beobachten«, gesteigertes »Finden«. Es lebe der Dichter! Er ist immer »dokumentarisch«!
Der Roman macht nur scheinbar eine »Krise« durch. In Wirklichkeit ist es offenbar geworden, daß er keine Gesetze kennt. Und nichts ist törichter als etwa die Meinung: »Ja, alles ganz gut – aber es ist kein ›Roman‹.« Also mag er keiner sein! Was liegt daran? Prousts Bücher sind Romane, Gides Bücher sind Romane, Balzacs Bücher sind Romane. Als Flauberts »Education sentimentale« erschien, schrieben die Kritiker, dieses Buch wäre kein Roman, sondern eine Folge von Gemälden. Was hätten sie erst zu Goethes »Wilhelm Meister« gesagt! Was zu Jean Paul! Was zu Stifter!
Es gibt kein »Gesetz«, keine »Norm«, keine »Regel«. Es gibt nur schlechte Autoren und gute. Man lese im folgenden einige von diesen.

Frankfurter Zeitung, 31. 3. 1929

DER NACHTREDAKTEUR GUSTAV K.

Gustav K. war ein Nachtredakteur.
Das Blatt erschien jeden Morgen um drei Uhr. Jede Nacht um elf Uhr dreißig erschien der Nachtredakteur.
Er war frisch rasiert, frisch gewaschen, ausgeruht, nach Seife duftend und Menthol. Ein vorausgeeilter Teil des nächsten Morgens.
Er schien die Müdigkeit der anderen nicht zu begreifen. Erfrischt von seiner Morgenwanderung durch die nächtlichen Straßen, betrat er ahnungslos die Gesellschaft der Erschlafften, klopfte den Stehenden auf die Schultern, den Sitzenden auf die Knie und wunderte sich, daß sie zusammenfielen, morsche Gerüste.
Er schien sich für den Gesündesten zu halten. Ja, es war, als ob er sich jede Nacht aufs neue seine eigene Stärke absichtlich demonstrierte, um

sein schwächliches Aussehen, seine mageren Glieder, sein blaßgelbes Gesicht zu dementieren.
Zwei Stunden später war auch er verwandelt. In zweimal sechzig Minuten hatte er einen zwölfstündigen Arbeitstag zurückgelegt.
In seinem dünnen Angesicht flossen die Schatten der Sorgen mit den zufälligen fetten Spuren der Druckerschwärze zusammen, die ein achtloser Finger hinterlassen hatte. Die gescheitelten dünnen, schwarzen Haare standen wie Drähtchen und winzige Spirälchen. Die Ränder der Fingernägel waren auf einmal schief geschnitten, wenigstens schienen die lila Flecken unaufhörlich nachgespitzter Tintenstifte die Unregelmäßigkeit der Nagelformen sichtbar zu machen. Als wäre die Arbeit am Schreibtisch ein unfehlbares Haarwuchsmittel, begann der Bart des Nachtredakteurs, kaum eine Stunde, nachdem er rasiert worden war, üppig und grauschwarz aus den Poren der Wangen zu dringen. Die weißen Manschetten klebten am Handgelenk, dahin war ihr halbgesteifter Glanz. Der Knoten der Krawatte wurde locker, schob sich zwischen die Wände des »Stehumlegkragens« und ließ ein glänzendes goldenes Knöpfchen sehen, an dem nicht nur der Kragen und das Hemd, sondern auch die ganze Kleidung des Mannes, ja er selbst zu hängen schienen. Erhob sich Gustav K. aus seinem Lehnstuhl, so sah man plötzlich die Holzwolle aus einem Loch im dünnen Lederbezug dringen – und zwar mit einem solchen Ungestüm, daß man glauben konnte, das Loch wäre früher nicht dagewesen, sondern erst von der Wirbelsäule des Redakteurs ausgebohrt worden. Er selbst ging mit vorgeneigtem Oberkörper und lockeren, seitwärts schlendernden Beinen die Stiege zur Setzerei hinauf. Er erinnerte an einen Lahmen, der die Krücken abgelegt hat. Oben, in der Setzerei, lehnte er sich mit aufgestützten Ellenbogen an einen der langen metallbeschlagenen Tische, einen Kopierstift zwischen den Lippen, den er hin- und hergleiten ließ wie eine natürliche Fortsetzung der Zunge. Der Bleistift begleitete so die Bewegungen der Augen, die einen Bürstenabzug lasen. An der und jener Stelle blieben sie haften, und auch der Bleistift stand stille. Manchmal löste sich die Hand von der Wange, der Ellenbogen vom Tisch. Gustav K. ergriff ein Stück Papier, zerknüllte es langsam, formte es zu einem Ball und schleuderte es einem der ahnungslosen Setzer zu, der eine erschrockene Bewegung machte. Das war ein Witz gewesen. Es war, als hätte sich der Nachtredakteur nur überzeugen wollen, ob er noch zielen könne. Einen Augenblick nur hatte sein Angesicht den Ausdruck einer knabenhaften Verspieltheit

gezeigt. Man konnte ihn sehen, wie er in kurzen Höschen vor dreißig Jahren am Ufer eines Wassers Steinchen in die Wellen schleudert.
Er wurde sofort wieder ernst. Er vergaß nicht einen Augenblick, daß er die »ganze Verantwortung« für »das Blatt« trug und daß er unaufhörlich Gefahr lief, eine falsche Nachricht für eine richtige zu halten, eine richtige für falsch, eine wichtige für belanglos, eine Kleinigkeit für wichtig. Er kannte die ganze Welt, obwohl er nur einen kleinen Teil von ihr gesehen hatte. Wenn ein Telegramm aus Peru meldete, eine Brücke wäre eingestürzt, so schien es Gustav K., weil er mit Peru so vertraut war, daß der Einsturz der Brücke wichtig genug sei, in Borgis gesetzt zu werden. Kam ein Bericht über Heuschrecken im Kaukasus, so hätte Gustav K., weil er die Heuschrecken so genau kannte und den Kaukasus, am liebsten einen Aufsatz von einem Naturforscher gebracht. Für ihn gab es keine geographische Ferne. Er beschwerte »das Blatt« mit fünfzig überflüssigen Nachrichten. Hielt ihm der Chefredakteur am nächsten Abend vor, daß die Nachricht über den General Correira in Mexiko niemanden etwas angehe, so erwiderte Gustav K.: »Sie täuschen sich! Der General Correira hat eine außergewöhnliche Laufbahn! Im Jahre 1874 geboren, ist er 1894 schon Oberst der Truppen von Vera Cruz, und der nächste Aufstand macht ihn zum Kommandanten der Hauptstadt. Sogar seine Feinde achten ihn. Und jetzt hat er eine schwere Rippenfellentzündung...!« Ging es schon nicht an, die Rippenfellentzündung in Petit zu bringen, so erschien sie wenigstens in Nonpareille unter den »Vermischten Nachrichten«. Eine Tollwut unter den Hunden von Konstantinopel hatte Anspruch auf zehn Zeilen auf der dritten Seite, links oben, weil die Hunde in Konstantinopel eine Gefahr für die ganze Menschheit werden konnten. »Unter Umständen«. – »Unter Umständen«, pflegte Gustav K. zu sagen, »kann so eine Tollwut die Matrosen großer Dampfer erreichen«. Es gab also nichts »Unwichtiges«. Wenn der Nachtredakteur eine Nachricht über ein kleines Ereignis in einem weit entfernten Lande schon in den Papierkorb getan hatte, so bückte er sich nach fünf Minuten, holte das zerknüllte Papier hervor, glättete es und wandelte es künstlich wieder in den Zustand einer eben eintreffenden, noch unbekannten Nachricht. Er zwang sich, sie zu vergessen, um sie hierauf noch einmal zu erfahren. Noch einmal tauchten die alten Argumente gegen ihre Veröffentlichung auf; und noch einmal warf er sie weg.
Aber wahrscheinlich tat sie ihm noch lange leid. Und fand er sie am

nächsten Tag in einem anderen Blatt, so empfand er Gewissensbisse über seine Gleichgültigkeit der Zeit und ihren Ereignissen gegenüber, und er beneidete seinen Kollegen, der die Nachricht »ins Blatt« gebracht hatte. Ja, es ist anzunehmen, daß er in solchen Augenblicken beschloß, bei dem »Umbruch« der folgenden Nummer vorsichtiger mit den kleinen und vermischten Nachrichten umzugehen. Aber saß er dann wieder vor dem aufgehäuften »Material«, las er die Berichte aus der näheren Umgebung, so erinnerte er sich mit einem wehen Schrecken an die unbarmherzige Wirklichkeit einer in Nationen, Staaten, Länder, Städte aufgeteilten Welt und an die Tatsache, daß er selbst der Redakteur eines bestimmten national bestimmten Blattes war, das in einer bestimmten Stadt erschien. Daß es also Grenzen gab zwischen nahen und den fernen Ereignissen und daß »der Leser« kein Kosmopolit war, dem die ganze Erde ein gleichmäßig interessantes Angesicht bot, sondern ein festgesessener Mensch, den der Nachbar mehr interessierte als der Ausbruch des Vesuvs. Und er sortierte die Ereignisse, wie es seine Pflicht war, nach nahen und fernen, nach Garamond, Borgis, Petit und Nonpareille, und die nächsten Dinge bekamen die größten Schriften.

Gegen drei Uhr morgens wusch er sich die Hände an der Wasserleitung in der Setzerei, langsam, gründlich, mit Streusand und scharfer Seife. Dann warf er noch einen Blick in den halberblindeten Spiegel, fuhr mit den Fingern über das Haar und wischte mit einem Taschentuch die schwarzen Flecken aus seinem Angesicht. Er erinnerte an einen Schauspieler, der sich abschminkt. Im Sommer war, wenn er die Straße betrat, der Himmel schon klar. Die ersten Amseln begannen zu flöten. Die Milchwagen ratterten. Die Bäckerjungen flatterten weiß von Haus zu Haus. Gustav K. begab sich in ein Kaffeehaus in der Nähe des großen Marktes. Es öffnete sich sehr früh, der Händler wegen. Über dem Büfett brannte trüb und gelb die Lampe, ein schon gestorbenes Licht von gestern. Der Redakteur, dem gestern nacht bereits der heutige Morgen gewesen war, erinnerte heute morgen an die gestrige Nacht. Er saß zwischen den rüstigen ländlichen Frauen und Männern, die nach Rüben und Karotten rochen, doppelt bleich, zehnfach einsam, der intellektuelle Repräsentant der Stadt, der echteste aller Städter: ein Redakteur. Er entfaltete das erste der Morgenblätter, und sofort vertrieb die Druckerschwärze den Geruch der Rüben und Karotten. Es war der Geruch der Stadt. Er erinnerte an den des schmelzenden Asphalts und des Terpentins und des Pechs, mit dem die Straßen ausgebessert wurden. Gustav K.

wartete auf die anderen Morgenblätter, fand in ihnen kleine Nachrichten, die er selbst nicht »gegeben« hatte, und ging verärgert zur Haltestelle der Straßenbahn. Mit dem ersten Wagen, der frisch und munter aus der Garage kam, fuhr er nach Hause.

Nur einmal im Monat, am Dreißigsten, kam er am hellen Mittag in die Redaktion, um auf den weißen Umschlag zu warten, in dem der kümmerliche Rest eines Gehalts lag. Auf dem Umschlag stand der Name Gustav K. unversehrt neben der schwerverletzten, durch Subtraktionen mißhandelten Summe. Gustav K. war sauber, rasiert, feucht gekämmt, wie um Mitternacht. Aber ernst und nicht zu kräftigen Späßen aufgelegt. Ein rebellischer Geist erfüllte ihn. War es die ungewöhnliche Stunde, zu der er das Bett verlassen hatte? War es das geringe Gehalt, dessentwegen er aufgestanden war? – Um die Mittagsstunde eines jeden 30. verkündete Gustav K. kommunistische Grundsätze. Er verfluchte die demokratische Gesinnung des Blattes. Er nannte den Chefredakteur einen »Lakaien der Finanz«. Er schwor, nächstens sozialistische »Kukkuckseier« ins Blatt zu legen. Und nach einem Monat zu kündigen. Ja, er trat mit dem weißen Umschlag in der Hand in das Konferenzzimmer, wo einige Redakteure saßen, und sagte: »Ich kündige, meine Herren!«

Niemand sah auf. Alle hatten es schon zwanzigmal gehört. »Ich arbeite nicht mehr in diesem Schweinestall!« fuhr Gustav K. fort.

Da ereignete es sich manchmal, daß einer sagte: »Haben Sie gelesen, wie uns die Sozialdemokraten heute angreifen?«

»Wo steht das?« sagte der Nachtredakteur. »Diese Bande! Sehen Sie, wie schlecht sie das Blatt aufmachen! Daß überhaupt jemand dieses Blatt liest! Das sind keine Journalisten! Das...«, und Gustav K. suchte lange nach einem beleidigenden Ausdruck, bis er endlich die schimpflichste aller Bezeichnungen fand: »Parteipolitiker sind sie!...«

Und er steckte den Umschlag in die Tasche.

Frankfurter Zeitung, 21. 4. 1929

GALANTE LITERATUR

Dem Beobachter deutscher Verhältnisse kann der in unserem Lande weitverbreitete Irrtum nicht entgangen sein, daß man »alles rasch lernen könne«. Von allen Büchern didaktischer Natur dürften jene den größ-

ten Erfolg haben, die sich bemühen (oder sich zu bemühen vorgeben), auf eine schnell und leichte Weise (manchmal auch »handlich« genannt) dem Leser beizubringen, was ihm Gott nicht mitgegeben zu haben scheint. Diese Bücher haben die Attraktionsfähigkeit der Zauberkünstler. Sie versprechen Zauberhaftes. Sie schmeicheln jener menschlichen Eigenschaft, die nach der Dummheit am weitesten verbreitet ist: der Neigung, möglichst »schnell fertig« zu werden, und der natürlichen Furcht vor den Komplikationen, die sich nicht aus dem Gegenstand selbst ergeben, sondern aus der Zeit, die er in Anspruch nimmt. Man hat im allgemeinen mehr Angst vor dem »Dauernden« als vor dem Schwierigen. »In 6 Lektionen Englisch, Stenographie, Doppelte Buchhaltung, Hypnose, Somnambulismus, Astrologie«. Nahrung für die Instinkte des Halbgebildeten, der ewig glaubt, die sogenannte »Beherrschung« eines »Gebiets«, einer Sprache, einer Wissenschaft mache das »Geheimnis des Erfolgs«. In der steten Angst, niemals mehr jene »gute Kinderstube« »verraten« zu können, die nach allem, was man so von der »großen Welt« sieht und hört, die andern erfolgreich in der Liebe wie im Berufsleben machen soll, wankt der kleine Mann von einem Schaufenster einer Buchhandlung zum andern und weiß nicht, was früher kaufen: »Das taktvolle Benehmen« oder »Sprachkenntnisse sind der halbe Erfolg«. Es gibt eine unübersehbare Zahl von Büchern, die ein »gutes Benehmen« lehren wollen. Sie sind die hastige Lektüre des sogenannten »kleinen Mannes«. Sie erklären ihm nicht, daß sein »schlechtes Benehmen« die Folge seines furchtsamen Respekts vor dem sogenannten »guten« ist. Sie befreien ihn nicht von der Unsicherheit, die ihn beim Anblick seines Vorgesetzten ergreift, beim Eintritt in das geräumige Zimmer eines Wohlhabenden, bei der Begegnung mit den tausend Symptomen des Luxus, des Reichtums, der Macht. Statt daß man ihm sagt: Seine Unsicherheit käme vor allem aus seiner materiellen Abhängigkeit; diese sei wenigstens vorläufig die Bedingung seiner Existenz; aber keineswegs die der *privaten* Abhängigkeit vom »Herrn Chef«; statt ihn also – soweit seine Natur es gestattet – von seiner *privaten Feigheit* zu befreien, schreiben ihm diese Bücher ein gesellschaftliches Dienstreglement vor, das er nur zu befolgen brauche, um sich nicht im geringsten vom »freien Mann« zu unterscheiden.

Man gestatte einen gewissen Grad von Ernst in der Behandlung dieser Bücher. Sie gehören zu den Instrumenten der bitteren Weltordnung. Sie lehren eine Unzahl von kleinen Menschen einen falschen »Anstand«

und vergrößern und verbreiten trotz ihrer Lächerlichkeit die Humorlosigkeit dieser pathetisch gewordenen Welt. Sie erzeugen eine Art von gesellschaftlichem Militarismus, Salon-Militarismus, indem sie genaue Regeln vorschreiben, die erstens: nicht zum Ziel führen und zweitens: gar nicht nötig sind. Statt den Menschen zu lösen (erlösen), zwängen sie ihn ein. Statt seine Persönlichkeit hervorzulocken aus dem armseligen Habitus, den ihr die untergeordnete soziale Stellung verliehen hat, beschreiben sie die Tischordnung der »guten Häuser«. Aus all dem, was den »kleinen Mann« zu den billigen Filmen und Romanen lockt, die in »höheren Sphären« spielen, machen sie ein Extrakt in Form eines Reglements. Was dort »abzugucken« ist, ist hier zu »befolgen«.
Lillian *Eichler* veröffentlicht im Verlag *Dieck u. Co* in Stuttgart ein Buch mit dem Titel: »So oder so?« »Fingerzeige für gesellschaftlichen Erfolg, mit 65 Vollbildern (Beispiele und Gegenbeispiele) gezeichnet von *H. Boht*, dazu etwa 100 Fragen und Antworten.«
Wer am ersten »So« noch nichts erkannt hat, der ahnt vielleicht bei dem Wort »Vollbilder«, welcher Art die Sprache ist, in der die »Fingerzeige« ausgeführt werden. Auf jeden Fall unverständlich bleibt in diesem so ausführlichen Titel das vage Wörtchen »etwa«, und ein Genauigkeitsfanatiker fragt mit Recht, weshalb die »Fragen und Antworten« nicht gezählt werden, statt als eine runde, aber unsichere Zahl aufzutreten. Im Vorwort wird man darüber belehrt, daß »diese Anfragen« der Verfasserin »von überall zugesandt« worden sind und daß sie »nach bestem Wissen« zu antworten versucht habe. In der Anmerkung: »Für jede Leserin und jeden Leser« heißt es unter anderm: »Sie müssen die erklärenden Worte *dazu* lesen, sich in die Zeichnungen mit *dazu*gehörigem Text *vertiefen* und *dann* mit Ihren persönlichen *Problemen* vergleichen.« (Für die Sperrungen verantwortlich ist der Schreiber dieser Zeilen.) Kein Zweifel mehr. Wir wissen, was wir zu tun haben.
Zwar fällt mir beim ersten Bild kein persönliches dazugehöriges Problem ein. Ich will es dennoch erwähnen. Es heißt: »Im Restaurant«. Dame und Herr am Tisch. Kellner mit Block, Bleistift, Serviette. Der Text ordnet an: »Der Herr hält die Speisekarte in der rechten Hand und schlägt der Dame verschiedene Gerichte vor.« »... immer bestellt der Herr für beide Teile.« »Merken Sie sich das, und handeln Sie danach!« (Es wird schon streng.) »Trotzdem ist es absolut korrekt, daß die Dame sich in die Speisekarte vertieft.« (Also doch!)

»Empfang der Gäste«. Es handelt sich um das Problem, wer öffnen soll. »Sind keine Dienstboten im Hause, so ist es die Pflicht der Hausfrau – falls sie eine erwachsene Tochter hat, ist es deren Aufgabe –, die Tür zu öffnen.« Wenn die Hausfrau also ihre Pflicht vernachlässigt, bleiben die Gäste draußen – ohne Zweifel. Wie aber, wenn sie statt einer erwachsenen Tochter einen erwachsenen Sohn hat? Ich bin überzeugt, daß so was vorkommt. Wie ist dann das Problem zu lösen?

Und so fort. Im Abschnitt »Der Gast«: »Tischgespräche sollen leicht und fesselnd sein.« Im Kapitel »Mauerblümchen«: »Die reizvollste Frau verliert ihren Scharm (nicht: Charme), wenn sie –– scheu und trübsinnig ist.« Der Abschnitt »Das Hotelbüro« aber enthält die trefflichste aller Beobachtungen: *»Selten betritt eine Dame mit einem Herrn, der nicht ihr Mann ist, das Hotel.«* Wenn irgendwo von Problemen die Rede sein soll, dann hier! Aber nein! Nicht genug davon, daß es ihr Mann ist, »steht sie«, während er den »Namen einträgt«, »ein wenig links von ihm«. Ganz richtig! Denn wenn so ein Herr beim Schreiben mit der Rechten ausholt und sie steht ein wenig rechts, dann weiß man nicht mehr, ob so oder so.

»Die Bibliothek soll den Gästen zur Verfügung stehen.« »Zieht sich die junge Dame jedoch *während des Sitzens an*, so muß ihr Begleiter *aufspringen* und ihr helfen.« »Rauchen für Damen ist modern und paßt zur neuen Sachlichkeit« – da haben wir sie ja! »Sie sind doch gewiß eitel, denn sonst wären Sie ja keine Frau.« »Schickt es sich, einem guten Freund seine (wessen?) Photographie zu schenken?« – Antwort: »Warum nicht?...« »Darf eine Dame im Restaurant ihrem Begleiter in den Mantel helfen?« Antwort: »Es würde lächerlich und *ungebildet* aussehn, wenn...« »Darf man Würfelzucker mit den Fingern nehmen?...« (Die Antwort lassen wir diesmal weg.)

Dieses Buch ist *nicht original deutsch*. Es heißt *»Etiquette Problems in Pictures«*. Wohl aber ist es umgearbeitet und erweitert »für unsere Verhältnisse« (für die deutschen, nicht für die sozialen etwa) von *Beatrice G. Loeb* (Welche Assoziationen!...)

Es ist also übersetzt. Andere Länder, die gleichen Sitten. Andere Städtchen, die gleichen Mädchen. Es ist übersetzt! Erweitert! Für unsere Verhältnisse! Und wir haben doch im Lande die Sonderhefte für gute Ehen, solide Nachtkästchen, fröhliche Flitterwochen, selbstgenähte Hauskleidchen und alle, alle andern Probleme, die so das Leben

bringt! Der Verlag Dieck & Co. selbst legt ein original deutsches Buch, *»Der vollendete Adam«*, vor. Ein anderes Mal darüber! Die Probleme häufen sich, und die Zeit ist kurz.

Frankfurter Zeitung, 26. 4. 1929

DER POLIZEIREPORTER HEINRICH G.

Heinrich G., ein Polizeireporter, übte seinen Beruf schon seit mehr als zwanzig Jahren aus. Er war ein Mann von einem freundlichen, runden, heiteren Angesicht und einem behäbigen Körper. Er schien weder die Schnelligkeit zu besitzen, die sein Beruf erfordert, noch einen kritischen Sinn für die Erträglichkeit der Schrecken, über die er berichtete. Man hätte ihn etwa für den Direktor eines Puppentheaters halten können, auch für einen Schnellphotographen für verliebte Spaziergänger im Grünen, der flotten Nachlässigkeit wegen, mit der seine Hose in Querfalten auf die soliden Stiefel fiel, der sorglosen Willkür wegen, mit der ein breiter, windiger Schmetterling aus brauner Seide über dem kargen Ausschnitt der Weste flatterte, keine Krawatte mehr, sondern ein munteres Spielzeug der Lüfte. Die lächelnde Ruhe des Mannes lag über seinem Interesse für die blutigen Schauder der Kriminalistik wie ein heiterer Sommertag vor dem Eingang zu einer panoptikalen Schreckenskammer. Den harmlosen Freuden des Alltags schien sein Wesen zugewandt. Er schlenderte durch die Straßen, den Spazierstock in beiden Händen und beide Hände auf dem Rücken; dermaßen, daß es aussah, als erhielte er von rückwärts her die rundliche Wölbung seines Bauches. Oft blieb er vor den Schaufenstern stehn. Sein Blick suchte nicht die ausgestellten Gegenstände, sondern den Luftraum hinter der Scheibe, vielleicht aber auch sein eigenes Spiegelbild. Das Auge war verloren wie das eines Träumers, der zwecklos in den Himmel sieht. So ließ er sich von seinen vorübergehenden Freunden überraschen, deren er viele zählte. Es waren große, vierschrötige Männer mit viel zu kleinen grünen Lodenhütchen auf glattrasierten Schädeln: Kriminalbeamte. Sie blieben stehen: Ihr Beruf hatte sie daran gewöhnt, die Menschen, mit denen sie in Verbindung treten wollten, zuerst zu beobachten und dann zu überraschen. Auch um einen Freund anzusprechen, legten sie ihre schwere Hand auf seine ahnungslose Schulter,

als wollte ihr Mund schon »Im Namen des Gesetzes...« sagen. Aber sie ließen nur ein mächtiges »Hallo!« erschallen. Heinrich G. wandte sich nicht um. Er wurde im Lauf des Tages so oft überrascht, seine rechte Schulter erhielt so viele freundschaftliche Schläge, sein Ohr vernahm so häufig das freundliche »Hallo«, daß er eher verwundert gewesen wäre, einmal eine Viertelstunde vor einem Schaufenster zu stehn, ohne angesprochen zu werden. Ohne seinen Blick von der Scheibe zu heben, sagte er, zu ihr gewandt: »Grüß Gott!« Der andere wartete. Erst eine geraume Weile später wurde er von Heinrich G. besehen und agnosziert: »Ah, das ist der Anton! Ich dachte, das wär' der Franz! Du hast aber genau dieselbe Hand. Eine Laune der Natur!« Hierauf setzten sich beide in Bewegung. Nach dem ersten Schritt zog Heinrich G. eine nackte Zigarre aus der linken oberen Westentasche. Er hielt die Zigarre ein wenig vor den Augen, drehte sie und sagte: »Delikate Havanna!« Dann schenkte er sie seinem Freund.

Fast alle Kollegen trugen Aktentaschen und gingen mit eiligen Schritten über die Straße. Er allein schlenderte langsam dahin – und trug er gelegentlich eine Tasche, so waren keine Papiere und Zeitungen darin, sondern Lebensmittel, schöne blutige Fleischklumpen und herzerfrischende Möhrchen und flatternder Blättersalat. Denn er besuchte gerne die morgendlichen Märkte, von allen Händlern gegrüßt und freundlich mit einem Finger salutierend. Man brachte ihm alles entgegen. Er brauchte nicht zu wählen. Blieb er wortlos, einen Finger am Hutrand, die Zigarre zwischen den Lippen, vor einem Händler stehen, so wandte sich dieser um, ging zu seinen Körben, holte eine Ware hervor, packte sie ein und legte sie selbst in Heinrich G.s Aktentasche. Heinrich G. zahlte. Alles spielte sich lautlos ab. Andere Kunden mußten warten.

Seine Kollegen hatten bestimmte Bürostunden. Heinrich G. arbeitete unterwegs. Manchmal betrat er ein Kaffeehaus, salutierte, ging in die Telephonzelle, kramte aus der geräumigen Rocktasche ein paar zerknüllte Zettel hervor und telephonierte seiner Zeitung eine neue Schreckensnachricht. Sie bestand nur aus Rohmaterial, aus Namen, Daten, Fakten. Es waren Stichworte, keine Sätze. Ungefähr so lautete eine Meldung: »Heute, 26. April, Henriette Kralik ermordet aufgefunden, Polizei, Spur, Tagelöhner Richard Josef Haber, 32 Jahre, einmal Einbruch, vorbestraft, abgeschafft, Aufenthalt ungesetzlich.« Er diktierte ein Dutzend Morde, Raubüberfälle, Einbrüche in Banken und

Privathäuser, zündete die Zigarre wieder an und verließ das Kaffeehaus, einen Finger am Hutrand. Woher erfuhr er alle Grausamkeiten? Er entzog sie der Luft, in der sie gelegen waren, den Schaufenstern vielleicht, er entnahm sie dem »Hallo«, mit dem ihn seine Freunde begrüßten. Am Vormittag ging er zur Polizei. Der Posten vor dem Eingang salutierte und bekam von Heinrich G. eine Zigarre. In dem langen, halbdunklen Korridor, in dem die weißen Reihen der Türknöpfe aus Porzellan leuchteten, öffnete Heinrich G. eine Tür nach der andern, steckte den Kopf durch den Spalt, während gleichzeitig sein Stock, von der Linken am Rücken gehalten, ein paar lebhaftere Wedelbewegungen machte, als hätte er eine unmittelbare physiologische Beziehung zu der Zunge und den Lippen, die »Guten Morgen!« in die Büros hineinriefen. »Guten Morgen!« kam es zurück. Die Tür schloß sich wieder, eine andere ging auf. Manchmal – es war nicht zu erkennen, aus welchen Gründen – trat Heinrich G. in eines der Zimmer und blieb ein paar Minuten. Pfeifend, mit gespitzten Lippen, die einen komischen kleinen roten Fleck im Gesicht bildeten, trat er wieder in den Korridor. Das Liedchen, das er pfiff, ließ erkennen, daß er etwas Besonderes erfahren hatte. Er ging zur nächsten Tür, »Guten Morgen!« sagen. Dann stieg er in den zweiten Stock, unaufhörlich gegrüßt, unaufhörlich salutierend auf der Treppe, die von Auf- und Absteigenden bevölkert war. Im zweiten Stock, wo die Korridore etwas heller waren, wiederholte er seinen Morgengruß an den Türen. Durch einen anderen, rückwärtigen Ausgang verließ er das Gebäude. Auch hier salutierte ein Posten. Und auch dieser bekam von Heinrich G. eine Zigarre.

Zu einer späten Abendstunde, wenn die andern sich anschickten, nach Hause zu gehen, besuchte er die Redaktion. Er trat in sein Zimmer, das weit und kahl war, entzündete die Lampe, setzte sich an den Schreibtisch und zerknüllte den dicken Haufen von Papieren, die seit dem Morgen auf ihn gewartet hatten. Es waren Nachrichten von der Polizeikorrespondenz, die er alle schon kannte. Er kam von den Quellen, nichts Neues konnte er noch erfahren. Die Papiere beleidigten ihn fast. Längst hatte er alle Nachrichten »dem Blatt gegeben«, die sie enthalten mochten. Und wahrscheinlich enthielten sie nicht einmal alles, was er wußte. Der Tisch war leer. Das Tintenfaß trocken, die Federn rostig und zerbrochen. Heinrich G. schrieb nicht. Er brauchte nichts zu schreiben. Er saß vor seinem leeren Tisch, zog seine Schublade auf, entnahm ihr eine Handvoll »delikater Havannas«, schlug die Lade wie-

der zu und verließ das Zimmer. Wie er am Vormittag durch alle Türen der Polizei »Guten Morgen« gerufen hatte, so rief er jetzt durch alle Türen der Redaktion: »Guten Abend!« Die Redaktionsboten im Vorzimmer bekamen Havannas. Dann telephonierte Heinrich G. in ein Restaurant. Fünf Minuten später brachte ihm ein Kellner das Abendessen auf einer riesigen Platte. Es dampfte. Ein dichter weißer Schaum rann über die Ränder des gläsernen Bierkrugs. Der Kellner bekam eine Havanna.

Und nichts weiter geschah. Und nichts mehr habe ich zu erzählen. So, wie oben beschrieben, war Heinrich G., der Polizeireporter.

Frankfurter Zeitung, 28. 4. 1929

BEMERKUNGEN ZUM TONFILM

Der sprechende Film verstärkt nicht etwa die Täuschung, daß die beweglichen Schatten lebendige Menschen sind, sondern überzeugt viel eher von der Tatsache, daß sie Schatten sind. Die Stimme kommt gleichsam aus einer anderen, uns, den lebendigen Zuschauern, näheren Dimension. Die menschliche Stimme scheint eine sehr körperliche Demonstration zu sein, körperlicher als der Körper, dem sie entströmt. Die Stimme des Sängers im Konzertsaal überwölbt, verhüllt, ja verdrängt manchmal die Erscheinung des Sängers. Schon der *sprechende* Mensch ist eine *doppelte* körperliche Existenz. Oft verwandelt sich der Schweigende vollkommen, sobald er zu sprechen beginnt. Was wir von ihm hören, *verändert* den Eindruck, den wir hatten, als wir ihn nur sahen. Die Stimme »geht uns näher«. Sie scheint unmittelbarer zu sein als das Angesicht, die Hand, die ruht. Ja, die Stimme ist eine direkte *körperliche Berührung*. Es nützt wenig, daß im Tonfilm die Bewegungen der Lippen, der Gesichtsmuskeln, der Hände genau mit den gehörten Lauten übereinstimmen. Ja, man könnte sagen: Je genauer die sichtbare Artikulierung ist, desto deutlicher wird der Eindruck, daß ein Schatten artikuliert, desto größer wird die Distanz zwischen der Unmittelbarkeit der gehörten Laute und dem Schattenhaften der gleichzeitigen Bewegung.

Zwar ist die Stimme ebenso nur »aufgenommen« wie der lebendige Schauspieler. Da aber schon die originale Stimme direkter war als der

originale Körper, ist auch die Wirkung der »aufgenommenen« unmittelbarer. Ihr kommt die Bereitwilligkeit zustatten, mit der wir gewohnt sind, uns den Sprecher (den Sänger) »vorzustellen«, wenn wir nur seine Stimme hören (durch das Telephon oder aus dem Grammophon); beinahe den Blitz zu sehen, wenn wir nur den Donner hören: jene natürliche Eigenschaft also, der zufolge der Gehörsinn die visuelle »Vorstellungskraft« stärker und flinker in Funktion setzt als jeder andere Sinn.

Im Tonfilm erscheint also die Stimme näher als das Photo, als das bewegte Photo. Sie erfüllt den ganzen Raum, berührt jeden Zuschauer körperlich, gelangt fast gleichmäßig stark an jeden Platz im Saal. Das Bild bleibt gefesselt an die Leinwand, gefangen in seiner Zweidimensionalität. Als ihm die Stimme noch fehlte, als nur die Musik noch seine Bewegungen begleitete, befruchtete die *Beweglichkeit* dermaßen unsere »Vorstellungskraft«, daß wir selbst die fehlende dritte Dimension dem Schatten ausliehen, also: »andichteten«. Nun aber scheint nicht die Stimme die Bewegung zu begleiten, sondern umgekehrt die Aktion der Schatten die Modulationen der Stimmen. Und erst, da wir den Tonfilm haben, wissen wir, wieviel der Film der Begleitmusik zu verdanken hat. Sie macht nicht nur die Stimme überflüssig, sie ersetzt gleichsam die dritte Dimension (im Verein mit unserer Phantasie) – weil sie aus einer »andern Welt« kam, um eine nachbarliche zu unterstützen. Eine nachbarliche, aber doch eine fremde. Die Begleitmusik kommt also gewissermaßen aus einer solchen Fremde her, daß sie in der Tat »nur« begleiten kann und die wichtigste Funktion der Beweglichkeit und der Täuschungsfähigkeit des Schattens verbleibt. *Die Stimme aber ist die siegreiche Konkurrenz des Bildes.*

Nur gelegentlich vermag der Eindruck des sprechenden Bildes ebenso unmittelbar zu sein wie der seiner Stimme; in der »Großaufnahme« etwa. Also das Bild des sprechenden Mundes muß schon einen erheblich großen Teil der Leinwandfläche ausfüllen, um mit seinen eigenen Lauten zu konkurrieren. Man beachte im Tonfilm etwa die normale Aufnahme eines rollenden Wagens und vergleiche den Anblick der Räder mit dem Geräusch des Rollens. Dies scheint von den Rädern gelöst zu sein, weil artikulierende Bewegungen nicht vorhanden sind. Die Räder rollen lautlos, wie im gewöhnlichen Film, über die Leinwand. *Über* dem Bild von den Rädern ertönt das Rollen, nicht *aus* dem Bild selbst.

Das Ohr des Zuschauers wird empfindlicher als sein Auge. Neben dem suggestiven, betäubenden Lärm wird die Suggestionskraft der gesehenen Drehung bedeutungslos. Das Geräusch erweist sich als körperlich, die Drehung als nicht genug täuschend.

Aktuell scheint also die Frage: Was muß der Film tun, um das Bild ebenso suggestiv zu machen wie seine akustische Äußerung?

Der »Film«, das bewegte Bild, erhält, wie wir gesehen haben, keine Unterstützung vom gleichzeitig aufgenommenen, uns wiedergegebenen »Ton«, sondern im Gegenteil eine Abschwächung. Die Herstellung des beweglichen Bildes hat also nichts zu erwarten von der neuen Erfindung. Das Bild wird versuchen müssen, selbständig eine Perfektion zu erlangen, die ihm eine Konkurrenz, also eine Übereinstimmung mit seiner eigenen akustischen Äußerung gestattet. Vielleicht ist die Zeit gekommen, wo der Maler den Photographen zu ersetzen beginnt. Beziehungsweise, wo sich die Photographie die körperliche Wirkungskraft von der »Kunst« leihen muß.

Frankfurter Zeitung, 6. 5. 1929

»Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern«, Frankfurter Zeitung, 9. 5. 1929, übernommen in »Der Antichrist«, Kapitel ›Giftgase sind nur Wölkchen‹, S. 635

FRÄULEIN LARISSA, DER MODEREPORTER

Fräulein Larissa verfügte zwar über ein Pseudonym, aber anscheinend nicht über einen Familiennamen. Als hätten die Seltenheit und der fremde und schöne Klang ihres Vornamens Larissa von der bürgerlichen Pflicht befreit, noch einen anderen zu führen, oder als hätte sich dieser andere, weil er vielleicht zu simpel, geschämt, sich an die Seite eines Worts wie »Larissa« zu stellen.

Sie war seit undenklichen Zeiten eine treue Mitarbeiterin des Blattes, die man aus Galanterie nicht eine »alte Mitarbeiterin« nennen konnte. Man sagte lieber: eine »langjährige«. In der Tat hatte die Galanterie ausnahmsweise nicht unrecht. Larissa war nicht mehr jung, aber sie blieb jugendlich. Ja, ihre Jugendlichkeit war keineswegs künstlich,

sondern eher eine Art zweiter natürlicher Jugend, die mit der ersten die charakteristische anmutige Torheit gemein hatte. Ihr verdankte Larissa gelegentlich Bewegungen, Mißverständnisse, Aussprüche, rührende Manifestationen einer rührenden Ahnungslosigkeit, die den erwachsenen, ältlichen Menschen mit einem Schlag und nur für die Dauer einiger Sekunden in einen charmanten Backfisch verwandelten. Dann war Larissa wie ein junges Mädchen aus einer ganz fernen, verschollenen Zeit. Es war, als wäre sie vor langen Jahren in der Blüte ihrer Jugend gestorben und eben durch ein Wunder aus einem ewigen Schlaf erwacht, um ihre Jugend fortzusetzen. Sie war gleichsam nicht gealtert; sondern im Verlauf der Jahre zu einer Ruhestätte, einer Behausung ihrer eigenen verborgenen eingeschlafenen und nur gelegentlich erwachenden Jugend geworden.
Sie war Berichterstatterin über Modeangelegenheiten. Da aber die Mode nicht allein genug Erträgnisse einbrachte, kümmerte sich Larissa auch um alle jene öffentlichen Dinge, die nach einer weitverbreiteten Meinung der weiblichen Natur »näherliegen« als der männlichen. Zum Beispiel um Mutterschutz, Waisenkinder, Wohltätigkeitsfeste, Lotterien und Scheidungsprozesse, Blumenausstellungen und Obdachlosenasyle. So sehr sich alle diese Angelegenheiten auch voneinander unterschieden, so blieb doch Fräulein Larissas Haltung gegenüber den Demonstrationen des Luxus wie jenen des Elends immer gleich, die Melodie ihrer Berichte – denn sie hatte statt eines Stils eine Melodie – immer dieselbe. Nur das Adjektivische wechselte. Hieß es einmal: »In den prachtvollen Räumen des... Kasinos fand am 21. dieses Monats« usw., so stand das andere Mal: »In den düsteren Räumen des... Obdachlosenasyls herrschte am 23. dieses Monats helle Freude...« usw. Fräulein Larissas schriftliche Berichte waren von einer hellen, optimistischen Sachlichkeit, während ihre mündlichen Berichte sie selbst und den Hörer bis zu Tränen rühren konnten. Sie besaß einen Blick, das Rührende ausfindig zu machen, und eine Stimme, es zu erzählen. Den Worten aber, in denen sie es niederschrieb, fehlten die Wärme und die Anmut, kurz: »die Beseeltheit« ihrer Stimme. Zwischen den Zeilen schwebte verloren der Rest einer persönlichen Melodie, auch nur für sehr feine Ohren vernehmbar. Da der Lokalredakteur aber für »Substantielles im Blatt« war und von zwanzig Zeilen, die Fräulein Larissa geschrieben hatte, vierzehn zu streichen pflegte, entschwebte meist auch der Rest der Melodie für ewige Zeiten. Aus diesen und ähnlichen

Gründen blieb Fräulein Larissa ein Objekt, ein Werkzeug, ein Organ des Luxus, auch wenn sie sich mit dem Elend befaßte. Und selbst ihre Berichte über aktuelle Angelegenheiten der öffentlichen Armut blieben liegen, weil man glaubte, es wären Berichte über Blumenfeste.
Von der besonderen Eleganz, die Fräulein Larissa äußerlich kennzeichnete, muß noch einiges gesagt werden:
Sie ging, weil sie die besten beruflichen Verbindungen mit den großen Schneidern hatte, nicht etwa nach der »letzten Mode« gekleidet, sondern bereits nach der nächsten. Sie trug schon im Frühling die Sommerpelze und im Herbst die Winterhüte. Und so war sie selbst der zuverlässigste, der bestgelungene »Vorbericht über die nächste Modesaison«. Es gibt keine größere journalistische Vollkommenheit. Sie verwandelte sich selbst in ihre Artikel – und die Zeilen, die sie schrieb und die man ihr strich, waren vielleicht nur deshalb so unbeholfen, weil ihre äußere Erscheinung ihre journalistischen Fähigkeiten vorweggenommen hatte. Ja, sogar ihre Gestalt schien sich den kommenden wechselnden Moden anzupassen. Sie bekam und verlor verschiedene »Linien«, Hüften, Büsten, Schultern. Und dennoch behielt das, was man ihr »eigentliches Wesen« nennen könnte, gleichsam die innerste körperliche Hülle ihrer Seele, etwas Unzeitgemäßes, Verschollenes, und immer war ein Abstand zwischen »ihr selbst« und der Persönlichkeit, der sie sich abwechselnd anpaßte. Vielleicht machte diesen Abstand ein vollkommener Mangel an Eitelkeit sichtbar. Fräulein Larissa demonstrierte die Kleider, die sie trug, wie etwa ein Physiker Experimente. »Sehen Sie«, konnte sie sagen, »so einen rechteckigen Fehbelag am Ärmel wird man nächstens tragen. Die Schöße werden wieder glockenförmig. So wie bei mir!« Und sie stand auf, machte eine Wendung, und man sah die Glockenform ihres Rocks.
Jeder Witz machte sie verlegen. Denn sie, die niemals eine Doppelsinnigkeit begriff, fürchtete immer eine »Anzüglichkeit«. Und sie wurde auf jeden Fall rot, auch wenn sie etwas Belangloses, Einfaches mißverstanden hatte. Das waren übrigens die Augenblicke, in denen sie schön wurde und in denen man sie hätte lieben können. Die Scham verzauberte sie. Sie war ein junges Mädchen. Ihr verkümmertes Gesicht weckte die Verlegenheit, die gleiche Verlegenheit, die man in der Anwesenheit eines jungen Mädchens empfindet: eine Verlegenheit, gemischt aus Väterlichkeit, Mitleid und Lust.
Fräulein Larissa starb am Typhus während des Krieges. Sie war Pflege-

rin gewesen. Sie starb in Bukarest. Dort wurde sie begraben. Zum ersten und zum letzten Mal stand ihr voller Name in der Zeitung. Sie hieß Larissa Schorr.

Frankfurter Zeitung, 12. 5. 1929

NOCH EINMAL PRÜGEL

An dieser Stelle durfte ich vor einiger Zeit über die Exekution einer Prügelstrafe in Wilmington schreiben beziehungsweise über die Nonpareille-Notiz in einigen europäischen Blättern, in denen von der Exekution nebensächlich, aber ausführlich genug berichtet worden war. Jenem geheimnisvollen Gesetz gemäß, dem zufolge die Erscheinungen nicht nur eine Parallelität lieben, sondern gelegentlich auch eine kleine Verwirrung derjenigen, die über sie schreiben, wird mir der »Manchester Guardian« vom 16. April dieses Jahres zugeschickt, in dem – nicht mehr in »Nonpareille« – ein Aufsehen erregender Fall mitgeteilt ist: Der Transvaal-Farmer *Nafte* wurde zu sieben Jahren Zwangsarbeit und zu zehn Stockschlägen verurteilt, wegen Totschlags, begangen an dem Eingeborenen *Temba*. Zum ersten Male – so berichtet das englische Blatt – wurde ein Weißer zu einer Prügelstrafe verurteilt. Das Gericht selbst empfahl dem Delinquenten, ein Gnadengesuch um die Erlassung der Prügelstrafe einzureichen. Dieses Gericht hatte schon das Möglichste getan: nämlich die Anklage auf Mord in eine auf Totschlag zu verwandeln. Es konnte nicht auch noch die Prügel aufheben, die es selbst hatte verordnen müssen. Die Prügelexekution wurde jedenfalls aufgeschoben. Wahrscheinlich zum Erstaunen des Verurteilten, des Gerichts und einiger Farmer *bestätigte* die südafrikanische Regierung das ganze Urteil. Sie wird dafür vom englischen Blatt gelobt. Gerechtigkeit müsse sein. Man könne vielleicht über die Prügelstrafe überhaupt diskutieren. Aber das gehöre in ein anderes Kapitel. Das Gewissen der ganzen Welt werde die Gerechtigkeit dieses Urteils anerkennen. Bis jetzt wären nur Schwarze und Farbige zu Prügelstrafen verurteilt worden. Aber nun wisse auch der Eingeborene, daß die Justiz objektiv sei. Und so weiter.
In Wilmington in Amerika waren es vier Weiße, von denen jeder nicht

sieben, sondern *vierzig* Rutenstreiche erhielt. Die Nonpareille-Notiz berichtete nichts über das Verbrechen der Geprügelten. Wahrscheinlich hatten sie nicht einen Menschen erschlagen, sonst wären sie zum Tod verurteilt worden – in Wilmington, wo man keinen Spaß kennt. Es waren Weiße. In Wilmington sind die Eingeborenen (die Ur-Eingeborenen) längst ausgerottet, also tot –– also brauchen sich die Weißen nicht vor ihnen zu schämen, wenn sie Weiße prügeln. Anders in Südafrika. Dort befinden sich die Eingeborenen noch am Leben – und der beste Beweis dafür ist eben der »Totschlag« des Farmers Nafte. Dieser Herr Nafte beging einen Totschlag, einen Totschlag, der wahrhaftig ohne Anführungszeichen nicht genannt werden kann. Er schlug nicht einfach einen Eingeborenen tot, sondern versetzte ihn sozusagen mittels andauernden *Stoßens und Steinigens* in den Zustand der endgültigen Leblosigkeit. Und dafür erhielt Herr Nafte nur 7 Jahre Zwangsarbeit und nicht mehr als zehn (aufgeschobene) Stockstreiche. Ich würde ihn, trotz meinem an eben dieser Stelle vor einiger Zeit geäußerten Abscheu vor Prügelstrafen, womöglich zu sieben Jahren Stockstreichen verurteilen. Aber ich bin kein Jurist.

Man kann also immer noch lernen, selbst wenn man ein Skeptiker ist. Eines Tages findet man in der Zeitung eine Nonpareille-Notiz über eine Prügelexekution – und gerät in Aufregung. Ein anderer Tag kommt, und man erfährt aus einer Zeitung, daß ein Mensch einen Menschen gestoßen und gesteinigt hat; daß der Steiniger nur wegen Totschlags verurteilt wird; nur zu zehn Stockstreichen; daß dieses Urteil eine Sensation ist, weil der Steiniger eine weiße Hautfarbe hat; daß also Farbige und Schwarze seit Jahren, seit Jahrzehnten geprügelt werden, ohne daß sie eine Sensation verursachten. Und beinahe ist man imstande, sich zu der Anschauung zu bekehren, daß die Prügelstrafe notwendig ist. Insbesondere für steinigende Farmer von weißer Hautfarbe...

Die vierzig Rutenhiebe aus Wilmington tun mir weh, und die zehn Stockstreiche, die der Herr Nafte erhält, tun mir wohl. So kompliziert ist der Mensch.

So kompliziert ist der Mensch, daß er einen anderen Menschen steinigen kann. Und daß er sich gleichzeitig schämt, geprügelt zu werden. Was sind zehn Stockstreiche im Vergleich zu hundert Steinwürfen? So kompliziert ist der Mensch, daß er glaubt, ein Weißer dürfe steinigen, ein Schwarzer gesteinigt werden. So kompliziert ist ein menschliches

Gericht, daß es einen Steiniger nur einen Totschläger nennt, ihn zu Prügeln verurteilt, aber ihm gleichzeitig empfiehlt, um Gnade anzusuchen. Die Gnade wird selbstverständlich verweigert. Selbstverständlich? – Nicht ganz. Denn es ist immerhin eine Sensation, und es steht in der Zeitung, wenn einmal, zum ersten Male, seitdem das Gesetz Prügel vorschreibt, ein Weißer geprügelt wird.
Gewiß: Wenn die Herren Naftes vor zweihundert Jahren nicht ungestraft die Ureinwohner in Wilmington gesteinigt hätten, wäre vor zwei Wochen nur eine Nonpareille-Notiz über die Prügelexekution an Weißen nicht erschienen. Sondern: Die Prügelung der Weißen in Anwesenheit der Indianer wäre – wenn schon keine Schande – so doch eine Sensation gewesen; ebenso wie die Prügelung eines Weißen in Südafrika.
Die Farbigen und die Schwarzen sollten daraus ersehen, daß die Weißen prügeln – auf jeden Fall: solange die Ureinwohner noch leben – diese. Wenn die Eingeborenen bereits gesteinigt sind, prügeln die Weißen Weiße. Nur ist es einmal eine Sensation, ein anderes Mal eine Nonpareille-Notiz und ein drittes, zehntes, tausendstes Mal gar nichts. Wenn nämlich Schwarze und Farbige geprügelt werden, so steht nichts davon in der Zeitung.
Ich bin weit davon entfernt, mit dem Ausgang der Nafte-Geschichte ebenso zufrieden zu sein wie der »Manchester Guardian«. Keineswegs! Ich hätte gewünscht, den Bericht über die Prügelung eines weißen Steinigers nur in einer Nonpareille-Notiz zu sehen. Und jeden Tag sensationelle Berichte über die Prügelungen von Schwarzen, die nur gestohlen haben, in »Borgis« und »Garamond-Fett«. – Das ist zwar nicht juristisch gedacht, aber gerecht, glaube ich.

Frankfurter Zeitung, 17. 5. 1929

DIE K. UND K. VETERANEN

In der kleinen mährischen Provinzstadt, in der ich zwei Jahre zubrachte, waren die Veteranen lebhafter und bedeutender als die städtische Feuerwehr und an Glanz, den sie zu entfalten verstanden, dem richtigen Militär beinahe überlegen. Infolge der Veteranen gewinnen

die zwei Jahre einen immer größeren Raum in meiner Erinnerung, sie verdrängen oder verschlingen die benachbarten Zeitgebiete meiner Kindheit, und sie erwachsen allmählich zu der Bedeutung einer jener zeitlichen Abschnitte, die man in den Lehrbüchern der menschlichen Geschichte Epochen zu nennen liebt. Diesen epochalen Charakter der Veteranen unterstützt die historische Tatsache, daß sie verschwunden sind, endgültig verschwunden, wie nur die Kindheit selbst entschwinden kann, und wie das Reich der Habsburger, dessen Tod noch wunderbarer war als sein Leben. Denn es versank im Meer der Zeiten, das große Reich mit seiner gesamten bewaffneten Macht und seinen Militärvereinen, zu denen die Veteranen gehörten, trotz dem Aspekt der Unsterblichkeit, so vollkommen, so für immer, wie die armselige mit dem Imperium nicht zu vergleichende Kindheit eines Untertanen. Aber in der Erinnerung, in der das Große klein und das Geringe mächtig werden kann, identifiziert sich der kleine Teil einer Kindheit mit einem kolossalen Reich, und ein Verein von Veteranen versammelt in sich die ganze sonnenkräftige Symbolik des Imperiums. Den schillernden Busch aus Hahnenfedern, den die wehrhaften Männer über die Ränder ihrer steifen, runden schwarzen Hüte wehen ließen und der, wenn ein Sonnenstrahl ihn traf, alle Spektren des Regenbogens aus dem satten und produktiven Schwarz gebar, bewegt heute nichts anderes mehr, nichts Geringeres als ein historischer Atem, der ewige Wind, der über die Schicksale dieser Erde weht. Damals war es nur ein sommerliches Lüftchen.

Man darf sich die Veteranen nicht, wie man es gewohnt ist, als alte Männer vorstellen. Immer noch rüstige Greise zwar, die aber ihre Jugend nur einigemal im Jahr zu besonderen Gelegenheiten mit den Uniformen anziehen. Keineswegs! Meine Veteranen standen – fast hätte ich gesagt: zeit ihres Lebens – im besten Alter und gingen an den gewöhnlichen Tagen gesund und munter ihren Berufen nach. Die meisten waren Handwerker – und unter den Handwerkern wieder die meisten Schuster. Ja, es schien ein besonderer Zusammenhang zwischen der sprichwörtlichen Biederkeit dieses Handwerks und der kaisertreuen Gesinnung zu bestehen, die erste und wichtigste Voraussetzung für das Leben eines Veteranen. Einen Schneider gab es ebenfalls unter ihnen. Der aber war von so mächtiger Statur, hatte dermaßen sichtlich bei den Dragonern gedient und so wenig natürliche Beziehungen zu seinem Handwerk, daß er fast nicht als ein Schneider ange-

sehen werden konnte. Es schien, daß er seinen Beruf nur deshalb ausübte, weil es nicht anging, alle Tage Veteran zu sein. Und waren die anderen nebenbei Veteranen, so war der Schneider nur nebenbei Schneider. Bemerkenswert neben ihm war nur noch der Obmann und Kassier der Schornsteinfeger; und zwar deshalb, weil er niemals in die Lage kam, Zivil zu tragen, sondern sein berufliches Schwarz mit seinem feiertäglichen und freiwilligen überraschend schnell abwechselte; und weil der Kontrast zwischen seinem rußigen Angesicht am Mittwoch und seinem rosigen am Sonntag die ganze, große, wunderbare Verwandlungsfähigkeit eines echten Veteranen auf die verblüffendste Weise demonstrierte.

Sagte ich oben, daß die meisten nur nebenbei Veteranen waren? – Nun bedaure ich diese Wendung. Denn das Besondere meiner Veteranen macht eben der Umstand aus, daß sie niemals aufhörten, welche zu sein. In dieser Stadt, die etwa zwanzigtausend Einwohner zählte, waren sie nicht mehr als sechzig Männer. Und dennoch brachten sie mehr Bewegung in die Straßen als das ganze Regiment der Landwehr. Denn vielleicht, ja wahrscheinlich in der ewigen Sorge, die aktiven Soldaten könnten sich für militärischer halten, waren unsere Veteranen bestrebt, als einzige Muster soldatischer Tugenden zu gelten und alle Welt vergessen zu lassen, daß sie keine militärische Formation bildeten, sondern nur einen militärischen Verein; daß sie kein Dienstreglement hatten, sondern nur Statuten; und daß ihr Kommandant kein Befehlshaber war, sondern nur ein Präsident. Also verwandelten sie die ursprüngliche Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung in staunende Bewunderung, und jede Neigung zum Spott, die etwa bestanden haben mochte, erstickten sie im Keime. Ja, hätte es in ihrer Macht gelegen, einen Krieg mit einem Feind der Monarchie heraufzubeschwören, sie hätten keinen Augenblick gezögert. Denn alle Feste, die sie veranstalteten, trugen einen deutlichen kriegerischen Charakter, und alle Turnübungen, denen sie sich hingaben, waren nicht etwa zivilistische, hygienische Torheiten, sondern ernste Vorbereitungen für ernste Fälle.

Ihr Befehlshaber war ein Apotheker, Leutnant der Reserve, aber Oberst als Veteran. Das gab seinem Wesen etwas Zwiespältiges und der Anzahl seiner Jahre etwas Schwankendes. Und nicht ganz klar war die Rolle, die er an Kaisers Geburtstag spielte. Schrieb ihm die militärische Sitte vor, sich am achtzehnten August vormittags um zehn Uhr beim Garnisonskommandanten als Leutnant zu melden, so verpflich-

tete ihn sein Ehrenamt, vor demselben Garnisonskommandanten mit seinen sechzig Veteranen schon um elf Uhr des gleichen Vormittags im Kasernenhof Aufstellung zu nehmen. War er noch um zehn Uhr verhältnismäßig jugendlich, mit einem einzigen goldenen Stern am Kragen, in einem himmelblauen Paraderock und in schwarzen Hosen mit grünen Passepoils hinter dem großen Säbel, mit einem wuchtigen, goldenen Kragen, eine breite schwarz-gelbe Schärpe quer um den Leib, in einem schwarzen Anzug mit dunkelroten Säumen, einem schweren Paradehut mit grünen wehenden Federn gegen ein Uhr nachmittags an der Spitze seines Zuges aus der Kaserne, alt geworden und kaum zu erkennen. Die Hauptleute und die Majore selbst grüßten ihn nunmehr zuerst.

Privat mochten sie über ihn und seine Truppe denken, wie sie wollten. Am achtzehnten August bemühten sie sich, das private Denken womöglich auszuschalten. Und übrigens war es selbst für einen alten Militär unmöglich, der suggestiven Kraft zu widerstehen, die von dem Federbusch und der Uniform des Apothekers ausging. Vielleicht hätte sogar ein General an sich halten müssen, um ihn nicht zuerst zu grüßen. Auch in allen Zivilisten regte sich die Lust, sich unvermittelt in die Befehlsgewalt des Apothekers zu begeben. Der blanke Säbel, mit dem er die zahllosen Grüße erwiderte, war ein einziger lebendiger Strahl in seiner Hand, ein weißer Blitz, eine stählerne Schlange, ein silberner Sieg. Die schwarz-gelbe Schärpe leitete zu den großen, dichten, golddurchstickten Fransen der Feldbinde über, die wie eine besondere Gnade der Hüften war, entsprechend den zahlreichen Orden, den Gnaden der Brust. In den schwarzen Spiegeln der Lackstiefel fingen sich das Blau des Himmels, das zerflatternde Weiß der spätsommerlichen Wölkchen, das wehende Grün der Promenadenbäume, von Zeit zu Zeit durchzuckt vom silbernen Gruß des Säbels. Leer und weiß und sonnengetränkt waren die Steine der Straße. In den Seitengassen hielten stumm die Gefährte ihre Räder an. Weit vorne wirbelte der Trommler, in der Mitte schmetterten die Trompeten, hinten dröhnte die Pauke, unterbrochen und begleitet vom goldenen Irrsinn der Tschinellen. Dann war eine Weile gar nichts. Nur Mittag, weißer Stein und andächtige Leere. Und hinter diesem Raum aus Andacht und Sommer marschierte, ganz allein, der Kommandant der Veteranen. Ganz allein: denn hinter ihm war wieder ein Stück nicht ausgefüllten Sommers; gleichsam ein Stückchen Geburtstag des Kaisers, so daß der

Apotheker zwischen zwei Geburtstagsteilen dahinschritt, er selbst eine Majestät und jener fernen und echten augenblicklich einziger Vertreter. Drei Schritte hinter ihm erst kam der Leutnant der Veteranen. Drei Schritte hinter dem Leutnant die erste Reihe, ein Unteroffizier an der Seite. Es fällt mir schwer, die anderen »Mannschaften« zu nennen. Denn alle hatten Grade und Sterne und Seitengewehre mit gelben Portepees und goldenen, gerillten Griffen, und weniger als Korporal gab es nicht, überhaupt nicht.

Ich weiß nicht, wer diese Grade verlieh. In den Statuten für die kaiserköniglichen Militärvereine heißt es ausdrücklich, daß der militärische Rang, den ein Veteran besizt, nicht dem Rang entsprechen muß, den er im Heer oder in der Landwehr einmal besessen hat. War doch der Oberst selbst in der Reserve nur ein Leutnant. Aber an diesem Tage galten die Chargen der Veteranen genausoviel wie die militärischen, wenn nicht mehr. Böswillige Märchen behaupteten, die Seitengewehre mit den goldenen Griffen steckten verlötet in den Scheiden und könnten niemals gezogen werden. Aber selbst wenn eine Vorschrift es also befohlen hätte, wer kontrollierte die Seitengewehre? Fälle von Trunksucht kamen bei uns nicht vor, und die Gefahr eines »Mißbrauchs« und einer »Friedensstörung« bestand überhaupt nicht. Es bestand nur – unsichtbar noch – die Gefahr jener großen Friedensstörung, die einige Jahre später ein Weltkrieg wurde.

Aber indessen war Frieden. So satt und so tief, wie nur der Friede aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sein konnte, der friedlichste aller Frieden der menschlichen Geschichte. (Denn die anderen haben wir nicht gekannt.) Die Sommer waren wie die Reservoire des Friedens, grün, heiß und unerschöpflich. Und der Krieg, weit entfernt von jener feldgrauen Realität, die wir später kennenlernten, trug noch den phantastischen grünen Reiherbusch des Veteranenobersten. Ja, dessen kriegerische Truppe erscheint mir heute als eine Waffengattung begründet zu dem Zweck, den Frieden zu erhalten, damit in ihm der Krieg repräsentiert werden könne. Ihre kriegerische Lust war eine Ausgeburt des Friedens und mündete in willkürliche, ohne besondere Veranlassung veranstaltete Feste, Sonntagsfeste, denen oft ein bedauerlicher Regen ein Ende machte.

Denn der Verein der Veteranen brauchte Geld – und daran konnte man eigentlich am deutlichsten sehen, daß er keine militärische Formation war. Die Mannschaft bekam keine Löhnung. Jeden zweiten Sonn-

tag im Sommer zogen sie also Stacheldrähte um ein Viereck im Wald, ließen drei Eingänge offen und verkauften Eintrittskarten. In der Mitte des Vierecks stellten sie einen luftigen Musikpavillon auf, neben dem Pavillon ein Glücksrad, neben dem Glücksrad einen Mast, an dessen Spitze eine Wurst hing. Es gab junge Leute, die den Mast erkletterten und die Wurst gewannen. Unaufhörlich schmetterte die Musik aus dem Pavillon Märsche in die Natur. Ja, sie ließ nicht ab von ihren Instrumenten, selbst wenn sich die ersten Windstöße erhoben, die das Gewitter ankündigten, der Wald sich zu verfinstern begann, weit hinter den Stämmen ein Donner grölte und die ersten Tropfen schwer auf die weißen Sommerkleider der Mädchen fielen. Bis zum letzten Augenblick saß die Musik der Veteranen in ihrem Pavillon und spielte – einer Schiffskapelle ähnlich, die bei einer Katastrophe unermüdlich weitermusiziert, bis sie untergeht, samt Trommel, Baß und Klarinette.

In der Vorbereitung dieser Feste bestand die Tätigkeit der Veteranen während des ganzen Sommers. Jeden Abend versammelte sich die Musik im Vereinshaus, um zu üben. Und obwohl immer die gleichen traditionellen Märsche gespielt wurden, war es, als könnten sie niemals bis zur letzten endgültigen Vollkommenheit gebracht werden; und obwohl niemand von den Zuhörern etwas an der Kunst der Musiker auszusetzen hatte, übte jeder von ihnen an sich selbst die strengste Kritik, und am meisten mit sich unzufrieden schien der Hornist zu sein. Denn er war es, der immer wieder ansetzte, um dieselbe Passage vollendet zu blasen – während die andern, die Flöten, die Geigen, das Cello bereits den Schlußakten des Marsches entgegeneilten. Er blies für sich. Als könnten ihn die andern nicht hören. In der linden Luft der goldenen Sommerabende blieb so ein Versuchston des Hornisten hängen, unvollendet, einsam, sehnsüchtig, mit einem verkrüppelten Echo in den Wolken. Noch einmal setzte der Hornist an. Schließlich kam er bis zu einem ganz bestimmten unüberwindlichen Widerstand, und sein dünner, scharfer Ton zerbrach, wie eine Klinge an einer steinernen Mauer. Er übte länger als die andern, bis zehn Uhr abends. Aber am nächsten Tag, wenn er mit der Kapelle ausrückte, gelang ihm die ganze Passage, um die er so lange gekämpft hatte. Es schien, daß sein Horn ein Marschinstrument sein wollte, nichts anderes. Marschierte der Hornist, so gehorchte es. Saß er auf einem Fleck, so sträubte es sich.

Um dieselbe Zeit turnten und exerzierten die anderen Veteranen im

Hof, und man hörte mitten durch die Pausen der Musik die scharfen Kommandos des Leutnants. Denn der Oberst kümmerte sich nicht um die Exerzierübungen. Unter seiner Patronanz, aber in seiner Abwesenheit, florierte die Truppe der Veteranen. Zwar genoß er die Ehre, sie zu befehligen. Aber das Üben entsprach wahrscheinlich nicht seiner sozialen Stellung. Auf anderen Gebieten lagen seine Verdienste. Schon trug er den Titel eines Kaiserlichen Rats. Langsam und fast bescheiden promenierte er auf dem Korso dahin, einen weizengelben Girardi mittels eines dünnen Bändchens mit dem obersten Rockknopf verbunden, an einem andern, ebenso dünnen Bändchen ein baumelndes Monokel, ein helles Rohrstäbchen mit silbernem Knopf in der Hand. Und kein Fremder, der ihn so erblickte, hätte wissen können, daß dieser friedliche Spaziergänger eine kleine, aber mutige Schar befehligte.

Nur seine k. und k. Apostolische Majestät, der alte Kaiser Franz Joseph, wußte es wahrscheinlich. Denn anläßlich seines fünfzigsten Regierungsjubiläums hatte er ein Huldigungsschreiben unserer Veteranen erhalten und beantwortet – huldvoll und sehr gleichgültig, wie es einmal die große Kunst der echten Kaiser war.

Frankfurter Zeitung, 18.6.1929

EIN WIEDERSEHEN

Unter den Gesichtern der Spaziergänger, die auf dem abendlichen Korso langsam und unaufhörlich an meinem Blick vorbeigezogen wurden, gewahrte ich eines, das mir vertraut vorkam, obwohl ich es nicht zu kennen glaubte. Es schien das erste Stadium der Beziehung zu mir gewissermaßen vernachlässigt zu haben, um unmittelbar in ein zweites zu geraten und sich früher meinem Herzen aufzudrängen als meinem Bewußtsein. Das Angesicht war sofort per du mit meinem Auge. Dieser Umstand verstimmte mich. Das Angesicht lächelte unbeirrt weiter, nachsichtig, freundlich, ja herzlich vielleicht. Schließlich löste es sich aus der Reihe der anderen Gesichter, für einen Augenblick entstand eine Lücke, es war, als hätte eine unsichtbare Hand aus dem Schaukasten eines Photographen eines der reihenweis angebrachten Porträts entfernt. Das Gesicht näherte sich mir. Es wurde getragen von

einem rostbraunen, breitschultrigen Mantel, der mir beide Ärmel entgegenstreckte. Ich zweifelte nicht mehr daran, daß ich eben im Begriffe war, einen Schulkollegen zu begrüßen. – Aber welchen?...

Vor fünf Jahren konnte ich noch alle Namen in alphabetischer Reihenfolge aufzählen. Dann fingen sie an, meinem Gedächtnis zu entfallen, einer nach dem andern, ungefähr wie Zähne dem Kiefer. Manchmal nur tauchte ein Gesicht an die Oberfläche, manchmal ein Strumpf mit einem Loch am Knie, ein Arm, eine Hand mit abgekauten Nägeln, alles begleitet vom bläulich schimmernden Weiß der Klassenwände, dem matten Schwarz der Tafel und dem glänzenden, wenn auch rissigen Lack der Bänke. Auch die Gesichter, die Körper, die Bewegungen meiner Mitschüler fielen mir sozusagen aus. Übrig blieb ein wirres Knäuel von Gliedmaßen, Kleidungsstücken, Nasen und Namen, die ich beliebig zu neuen Persönlichkeiten hätte zusammensetzen können, wenn ich nur gewollt hätte. Aber ich wollte ja gar nicht. Solange ich noch imstande war, Mitschüler zu agnoszieren, ging ich ihnen aus dem Weg. Peinlich und peinigend sogar war mir das Bewußtsein, daß ich für ewig verurteilt war, die allerdings harmlosen Konsequenzen einer allerdings harmlosen Vergangenheit zu tragen. Nein, nicht einmal zu tragen! Die Gewohnheit hätte es mir ja leichter gemacht! Aber ich war verurteilt, ihnen ohne meinen Willen unversehens in die Arme zu laufen und also jederzeit ausgeliefert dem Überfall einer Reminiszenz.

Nur konnte ich, wie gesagt, damals gelegentlich noch der und jener vorbeugen. Diesmal aber kam die Erinnerung *von außen* an mich heran, lebendig, blutvoll, gar nicht eine Funktion meines Gehirns, sondern eine Funktion des Zufalls, und weckte in meinem Gedächtnis höchstens einen namenlosen, schwächlich konturierten, blassen Schatten, mit dem ich nichts anzufangen wußte. Und dennoch, als wäre ich an diesem Abend auf nichts anderes vorbereitet gewesen als eben auf die Begegnung mit dem Mitschüler, zwängte ich mein Gesicht in ein fremdes, etwas enges Lächeln, eines, das man zu kaufen kriegt und das eine Nummer zu klein war, und legte in meinen Mund irgendein beliebiges kostenloses: Ah!, das zu meiner eigenen Verwunderung gar nicht so unpersönlich klang. Er und ich, wir schüttelten uns die Hände. Wir setzten uns an einen Tisch auf der Caféterrasse. Er begann zu erzählen und zu fragen. Er wartete meine Antworten nicht ab, er antwortete selbst. Er fragte nur, um eine Bestätigung zu erhalten, richtiger: um nicht dementiert zu werden. In einer rührenden Anhänglichkeit für

mich, den Undankbaren, hatte er sich stets über mich auf dem laufenden gehalten. Er berichtete mir, was ich erlebt hatte. Nichts war ihm verborgen geblieben. Und ich wußte noch immer nicht seinen Namen...

Ich suchte in den Zügen seines Angesichts nach Anhaltspunkten, einem Namenssplitter, einem Buchstabenfetzen. Nichts war in diesem Angesicht! Leer war es, erinnerte an ein flaches Gelände, die Nase lag in der Mitte wie ein Säckchen, hingeworfen, etwas angeschwollen, wie mir schien. Die Lippen waren blutrot und winzig, der Mund eines kleinen, süßen Mädchens, die Augen sehr hell, sehr klein, nackt, das heißt: brauenlos, zwischen Wülstchen gebettet, zwei graue Fünkchen, eingespießt in Fett. Das Haar blond, kurz geschnitten, »Bürste«. Auf der Oberfläche der Wangen ein blaßrötlicher Hauch. Widerschein des Lebens, das außerhalb der Persönlichkeit, nicht in ihr brannte. Wäre dieser Mann nicht mein Mitschüler gewesen, ich hätte mich entschlossen, ihn unsympathisch zu finden. So aber hatte er Protektion.

In der Hoffnung, ihn sympathischer zu machen, begann ich, ihn nach seinem Leben auszufragen. »Ich bin«, sagte er mit scheinbarer Heiterkeit, »ein Durchschnittsmensch geworden.« Dies war eine Anspielung auf die Tatsache, daß ich seiner Meinung nach kein Durchschnittsmensch geworden war, und vielleicht auch ein Vorwurf, daß ich die Pflicht, es zu werden, leider versäumt hatte. »Es gibt«, sagte ich ein wenig gereizt, »überhaupt keine Durchschnittsmenschen.« Es war ein Unsinn. Er aber widersprach nicht, sondern bemerkte schlicht: »Ich bin im Bankwesen.«

Den egoistischen Einfall: Bankwesen kann man brauchen, verwarf ich sofort als ungehörig. »Bist du verheiratet?« fragte ich. »Ja, seit sechs Jahren, augenblicklich Strohwitwer.« Ein Wort, das mir ebenso unangenehm ist wie »Durchschnittsmensch«. Es ließ sich aber nicht ändern. Er war Durchschnittsmensch, Strohwitwer und im Bankwesen. »Und es geht dir gut?« forschte ich weiter. »Danke, ausgezeichnet!« »Du bist zufrieden?« »Immer!« »Warst du im Krieg?« »Zwei Jahre an der Front.« »Du bist zufrieden?« wiederholte ich noch einmal. »Ja, immer«, sagte er, als wäre Zufriedenheit so etwas wie zum Beispiel Gesundheit.

Er behauptete, bald gehen zu müssen, und entlockte mir dadurch eine Wendung, die ich nie gebrauchte und nur widerwillig vernehme. »Ich will dich nicht aufhalten«, erklang es plötzlich aus mir, während ich

dachte: Da geht er dahin, und ich weiß nicht, wie er heißt. »Gib mir deine Adresse!« rief ich und zog ein Papier und sagte harmlos: »Am besten, du schreibst sie hier genau auf!« »Den Namen schreibe ich nicht!« frohlockte er, »den weißt du ja ohnehin!« – und er schrieb sehr genau, mit großen runden Buchstaben, Reifen aus biegsamem Bambus: »Ludwigstraße 58, II. Stock, rechts, zweimal läuten.«
Dann ging er. Fügte sich wieder dem Strom der Passanten ein, rückte sein Gesicht zwischen die beweglichen Reihen der anderen Gesichter, winkte noch einmal mit erhobener Hand, einen Augenblick blieb auf meiner Netzhaut ein rostbrauner Schimmer von seinem Mantel, der einzig starke Eindruck von ihm. Als ich aufstand, um heimzugehen, fiel mir sein Name in den Mund, als hätte er die ganze Zeit schon über mir in der Luft geschwebt. »Eugen Kalter«, sagte ich tonlos und verlor die Adresse.

Münchner Neueste Nachrichten, 18. 8. 1929

EIN BLICK AUF DIE NACHWELT

Das gläubig heitere Vertrauen, das manche Schriftsteller der Nachwelt schenken, kann ich kaum begreifen, geschweige denn selber haben. Obwohl ich die Mitwelt noch weniger schätze als sie mich, bin ich doch weit davon entfernt, die Generationen der Leser, die nach mir kommen werden, für besser, edler, vorurteilsloser, vernünftiger zu halten als jene, die mit mir leben. Vielmehr deutet die Entwicklung der Welt, soweit wir sie bis heute kennen, darauf hin, daß die künftigen Geschlechter noch törichter, noch gedanken- und phantasieärmer, noch verworrener dahinleben werden als die heutigen. Es tut mir leid. Es ist mir unmöglich, meinem Tod so hoffnungsfroh entgegenzublikken wie eine große Anzahl meiner Berufsgenossen. Und ich weiß heute schon, welch elender Trost mich in meiner letzten Stunde begleiten wird: der Trost, nicht fünfzig oder hundert Jahre später geschrieben zu haben; ebenso wie mich mein ganzes Leben hindurch das Bedauern begleitet, nicht fünfzig oder hundert Jahre früher geschrieben zu haben. Denn die Tatsache, daß dieser und jener bedeutende Schriftsteller in der Vergangenheit verkannt war, beweist mir noch lange

nicht, daß die Gegenwart besser ist, diese Gegenwart, die sich leider daran gewöhnt hat, seit etwa zwanzig Jahren fast niemanden mehr zu verkennen. Mein Respekt vor der Vorwelt bleibt ebenso groß, wie mein Respekt vor der Mit- und Nachwelt gering ist. Es scheint mir nämlich ehrenvoller, von einer würdigen Zeit verkannt als von einer unwürdigen anerkannt zu werden; und ich habe keinen Anlaß zu glauben, daß die Zeiten unwürdiger werden. Ja, wäre ich selbst so töricht, meiner Unsterblichkeit sicher zu sein, so würde mich diese Sicherheit außerordentlich betrüben. Welch eine Aussicht: dereinst von Eseln verstanden zu werden, nachdem man unverstanden unter Kamelen gelebt hat! Lieber ist mir schon die zeitgenössische Dummheit, denn ich habe mich schließlich an sie gewöhnt.

Was sollte sich denn auch in der Nachwelt etwa bessern?

Betrachten wir die Aussichten der Verleger zum Beispiel – um bei diesen wackeren Männern anzufangen, die als die ersten Hindernisse auf unserm Weg zur Öffentlichkeit aufgestellt sind. Werden sie nicht von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, ärmer an Geld und Plänen, arbeiten sie nicht von Jahr zu Jahr fatalistischer dem trauten Weihnachtsfest entgegen und dem immer literatur-fremder werdenden Christkind? Da viel eher die Aussicht vorhanden ist, daß Weihnachten überhaupt abgeschafft wird – das einzige literarische Prinzip der Verlegerwelt –, werden dann noch Verlagsgeschäfte gemacht werden können? Wenn heute schon Bücher beinahe nur aus dem rein äußerlichen Grunde gekauft werden, weil es nämlich Gelegenheit gibt, sie zu verschenken, wie man etwa Blumen schenkt (nur daß man Bücher nicht ins Wasser zu stellen braucht) – wird noch ein Bücherkauf stattfinden, sobald die Schenkgelegenheit nicht mehr vorhanden ist? Und selbst wenn ich mir die optimistische Ansicht abringe, daß man nicht aufhören wird, die Geburt des Heilands durch Neuerscheinungen zu begehen, weshalb sollte die Nachwelt unpraktischer werden als die Gegenwart und weniger Radioapparate, Automobile, Doppeldeckerchen, niedliche Familien-Filmkameras schenken als die Mitwelt? Ja, gesetzt selbst den Fall, daß in der Nachwelt überhaupt Tannenbäume wachsen werden, wird man etwas Überflüssiges unter sie legen? Doch stelle ich mir vor, daß man eine Art von Weihnachtsblitzableitern statt der Nadelbäume zu verwenden geneigt sein wird. Und Belletristik unter Apparate zu legen wird gewissermaßen von selbst ein Unsinn.

Nein! Ernst beiseite! Wie werden die Leser aussehen? Gewiß werden

sie noch häufiger über den Ozean fliegen, alle Arten von Gefahren heraufbeschwören und bezwingen und alle Möglichkeiten der nackten Realität in dem Maße ausnutzen, daß sie sich selbst (vollkommen bewußt) in literarisches Rohmaterial verwandeln werden. Und ebensowenig, wie man von dem Helden eines Romans verlangen darf, er möge sich selbst, literarisch gestaltet, in einer stillen Ferienstunde lesen, ebensowenig wird man den Kindern der Nachwelt zumuten, ein Buch in die Hand zu nehmen, in dem sie sogar nur mangelhaft gestaltet, ja vielleicht nur angedeutet sind. Denn ohne Zweifel werden die Autoren der Nachwelt noch weniger als die heutigen imstande sein, der Atemlosigkeit ihres Rohmaterials Herr zu werden, und in der Hast, mit der ihre Gestalten von einer Funktion zur anderen eilen, noch einen Trieb oder einen Affekt, das Animalische oder das Humane herauszufinden, die beiden einzigen wahren Gegenstände der Literatur! Und wie sie heute schon, die armen Autoren, sozusagen »moderne Menschen« werden zu müssen glauben, um den modernen Menschen zu begreifen; und wie sie heute schon den materiellen Erfolg in einen prima Wagen umsetzen und ihre eventuelle literarische Energie in die eines mittelmäßigen Chauffeurs, weil sie auf diese Weise die Sensationen eines Rennfahrers erahnen zu können hoffen – so werden sie in Zukunft etwa als Ozeanflieger so vollkommen in die phantastische Realität tauchen, daß sie ihrem Rohmaterial gleichen werden wie ein Ei dem andern.

Ich verzichte unter diesen Umständen lieber auf die Darstellung meiner Visionen vom Autor der Nachwelt. Die Vorstellung, daß etwa einer von diesen visionär erschauten Dichtern aus einem Prospekt der Zukunft aufersteht, um ein vergessenes Buch aus meiner Feder mittels seiner lautlosen Fernsetzmaschine wieder zur Geltung zu bringen, ist allein schon imstande, mir meine eventuelle eigene Nachwelt zu vergällen.

Dagegen gönne ich sie meinen mitlebenden Berufsgenossen von ganzem Herzen.

Die Literarische Welt, 23. 8. 1929

EIN MENSCH HAT LANGEWEILE

Am Morgen erwachte er zugleich mit der Langeweile. Er gähnte laut, mit einer schallenden Stimme zuerst, die wie aus einem Trichter kam, dann einem Heulen ähnlich wurde und schließlich in eine Art tremolierendes Winseln ausging. Also schien er den ersten, furchtbar schmerzlichen Schlag von der Langeweile erhalten zu haben. Denn sein Gähnen war nichts anderes als ein herzzerreißender Schmerzenslaut, ein Urschmerzenslaut, die hilflose Klage eines tödlich verwundeten Tiers, von einer grausamen amelodischen Willkür. Noch ein paarmal, wenn auch immer schwächer, wiederholte sich derselbe Ruf. Und war so unmittelbar, daß die Wände zu versinken schienen, hinter denen er ertönte, um sich in die Kulisse einer Vorwelt zu verwandeln. Ja, die ganze Zivilisation, in der sich unser Morgen abspielte: Das fließende warme und kalte Wasser, die alten Fassaden der Häuser gegenüber, die wehklagenden Rufe der Straßenhändler (die das Wild der großen Städte sind), sie alle vergingen, verschwanden vor diesem Augenblick, in dem die echte Stimme der Natur hörbar wurde: *das Gähnen eines Menschen am Morgen.*

Kurz darauf begann der Mensch einen erbitterten Kampf gegen den Tag. Ich erkannte an einem Porzellangeklapper, daß man ihm das Frühstück gebracht hatte. Ich hörte deutlich den gurgelnden Strahl aus der Teekanne in die Tasse rinnen und den Aufschlag eines Messers an die nachgiebig zerbröckelnde Eierschale. Dann öffnete der Mensch seine Tür und bestellte laut zwei Orangen und ein Gefäß, ihren Saft auszupressen. Er beklagte sich ferner über die schlechte Beschaffenheit des Tees. Man müsse, so meinte er, zwei Löffel ins kochende Wasser schütten, also im wörtlichen Sinne: den Tee überbrühen. Und wäre diese Art in diesem Hotel vielleicht auch nicht üblich, so möge sie doch von heute ab angewendet werden.

Nach einiger Zeit begann der Mensch zu seufzen und auf und ab durch das Zimmer zu wandern, als hätte er außergewöhnliche Sorgen oder als wartete er auf die verzögerte Ankunft eines langersehnten Wesens. Manchmal, in unregelmäßigen Zwischenräumen, murmelte er verschiedenes Unverständliches vor sich hin – und obwohl er mir die ganze Zeit über unsichtbar blieb, wußte ich doch, daß er, um zu sprechen, sich vor den Spiegel hingestellt hatte. Wahrscheinlich mußte er

seiner Phantasie nachhelfen und war er derart beschaffen, daß er sich auch sehen mußte, wenn er sich hören sollte. Die große Einsamkeit, in der der Mensch lebte, wurde aber keineswegs geringer, wenn er zu sprechen begann, sondern im Gegenteil noch größer. Es war, als wäre die Stimme des Menschen gar nicht seine eigene, sondern die der Einsamkeit. Sie redete aus ihm in dem engen, schmalen Hotelzimmer. Eingebaut hauste dort der Mensch zwischen mir und einem anderen Nachbarn, in einer komfortablen Zelle. Aber weder der Komfort noch unsere Nachbarschaft, noch die Möglichkeit, durch einen einfachen Druck auf einen weißen Knopf einen Diener herbeizurufen, konnte die Einsamkeit des Menschen vermindern. Er war ein moderner Mensch. Er kam aus Amerika. Er konnte nicht allein sein, und er konnte nicht still sein.

Er begann sich zu waschen. Das Wasser schoß reichlich aus dem Hahn, rauschte, plätscherte, donnerte beinahe gegen das Porzellan, versuchte ein geheimnisvolles Brummen in den widerspenstigen Röhren, in denen es bis jetzt als ein gezähmtes Hauselement gelebt hatte, friedlich, gehorsam und gebrauchsfertig. Für die Reinlichkeitsbedürfnisse dieses meines Nachbarn war es nicht berechnet gewesen. Er reizte das brave Wasser geradezu, er weckte seine ursprüngliche Wildheit, das zivilisierte Wasser der Stadt benahm sich, als lebte es in den Bergen. Der sanfte Strahl aus dem metallenen Hahn verwandelte sich in einen rauschenden Gießbach. Zuweilen hatte ich den Eindruck, daß der Amerikaner sich gar nicht so eifrig wusch, daß er nur aus Angst vor der Stille die Stimmen der Natur zu Hilfe rief.

Dann wurde es wieder eine Weile totenstill. Der Mensch im Nebenzimmer schien zu warten, ob sich nicht Stimmen von selbst melden würden, ohne seine Aufforderung. Aber es kamen keine. Die Stille war noch stiller als zuvor. Da fing der Mensch zu singen an, falsch, aus seiner unwilligen Kehle, ein Potpourri aus allen Schlagern der letzten zehn Jahre. Er sang sie eigentlich gar nicht, *er rief sie nur zu Hilfe.* Das, was er sang, verhielt sich zu den richtigen Melodien nur, wie etwa das Stimmen der Instrumente zum Konzert. In seinem Gedächtnis lagen die richtigen Melodien wahrscheinlich zwar aufgestapelt, aber auf dem Weg durch seine Kehle verwandelten sie sich in hilflose Hilferufe. Offenbar dachte er dabei an schöne Abende in der Bar, an zutunliche Mädchen und alle Vorsichtsmaßregeln, die in der Welt gegen die Einsamkeit getroffen werden.

Nachdem der Mensch aus dem Nebenzimmer etwa eine halbe Stunde gesungen hatte, schien er die Überflüssigkeit seiner Versuche erkannt zu haben, und nun wandte er das letzte Mittel an, das die Menschen unserer Zeit gegen das Alleinsein zur Verfügung haben: Er drehte ein Grammophon auf. Ein rührender Gesang von Negern erscholl. Der Mensch im Nebenzimmer ließ die Grammophonplatte nicht zu Ende gehen. Mitten im Gesang noch drehte er an der Kurbel, und immer wieder verjüngte er die bronzenen Stimmen der Neger. Der Mensch im Nebenzimmer beruhigte sich. Wahrscheinlich saß er jetzt auf dem Bettrand mit leis verträumten Augen. Die fremde, mittels technischer Vollkommenheit entlehnte Wehmut tat ihm wohl, als wäre es seine eigene. Vielleicht war er sogar *traurig* geworden, vielleicht weinte er sogar. Ja, es ist möglich, daß die Trauer eines fremden schwarzen Volkes, an der er selbst nicht unbeteiligt war, ihm eine eigene, eine Originaltrauer, vortäuschte, deren er kaum fähig gewesen wäre. Und wie andere Menschen sich einen Apparat anschaffen, um sich zu erheitern, so hatte sich der Nachbar Negerplatten gekauft, um sich sozusagen zu ertrauern. Und ich glaubte zu verstehen, warum er so rastlos nach Geräuschen gesucht hatte, einen ganzen Vormittag lang, und warum die Stille ihn so peinigte. Die schöne, weiche, stille Abteilung des menschlichen Herzens, in der sonst die Trauer schlafen soll, war leer: ausgeräumt. Er war ein Mensch dieser Zeit. Er *genoß* das Leben. Es *belustigte* ihn. Er erzeugte Geräusche und kostete sie aus. Angst hatte er vor der Stille.

Erst am späten Abend sah ich ihn unten in der Halle. Alles an ihm und um ihn war breit, bauschig, hell, knatternd. Seine weiten, modernen Beinkleider flatterten, von seinen buntbeklebten Koffern schrien alle Bahnhöfe und alle Grandhotels der Welt. Feldstecher und Photographenapparate hingen um seine robust wattierten Schultern. In knarrende gelbe Riemen gefesselt waren Plaid, Regenschirm und Stock, und dermaßen war er umgeben von Utensilien und Erfindungen, daß man sein Angesicht kaum sehen konnte.

Man trug seine Koffer zum Wagen vor dem Eingang. Der Mann folgte ihnen mechanisch, wie ein Gepäckstück, das gehen kann. Er verstaute sich in einem Winkel. Im letzten Augenblick noch sah ich, daß er auf seinem Schoß den dunkelbraunen Grammophonkasten hielt. Da fuhr er nun hin in das nächste Grandhotel, definierte den Zustand der halbweichen Eier, gähnte ausführlich, ließ Wasser rauschen, versuchte

selbst zu singen, um schließlich die süße Wehmut anzukurbeln, ohne die der Mensch nicht leben kann. --

Münchner Neueste Nachrichten, 1.9.1929

ENTWICKLUNG DES FLUGWESENS

Von Tag zu Tag gewöhnen wir uns glücklicherweise mehr an das Fliegen, und ich hoffe, daß es bald ebensoviel bedeuten wird wie das völkerverbindende Radfahren. Seit der mythologischen Flugzeugkatastrophe, die Dädalos und Ikaros so schwer betroffen hatte, gab der menschliche Ehrgeiz dem menschlichen Genie keine Ruh. Jede neue Dichter- und Prophetengeneration besang und prophezeite das menschliche Fliegen. Die Vorstellung davon drohte schon sich zu verewigen und ein eiserner Bestandteil der Traumration der Menschheit zu werden.

Solange dieser Traum noch ein Teil der furchtbaren und tragischen Göttergläubigkeit der Vorzeit war, konnte das technische Genie des Menschen nicht an ihn heran. Es mußte froh sein, als ihm eines Tages der gewöhnliche Karren einfiel. Zwar ist anzunehmen, daß es seine Versuche nicht einstellte, sondern daß es, wie es so in seiner Art ist, unaufhörlich über neue Fliege-Möglichkeiten nachdachte. Aber dieses Sinnen des technischen Genies war doch unaufhörlich begleitet, gestört und unterbrochen durch eine dunkle, natürliche Furcht des menschlichen Herzens, und sooft ein Flieger abstürzte, suchte man nicht nach einem »Konstruktionsfehler«, sondern nach dem Ratschluß der Götter und dem eigenen Frevel. Das Fliegen war also wirklich noch ein Traum, schön, erhaben, tragisch, heilig. So war das erste Stadium der Flugzeugentwicklung: *das mythologische.*

Mit der Zeit konzentrierte sich, wie man weiß, die Furcht vor übersinnlichen Gewalten sowie der Glaube an sie in den Dichtern, während ein anderer Teil der Menschheit anfing, seine Träume in wissenschaftliche Experimente zu verwandeln. Man teilte sich sozusagen in das Fliegen: Die einen forschten nach Möglichkeiten, die andern (die autorisierten, spezialisierten Träumer) träumten nur von ihnen. Wobei es hie und da vorkam, daß auch die Forscher den Ausdruck »Traum« auf

ihre Versuche anwandten, teils, weil eine poetische Ausdrucksweise eine verführerische Wirkung ausübt; teils, weil Gelehrte sie oft anwenden, wenn sie populär zu sein sich einbilden. Immer noch war an jedem Flugversuch ein Rest von der alten menschlichen Furchtsamkeit beteiligt. Sogar das nunmehr gänzlich von jeder Gläubigkeit gelöste technische Genie entlehnte immer noch aus der grauen Vorzeit einen Terminus. Als die ersten gelungenen Flugversuche kamen, staunte man noch über sie und bestätigte durch dieses Verhalten das »Wunderbare« des Fliegens. So war sein zweites Stadium: *Ein Traum, der anfängt, sich zu verwirklichen, aber noch nicht aufhört, ein Traum zu sein.*

In diesem Stadium befand sich noch das *Kriegsfliegen*. Denn obwohl der Krieg ohne Zweifel gewisse Verdienste an der wissenschaftlichen Vervollkommnung des Flugwesens hat, so verhinderte doch seine eigene metaphysische Grauenhaftigkeit eine vollendet rationalistische Betrachtung des Fliegens, und die stete Nähe des Jenseitigen, Unerforschlichen, Merkwürdigen, die ja schon den Infanteristen aus der Region der Alltäglichkeit hob, verlieh dem Kriegspiloten ein dreifach Wunderbares. Erst nach dem Kriege beginnt das dritte Stadium des Fliegens. Es beginnt mit der Kommerzialisierung des Traums, mit seiner postalischen Verwendung und seiner völkerverbindenden oder nationalen Bedeutung. In dieser Stunde hörte das Fliegen auf, ein Gegenstand der Dichter zu sein, also ein Traum der Menschheit. Es wurde ein Verkehrsmittel der Menschheit. Und also wäre alles gut, und wir hätten uns, je nach unserer Veranlagung, über einen realisierten Traum mehr oder weniger freuen können. Da aber geschah etwas Furchtbares, das man allerdings hätte voraussehen können: *Die Zeitung bemächtigte sich des Fliegens.*

Die Zeitung, die sonst der Zeit vorauseilt, bleibt diesmal hinter ihr zurück. Das Fliegen war schon längst eine nüchterne Angelegenheit. Als aber die Berichterstatter Plätze zu ermäßigten Preisen und Aufträge bekamen, begannen sie, den längst aufgespeicherten Schatz an unpassenden, romantischen Begriffen gewissermaßen als hinderlichen Ballast in die Spalten auszuwerfen. Was sollen sie auch tun? Sie mußten berichten, das heißt: beschreiben. Aber was gab es da zu beschreiben? Eine Kabine, Nebel, Wolken, Start, Nebel, Wolken, eine Kabine. Einer kam auf die originelle Idee, die überflogenen Länder zu beschreiben, aus der Vogelperspektive, aus der Luftpostkutsche sozusagen. Es ist eine komprimierte, etwas lexikalische Beschreibung gewor-

den. Die andern sind gezwungen, von ihren Empfindungen zu sprechen, und da sie gerade keine Lyriker sind, die Berichterstatter, wären sie doch besser zu Hause geblieben, um eine Wanderung zu unternehmen, die immer noch, unter allen Mitteln der Verkehrstechnik, das romantischste sein kann.
Deshalb äußerte ich zu Beginn dieser Ausführungen die Hoffnung, der Aeroplan und das Luftschiff möchten endlich die Bedeutung des Fahrrads erlangen. Denn dieses wird längst nicht mehr beschrieben und konnte sich also zu einem relativ nützlichen Verkehrsmittel entwikkeln. Völkerverbindend kann es auch sein, im wörtlichsten Sinn. Aber kein Verkehrsmittel wird in einem andern Sinn völkerverbindend sein. Die Schnelligkeit kann ebenso Krieg wie Frieden machen. Die Menschen könnten hurtig sein wie die Schwalben und dennoch kriegerisch. Sie könnten langsam sein wie die Schildkröten und dennoch friedlich. Jedenfalls werden ihre Träume verwirklicht, und das ist nicht schlimm. Aber sie haben Sonderkorrespondenten für verwirklichte Träume. Und das ist schlimm.

Berichtigung

Ich erfahre, daß meine oben geäußerte Annahme, die Korrespondenten flögen zu ermäßigten Preisen, keineswegs richtig ist. Für die Teilnahme am Weltflug des »Zeppelin« haben die Korrespondenten sogar *erhöhte Preise* bezahlt. Ein ungewöhnlicher Fall und ein erfreulicher Beweis für meine Ausführungen. Das Flugwesen selbst scheint meiner Meinung zu sein: Es hat das Unwahrscheinliche gewagt und der Presse das Fliegen teurer gemacht als den Passagieren. Also psychologisch war es nicht. Mit Freikarten hätten die Berichterstatter vielleicht zum Schweigen gebracht werden können.

Das Tagebuch, 7. 9. 1929

DAS GANZ GROSSE WARENHAUS

Zwar gab es bereits große Warenhäuser in der Stadt. Aber immer noch schien es dem und jenem an einem ganz großen Warenhaus zu fehlen. Manchen genügte die Tatsache nicht, daß die bereits existierenden Warenhäuser nur vier, fünf oder sechs Stockwerke hatten, und sie verstie-

gen sich zu kühnen Träumen von Warenhäusern, die zehn, zwölf oder gar fünfzehn Stockwerke haben sollten. Es ging ihnen dabei nicht etwa darum, Gott immer näher zu kommen – was auch ein ganz vergebliches Bemühen gewesen wäre. Denn nach allem, was wir wissen, kommt man Ihm nicht etwa näher, je höher man zu den Wolken emporsteigt, sondern vielleicht eher umgekehrt; je näher dem Staube man wohnt, aus dem wir gemacht sind. Nein! Den Leuten, die von den ganz großen Warenhäusern träumten, ging es nur darum, sich über die kleineren Warenhäuser zu erheben; ähnlich den Schnelläufern dieser Zeit, von denen einer den anderen übertrifft, nicht etwa, um flinker sein Ziel zu erreichen, sondern um früher als der andere zu einem beliebigen Ziel zu gelangen. Die Warenhausträumer träumten von einem Wolkenkratzer. Und also bauten sie eines Tages das ganz große Warenhaus, und alle Menschen gingen hin, es anzusehen, und ich mit ihnen...

Die alten und nur großen Warenhäuser sind klein dagegen und beinahe simple Kaufläden, obwohl das ganz große Warenhaus sich im wesentlichen von den nur-großen kaum unterscheidet. Es enthält mehr Waren, mehr Lifts, mehr Käufer, Treppen, Lauftreppen, Kassen, Verkäufer, Livreen, Stellagen, Kisten und Schachteln aus Pappendeckel. Freilich scheinen die Waren billiger. Denn da so viele so nahe beieinander sind, können sie kaum umhin, sich für nicht kostbar zu halten. Sie werden geringer in ihren eigenen Augen, senken ihre Preise und werden demütiger; denn die Billigkeit ist die Demut der Waren. Und da es so viele Käufer nebeneinander gibt, stellen die Waren auch weniger Anforderungen an die Käufer; und auch diese werden demütig. Wenn am Anfang das ganz große Warenhaus wie ein Werk des Hochmuts und einer sündhaften menschlichen Herausforderung aussah, so erkennt man mit der Zeit, daß es nur ein enormes Gehäuse der menschlichen Kleinlichkeit und Bescheidenheit ist; ein riesiges Eingeständnis der irdischen Billigkeit.

Die Lauftreppe scheint mir ein bezeichnendes Beispiel: Sie führt den Menschen empor, indem sie statt seiner steigt. Ja, sie steigt nicht einmal, sie läuft. Jede Stufe rennt mit einem Käufer hinauf, als hätte sie Angst, er würde umkehren. Sie führt ihn den Waren entgegen, zu denen er auf einer gewöhnlichen Treppe vielleicht gar nicht gegangen wäre. Schließlich ist es ganz gleichgültig, ob die Waren auf einer herunterlaufenden Treppe dem wartenden Käufer etwa zugeführt würden

oder der Käufer auf einer emporgleitenden Treppe der wartenden Ware.

Freilich gibt es auch gewöhnliche Treppen im ganz großen Warenhaus. Aber diese sind »frisch gebohnert«, und wer sie hinansteigt, läuft Gefahr, auf eigene Verantwortung auszugleiten. Am liebsten hätte man ganz auf sie verzichtet, auf diese unmodernen Dinger, die in der Nachbarschaft der Lifts und der Lauftreppen geradezu das dörfliche Aussehen von Leitern annehmen. Um sie noch gefährlicher erscheinen zu lassen, bohnert man sie frisch. Beinahe unbenutzt, führen sie ihre eigenen, allzu glatten Stufen empor. Überreste aus jenen alten Zeiten, in denen man noch die Schloßruinen und die nur-großen Warenhäuser kannte und noch nicht die ganz großen.

Vielleicht hätte man das ganz große Warenhaus noch viel höher gebaut, wenn man nicht der Meinung gewesen wäre, daß es einer Dachterrasse bedürfe, auf der die Käufer essen, trinken, Ausschau halten und Musik hören könnten, ohne zu frieren. Aber dieser Meinung war man eben, obwohl es im allgemeinen nicht in der menschlichen Natur begründet zu sein scheint, daß man nach einem Einkauf von Weißwaren, Küchengeschirr und Sportgeräten das Bedürfnis empfindet, Kaffee zu trinken, Kuchen zu essen und Musik zu hören. Vielleicht sind diese Bedürfnisse in der menschlichen Urnatur begründet; und mit Rücksicht auf diese baute man den Dachgarten. Tagsüber sitzen dort viele Menschen, trinken und essen, und obwohl ich nicht annehmen kann, daß sie es ohne Appetit tun, ist es doch, als säßen und tränken sie nur, um die Notwendigkeit der Terrasse zu demonstrieren. Ja, schon ihr Appetit hat vielleicht nur demonstrative Ursachen. Waren die Menschen selbst, wenn sie von den Lauftreppen emporgezogen wurden, auch noch an ihrer reduzierten Beweglichkeit als Käufer zu erkennen, so gelangten sie auf dem Dach zu einer Passivität, die sie den Waren vollends ähnlich macht. Und obwohl sie zahlen, ist es doch, als würden sie bezahlt...

In vollkommener Reglosigkeit unterhält sie ein ausgezeichnetes Orchester. Ihre Blicke schweifen über ferne Türme, Gasanstalten und Horizonte. Die seltenen Genüsse werden so vielen und so rastlos geboten, daß die Seltenheit aufgehoben wird. Und wie drinnen im Hause die Waren und die Käufer bescheiden wurden, so werden die Genüsse auf dem Dach bescheiden. Allen ist alles erreichbar. Alles ist jedem zugänglich.

Deshalb ist das ganz große Warenhaus nicht als ein sündhaftes Unternehmen zu betrachten wie etwa der Turm zu Babel. Es ist, im Gegenteil, ein Beweis für die Unfähigkeit der menschlichen Natur von heute, vermessen zu sein. Sie darf sogar Wolkenkratzer bauen: und die Folge ist nicht mehr eine Sintflut, sondern nur ein Geschäft...

Münchner Neueste Nachrichten, 8.9. 1929

ALTE UND NEUE PHOTOGRAPHIEN

Die alten Photographien sind durch einen leicht gelblichen, elfenbeinfarbenen Schimmer geadelt. Sie erinnern an betagte Meerschaumpfeifen. Sie liegen eingerahmt in rotsamtenen Alben oder gebündelt in den Schubläden bräunlicher Kommoden. Die Porträts der Männer und Frauen werden von einem sanften Oval eingefaßt, der rührendsten und imposantesten geometrischen Form, der Form der Erde, der Eier und des menschlichen Gesichts. Manchmal umgeben Girlanden das Porträt... Der Mensch steht vor dem Hintergrund einer grauen, leichtbewölkten und von Rosen bewachsenen Leinwand. Wo Frauen und Männer gemeinsam photographiert sind, legen sie gewöhnlich ihre Köpfe zusammen, dermaßen, daß sich ihre Schläfen sachte berühren. Ihre Gedanken liebkosen einander. Ist es ein Brautpaar, so steht der Herr neben der sitzenden Dame und erscheint doppelt aufrecht. Einzelne Männer sind immer ernst, die übliche Aufforderung des Photographen zur »rechten Freundlichkeit« haben sie just noch in dem Maß beachtet, in dem es ihnen notwendig erschien, nicht gerade finster zu blicken. Einzelne Frauen ließen sich selten photographieren. Mit Kindern am Arm kommen sie öfter vor. Großmütter in Kapotthütchen finden sich mit Enkeln ein, eine Generation dazwischen ward übergangen. Die Technik ist noch keineswegs fortgeschritten. Das Atelier des Photographen besteht noch aus Glas und Leinwand. Der Photograph selbst wird vorstellbar, betrachtet man seine Kundschaft. Er trägt einen schwarzen Anzug, ein breites Plastron oder eine fliegende Krawatte, und wenn er unter dem schwarzen Tuch verschwindet, ist es, als hätte er seinen Kopf für ein paar Augenblicke in eine fremde, jenseitige Welt getaucht, wo er Geister beschwört. Länger paktiert er mit ihnen

in der rötlich beleuchteten *Camera obscura*, aus der er dann mit gebräunten Fingernägeln wieder heraustritt. Die Wirklichkeit korrigiert er nur bescheiden, den großen Rest überläßt er der Linse, dem Objekt und dem Schicksal. Diese Bescheidenheit findet ihren Lohn. Die Porträts sind trotz der Hilflosigkeit der Technik »getroffen«. Es ist, als hätten die relative Unvollkommenheit des Apparats, die mangelhafte Regie des Photographen und die arme Inszenierung seines Ateliers die Ausdrucksfähigkeit des aufzunehmenden Angesichts gesteigert. Der Mensch, der sich photographieren lassen wollte, brauchte dazu einen festlichen Anlaß. Sein Antlitz wurde zielbewußt. Es hatte nur drei, vier, sechs ganz bestimmte Gelegenheitsausdrücke: Hochzeit, Taufe, Geburtstag, Kurort, Jubiläum... Man ließ sich nicht leichtsinnig photographieren. Man wurde ernst, wenn man zum Photographen ging. Man war überhaupt nicht leichtsinnig. Man hatte überhaupt ein eigenes Gesicht. Es konnte sich sehen lassen...

Die neuen Photographien sind nicht »getroffen«, sondern »ausdrucksvoll«. Sie geben nicht die Stabilität eines Angesichts wieder, sondern seine unwahrscheinlich große Fähigkeit, sich zu verändern. »Bitte recht hart!« – sagte der Photograph. Und noch in das *en face* scheint er das Profil hineinkonturieren zu wollen. Er macht das Porträt für Schaufenster und Zeitschriften, nicht für das Album. Nicht der und jener wird für die Öffentlichkeit photographiert, sondern: wer sich photographieren läßt, tut es für die (restringierte) Öffentlichkeit. Hat das Objekt kein öffentliches Interesse, so leiht ihm der Photograph das seinige. Überhaupt bezieht das moderne Porträt von vielen Hilfsmitteln Bedeutsamkeit: von Licht und Schatten, von der Gestalt der Hand, vom Glanz der Iris, von der Vollendung des Apparats. Im übrigen jagt der Photograph so lange hinter dem Objekt einher, bis er auch das harmloseste in eine repräsentative Enge getrieben hat. Er lockt das Unscheinbare in eine gewichtige Situation. Und wie er vor fünfzig Jahren Rosen an Sommerwölkchen malte, so bestreicht er heute den Alltag mit Tragik. Er nimmt nicht ein Angesicht auf, sondern bestimmte Situationen eines Angesichts: das gerechte Kinn, die gesenkte Stirn, die beschattete Wange. Im Lauf der letzten Jahre hat sich ein großes Reservoir physiognomischer Bedeutsamkeit durch Veröffentlichungen von Boxer-, Läufer- und Fliegergesichtern gebildet. Aus diesem schöpft der Photograph ein Quentchen für seine namenlosen Klienten. Menschen, denen sonst nur ein Angesicht eigen war, gelangen also

plötzlich zu einem Profil. Leute, die nur ganz gewöhnliche Augen hatten, erhalten auf einmal einen Blick. Gleichgültige werden nachdenklich; Harmlose humorvoll; Simple zielsicher; gewöhnliche Spaziergänger sehen aus wie Flieger; Sekretäre wie Dämonen; Direktoren wie Cäsaren.

Dahin ist der ovale Rahmen! Kantig ist die Zeit! Dahin der elfenbeinerne Schimmer! Über manchen Porträts liegt ein bläulich grauer Dunst, wie von Zigaretten. Über anderen ein hartes, mattes Braun, das an Rost erinnert. Aus souveränem Holz geschnitzt, ragen Profile unerbittlich in diese unerbittliche Zeit, in der die Originale glücklicherweise unerkennbar und unkenntlich untertauchen...

Münchner Neueste Nachrichten, 14. 9. 1929

BETRACHTUNG AN DER KLAGEMAUER

In den Tagen, an denen man die Juden in Palästina tötete, ging ich in die Grenadierstraße – nicht nach Jerusalem. Ich hatte das Gefühl, daß es galt, den Hinterbliebenen nahe zu sein, näher als den Toten. Ich stattete der Grenadierstraße einen Kondolenzbesuch ab. Es war ein heißer Tag. Alle Türen und einige Fenster standen offen. Es stank nach Zwiebeln, Fischen, Fett und Obst, nach Säuglingen, Met, Wäsche und Kanälen. Die Juden standen und gingen in der Grenadierstraße herum, mit der deutlichen Neigung, sich lieber auf dem Fahrdamm aufzuhalten als auf dem Bürgersteig und am allerliebsten knapp an den Bordschwellen. Sie bildeten einen laufenden Saum des Trottoirs. Eine Art Verkehrsinstitution der Grenadierstraße, mit unbekannter Ursache und rätselhaftem Zweck; als wären sie zum Beispiel von der israelitischen Kultusgemeinde angestellt, einen Ritus zu demonstrieren. Vor den offenen Obstständen sammelten sich unzweckmäßig Frauen und Kinder. Hebräische Buchstaben an Ladenschildern, Türtafeln und in den Schaufenstern unterbrachen mit starrem, erstarrtem, eckigem Ernst die heitere Rundung europäischer Antiquaschriften und wirkten, obwohl auch sie nur Waren anpriesen, wie Inschriften auf Gräbern, Gottesdienste, Rituale, Beschwörungsformeln. In diesen Zeichen, mit denen hier Heringe, Grammophonplatten und jüdische

Anekdoten feilgeboten wurden, hatte sich einmal Jehova auf dem Berg Sinai offenbart. Mit Hilfe dieser furchtbaren kantigen Buchstaben gab er einmal den Juden das erste furchtbare europäische Sittengesetz, damit sie es den heiteren, ahnungslosen Völkern der Erde vermittelten. Es gehört schon – dachte ich – eine wirklich göttliche Liebe dazu, dieses Volk zu einem auserwählten zu machen. Es gab so viele sympathische, nachgiebige und wohlerzogene Völker: heitere Griechen, abenteuerhafte Phönizier, kunstsinnige Ägypter, Assyrer mit rätselhafter Phantasie, nördliche Stämme mit schöner, blonder, gleichsam gesitteter Wildheit und erfrischendem Waldgeruch. Keins von all diesen! Das schwächste und nicht gerade schönste der Völker erhielt den furchtbarsten Fluch und den furchtbarsten Segen, das härteste Gesetz und die schwierigste Sendung: Liebe auf Erden zu säen und Haß zu ernten.
Nein! Wenn man die Juden in Palästina schlägt, braucht man nicht nach Jerusalem zu gehen und die englische Mandatsfrage zu studieren, um zu wissen, weshalb Juden geschlagen werden. Nicht nur in Jerusalem steht eine Klagemauer. Von lauter Klagemauern wird die Grenadierstraße gebildet. Die strafende Hand lastet sichtbar über dem gebeugten Rücken des Volkes. Von all den tausend Wegen, die es gegangen ist, heute noch geht und weiter gehen wird, ist kein einziger ein Ausweg, kein einziger führt zu einem konkreten, irdischen Ziel. Nicht zu einem »Vaterland«, nicht zu einer »Heimstätte«, nicht zu einem »Zufluchtsort«, nicht zu einer »Freiheit«. Es gibt mancherlei Gelegenheiten, den sogenannten »Willen der Geschichte« zu erkennen. Nirgends äußert er sich selbst mit einer solchen Aufdringlichkeit wie in den vielen Grenadierstraßen, in denen die Juden mehr wandern als wohnen. (Es ist keine pathologisch-degenerative Unrast, es ist eine historische.) Offenbar ist es der geheime »Wille der Geschichte«, daß dieses Volk kein Land bewohne, sondern Landstraßen bewandere. Diesem unheimlichen Willen entspricht die unheimliche Konstitution der Juden. Sie lehnen sich gegen sich selbst auf, indem sie eine »Heimstätte« suchen.
Sie sind keine Nation, sie sind eine Übernation, vielleicht die vorweggenommene, zukünftige Form der Nation überhaupt. Längst haben sie die groben Formen der »Nationalität« abgestreift: den Staat, Kriege, Erorberungen, Niederlagen. Sie haben Ungläubige bekehrt, mit Feuer und Schwert, und große Teile von ihnen sind mit Feuer und Schwert zu anderen Glaubensformen bekehrt worden. Die primitiven Perioden

der »Nationalgeschichte« und der »Landeskunde« haben sie bereits absolviert. Übrig blieb ihnen nur noch die eine Form eines »Volkstums«: als Fremde unter Fremden zu leiden, weil sie »anders« sind. Ihre »nationalen Bindungen« sind nicht mehr stofflicher Art. Es ist nicht einmal mehr eine absolute physiognomische Gemeinsamkeit vorhanden; und nicht einmal mehr eine bestimmte Glaubensform. Denn die Religion der Väter ist gleichsam übergegangen in den gemeinen Alltag der Enkel, wurde eine Form des Lebens, des Essens, des Schlafs und des Beischlafs, des Handels, der Arbeit und des Studiums. Nur waren die Bedingungen der äußeren Umgebung lockender und auch zwingender als die in Regeln aufgelöste Religion. Man kann sie nicht einhalten, wenn man leben will. Und über allen Geboten der jüdischen Religion steht das unerbittlichste: das Gebot zu leben. Jeder neue Tag erfordert eine neue Konzession. Man fällt nicht ab vom Glauben der Väter – der Glaube fällt ab von den Enkeln. Oder: er sublimiert sich in den Enkeln. Er bestimmt ihr Denken, Trachten, Handeln. Die Religiosität wird eine organische Funktion des jüdischen Individuums. Ein Jude erfüllt seine »religiösen Pflichten«, auch wenn er sie nicht erfüllt. Er ist religiös, indem er einfach *ist*. Er *ist* ein Jude. Jeder andere muß sich unter Umständen zu seinem »Glauben« oder zu seinem »Volkstum« bekennen. Der Jude allein bekennt sich automatisch. Er wird agnosziert, bis ins zehnte Geschlecht. Wo ein Jude stehenbleibt, erhebt sich eine Klagemauer. Wo immer ein Jude sich niederläßt, erhebt sich ein Pogrom...
Man begreife endlich, daß der Zionismus nur ein bitterer Versuch sein kann, daß er eine momentan vielleicht notwendige Degradierung des Judentums bedeutet oder zumindest die Rückkehr zu einer primären, bereits erledigten nationalen Existenzform. Mag sein, daß er die »Assimilation« jüdischer Individuen und ganzer Gruppen aufgehalten oder gestört hat. Dafür versucht er, gleich das ganze Volk zu assimilieren. Beruft er sich auf die bellikose Tradition der Juden, so darf man ihm entgegenhalten: daß er auf die Eroberung Kanaans weniger stolz zu sein braucht als auf die Bibel, die Psalmen und das Hohe Lied; ferner, daß die Gegenwart der Juden vielleicht noch größer ist als ihre Vergangenheit: weil sie tragischer ist...
Vielleicht wäre es sogar »praktischer«, »realpolitischer«, wenn die jungen Juden, die heute nach Palästina »heimkehren«, es mit dem Bewußtsein täten, daß sie weniger die Nachkommen der Makkabäer sind

als die der Propheten und Priester. Auf meiner Wanderung durch das jüdische Getto Berlins kaufte ich ein paar jüdisch-nationale Zeitungen aus dem europäischen Osten. Ihre Berichte über die Kämpfe in Palästina unterschieden sich überhaupt nicht von den Kriegsberichten, an die wir uns aus unseren eigenen Blättern erinnern können. In demselben furchtbaren Borgis-Fett, mit dem verglichen vergossenes Menschenblut eine harmlose Flüssigkeit zu sein scheint, berichteten jene jüdisch-nationalen Zeitungen von den jüdischen »Siegen über die Araber«. Und in dem bekannten Kauderwelsch der Kriegskommentatoren stand entsetzlich schwarz auf weiß zu lesen, daß es diesmal Gott sei Dank keine Pogrome seien, sondern waschechte »Kämpfe«. Hier konnte man wahrnehmen, daß die Meinung, die Juden seien klüger als andere Völker, falsch ist. Ja, sie sind nicht nur nicht klüger, sie sind sogar zuweilen dümmer. Sie eilen nicht nur nicht der Zeit voraus, sie blieben hinter ihr zurück. Sie ahmen den eben erlebten Bankrott der europäischen Ideologien nach. Ausgerechnet jetzt fangen sie mit ihren original-jüdischen Stahlbädern an. Daß sie sich in Palästina wehrten, ist selbstverständlich. Eine Schande, daß sie angegriffen wurden. Daß sie sich aber von Zeitungen ein Heldentum bestätigen lassen – sie, die durch lange Jahrtausende so ganz ungewöhnliche Helden ohne Phrasen waren –, das beweist endgültig, daß es in der Tat keine Sieben Weisen von Zion gibt, die das Schicksal des jüdischen Volkes lenken. Dagegen gibt es ein paar hunderttausend Törichte von Zion, die das Schicksal ihres Volkes nicht begreifen.

Das Tagebuch, 14. 9. 1929

EINE LAUNE DER NATUR

Eine halbe Minute vor Abgang des Zuges sprang er ins Coupé, ein großkariertes Plaid über dem Arm. Den kleinen Lederkoffer versorgte er schwungvoll kühn im grünen, nachzitternden Gepäcknetz. Im Nu veränderte sich die ganze Welt; das heißt das Abteil. Bis zum Eintritt des Fremden war es nur ein Eisenbahnabteil gewesen, erster Klasse zwar, aber ein Eisenbahnabteil. In dem Augenblick, in dem der Fremde einstieg, begann es, sich selbst zu übertreffen. Es wurde eine

Klasse, die es im ganzen Eisenbahnwesen nicht gibt, eine Eins-A-Klasse. Meine eigene bescheidene Erscheinung hatte das Coupé eher degradiert als erhoben. Als aber mein Reisegenosse sich setzte, begann sein Glanz auch auf mich überzuströmen, und ich adelte mich in seiner Vornehmheit. Eingehüllt saß er im silbrigen Schimmer seines hellgrauen Reiseanzugs. Ein herbsüßer distinguierter Geruch von einem fremden Haarwasser entströmte seinem Haupt, so unermüdlich, in immer neueren Duftwellen, daß ich zur Überzeugung kam, sein Gehirn erzeugte selbst den Duft und das Material für die Haarpflege von innen her, in gewissen geregelten Zeitabständen. Oben im Netz leuchtete gelb der Koffer. Über die linke Brusttasche hing ein charmanter Zipfel eines verwöhnten Taschentuchs, weiß, mit violettem Rand. Auf dem Boden die gelben Schuhe schienen die Geschwister des Koffers über dem Kopf zu sein. Seidene graue Strümpfe füllten mit zarter Innigkeit die Pause zwischen dem Halbschuh und der emporgezogenen Hose aus. Der letzte Westenknopf war von Anfang an offen, obwohl ein korrespondierendes leeres Knopfloch ständig bereit war, ihn aufzunehmen. Im Westenausschnitt blühte der Knoten einer dunkelgrünen Krawatte, wie eine köstliche, in Wintergärten gezüchtete Knospe. Darüber ruhte hart, breit, aber mit einem versöhnlichen Grübchen geziert, ein glattrasiertes gepudertes Kinn. Der Mund war charaktervoll geschlossen, die Nase kühn und bebend, die Augen grau, heiter, unerbittlich: Kein Zweifel, ich befand mich einem echten Mann von Welt gegenüber.
Er lächelte, während er las, weiße, ebenmäßige Vorderzähne leuchteten zwischen den roten Lippen auf. Er schlug mit Grazie ein Bein über das andere. Sein Fuß tippte einen gleichmäßigen Takt auf den Boden, als summte eine Melodie selbständig in seinem Gehirn. Es wurde dunkel. Mit heiterer Selbstverständlichkeit, ohne einen Augenblick nach dem Schalter zu suchen, griff er nach der Türleiste, knipste selbst die Lampe an, und ich entnahm daraus, daß er ein weitgereister Mann war, der die Gebräuche der Verkehrsmittel schon seit Jahren kannte.
Eine halbe Stunde später sah er mich an, mit seinen lächelnden hellen Augen, und ließ ein einziges Wort ertönen. Es lautete: »Gestatten?« und ersetzte einen ganzen Satz. Ihm laut zu erwidern hätte ich mich geschämt, und ich nickte ein stummes Bitte, bei dem ich mir selbst äußerst distinguiert vorkam. Er löschte die Lampe, streckte sich aus und schlief sofort ein, ein geübter Coupéschläfer.
Mitten in der Nacht erwachte ich. Ich vernahm ein merkwürdiges Ge-

räusch, ein Potpourri aus Katzenmiauen, dem Winseln junger Hunde und dem Brüllen alter Löwen. Eine Weile später wußte ich, daß mein Nachbar schnarchte -- und ich war gekränkt.
Ich war gekränkt, beleidigt, erbittert. Keinem anderen hätte ich eine banale Äußerung der Atmungsorgane übel genommen. Man sah den offenen Mund des Herrn, zwei Goldplomben, eine Krone rechts, obwohl nur das flaue Nachtlicht leuchtete. Die Brust, die Weste mit dem letzten offenen Knopf, der kostbare Knoten der Krawatte, alles hob und senkte sich regelmäßig. Regelmäßig kam ein gewaltiges Stöhnen aus dem Herrn, wie von einem gewaltigen Alpdruck. Kein Zweifel: Der Herr schnarchte nicht nur, er träumte sogar dazu, wahrscheinlich entsprechende Träume, alltägliche vulgäre Verworrenheiten.
Dieser Fall war ohne Zweifel eine boshafte Laune der Natur. Sie stattete einen mit allen Tugenden aus, mit einem dufterzeugenden Hirn, mit unverwüstlichen Bügelfalten, mit einem harten, siegreichen Lächeln um Augen und Mund, mit männlich-mondäner Schönheit -- und lockerte, während er ahnungslos schlief, seine Hemmungen und lockte das Allzumenschliche aus seinen unbewußten Tiefen. Diese Überlegung ließ mich nicht weiterschlafen. In schmerzlicher Enttäuschung erwartete ich den Morgen und das Erwachen des Herrn.
Er erwachte, setzte sich mit einem gewöhnlichen, noch nicht beherrschten Ruck auf den Sitz, gähnte laut und schlug währenddessen mit der flachen Hand ein paarmal gegen den offenen Mund, derart, daß er kleine Gähn-Wellchen erzeugte. Sein Angesicht war fahlgrau. Der Bart wucherte schwarz aus zehntausend Poren und füllte das Grübchen im Kinn aus. Die dunklen Haare kräuselten sich in entstellender Verwirrung auf dem Kopf, aus dem es nicht mehr so überzeugend duftete. Der Blick wischte nachlässig über das Fenster und die Landschaft, Staub lag auf den gelben Stiefeln, als wäre der Herr nachtsüber gewandert und nicht gelegen. -- Seine Stimmung war miserabel.
Dann gab er sich noch einen Ruck, stand auf, holte seinen Koffer und verschwand im Korridor. Es dauerte lange, bis ich ihn wiedersah. Endlich kam er, und nun erkannte ich ihn. Rasiert, duftend, mit wieder funktionierenden Hemmungen, renovierten Ventilen stand er vor mir, genau wie gestern abend. Sein Auge blickte kalt, grau, lächelnd einem baldigen Ziel entgegen, einem siegreichen Tag, einem mondänen Leben und wer weiß, welchen Abenteuern...

Münchner Illustrierte Presse, 22. 9. 1929

HANS BAUER: EIN VORSCHLAG UND SEINE ERFÜLLUNG JOSEPH ROTH ANTWORTET

Immer wieder muß man der Wirklichkeit vorwerfen, daß, wenn sie nur will, ihre Unwirklichkeiten den gemeinsten Kolportageroman in den Schatten stellen und daß sie Vorgänge abrollen läßt, die zu erfinden niemandem erlaubt ist, der den bescheidensten Wert auf guten Geschmack und den Ruf legt, sich nicht in Kraßheiten zu verlieren.

Ich schlage das Heft 14, sechster Jahrgang, einer verschollenen Zeitschrift auf, des »Drachen« nämlich, den ich vor Jahr und Tag in Leipzig herausgab, und finde darin einen besonders ausgezeichneten Artikel des ausgezeichneten Schriftstellers Joseph Roth. Joseph Roth beschäftigt sich mit einem Preisausschreiben, das der Verlag der »Münchner Neuesten Nachrichten« gemeinsam mit dem des »Hamburger-Fremdenblattes« veranstaltete und das nicht weniger als 100 000 Mark für den »besten deutschen Zeitungsroman« auslobte. Ein Motiv, auf dem Joseph Roth köstlich boshafte Angriffe gegen die beiden Blätter, vor allem aber gegen die »Münchner Neuesten«, aufbaut.

»Die deutschen Schriftsteller«, schreibt er, »sind an solche Honorare nicht gewöhnt.« Und er weiß auch die Erklärung dafür. »In einem Lande, in dem Zeitungen von der Qualität und der Gesinnung der ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ erscheinen, kann es Schriftstellern von Qualität und Gesinnung nicht gut ergehn. Es wäre zu wünschen, daß die ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ als Buße für ihre Existenz und ihr Erscheinen jedem anständigen deutschen Schriftsteller 100 000 Mark zahlen, selbst wenn er ihnen *keinen* Roman liefert, auf daß er in Stand gesetzt werde, seine Heimat zu verlassen und die ›Münchner Neuesten‹ nie mehr zu sehen.« Ein satirischer Vorschlag, den Joseph Roth da den »Münchner Neuesten Nachrichten« im Jahre 1925 macht: der Phantasie eines geistvollen Ironikers entsprungen, so wenig ernst gemeint, wie er die »Münchner Neuesten« ernst nahm, ein witziger Einfall, literarische Artistik, Filigranarbeit eines sich lässig gebenden Hasses – und niemals bin ich einem Menschen begegnet, der in seinem Innersten einen herrlicheren, infernalischeren, blutgebundeneren, be-

sesseneren Haß gegen alle patriotischen Unwerte gehabt hätte als Joseph Roth. Aber da vollzieht sich nun das Wunderbare und wahrhaft Unglaubliche. Im Jahre 1929 greifen die »Münchner Neuesten Nachrichten«, freilich wohl ohne seinerzeit die schriftliche Fixierung zu Gesicht bekommen zu haben, Joseph Roths Gedanken von der Bußgeldzahlung auf und wenden sich, da er für ein normales Geld ihnen keine Zeile schreiben würde, mit dem königlichen Honorarangebot von 2000 Mark pro Monat für zwei Artikel an einen der Schriftsteller, die Joseph Roth gewiß im Sinne seines Artikels unter die anständigen und die von Qualität und Gesinnung rechnet: an ihn selber!

»Kinder, Kinder! Es sind hunderttausend Mark zu verdienen!« schrieb Joseph Roth in jenem »Drache«-Artikel. »Das Pathos der Zahl würde das satirische Gelüst im Keime ersticken, wenn man einem satirischen Gelüst widerstehen könnte, das sich bei der Erwähnung der ›Münchner Neuesten Nachrichten‹ meldet.« Gewiß regte sich in Joseph Roth auch jetzt das satirische Gelüst, aber er brachte sehr wohl die Kraft auf, ihm zu widerstehen, und ein Schriftsteller, dem die Existenz der »Münchner Neuesten Nachrichten« einstmals ein Hemmnis für das Wohlergehen der deutschen Schriftsteller zu bedeuten schien, sieht nicht ein, warum er nicht am lebendigen Körper die Irrigkeit seiner These demonstrieren soll.

Es wäre pharisäerhaft, dem Schriftsteller Joseph Roth mit moralischen Erwägungen zu kommen und ihn das den meisten Menschen eigene Streben nach besserer Entlohnung entgelten zu lassen. In Wahrheit wird er auch bei den »Münchner Neuesten Nachrichten« keine Zeile gegen seine Überzeugung schreiben – das allein wäre charakterlos! –, und seine Konzessionen werden sich nur auf diejenigen Zeilen erstrekken, die er ungeschrieben läßt. Er hat gehandelt, wie neunundneunzig unter hundert Menschen handeln würden, und niemandem, der es sich nicht selber zumutet, darf von einem Fremden zugemutet werden, daß er der eine, die Norm sprengende Sonderfall sei.

In der politischen Chronik unserer Tage aber bleibt der bemerkenswerte Fall zu registrieren, daß eine Begabung, die sich nicht zuletzt durch ihre Kritik an der Qualität einer reaktionären Zeitung unter Beweis gestellt hatte, von eben dieser Zeitung, weniger wohl, um die eignen Spalten zu füllen, als um fremden eine Kraft zu entziehen, aufgekauft wird.

Joseph Roth antwortet

Seit dem Jahr 1925 sind, wie man weiß, vier Jahre vergangen, ein Zeitraum, in dem es mir wohl gestattet sein könnte, eine Meinung zu ändern. Heute würde ich die zitierten Sätze nicht schreiben, auch wenn ich inzwischen nicht Mitarbeiter der »Münchner Neuesten Nachrichten« geworden wäre. Denn obwohl ich natürlich immer noch von meinen schriftstellerischen Qualitäten überzeugt bin, die mir Hans Bauer schon damals zugestand, kann ich doch seine Meinung über den gelungenen Witz jenes von mir im »Drachen« gemachten Vorschlags nicht teilen. Ja, ich finde diesen Vorschlag heute billig, Folge einer polemischen Flüchtigkeit, die von einer geübten Dialektik geschickt kaschiert wird und meiner formalen Gewissenhaftigkeit unwürdig. Zwar erinnere ich mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals über die »Münchner Neuesten Nachrichten« geschrieben habe. Aber es fällt meinem Gewissen leicht, heute noch zu versichern, daß ich 1925 von keiner deutschen Zeitung, die einen Preis von 100000 Mark für den »besten deutschen Roman« ausgesetzt hätte, anders hätte denken können als von den »Münchner Neuesten Nachrichten«. Meine Meinung von den Zeitungen war überhaupt nicht die beste – und heute noch halte ich mehr von mir als von ihnen.
Hierin, scheint mir, unterscheide ich mich von Hans Bauer (und manchen andern). Ich bin mehr von mir eingenommen als er. Wo immer ich schreibe, wird es »radikal«, das heißt: hell, klar und entschieden. Fremd und verhaßt ist mir die subalterne Anschauung, die Institution wäre stärker als der Schriftsteller. (»Er schreibt für...«, »er ist bei...«) Niemals habe ich die »Weltanschauung« irgendeiner Zeitung, in der ich gedruckt war, geteilt oder gar repräsentiert. Der anständige Radikalismus, den in der »Frankfurter Zeitung« mit mir noch zwei, drei Freunde vertreten und repräsentiert haben, ist nicht der Radikalismus der »Frankfurter Zeitung«. Von dem Standpunkt aus, von dem ich Reaktionäre, Liberale, Radikale, Oppositionelle einzig sehen kann, sehen die »Kreuzzeitung« aus wie der »Vorwärts«, Wilhelm II. wie Scheidemann, die Juden wie die Antisemiten, die jüdische Konfektion wie die arische Industrie. Ich habe erfahren, daß ein wirklich unabhängiger Schriftsteller beinahe in keiner einzigen Zeitung schreiben kann, was er will und wie er will, ohne mit der Inseratenabteilung in Kolli-

sion zu geraten, mit den Herren Abonnenten, mit den Interessen des Verlagsdirektors. Ich nehme es den Zeitungen nicht übel. Sie sind höchst mangelhafte Einrichtungen. Sie müssen Geschäfte sein. Ich ziehe daraus nur zwei Konsequenzen: Erstens war ich nie Redakteur, bin kein Redakteur, werde nie einer sein; zweitens lasse ich mich nur von jenen Zeitungen bezahlen, die mich schreiben lassen, was ich will und wie ich will.

Es ist sachlich falsch: daß ich bezahlt werde, um etwas zu verschweigen und um in andern Zeitungen oder Zeitschriften nichts zu publizieren. Im Gegenteil: Ich darf nicht nur in den »Münchner Neuesten« schreiben, was und wie ich will. Niemals und nirgends hat ein Verlag einem »radikalen« Schriftsteller gegenüber eine größere Noblesse gezeigt. Der Verlag der »Münchner Neuesten« bringt sogar meine in der »Frankfurter Zeitung« erschienenen »radikalen« Aufsätze gesammelt heraus. Wenn diese Noblesse Klugheit ist, um so besser.

Es bleiben von der Glosse Hans Bauers nur zwei Tatbestände übrig, die ich anerkennen kann: erstens, daß ich im Jahre 1925 einen faulen Witz über die »Münchner Neuesten« gemacht habe (und den bedauere ich); zweitens, daß ich ein »ausgezeichneter Schriftsteller« bin.

Die Weltbühne, 24. 9. 1929

LOB DER DUMMHEIT

Von Zeit zu Zeit vermisse ich an einer der öffentlichen Stellen, die für die deutsche Literatur zuständig sind: Literaturgeschichte, Akademie für Dichtkunst und Buchhändler-Börsenblatt, die direkte, unverblümte Forderung nach der Dummheit des deutschen Dichters als einer zu Dichtzwecken unumgänglich notwendigen Eigenschaft. Vom Publikum Deutschlands ist diese Forderung schon oft erhoben worden. Jedenfalls glaube ich ohne Übertreibung sagen zu können, daß man in Deutschland wenn schon nicht die Dummheit für eine Hauptbedingung des Dichtens hält, so doch die Vernunft für ein großes Hindernis eines Dichters. Die unausrottbare Neigung, den Begriff des

»Dichters« mit der Vorstellung von dessen holdem Wahn automatisch zu verbinden, war selbst während der letzten Monate, in denen die »Neue Sachlichkeit« schon einen neuen, tatkräftigen deutschen Dichtertyp zu erzeugen drohte (eine Mischung von einem Piloten, einem Marxisten und einem Reporter), so stark, daß an ihr, jener Neigung nämlich, die Neue Sachlichkeit überhaupt gescheitert sein dürfte. Nein, es ist nichts zu machen! Noch niemals las ich in einem der vielen Buchreferate ein Lob der Intelligenz eines Autors, noch niemals hörte ich in einer Gesellschaft, die über Bücher sprach, einen Deutschen sagen, er freue sich über die Klugheit des von ihm gelobten Autors. Nun glaube ich ja allerdings, ja, ich weiß es fast bestimmt, daß nur sehr wenige Schriftsteller intelligent sind. Aber den Anforderungen der Leser oder gar der Buchkritiker hätten sie doch schon genügen können! Keineswegs! Der Buchreferent scheint in den Büchern gar nicht nach der Intelligenz zu suchen. Sie ist kein Kriterium. Und der Leser scheint sie zu fürchten. Er neigt zu der Anschauung, daß ein kluges Buch nicht »dichterisch genug« sei. Er zählt Romane, so wie man es ihn gelehrt hat, zu den »Werken der Dichtkunst« und ist infolgedessen bitter enttäuscht, wenn er für einen klugen Romancier sechs Mark fünfzig bezahlt hat. Wenn er Vernunft haben will, verlangt er Spengler oder Keyserling, die man ohnehin in den besseren Häusern des untergehenden Westens zu Weihnachten geschenkt bekommt. In Romanen, Gedichten, Dramen und Novellen soll es einen »Schwung« geben, wenn schon nicht »Spannung« vorhanden ist, Höhepunkte, dramatische Szenen, tiefgefühlte Naturschilderungen und den bekannten Bilderreichtum. Von Zeit zu Zeit gestattet man einem französischen Romancier ein bißchen Intelligenz, mit Rücksicht auf seine degenerative, saftlose und nüchterne Rasse und vielleicht auch mit Rücksicht auf die Tatsache, daß ein Romancier in Frankreich schon sowieso nur zu den »Schrifstellern« zählt und nicht wie bei uns zu den »Dichtern«.

Bei uns muß man ein Dichter sein. Dieses Wort weckt unmittelbar die Assoziation: weltfremd, die zwar nicht ausgesprochen und zugegeben wird, aber wie ein ferner Glockenklang vernommen. Das genügt. Schriftsteller, die in Gesellschaft etwas Gescheites, ich meine: praktisch Gescheites sagen, können sicher sein, daß kein Anwesender ihre Bücher kaufen wird. Ein Schriftsteller, der es etwa wagen würde, einen klugen Zeitungsartikel über Außenpolitik zu schreiben, müßte sich

hüten, in den nächsten zehn Jahren zum Beispiel eine Novelle zu publizieren. Wie kann einer »schaffen«, wenn er denkt? Wie kann einer »dichten«, wenn er überlegt? Mit höheren Mächten wie Apollo, Muse, Pegasus vertraglich verbunden, hat ein Dichter überhaupt so wenig Gelegenheit, sich um vernünftige Dinge zu bekümmern, daß er eigentlich verdutzt seiner Karriere ein Ende machen müßte, sobald er selbst bemerkt, daß er einen gescheiten Einfall gehabt hat. Verraten darf er ihn auf keinen Fall! Literarisch ihn zu verwerten bedeutete Selbstmord. Flugs würde er von den deutschen Lesern zu einem »kalten« Autor ernannt werden. Denn die Intelligenz eines Autors heißt im Dialekt der üblichen Buchreferenten »Kälte«. Und wer einmal »kalt« genannt worden ist, der kann sicher sein, daß er nie mehr einen Leser »hinreißen« wird.

Aus diesen Gründen ist bei uns jene Gattung Literatur so beliebt, die ich die barbarische Belletristik nennen möchte. Bei uns ist es schon ein Vorzug, nicht schreiben zu können. Wenn einer stottert, so sagt man: er schreibe »unvermittelt und ungekünstelt«. Wir lieben die frischen Jungens (die blauen unter den frischen werden bevorzugt), die so rasch von der Realität herkommen wie die Semmeln vom Bäcker und richtig was »erlebt« haben. Autodidakten schon werden mit Mißtrauen behandelt. Akademische Bildung wäre sogar abzuraten, wenn es sich nicht wieder empfehlen würde, der deutschen Sitte: Herr Doktor zu sagen, nicht gerade demonstrativ entgegenzutreten. Daß ein »Dichter« vor allem schreiben muß; daß das Schreiben die primäre Ausdrucksmöglichkeit des »Gedichteten« überhaupt ist; daß das Schreibenkönnen aber erst die Frucht einer langen, langen geistigen Disziplin ist, der akustische Ausdruck der Vernunft also; daß diese selbst eine wirkliche »Gnade« ist und eine größere als die ahnungslose Unmittelbarkeit; das alles versuche man erst einmal einem Leser klarzumachen. Er liebt alles, was frisch von Leber und Scholle weg hingeschrieben wurde, unter Umständen auch, was vom »Bugspriet« kommt und ebenso nach »Salzluft« riecht wie ein Dorfroman nach »Acker«.

Wenn ich Antisemit wäre – wozu ich aber gar keine Veranlassung habe –, so würde ich diese hysterische Naivitätshascherei des deutschen Lesers aus der Tatsache zu erklären suchen, daß er größtenteils ein jüdischer ist. Das heißt: ich würde den hochmütigen Aberglauben der Juden: intelligent und schwarzhaarig seien sie selbst und von Dichtern hätte man etwas Blond-Ahnungsloses zu erwarten, mit dem sich

absolut keine Vernunft-Transaktion machen läßt: Ich würde diesen Aberglauben verantwortlich machen für die großen Auflagen der barbarischen Bücher, in denen die Plumpheit als »Frische« gilt, die Torheit als eine »Gnade«, deutsche Sprachfehler als Beweise für arische Abstammung und Ungebildetheit als »Urkraft«. Aber ich bin kein Antisemit.

Nachschrift: Den obigen Aufsatz habe ich natürlich pro domo geschrieben. Man wird vielleicht schon mit einigem Unwillen bemerkt haben, daß ich selbst vernünftig bin.

Die Literarische Welt, 27. 9. 1929

DER KURFÜRSTENDAMM

Am Abend gehe ich über den Berliner Kurfürstendamm. Ich drücke mich an die Mauern wie ein Hund. Ich bin einsam, aber ich habe das sichere Gefühl, von der Vorsehung geführt zu werden. Manchmal muß ich ein Gitter sachte umschreiten, hinter dem sich ein Garten befindet. Man darf ihn nicht betreten. Ich beneide die Straßenbahnen, die flott und frisch über grüne Rasen in der Mitte der Fahrbahn dahingleiten dürfen. Eigens für sie hat man die Rasen angelegt, als wären sie Tiere, aus der saftigen grünen Natur nach Berlin gebracht, und als müßte man ihnen, ähnlich wie den Tieren im Zoologischen Garten, ein kümmerliches Bißchen von ihrem Milieu vortäuschen. Manchmal befindet sich hinter dem Gitter allerdings kein Rasenbeet, sondern ein Kiesbeet. Von Ziegeln eingefaßt, in flacher Erhabenheit, trägt es lauter kleine Steinchen, bei deren Anblick es zwischen den Zähnen knistert. Ich wüßte gerne, wer diese steinerne Flora erfunden hat und ob man die Kieselsteine täglich begießt, damit sie nicht verdorren. Über den Asphalt, parallel mit den Straßenbahnschienen im Rasen, rattern die Autobusse und die Automobile, um Verkehrsstockungen zu verursachen. Oft gelingt es ihnen erst mit Hilfe der Verkehrsampeln, die automatisch rot, gelb und grün aufleuchten, ohne ersichtliche Ursache. Sie hängen an Drähten in der Luft, überall, wo durch Querstraßen eine Kreuzung entstanden ist, Augen, die leuchten, aber blind sind. Wenn

sie böse sind, werden sie rot, und wenn ihr Zorn verraucht, werden sie grün. Wenn sie rot sind, müssen die Gefährte stehenbleiben. Manchmal gelingt es den Verkehrsampeln, zur richtigen Zeit rot zu werden, das heißt: wenn aus den Querstraßen ein paar Lastautomobile kommen. Meist aber werden sie schon zornig, wenn auch nur ein Radfahrer aus einer Querstraße kommt oder ein Mann mit einem Karren. Selbst die Schutzleute, die doch ohne Zweifel das Gesetz vertreten, sind ohnmächtig gegenüber den Ampeln in der Höhe, den wirklichen Augen des Gesetzes, mit denen verglichen die Augen der Polizisten nur eine Metapher sind.
Manchmal unterbrechen die Reihe der Wohnhäuser Kaffeehäuser, Kinos und Theater. Sie sind es eigentlich, denen der Kurfürstendamm seine Bedeutung als Verkehrsader zu verdanken hat. Gott weiß, was er ohne sie wäre! Deshalb sind sie unaufhörlich bemüht, seine Größe zu heben. Da sie seine Ansprüche auf internationale Bedeutung kennen, streben sie nach Internationalität. Ein Gasthaus wird amerikanisch, ein Kaffeehaus französisch. Zwar sieht es niemals aus wie in New York oder in Paris. Aber es weckt Reminiszenzen an dieses oder jenes. In ihrer Bescheidenheit halten sie sich nur für gelungene Imitationen, aber sie sind in Wirklichkeit mißlungene Originale. Im amerikanischen Restaurant sind die Speisekarten englisch. Wahrscheinlich ist die Muttersprache der Gäste sozusagen Deutsch, aber ihre Umgangssprache wechselt nach Laune und Vergnügungsort.
Es kommt ihnen nicht darauf an, sie verstehen auch Englisch. Im französischen Kaffeehaus sitzen sie draußen, auf der »Terrasse«, frieren und fühlen sich pariserisch. Ja, sie sind noch mehr als pariserisch, weil sie es in Berlin sind. Offenbar infolge einer baupolizeilichen Verfügung müssen die Terrassen eingezäunt sein und deutlich von der Straße abgegrenzt. Nun unterscheidet sie gerade diese Abgeschlossenheit von den Pariser Terrassen. Aber es kommt auf die Ähnlichkeiten an und nicht auf die Unterschiede. Auf manchen Terrassen leuchtet ein violettes Licht, das an Totenkammern erinnert. Trotzdem lacht man bei dieser Beleuchtung. Aus dem Zusammenstoß der Leute, die von den Terrassen kommen, mit den andern, die zu den Terrassen gehen, ergibt sich dann das Leben und Treiben der Fußgänger. Wenn sie die Straße überqueren wollen, begeben sie sich zu einer Kreuzung. Haben sie Glück, sind die Ampeln gerade grün, und sie gelangen ungehindert auf die andere Seite, wo ebenfalls Terrassen lagern.

An den Rändern der Bürgersteige stehen Bäume und vor den Gittern Zeitungshändler. Die Nachrichten sind schauderhaft. Die Zeitungen sind schneller als die Zeit, nicht einmal das Tempo, das sie selbst erfunden haben, kann ihnen nachkommen. Atemlos rennt der Nachmittag dem Spätabendblatt nach und der Abend dem Morgenblatt vom Morgen. Die Mitternacht sieht sich bereits mit Schrecken vom morgigen Nachmittag überholt und hofft inbrünstig auf einen Streik der Setzer, um sich einmal in Ruhe wie eine Mitternacht betragen zu dürfen.
Auf diese Weise erstreckt sich der Kurfürstendamm rastlos Tag und Nacht. Auch wird er renoviert. Man muß diese zwei konkreten Eigenschaften deutlich hervorheben, weil er von Stunde zu Stunde sozusagen Moleküle seiner Körperlichkeit an seinen kulturhistorischen Charakter abgibt. Obwohl er nicht aufhört, eine »wichtige Verkehrsader« zu sein, ist es doch, als wäre es nicht sein Ziel, zu einem Ziel zu führen, sondern, so lang er sich auch erstrecken mag, ein Ziel zu sein. Befände sich dort, wo er aufhört, nicht eine andere Straße, er wäre imstande, sich noch weiterhin zu erstrecken. Ohnedies sind seine Dimensionen schrecklich genug. Seine furchtbare Fähigkeit, sich unaufhörlich zu erneuern, zu »renovieren« also, widerspricht allen natürlichen Gesetzen von Jung-Sein und Alt-Werden. Seit langem bemühe ich mich, das Geheimnis zu erraten, das ihn befähigt, trotz jedem jähen Wechsel seiner Physiognomie doch noch erkennbar zu bleiben, ja sogar immer mehr Kurfürstendamm zu werden. Unwandelbar ist seine Wandelbarkeit. Langmütig ist seine Ungeduld. Beharrlich seine Unbeständigkeit. Eine launenhafte Laune der Schöpfung, könnte man sagen, wäre die Annahme gestattet, daß sie ihn gewollt hat...
Dies scheint aber leider nicht der Fall zu sein.---

Münchner Neueste Nachrichten, 29.9.1929

DIE TAGESPRESSE ALS ERLEBNIS

Eine Frage an deutsche Dichter

Ich lese die Zeitung, um eine »Neuigkeit« (oder mehrere) zu hören, ohne auch nur einen Augenblick den Abstand zu vergessen, der die Tatsache von der Nachricht trennt. Um also die Wahrheit zu erfahren, versuche ich, alle Unzulänglichkeiten in Betracht zu ziehen, unter denen die Nachricht zustande gekommen sein mag: etwa die Dummheit oder die Ahnungslosigkeit des Berichters beziehungsweise der Korrespondenz, die natürliche Tendenz der Zeitung, »interessante« oder »pointierte« oder »wichtige« Nachrichten zu bringen (die ja auch wahr sein können); die Leichtgläubigkeit eines sorgenvollen, schlecht bezahlten Redakteurs, der auf eine Plumpheit hereinfällt; die Fixigkeit, mit der Setzer und Korrektoren arbeiten müssen und durch die simple Druckfehler entstehen können. Nachdem ich alle diese Begleitumstände wohl überlegt habe, bleibt nur noch wenig von der Zeitungsnachricht beziehungsweise der Notiz.

Wäre die Zeitung so unmittelbar, so nüchtern, so reich, so leicht kontrollierbar wie die Realität, so könnte sie, wie diese, Erlebnisse wohl vermitteln. Allein sie gibt eine unzuverlässige, gesiebte Realität -- und eine mangelhaft geformte, das heißt also: eine gefälschte. Denn es gibt keine andere Objektivität als eine künstlerische. Sie allein vermag einen Sachverhalt wahrheitsgemäß darzustellen. Jede andere Art der Darstellung ist eine private, das heißt: unvollkommene. Die Berichterstatter und die Korrespondenten sind nun zumeist keine Künstler. Ihre Nachrichten, Berichte, Schilderungen sind wie private briefliche Mitteilungen, aber an die Öffentlichkeit adressiert. Es ist kein höhnischer Zufall, daß die Berichtquellen der Zeitungen »Korrespondenz« und »Korrespondenten« heißen. Blieben ihre Berichte private Briefe: Wieviel Erlebnisstoff böten sie uns! Aber da sie selbst ihr Briefgeheimnis verletzen, da sie an Hunderttausende schreiben, nicht an einen, geht das »Erlebnishafte« verloren, verstreut sich in den Wind, der schließlich alle »Drucksachen« davonträgt.

Die kleinen Provinzblättchen konnten hier und dort einem Dichter – Sie erwähnen in ihrer Anfrage Kleist – ein Erlebnis vermitteln, das heißt: den Rohstoff zu einem künstlerischen Bericht. Warum? – Weil ihre Öffentlichkeit noch eine derart beschränkte war, daß sie beinahe

eine private war. Die Berichte der Zeitung, der kleinen, alten, primitiven Zeitung, waren etwa ebenso interessanter Rohstoff wie heute nur noch die bezahlten Anzeigen, die Heiratsinserate zum Beispiel. Die bezahlten Anzeigen sind auch die einzigen Notizen, die ich mit Gläubigkeit lesen kann, weil ihre Übertriebenheit sich selbst eingestehen und agnoszieren. Die Zeitung von heute ist viel unzuverlässiger als eine private Kunde, als der Läufer von Marathon. Ihr »Stoff« ist meistens derart schlecht verarbeitet, daß ich ihm kein Erlebnis entnehmen kann. Ich kann nur hier und dort ein bereits geformtes Erlebnis in der Zeitung genießen: Ich meine die seltenen Beiträge der seltenen guten Schriftsteller. Und nur dieser Umstand rettet die Zeitung von heute: die Mitarbeit guter Schriftsteller.

Die Literarische Welt, 4. 10. 1929

HEIMKEHR EINES BOXERS

Der Boxer beschloß eines Tages, in seine Heimat zurückzukehren. Zuerst hielt er diesen Beschluß geheim, denn es war ihm bekannt, daß sowohl das Land, das er im Begriff war zu verlassen, als auch jenes, das er wieder aufsuchen wollte, in große Aufregung geraten würden, sobald sie gehört hätten, der Boxer wollte reisen. Mit der Zeit aber erfuhr es der Freund des Boxers, und obwohl er nicht redselig von Natur war und obwohl er wußte, daß die Beschlüsse großer Menschen erst eine längere Karenzzeit brauchen, ehe sie sich den Völkern offenbaren dürfen, sickerte doch das Geheimnis wie von selbst aus seiner treuen Brust und rann in der verschwimmenden Gestalt eines Gerüchts von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr. Die Heimkehrtendenz des Boxers befand sich also damals noch im akustischen Aggregatzustand. Aber schon eine Woche später begann das Gerücht die stabileren Umrisse einer Zeitungsnotiz anzunehmen, also eine »Nachricht« zu werden, die man sowohl mit dem Auge als auch mit dem Ohr aufnehmen konnte und über die der Boxer selbst nicht wenig erstaunt war, als er sie eines Tages zu Gesicht bekam. Zwiespältig waren da seine Empfindungen. War es ein deutlicher Beweis für seinen Ruhm und seine Bedeutung, daß man seine geheimen Beschlüsse so schnell erfuhr? – Oder

wäre es ein noch größerer Beweis für seine Berühmtheit gewesen, wenn man seinen Beschluß zwar erfahren, aber voller Achtung verschwiegen hätte? Hatte man ihn aber nicht verschwiegen, warum dann aber nur so knapp mitgeteilt? Ich will damit keineswegs andeuten, daß der Boxer eitel war. Denn nach allem, was ich von den Meistern der Leibesübungen weiß, schwellt nicht etwa ein törichter Hochmut ihre Brust, sondern männliche Kraft, und so sehr ihre Brust sich auch ausdehnen mag, die Kraft breitet sich gleichzeitig in ihr aus und überläßt nur den Tugenden ein bißchen Raum, aber nicht den Schwächen. Immerhin: zwischen einer leeren Eitelkeit und einem berechtigten Selbstbewußtsein ist noch ein Unterschied. Und wenn der Boxer sich ein wenig wegen der Notiz Sorgen machte, so war es geradezu seine Pflicht.

Obwohl er selbst noch keinen Termin für seine Abreise festgesetzt hatte, gaben die Zeitungen schließlich das Datum seiner Heimkehr an. Um sie nicht zu enttäuschen, hielt er daran fest. Die gesamte Öffentlichkeit übernahm die Funktionen seines Zeremoniemeisters. Sie bestimmte den Zug, das Schiff, die Begleitung, die Photographen, das Flugzeug im heimatlichen Hafen. Schwach, obwohl er stark war, niedergeschlagen, obwohl er gesiegt hatte, weich geworden, obwohl er hart war, ergeben, obwohl er sich noch nie ergeben hatte, folgte der beliebte Boxer den Anweisungen der Öffentlichkeit, beantwortete noch schnell vor Abgang des Zuges ein paar Fragen amerikanischer Zeitungen über die Relativitätstheorie, erklärte sein Einverständnis mit der modernen Kriegsliteratur, weil ein Widerspruch ihn gehindert hätte, den Zug rechtzeitig zu besteigen, schüttelte ein paar Anhängern die Hände, zwängte seine Schultern in den Rahmen des Kupeefensters und glitt aus der Halle...

Nun fuhr er der Heimat entgegen. Es war, als ob ihn nicht allein die üblichen Transportmittel zu ihr führten, sondern ganz andere, sagen wir: seelische Kräfte. Es war, als würde das Schiff rückwärts von den Segenswünschen der zurückgebliebenen Nation gestoßen und vorne von der Sehnsucht der heimatlichen gezogen. Längst war die Heimkehr des Boxers kein Gerücht mehr und auch nicht mehr eine Notiz. Sie wuchs und wuchs und rann über die Spalten der Zeitungen, aus einem Teil in den anderen, aus den Beilagen in die Hauptblätter, aus dem Sport in die Politik, und sie wäre beinahe ein Leitartikel geworden, wenn die Reise des Boxers noch länger gedauert hätte. Als er

ankam, hatten die Nachrichten über ihn gerade auf der zweiten Seite der Zeitung haltgemacht. Ein Flugzeug erwartete ihn im Hafen. Denn vor die Wahl gestellt, die Sehnsucht nach ihm noch länger zu genießen oder das Wiedersehen mit ihm schneller zu feiern, wählte die Nation das letzte. Die Begeisterung, die ihn erwartete, war so groß, daß man sie dämmen mußte. Der Flugplatz wäre sonst von der Nation so erfüllt gewesen, daß der Boxer ein paar Monate hätte in den Lüften kreisen müssen, ehe er Platz gefunden hätte, sich niederzulassen. Und selbst dieser Umstand wäre zu erwägen gewesen, wenn die mangelhafte Ausrüstung der Aeroplane mit Turngeräten den stets trainingsbedürftigen Boxer nicht verhindert hätte, allzulange über den Häuptern des Volkes zu schweben.
Also verkaufte man Eintrittskarten und errichtete Ehrentribünen für die Großen und Pressetribünen für die Presse. Es wimmelte von bedeutenden Männern, die dem Boxer die Hand schütteln wollten, als er dem Flugzeug entstieg, kräftig und gesund, mit dem harmlosen, heiteren, breiten Lächeln, das nicht vom Gemüt zu kommen scheint, sondern unmittelbar von der Muskulatur, der Ausdruck nicht so sehr einer individuellen Zufriedenheit wie einer gattungsmäßigen. Es war das Lächeln der Riesen, die sich durchaus nicht zu freuen brauchen, wenn sie lachen. Sie lachen einfach, weil sie so stark sind. Während die anderen Menschen todernst blieben, weil sie so schwach waren. Der Boxer selbst hielt eine Rede, obwohl er ein Mann der Tat und der Faust war. Dieselben Worte, die dem Minister auf der Zunge lagen, kamen dem Boxer aus dem Herzen und waren infolgedessen frische, neue, warme Wunder. Hätte der Minister etwa den Boxer mit einem Faustschlag begrüßt, die Wirkung wäre viel geringer gewesen als die der Rede des Boxers. Noch einmal über die Relativitätstheorie befragt, äußert er, daß er seine Meinung über sie unterwegs nicht geändert hätte – und ehe noch die Frage über die neuen Kriegsromane gefallen war, fügte er ahnungsvoll hinzu, daß er mit ihnen zufrieden sei. Gegen den Frieden unter den Völkern hatte er gar nichts einzuwenden und gegen den Krieg auch nicht. Die heranwachsende Generation der Boxer hielt er mit Recht für eine geniale, die der jungen Dichter nicht mit Unrecht für eine schlagkräftige. Bescheiden, ja demütig lauschte er den Heilrufen des Volkes. Damit er den heimatlichen Boden unbehindert betrete, schaffte man ihm eine freie Bahn. Und ehe er das Auto bestieg, antwortete er auf die Frage eines Presse-

vertreters, ob noch eine Bemerkung am Platze wäre, nicht mehr als zwei Worte: »Endlich daheim!«...

Münchner Neueste Nachrichten, 6. 10. 1929

DIE PUPPEN

Die ersten aufregenden Begegnungen mit der Liebe vollzogen sich in der verflossenen Ära, in der ich noch ein Kind war, vor den Schaufenstern der Friseurläden. Hinter den Scheiben, die noch nicht so hoch und breit waren und noch nicht deren spiegelnde Kühle hatten, standen die weiblichen Wachsbüsten, umgeben von Salben, Haarwuchsmitteln und Pudermarken, deren Namen heute schon verschollen sind, kosmetische Legenden aus einer primitiven Urzeit. Die Menschen waren noch bewachsen wie die Länder, in denen sie wohnten, blonde, braune und schwarze Wälder umwucherten die Gesichter männlichen Geschlechts. Auch das Weibliche hatte noch seine bestimmten Merkmale und pflegte sie mit Fleiß. Der unermüdlich produktiven erotisierten Phantasie, in der schon die Wendung vom »aufgelösten Haar« oder gar der metaphorische »Haarmantel« die Vorstellung von der verborgenen Nacktheit des weiblichen Körpers weckte, verrieten die Schaufenster der Friseure bereits die gesamte schwüle Nächtlichkeit der Schlafzimmer. Blonde und schwarze Perücken von unermeßlicher Länge umwallten die weißrötliche sündige Unschuld der wächsernen Gesichter, Schultern und Brüste, die sich gerade an der Stelle, an der sie vielleicht aufgehört hätten, Liebe zu erzeugen, im roten, blauen und grünen Samt der »Draperie« zu verlieren begannen. Der nicht vorhandene Rest der Weiblichkeit war also trotzdem vorhanden, denn er war geheimgehalten. Die scharfen desillusionierenden Ränder der hohlen Büsten sah man nicht mehr. Die Gesichter der Puppen unterschieden sich nicht voneinander. Es gab nur blonde und dunkle Frauen, ganz entschieden blaue und ebenso entschieden schwarze Augen, und dank einer ganz rührenden einfältigen Beobachtung der menschlichen Natur umhüllte man das Blauäugige mit blondem Haar und das Glutäugige mit dunklem. Aus Irrtum oder Vergeßlichkeit entstanden dann die aufreizenden Variationen. Es kam vor, daß blaue Augen aus Porzellan

von dem Schatten einer schwarzen Perücke das dämonische Violett eines Gewitterhimmels bekamen und schwarze Augen aus der gewohnten strahlenden Blondheit der verwechselten Haare eine sanfte, goldige Güte bezogen. Im übrigen waren alle Frauen einander gleich, Repräsentanten des weiblichen Geschlechts überhaupt, unzählige Exemplare der einen, der einzigen Gattung: *der Frau,* aus unserer eigenen Rippe geschaffen und seit jenem göttlichen Augenblick in unserem Herzen wohnhaft. Der kleine bepinselte Mund war rot wie die Liebe und wie das Laster. Und die Schultern, an denen die Arme gar nicht mehr vorhanden waren, hatten die rätselhafte Fähigkeit, trotzdem selbst zu umfangen. Obwohl sie aus hartem Wachs bestanden, täuschte doch ihre Glasur eine fleischliche Weiblichkeit vor, und die in der Draperie verlorene Brust schien sich, je länger man sie suchte, um so deutlicher zu heben und senken. Der lebendige Atem der starren Puppe belebte das ganze Schaufenster und bewegte die ruhige Draperie. Die Haare waren nicht bereits gewellt, sie wellten sich soeben. Die ständig offenen Augen schienen sich gerade geöffnet zu haben. Sie waren nicht einfache offene Augen. Sie waren ein verewigter süßer Augenaufschlag.

Diese Puppen sind leider längst verlorengegangen. Die Zeit allein hätte ihnen nichts anhaben können, denn Wachs ist ein haltbares Material, und ihre Schönheit und Jugend waren ebenfalls aus einer jener dauerhaften Substanzen, aus denen einst die Göttinnen die ihrige hatten anfertigen lassen. Aber sozusagen dem Zahn der Mode konnten die Puppen nicht widerstehen. Und sie gingen dahin, sie zerschellten mit dem billigen, dürren Krachen poröser Wachsschalen, man zerbrach sie, obwohl es pietätvoll gewesen wäre, sie umzuschmelzen und als Kerze für das Seelenheil der verlorenen Schönheit verbrennen zu lassen. Der verlorenen Schönheit! Denn die Puppen dieser Zeit, die ich manchmal in den nächtlich einsamen Straßen betrachte, scheinen zwar viel differenzierter zu sein, bemühen sich auch zu verführen, bestehen nicht mehr aus Büsten allein, sondern aus sämtlichen anatomischen Notwendigkeiten, und dennoch sind sie nicht mehr schön. Der Realismus meiner bescheidenen Wachsbüsten war gelungen-unbeholfen. Sie stellen nicht einen Typus Frau dar, sondern eher eine Forderung nach der Frau, und obwohl sie zu Tausenden und Abertausenden aus unwandelbaren Formgefäßen herkamen, war jede neu für sich und schön für uns. Sie waren der kosmetische Mythos von der Frau.

Als aber der Realismus der Konfektion, der Hygiene und der Haarkünstler anfing, lebenswahr-typisierte Puppen auszustellen, wurde der Mythos abgelöst von der nachkontrollierbaren Wirklichkeit, die übrigens inzwischen immer leichter kontrollierbar wurde. Auch das Material änderte sich. Man gebrauchte nicht mehr Wachs, sondern Holz, das versilberte, vernickelte und vergoldete Angesichter trägt, Schultern aus Platin, Waden aus Kunstseide. Ein Hochmut aus nichtrostendem Stahl, eine »Nirosta«-Arroganz ist eingegraben mitten in die sachliche Intelligenz dieser Physiognomien, die gewiß von der Kenntnis der Automobilmarken und des Sportbetriebs gebildet wurden. Sehr selbstbewußt, siegreich, hart wie diese Zeit, stehen sie, die ihre eigentlichen Geschöpfe sind, in den Schaufenstern. Ihre verführerische und gleichzeitig abwehrende Haltung, ihre ganze gepanzerte Sinnlichkeit ergibt eine mißlungene Mischung aus Luxusgeschöpf und parlamentarischer Amazone, eine Mischung, die im gleichen Maße die Realität von heute kopiert, wie meine lieben alten Wachsbüsten die Realität von gestern übertrafen. Ja, die Puppen kopierten die Wirklichkeit nicht nur, sie scheinen sie der Straße, dem Leben, der Gesellschaft zu entziehen. Sie saugen Leben auf. In der Nacht, wenn die originalen Mischungen längst in den Betten liegen dürften, wachsen die nachgemachten so lebendig hinter den Spiegelscheiben, daß ich an die Existenz jener zu zweifeln beginne. Es ist, als ob die Damen nicht in ihren rotlackierten Automobilchen nach Hause gefahren, sondern in die Schaufenster eingekehrt wären, um hier ihre verchromte Schönheit zu publizieren. Ihre Gestalt verschwindet nicht mehr in der Draperie, sondern umhüllt sich mit ihr oder enthüllt sich aus ihr. Aber selbst wenn sie den Versuch machten, ihre Körper zu verbergen, um das kleine rote Flämmchen in unserer Phantasie zu entzünden -- es hülfe ihnen nicht. Denn schon in ihren Gesichtern steht geschrieben, daß sie gestählte Herzmuskeln haben und Beine aus jenem Nitroglyzerin, aus dem die Kunstseide erzeugt wird -- und das Giftgas...

Münchner Neueste Nachrichten, 13. 10. 1929

DIE KINDER

In Amerika gedeihen, wie man aus zahlreichen Filmen ersehen kann, außergewöhnlich aufgeweckte Kinder, die bereits alle Tugenden, aber auch alle Fehler ausgewachsener hundertprozentiger Menschen in sich tragen. Die Tugenden sowohl als auch die Fehler sind wie bei den anderen Amerikanern mit äußerster Entschiedenheit vorhanden. Ein tückischer Junge zum Beispiel ist radikal tückisch und hat auch noch Sommersprossen und rote Haare. Ein tapferer Junge exzediert geradezu in Tapferkeit und beherrscht perfekt alle Arten des Sports. Weil er brav ist, beschenkt ihn der amerikanische liebe Gott mit guten Muskeln und biederen Eltern (die allerdings nicht wohlhabend sein dürfen, weil in Amerika die Armut, insofern sie nicht durch eigenes Versehen verschuldet wurde, unbedingt von der Biederkeit des Charakters begleitet wird). Für Kinder-Psychologen ist es interessant zu beobachten, daß die amerikanischen Kinder, obwohl sie doch weit klüger erscheinen als die europäischen, dennoch keine anderen Spiele haben als diese. Sie spielen Sandburgen, Krieg, Belagerung und Theater. Und obwohl sie ein sichtlich entwickeltes Gehirn haben, verwenden sie es doch mit Vorliebe für jene Art von Beschäftigungen, die man im allgemeinen als »Kindereien« bezeichnet. Man könnte glauben, sie wären bei dem Ernst, den sie bei tragischen Konflikten offenbaren, längst über die Kindereien hinaus! Aber nein! Ein amerikanischer Knabe, der soeben mit zartem Verständnis für Komplikationen zum Beispiel ein erwachsenes Liebespaar zusammengebracht hat, das ohne ihn ewig auseinander geblieben wäre, verbirgt sich hinter einem Baum, sieht mit lächelnder Überlegenheit eines Greises auf das Liebesspiel, um einen Moment später in kindhafter Ausgelassenheit Sandhäufchen für Ritterburgen zu halten. Es scheint also in dieser Spezies von Knaben eine Mischung aus philosophischer Weisheit des Alters und heiterer, läppischer und rührender Unmündigkeit vorhanden zu sein, bei deren Kundgebungen die Erwachsenen den Ausruf: Süß! auszustoßen belieben. Es folgt hierdurch eine Degradierung der Kinder zu »kleinen Menschen«, einer Gattung wohlgewachsener Zwerge auf beschränkte Dauer. Im amerikanischen (und auch bald europäischen) Menschen wird derart die Pudel-Natur geweckt. Das zum Menschen herandressierte Kind scheint seine Existenz den gleichen Bedingungen zu ver-

danken, aus denen der Erwachsene mit dem bekannten infantilen Optimismus herkommt, der moderne Typ des Menschen, also: der Rekordbrecher.
Man könnte glauben, daß diese Pudel-Kinder eine Spezialität von Hollywood sind, für Filmzwecke gezeugt und nach Absolvierung einer bestimmten Altersgrenze einfach umgebracht. Aber vor einigen Tagen las ich in der Zeitung, daß der Knabe Gerold Sullivan, 13 Jahre alt, sich zwei Stunden und 36 Minuten an einem Seil ohne Knoten festzuhalten imstande war und dafür einen Preis bekommen hat. Es ist anzunehmen, daß der Dreizehnjährige während seiner Rekordleistung nicht allein geblieben ist. Ausgewachsene Hundertprozentige werden ihm mit dem gleichen Ernst zugesehen haben, mit dem er sich am Seil festhielt. Ohne Knoten. Und diesem Spektakel zusehen, es mit einem Preis auszeichnen, es den Zeitungen berichten kann man als Erwachsener offenbar nicht, wenn man nicht schon als Kind halbwegs erwachsen gewesen ist. Es würde mich nicht wundern, wenn ich eines Tages einen Film zu sehen bekäme, in dem sechzigjährige Stahlkönige mit bunten Helmen aus Pappe und Schwertern aus Holz Indianerkriege spielten, ihre Gemahlinnen Puppen in kleinen Wagen spazierenführten und alle Zuschauer »Süß!« ausriefen... Der Infantilismus fiel einmal, vor zahlreichen Jahren allerdings, in die Rubrik der Pathologie. Seitdem Hollywood die Welt beherrscht, ist er eine normale Erscheinung und sogar eine hygienische, staatsbürgerliche Pflicht.

Münchner Neueste Nachrichten, 17. 10. 1929

BERLINER SAISONBEGINN

Mitgeteilt von einem Außenseiter

Der Ausbruch einer Berliner Saison unterscheidet sich zum Beispiel von dem einer Epidemie durch eine minutiös unerbittliche Vorbereitung sowohl der Betreffenden als auch der Betroffenen. Kein einziger wird von der Saison überrascht. Die meisten sind sogar an ihren Ursachen beteiligt. Viele bilden selbst ihren Inhalt. Einige sind mit ihr identisch. Träfe sie ein plötzlicher Tod, sie zögen die ganze Saison unerbittlich mit sich in den Orkus. Sogar ich, der ich nur an ihrer Peripherie

vegetiere, keine Dramen und Kritiken schreibe und keine Freibilletts erhalte, bin manchmal für den Fortbestand dieser Saison notwendig – und sei es auch nur, um als ein Außenseiter zu bestätigen, daß sie aus Innenseitern besteht. Ja, es gibt Augenblicke, in denen ich von dem hochmütigen Wahn erfaßt werde, der einzige Außenseiter dieser Saison zu sein. Ich wüßte in der Tat nicht, wo noch einer zu finden wäre, den man dermaßen ausführlich von den Vorgängen unterrichten müßte, damit er eine blasse Ahnung von ihnen bekomme, und welche Freude den Teilnehmern an der Saison noch verbliebe, wenn sie niemandem etwas zu erzählen hätten. Denn seitdem sich die Welt derart verwandelt hat, daß selbst die Gegner der gesellschaftlichen Ordnung die Spitzen, der Inhalt und der Betriebsstoff der Saison-Geselligkeit sind, gibt es keinen Uniformierten mehr, keinen, der nicht zu ihr gehörte, und ein ahnungsloser Zuhörer repräsentiert einen seltenen Wert. Es ist eine Besonderheit der Berliner Gesellschaftsordnung, daß sie von ihren Gegnern gebildet und erhalten wird. Es gibt hierzulande einen unaufhörlich rebellierenden Radikalismus, der von den Objekten seiner Angriffslust unaufhörlich gekauft wird, aus masochistischer Wonne. Schließlich wird die Identität von Angreifern und Angegriffenen beinahe vollkommen. Und wäre ich, der Außenseiter, nicht vorhanden –– wer weiß, ob sie nicht tatsächlich vollkommen wäre.
Vielleicht ist das die Äußerung eines Eingebildeten. Aber so lange die andern um so viel genauer informiert sein werden als ich, bleibe ich in meiner Sonderstellung als einziger Zuschauer. Von Zeit zu Zeit habe ich Gelegenheit, mich von dieser Eigenschaft zu überzeugen. Manchmal nämlich trifft mich eine Einladung in eine Gesellschaft wie ein Blitz aus düsterem Himmel einen schutzlosen Wanderer auf freiem Felde – und ich folge ihr aus Mangel an Deckung. Eine genau orientierte Menge prominenter, aber mir unbekannter Rebellen setzt sich der Gefahr aus, von mir verwechselt zu werden, um den Preis, mir eine Geschichte zu erzählen, die »hinter den Kulissen« gespielt hat. An der Geschichte zweifle ich weniger als an den Kulissen. Sie existieren nur noch als hartnäckige Metapher, die aus einem trägen Sprachgebrauch nicht gerne weichen möchte, obwohl sie aus der Wirklichkeit längst verschwunden ist. Sie erhalten sich dank dem Umstand, daß in den Theatern, auch wenn sie Stahlwalzwerken ähnlich geworden sind, immer noch das Privatleben ruchbar wird, unter dem Vorwand, Personen dramatischen Geschlechts seien von öffentlichem Interesse. Ein in en-

gen Kreisen namhafter Autor berichtet mir gelegentlich von seinem neuesten Drama und orientiert mich also über die literarischen Vorgänge dieser Saison in erschöpfender Weise. Denn ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß sein Drama genau das gleiche enthält, wie die Stücke seiner Kollegen. Es behandelt die »sexuelle Not der Jugend« in Bürger- wie in Zuchthäusern und streift auch die Entwicklung der »modernen Frau«. Es hat, wie alle Dramen dieser Zeit, die nur eine Aktualität ist, die Tendenz, zu beweisen, daß es etwa nicht aus einer andern ist. Es wird genauso schnell gegessen werden, wie es gekocht worden ist, samt seinen Problemen. Diese, die man auch Fragen nennen kann, sind gewöhnlich »brennend«, kaum sind sie zu halten. In dem Augenblick, in dem sie auftauchen, muß man sie erfassen und behandeln – in der Form von Romanen, Stücken oder auch ganz einfachen »Rundfragen«, auf die prominente Menschen in den Zeitungen antworten.

Als wäre es an dieser Art, ihre Privatleben zu enthüllen, noch nicht genug, schenken sie den illustrierten Zeitschriften am Anfang der Saison auch ihre »letzten Aufnahmen« – eine harmlose Wendung, in der ein unverdient makaberer Klang mitzittert. Vergeblich kämpft die heiter-topographische Bezeichnung »Im neuen Heim« gegen die bedrohliche Prophezeiung, die in dem Ausdruck »Letzte Aufnahme« beschlossen liegt. In die Bewunderung, die ich dem neuen Heim der Schauspielerin H.M. entgegenbringen muß, schleicht sich also die Furcht, sie würde eben dort sterben, und der Wunsch, es möchte trotz allem wenigstens ihre vorletzte Aufnahme sein. Das Heim gefällt mir. Obwohl sie es jedes Jahr wechselt, bleibt es nicht nur ein Heim –– ich selbst fühle mich sogar darin schon heimisch, so oft muß ich es sehen. Ich kenne es bereits ganz, das Schlafzimmer, weil es zu den intimen Räumen gehört und also zu den meist reproduzierten, sehr gründlich. Es befindet sich hinter jenen Kulissen eben, die nur noch im Sprachgebrauch existieren, und spielt sich gewissermaßen dort ab, als eine der Begleiterscheinungen der Premieren, über die ich oben berichtet habe.

Im übrigen reduzieren sich die meisten Vorgänge, die für einen Berliner Saisonbeginn charakteristisch sein sollen, auf den Rang der Begleiterscheinungen. Sie sind nur dermaßen dicht gedrängt, daß man sie für Hauptsachen halten muß. Ja, man könnte sagen, die Saison bestehe aus Nebensachen, die aus dem Peripherischen ins Zentrale rücken, vielleicht aus Mangel an Mittelpunkten. Also ereignet es sich, daß die

Ohrfeige, die ein Piscator erteilt hat, der Niederlage gleichkommt, die das »deutsche Theaterleben« eben »erlitten« hat, und daß der unterbliebene Knall einer Reitpeitsche, die jemand gegen jemand zu schwingen versucht hat, vernommen und onomatopoetisch im Druck berichtet wurde. Ich weiß nicht, für wen, da doch alle dabei waren und mir, der ich als einziger gefehlt habe, alles mündlich zugetragen wird. Aber würde man nicht zu erlauschen suchen, was man bereits genau gehört hat, so unterscheidet sich die Berliner Saison vielleicht überhaupt nicht von dem Rest des Berliner Lebens. Denn was sie kennzeichnet, sind nicht so sehr Ereignisse wie – Geräusche.

Münchner Neueste Nachrichten, 20. 10. 1929

DIE NEUE BOHEME

In einer der westlichen Straßen Berlins versucht ein kleines Lokal, dessen Spezialität seine Kundschaft ist, sich dermaßen bescheiden zu verbergen, daß es nach der stadtüblichen Weise seine Verborgenheit demonstriert. In den Räumen, in denen das Lokal stattfindet – denn schon seine Existenz ist ein Schauspiel –, befand sich früher ein Zigarrenladen, von dem man sagt, er wäre nicht gut gegangen. Das Lokal dagegen »floriert« – um ein Wort zu gebrauchen, das die Beziehung zwischen dem Kommerz und der Botanik herstellt. Es gehört zu den Lokalen, deren Begründer einer sogenannten »Idee« gefolgt sind, ein sogenanntes »Bedürfnis« geschaffen haben und ihm nunmehr sozusagen »abhelfen«. Die Idee bestand darin, daß man den Montparnasse, Schwabing und das alte Café des Westens zu imitieren beschloß. Man ging von dem Grundsatz aus, daß auch heute noch das »Künstlervölkchen« von Natur lustig sei und keinen geschlossenen Raum mehr habe, um sich »auszutollen«. Nun gibt es in der Tat eine bestimmte Gattung Menschen, die nach Tracht, Haltlosigkeit und Ideologie als Künstlervölkchen bezeichnet werden können; nun brauchen sie in der Tat einen Raum, und eine Möglichkeit zu tollen. Aber ihr Dasein wie ihr Treiben und ihre Bedürfnisse sind von einer grauenhaften schattenhaften Qualität, sie scheinen verdammt, eine Rolle zu spielen, deren Träger schon längst gestorben sind und ein Fraß der Würmer, und Texte

zu sprechen, deren Sinn verweht ist, deren Klang aber ein neuer, frecher, untergeschobener ist. Solange sie keinen Raum haben, verlieren sie sich in einer berechtigten Anonymität in der Welt, die andere Sorgen hat. In der Stunde aber, in der sie sich unter einem Dach versammeln können, gewinnen sie die penetrante Widerlichkeit von Erscheinungen, die um so lauter werden, je fraglicher ihre Wesenhaftigkeit ist. Die »Boheme« vor hundert, vor fünfzig und vor dreißig Jahren war auch nichts anderes als ein Ausdruck des Bürgertums, gegen das sie kämpfte, dem sie entnommen war. Wenn ein Bürger rebellierte, wurde er ein Bohemien. Die Gemütlichkeit einer Künstlerkneipe und eines Ateliers war nichts anderes als die gelockerte Gemütlichkeit eines trauten Heims. Es war die Libertinage der Gartenlaube. Die schauderhafte Seligkeit, mit der sich die Boheme dem Alkohol ergab wie dem »Chanson«, dem revolutionären Ideal wie der materiellen Armut als Sport, Zeitvertreib und Manifestation unterschied sich nicht von der Seligkeit, mit der die Väter der Rebellen die silberne Hochzeit feierten und das Jubiläum des zwanzigsten Seitensprungs. Sie waren nur amusisch, die Väter. Sie dichteten nicht dazu. Diese Boheme ist tot. Ihre profanen Reliquien sind gegen Eintrittsgeld in jenen versteckten Winkeln von Paris zu finden, zu denen die prozentual beteiligten Führer romantische amerikanische Gemüter leiten und deren Adressen jeder deutsche Reisende nach Paris von einem »Kenner« aufgeschrieben bekommt. Und selbst hier, in Paris, das doch ein gewisses historisches Recht auf die Bewahrung musealer Erinnerungen für sich beanspruchen darf, ist der theatralische Effekt der Boheme-Reste schäbig genug und nur durch die wohltätige Hilfe des Reisefiebers selbst für Banalitätensucher erträglich. Die Krawatten, die ihre Extravaganz vor dem Bürger zur Schau stellen, sind nicht mehr Proteste gegen diesen Bürger, sondern eben sein Amüsement. Aber immerhin: auch das Gesetz der Trägheit, demzufolge eine faule Tradition ihre »Stätten« nicht verlassen will, kann man noch respektieren.

Etwas anderes aber, wenn in Berlin sich plötzlich eine »Künstlerkneipe« auftut und ein jedenfalls nützlicher Zigarrenladen geschlossen wird. Der sanfte Modergeruch, der schon jenen Pariser Leichenkammern der Boheme entströmt, vermischt sich in Berlin mit dem Geruch des Asphalts, und die Lustigkeit eines Berliner Künstler-Völkchens vollzieht sich mit der Schnelligkeit des »Tempos«, das schon den bürgerlichen Verkehr in dieser Stadt so arg behindert. Natürlich heißt das

Lokal »Die Lunte« – eine vage Bezeichnung zu einem aktiven Anarchismus, der auch nicht mehr vorhanden ist, der auch schon seine Bomben dem rechten Radikalismus vererbt zu haben scheint. Das traurigste aber ist – wie in jedem Lokal – das Publikum. Junge Leute, die in fünf Jahren die Buch-, Theater- und Filmkritik an den führenden Tageszeitungen innehaben werden und die heute mit der Wollust, sich arm zu fühlen, ihr Essen selbst vom Küchentisch holen. Dabei schreien sie. So werden sie in fünf Jahren schreiben, ihr Stil kündigt sich bereits akustisch an. Manche in ledernen Gamaschen, wildledernen Hosen, in einer Art Tscheka-Uniform, die eine, wenn auch entfernte, Beziehung zum Osten anzudeuten scheint, zu einem mißverstandenen, theatralisch gedeuteten. Hier und dort verstreute Bürgerliche, die gekommen sind, eine »Sehenswürdigkeit« kennenzulernen, und zu der Freude an dieser noch die über die ersparte Reise nach Paris addieren dürfen. Eine Wirtin, die von Natur Zigarren raucht, junge Männer, die, dem Sinn der Zeit gemäß, aus Mangel an Begabung nicht etwa Maler geworden sind, sondern z.B. Taxichauffeure, und die eine Atmosphäre demonstrativer Sachlichkeit zu verbreiten entschlossen sind. (Also heben sie selbst die Nützlichkeit ihres Berufes auf. Denn sie wählen ihn, um zu beweisen, daß sie ihn innehaben.) All das ergibt zusammen eine laute anspruchsvolle Mischung aus toten Imitationen, ausgeführt von übertriebenen Lebewesen, einer tollen Lustigkeit, die nur als Epitheton ornans vorhanden ist, einer rebellierenden Phrase, die an den Rändern der Weltrevolution herumgestikuliert, einem künstlichen Chaos aus Pappendeckel und entlehnten Kulissen. Es ist selbstverständlich harmlos, und man hätte es nicht nötig, sich darüber aufzuregen – wäre es nicht symptomatisch für die hitzigen Bestrebungen dieser großen Stadt, überall Anleihen zu machen, wo es nicht geht: in New York und in Madrid, beim Vatikan und im Prater, in Schwabing und in Buenos Aires, beim 19. Jahrhundert und bei der Zukunft, in Paris und in Moskau, beim Kreml und beim Pantheon – und all das mit Tempo. Natürlich mit Tempo ...

Münchner Neueste Nachrichten, 27.10.1929

ARCHITEKTUR

Es ereignet sich manchmal, daß ich ein Kabarett für ein Krematorium halte und daß ich mit dem leisen Schauder, den die Zubehöre des Todes immerhin erzeugen, an manchen Gebäuden vorübergehe, die eigentlich dem Vergnügen bestimmt sind. Derartige Verwechslungen wären in früheren Jahren unmöglich gewesen. Man konnte das Häßliche, das Plumpe, das Mißratene auf Umwegen zumindest zurückführen auf das Schöne, das Zierliche und Wohlgebaute. Ein Haus, das eine flüchtige, wenn auch schmerzliche Erinnerung an einen klassischen Tempel hervorrief, war bestimmt ein Operettentheater. Was wie ein Gotteshaus aussah, war ein Hauptbahnhof. Peinlich, aber bequem. Man kannte genau die Gesetze der Verlogenheit und agnoszierte unfehlbar den Ersatz, wo man das Echte erblickte. Stieß man auf Marmor, so erkannte man automatisch Gips. Seitdem aber die Menschen auf die Idee gekommen sind, daß ihre Zeit, die neue, »neuer Stile« bedürfe, nützen mir die alten Regeln nichts, nach denen ich sonst imstande war, mich zielsicher zu irren. Es ist, wie wenn das ganze falsche Vokabular eines konventionellen Dialektes, das man mühsam erlernt hatte, ungültig geworden wäre. Es kann geschehen, daß ich in der Hast einer bevorstehenden Reise zum Beispiel nach einem Kino suche, in der Meinung, einen Bahnhof zu finden. Aber diese Methode gilt nicht mehr. Was ich auf Umwegen für einen Bahnhof hielt, ist ein Fünf-Uhr-Tee in einem Sportpalast. Die Fassade der neuen Zeit macht mich unsicher.

Noch größere Verlegenheit bereitet mir ihre Innenarchitektur. Daß die weißen hygienischen Operationssäle eigentlich Konditoreien sind, weiß ich bereits. Aber immer wieder verwechsele ich die langen gläsernen Stäbchen an den Wänden mit Thermometern. Nun sind es aber Lampen oder wie man heutzutage richtiger sagt: »Leuchtkörper«. Eine Tischplatte aus Glas dient nicht etwa dazu, den Gast während des Essens von oben her bequem seine eigenen Stiefel betrachten zu lassen, sondern zur Erzeugung von markdurchdringenden Kratztönen durch ein Verschieben des metallenen Aschenbechers auf dem durchsichtigen Material. Gewisse Gegenstände sind tief, aus breitem, weißlackiertem, widerstandsfähigem Holz, sie haben keine Füße, erinnern an Kisten und sind im Innern hohl. Auf diese Gegenstände setzt man sich. Es

sind zwar keine Stühle, aber »Sitzgelegenheiten«. Die Verwechslungen können auch die lebenden Gegenstände treffen, die man mit dem Sammelbegriff »Personal« bezeichnet. Ein Mädchen mit roten Hosen, in einem blauen Rock mit goldenen Knöpfen, mit einer runden Bosniakenmütze auf dem Kopfe, das ich, hätte mich die Tücke dieser Zeit nicht immerhin schon ein bißchen gewitzigt, bestimmt für einen Mann gehalten hätte, das ich aber für eine Art Leibgardisten aus einem Kostümfilm zu halten töricht genug war -- dieses Mädchen besorgt in Wirklichkeit die Garderobe, Zigaretten und lange schmale Seidenpuppen ohne Gelenke, die an fröhliche Leichen Gehenkter erinnern.
Zu gefährlichen Situationen kann die private Innenarchitektur führen. Ich denke mit einiger Wehmut an die sanfte und besänftigende rotsamtene Geschmacklosigkeit in den Zimmern, in denen die Menschen noch vor zwanzig Jahren ahnungslos dahinlebten. Es war unhygienisch, dunkel, kühl, wahrscheinlich voll schädlicher Bazillen und angenehm. Das Gedränge kleiner, nutzloser, zerbrechlicher, billiger, aber behutsam gezüchteter Nippessachen auf Kommoden erzeugte einen behaglichen Unwillen, der einen sofort heimisch machte. Gegen alle peinigenden Forderungen der Gesundheit waren die Fenster geschlossen, kein Lärm drang von der Straße her zwischen die nutzlosen und sentimentalen Familiengespräche. Weiche Teppiche, erfüllt von Krankheitskeimen, machten das Leben lebenswert und noch die Krankheit tröstlich, und am Abend kam von den stillosen Kronleuchtern ein sanftes, heiteres Licht, wie ein Glück.
So geschmacklos lebten die Väter. Die Kinder und die Enkel aber leben unter peinlichen gesundheitsfördernden Umständen. So viel Licht und Luft wie in den neuen Häusern gibt es kaum in der Natur selbst. Ein Atelier aus Glas ist das Schlafzimmer. In Turnsälen speisen sie. Räume, die man ohne weiteres für Tennisplätze erklärt hätte, dienen als Bibliotheken und Musikzimmer. Wasser rauscht durch tausend Röhren. In riesigen Aquarien turnen sie. Auf weißen Operationstischen ruhen sie vom Essen aus. Und am Abend beleuchten verborgene Lichtstäbchen den Raum so gleichmäßig, daß er aufhört, beleuchtet zu sein. Er ist ein Lichtbassin.

Münchner Illustrierte Presse, 27. 10. 1929

HERMANN KESTEN: »DIE LIEBESEHE«

G. Kiepenheuer, Berlin

Hermann Kestens Novellenband zeichnet die reizvolle Schnödigkeit eines gesunden, kräftigen und sozusagen sorglosen Pessimisten aus, der sich vor Jahren bereits die meisten grauen Haare hat wachsen lassen. Er operiert mit den Ruinen der überkommenen Begriffe, Vorurteile und Zustände wie andere Autoren mit den vollständigen Begriffen, Vorurteilen und Zuständen; das heißt: Er setzt unbedingt beim Leser sein eigenes, unbedingtes Wissen um die ruinöse Beschaffenheit der gegenwärtigen Welt voraus. Ein Buch von diesem Autor, das den Namen »Liebesehe« trägt, wird mit der Darstellung von dem außergewöhnlich traurigen Ausgang einer Liebe nicht an jene bestimmte Abteilung unseres Herzens appellieren, in der das Traurige ein Sentiment auszulösen pflegt; sondern vielmehr unter der Voraussetzung geschrieben sein, daß wir alle von den unerbittlich grauenhaften Konsequenzen der Liebe überzeugt sind. Darüber ist kein Wort zu verlieren. In den Zuständen und Begebenheiten, die Kesten schildert, kann eine Liebe ebensowenig erfreulich sein wie ein Abszeß. Die Illusionen sind abgemäht. Herbst ist. Winter ist. Man hüllt sich warm in die schützende Skepsis und wandert mit einer gewissen Heiterkeit, die endgültig ist, weil nichts Schlimmeres mehr sie stören kann, durch die angenehme wüste Welt.
Dies ist ein Grad von Pessimismus, den gewöhnlich nur Humoristen erreichen können. Und es scheint mir auch, daß der Verfasser der »Liebesehe« sich von einem Humoristen nicht durch die Art, die Welt zu betrachten, unterscheidet, sondern nur durch eine gewisse schadenfreudige Art, sich über sie zu äußern. Der schadenfrohe Humor ist der Ausdruck des sorglosen Pessimismus. Die Eigenschaften, die den Autor beinahe zu einem Humoristen gemacht hätten, werden am deutlichsten bei der Betrachtung des Stofflichen, der Fabel. Die Spannung, die sich aus der dicht angehäuften und reichen Realität ergibt, ist einen Zentimeter entfernt von der Möglichkeit einer heiteren Lösung. Die Schadenfreude ist fast eine Freude. Im übrigen birgt sie sich nicht so sehr im Inhalt der Mitteilung wie in der Melodie der Phrase, und selbst wenn der Autor uns zum Beispiel berichtet, daß alle Tage in Lissabon schön seien, ist es, als hätte er von allen grauen Tagen in Oslo zu spre-

chen. Recht geschieht Lissabon! Alle Tage sind dort schön – und man weiß bereits, wie traurig lauter schöne Tage sein können...
Dieser Stil einer zufriedenen, wenn auch unerbittlichen Schnödigkeit beweist mir aufs deutlichste, daß der Autor als einer der ganz wenigen unter den Jüngsten der deutschen Literatur aus dem Sprachlichen gestaltet, nicht aus dem Stofflichen. Seine Mängel und seine Gefahren liegen in den Vorführungsmöglichkeiten des Einfalls, des Worts und der Wendung. Es gelingt ihm manchmal, das Maß zu verlieren, das zwischen dem Nebenbei und dem Hauptsächlichen innezuhalten wäre, und die Distanz zu unterschätzen, die eine Abschweifung noch erlaubt. Aber ich gestehe, daß mir selbst diese Unarten noch eine aufrichtige Freude bereiten, angesichts der Tatsache, daß so wenige heutzutage sich eine Unart zu erlauben imstande sind. Die meisten unter den sogenannten »Jüngsten« schreiben aus dem Stofflichen her. Sie behandeln ein Material. Sie sind keine Schriftsteller, sie sind Stoffbehandler, Mitteiler (nicht einmal immer Mitteilungsbedürftige). Ihre Sprache ist von einer platten, verluderten Sachlichkeit. Kesten aber ist ein getreuer Höriger des Worts; ein Schriftsteller also...

Die Literarische Welt, 1. 11. 1929

DER MANN, DER DIE OHRFEIGEN BEKOMMT

In einer französischen illustrierten Zeitschrift, die mir vor einigen Tagen unter die Augen kam, fanden sich ein paar wohlgelungene Aufnahmen aus dem bekannten Pariser Cirque d'hiver, den ich liebe, weil er mir am getreuesten (unter allen Institutionen seiner Art) die sentimentale Tradition der alten Zirkuskunst, den beizenden Duft der Ställe, das blecherne Dröhnen der Musik, den zarten Staubgeruch der Arena und die dümmliche Schlauheit der Clownerien bewahrt zu haben scheint. Es ist nämlich der Zirkus der Fratellinis, der drei Heiligen der Drolligkeit, der ewigen, unveränderlichen Schwester des Humors und des Witzes, die sich beide im Laufe der Zeiten schon so oft verändern mußten. Unter den Aufnahmen jener Zeitschrift befand sich auch die Photographie eines ernsten Mannes, dessen Angesicht mir so außerordentlich vertraut ist, daß es mir nicht leichtfällt, seinen Aus-

druck mit einer der einfachen, zur Bezeichnung der Physiognomien üblichen Wendungen zu beschreiben. Nur daß diese Physiognomie ernst ist, scheint mir außer Zweifel. Dennoch kann ich manchmal nicht umhin, auch einen gewissen Grad von Lächerlichkeit an ihr zu finden. Es ist ein glattrasiertes Antlitz, mit großen, harten Zügen, einer scharfen und geraden, nahezu imperatorischen Nase und einem würdigen, ausführlich durchgebildeten Kinn. Ein Antlitz also, über das zu spaßen unschicklich wäre. Allein die Augen, die, wie ich mich erinnern kann, blau und groß und von zu viel Weiß umgeben, aus den Höhlen treten, sozusagen ohne jeden Anlaß, das heißt: ohne neugierig zu sein, vermindern die Würdigkeit des Angesichts ein wenig und scheinen den Fluch der Banalität auf das Imperatorische herbeizuziehen.
Ich kenne dieses Angesicht bereits seit Jahren. Es gehört einem der Stallmeister des Zirkus. Er ist seit langer Zeit der Partner der Fratellinis. Eine Tätigkeit, die keine Genialität, nicht einmal eine besondere Veranlagung erfordert. Der Zufall beschert sie (und die kleine Gehaltszulage, die ihre Konsequenz ist). Eine Besonderheit, geschweige denn eine Genialität würde wahrscheinlich diese Tätigkeit behindern, vielleicht unmöglich machen. Denn es handelt sich um nichts anderes als um die Darstellung beziehungsweise Verkörperung des normalen Verstandes im Verkehr mit der Torheit, der Albernheit und dem Wahnwitz. Man versteht, daß hier auch nur eine leise Neigung zum Ungewöhnlichen verderblich wäre. Der Mann, der die Clowns begrüßt, um sie zu fragen, was sie wollen, muß selbstverständlich der vollendete Typ des Normalmenschen sein, der nicht einmal im Zirkus den Auftritt eines Narren für selbstverständlich halten kann. Verwundert – aber nur noch just in dem Maße, in dem Verwunderung die Grenzen der Normalität nicht verläßt, ein wenig belustigt, und zwar in jener hochmütigen Art, in der die weltübliche Vernunft a priori der Narretei begegnet, mit dem noch nie eine ungewöhnliche Dummheit entfahren ist, tritt jener verständige Mann dem lächerlich gekleideten Clown entgegen, der zum Beispiel einen Besen in der Hand hält. »Was hast du da in der Hand?« fragt der vernünftige Mann. »Eine Kleiderbürste!« erwidert der Clown. »Das ist ein Besen!« belehrt ihn die Vernunft. Denn für sie ist es ausgemacht, daß ein bestimmtes Ding niemals ein anderes sein kann. Der Clown beharrt in seinem Irrtum, der vernünftige Mann in seiner Wahrheit. Spielte sich dieser Dialog auf der Arena der sogenannten Wirklichkeit ab, die Ordnung dieser Welt würde niemals ver-

letzt werden, der vernünftige Mann hat recht behalten, der Narr unrecht. Weil aber in diesem Falle die Vernunft aus künstlerischen Gründen zum Unrecht verurteilt ist, behält der Narr recht, und der Dialog endet gewöhnlich mit einer Ohrfeige, deren Lärm größer ist als der Schmerz, den sie dem Betroffenen verursacht.

Der Betroffene ist nun Jahr für Jahr, Abend für Abend eben der vernünftige Mann, von dem ich erzählte, der Repräsentant jenes durchschnittlichen menschlichen Verstandes, mit dem alle oder die meisten Zuschauer behaftet sind. Nur drei Narren stehen da. Ringsum sitzen hundert, wenn nicht tausend Vernünftige. Aber sie alle nehmen in dieser halben Stunde Partei für den Narren, gegen ihren eigenen Vertreter, der für sie unrecht behält und Ohrfeigen bekommt. Jahr für Jahr, Abend für Abend, verraten von seiner eigenen Mehrheit, ein bejammernswertes Beispiel für die Ohnmacht des Majoritätsprinzips, der Norm wie der Normalität und des Normalmenschen. Alle, die seinesgleichen sind, geben dem Unsinn recht, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil sie dafür bezahlt haben. Er behält unrecht – wenn auch vielleicht nur deshalb, weil er bezahlt wird.

Vor Jahren, als ich ihn das erstemal sah, zeichnete ihn noch die Jugend aus und milderte sein Schicksal. Der Clown war, trotz seiner närrischen Gewandung, noch ehrwürdig gegenüber dem jungen Livrierten, und man empfand das Unrecht weniger, das diesem geschah. Aber im Laufe der Zeit wurde der Livrierte behäbiger, zwischen die strengen Züge seines imperatorischen Profils quoll die fleischige Weichheit, die ein gesteigertes Familienleben verrät, Kindersegen und Gehaltszulagen, aber aus diesen Gründen auch eine erhöhte Normalität, eine gültigere Legitimität, das Verständige zu typisieren. Ja, je älter der Mann wurde, desto durchschnittlicher sah er aus, desto echter war seine Verwunderung über die närrische Tatsache, daß man einen Besen mit einer Kleiderbürste verwechseln kann, desto platter sein bürgerliches Vorurteil gegen Unsinn und Wahnwitz. Es schien mir, daß die Rolle, die er in seiner Jugend, das heißt: noch vor wenigen Jahren, nur gegen ein Honorar, mit einer verhältnismäßig geringen inneren Überzeugung gespielt hatte, jetzt nunmehr anfing, der einzige wahre Ausdruck seines Wesens zu werden. Und je selbstverständlicher seine verständige Plattheit wurde, desto legitimer wurden auch die Ohrfeigen, die er von seinem Narren bekam. Echter wurden sie, sie taten beinah weh. Immer trauriger wird der Anblick dieses Mannes, der ungeschminkt (so wie er

im bürgerlichen Leben seinen Buben züchtigt und seinem Mädel eine Puppe schenkt) mitten in der grellen abendlichen Arena geschlagen wird – und längst nicht mehr nur aus dem Grunde, weil er bezahlt wird, sondern weil er *in der Tat in einer bereits unerträglichen Weise verständig ist.* Und wenn ringsum die läppische Majorität seiner tausend Vernunftgenossen den Clown durch Lachen ermuntert, ist es, als empfände jeder von den tausend wenigstens in einer einzigen kurzen Stunde Schadenfreude über die Niederlage seiner eigenen bürgerlichen Vernunft. Und also wird die Gerechtigkeit in dieser Welt beinahe wiederhergestellt.

Münchner Neueste Nachrichten, 3. 11. 1929

HERMANN KESTEN: »ADMET«

Stadttheater Oberhausen

Hermann Kesten ist durch seine beiden Romane »Josef sucht die Freiheit« und »Ein ausschweifender Mensch« bekannt geworden. Er zeichnet sich unter den jüngsten Schriftstellern durch die Präzision seines Stils aus, durch einen illusionslosen Idealismus, durch eine heitere Skepsis der Gesinnung, durch die Verbindung von Pathos und Ironie. Das gleiche bittere Pathos, dieselbe unbekümmerte Ironie finden wir in seinem dichterischen Drama »Admet«. Statt der Alkestis, der klassischen Figur, die im Gegensatz zu der geopferten Iphigenie sich selber opfert, stellt Kesten in den Mittelpunkt seines Dramas den jungen und glücklichen Admet, der plötzlich erfährt, daß er sofort sterben muß, wenn nicht ein anderer unmittelbar freiwillig für ihn stirbt. Admet ist der Mensch, der eines andern Opfer für sich fordert. Er ist wie alle, selbstsüchtig, lebensbegierig, voll idealer Forderungen, die er an die anderen und gegen sie richtet. Das Pathos des Dramas liegt in der bitteren Erfahrung des Admet: In den entscheidenden Momenten des Lebens hält nichts stand. Jeder Wert wird falsch. Alle Konvention wird hohl und hinfällig, Mutterliebe, Patriotismus, Opferbereitschaft, Religion. In zwei sprachschönen, straffen, dramatisch starken, klug und leidenschaftlich erschütternden Akten erfüllt sich das Drama. Die Aufführung in Oberhausen steigerte das Pathos in ein provinzielles. Sie

übersah den Witz und die Ironie. Das Stück verdiente eine bessere Aufführung.

Das gleiche Problem: Gier nach Leben und Erleben, das Bestreben, aus seinem Leben alles zu machen, was bei den gegebenen Grenzen einer Existenz möglich ist, behandelt das neue Prosabuch von Hermann Kesten »Die Liebesehe«. Hier zeigt er die neuen Typen des zwanzigsten Jahrhunderts. Kesten erzählt mit eindringlicher Kraft von den Menschen, die heute leben, die zwar nicht weniger fühlen als früher, aber ihre Gefühle anders äußern, die nicht besser leben als früher, aber anders, in einem andern Tempo, in einem andern Lebensstil, mit anderen Inhalten und anderen »idealen Forderungen«. Er gehört zu den wenigen starken Talenten des jungen deutschen Schrifttums.

Berliner Tageblatt, 5. 11. 1929

BÜCHERBESPRECHUNG

Die Bücher kommen zentnerweise in die Redaktionen der Zeitungen und werden in einem wenig benutzten Zimmer aufgestapelt. So dürften die Leichenkammern zu Zeiten der Pest ausgesehen haben. Die Bücher beginnen zu modern, noch ehe sie aufgeschnitten oder aufgeschlagen werden, schöne, gut gebundene, solide Leichen. Allmählich setzen sie fremden Staub an und entwickeln eigenen. Nichts zu machen: Jeder Tag bringt neue Bücher.

Fast jeden Tag kommen immerhin auch Rezensenten oder junge und ältere Leute, die sich berufen fühlen, Bücher zu rezensieren. Von allen Möglichkeiten, Honorare bei einer Zeitung zu verdienen, scheint die Buchrezension die ergiebigste. Zu einer »Reportage« gehört Phantasie. Um eine politische Nachricht von Bedeutung zu erfahren: dazu gehören Verbindungen, Geschicklichkeit und Glück. Gedichte, zu deren Herstellung man gar keine Verbindung und möglichst wenig Glück braucht, die man also immer bei sich trägt, werden nur zu Ostern und zu Weihnachten gedruckt. Feuilletons sind überflüssig und meist schon an stabilere Mitarbeiter voraushonoriert. Leitartikel schreiben seit dreißig Jahren Männer von Ruf, deren Unsterblichkeit

garantiert ist. Auch Theaterkritiker bleiben am Platz und leben lange. Nur die Buchrezensenten sind sterblich, auswechselbar und nicht fest besoldet.

Übrigens gibt es so viele Bücher, daß ein Drittel der Bevölkerung von ihnen leben könnte, wenn man alle Publikationen rezensieren lassen wollte. Nur ein kleiner Teil der Bücher wird rezensiert. Immerhin werden manche Bücher nur deshalb rezensiert, weil ein Teil der Bevölkerung von nichts anderem zu leben hat als von Rezensionen. Das Angebot von Rezensenten ist größer als das Angebot von Autoren. Über Bücher zu schreiben fühlen sich sowohl jene berufen, die selbst Bücher schreiben, als auch jene, die selbst nicht Bücher schreiben. Der Redakteur, der die Literatur verwaltet, führt einen verzweifelten Defensivkrieg gegen zwei Fronten: gegen die Masse der Bücher und gegen die der Buchbesprecher. Seine Tätigkeit besteht oft in strategischen Rückzügen. Viele Rezensionen, die in der Zeitung erscheinen, sind sozusagen aufgegebene Stützpunkte des Redakteurs. Sturmerprobte Rezensenten entreißen ihm zehn, zwanzig Bücher auf einmal – besonders vor Weihnachten, wenn das Trommelfeuer der Verleger den Redakteur vollends verwirrt. Er glaubt, ein Hindernis losgeworden zu sein. Aber es ist ein Trug. Statt der zwanzig Bücher hat er nun zwanzig Referate. Und es ist leichter, zwanzig Bände in einem Zimmer unterzubringen als zwanzig Referate auf einer Zeitungsseite.

Die meisten Rezensenten leben in der verderblichen Täuschung, daß es »leichter sei«, über ein Buch zu schreiben, weil es etwas bereits Geschriebenes ist. Es kann doch »nicht schwer sein«, aus 300 Seiten zehn Zeilen zu machen! Man würde gern zwanzig Zeilen schreiben. Aber ein tüchtiger Rezensent weiß, daß er weniger Bücher bekommt, wenn er lange von *einem* Buch spricht. Die Bücher braucht er. Nicht nur, um sie zu besprechen, sondern auch für seine Bibliothek. Denn nach einer uralten Tradition gehören die Bände ein für allemal ihrem Besprecher. Daher kommt es, daß man in den Wohnungen der Leute von der Literatur so viele Bücher sieht. Obwohl die Einnahmen der Leute von der Literatur so gering sind. Sie leben von Zeilen und besitzen Hunderte von Bänden.

Sie haben keine Zeit, kein Geld, keinen Raum zu schreiben; nur Bibliotheken. Selbst wenn hie und da ein Rezensent schon weiß, was er über ein Buch zu sagen hätte, weiß er nicht, wie es kurz zu sagen und wo es ausführlich zu sagen. Daher kommt es, daß in *einer der größten*

Zeitschriften Deutschlands ein Buch dermaßen *gelobt* wird: »Man hört hier die Sprache wirklich einer jungen Generation, die nur die nackten, präzisen Tatsachen erfahren hat und entschlossen ist, *nicht über sie hinauszugehen.* Dieser... hat die Fähigkeit, mit den Tatsachen *umzuspringen,* ein Lebensschicksal ist für ihn *tatsächlich eine Lappalie*...« usw.

Welch ein Lob! Der Autor, um den es sich hier handelt, gehört zu den besseren, der Rezensent offenbar zu den hastigen. Welch ein Lob! Mit den Tatsachen »umzuspringen«. (Hoppla, wir leben!) Welch eine Tugend eines Schilderers von Menschen: »ein Schicksal ist für ihn eine Lappalie«! Welch ein Gedränge von Tatsachen! Tatsächlich eine Lappalie!

In einer *der größten Zeitungen Deutschlands*: »...dies Buch der Enttäuschung, das für alle Enttäuschten auftritt als ein Fürsprech. *Und deren laufen ja heute so viele herum*...« »Dies Buch... ist doch *so etwas wie* eine Gestaltung der erotischen Krise von heute: die sich *dahin* äußert...« »Er enthüllt die *Fundamente des Menschseins.*« »Das Unterbewußte... taucht an die Oberfläche und vergällt ihren Spiegel...«

In einem führenden Blatt der Sozialdemokratie: »Und hier geschieht etwas Sonderbares:« Nämlich: »Man nennt S.... einen... Stimmungsmenschen und rümpft über ihn die Nase...«

Man könnte die Beispiele beliebig vermehren. Man kann im allgemeinen nur mit dem oben zitierten Rezensenten sagen: »Das taucht an die Oberfläche und vergällt ihren Spiegel.« Selbst den Spiegel dieser Oberfläche! Angefangen von dem primitiven und rührenden Buchreferenten, der etwa so spricht: »Vor mir auf dem Schreibtisch liegen drei Bücher...« bis zu dem Anspruchsvollen, Komplizierten, der sich schon erlauben darf, die starken Artikel wegzulassen, etwa dermaßen: »Intensive Kraft strotzt aus gestufter Schilderung« --- vergällen sie alle die Oberfläche.

Münchner Neueste Nachrichten, 10. 11. 1929

ZEITGENÖSSISCHE TROTTEL

Wenn man keine anderen Eigenschaften besitzt, auf die man stolz sein könnte, so empfiehlt es sich, bei jeder Gelegenheit zu betonen, daß man sich als Zeitgenosse fühle. Es ist unglaublich leicht, ein Zeitgenosse zu sein, ein bewußter Zeitgenosse. Man hat nichts anderes zu tun, als sich dankbar zu dieser Zeit zu bekennen, sie zu loben und ihr vor andern verschwundenen und eventuell noch kommenden Zeiten den Vorzug zu geben.

Mir scheint, daß es noch nie eine Epoche gegeben hat, die von ihren Söhnen dermaßen gelobt worden wäre wie die heutige. Selbst die große Zeit des Krieges hat so viel Ruhmreden nicht erfahren. In die Nachkriegszeit sind ihre Kinder geradezu verliebt. Wahrscheinlich werden sie Gründe dafür haben. Ich hege den Verdacht, daß es pure Dankbarkeit ist und daß die Kinder der Gegenwart, obwohl sie die Selbsterkenntnis nicht gerade mit Lust und Liebe betreiben, dennoch in den schrecklichen Pausen, in denen ihr lärmender Übermut aussetzt, ahnen dürften, daß eine andere Epoche sie einfach nicht ertragen hätte, sie vielleicht ausgespuckt hätte. Diese Gegenwart paßt zu ihren Söhnen. Diese Söhne passen zu ihrer Gegenwart. Ich, der ich nur an deren Rändern zu leben das unbeschreibliche Vergnügen habe, gerate selten in die Verlegenheit, Zeitgenossen persönlich zu begegnen und sie auch noch voneinander zu unterscheiden. Infolgedessen bin ich mir keineswegs klar darüber, in welchem Grade die Gegenwart von ihnen und sie von ihr gebildet werden. Dennoch kann ich manchmal nicht umhin, der Zudringlichkeit zu erliegen, mit der die schreibenden Menschen dieser Epoche sich auch noch an deren Peripherie unangenehm bemerkbar machen, und bei diesen Gelegenheiten erfahre ich nicht ohne eine gewisse Schadenfreude, daß die meisten meiner zeitgenössischen Kollegen bewußte Zeitgenossen sind.

Es ist allerdings eine weitverbreitete Meinung, daß seit eh und je die Literaten nicht nur die geborenen, sondern auch die bewußten Repräsentanten ihrer Epochen waren. Ich zweifle aber daran, ob sie so geschmacklos (und so phantasielos) waren, es zu betonen. Heute nun ist es, als ob die Fähigkeit, diese Zeit zu repräsentieren, einfach in dem unwiderstehlichen Drang der Schreibenden bestünde, uns unaufhörlich ihrer Zeitgemäßheit zu versichern und unaufhörlich von den an-

dern Zeitgemäßheit zu verlangen. Das formale Bekenntnis zu »dieser Zeit« ist also gewissermaßen ihr literarischer Inhalt geworden. Der Stolz auf diese Zeit die uniforme literarische Haltung. Das Bekenntnis, man sei ein Zeitgenosse, geradezu ein literarischer Verdienst. Die Versicherung, »wir lebten im Zeitalter des Radios, des Tonfilms, des Flugwesens usw.«, der ständige Refrain jener naiven Verlegenheit, mit der heutzutage (»in unserer Zeit«) Bücher und Dramen verfaßt, aufgeführt und »besprochen« werden. Der Vorwurf eines Kritikers, dies Buch und jenes Stück sei »nicht aus unserer Zeit«, berühre nicht »die Probleme der Gegenwart«, »ginge uns Zeitgenossen des Radios gar nichts an«, hat zwar gar keine Konsequenzen – welche Besprechung hat denn »heutzutage« Konsequenzen?–, wiederholt sich aber so häufig, daß die notorische Dummheit unserer landesüblichen Referenten die Dimensionen einer Epidemie – wenn auch einer wirkungslosen – anzunehmen beginnt. Mir schien es schon immer sehr schwierig, die berufsmäßigen Referenten auseinanderzuhalten, als ihre Torheit noch eine individuelle war. Heute, da sie sich so verblüffend gleichmäßig »zur Zeit bekennen«, ist es *ganz unmöglich* geworden.
Einzelne allerdings exzellieren in der Fähigkeit, Fürsprecher der »Gegenwart« zu sein, und zeichnen sich durch eine ganz besondere Anhänglichkeit an »unsere Zeit« höchst unangenehm aus. Es sind gewöhnlich jene Literaten, die nicht müde werden, mit einer deutlichen Geringschätzung zum Beispiel von Pferdedroschken zu sprechen und gegen diese die beliebten zeitgemäßen Pferdekräfte auszuspielen. Aber selbst diese so gegenwartsnahe technische Bezeichnung erscheint ihnen noch nicht »zeitgemäß« genug, und sie schreiben mit Vorliebe und Sachkenntnis die Formel »PS«, als hätten sie sie erfunden. Es sind die Literaten, die unaufhörlich an ihresgleichen die »Forderung« stellen, endlich doch mal die »Probleme dieser Zeit« »anzupacken« und nicht gar so leichtsinnig herumzuduseln in den garantiert nicht mehr vorhandenen Gefilden der Poesie. Daß ein anständiger Mensch, insofern er überhaupt Gedichte schreibt, die Existenz der Nachtigall nicht mehr zur Kenntnis nehmen darf, ist natürlich eine ausgemachte Sache. Will er durchaus eine Beziehung zur Natur, so behandle er eben die Kräfte jener Pferde, mit deren Verstand die zeiterfüllten Referenten noch zur Not konkurrieren können. Aber selbst die armen epischen Formen, die doch immer noch eine gewisse Gnade in den Augen der Nützlichkeitsfanatiker finden dürften, gelangen mit der Zeit (mit »unserer

Zeit«) in den Ruf, mit Balladen verwandt zu sein, und sind also blamiert. Es gibt bereits besonders fachmännisch geschulte Referenten, mit den Pferdekräften dieser Zeit innigst vertraute, die sozusagen das »PS« aus dem Effeff beherrschen und die mit einer wahren Tempo-Heftigkeit die Forderung aufstellen, man möge statt der Romane zum Beispiel Bücher über den »Zeppelin« schreiben, über die Außenpolitik, über die moderne Verkehrsordnung und die Polizeipräsidenten. Selbstverständlich wäre es leicht, diesen Dummköpfen der Gegenwart zu erläutern, daß sich auch die Formen der Epik wandeln – wenn auch nicht so schnell wie die Verkehrsordnungen – und daß es ganz andere Gesetze sind, nach denen ein Roman »zeitgemäß« ist oder nicht, als das Gesetz der behandelten Materie, nach dem jene allein zu urteilen imstande sind. Es dürfte überhaupt nicht so schwierig sein, mit einem Trottel unserer Zeit zu diskutieren. Allein, es fehlt mir an den nötigen Pferdekräften. Und also lassen wir's schlimm sein!

Die Literarische Welt, 15. 11. 1929

DIE NEUE WASCHMASCHINE

Am Berliner Kurfürstendamm – wo denn sonst – ist seit einiger Zeit ein Laden zu sehen, in dem eine neue praktische Waschmaschine verkauft wird. Die zwei Schaufenster des Ladens sind dazu bestimmt, die neue Maschine zu propagieren. Diese Propaganda nun vollzieht sich nicht ohne den üblich gewordenen präponderanten Hinweis auf die Weltgeschichte, die sich in den Dienst der Reklamechefs begeben hat und aus nichts anderem mehr besteht als aus dem Fortschritt der Menschheit. Gemäß der neuzeitlichen Weltanschauung, der zufolge jede neue Erfindung, mit der man Geschäfte macht, den idealistischen Sinn ihrer Erzeuger und Verbreiter derart »arrangiert«, daß in dem einen die bittere Not konkretisiert ist, die man dereinst mit der Wäsche hatte; im anderen aber die Seligkeit, die von der neuen Zeit, der unsrigen, und ihrer Waschmaschine herkommt. Also ist der anschauliche Beweis für die erlösende Idee der neuen patentierten Maschine erbracht. Viele Passanten bleiben vergleichend vor den beiden Schaufenstern stehen, und es ist kein Zweifel, daß sie mit dem produktiven

Gedanken weitergehen, von nun an fleißig zu sparen, um sich recht bald eine neue Waschmaschine anschaffen zu können.
Dieser Wunsch dürfte um so stärker in den Passanten wirken, als ja das Arrangement der Schaufenster einen deutlichen Zusammenhang zwischen der neuen Waschmaschine und dem neuzeitlichen Komfort überhaupt zu erweisen scheint; während, der Konsequenz der Schaufenster gemäß, die alte grauenhafte Art, an einem gemeinen Wellblech die Wäsche zu reiben, offenbar eine ärmliche, unbequeme und ungesunde Lebensweise zur Folge hat. Denn in dem Schaufenster, in dem die alte verwerfliche Methode der Wäsche-Säuberung demonstriert wird, ist nicht nur der hölzerne Bottich von einer Fäulnis erzeugenden, gleichsam bemoosten Häßlichkeit: nein! Alles ist schlimm in dieser Waschküche! Der giftige Rost frißt an den eisernen Reifen, die nur mit äußerster Mühe noch die auseinanderfallenden Bretter zusammenhalten können. Im Hintergrund zeigt die gemalte Kulisse höchst unhygienische Kochgeschirre, die wahrscheinlich ganz unzweckmäßig gesäubert werden und die mit einer geradezu gesundheitsstörenden Plastik an gemalten rostigen Nägeln hängen. Ein alter gebrechlicher, unbequemer Sessel hält sich neben einem schmalen, kümmerlichen schlanken Waschgestell aus braunem Gußeisen auf, mit krummgeschweiften rachitischen Beinchen. Siehe da! So haben dereinst, vor der Erfindung der neuen Waschmaschine, die armen Menschen gehaust, ganze Tage standen sie gebeugt über zerfallenden Bottichen, und vergeblich rieben sie ihre schmutzigen Hemden. Wollten sich die geplagten Wäscherinnen hinsetzen, so fanden sie einen schmalen zerbröckelnden Sessel vor, der unter der ohnehin schon reduzierten Last ihrer Körper zu vergehen drohte. Und das nannten die törichten Leute Leben! Des Morgens benetzten sie ihre gequälten Stirnen mit ein paar Tropfen bakterienhaltigen Brunnenwassers aus einer winzigen Schüssel, die von jenem wackligen Gestell gestützt ward. Sie blieben immer schmutzig und starben schließlich an der Beulenpest, deren Bazillen in den altertümlichen Waschtrögen gezüchtet, genährt und vervielfältigt wurden.
Heute aber – und seitdem die neue Waschmaschine erfunden ist – sind, wie man aus dem andern Schaufenster ersehen kann, die Töpfe aus blankem Aluminium, die Kochgeräte und Sitzgelegenheiten breit, hell und bequem, aufrecht stehen die Menschen an einem präzisen Apparat aus nichtrostendem Stahl, drehen an einer Kurbel mit graziösen Händen, duschen sich in Badewannen aus schneeigem Porzellan, wechseln

dreimal täglich die sauberen Hemden und sterben schließlich in hohem Alter an einer normalen Altersschwäche – die auch nur noch ein paar Jahrzehnte die Todesursache sein kann, weil sie bald ganz gewiß von der modernen Medizin abgeschafft wird. Das irdische Leben in einer modernen Waschküche läßt sich nur noch mit einem paradiesischen vergleichen, das ja so zweifelhaft geworden ist und vielleicht nunmehr überflüssig. Bedarf es noch anderer Beweise? Der moderne Kommerz versteht sie zu liefern. Die Überlegung, daß Gegenstände und gemalte Kulissen die Passanten noch nicht genügend überzeugen könnten, ließ ihn auf die einfache, geniale und wahrhaft amerikanische Idee kommen, auch lebendige Menschen den Attrappen des Schaufensters hinzuzufügen. Glücklicherweise sind die unhygienischen Großmütter aus der Zeit der alten Waschtröge noch nicht ausgestorben. Also engagierte man eine alte Frau, stellte sie ins Schaufenster, eine dreimal verfluchte Danaide, und befahl ihr, gegen ein tägliches Trinkgeld vergeblich schmutzige Hemden zu waschen. In das moderne Schaufenster dagegen tat man ein lebendiges, mühelos hantierendes Wäsche-Girl, mit Häubchen, Maniküre und kunstseidenen Strümpfen.

Täglich am Nachmittag findet dieses erhebende Schauspiel am Kurfürstendamm statt, wahrscheinlich so lange, bis alle Menschen die neue Waschmaschine besitzen werden. Weder die Bau- noch die Sittenpolizei hat gegen diese Art der Reklame etwas einzuwenden. Es ist eine Manifestation des amerikanischen Reklame-Idealismus, der allmählich Europa zu begeistern anfängt und der selbstverständlich in Berlin – und am Kurfürstendamm, der Heerstraße der Zivilisation – seine ersten Etappen feiert. Gegen eine besondere Entlohnung wird er die alte Frau am Waschtrog im Schaufenster noch sterben lassen und das moderne Wäsche-Girl siegreich über die Leiche seiner eigenen Großmutter tanzen. Dies ist der Sinn dieser Zeit und ihrer Waschmethoden.

Nachschrift:

Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, hat die Anschaulichkeit der oben geschilderten Rollen nachgelassen: Das Girl und seine Großmutter sind aus den Schaufenstern verschwunden – wahrscheinlich nur vorläufig. Wahrscheinlich nur, um sich in anderen modernen Läden zu zeigen. Denn es ist nicht anzunehmen, daß der Geschmack sich bessert – in modernen Geschäften. Besser werden lediglich die Waschmaschinen.

Münchner Neueste Nachrichten, 17. 11. 1929

SELBSTVERRISS

Es ist einigermaßen peinlich, einen so außerordentlich guten Schriftsteller, wie ich es bin, nicht ohne Strenge und Tadel behandeln zu können. Um wieviel lieber hätte ich ein Buch ohne Vorbehalte gelobt, das aus meiner eigenen Feder kommt und an dem ich in der ganzen langen Zeit, in der ich es schrieb, fast gar nichts auszusetzen hatte! Allein, zwischen der Kritik, die ein gewissenhafter Schriftsteller anwendet, während er schreibt, und jener, die in ihm erwacht, sobald seine Arbeit gedruckt erschienen ist, liegt ein längerer Weg als zwischen dem Einfall und seiner Ausführung – oder, um die feierliche Terminologie zu gebrauchen: zwischen der »Konzeption« und dem »Werk«.

Das »Werk«, um das es sich hier handelt, ist mein Roman *Rechts und Links* (erschienen bei Gustav Kiepenheuer, Berlin). Dieser Titel könnte irreführen (und ich hoffe, daß er es auch tut). Denn in »unserer Zeit«, in der man einfache anatomische Begriffe lediglich in einem politischen Sinn zu verstehen geneigt ist – und sogar in einem streng parteipolitischen – und mit dem Klang der Worte »rechts«-»links« nicht die Assoziation einer einfachen Richtung verbindet, sondern die einer sogenannten weltanschaulichen, erwartet der Leser von einem Buch dieses Titels, daß es die für ihn so wichtigen Fragen der primitiven Politik behandelt – Fragen, die ich höchstens streife. Es war unbedacht, wenn nicht leichtsinnig von mir, auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit zu denken, der Leser von heute würde dem Namen *Rechts und Links* eine breitere symbolische Bedeutung gestatten und ohne weiteres begreifen, daß dieser Titel weniger ein bestimmtes Buch kennzeichnen sollte als meine eigene Haltung den anatomischen, topographischen, politischen Richtungen gegenüber. Es war nicht nur ein Fehler, es war auch ein Unrecht. Erstens soll man niemals den Leser so hoch einschätzen wie sich selbst, sondern nur ein wenig höher als den Buchkritiker; zweitens soll man den Leser trotzdem mit Achtung behandeln.

Setzt man ihm zum Beispiel einen »Roman« vor, so soll es auch ein Roman sein, mit »Charakteren«, »Psychologie«, »Spannung«, einem Anfang und einem Schluß. Nun: Mein Roman *Rechts und Links* leugnet ganz unmittelbar die Existenz von Charakteren, das heißt von Ge-

stalten mit einer konsequenten Psychologie. Er hat zwar einen Anfang, aber nur, weil er doch anders nicht hätte beginnen können. Er hat dafür keinen Schluß, er hat ganz demonstrativ keinen Schluß. Seine Spannung kommt höchstens aus der Sprache, nicht aus den Vorgängen. Der Leser, geschult an der realistischen Epik seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis zu Proust und André Gide, ist gewohnt, das literarisch Gestaltete am Rohmaterial zu messen, das dem Autor als Vorlage gedient hat. Beschreibt ein Autor also zum Beispiel die Zeit der Inflation, so will der Leser, der die Inflation so genau kennt, diese auch im Buch wiederfinden. In meinem Roman aber findet er eine oder gar keine. Das Rohmaterial sinkt also in meinen Büchern zur Bedeutungslosigkeit einer Illustration. Einzig bedeutend ist die Welt, die ich aus meinem sprachlichen Material gestalte (ebenso wie ein Maler mit Farben malt). Ein Vorgang also, auf den der Leser pfeift. Und man darf den Leser nicht pfeifen lassen ...

Wäre der Leser mit mir der gleichen Meinung: daß die literarische Realität eine andere ist als die alltägliche – und deren Zerrspiegelbild: die Zeitung –, ich hätte mir vielleicht gestatten können, auf ein Publikum zu rechnen, das Gestalten und Handlungen als originale Erscheinungen aus dem satten Boden der Sprache wachsen sieht, nicht als mehr oder weniger gelungene Imitation der Realität. Denn das Material des Schriftstellers ist zwar ohne Zweifel »das Leben«, aber ein in die Sprache verpflanztes und hierauf ihr entsprießendes Leben. Nun ist aber nach der allgemein geltenden Anschauung des Lesers (und erst recht des Kritikers) der schöpferische Prozeß in einem Autor ein viel primitiverer, ein grob-handgreiflicher – und ließe sich etwa so darstellen: Der Autor »greift« nach dem populär gewordenen Wort »ins Leben«, holt sich einen »Stoff« und gießt ihn dann gewissermaßen in das bereits fertige Gefäß seiner Sprache.

Dies hätte ich tun müssen. Vielleicht hätte ich noch womöglich darauf achten müssen, nicht nur ein paar schiefe und sinnlose Metaphern zwischen die Tatbestandsaufnahmen zu streuen, sondern auch einige hundert der heutzutage landesüblichen syntaktischen Vergewaltigungen zu begehen, die, wenn sie nur einen sogenannten »packenden« Augenblick ausstammeln, als Beweise für die »primitive Urkraft« des Autors gelten dürfen. Ich aber bestrebte mich – im Gegenteil –, im Leser ein gewisses Gefühl der *Langeweile* zu erzeugen, die eine notwendige Konsequenz sprachlicher Sorgfalt ist und der Bemühung, die Hohlheit

der Gegenwart nicht etwa konvex aufzuzeichnen, die Substanzlosigkeit unserer Zeitgenossen nicht etwa als »Tragik« oder »Dämonie« darzustellen, sondern die banale Trostlosigkeit dieser Welt präzise widerzuspiegeln. Gerade aber in so hohlen Zeiten verlangen die Menschen Erzählungen heroischer, leidenschaftlicher, außerordentlicher und sogar ausgesprochen trauriger Natur. Ich habe dem Menschen der Gegenwart sein eigenes Bild vorgehalten. Kein Wunder, daß er es nicht ansehen will. Es graut ihm davor – und noch mehr als mir.

Sieht er es aber einmal an, so versucht er, es abzuleugnen und zu behaupten, er wäre nicht er. Es ist ihm einfach mies. Wie gern hätte er sich gesehen: als verlassenen Erben der Kriegszeit, als Geschöpf einer metaphysisch, zumindest irdisch-tragisch gedeuteten Revolution und Inflation eines heroischen Wiederaufbaus, als ein Kind der Kurzlebigkeit, der Schnelligkeit »unserer Zeit«, die er mit so viel bedeutenden Epitheta ausstattet, damit es nicht so hohl aus ihr schalle wie aus ihm selbst! Nein! Ich kann dem Leser nicht den Gefallen erweisen, ihn mit seinem substantielleren Großvater zu verwechseln. Und nichts wundert mich mehr als die Tatsache, daß er trotzdem meinen Roman kauft und daß dieser die ganz unverdiente zweite Auflage noch vor Weihnachten erlebt. Messe ich diese Zahlen an meinen schriftstellerischen Mängeln, so überkommt mich in stillen Stunden der törichte Wahn, ich sei der kleine Remarque von Deutschland.

Die Literarische Welt, 22. 11. 1929

FÜR DIE STAATENLOSEN

Vielleicht erinnert man sich noch des Namens *Sun-Wu-Kung* und des wenigen, was von dem Träger dieses Namens vor einigen Monaten in den Zeitungen Europas geschrieben worden ist. Es soll nach den Berichten ein »langhaariger, langbärtiger Mann« gewesen sein, der sich vor dem Genfer Polizeigericht wegen »Vergehens gegen die Paßvorschriften« zu verantworten hatte. Sun-Wu-Kung besaß keine Papiere. Er wurde in Tibet oder in Turkestan geboren, mitten in einem Nomadenstamm statt in einem Vaterland. Von unbekannten Eltern. Er

nannte sich nach dem Führer des Stammes, zog jahrelang mit der Karawane durch Asien, verlor eines Tages ihre Spur, trat in ein Buddhistenkloster ein, wurde allmählich neugierig, die europäischen Länder kennenzulernen – so naiv können Nomaden sein –, kam nach Rußland, lernte Sprachen und zog weiter als Händler von Talismanen und Amuletten durch Deutschland, Österreich, den Balkan, Frankreich, die Schweiz. Aus allen Ländern war er wegen Mangels an Papieren ausgewiesen worden. Wahrscheinlich beschützten ihn einige seiner wundertätigen Talismane gegen seinen eigenen Willen vor dem Glück, sich festzusetzen und eine teure Heimat zu gewinnen. Aber nirgends machte man ihm einen Prozeß. Erst in Genf, einer Stadt, die wahrscheinlich durch den häufigen Anblick reichlich legitimierter Völkerbundsteilnehmer verwöhnt ist, konnte man nicht umhin, Sun-Wu-Kung anzuklagen. Über den Verlauf und den Ausgang dieses Prozesses, der allerdings zu den juristischen »Bagatellen« gehörte, wurde weiter nichts geschrieben. Vergeblich wartete ich ein paar Monate, ob nicht vielleicht irgendwo ein Bericht über Sun-Wu-Kungs endgültiges Schicksal auftauchen würde. Gar nichts kam. Selbstverständlich. Die Geschichte Sun-Wu-Kungs war ein Kuriosum. Als solches wurde sie ausdrücklich mitgeteilt. Das Merkwürdige dieser Geschichte hatte bereits jenen Grad erreicht, an dem es aufhören mußte, Teilnahme zu erwecken. Es war ein außergewöhnlicher Fall, ein Sonderfall. Und es drängt sich bei dieser Gelegenheit die Beobachtung auf, daß die menschliche Teilnahme im Unglück ihres Gegenstandes ein Minimum von Gewöhnlichkeit voraussetzt. Es ist, als müßte der Leser, soll er Teilnahme bezeugen, theoretisch wenigstens die Furcht vor einem ähnlichen Unglück empfinden können. Das war hier unmöglich. Alle, die über Sun-Wu-Kung schrieben, und alle, die von ihm hörten, befanden sich bereits längst außerhalb der Gefahr, als papierlose Nomaden geboren zu werden. Und also verschwand Sun-Wu-Kung aus den Zeitungen, wie er in ihnen aufgetaucht war. Kuriosa haben selten eine Fortsetzung.

In diesen Tagen erscheint der Hilferuf einer staatenlosen türkischen Fürstin in den Zeitungen, namens Karadja, der Witwe eines Diplomaten, die selbst staatenlos geworden ist und das Mitleid der Welt für ihre Schicksalsgenossen wachzurufen versucht. Eine Fürstin und eine Diplomatenwitwe ohne Paß scheint mir beinahe an Kuriosität den verschollenen Sun-Wu-Kung zu übertreffen. Zwar verrät ihr Hilferuf ein

nur standesgemäßes Denken, wenn sie schreibt, daß »ottomanischen Diplomaten« nichts anderes übrigbleibe, als sich »den Demütigungen der Polizeibüros auszusetzen«, und daß »gebildete Männer und Frauen« unter den Staatenlosen »schlimmer daran seien als Verbrecher«. Aber wir Skeptiker wissen ja schon längst, daß die Nomaden und Amulettenhändler, träfe sie auch das härteste Los, von dem snobistischen Gewissen der Welt nur dann etwas zu erwarten haben, wenn sie durch einen unverzeihlichen Leichtsinn der Geschichte Schicksalsgenossen von Diplomaten, Fürsten und Gebildeten geworden sind. Vielleicht wird Sun-Wu-Kung einen Paß bekommen, weil die Fürstin Karadja keinen besitzt. Den kuriosen Ereignissen, über die unter den Vermischten Nachrichten der Zeitungen geschrieben wird, ist endgültig geholfen dank dem Umstand, daß es gewisse kuriose Ereignisse gibt, die sich selbst in noch besseren Rubriken der Zeitungen zu publizieren das Privileg haben. Und obwohl ich, sooft ich noch das verdrießliche Vergnügen hatte, mit einem Diplomaten eine Grenze zu überschreiten und zu sehen, mit welch unheimlichem Respekt seine angeblichen »Staatsgeheimnisse« behandelt werden, ihm nichts anderes wünschte als so eine nette, kleine Staatenlosigkeit, bin ich doch heute mit Vergnügen ein Bundesgenosse der Frau Karadja.

Denn selten erhebt sich eine Stimme in irgendeinem der Länder, in dem sie geduldet leben, für die »Staatenlosen«. Die Staaten, ihre Stimmen, ihre Schreiber sind mit sich selbst beschäftigt. Jener törichte Grundsatz, den sogar die Degradierung zum banalsten Sprichwort nicht umzubringen vermag, weil er der menschlichen Bequemlichkeit schmeichelt und demzufolge »jeder vor seiner Tür zu kehren hat«, gestattet zwar noch, politisch ausnutzbare Mißstände in fremden Staaten aufzudecken. Aber Staatenlose haben, wie schon ihr Name besagt, nichts mit Staaten zu tun. Ihre Lage ist politisch selten auszubeuten. Außerdem sind alle Staaten gemeinsam an den Staatenlosen schuldig. Mögen sie »vor ihren eigenen Türen kehren«. Da sie aus ihren Häusern vertrieben sind, können sie das Sprichwort nicht praktisch anwenden.

Ein einziger Mann, einer jener Menschen, die man die Genies der Güte nennen muß – sie sind noch seltener als die Genies des Geistes –, hat sich eines Teils der Staatenlosen angenommen: *Nansen*. Er hat in der Tat ein Wunder vollbracht: Mitten in einer Zeit, in der das »Personal-

dokument« erst die Berechtigung verlieh, eine Person zu sein, in einer Zeit, in der an allen neuen und alten Grenzen die neuen und alten Zollwächter ihre großen Untersuchungen feierten, in allen neuen und alten Staaten die Polizeispitzel, die Angeber, die anonymen Briefeschreiber, die Gebärdenspäher und Geschichtenträger jeden beliebigen verdächtig zu machen die Fähigkeit hatten; mitten in dieser Zeit gelang es der humanen Gesinnung, den Staatenlosen wenigstens ein Dokument zu verschaffen, ein Dokument – welch unerhörter Fall in der Geschichte der Menschheit –, das, um ausgestellt und wirksam zu werden, keines anderen Dokuments bedurfte. Denn es ist bekannt, daß ein Dokument nur entstehen kann auf Grund eines anderen, bereits vorhandenen – und daß die Entstehung des aller-aller-ersten Dokuments ein eigenes Kapitel der Schöpfungsgeschichte beanspruchen würde. Das Merkwürdige ereignete sich also, daß ein russischer Emigrant, dem man just das nackte Leben nicht glauben wollte, das er gerettet hatte, in einigen europäischen Staaten ein Dokument erhalten konnte. Und es gibt keine größere Ehre für Nansen, als die, daß diese schwachen und oft ohnmächtigen Dokumente *»Nansen-Pässe«* heißen.
Solch ein Nansen-Paß ist ein provisorisches Papier. Es wird von der Behörde des Landes ausgestellt, in dem sich der Flüchtling aufhält und in dem er durch Zeugen seine angebliche Identität nachzuweisen vermocht hat. In manchen Staaten ist der Träger eines Nansen-Passes verpflichtet, sich in gewissen Zeitabständen bei der Polizei zu melden. Will ein z. B. in Berlin ansässiger Besitzer eines Nansen-Passes z. B. nach Paris fahren, so erhält er ein Visum (oder auch nicht) erst nach langem Warten. Das Konsulat allein darf nicht entscheiden, ob er fahren darf. Viele Länder verwehren den Besitzern der Nansen-Pässe überhaupt den Eintritt. Die Staaten wehren sich gegen die Staatenlosen.
Und es gibt ihrer so viele, daß sie, in einem Gebiet angesiedelt, einen ansehnlichen »Sukzessionsstaat« für sich selbst bilden könnten. Viele kommen aus Rußland, aus den Randstaaten, aus den Teilen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie, aus der Türkei, aus Mazedonien, aus der Levante, aus Armenien. In Deutschland – mit welcher Genugtuung teilt man das mit – werden sie mit schonender Korrektheit behandelt. (Manche sind bei uns nach zehn Jahren – im »Polizeistaat« – Staatsbürger geworden.) In den Ländern, die so stolz darauf sind, die »westliche Demokratie« gepachtet zu haben – sie entspricht

oft einer kindischen Angst vor dem »Bolschewismus«–, ist ein Staatenloser verdächtig, eine Gefahr für die soziale Ordnung, wenn er nicht durch die Gründung eines »kaukasischen Nachtlokals« oder einer Balalaika-Truppe oder durch Kosakentänze beweist, daß er zu den Amüsierzigeunern dieser sozialen Ordnung gehören will.

Ich kenne bereits den Einwand derjenigen, die prinzipiell nur vor ihrer Tür kehren: Es sei kein Unglück, wenn der und jener nicht reisen könne. Er bleibe im Lande, nähre sich redlich und erfülle wenigstens so eines von den Sprichwörtern, wenn er schon mit jenem von der eigenen Tür nichts anzufangen wisse. Aber es ist ein Unglück, seiner Freizügigkeit beraubt zu sein oder – was häufiger ist und schrecklicher – aus jedem Land ausgewiesen zu werden wie Sun-Wu-Kung. Die Staatenlosen vermehren sich indessen. Sie heiraten, sie zeugen neue Staatenlose. Und die Pässe hören nicht auf. Und immer noch, an jeder Grenze, zeigt man sie her. Und nur wenige Staatenlose werden legitime Staatsbürger. Es gibt, eben nur in jenem Genf, vor dessen Polizeigericht Sun-Wu-Kung sich zu verantworten hatte, ein stilles Amt für Staatenlose beim Völkerbund. Das ist alles.

Ich kenne ein russisches Mädchen, das während der Revolution nach Polen geflüchtet war. Dort wollte man sie ausweisen. Sie erfuhr zufällig von Verwandten in Berlin. Teilte der polnischen Polizei mit, daß sie nach Deutschland wolle. »Wenn Sie sich verpflichten, nie mehr nach Polen zu kommen«, sagte ihr die polnische Polizei, »geben wir Ihnen einen provisorischen Paß.« Im deutschen Konsulat, wo sie ein Visum holen mußte, erklärte man: »Wenn Sie sich verpflichten, in zwei Monaten Deutschland wieder zu verlassen, bekommen Sie ein Visum.«

Sie verpflichtet sich also, nach Polen nicht mehr zu kommen und gleichzeitig Deutschland zu verlassen. Während diese Zeilen geschrieben werden, wandert sie auf dem schmalen Grenzstrich zwischen dem Deutschen Reich und der polnischen Republik auf und ab, auf und ab, auf und ab.

Das Tagebuch, 30. 11. 1929

PERLEWITZ

Perlewitz heißt – nicht ohne Sinnlichkeit – der Mann, der einen Frankfurter Juwelenhändler in Berlin um Pretiosen im Werte von 200 000 Mark betrogen hat. Er ist verschwunden, Perlewitz. Die Polizei sucht ihn. Inzwischen hat sie seine Vergangenheit durchforscht. Es erweist sich, daß Perlewitz Antiquitätenhändler war, von Freundinnen erhalten wurde und die Spitznamen: »Maler-Willi« oder »Modell-Willi« trug. Auf den Ansichtskarten, die sich in den verstaubten Auslagen vorstädtischer »Papier- und Galanteriewarenhandlungen« vorfinden und auf denen zwei möglichst vollkommene Menschen verschiedenen Geschlechts eine derart zärtliche Haltung einnehmen, daß man sofort errät, sie trieben Liebe miteinander, repräsentiert eben dieser Perlewitz das Ideal der Männlichkeit. Schon lange Jahre vor dem Kriege war er das Modell der Liebes-Karten-Produzenten. Während des Krieges zog er eine Uniform an und wurde Soldat für Ansichtskartenzwecke. Nach dem Kriege verwendete man ihn als idealen Heimkehrer. Also ward er sozusagen der bekannte Soldat, überlebte und begrub die unbekannten und bewarb sich nunmehr um das Vertrauen eines Juweliers, wie man sieht, mit nicht geringerem Erfolg als früher um das der Mädchenherzen. Vielleicht war er langsam alt geworden, vielleicht hatte sein glattes, schimmerndes Ansichtskartenantlitz Runzeln bekommen, graue Schläfen, einen melierten Schnurrbart ––, und seine Aussichten, als Realität wie als Ideal von Frauen gekauft zu werden, waren dermaßen reduziert, daß er sich geradezu gezwungen sah, einen Betrug zu begehen. Armer Perlewitz! Es muß hart sein, sich aus dem Modell einer heroisch-erotischen Existenz zu dem einer betrügerischen zu verwandeln! Von einer Höhe, auf der man Millionen Frauen unerreichbar erscheint, in eine vulgäre Ferne zu verschwinden, in der man nur noch der Polizei unerreichbar ist, wie wenig köstlich ist da die Tatsache, daß Perlewitz doch eigentlich erst durch den Betrug und die Flucht die Umrisse einer wirklichen, lebendigen Gestalt bekommen hat, während er früher, obwohl er ging, stand, aß, trank und liebte, gewissermaßen nur minimal existierte. Denn seine, wenn auch anonyme, so doch außergewöhnlich breite öffentliche Wirksamkeit konnte nicht sehr viel von seinem wirklichen Wesen zurücklassen, das namenlose Modell Perle-

witz zehrte die namentliche Persönlichkeit Perlewitz auf –, und übrig blieb ein Wesen mit einem Spitznamen.

Daß er überhaupt existierte – wer hätte es gedacht? Daß es ein Wesen gab, auf Erden, einen atmenden Menschen, mit jenen Glanzbäckchen aus Rosa und Kandiszucker und Eierschaum, mit jenem stumpfen geraden Näschen aus prima Wachs, mit einem süßen Plappermäulchen, das immer halboffen steht und ein schimmerndes regelmäßiges Gebiß, ein hervorragendes Werkzeug des gastronomischen wie des erotischen Appetits, ahnen läßt, mit einem Grübchen im Kinn, in dem der Schelm nistet: wer hätte es gedacht? Dieser vorzügliche Mensch, Apoll, Gefreiter und Casanova in einem, flüchtig geküßt auf Hintertreppen, ausgiebig geliebt in den Betten sommerlich verreister Herrschaften, er war in der Tat vorhanden, er wandelte unter uns zweibeinig umher, mein Ärmel stieß in der Straßenbahn an den seinen, er hing nicht nur in den Schaufenstern der Papierläden, kein Porträtist hatte ihn erfunden, Gott hatte ihn geschaffen!

Er hieß Perlewitz und soll, zarten Andeutungen in den Zeitungen zufolge, nur mangelhaft Deutsch gesprochen haben. Dies aber hinderte die Ansichtskarten-Industrie nicht, den Perlewitz als deutschen Feldgrauen zu präsentieren, der Abschied nimmt, bevor er ins Feld zieht, und ihm Verse zwar nicht in den schönen Mund – weil sie das Porträt gestört hätten –, wohl aber zu den tapferen Füßen zu legen, Verse, wie z. B. »In der Heimat, in der Heimat...« Nun, es gibt schönere Melodien, bessere Lieder. Aber wir alle haben dieses Lied gesungen, in den Stunden, in denen wir die Heimat nie mehr wiederzusehn entschlossen waren –– und siehe da: die Heimat porträtierte indessen den Perlewitz und gab ihn aus für unsereinen! Und Tausende von kleinen Mädchen betrachteten verliebt den Perlewitz, während sie an unsereinen Postpakete abschickten und Liebesbriefchen. Es wäre beschämend genug gewesen, nur mit der Phantasie eines Malers rechten zu müssen, der solch ein Kriegertyp entsprungen wäre. Aber schrecklicher als alle Greuel des Krieges ist die Tatsache, daß dieser Typ die Ausgeburt einer Wirklichkeit und einer Phantasielosigkeit der Kriegsmaler war und daß ihnen die Schamlosigkeit, ein schauderhaftes Ideal zu erfinden, nicht genügte, sondern daß sie auf die Suche danach gingen und es auch fänden und honorierten! Perlewitz also saß unter dem Weihnachtsbaum und schrieb aus gemütlichem Unterstand Briefchen nach Haus! Perlewitz fuhr heiter lächelnd in den Tod und in den Urlaub!

Perlewitz lag da mit verbundenem Arm und geschlossenen Augen und sah mit dem offenen Grübchen in den Himmel! Perlewitz! Perlewitz! Die Welt braucht Ansichtskarten, kein Zweifel! Ohne Ansichtskarten gäbe es keine Panoramen im Gebirge, keinen Sonnenuntergang, keine Meeresbläue, keinen tropischen Himmel. Daß aber die Ansichtskarten ein solches Objekt brauchen, hätte man nie erfahren, wäre Perlewitz nicht alt geworden und in die Zwangslage geraten, zu stehlen. Wir wären ganz alt geworden, ohne zu erfahren, daß die Ansichtskarten-Industrie des Hinterlands mit Patriotismus und Perlewitz Geschäfte machte, indes wir dachten, sie machte nur mit Patriotismus Geschäfte. Es ist in der Ordnung, daß Perlewitz verschwunden ist. Es ist irreal geworden, er existierte eigentlich nicht, und es wäre wunderbar, wenn die Polizei ihn wirklich aufstöberte. Uns genügt die Kenntnis seines Vorlebens.

Münchner Neueste Nachrichten, 2. 12. 1929

»DRINNEN UND DRAUSSEN«

Zu Wilhelm Hausensteins Tagebuch

»Es ist ein Los, Schriftsteller zu sein. Man hat nichts anderes gelernt; so ist es; zweifelt man auch selbst, ob man es kann, so ist das Leben nun doch geronnen als das eines Schreibers – und also muß man das Gewerbe treiben, so gut man vermag. Jawohl, wir sind drinnen in der Falle!«

Diese Sätze, Zeugnis einer schönen Bescheidenheit, der Begleiterin des Könnens und gleichsam ein Schatten, den die Gnade wirft, stehen in Wilhelm *Hausensteins* Tagebuch »Drinnen und Draußen« (erschienen im *Verlag Knorr & Hirth, München*). Das Tagebuch enthält gesammelte Aufsätze des Autors über verschiedene Themata, wie man sie in den literarischen Teilen der Zeitungen und Zeitschriften zu lesen geneigt ist. Ein Aufsatz handelt vom Wanderzirkus; ein anderer von Südtirol; ein dritter vom Komiker Grock; ein vierter von Eseln; ein fünfter von Rosen; ein sechster von Paris. Man ist übereingekommen, Aufsätze, in denen solches und ähnliches behandelt wird, »Feuilletons« zu nennen. Nun trifft diese Bezeichnung fast immer eher die

Rubrik. Der deutliche Beigeschmack von »Amüsement«, den das Wort »Feuilleton« enthält, degradiert dessen Verfasser zwar keineswegs, erweckt aber selbst in Leuten, die nicht zu werten wünschen, die Vorstellung von einem Bezirk jenseits des Ernstes und unter dem Strich -- einem Bezirk, in dem die Politik bereits aufgehört und die »Literatur« noch nicht begonnen hat. Ein Aufsatz von Hausenstein gar unterscheidet sich von einem Feuilleton nicht weniger als ein Bekenntnis von einem Amüsement. Wenn es jemals einen Schriftsteller gegeben hat, dessen »Leben geronnen ist als das eines Schreibers«, so ist es Wilhelm Hausenstein. Er ist der (in Deutschland seltene) Typ des Schriftstellers, in dessen Leben sich Ereignis und Begegnung fast unmittelbar identifizieren mit ihrer eigenen literarischen Gestaltung. Der Reichtum der Formungs- und Ausdrucksmittel entspricht vollkommen dem Ausmaß der Erlebnisfähigkeit. Es ist die Harmonie des edlen Handwerkers. Das stoffliche Wissen verrät niemals den präponderanten Zug der Bildung und verrichtet niemals die Funktionen des Materials. Es ist vielmehr Nahrung für den Stil, Hilfsmittel des Gehirns, Unterstützung der Assoziation. Die visuelle Kraft des schriftstellerischen Auges bezieht Deutungsmöglichkeiten aus der Etappe, in der der Gedanke lagert. Dieser wiederum erhält Umriß und Körperlichkeit vom realisierenden Aug'. Es ist, als ob alle Organe im nützlichen und klangvollen Gleichmaß zueinander abgewogen wären und als flösse selbst noch aus der schreibenden Hand viel mehr als eine rein mechanische Kraft. Einen ganz besondern Schimmer erhält die Prosa Hausensteins von einer schmerzlichen, werbenden Wehmut, die aus einer unglücklichen Liebe zur Schönheit der Welt zu kommen scheint, in Wirklichkeit die Stimme des selig-unglücklichen Verzichts des echten Schriftstellers ist, der alles umarmen möchte, was er nur beschreiben darf. Wir sind drinnen in der Falle, die unsere Schreiberwerkstatt ist und von der aus wir das Leben rinnen sehen, reich, schnell, fröhlich und traurig unerreichbar...

Wer also schreibt wie Hausenstein, bedarf keines äußeren Rahmens für seine gesammelten Schriften. Sein Los, »das Los eines Schreibers«, gibt den Rahmen für das hier und dort Gepflückte, verhindert (nicht nur den Eindruck, sondern auch) die *Möglichkeit* einer Willkür, garantiert die Notwendigkeit und die Geschlossenheit. Selbst wo noch Fragmentarisches auftauchen könnte, ist es nicht eigentlich Fragment, »Bruchstück«, sondern Teil und Bestandteil. Immer wird der Leser in diesem

Tagebuch ein Noch-mehr hören wollen; denn nichts lockt ihn mehr als der »Reichtum der Welt«, dargereicht in Leckerbissen von einem »Schreiber«, der sie kennt und liebt, drinnen und draußen...

Münchner Neueste Nachrichten, 6. 12. 1929

DAS PRIVATLEBEN

Vor dreißig Jahren noch war die Mitwelt eines Autors über dessen Privatleben nur mangelhaft orientiert und wahrscheinlich auch gar nicht allzu begierig, es kennenzulernen. Man überließ nicht mit Unrecht den Literarhistorikern der Nachwelt die peinliche, oft belächelte, aber durchaus nicht unnütze Aufgabe, die private Existenz des Schriftstellers zu erforschen – oder, wie es im Jargon der Seminarien heißt: zu »durchleuchten«. Unabhängig von dieser gerechten und anständigen Sitte war natürlich die zufällige oder absichtliche Kenntnis eines Mitlebenden von dem und jenem privaten »Zug« eines Schriftstellers nicht ohne reizvolle Pikanterie. Es gab eben »gelüftete Geheimnisse«. Ereignisse wie zum Beispiel ein Ehebruch im Hause eines Schriftstellers wurden ohne Zweifel erörtert, aber immerhin nur in jenem abgeschlossenen Bezirk der Öffentlichkeit, den man »Gesellschaft« nennt. Im Leben der Menschen, die »in der Öffentlichkeit standen«, gab es sogenannte Skandale. Es waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen das Private seine häuslichen Grenzen durchbrach.

Seit einigen Jahren bemühe ich mich vergeblich, das Privatleben der zeitgenössischen Autoren *nicht* kennenzulernen. Nichts erscheint mir im Augenblick schwieriger. Ich erfahre gegen meinen Willen sämtliche Fememorde, die meine Kollegen, wenn auch nicht auf dem Gewissen, so doch zumindest auf dem Kerbholz haben – von Scheidungen, Perversitäten, Kindstaufen, Eheschließungen schon gar nicht zu reden! Die Kenntnis des Privatlebens eines Autors scheint geradezu ein unumgänglich notwendiger Bestandteil der zeitgenössischen Literaturkritik geworden zu sein (die ja, nebenbei gesagt, auf das »Buch-Referat« reduziert ist). Es gibt bereits stehende Wendungen, mit denen die Buchreferenten die »Besprechungen« bestimmter Autoren einleiten oder schließen. So kann zum Beispiel der bedeutende Schriftsteller

Döblin, dessen öffentliche Wirksamkeit doch ohne Zweifel interessant genug ist, fast niemals ein Referat über eines seiner Bücher zu sehen bekommen, das nicht mit der Feststellung begänne: er sei ein Nervenarzt und praktiziere im Norden Berlins. Der ebenso widerliche wie kindische Übermut des zudringlichen Schreibers, der »gut informiert« ist, läßt sich partout nicht zurückhalten. Er muß sich kundgeben – und gerade bei jenen Gelegenheiten, bei denen sein läppischer frohlockender Ausruf: »Aha, ich weiß schon! Kassenarzt im Norden!« die Bedeutung des Autors ebenso beleidigt, wie er die notwendige Distanz zur Öffentlichkeit mißachtet. Verglichen mit diesen Barbareien, sind die verspotteten Bemühungen eines eifrigen Germanisten, überflüssige Kleinigkeiten aus dem Privatleben eines Forschungsobjektes zu eruieren, geradezu Äußerungen einer aristokratischen Delikatesse.

Wenn das Private also anfängt, aus dem Bereich, das »hinter den Kulissen« gelegen ist, vor die Rampe zu treten, den zweifelhaften Reiz der »Pikanterie« abzulegen und ein selbstverständlicher Bestandteil des öffentlichen »Werks« zu werden, so entsteht der berechtigte Verdacht, daß diese Öffentlichkeit depraviert ist, daß sie vielleicht, ja wahrscheinlich gar nicht mehr vorhanden ist. Ich möchte hier nun jenen fiktiven Teil der Öffentlichkeit, den ich mir selbst schaffen muß, nur um diese Zeilen schreiben zu können, allerdings nicht mehr mit dem bis zur Unerträglichkeit behandelten »Fall« des Peter Martin Lampel behelligen. Allein, man gestatte mir, diesen Lampel nur à propos zu erwähnen und als ein Symptom dafür, daß heutzutage nicht nur die Kenntnis des Privatlebens ganz selbstverständlich die des literarischen Werks begleitet und unterstützt, sondern daß es bereits Sitte geworden ist, den Schriftsteller als solchen a priori nach seinem Privatleben zu beurteilen. Eine aufdringliche Vorliebe bei Verlegern, Kritikern und Lesern für eine gewisse Sorte »frischer Jungens«, die sich tüchtig in ihrem Vorleben herumgetummelt haben, ehe sie mit dem ersten Manuskript angerückt kamen, ertötet das Urteil für die literarischen Qualitäten dieses Manuskripts. Und der Beifall, der heutzutage bei der und jener Premiere laut wird, gilt nicht dem aufgeführten Stück, sondern in der Hauptsache dem großartigen Allerweltskerl, der »das alles weiß«, der es »am eigenen Leib verspürt« hat. Nichts schätzt man am Autor so sehr wie seine Eigenschaft *als Augenzeuge* des Geschehens, das er behandelt. Seit einigen Jahren belieben die Buchreferenten jene Bücher durch ein besonderes Lob hervorzuheben, die keine sind, das heißt:

den Mangel literarischer Eigenschaft als Plus anzuzeichnen. Man bedient sich dann sehr gerne der Formel: »Dieses Buch ist mehr als ein Roman! Es ist ein Stück Leben!« Was heißt das? *Mehr* als ein Roman? Innerhalb der Literatur ist ein »Stück Leben« nur dann etwas wert, wenn es eine gültige Form gefunden hat. Ein ungeformtes »Stück Leben« ist nicht mehr als ein Roman, sondern weniger, es ist gar nichts, es *kommt überhaupt nicht in Betracht.* Oder man fange an, die Privatkorrespondenz der schreibenden Fememörder zu veröffentlichen. Das sind so nette, runde, saftige »Stücke Leben« –– und die Literatur hat aufgehört...

Die Literarische Welt, 6. 12. 1929

WEIHNACHTEN IN COCHINCHINA

Es geschah an einem der wunderbaren Tage, die dem Anbruch der Weihnachtsferien mit angehaltenem Atem vorangingen und die ich damals den schulfreien Zeiten ebenso vorzog, wie ich heute den Tag meiner Abfahrt einer langen Reise vorziehe, daß der Herr Lehrer sagte:
»Jungens, wer fünf Pfennige hat, kommt heute nachmittag hierher in die Klasse, wir gehen ins Weltpanorama!«
Ich streckte zwei Finger in die Höhe und sagte: »Ich habe keine fünf Pfennige!«
Einen Augenblick herrschte Schweigen, wie wenn der Herr Direktor inspizieren gekommen wäre. Der Lehrer hatte sich umgewandt, den Rücken kehrte er der Klasse zu, das Angesicht der Tafel, als glaubte er, daß von ihr ein Gedanke komme, daß auf ihrer matten schwarzen Fläche ein unsichtbarer Engel mit weißer Kreide einen guten Rat hinschreiben könnte. Wahrscheinich geschah etwas Ähnliches. Denn nach ungefähr einer Minute wandte der Lehrer sein Gesicht wieder der Klasse zu und sagte zu mir, der ich immer noch stand: »Setz dich vorderhand!«
In der Pause kam der Schuldiener in den Hof und holte mich zum Herrn Direktor in die Kanzlei.
»Zeig deine schmutzigen Finger her!« schrie der Herr Direktor.
Ich hielt beide Hände in die Luft, waagerecht vor mich hin.

Der Herr Direktor beugte sich ein wenig hinab, um sie zu betrachten. Er hatte aber nicht den goldgeränderten Zwicker angelegt, wie er es sonst zu tun pflegte, wenn er etwas ernstlich zu untersuchen entschlossen war. Ich wußte bereits, daß es sich um etwas ganz anderes handelte als um meine schmutzigen Finger.

»Du gehst heute mit ins Weltpanorama, ohne zu zahlen!« sagte der Herr Direktor. Vielleicht hätte er mir noch etwas mitzuteilen gehabt. Aber es läutete schon. Deshalb murmelte er nur: »Geh in die Klasse!«

Ich kratzte mit einem Fuß die Diele und ging.

Am Nachmittag um drei Uhr, die Dämmerung lauerte schon an den Fenstern, brachen wir auf zum Weltpanorama.

Es lag in einer stillen, kleinen Gasse und sah von außen einem gewöhnlichen Laden ähnlich. Über der Glastür hing eine rot-weiße Fahne. Öffnete man die Tür, so erklang eine Glocke wie ein Gruß. Am Eingang saß eine Dame wie eine grauhaarige Königin und verkaufte Eintrittskarten. Drinnen war es dunkel, warm und sehr still. Sobald sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickten sie einen Kasten, rund wie ein Karussell, hoch wie der halbe Raum, mit Gucklöchern in Manneshöhe die ganze Rundung entlang, in Abständen von etwa je zwanzig Zentimetern. Die Gucklöcher an dem Kasten leuchteten wie Katzenaugen in der Finsternis. Man ahnte, daß der Kasten innen hohl und beleuchtet war. Unten stahl sich aus seinem Inneren ein schwacher, geheimnisvoller Schimmer und verschwamm auf dem Fußboden. Vor jedem Guckloch-Paar stand ein runder Klaviersessel.

»Setzen!« sagte der Herr Lehrer, es klang wie in der Klasse, aber in der Finsternis war es kein Befehl, sondern nur eine Art milder Einladung. Wir rückten mit den Stühlen, ich saß, weil ich zu klein war, nicht ganz, sondern hatte den runden Sessel gleichsam halb gelüftet und preßte meine Nase gegen die Wand des Kastens, meine Augen gegen die Gucklöcher, die von Metall umrahmt waren.

Drinnen erschienen Bilder aus Cochinchina. Der Himmel war blau, unendlich, strahlend. Es war jene Art von sommerlichem Blau, das so aussieht, als hätte es in sich eine Menge Sonnengold verschluckt, verwischt, zerrieben und in noch mehr Blau verwandelt. Man hatte die Empfindung, daß dieser blaue Himmel strahlen müßte, auch wenn er keine Sonne zu tragen hätte. Aber zum Überfluß schien auch noch die Sonne. Nach dem zweiten Bild wußte ich nicht mehr, daß draußen Dezember war und Regen in gasförmigem Aggregatzustand in der

Luft. Die Sonne rann aus dem Kasten durch die Augen ins Herz und gleichzeitig in die Welt. Unbeweglich wie eine Art Naturtürme ragten riesenhohe Palmen und warfen einen kurzen, mittäglichen Schatten, der sich scharf und schwarz auf dem gelben Boden abzeichnete. Weiße Männer in Tropenhelmen standen da wie eingeklebt, mitten im Gehen aufgehalten, ein Fuß schwebte immer noch in der Luft – und man glaubte, er werde die Erde berühren, sobald das nächste Bild erschienen wäre. Man sah halbnackte Eingeborenenfrauen mit erregenden Brüsten, wie schöne bronzene Kegel, die allzuschnell verschwanden, und mit blauen Lendenschurzen, die gewiß abgefallen wären, wenn man die Bilder hätte halten können. Man sah eine Schule im Freien. Eine vollkommen zugeknöpfte Lehrerin aus Europa unterrichtete völlig nackte Kinder. Alle hielten Schiefertafeln im Schoß und saßen auf ihren eigenen Füßen. Nur die Lehrerin saß erhöht auf einem umgelegten Baum, einem Elementarkatheder. Man sah Fischer und Badende, einen Radfahrer mit einem Girardihut und eine Dame mit einem wehenden Reiseschleier, der hinter ihr weiß und waagerecht durch die Luft schwamm, wie Rauch hinter dem Schornstein eines Dampfers. Sooft ein neues Bild erschien, räusperte sich etwas im Kasten, wie in alten Uhren, ehe sie schlagen. Dann erklang ein leiser, heller, lieblicher Gongschlag. Dann erfolgte eine leise Erschütterung, es bebte das Gefüge des runden Apparates, als ächzte er unter der Mühe, so viele fremde, ferne Welten heranzuholen. Immer tiefer wurde das Blau, strahlender das Weiß, goldener die Sonne, azuren wurde das Grün, aufregender die regungslosen Frauenleiber, anmutiger die nackten Kinder.

Nach einer halben Stunde wiederholte sich das erste Bild.

Da ertönte die Stimme des Lehrers wie Dezember: »Aufstehen!«

Ich trottete betäubt nach Hause. Es war, als wäre der Dezember ein Traum, der bald vorbei sein, und Cochinchina die Wirklichkeit, in die ich bald erwachsen müßte. So blieb es eigentlich viele Jahre lang. In mir lag Cochinchina, wie in jenem Kasten.

Vor einem Jahr, um die Weihnachtszeit, kam ich in eine kleine Stadt. In einer schmalen, engen Gasse erblickte ich ein Schild. »Weltpanorama« stand darauf. »Cochinchina!« jubelte meine Erinnerung. Ich ging hinein – nicht mehr umsonst, es kostete fünfzig Pfennige für Erwachsene, zu denen ich merkwürdigerweise gezählt wurde. Es war fast leer. Der Kasten räusperte sich, der Gong schlug an, genau wie damals.

Aber auf den Bildern war nicht mehr Cochinchina zu sehen. Man zeigte vielmehr die Schweiz. – Leider. – Mitten im Winter. – Schneegipfel. – Ein Hotel mit modernem Komfort, mit einer Lesehalle. –
Ich lehnte mich zurück. Zwei Stühle von mir entfernt saß ein Herr. Er sah, wie mir schien, leidenschaftlich interessiert durch die Gucklöcher. Welch ein langweiliger Kerl! dachte ich voller Gehässigkeit, mitten in der Weihnachtszeit.
Als ich aber wieder draußen stand, wurde ich sanft und gerecht. Vielleicht – so dachte ich – hat er in seiner Knabenzeit gerade die Schweiz sehen dürfen. – Umsonst. – Vor Weihnachten – Und: schließlich hat jeder sein Cochinchina.

Prager Tagblatt, 18. 12. 1929

»DAS MENSCHENGESICHT«

»Das Bewegliche, Eilige, Provisorische, Verschwindende des Gesichts von heute ins Mechanische übertragen: Das ist das Kinogesicht. Das Kino konnte überhaupt nur darum erfunden werden, weil es das Gesicht von heute gab. Vor der Monumentalität eines Menschengesichtes, wie es früher war, hätten sich die Bewegungen auf der Kinoleinwand niemals getraut, sich in ein Bild, das einem Gesicht gleicht, zusammenzufassen. Die Bewegungen wären auseinandergefahren und zerflattert vor dieser Monumentalität.«
Mir scheint, daß es auch unter denen, die von Geburt oder moderner Denkart gezwungen sind, in den schmalspurigen Geleisen der angeblichen Logik zeit ihres Lebens zu wandeln, manche geben wird, die, von der oben zitierten Behauptung erschreckt, einen Moment an sie glauben werden: und zwar wörtlich, wie es ihnen gemäß ist. Ihr Schrecken wird eine Art des Glaubens sein, die einzige Art vielleicht, in der sie glauben können. So furchtbar überzeugend scheint mir der Satz zu sein, der mit einem Schlage die Situation von Ursachen und Wirkungen umkehrt. Ja, es ist kaum ein Satz, es ist ein Schlag. Es ist wie ein Ruck, mit dem der unsichtbare Vorhang von den scheinbar sichtbaren Dingen und Verhältnissen weggezogen wird, damit wir sie richtig erblicken. Ich habe aus einem Buch, in dem auf mehr als 200 Seiten fast

unaufhörlich Vorhänge gelüftet, weggezogen und gelegentlich sachte wieder zugezogen werden, nicht aufs Geratewohl jenen oben zitierten Satz an die Spitze gestellt. Er vermittelt, glaube ich, am schnellsten und, soweit dies gleichzeitig möglich ist, am gerechtesten eine Ahnung von dem Buch: *»Das Menschengesicht«* von Max *Picard* (erschienen im *Delphin-Verlag, München*). Mir wenigstens gab er auf einmal eine Erklärung für zwei Phänomene, denen ich immer wieder begegnet bin. Das erste: daß ich, eingeladen in einem beliebigen Haus eines Zeitgenossen und das zufällige Bild seines Großvaters an der Wand oder auf dem Tisch betrachtend, von einer unbekannten Gewalt gezwungen war, es mit dem lebendigen Antlitz des Enkels zu vergleichen. Erschüttert stellte ich fest, daß dieser nicht die Züge von jenem trug, sondern die Schatten der Züge, als wäre der Enkel nicht der Nachfahr, sondern der Schatten seines Ahnen. Das zweite: daß ich, noch stundenlang nach dem Verlassen eines Kinos, mich von der Körperlichkeit der Dinge, Menschen, Vorfälle, denen ich begegnete, keineswegs überzeugen konnte. Immer noch waren Straßen und Plätze »gestellt«, Lokale »aufgenommen«, Menschen geschminkte Schatten. Seitdem ich jenen Satz von Picard kenne, fühle ich mich in einer Art befreit, in der man – nicht ein Gefundenes, sondern ein Wiedergefundenes, lange Vermißtes begrüßt. Denn das Kennzeichnende der echten Wahrheiten ist: daß man sie nicht zum ersten Male zu hören, sondern sich an sie zu erinnern vermeint. Sie kommen gleichsam aus der großen Schatzkammer der Wahrheit, in die wir einmal alle – vor unserer Geburt – haben blicken dürfen, um sie sofort zu vergessen. Immerhin scheint uns dieser eine Blick die Fähigkeit geschenkt zu haben, nach der Wahrheit zu suchen -- nicht um sie als etwas Neues zu finden, sondern als etwas Altes, Ewiges wiederzuentdecken. Daran allein ist zu erkennen, ob ein Buch Wahrheiten mitteilt. Das Buch Max Picards teilt sie mit, wie man etwas Verschüttetes ausgräbt.

Jenen, die von der Frage nach der Kategorie nicht loskommen, sei mitgeteilt, daß dieses Buch das Muster einer neuen, in Wahrheit uralten, literarischen Form ist: eine Verschmelzung von Dichtung und Wissenschaft. Man stelle sich etwa gesungene »Theorien« vor, gedichtete, und denke – es ist keine Blasphemie – an die mystischen Schriften, in denen die Wahrheit mit der Schönheit identisch ist. Dies nur nebenbei – und als Übergang zu einer Bemerkung über den Picardschen Stil: Sein Satz erinnert an den Flug bestimmter Vögel. Es ist ein Kreisflug. Seine Sätze

sind wie große Kreise, von einem Gedanken gezogen, der, also kreisend, der Erde immer näher zu kommen scheint, um schließlich auf dem irdischen Objekt zu verharren, nach dem er gezielt hat. Er ist ein stilles, weites Schweben, fast ohne Flügelschlag. In einem schönen Gleichmaß liegen die Kreise der Sätze in denen der Absätze und deren Kreise in den runden Kapiteln. So entsteht in diesem Buch eine weite, schwebende und bewegte Stille, in der sich ein bereits vorhandener Zusammenhang sichtbarlich neu vollzieht: Der Zusammenhang zwischen dem konkreten Objekt der Darstellung und der hoch über ihm schwebenden Hand, im kleinen Raum ein Verwandter des Zusammenhangs, den jeder zur Erde heimkehrende Vogel zwischen dieser und dem Himmel immer wieder und aufs neue herstellt.

Man wird nun ohne weiteres begreifen, daß in einem derart gebauten Buch der sogenannte »Inhalt« völlig identisch wird mit dem »Gegenstand« – will sagen: daß das menschliche Angesicht immer wieder und immer aufs neue umkreist, gefunden, beschrieben und wieder emporgezogen wird. Es wird deutend besungen und von oben her und von innen her illuminiert. Seine Beziehung zu Zeit, Raum, Ewigkeit und zum Tiergesicht wird geklärt. Dargestellt, man möchte sagen: wiederhergestellt erscheint in seinen ursprünglichen Maßen und gedeutet in seinen Zielen das Frauengesicht und das Kindergesicht; die ewige Einheitlichkeit der Gesichtsarchitektur an ihren Partien erwiesen, so daß gleichsam durch die Analyse der Details die Synthese der Gesamtheit nachkomponiert erscheint. Die klagenden Gesänge über die entschwindende »Monumentalität« des Gesichts erheben sich auf dem weiten Hintergrund eines Trostes, der blau ist wie der Himmel. Es gibt bis heute keine stärkere Abwehr des wissenschaftlichen Aberglaubens an die unmittelbare Abkunft des Menschlichen vom Tierischen. Es ist, als wären die Sätze von Picard die literarische Nachfolge jenes Ursatzes: Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde; nach seinem Ebenbilde schuf er ihn.

Münchner Neueste Nachrichten, 29. 12. 1929

DEUTSCHES LESEBUCH

Vorwort

Dieses deutsche Lesebuch ist leider nicht für die deutschen Schulen bestimmt, obwohl der Verfasser sich redlich Mühe gegeben hat, verständlich zu sein, und obwohl er die Hoffnung hegt, daß ihn auch Kinder begreifen können. Redlich wie diese Hoffnung ist auch die Überlegung, die den Verfasser dazu geführt hat, ein ganzes Lesebuch zu schreiben: die Überlegung nämlich, daß die Herrschaft der falschen Begriffe schon in den ersten Schulklassen mit den ersten Lesebüchern beginnt, von den schlechten Büchern gelehrt wird, die schlechte Autoren für Erwachsene schreiben, und von den hastigen Zeitungen gezüchtet, deren Artikel noch falscher sind als ihre Nachrichten. Lange Jahre hat der Verfasser diesen Zuständen traurig und ohnmächtig zugesehen. In ironischer, aber dankbarer Erinnerung behielt er selbst die alten Lesebücher, aus denen er seine ersten falschen Ansichten und die ersten Täuschungen über die wahren Zustände dieser Welt bezogen hatte. In ironischem und trotzdem dankbarem Gedenken behielt er selbst diese falschen Anschauungen, die noch der letzte Rest einer verbleichenden Tradition zuweilen zu legitimieren schien. Schließlich erlebte der Verfasser die Zeit, in der die falschen Begriffe sich auflösten und von selbst ihre Verkünder desavouierten, in der neue Verkünder auf den Plan traten und neue falsche Begriffe in die neuen Lesebücher setzten und überhaupt das Alte mit dem Falschen verwechselten und das Ehrfurchtgebietende mit dem Lächerlichen. Ihr billiger Hohn setzte das Gewesene herab, nur weil es gewesen war, und ihr billiger Optimismus begrüßte das Kommende, nur weil es kam. Also schien es dem Verfasser an der Zeit, den verworrenen Hausrat der Begriffe zu sichten; endlich die alten, guten Bilder wieder an ihre Wände zu hängen, damit man sehe, wie sie sich von den alten schlechten, von den neuen schlechten und schließlich von den neuen guten unterscheiden; an Beispielen zu beweisen, daß die Ironie (die nur eine Form der Analyse ist) sich neben der ernsten Darstellung behaupten kann und darf, ja daß sie sich in diesem Falle nur neben ihr behaupten kann, darf. Kurz: Es handelt sich darum, das Ehrwürdige von der törichten und falschen Würde zu befreien, mit der es dargestellt worden war, aber auch von dem törichten und falschen Hohn, mit dem es heute behan-

delt wird. Noch ist das lächerliche Pathos von gestern nicht verschwunden, und schon kündet sich ein lächerliches Pathos von morgen an. Zwischen beiden bewegt sich ein spitzbübischer Spott, der das Gestrige angreift, das Morgige anpreist und der noch nicht weiß, wie ähnlich das Morgen dem Gestern zu werden droht. Vom falschen Pathos entstellt, vom billigen Witz bespuckt, irren also die Begriffe umher, aus einem Lesebuch ins andere. In dem hier vorliegenden hat der Verfasser den Versuch unternommen, sie zu reinigen.
Von keiner Schulbehörde verstanden, geschweige denn unterstützt, übergibt er sein deutsches Lesebuch in die Hände der erwachsenen Deutschen, damit sie in einem fortgeschrittenen Alter revidieren, was sie in einem früheren zu verwechseln und zu verkennen gezwungen waren. Der Verfasser hegt die bescheidene Hoffnung, daß sein Lesebuch den Großen willkommener sein wird als die üblichen Lesebücher den Kindern.

Manuskript von 1929 aus dem Nachlaß, abgedruckt nach: David Bronsen, Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974. S. 357–359

1930

SCHLUSS MIT DER »NEUEN SACHLICHKEIT«!

I

Nicht oft im Lauf der Jahrhunderte war in Deutschland die Verwirrung so groß wie jetzt, da die »Konsolidierung« und der »Wiederaufbau« der »Stolz des Vaterlands« geworden sind, die »Bewunderung der Fremden« und der »Neid der Feinde«. Niemals taten die Jungen so weise und die Alten so jugendlich. Niemals war das Schlagwort von den »Generationen« so häufig und das Bewußtsein von einer Tradition so ohnmächtig. Niemals war die stoffliche Unwissenheit der Schreibenden so groß und die dokumentarische Authentizität des Geschriebenen so betont. Niemals waren die Menge, die Zwecklosigkeit, die Hohlheit der Publikationen offensichtlicher und niemals die Leichtgläubigkeit größer, mit der man schon die Deklaration der Zweckmäßigkeit aufnahm. Niemals waren Plakate verlogener und suggestiver. Die furchtbare Verwechslung begann, die furchtbarste aller Verwechslungen: des Schattens, den die Gegenstände werfen, mit den Gegenständen. Das Wirkliche begann man für wahr zu halten, das Dokumentarische für echt, das Authentische für gültig. Erstaunlich, daß in einer Zeit, in der die einfachen Zeugenaussagen vor Gericht von der modernen medizinischen Wissenschaft mit Recht als unzuverlässig bezeichnet werden, erstaunlich, daß in dieser Zeit die literarische Zeugenaussage gültiger ist als die künstlerische Gestaltung. Man zweifelt an der Zuverlässigkeit des beeideten Zeugen. Aber man verleiht dem geschriebenen Zeugnis die höchste Anerkennung, die es in der Literatur gibt: die der Wahrhaftigkeit. Und wäre noch wenigstens die Kritik mächtig genug, das »Dokument« auf seine Echtheit zu prüfen! Nein! Man traut der Behauptung allein! Man vergleicht nicht etwa die Photographie mit ihrem Objekt, sondern vertraut der Schlagzeile unter der Photographie.

Niemals war der Respekt vor dem »Stoff« größer, naiver, kurzsichtiger. Er verschuldet die zweite furchtbare Verwechslung: des Simplen mit dem Unmittelbaren; der Mitteilung mit dem Bericht; des photographierten Moments mit dem andauernden Leben; der »Aufnahme« mit der Realität. Also verliert selbst das Dokumentarische die Fähigkeit, authentisch zu sein. Beinahe brachte man dem Photographen ein

stärkeres Vertrauen entgegen als seinem Objekt, ein stärkeres Vertrauen der Platte als der Wirklichkeit. Die Deklaration des Photographen genügt. Die Erklärung des Porträtisten, er habe photographiert, genügt. Man erfinde eine Geschichte und sage, man sei dabeigewesen: Man glaubt der erfundenen Geschichte. Der Respekt vor der Wirklichkeit ist so groß, daß selbst die *erlogene* Wirklichkeit geglaubt wird.
Niemals schrieb man in deutscher Sprache so schlecht wie jetzt. Und niemals war die Meinung so verbreitet, man schriebe in Deutschland immer besser. Man schreibt nicht gut, man schreibt simpel. Es gilt als »unmittelbar«. Niemals wurde in deutscher Sprache so viel gelogen wie jetzt. Aber über jeder zweiten Lüge steht die Bezeichnung: Photographie, vor der jeder Einwand verstummt. Man sage: Dokument, und jeder erschauert in Ehrfurcht wie einstmals vor dem Wort Dichtung. Der Autor behauptet, er sei dabeigewesen. Man glaubt ihm: erstens: als wäre er wirklich dabeigewesen; zweitens: als wäre es wichtig, ob er dabeigewesen sei oder nicht.
Man weiß nicht mehr, daß zwischen der Realität der »nackten Tatsache« und dem sprachlichen Ausdruck, in dem die nackte Mitteilung über sie auftritt, der Unterschied so groß ist wie zwischen einem Ding und seinem Schatten oder wie zwischen einem Klang und seinem Widerhall. Also sei es vermerkt: Die Nachricht ist ohne Zweifel schwächer als das Ereignis. (Sie schwächt es deshalb nicht notwendig ab.) Sie ist sein körperloses Echo. Die Aussage des »Augenzeugen«, der »zufällig anwesend war«, klärt noch lange nicht über das Ereignis auf, sondern über ihn selbst, seine Anwesenheit, seine Eindrücke, seine Beobachtungen, sein Verhältnis zum Ereignis. Auch die Aussagen mehrerer Augenzeugen, zueinander addiert, ergeben nicht ein Bild vom Ereignis, sondern die Summe ihrer selbst, ihre Eindrücke und so weiter. Und zwar nicht deshalb, weil die Augenzeugen »nur subjektiv« sind. Sondern weil eben die »Zufälligkeit« der Augenzeugen ihre Unzuverlässigkeit bestimmt. Ihre Zufälligkeit, das heißt: ihre Unpersönlichkeit. Sie sagen ebensoviel und ebensowenig aus wie Gegenstände und Personen, die zum Beispiel auf dem Schauplatz eines Verbrechens als Unbeteiligte gefunden worden sind. Sie gehören zur Peripherie des »Tatbestands«. Man könnte sagen: die Subjektivität ihrer Mitteilungen ist eine passive. Der Berichterstatter erst ist nicht zufällig anwesend, ist nicht unpersönlich. Auch er ist subjektiv. Aber er trägt die Verantwortung für seine Subjektivität. Sie ist eine aktive, keine zufällige, sondern

eine persönliche. Erst das Bild, das *er* vom Ereignis entwirft, vermittelt seine Vorstellung von dem Ereignis – und nicht von ihm. Der Augenzeuge steht sichtbar neben und vor seiner Mitteilung. Der Berichterstatter verschwindet hinter seinem Bericht.
Der Zeuge mag die exakte Kenntnis von einem Detail haben, das dem Berichter unbekannt bleibt. Dennoch wird der Bericht wahrhaftiger sein.
Das Faktum und das Detail sind der ganze *Inhalt* der Zeugenaussage. Sie sind das *Rohmaterial* des Berichts. Das Ereignis »wiederzugeben«, vermag erst der geformte, also künstlerische Ausdruck, in dem das Rohmaterial enthalten ist wie Erz im Stahl, wie Quecksilber im Spiegel.
Die Zeugenaussage, also die Mitteilung, ist eine Auskunft *über* das Ereignis. Der Bericht gibt das Ereignis selbst wieder. Ja, er *ist* selbst das Ereignis.

II

Es ist keineswegs eine besondere Eigenschaft des Lesers von heute, auf Zeugenaussagen begieriger zu sein als auf Berichte. Den »Leser« aller Zeiten hat der Augenzeuge vor allem interessiert. Dem »Leser«, dem »Hörer« aller Zeiten erscheint der umgeformte, der formlose, kunstlose Bericht: also die *Mitteilung des Zeugen*, glaubwürdiger als der künstlerische Bericht. Der »Leser« ist primitiv und hat den Respekt des Primitiven vor dem »Wirklichen«. Ja, er transponiert willkürlich und mit geschlossenen Augen Gestalten und Ereignisse aus deklarierten »Dichtungen« in die Welt der Wirklichkeit. Er zittert um das Leben einer ihm sympathischen Romangestalt und so weiter. Er will gerne und mit Recht annehmen dürfen, daß diese oder jene Gestalt aus einer Dichtung lebt oder gelebt hat. Er ist fast neugieriger, ihr bürgerliches Schicksal als ihr gedichtetes kennenzulernen. Der künstlerische Berichter, also der Romancier zum Beispiel, hat immer einen größeren Widerstand zu überwinden als der Schreiber von Tatsachen. Tagesneuigkeiten in den Zeitungen finden bereitwilligere Leser als Novellen. Der schreibende Zeuge oder Nacherzähler »nackter Tatsachen« kann mit einem größeren Publikum rechnen als der Erzähler geformter Berichte. Mit dem Zeugen oder Nacherzähler »wirklicher Tatsachen«

konkurriert nur noch der Erfinder wirklichkeitsferner, unwahrscheinlicher, »phantastischer« Ereignisse. Der primitive Leser will entweder ganz in der Wirklichkeit bleiben oder ganz aus ihr fliehen. Er muß eine Hemmung überwinden, ehe er sich der Spannung der Wahrheit ergibt, der Wahrheit, die das Kennzeichen und das Ziel des künstlerischen Berichts ist. Und auch dann noch versucht er die Spuren der Wirklichkeit nachzuzeichnen, gewissermaßen um sich im Kunstwerk heimischer zu fühlen. Der künstlerische Erzähler und Berichter hat keineswegs mit der völligen Bereitwilligkeit des Lesers zu rechnen wie der Erfinder wirklichkeitsferner Begebenheiten oder der Nacherzähler »nackter Tatsachen«. Der Künstler muß den Leser besiegen, einfangen, durch Täuschung, mit Gewalt, durch Überrumpelung. Er muß ihn »spannen«, auf daß der Leser sage: »Es ist wie das Leben«, oder: »Es ist wie ein Kriminalroman«.

Ein Leser, der etwa eine Eisenbahnkatastrophe erlebt, findet in einer jene Katastrophe schildernden Zeugenaussage eine höchst mangelhafte, ja vielleicht vollkommen gefälschte Darstellung. Erst ein künstlerischer Bericht von einer Eisenbahnkatastrophe (irgendeiner) erschiene dem Leser als eine »echte« Wiedergabe des Unglücks, das er miterlebt hat. Der »künstlerische Bericht« erreicht jenen Grad, auf dem er des Details nicht mehr bedarf, um gültig zu sein. Die Zeugenaussage war »authentisch«. Aber sie erreicht beim Leser nicht einmal den Grad der Glaubwürdigkeit, weil er (zufälliger) Teilnehmer am Ereignis war, also die reale Unmittelbarkeit seiner Eindrücke *nur* in der »poetischen« des geformten Berichts wiederfinden kann; nicht aber in der ungeformten Simplizität der »dokumentarischen« Mitteilung. Sie, die »das Leben« selbst zu bezeugen scheint, ist weit entfernt, nicht nur von der »inneren« oder »höheren Wahrheit«, sondern auch von der Kraft der Wirklichkeit. Und erst das »Kunstwerk« ist »echt wie das Leben«.

III

Dennoch erscheint es notwendig, obwohl es selbstverständlich sein müßte, also nur der Klärung halber, zu betonen, daß der künstlerische Berichter an die Wirklichkeit gebunden ist *und daß sie immer sein Material bleibt, wie die Sprache sein Werkzeug.* Die »Wirklichkeit«: der

ganze Komplex menschlicher Beziehungen, menschlicher Leiden, menschlicher Freuden, menschlicher Laster, menschlicher Tugenden. Der wichtigste – und man gestatte gelegentlich ein pathetisches Wort: der erhabenste Gegenstand literarischer Behandlung ist der Mensch, der wirkliche, lebendige Mensch. Einen Menschen so darzustellen, daß man ihn sieht, hört, fühlt, ist die Aufgabe der Autoren (die man nach einer törichten Tradition »belletristisch« nennt).

Der lebendige Mensch nun ist von der Wirklichkeit nicht zu lösen, nicht von Tatsachen, nicht von Zahlen und Ziffern, nicht von Größen und Maßstäben, nicht von »Details«. Eine genaue Kenntnis der Realität wird vom Berichter gefordert werden – nicht damit er sie detailgetreu benütze, sondern damit er sie beliebig und schöpferisch verändere. Es gibt keine Wahrhaftigkeit im literarischen Kunstwerk ohne Wahrscheinlichkeit. Um diese zu erzeugen, muß der Berichter »beobachtet« haben, »das Leben kennen«, »die Welt kennen«. Ja, in der Kenntnis der »nackten Tatsachen« mit dem Augenzeugen wetteifern. Der Erzähler ist ein Beobachter und ein Sachverständiger. Sein Werk ist niemals von der Realität gelöst, sondern in Wahrheit (durch das Mittel der Sprache) umgewandelte Realität.

(»Real« ist unter gewissen Bedingungen, deren Erörterung nicht hierher gehört, auch die sogenannte »phantastische« Welt.)

Niemals wird ein Blinder eine Fata Morgana schildern können. (Es sei denn mit Hilfe eines jener Wunder, durch die »Blinde sehend« werden.) Und selbst ein sehender Autor, der nie eine Fata Morgana gesehen hat, sollte sich hüten, eine zu schildern. (Aber eine Fata Morgana gesehen haben heißt noch nicht sie schildern können. Man kann auf jeden Fall nur der Augenzeuge einer Fata Morgana sein.) Es ist also wichtig, daß der Berichter sehen kann; und daß er Gelegenheit hat zu sehen. Aber der deutsche Autor ist zwei Jahrhunderte lang abseits von der Wirklichkeit gestanden – aus Mangel an einer »Gesellschaft«, die in Frankreich zum Beispiel dem Schriftsteller die notwendige »Kenntnis der Welt« seit Jahrhunderten vermittelt. (Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, warum.)

Es sei nur noch einmal auf etwas Selbstverständliches hingewiesen, weil man es in Deutschland vergessen zu haben scheint: In der belletristischen Literatur aller europäischen Länder hat es in den letzten zwei Jahrhunderten (zumindest) immer eine »Sachlichkeit« gegeben. In Deutschland war der sogenannte »poetische Realismus« eine »Schule«,

eine »Richtung«. In andern Ländern ist die »Sachlichkeit«, das heißt der wache Sinn für die Wirklichkeit, eine Eigenschaft aller »Schulen« und aller »Richtungen«.

Es gab nur ein einziges Land, in dem das Wort von der »Neuen Sachlichkeit« erfunden werden konnte: Deutschland. Bei uns wurde (wie oft im Lauf der Geschichte) ein Ziel, was bei den andern primäre Voraussetzung war. Wir sind das einzige Volk, dem die Sachlichkeit »neu« erscheinen konnte. Äußerst kennzeichnend, daß der Verfasser der jüngsten deutschen Literaturgeschichte in französischer Sprache, Félix Bertaux, kein anderes Wort für die »Neue Sachlichkeit« gebraucht als »l'ordre froid«, die kalte Ordnung – eine sehr schmeichelhafte Übersetzung, nur für jene Werke anzuwenden, die *irrtümlich* unter der Marke »Neue Sachlichkeit« erschienen sind. Um genauer zu sein: Bertaux übersetzt mit l'ordre froid die von Rudolf Kayser geprägte Bezeichnung: »Neue Gegenständlichkeit«. Unserer Meinung nach nicht dasselbe wie »Neue Sachlichkeit« – sondern »Neue Objektivität«, will sagen: eine andere Art literarischer Gerechtigkeit.

IV

Der berechtigte Ruf nach dem Dokumentarischen hatte einen pädagogischen Nebenzweck: Er war ein Wink an die Schreibenden, sich in ihrer Gegenwart umzusehen.

Erst da sie, die Berufenen, es nicht taten (oder selten taten), begann das simple Zeugnis der Unberufenen und Zufälligen zu grassieren.

Vor die Wahl gestellt: zwischen einem mittelmäßig geformten Bericht von einem wirklichkeitsfernen Stoff und die ungeformte dokumentarische Mitteilung über die wirkliche Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit – greift der anspruchsvolle Leser (und der primitive erst recht) nach der Mitteilung.

Seine Wahl ist nützlich, solange sein Bewußtsein die scharfe Unterscheidung zwischen dem Dokument und der gelungenen Gestaltung aufrechterhält.

Gefährlich aber wird das Dokument in dem Augenblick, in dem es anfängt, die Gestaltung zu ersetzen und zu verdrängen. Die Mitteilung tritt an Stelle des Berichts. Das mitteilende Wort an Stelle des Geformten und Formenden, des »gedichteten« also.

In den Urzeiten der sogenannten »Barbarei« wurde die Mitteilung von selbst zur Dichtung. Der primitive Mensch kennt keine sachlich mitgeteilte, nackte Tatsache. Er singt, was er sagen will: ein Irrtum und eine Lästerung der Barbarei, unsere Zeit eine barbarische zu nennen. Unsere Zeit verdient die Namen, die sie führt: Fortschritt, Tempo, Neue Sachlichkeit.

V

Unsere neue Sachlichkeit fühlt sich durch die neue russische Literatur bestätigt. Von den bürokratischen Verwaltern der russischen Revolution erging an die Schriftsteller die Anweisung: Schreibt die Tatsachen, die wir euch liefern. Die Literatur ist eine Hilfswissenschaft der Geschichte, ein Propagandamittel der Idee, und sie erfüllt außerdem noch einen pädagogischen Zweck. In dem Plan der Sowjetbourgeoisie ist alles genau geregelt: Die aktiven Kräfte der Partei machen die Neue Zeit, und die Schriftsteller beschreiben sie. Da die Wirklichkeit, die von der historischen Sendung des Proletariats geschaffen wurde, alles übertrifft, was die Phantasie eines Dichters ersinnen kann – in der Vorstellung der Sowjets macht die Phantasie den Dichter –, brauchen die Schriftsteller nichts mehr zu »erfinden«. Hier sind die Vorlagen, abschreiben bitte!
Jeder Augenzeuge konnte schreiben. Jeder Schriftsteller wurde ein Augenzeuge. War er keiner, so gab er vor, einer zu sein. Die dokumentarischen Berichte aus der großen russischen Revolution fanden den Enthusiasmus, den man dem Stoff entgegenbrachte. Sie führen ein literarisches Leben auf Kosten dieser, *nur dem Stoff geltenden Begeisterung.* Die russische Literatur der Gegenwart ist in der Tat (mit geringen Ausnahmen) eine Materialsammlung für Kulturhistoriker. Sie kommt dem primitiven Stoffhunger des primitiven Lesers entgegen; dem Bedürfnis aller Leser nach Erotischem; der wissenschaftlichen Neugier des Forschers; dem Aktualitätsbedürfnis des »bewußten Zeitgenossen«. Mit der kategorischen Erklärung: daß die »Seele« abgeschafft sei, ein überflüssiger Blinddarm des bürgerlichen Menschen und eine literarische Verwirrung des hochbegabten, aber leider verblendeten Dostojewski, fängt die Epoche der russischen sogenannten revolutionären Neuen Sachlichkeit an. Und in der Verwirrung, in der man bei uns

statuiert: das »Komplizierte« sei »bürgerlich«, das »Simple«: »proletarisch«, das »leicht Verständliche«: »volkstümlich«, das »Schwierige«: »reaktionär« – beginnt die Verwechslung der anständigen Gesinnung mit der Flachheit. Die anständige Tendenz bezieht ihre Legitimation von der unanständigen Tatsache; und der Dilettantismus seine Legitimation von der anständigen Tendenz. Ja, selbst der Dilettant ohne Gesinnung beginnt, eine vorzutäuschen, und noch die erlogene Anständigkeit ist mächtig genug, ihn zu schützen. Bald beruft er sich auf die Gesinnung und bald auf die »Wirklichkeit«. Er berichtet in der hilflosen Weise, die heute ein lobenswertes Zeichen der »Einfachheit« geworden ist, eine höchst unwahrscheinliche Geschichte mit einer höchst anständigen Tendenz. Die Unwahrscheinlichkeit erklärt er mit dem Satz: »So ist eben die Welt, so ist das Leben, so war es wirklich, ich war selbst dabei, ich habe photographiert.« Die sprachliche Hilflosigkeit mit dem hämischen Hinweis: »Ich bin eben kein Bourgeois.« Die Flachheit, die diese Schriftsteller photographischen Platten so ähnlich macht, mit der hochmütigen Abweisung: »Komplizierte Seelenzustände kommen bei meinem rein proletarischen und rein kapitalistischen Menschenmaterial nicht vor. Wenden Sie sich an Thomas Mann! Oder an Heinrich, der vergeblich versucht hat, was ich schon kann.«
Aus Rußland bezieht also die Neue Sachlichkeit ihre moralische Bestätigung. Sie findet eine materielle in Amerika, wo die literarische Nachbarperspektive erfunden worden ist. Der Autor wohnt Tür an Tür mit seinem Objekt. Jeden Morgen geht er hin und photographiert es bei seinen alltäglichen Verrichtungen. Die Summe dieser Aufnahmen ergibt eine geduldige Reportage über den Nebenmenschen. Nach einer uralten Tradition, die in der Zeitungswelt längst besser bekannt war als in der Literatur, versucht man, die Entdeckungen zu Hause zu machen, statt in die kostspielige und unsichere Ferne zu schweifen. Nach und neben den sensationellen Enthüllungen Upton Sinclairs (dessen bewußt zweckmäßig geschriebene Publikationen in ein anderes Kapitel gehören) erscheinen die kleinen Enthüllungen über die *alltäglichen Konsequenzen* jener außerordentlichen, von Sinclair entblößten Geheimnisse der Bourgeoisie. Die Werke der neuen Amerikaner befriedigen die Neugier des primitiven Lesers für den privaten Alltag des Nebenmenschen – wie die Werke der russischen, pseudorevolutionären Sachlichkeit sein Interesse am Außerordentlichen, Welthistorischen und Erotischen befriedigen. Nicht, daß etwas gegen die Wahl des The-

mas einzuwenden wäre! Selbstverständlich soll der Berichter seinen Nachbarn und dessen Alltag darstellen. Aber was bis heute von amerikanischen Werken bekannt geworden ist, erscheint (von wenigen Ausnahmen abgesehen) von der Simplizität eines privaten Gesprächs an einem freien Sonntagabend über die »guten Leute nebenan«. Diese detailgetreuen Bücher vermitteln die deutliche Empfindung, daß der belauschte Nachbar ein ebenso dickes und zweifellos ebenso interessantes Buch über den schreibenden Lauscher verfassen könnte. Er würde die gleiche bescheidene Überlegenheit des Mitteilenden über den Gegenstand seiner Mitteilung aufweisen. Die Überlegenheit des Photographen gegenüber seinem Objekt, solange dieses reglos ist. Die Überlegenheit des Mieters im ersten Stock über den Mieter im Parterre vis-à-vis, solange dessen Fenster offen sind. Die meisten amerikanischen Autoren haben die rührende Naivität ihrer eigenen Gestalten. Eine sachliche Naivität. Die Naivität der illustrierten Blätter, die überzeugt sind, daß alles, was man erfahren hat, »weiß«, sieht, hört und zu photographieren imstande ist, ein wesentliches Bild vermitteln könne. In Amerika vertritt die Zivilisation den Urzustand. Und wie der Barbar in rührender Ahnungslosigkeit ein Dichter werden mag, wenn er berichtet, wird der Zivilisierte nur ein mitteilender Zeuge, wenn er dichten will. Jener dichtete »von selbst«. Dieser photographiert automatisch. Seine Werke sind geschriebene Zeitungen. Seine Auflagen sind in einigen Ländern zahlreich wie die der illustrierten Zeitungen.

VI

Der wichtigste »Stoff« unserer literarischen Sachlichkeit ist der Krieg. Mit zwei Ausnahmen (»Ginster« und »Sergeant Grischa«) sind die deutschen Kriegsromane Mitteilungen von Augenzeugen. Es ist bei dieser Gelegenheit günstig, von jenem, beinahe geheimnisvollen, von vielen Autoren besten Rufes in Anspruch genommenen Gesetz zu sprechen, dem zufolge die künstlerische Wirkung einer Anleihe zu verdanken ist, die der Autor bei seinem Material gemacht hat. Zu diesen »Stimmungskulissen« gehören Naturerscheinungen einiger geographischer Gegenden oder bestimmte technische Ausdrücke. Worte wie zum Beispiel »Fjord« oder »Bugspriet« verstreuen einen merkwürdigen, einen wirklich »seltsamen« Schimmer über zwei, drei matte

Seiten eines Buches. Sie scheinen von der Sprache vorgedichtet zu sein. Mancher Autor bedient sich ihrer bewußt, als eines Apparats zur Erzeugung von Stimmungen – einem Zauberkünstler ähnlich, der unter die reinen Geschicklichkeitsproduktionen eines Abends auch ein paar verblüffende Kunststücke mit Hilfe von fertig, samt ihrem Geheimnis gekauften Zauberapparaten mischt. Fast alle militärischen Begriffe wie Front, Etappe, Kamerad, Schwarm, Deckung, Graben, Feind, Einschießen und so weiter bleiben noch lange und vielleicht bis zum nächsten Krieg von der maßlosen Furchtbarkeit getränkt, in der sie vier Jahre gelebt haben, und besitzen einen eigenen Schaudergehalt, der ihnen ihre Wirkung sichert und dem Autor, der sie verwendet.
Man verzeihe diese Abschweifung. Sie ist beinahe keine. Sie erläutert die Tatsache, daß bestimmte literarische Stoffe keiner künstlerischen Formung mehr bedürfen, um eine künstlerische Wirkung zu erzeugen. Zu diesen Stoffen gehört der letzte Krieg. Seine literarische Intensität ist von vornherein gegeben. Ausnahmsweise darf der Autor, der ihn behandelt, nur ein mitteilender Augenzeuge sein – und er wird dennoch fast die gleiche Wirkung erzeugen, wie wenn es ihm gelungen wäre, einen künstlerischen Kriegsbericht zu formen. Die nackte Realität des Krieges ist intensiv genug. Ja, der Schauder, der schon seinen Namen umhüllt und begleitet, würde uns verbieten, von ihm in diesem Zusammenhang zu sprechen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß Klarheit über die Gesetze der literarischen Gestaltung heute in Deutschland nicht weniger wichtig ist als Klarheit über ihn. Hier ist wahrhaftig die sachliche Bemerkung am Platz, daß der Krieg melodramatische Elemente enthält und daß die Autoren der Kriegsromane sie verwenden. (Im »Sergeanten Grischa« ist der Krieg der Hintergrund. Sein ganzer »Stimmungsgehalt« ist bewußt in den Dienst des Berichts von dem schrecklichen Schicksal eines Menschen gestellt. Die Grausamkeit dieses Einzelschicksals ist, weil es im Vordergrund steht, beinahe ebenso groß wie die Grausamkeit des Krieges. Die Kühnheit dieser Parallelität rechtfertigt die literarische Verwendung des Schauders. In »Ginster« sind alle melodramatisch verdächtigen Momente des Krieges groteske Hindernisse des Helden geworden. Das Furchtbare ist entlarvt. Es verwandelt sich in einen kleinen Unteroffizier, in Exerzieren und Kartoffelschälen. Vor der Komik dieses Helden, der die Methoden Chaplins anwendet, hält die Größe der Zeit nicht stand.) Die andern Kriegsromane haben diesen ihren Titel der »Neuen Sach-

lichkeit« zu verdanken, die das private Argument der Zeugenaussage: »So ist es eben gewesen« zu einem literarischen Prinzip erhebt. (Damit ist die dichterische Qualität der Verfasser nicht abgestritten, nichts hindert einen Augenzeugen, ein Dichter zu sein.) Sie haben einen unschätzbaren dokumentarischen Wert. Sie sind Memoiren. Es ist wichtig, daß die Augenzeugen des Krieges ihre Erinnerungen veröffentlichen. Aber es ist fast ebenso wichtig, daß diese Publikationen ihre deutliche Bezeichnung »Memoiren« erhalten. Es geht um den Namen. Eben nur um den Namen geht es. Namen sind wichtig. Die Verwirrung ist gefährlich.

Sie wird immer größer. Schon sieht der »Leser« seine behagliche Neigung für Privates und Persönliches – derer er sich noch vor einem Jahrzehnt (zu Unrecht) geschämt hat – von dem legitimen literarischen Forum der Buchkritik gerechtfertigt. Schon hat die Buchkritik – die in Deutschland immer ratlos gewesen und geblieben ist – eine höchst bequeme Anweisung zur üblichen »Buchbesprechung«. Schon verwechselt der Verleger (in seiner ewigen törichten Neigung, die Zeit nach »Generationen« zu messen) die »Neue Sachlichkeit« mit der »Neuen Generation«. Und diese – in ihrer ewigen Pubertätsvorstellung von der Überflüssigkeit der Überlieferung – gefällt sich in der Rolle der munteren Wächter der Wirklichkeit, der Pächter des realen Lebens, der offenäugigen Kenner dessen, was »wirklich so ist«. Die Mode bestärkt sie in ihrem lächerlichen Gefühl, daß sie nichts zu lernen haben, weil sie »alles sehn«. Die Angst der Alten zu »veralten« – eine Angst, die in Deutschland beinahe berechtigt ist, weil wir respektlos sind und ohne Tradition – begrüßt die so sicheren ersten Schritte der so unsicheren Sachlichkeit und keucht atemlos neben dem Tempo einher. Die Begriffe »sachlich« und »Sachlichkeit« erweitern ihren Fassungsraum, verschlingen irrtümlich und in der Hast des Tempos ein Stück vom »Modernen«, verbinden sich in der Phantasie des Lesers mit der vagen Vorstellung, die er von den Maschinen haben mag, vom Sport, von den Automobilmarken, von den hunderttausend Dingen, die den Inseratenteil der Zeitungen erfüllen. Die »Sachlichkeit« beginnt, die »Zweckmäßigkeit« zu ersetzen und zu verdrängen. Schließlich bekommt sie den gefährlichsten Nebensinn, den der Zeitgemäßheit. Auf hundert unsichtbaren, unbestimmbaren Wegen bestimmt das Schlagwort den verwirrten Leser. In diesem heillosen Wust der Verwechslungen passiert es ihm, daß er die »Wahlverwandtschaften« für »unsachlich« hält,

einen Sportroman in der Illustrierten für »sachlich« – und wie das moderne, hygienische Haus, in dem er wohnt (oder zu wohnen sich einbildet), vor lauter Licht, Luft, Sonne und Gesundheit und blendender Weiße eher ein Luftbad ist, eine Schießstätte, ein Tummelplatz, ein Rekonvaleszentenheim – alles, nur kein Wohnhaus –, so ist das, was er für Literatur hält: Memoirenwerk, Dokument, Zeugnis, privates Geständnis, Leitfaden für »moderne Probleme« – alles, alles, nur keine Kunst. Die »Sachlichkeit« als Mode legitimiert und fördert seine rein stoffliche Neugier – denn auch den Begriff Inhalt, Sache hat der Begriff Sachlichkeit verschlungen. Da der Leser auf die Form nicht mehr zu achten braucht, entgeht ihm nicht nur die Identität der Form und des Inhalts im Kunstwerk, sondern auch die Identität von Formlosigkeit und Gehaltlosigkeit in den meisten Dokumenten. Nicht einmal seine Freude am Stofflichen kommt also in allen dokumentarischen Werken auf ihre Kosten. Gleichsam von selbst, automatisch entwickelt sich die Sachlichkeit zum Gegensatz der Form. Sagte man noch vor zehn Jahren etwa: Häßlich ist, was zwecklos ist; so sagt man heute: Häßlich ist, was unsachlich ist. Indem man statt des präzisen »zwecklos« ein vages »unsachlich« setzte, verwandelte man Sinn in Unsinn. Aber selbstverständlich erstirbt für die Sprache das Verständnis. Mit ihm das Verständnis für die Nuancen. Sie sind »unsachlich«.
Hören wir auf! Brechen wir ab! Seit einer halben Stunde liest man uns mit dem bittersten aller Vorwürfe: wir seien »unsachlich« geworden!...

Die Literarische Welt, 17. und 24. 1. 1930

DER ZAUBERER

Vor langen Jahren nannten sich die Zauberkünstler einfach Zauberer, mit der gleichen naiv metaphysischen Selbstverständlichkeit, mit der die echten Zauberer heute noch in den Märchen auftreten. Damals erschien mir auch der Unterschied zwischen einem Kunststück, dessen Mechanismus mir geheim blieb, und einem echten Wunder, das ebensowenig erklärt werden konnte, äußerst gering. Und das natürliche Bemühen meiner Vernunft, das Geheimnis der Zauberei zu erra-

ten, begleitete eine schöne, unerklärliche Angst, ich könnte es eines Tages wirklich. Also ging ich in die Vorstellungen, die jedes Jahr pünktlich um dieselbe Zeit ein sogenannter Zauberer veranstaltete, mit einem Herzen, in dem sich grenzenlose Neugier mit zurückhaltendem Respekt mischte. Denn mehr noch als die Furcht, der enthüllte Mechanismus würde mir das Leben um ein paar Grade kälter erscheinen lassen, schreckte mich das wahnwitzige Grauen, das sich jenseits der Enthüllungen im Bereiche der Erkenntnis abspielte, und die Strafe, die notwendig einen Menschen treffen mußte, sobald er einen Zauberer ertappt hatte. Es war mir, als könnte man zwar jedes Kunststück rationalistisch erklären, dürfte es aber keineswegs. Denn einem Manne, der die metaphysische Welt auch nur mit erklärbaren Phänomenen zu reizen imstande war, standen sicherlich auch metaphysische Kräfte jenseits der Region zu Gebote, in der sich seine Kunststücke abspielten. Also geartet war ich um jene Zeit, in der ich regelmäßig jedes Jahr den Zauberer besuchte.
Es war zweifellos kein gewöhnlicher Zauberkünstler, wie man sie heute in jedem Varieté sehen kann. Seine Zaubereien waren vielleicht äußerst einfach, aber mit so viel Aplomb vorgebracht, dermaßen eingebaut in eine übersinnliche Szenerie, daß schon jede Bewegung seiner Hände, jeder Schritt, den seine Füße mit vorsichtiger Gravität zurücklegten, eine doppelte, dreifache, mystische Bedeutung zu haben schienen. Seine reale, leibliche Existenz war also nur die äußere Hülle seiner unbekannten, eigentlichen. Die Bühne war finster und schwarz drapiert, von einer dichten, greifbaren Finsternis erfüllt, gleichsam von dem Element Finsternis. Die Rampe aber war übersät von zahlreichen, jedenfalls unzählbaren, sehr grellen Lichtern, offenen Gasflämmchen, deren zarte Spitzen bläulich züngelten, kleine, bewegliche Dolche aus blauem Feuer, in der Mitte nur unterbrochen von einer dreistufigen, schwarz ausgelegten Treppe, die, obwohl sie doch offenbar den Zweck hatte, eine Verbindung zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum herzustellen, wahrscheinlich kein Mensch aus dem Publikum freiwillig betreten hätte. Der Vorhang ging nicht in die Höhe wie bei gewöhnlichen Vorstellungen, sondern teilte sich schnell und plötzlich wie eine Wolke, die ein Wind in der Mitte zerreißt. Und schon stand auch im Innern der schwarzen Nacht der Zauberer, in weiße Gewänder gekleidet, einen silbernen Zuckerhut auf dem Kopf, mit einem langen, weißen Bart. Wie der weiße Durchmesser der Finsternis ragte er in ihrer

Mitte bis zur Decke. Dreimal schlug er mit einem silbernen Stab auf den Boden. Er öffnete sich, und es entstieg ihm eine schmale Gestalt, ein silberner Page mit blonden Locken.
Was von nun an auf der Bühne geschah, war ziemlich gleichgültig. Denn während ich noch glaubte, mich interessiere der Zauberer, war ich ausschließlich mit dem Pagen beschäftigt, der keine Zeit verlor, sondern sofort die drei Stufen hinunterging und sich bescheiden auf der letzten niederließ. Es war ohne Zweifel ein Page weiblichen Geschlechts, kleine Brüste aus glattem Metall mit winzigen Kuppeln zierten den Oberkörper seines geflochtenen Panzers. Zwischen der kriegerischen Assoziation, die der Anblick des Panzers wachrief, und der zweifellos weiblichen Anmut, die er deckte, bestand die reizvolle Spannung, die zwischen Blut und Liebe vorhanden sein mag. Während der Zauberer mitten in der furchtbaren Schwärze seiner Nacht bunte Schlangen fliegen hieß und weiße Tauben aus seinem Mund feurige Zungen entließ und aus irisierenden, zischenden Gefäßen hauchleichte Bällchen aus einem opalenen Material, glaubte ich natürlich, ihn genau zu beobachten. Aber obwohl ich jede kleinste seiner Wunderhandlungen im Gedächtnis behalten konnte, sah ich doch, wie ich heute schon weiß, auf die Bühne nur mit den Augen, aber auf die Treppe, wo das Mädchen saß, mit der Seele. Damals freilich wußte ich noch nicht, daß der Zauber eines achtzehnjährigen Pagen wunderbarer ist als das Wunder eines Zauberers. Vielleicht ahnte ich es nur einmal im Laufe des Abends. Das geschah, als der Alte anfing, in seinem silbernen Kegelhut Bonbons herzustellen. Das Mädchen hatte nämlich auf nichts anderes gewartet als auf den Augenblick, in dem es anfangen sollte, durch die Reihen des Parketts zu gehen und das Zuckerwerk unter den Zuschauern zu verteilen. Sie erhob sich, sie begann unter uns zu wandeln wie ein Mensch aus Fleisch und Blut. Ein leiser Duft von Maiglöckchen erhob sich im Saal. Der Page kam an mir vorbei. Ich streckte die Hand aus. Er schenkte mir zwei Bonbons, die ich nicht aß, sondern in der Tasche verbarg.
Dann war die Vorstellung zu Ende, und ich ging nach Hause, um wieder ein ganzes Jahr zu warten – auf den Zauberer, wie ich damals glaubte, auf das Mädchen, wie ich heute weiß. Es kam jedes Jahr wieder, bis ich alt wurde, die Zauberer ausstarben und ihr Erbe gewöhnlichen Zauberkünstlern hinterließen. Seit damals habe ich viele Magiere gesehen, die bei grellem Scheinwerfer auftreten und äußerst kompli-

zierte Wunder vollbringen. Aber sie machten keinen Eindruck auf mich, ich warte nicht sehnsüchtig auf sie von Jahr zu Jahr, und wahrscheinlich bin ich auch ungläubig geworden.

Münchner Neueste Nachrichten, 25. 1. 1930

DIE SCHOLLE

Die Scholle wird als *pars pro toto* verwendet – und zwar so häufig, daß man ihre ursprüngliche Bedeutung vergessen zu haben scheint. Unter »Scholle« versteht man ein Stück aufgeworfener Ackererde. Durch den Mißbrauch der Lyriker aber wurde dieses Wort eine Bezeichnung stimmungsvoller Natur-Literatur, ein Gegensatz zu dem Wort »Asphalt«, das ein Requisit ebenso stimmungsvoller Großstadtliteratur ist. Mit dem Wort »Scholle« treiben ferner auch Politiker, Kultur- und Literarhistoriker Mißbrauch. Sie verwenden die Scholle gerne zu Propagandazwecken, sie ist ihnen ein bequemes symbolisch-polemisches Mittel, die schwierigen Definitionen der Begriffe: Natur- und Erdnähe zu umgehen. Sie sagen z.B. von einem bestimmten Dichter, er hätte einen »Schollengeruch« oder auch einen »Schollenduft«, von einem bestimmten Teil der deutschen Nation, er wäre »schollennah«. Automatisch nehmen sie also Stellung gegen jene Dichter, von denen sie konsequent sagen würden, sie hätten einen Asphaltgestank, gegen jenen Teil der deutschen Nation, von dem sie konsequent sagen würden: er wäre schollenfremd beziehungsweise asphaltnah. Auf diese und ähnliche Weise wurde das schöne Wort »Scholle« seiner körperlichen Bedeutung, seiner Wesenhaftigkeit also, beraubt und in ein symbolisches Abstraktum verwandelt.

Unsere Aufgabe wird es nun sein, eine wirkliche Scholle in die Hand zu nehmen und zu betrachten. Eine Scholle ist, wie oben gesagt, ein Stück Ackererde von brauner, rötlicher, grauer oder schwarzer Farbe, verschiedener Größe und verschiedener Form. Selbstverständlich ist das Aussehen einer Scholle abhängig von der Beschaffenheit des Bodens, dem sie entnommen ist, von der Jahreszeit, von den Einwirkungen des Regens, der Sonne, des Windes. Immer ist sie etwas zweifellos Heiliges, eben ein Stück Erde, ein kleiner Teil der großen Erde, auf der

alle Menschen zu Hause sind, und ein kleiner Teil unserer heimatlichen Erde, auf der unser Volk zu Hause ist. In der Scholle, die wir in die Hand nehmen, ist der Duft eines ganzen Ackers enthalten, der herbe Geruch der Fruchtbarkeit, des Samens, der wahre Duft des Lebens also. Manchmal, wenn die Erde lange trocken war, hält sich noch in der Scholle der trockene Duft der Sonne. In der feuchten Scholle liegt der saftige, heitere Geruch des Sommerregens, der entfernte süße Verwandte des salzigen Duftes, welcher den Meeren entströmt.

Bei manchen Völkern besteht die Sitte, den Toten, die in fremder Erde bestattet werden, ein paar heimische Schollen ins Grab mitzugeben. Manche Wanderer nehmen auf eine weite Reise ein bißchen heimatliche Erde in einem Säckchen mit, damit, wenn sie unterwegs vom Tod getroffen würden, ihr lebloser Schädel auf dem gleichen Acker gebettet werde, dem er einmal entsprossen ist. Solange sie leben, stillen sie ihr Heimweh durch den Anblick der mitgenommenen Erde – oder auch sie nähren es auf dieselbe Weise –, denn das Heimweh ist eine süße Krankheit, die man nicht missen mag, wie die Sehnsucht und die Liebe. Es ist also manchmal, als wären die Menschen, obwohl sie Füße zum Wandern haben, dennoch den Bäumen ähnlich, in einem bestimmten Teil der Erde unsichtbar, unerklärbar verwurzelt. Sie können vor Heimweh krank werden und sterben. Kranke aber können gesunden, sobald sie wieder den heimatlichen Boden berühren. Denn obwohl die Menschen, wie gesagt, wandern dürfen und sich jetzt sogar von der Erde erheben und in Aeroplanen und Luftballons über ihr und selbst über den Wolken schweben, bleiben sie doch Kinder der Erde, aus Staub gemacht, aus dem Staub, der ein leichtsinniger Sohn der Erde ist.

Bei manchen Völkern pflegen die Überlebenden eine Scholle vom Grab ihres Toten mitzunehmen, als wäre nunmehr das Grab des Toten eine Art engerer Heimat der Hinterbliebenen geworden. Denn zum Unterschied von den Bäumen, die wir eben mit den Menschen verglichen haben, können die Menschen auch in Ländern heimisch werden, in denen sie nicht geboren worden sind und in denen sie nur einen Toten bestattet haben. Wer seinen Vater in fremder Erde versenkt, der besitzt ein Heimatrecht in der fremden Erde, mit der er durch seinen Vater verwachsen ist für alle Zeiten. Die heimatlosen Völker, die durch den Willen der Geschichte ihr eigenes Land verloren haben, fühlen

sich in allen Ländern heimisch, in denen ihre Ahnen begraben sind. Denn ein teures Grab haben ist wahrlich soviel wie einen Acker besitzen.

Münchner Neueste Nachrichten, 29. 1. 1930

DIE SCHÖNHEITSKÖNIGIN

Es ist wieder einmal an der Zeit, eine Schönheitskönigin zu wählen – wie lange haben wir sie schon entbehren müssen! Die Zeitungen berichten auch, daß sich ein Wahlkomitee bereits gebildet habe. Aus analogen Fällen wissen wir, wie die Wahl einer Schönheitskönigin vor sich geht: Das Komitee sichtet und sondert die ihm zugesandten Photographien der Bewerberinnen, trifft sodann eine engere Auswahl, hierauf eine noch engere, bis ihm schließlich nur noch eine einzige Frau gefällt. Diese wird Königin. Sie wird gefeiert, interviewt und noch einmal photographiert, als wäre jene erste Photographie, nach der sie gewählt ist, nicht mehr genügend königlich. Flinke Journalisten vermögen es, die Familienverhältnisse einer Schönheitskönigin im Herz zu erforschen und, stammte sie auch aus einem verborgenen oder weitentfernten Lande, ihre Heimat und ihre Eltern zu besuchen. Meist stammt sie aus einem bescheidenen, wenn auch biederem Milieu. Besonders beliebt als Väter von Königinnen sind Handwerker, weil deren Biederkeit am wenigsten in Zweifel gezogen werden kann. Die »Öffentlichkeit« (die, nebenbei gesagt, allmählich die Menschheit zu ersetzen beginnt) wird zwar nicht ohne weiteres von der schlechten Lage der »kleinen Leute« gerührt, wohl aber von der guten, in die manchmal die Kinder jener kleinen Leute geraten können. Im übrigen sind Handwerker schon deshalb rührend, weil sie fast in demselben Maße aussterben, in dem ihre Töchter nach Hollywood abwandern. Von dorther rührt nämlich überhaupt die ganze großartige Idee von den Schönheitsköniginnen (und nicht etwa, wie man glauben könnte, von der alten, schönen Sitte verschiedener Völker und Stämme). Denn es handelt sich im Ernst nicht etwa darum, die weiblichen Schönheiten bestimmter Massen ausfindig zu machen, sondern jenen möglichst reichhaltigen »Nachwuchs«, aus dessen Mitte die populären »Diven« für den Film gewählt werden können. Und es ist in dieser Zeit, in der von

Kraft und Schönheit so viel gesprochen wird, daß die Würde selbstverständlich ins Hintertreffen gerät, durchaus kein Wunder, daß die europäischen Kolonialvölker sich alle Mühe geben, den amerikanischen Kino-Khans zu zeigen, welch prächtiges Rassematerial sie zu liefern haben. Den Frauen hinwiederum, die eben erst bewiesen haben, daß sie Parlamentarier, Rechtsanwälte und Geschworene werden können, scheint es besonders wertvoll, von Zeit zu Zeit an jene alte Tradition zu erinnern, derzufolge sie meist auf öffentlichen Märkten dargeboten wurden. (Daß sie heute Schönheitsköniginnen heißen und nicht mehr Schönheitssklavinnen, ist eine Folge der veränderten sozialen Bedingungen.) Und also haben wir einen Widerspruch mehr in dieser Welt, die, ihr Übermaß an Widersprüchen zu kaschieren, sich in einem »Übergang« zu befinden so gerne vorgibt.
Immerhin beweisen selbst heute die europäischen Nationen, zumindest bei verschiedenen politischen Anlässen, für eine nationale Würde noch soviel Sinn, daß man sich über die einhellige Freude einigermaßen wundern darf, mit der die Wahl einer Schönheitskönigin in den Zeitungen aller politischen Richtungen behandelt zu werden pflegt. Als wäre es nur ein »gesellschaftliches Ereignis« und nicht ein grauenhaftes Symptom, daß ein beliebiges Konsortium von Konfektionären, Branche-Leuten und Mode-Feuilletonisten es unternimmt, erstens die Schönheit der Frau zu bestimmen und zu krönen; zweitens den »nationalen« Typ herauszufinden und nach Amerika zu exportieren! In der Wochenschau aller Kinos aller Länder erscheinen dann Bilder der armen lächelnden gewählten Mädchen, die ihre Völker beschämen, indem sie sie »repräsentieren«. Und in dem neuerlich wieder mit Sachlichkeit ausgestatteten Büro einer »fusionierten« amerikanisch-europäischen internationalen Filmgesellschaft sitzt so ein Branchekönig, ein echter, dem gegenüber eine Schönheitskönigin ein Nichts ist, kneift ein Auge zu und läßt das andere flüchtig prüfend über eine ganze Kartothek nationaler Königinnen gleiten. »Wie heißt jene?« fragt er plötzlich, mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Nummer P.II.767 deutend. »Mizzi Mooshuber!« sagt der Sekretär. (Denn die Königin ist zufällig aus Korneuburg bei Wien.) »Welch ein Name!« sagt der Direktor. »Lassen Sie sie kommen, und nennen Sie sie anders!« – »Adelina Gray.« – »Meinetwegen!« – Und Adelina hat Aussichten, »gemacht zu werden«.
Nicht, daß es etwa schlimmer wäre, Filmdiva zu werden als zum Bei-

spiel Verkäuferin in einem Warenhaus! Beschämend ist nur dieser Mißbrauch klassischer Überlieferungen, der es einem Filmagenten ermöglicht, einen Paris zu spielen und einem kleinen Mädchen die göttliche Existenz einer Aphrodite vorzutäuschen. Beschämend ist dieser Betrieb, in dem sich die Mythologie heillos mit der Konfektion vermischt und in dem hundert Königinnen unerkannt wie Fliegen untergehen, damit eine einzige eine »passende« Rolle bekomme. Von all den Königinnen, die in den letzten drei Jahren gewählt worden sind, hat nicht der Name einer einzigen den Ruhm einiger Wochen überdauert. Und von den vielen Artikelschreibern, die nach jeder Wahl die romanhafte Bedeutung eines solch auserwählten Mädchen-Schicksals zu berichten wissen und von dem glanzvollen Aufstieg aus anonymer »Kleinstadt-Enge«, kümmert sich kein einziger mehr um das weitere Leben seines journalistischen Gegenstandes! Welche von diesen Königinnen hat schon Karriere gemacht? Blieben sie alle arme, kleine Statistinnen? Haben sie die anonyme Kleinstadt-Enge gegen eine anonyme Kollektiv-Existenz vertauscht? Haben sie Nebenrollen? Haben sie geheiratet? Sind sie Revue-Girl geworden? Sind sie noch schön? Leben sie in Hollywood? Sind sie zu ihren Vätern, den Handwerkern, heimgekehrt? Ach, es gibt keinen Bericht mehr über sie, untergegangen sind sie in der Menge der gleichförmigen Schönheit, die alle Nationen gleichmäßig produzieren und die nur gekrönt wird, um verwechselt zu werden...

Münchner Neueste Nachrichten, 14. 2. 1930

EINE REDE RUDOLF BORCHARDTS

»Nach dem Kriege und der Niederlage sahen sich die seelisch gebrochenen und geistig desorientierten Kreise der Lesenden von früher, sahen sich die den Krieg überlebenden Kämpfer und die Nachwachsenden von Verlag und Presse, von Theatern und Schreibern aufgefordert, weiter an die weitergehende ›zeitgenössische Literatur‹, an lückenlos aufeinanderfolgende ›Schaffende‹, an die jüngste Generation, die eben aus dem Nichts heraufgepreßte letzte ›Jugend‹ zu glauben und weiterzukaufen, mitzuhelfen, daß weiter gedruckt, verlegt, gehandelt

werde, schöne Literatur, Erzählungen, Romane, Dramen, Gedichte und derlei. Es ist vergebens gewesen. Die Bücher sind umsonst gedruckt; der deutsche Buchverlag steht vor dem Nichts.«

Das seltene und wirklich wunderbare Vergnügen, ein so wohlklingendes Echo auf einen Hilferuf zu vernehmen, den ich leider niemals ausgestoßen habe, verschafft mir die Lektüre der Rede, die Rudolf Borchardt im Februar 1929 in Bremen gehalten und im Herbst unter dem Titel *»Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur«* herausgegeben hat. Wäre diese Zeit, in der wir leben, nicht so, wie sie Rudolf Borchardt sieht, seine Broschüre hätte in »literarischen Kreisen« ein Aufsehen hervorgerufen, zumindest ein Interesse wecken müssen. Aber rund und abgeschlossen, wie die Kreise nun sind, geradezu Muster an stupider geometrischer Vollkommenheit, lassen sie kein störendes Wort an ihre Peripherien heran.

Die Rede hat Borchardt vor der Bremer Kaufmannschaft gehalten. Ich weiß nicht, ob die Hoffnungen, die er sich auf ein Verständnis bei den Kindern und Nachfolgern eines echten Patriziats gemacht haben mag, berechtigt sind und ob sie sich erfüllen. Es scheint mir, daß man in Bremen leider nicht mehr oder nicht weniger an den Schicksalen der deutschen Literatur interessiert ist als in andern deutschen Städten – Nuancen sind in dieser katastrophalen Situation nicht entscheidend – und daß Kaufleute von heute, mögen sie sich auch einer kostbaren Tradition erfreuen, den sogenannten »Problemen der Wirtschaft« immerhin eine wärmere Leidenschaft entgegenbringen als der »wirtschaftlichen Lage auf dem Büchermarkt«. Und obwohl mir ein konservativer Respekt vor den Überlieferungen eines Patriziats nicht fehlt und obwohl ich eine geradezu reaktionäre Geringschätzung für einen erheblichen Teil der traditionslosen Gesellschaft übrig habe, die sich »junge« und »jüngste Generation« und »zeitgenössische Literatur« nennt, hätte ich doch gewünscht, eine Rede von so eminenter Bedeutung, solch treffender Akkuratesse und formaler Vollendung würde einmal vor jenen gehalten, die es unmittelbar angeht; selbst auf die Gefahr hin, daß sie nicht zuhören. Es scheint mir, daß die unheimlichen und geheimnisvollen Gesetze, denen zufolge die deutsche Literatur ihren großen Überlieferungen untreu wird, auch in der Welt des deutschen Handels nicht ohne Wirkung geblieben sind, und wenn ich auch mehr Kaufleute kenne, die zu lesen verstehen, als Schriftsteller, die schreiben können, so vermag ich doch nicht ein peinliches Gefühl

loszuwerden, sobald sich ein Schriftkundiger in seiner Not mit seinen Nöten zu Kaufleuten flüchtet. Suum cuique! Diese Rede, vor Verlegern und Schriftstellern gehalten, hätte vielleicht auch keine Folgen gehabt, aber sie wäre eine Demonstration gewesen. Demonstrationen sind Mittel der Verzweiflung, also heutzutage wahrscheinlich noch die allein möglichen.

Aber es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, den Ort, an dem die Rede gehalten wurde, bedeutender erscheinen zu lassen als sie selbst. In dieser Rede scheint mir das Wichtigste gesagt, geklärt und gedeutet, nämlich: dieser Leerlauf einer nichtvorhandenen, gespenstischen »Aktualität«; dieser Wahnwitz der unlegitimierten Verleger, die sich in katastrophale wirtschaftliche Abenteuer stürzen, nur, um aus einem belletristischen Dilettantismus eine charakteristische »Physiognomie der Gegenwart« zu machen; diese barbarische Naivität unserer »Kritik«, die ihr literarisches Urteil nach der Cliquenzugehörigkeit des Autors bildet, und zwar – und dies ist entscheidend – nach der Zugehörigkeit zu ziellosen oder zu mißverstandenen Zielen hinstrebenden, nur aus Nomenklaturen bestehenden Cliquen, die infolgedessen den politischen Parteien von heute haargenau gleichen; diese Waschzettel- und Freunderl-Lobhudelei, die beinahe alle Spalten aller »Literaturbeilagen« ausfüllt, ohne sie zu füllen; dieser irrsinnige »Strich« in den deutschen Zeitungen, der die Ereignisse geistiger Natur und geistigen Gehalts tief unter die sportlichen Boxerleistungen der Muskeln im Ring und der Zungen im Parlament hinunterdrückt; dieser Respekt der Leute, die die nationalen Güter zu verwalten haben, vor den Gefrießern der »Aktualität«, des »Tempos« und der »Sachlichkeit«; und dieser ganze Betrieb verrückt gewordener Warenhäuser, in denen sich die geistigen Erzeugnisse krampfhaft bemühen, Nutzgegenstände für den täglichen politischen Bedarf zu werden und mit den Nachtgeschirren zu konkurrieren, in deren Nähe sie lagern und mit denen sie unsereins schon lange verwechselt. All dies sagt Borchardt mit einer Deutlichkeit und in einer Sprache, die ich seit Jahren sowohl auf unserer sogenannten »rechten« wie auch auf unserer sogenannten »linken« Seite in Deutschland vermisse.

Dort aber, wo er Deutschland dem Ausland gegenüberstellt, nämlich England und Italien, dort scheint mir ein Ressentiment seine schöne Empörung zu stören. Denn es ist kein Zweifel, daß zum Beispiel in Italien der Faschismus die offenbar historisch bedingte Mission erfüllt,

in der Maske einer autoritativen und konservativen Gewalt den Ungeist der modernen Zivilisation zu verbreiten (wie es in Rußland der Bolschewismus tut), und daß man die läppischen Banalitäten der aktuellen italienischen Literatur – wenigstens soweit sie mir bekannt ist – keineswegs unsern deutschen, ebenso läppischen, mit angeblicher Zeitproblematik geladenen vorziehen kann. In England aber findet ein großer Teil eben jener deutschen Literatur, die Borchardt zu den literarischen Schrecken dieser Zeit rechnet, willige Verleger, begeisterte Übersetzer und Kritiker und ein übergroßes Publikum mit snobistischen Kaufkräften. Vielleicht überschätzt Borchardt den Faschismus und England ebenso wie die Nachkommen eines längst verschwundenen Patriziats, vielleicht überschätzt er Literaturbeilagen, die an der Themse gemacht werden, ebenso, wie er die Literaturbeilagen unterschätzt, die dann und wann in Frankfurt am Main gemacht werden (und an denen ich, nebenbei gesagt, selbst lange Jahre mitgearbeitet habe). Es ist übrigens nicht nur »nebenbei gesagt«. Ich erhebe Anspruch auf die subjektive Wahrhaftigkeit eines Augenzeugen; und diese erscheint mir immerhin gerechter als etwa die nur witzig formulierte Äußerung Borchardts: wir könnten »nichts von der Themse herübernehmen, wovon wir den Geist am Main nicht besitzen«. Da gibt es nichts »herüberzunehmen«. Mir imponiert die Themse nicht mehr als der Main, und der Faschismus genausowenig wie die Kaufmannschaft. Bleiben wir bei der Aufrichtigkeit: Mir gefällt die geharnischte Gegnerschaft Rudolf Borchardts gegen den Unfug dieser Gegenwart, und ich empfehle seine Rede allen jenen (gewiß raren) Lesern, die diesem meinem Aufsatz zustimmen.

Die Literarische Welt, 14. 2. 1930

DIE ÜBERSCHÄTZUNG DER JUNGEN

Der Pariser Berichterstatter einer literarischen Zeitschrift erteilt den französischen Verlegern, die Übersetzungen deutscher Bücher herausbringen, eine Rüge, weil sie angeblich mit wenigen Ausnahmen – und zu ihnen gehöre ich – die falschen, schlechten oder nicht charakteristischen deutschen Autoren übersetzen lassen. So zum Beispiel hätte man

in diesem Jahre Arthur Schnitzler übersetzt. Da ich selbst zu den vom Berichterstatter der Übersetzung ins Französische für würdig gehaltenen Autoren gehöre, werde ich wohl schwerlich in den Verdacht einer ungerechten Voreingenommenheit geraten, wenn ich im folgenden versuche, die Unbilligkeit jenes Vorwurfs aus seinen vermutlichen Ursachen zu erläutern und auch auf diese kurz hinzuweisen. Im literarischen Frankreich scheint nämlich die verhängnisvolle Neigung zu bestehen, die sogenannten »jungen deutschen Autoren« auf Kosten der älteren zu überschätzen. Es ist beinahe, als wollte man die ältere Generation der deutschen Literatur für die wirklichen oder angeblichen Fehler der älteren deutschen Politik wenigstens teilweise verantwortlich machen; die jüngere Generation der deutschen Literatur dagegen mit den wirklichen oder angeblichen »Vorzügen« eines sogenannten »versöhnlichen Deutschlands« in einen ebenfalls ungerechten Zusammenhang bringen. In Frankreich, dem Land der klaren Formulierungen, scheint seit einigen Jahren eine verhängnisvolle Vorliebe für hurtige Formulierungen gewachsen zu sein, und häufig wird, besonders was die literarischen Verhältnisse in Deutschland betrifft, die Lust, zu simplifizieren, weitaus stärker als die Pflicht, gerecht zu sein. Dem versöhnlichen Optimismus entspricht begreiflicherweise etwa dieser Gedankengang: »Im neuen Deutschland gibt es wunderbar begabte junge Schriftsteller, die nichts mit den alten zu tun haben. Das moderne Deutschland ist anders.« Klar, einfach und falsch. Es ist, scheint mir, an der Zeit, zu betonen: daß viele junge deutsche Autoren miserabel schreiben; daß unter den älteren deutschen Autoren, den Zeitgenossen des »deutschen Imperialismus«, viele hervorragende Schriftsteller sind, die der Verbreitung in Frankreich würdiger wären als die meisten jungen Deutschen, die jetzt in Paris Mode werden. Was nun im besonderen Arthur Schnitzler betrifft, so scheint hier zwar nicht die Gelegenheit gegeben, ihn literarisch zu werten, aber immerhin zu bemerken, daß er repräsentativ für eine Epoche, ein Land, eine Monarchie war und ist; daß seine dramatische und epische Leistung mit den lächerlichen privaten Konfessionen und Reportagen der »jungen Generation« nicht zu vergleichen ist; daß seine Sprache der dichterische Reiz der Melancholie auszeichnet und nicht der blanke, nackte Schimmer einer Tatsachenhäufung und nicht das Rufzeichen-Pathos politischer Anklagen. Nur nebenbei mag hier der Verwunderung über die Tatsache, daß Arthur Schnitzler bis jetzt *nicht* ins Französische über-

setzt war, die oberflächliche Bemerkung hinzugefügt werden, daß er ein alter Freund Frankreichs und – literarisch – sogar sein Verwandter ist.

Nebensache! Handelt es sich hier doch nicht um einen bestimmten Autor, sondern eher um eine generelle Abneigung und eine generelle Überschätzung. Und weder diese noch jene sind allein auf Frankreich beschränkt – die Stimme eines Franzosen ist nicht mehr als der zufällige Anlaß dieser Betrachtung. Auch wäre es nur billig, das immerhin mögliche Maß literarischer Gerechtigkeit von Deutschland zuerst zu fordern, wenn es sich um deutsche Autoren handelt. Nun wird aber gerade bei uns die Anbetung der »jungen Generation« allmählich zu einem Verrat und zu einem Verbrechen an der älteren. Eine Art primitiver Undankbarkeit gegen künstlerische Leistungen, über die der Sand der Zeit zwar schon eine Weile geronnen ist, von deren Substanz wir aber immer noch leben, ohne es zu wissen, ist schon seit jeher ein charakteristisches und beschämendes Kennzeichen unseres literarischen Lebens gewesen. Unter den europäischen Nationen sind wir sicherlich die novarum rerum cupidissimi, eine Tugend, die durch den Mangel einer stabilen Tradition bitter gerächt wird. War dieser Undank schon immer eine Gefahr, so wird er durch eine Erhebung zur *Mode* auch noch häßlich. Ja, es ist eine Mode geworden, der Jugend zu opfern, einer Jugend, der gewiß kein Unrecht geschieht, die es gewiß nicht nötig hat, sich »durchzusetzen«, und die trotz allem für die Aviatik und den Rennsport und die politische Agitation weitaus begabter erscheint als für die Literatur. Mit den literarischen Usancen dieser Zeit Vertraute erfahren es zu jeder Stunde, daß bei Verlegern wie bei der Kritik die Jugend eines Autors heutzutage schon seine Begabung und seinen Erfolg zu garantieren scheint und daß ein dreiundzwanzigjähriger Dilettant weit mehr Chancen hat, gedruckt und berühmt zu werden, als etwa ein fünfundvierzigjähriger Könner. Der forschen Ungebildetheit, der selbstsicheren Naivität, der rechthaberischen Ahnungslosigkeit, der neusachlichen Simplizität – Eigenschaften, die der schreibenden Jugend von heute in so hohem Maße eigen sind – begegnen angegraute Verleger und in Skeptizismus und Ehren gealterte Kritiker mit nahezu demütigem Respekt. Auf die Literatur übertragen, erscheint das amerikanische Wirtschaftsprinzip, die Jugend dem Alter vorzuziehen, nur weil infolge einer biologischen Gläubigkeit jene noch »was werden könnte« und dieses bereits »verbraucht« ist. Wer bei

fünfundzwanzig Jahren einen schlechten Roman veröffentlicht, kann sicher sein, daß er zu den »Hoffnungen« gezählt wird, und mancher, der mit zweiundvierzig einen guten schreibt, findet kaum einen Verleger, weil er bereits unter die »Enttäuschungen« gehört. Wo immer die Jugend sich an ihre Schreibmaschinen setzt, beginnt das Alter, ehrfürchtig zu lauschen, und Greise beeilen sich, Jünglingen zuvorzukommen. Es ist ohne Zweifel ein widernatürlicher Zustand. Es ist, als wäre die schlotternde Angst vor dem Tode heutzutage mächtiger als je in den Alten und als käme ihre Begeisterung für die Jungen aus dem Bestreben, das eigene Alter aufzuhalten. Die Überschätzung der »Leistungsfähigkeit« gestaltet also die Literatur zu einem Betrieb wie die Automobilbranche, in der übrigens die meisten jungen Schriftsteller sich weitaus wohler fühlen würden, bezahlte man nur Ingenieure annähernd so gut wie manche »literarische Hoffnungen«.

Münchner Neueste Nachrichten, 17. 2. 1930

WIRKUNGEN DER LITERATUR

In der Landeserziehungsanstalt in Neustettin brach vor kurzem aus bisher unbekannten oder zumindest nicht hinreichend geklärten Gründen eine Revolte der siebzig Zöglinge aus. Sie zertrümmerten die Einrichtung, warfen die Möbel auf die Straße, sangen die Internationale, riefen »Heil Moskau« und konnten erst von der Polizei wieder »zur Ruhe gebracht« werden – wie der technische Ausdruck lautet. Einige unter ihnen sollen angegeben haben, daß sie durch die Lektüre des bekannten Peter Martin Lampel und der Zeitungen veranlaßt worden wären, einen Tumult zu inszenieren. Die Untersuchung ist eingeleitet und hat bis zu dem Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, noch kein Ergebnis.

Es ist immerhin möglich, daß die Angabe der Zöglinge, sie hätten nach literarischen Mustern gehandelt, eine bewußte oder unbewußte Irreführung ist und daß sie versucht haben, der Literatur, die nicht strafbar ist, einen großen Teil der Verantwortung zuzuschieben. Immerhin verdient es, verzeichnet zu werden, daß wahrscheinlich zum erstenmal, seitdem Erziehungsheime vorhanden sind und Revolten in ihnen

ausbrechen, die Revoltierenden sich auf die Literatur als auf die schuldige Ursache berufen. Ein literarisches Werk für eine sogenannte Aufhetzung verantwortlich zu machen war bis jetzt Sache der ordnungsliebenden, der Ordnung wiederherstellenden Elemente im Staat und nicht der Ordnung störenden. Wenn nunmehr die Schuldigen anfangen anzuklagen, die Opfer einer Lektüre, die Aufgabe der Zensoren auszuüben, die Verführten, haargenau Bescheid zu wissen über die Ursachen ihrer Verderbnis, so ist das nicht nur noch ein Symptom mehr für die Verkehrtheit der Welt, sondern ein ernstlicher Anlaß, sowohl an der Echtheit der Revolte als auch an der Echtheit einer Literatur zu zweifeln, die jene hervorzurufen imstande sein soll. Ja, selbst an der realen Existenz der Zöglinge könnte man langsam zu zweifeln anfangen, zumindest aber an der Notwendigkeit, sie in Erziehungsheimen zu bessern – was doch offenbar der offizielle Zweck ist. Denn ein Zögling, der besser als seine Erzieher die Ursachen seiner Verfehlungen erkennt, bedarf keines Erziehers mehr, zumal da es doch viel leichter sein dürfte, die modernen Dramen *nicht* zu lesen, als sich von ihnen verführen zu lassen. Meiner Ansicht nach müßte man die Energie der Zöglinge bewundern und das erhebliche Quantum einer moralischen Kraft, die allein schon in der Fähigkeit liegt, sich dermaßen zu überwinden, daß man ein Drama von heute nicht nur liest, sondern auch nachzuahmen beginnt. Und ist es schon eine Leistung des Publikums, sich zu einem Applaus hinreißen zu lassen und noch Geld dafür zu zahlen, und ist es schon eine Leistung der Kritik, einen Dramatiker der Gegenwart berühmt zu machen, so übertreffen die Zöglinge von Neustettin ohne Zweifel das deutsche Publikum und die deutsche Theaterkritik, indem sie sich von der modernen Literatur sogar verführen lassen und es noch unmittelbar selbst erkennen. Mir scheint dieser aktuelle Tumult, den man seit Jahr und Tag auf unsern deutschen Bühnen vollführt, schon seit langem ein »schlechtes Theater« in der alltäglichen Bedeutung dieser Phrase zu sein. Und schon seit langem hege ich den Verdacht, daß diese vorgepolterte Realität, diese autobiographischen Enthüllungen, diese Art, Erlebtes und Erlauschtes drucken und spielen zu lassen und mit dem Privatleben nicht einen Moment hinter den wohltätigen Kulissen zu bleiben, die Konsequenzen einer Begabung sind, die mehr Tempo erzeugen kann als Leben (oder gar gesteigertes Leben). Und dieser kollektive Schrei nach Aktualität, den Theaterdirektoren, Regisseure, Dramatiker und Kritiker dreimal wöchentlich

ausstoßen, scheint mir aus der chronischen Angst dieser Gegenwart zu kommen, sie könnte vielleicht nicht gegenwärtig genug sein. Und ähnlich, wie die Neustettiner Zöglinge zu wissen glauben, wer sie verführt hat, ahnt diese Zeit, in der wir leben, daß sie nur ein Tempo ist, und sie erhebt dieses zur Potenz, um vielleicht wenigstens eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Zeit zu bekommen. Diese Wirklichkeit ahnt, daß sie nur aus Pappe ist, und sie kann nicht genug Pappe aufbringen, um sich selbst immer wieder zu spielen.

Dennoch! Hätte ich jemals hoffen können, daß eines Tages eine wirkliche Tagesneuigkeit daherkommen würde, um meinen Verdacht zu bestätigen? Sie kam. Sie kam, wie um zu beweisen, daß die Ereignisse, die man bis nun für sogenannte »elementare« erklärt hatte, wie Revolten, nicht mehr »ausbrechen« können, sondern nur noch nachgeahmt werden. Diese Rebellen, die sich selbst analysieren, sind ein Gegenstück zu den Dichtern, die nicht einmal mehr ihre Gegenstände analysieren, und die philosophische Distanz, in der die Zöglinge zu ihrer eigenen Ekstase verharren, entspricht vollkommen der Distanzlosigkeit, die den Autor seinem eigenen Objekt so verzweifelt ähnlich macht, daß ich, der ich schon immer den Lampel mit siebzig Zöglingen zu verwechseln gewohnt war, nunmehr anfange, die Zöglinge mit ihm zu verwechseln...

Münchner Neueste Nachrichten, 21. 2. 1930

DER PRIMGEIGER

Das Kaffeehaus, ausgestattet mit allen Einrichtungen, die vielleicht zu seinem Betrieb nötig waren, wenn es überhaupt einen hätte, ist erfüllt von einer prächtigen komfortablen und luxuriösen Leere. Auf den niederen rotsamtnen Fauteuils sitzt sie, hingegossen, ein geschwelltes, üppiges Nichts. Über die kleinen viereckigen und niederen Tischchen aus gläsernen Platten, umrahmt von einem nach modernsten Verfahren verchromten Metall, streicht sie hin, die Leere, fließt über die blauen Tapetenwände und läßt sich von dem strahlenden Glanz der neusachlichen Lampen bestrahlen, die beleuchteten Zigarrenkisten aus matten Glasscheiben so verblüffend ähnlich sehn. An den Zuckerdöschen aus

dunkelblauem Kristall lehnen unberührt die silbern schimmernden Zangen, Verwandte der benachbarten metallenen Aschenbecher, an denen noch niemand die Zigarren-Asche abgestreift hat. Kellner wandeln durch den Raum, die Leere zu bedienen, die gar nichts bestellt. An der großen Registrierkasse steht regungslos ein Mädchen, wie ein schießbereiter Soldat neben einem Maschinengewehr. Ich bin der einzige Gast, aber ich verschwinde in der unermeßlichen Leere des umfangreichen Raumes und werde als ein unmoderner Gegenstand ignoriert von der modernen Einrichtung. Auf der Estrade, mir gegenüber, spielt seltsamerweise eine Musikkapelle.

Eine kleine Kapelle, man nennt es Quartett. Der erste Geiger, frohgemut in einem festlichen Smoking, läßt von Zeit zu Zeit die Geige aus der Klammer gleiten, die er aus Kinn, Kragen und steifem Hemd für sein Instrument hergestellt hat, hebt den rechten Arm mit dem Bogen, klopft auf das Notenpult, streichelt mit sanfter Lackschuhsohle das Brett der Estrade, auf dem er steht, lächelt mit entblößten, schönen Inseraten-Zähnen aus schneeweißem Marmor, neigt den Kopf mit dem glatten Ebenholzhaar, das ein schmaler Strich, wie ein weißer Zwirn, in der Mitte in zwei gleiche Hälften schneidet, und benimmt sich genauso, als wenn das Lokal von Gästen erfüllt wäre. Wie er so dasteht, tannenschlank und volledel, ein Musterexemplar der Geigergattung, ein Liebling des nicht vorhandenen Publikums und besonders seiner selbst, nimmt er sich ganz einmal- und erstmalig aus, und mir ist, als hätte ich noch niemals vorher einen ersten Konzertgeiger gesehen. Es ist, als steigerte die völlige Leere im Kaffeehaus die gewöhnliche Eitelkeit, die einen Kapellmeister ausmacht, zu einem exhibitionistischen Exzeß, und die Zwecklosigkeit dieser Eleganz, die das Geigenspiel einrahmt, umrankt und verbirgt, entwickelt sich zu der pathologischen Haltung eines Irren, einer Art Paranoia der Mondänität. Einbezogen in sie und von ihr beinahe verschluckt, wird nicht nur die Musik, die der Geiger selbst erzeugt, sondern auch jene, die von den drei andern Mitgliedern der Kapelle ausgeht, so daß alle »Konzertstücke« anfangen, eher eine visionelle als eine akustische Wirkung auszuüben –– als hätten sie sich in dem physiologischen Sinn geirrt, für den sie eigentlich bestimmt waren. Wie von tausend Hohlspiegeln widergeglänzt und vergrößert, erscheint in dem überflüssigen Lokal, in dem sich die Leere so viel wohler fühlt als ich, die überflüssige Eleganz eines ersten Musiksmokings, diese übertroffene, wenn auch urbanisierte Noblesse

eines Zigeunerprimas, und dem ruhenden Luxus der Zuckerzangen, mit denen nur Akrobaten hantieren können, entspricht der eifrig bewegliche Luxus eines Geigenhalters, der sich sozusagen in Lüsten windet. Es scheint, daß er die ganze unaussprechliche Süße der Wohllaute in seinem Innern vernimmt, die er leider nicht produziert, und er ist also eine Art von Primlauscher und kein Primgeiger.

Dann beendet er mit einem kühnen Entschluß das Musikstück, als wäre es nicht von selber zu Ende gegangen, wenn er nicht mit ausgebreiteten Händen den Schluß befohlen hätte, den üblichen Tusch, in dem alle Konzertstücke münden müssen wie Flüsse im Meer. Er verneigt sich vor der Leere. Seine Augen und seine Zähne glänzen dankbar ins Nichts, und es scheint, daß ihm die Leere applaudiert. Es ist unheimlich still, und man denkt an eine Luxusgruft. Der Geiger setzt sich, zieht ein seidenes gebatiktes Tuch aus Kunstgewebe und wischt sich den imaginären Schweiß von der Stirn. Das Instrument hält er zwischen den Knien, wie ein Friseur einen Kopf aus Holz, auf dem Perücken hergestellt werden. Es ist Pause.

Münchner Neueste Nachrichten, 28. 2. 1930

DER EWIGE TUTENCHAMUN

Der 78jährige Lord Westbury hat Selbstmord begangen. Er sprang aus dem Fenster seiner Wohnung, die im siebten Stockwerk gelegen ist. Auf seinem Schreibtisch hinterließ er einen Zettel mit den schlichten Worten: »Ich sehe Schreckgestalten. Ich halte es nicht mehr aus.«

Lord Westbury ist anscheinend das dreizehnte Opfer Tutenchamuns. Denn auch er war, wie Lord Carnarvon, wie Sir Eric Reid, wie Oberst Herbert, wie der ägyptische Prinz Ali Fahmy Bey und wie die anderen sieben auf eine merkwürdige, unerwartet schnelle Weise ums Leben gekommenen Menschen, an der Öffnung der ägyptischen Königsgräber beteiligt gewesen. Es ist gewiß nicht ganz ungefährlich, in der Öffentlichkeit die Frage mit Nachdruck aufzuwerfen: ob nicht vielleicht irgendein rätselhafter Zusammenhang zwischen der Öffnung der ägyptischen Gräber und dem tödlichen Schicksal ihrer Öffner besteht? Die Frage ist oft gestellt worden, aber immer mit jenem lächelnden

Zweifel, der dem Fragenden selbst gestattet, seine ernste Ahnung für einen Scherz auszugeben, und in jener skeptischen Tonart, die eine Antwort von vornherein gar nicht mehr zu erwarten scheint. Es ist also einigermaßen nicht ungefährlich, den Ernst zu bewahren, der einem Zeitgenossen dieser vernünftigen Epoche übel ansteht, sobald er fragt: Ist der Tod der Dreizehn in einen Zusammenhang mit der Öffnung der augenscheinlich verhängnisvollen Gräber zu bringen oder nicht?

Wenn ich die Frage dennoch mit diesem entschiedenen Ernst stelle, so überschätze ich keineswegs etwa den Mut, der zu ihr gehört. Ich erhoffe mir nur ein Echo von einer latenten Bereitschaft der Leser, einmal einer genaueren Erörterung des rätselhaften Tatbestandes zu begegnen, wenn auch nicht einer Lösung des Rätsels. Selbst dieser Epoche nämlich, die sich schmeichelt, Tag für Tag ein neues Geheimnis der Schöpfung zu entwinden, würde keineswegs das Geständnis zur Schande gereichen, daß es gewisse unaufklärbare Zusammenhänge gibt. So möge man doch ohne das verlegene Lächeln, das den Aberglauben kaschieren soll, das ihn aber in Wirklichkeit verrät, seine Ahnungslosigkeit gestehen! Es ist immerhin merkwürdig, daß dreizehn Menschen, die an der Gräberöffnung in Ägypten beteiligt waren, auf eine unerwartete Weise sterben. Die Menschheit dieses Jahrhunderts weiß ohne Zweifel besser Bescheid über die Lebenszeit des Königs Tutenchamun als über die Kraft, die ihm vielleicht erst der Tod verliehen haben mag. Sie ist über die Vorzeit genauer aufgeklärt als über das Jenseits. Im übrigen wird selbst der Ungläubige nicht umhin können, Gräbern wenigstens jenen Grad von Respekt zu zollen, den er der Archäologie entgegenbringt. Vom Standpunkt der Wissenschaft mag es notwendig sein, Grüfte zu öffnen und Leichen in Museen auszustellen. Aber es gibt neben dem segensreichen Wissensdurst im Herzen des Menschen noch eine ebenso segensreiche Regung, nämlich die der Pietät. Und in dem Fall Tutenchamun entsprach das Verdienst, das sich die Archäologie erworben hat, vielleicht doch nicht ganz dem Anstand, den das primitive Empfinden diktiert...

Widersprechen nun manchmal die Handlungen, die man im Dienste der Wissenschaft begeht, dem Anstand, den die Begegnung mit dem Tode gebeut, so widerspricht nicht minder der Forschungseifer, von dem unsere Zeit ja erfüllt ist, der scheinbar skeptischen Gleichgültigkeit, mit der man die Kunde von dem Tod der Dreizehn entgegen-

nimmt. Und mag auch kein sogenannter »schicksalhafter«, sondern nur ein sogenannter »zufälliger« Zusammenhang die Öffnung der Gräber mit dem Tod der Öffner verbinden, so ist es doch immerhin verwunderlich, daß diese so forschungseifrige Epoche den auffallenden Zufällen nicht nachzuspüren gesonnen ist, ja, nicht einmal Lust hat, über sie nachzudenken. Und, um auf die Pietät zurückzukommen: Wie lange währt eigentlich die Schutzfrist für Tote, innerhalb derer man sie in dem Frieden zu lassen hätte, den man ihnen gewünscht hat, als man sie begrub? Ist es eher gestattet, ein zweitausendjähriges Grab zu öffnen als eines, das nur zweihundert alt ist? Rechtfertigt etwa der Dienst an der Wissenschaft nur die Pietätlosigkeit an außerordentlich verjährten Toten?...

Die Wissenschaft – wir kennen ihre Eigenschaften – macht freilich weder vor dem Leben noch vor dem Tode halt, und unser Gewissen spricht sie dennoch frei, selbst in den Fällen, in denen unser Herz sie anklagt. Die Medizin sieht sich manchmal bemüßigt, Kaninchen zu vivisezieren, und die Archäologie, tote Könige in Museen zu überführen. Die Wissenschaft ist nicht weniger grausam als die Natur, wir haben uns damit abzufinden. Dort aber, wo sich der menschliche Forschungsdrang nicht mit den Grausamkeiten begnügen will, zu denen er sozusagen aus sachlichen Gründen verpflichtet ist, wo er eine Grausamkeitsanleihe beim Nachbarn macht, dort müssen wir vernehmlicher anklagen. Auf den Gräberstätten Tutenchamuns nämlich scheint die Archäologie nicht nur Gräberöffnungen, sondern auch eine Art von Vivisektionen vorzunehmen – und zwar nicht an Kaninchen, sondern an jungen Eingeborenen.

Denn folgendes ereignete sich auf Gräbern Tutenchamuns:

Über tausend braunen und schwarzen Eingeborenenkindern glüht unbarmherzig, wie die Wissenschaft, die ägyptische Sonne. Die Kinder haben die Aufgabe zu graben. So arbeiteten vielleicht vor zweitausend Jahren die Sklavenkinder der alten Ägypter auf Befehl der Nachkommen Tutenchamuns – damals allerdings nicht an der Öffnung, sondern an der Herstellung von Gräbern. Und genauso wie vor zweitausend Jahren steht in der Mitte der arbeitenden Haufen ein Aufseher und schwingt die Peitsche. Wenn ein paar Knaben und Mädchen saumselig werden, saust auf ihre braunen, schwitzenden Rücken der lange geknotete Riemen. Es gibt nur eine Stunde Mittagspause. Das Mittagessen besteht aus Bananen und Wasser. Ungefähr neun Pfennig beträgt

der Tageslohn für jeden kleinen Arbeiter. Und da für einen großen Teil des ägyptischen Volkes die mageren Jahre häufiger sind als die fetten, müssen die Kinder arbeiten, hungern und sich prügeln lassen. Es kommen Besucher aus England, Deutschland, Amerika, besichtigen interessiert die Resultate der Ausgrabungen und fahren wieder heim, einen gewachsenen Respekt vor den Leistungen der Archäologie im Herzen. Ja, vor einigen Monaten wurden die Ausgrabungen sogar gefilmt – und in der ganzen zivilisierten Welt kann man bereits den Film sehen, den Film von den grabenden Kindern und den peitschenden Aufsehern. Aber der Mensch – und besonders der zivilisierte – ist derart beschaffen, daß ihn immer noch die Resultate der Ausgrabungen stärker interessieren als die Mittel und Methoden, die der Forschungseifer anwendet.

Man liest in den Zeitungen allerdings nur von den Todesfällen, die einen okkulten Zusammenhang mit dem toten großen König zu haben scheinen, nicht von jenen, die eine ganz nüchterne reale Folge der Ausgrabungen sind. Wie viele Eingeborenenkinder mögen an den Folgen der Archäologie, des Sonnenbrands, des Hungers und der Peitsche in Ägypten zugrunde gehen? Wenn schon eine Art Vergeltung angenommen werden sollte, so wäre es ziemlich schwierig zu unterscheiden, ob es die Schändung der Königsgräber ist, die sich an den Entdeckern rächt, oder die Schändung der Menschenwürde; die verletzte Pietät oder die geprügelte Humanität; die ausgestellten Mumien oder die begrabenen kleinen Körper. Geheim sind vor uns die geheimnisvollen Gesetze, nach denen eine unerforschliche Gerechtigkeit Lohn und Strafe unter den Menschen sät. Aber ganz offenbar scheint uns hier die Tatsache zu werden, daß sich seit zweitausend Jahren unter der Sonne – und besonders unter der ägyptischen – gar nichts geändert hat: Nicht weniger grausam als die Pharaonen sind wahrscheinlich die Könige der Wissenschaft, die jene ausgraben. Nach zweitausend Jahren wahrlich ein Fortschritt!

Neue Freie Presse, 28. 2. 1930

DER BOXER IN DER SOUTANE

Die illustrierte Wochenbeilage eines jener Blätter, von dem ein Klerikaler nicht ohne Unrecht sagen würde, es stehe im Dienste des »Liberalismus«, erschien vor einigen Wochen mit einem überraschenden Titelbild: Ein katholischer Priester in langer Soutane erteilte ein paar Schülern Boxunterricht. Er trug Boxerhandschuhe und schickte sich eben an, einen Gummiball anzugreifen. Deutlich verrieten die ehrwürdigen Falten der Soutane die kampflustige Stellung der Beine, deren eines vorgestreckt war, wie es sich gehört, wenn man boxen will. Auch das Angesicht des jungen Priesters konnte keineswegs als friedfertig bezeichnet werden. Vielmehr drückte es jene gespannte Entschlossenheit aus, welche die landläufigen Physiognomien unserer sportgeübten jungen Männer bildet und die, nebenbei gesagt, allmählich die harmlosen Gesichter aller unserer Zeitgenossen zu einer Art von Charakterköpfen zu verwandeln anfängt. Es war also entschieden eine Überraschung, einen derartigen Charakterkopf just aus einem schwarzen katholischen Priestergewand herauswachsen zu sehen und just auf einem Titelblatt des sogenannten »Liberalismus«. Blätterte man die nächste Seite auf, so sah man denselben Priester, diesmal aus einem aufgeschlagenen Buch dozierend. Knapp unter diesem Bild befand sich ein anderes, ein gewissermaßen mehr gewohntes, in den Rubriken dieser Wochenbeilage bereits heimisches: ein gutes Dutzend halbnackter Revue-Girls aus einer neuen amerikanischen Tanzgruppe. Der vorurteilslosen, aber immerhin gewissen enthüllenden Pikanterien nicht unzugänglichen Betrachtungsweise eines Menschen meiner Art bereitete die intime Nachbarschaft des boxenden und dozierenden Priesters mit den sichtlich gutgewachsenen Revue-Girls keinen geringen Spaß. Waren mir diese bis nun auch noch unbekannt gewesen, so kannte ich dafür den jungen Kaplan desto besser. Er heißt Fahsel. Vor einigen Jahren, als er gerade anfing, philosophische Vorträge in Berlin zu halten und von sich reden zu machen, schrieb ich über ihn in einer großen Zeitung unter dem nicht unbescheidenen Titel: »Gladius Dei«. Er trug damals allerdings noch keine Boxhandschuhe, war noch nicht öffentlich photographiert worden, und ich brauchte mir nur einen kleinen Ruck zu geben, um ihn mit jenem Attribut zu bezeichnen, auf das ein guter Boxer heutzutage keinen Anspruch erheben dürfte. Kaplan Fahsels

philosophische Vorträge erregten den wahrscheinlich berechtigten Widerspruch der philosophisch Gebildeten, waren aber gut besucht – und zwar von einem Publikum, das dem Berliner Kurfürstendamm näher ist als der Philosophie und dem Katholizismus. Nun, das konnte immer noch ein Mißverständnis dieses allzu leicht mißverstehenden Publikums sein. Der boxende Fahsel aber in der nächsten Nachbarschaft der Girls kann nur entweder sein eigenes Mißverständnis sein – oder das des Katholizismus!

Ein Mißverständnis, ohne Zweifel, und kein geschmackloser Zufall! Nachdem ich mich durch einen Blick auf das Datum der Zeitung überzeugt hatte, daß es kein Aprilscherz war – so kräftig war die groteske Eindringlichkeit des Bildes –, agnoszierte ich es auch schon als ein entlarvendes Symptom. Es war ein bitterer, wenn auch verblüffend-erheiternder Ernst, aus dem sehr leicht ein blutiger geworden wäre, wenn der Priester statt eines Trainingsballes einen lebendigen Gegner vor sich gehabt hätte, wie es wohl auch kommen mag: Denn was ein rechter Boxer ist, der gibt sich auf die Dauer mit einem Ball nicht zufrieden. Obwohl man allerhand Kompromißbereitschaft der Kirche mit den sogenannten Tendenzen der neuen Zeit gewohnt war; obwohl die Beziehungen zwischen dem Oberhaupt der gläubigen Christen und der gewiß weniger gläubigen Filmbranche bereits ziemlich enge geworden waren: An diesen Grad der Amerikanisierung, wie ihn das Bild in der illustrierten Beilage verriet, hätte man doch noch denken können. Mir ist aus der Fülle entlarvender Photos in illustrierten Zeitungen noch kein derart kräftiges Zeugnis für die Unsicherheit einer der alten fundamentalen Mächte aufgefallen und für die entscheidende Wandlung des Begriffes der *Würde*. Es scheint mir, daß in einer andern Zeit die so intime Verkuppelung zweier so verschiedener Symbole, wie es die Soutane und die Boxgeräte sind, unmöglich gewesen wäre. Es scheint mir also, daß gewisse Mächte, die sicherlich mehr Zeit haben als die Gegenwart und Chancen, die Gegenwart noch lange zu überleben, auf einmal anfangen, eine Ungeduld zu verraten, die den Sinn für Würde abstumpft und zum Verlust des guten Geschmacks unaufhaltsam führt. Es ist außerordentlich schwer, in der Hast des Tempos, in der Hitze des Boxgefechts und im Schein der Jupiterlampen Würde zu bewahren. Es scheint, daß auch die berufenen oder wenigstens traditionellen Kämpfer gegen die flüchtigen Schlagworte der Gegenwart selbst den Schlagworten zu verfallen beginnen und daß also das Wort

von der Götterdämmerung wahr werden soll. Jeder Untergang einer Macht beginnt mit ihrer Bereitschaft, das Symbol einer Mode auszuliefern. Der *Snobismus* ist das untrügliche Kennzeichen der Emporkommenden wie der Absteigenden. Das sogenannte »Nachgeben« ist nicht immer ein Zeichen der Klugheit, besonders nicht, wenn es zu einem Nachrennen ausartet. Und es gehört zu den Paradoxen dieser Zeit, daß die leichtfertige Feder, zu einer Glosse angesetzt, unversehens ein Traktat zu schreiben beginnt – weil ein Priester sich anschickt zu boxen.

Die Neue Rundschau, Februar 1930

BÜCHER UND KAROTTEN

Vor einem kleinen Buchladen am Berliner Kurfürstendamm steht, von den Passanten wenig beachtet, seit einigen Wochen ein winziges Tischchen, auf dem ein paar Zeitschriften ausgelegt sind. Wenn ich die Intentionen des Sortimenters richtig verstehe, so will er in Berlin den ersten schüchternen Versuch machen, das sogenannte breitere Publikum mit der Literatur vertrauter werden zu lassen, als es bis jetzt gewesen zu sein scheint, die literarische Ware in eine anziehende, lokkende, populäre zu verwandeln, ja in eine notwendige vielleicht, wie es heute in Deutschland etwa die Karotte und die Kartoffel ist, die frei vor den Gemüseläden liegen und ein prüfendes Zugreifen erlauben.
Zwischen den Passanten und dem Tischchen vor dem Buchladen befindet sich einer jener Zäune, die in Berlin die kleinen Vorgärten voll von üppiger Kiesvegetation und saftig strotzenden Gipsfiguren umgeben. Das Tischchen des Buchladens steht eben in einem Vorgarten, in den einzutreten schon einen gewissen Entschluß erfordert, weil es der Natur der Vorgärten entspricht, Privateigentum zu sein und bissige Hunde zu enthalten und keineswegs deutsche Literatur (die ja unter Umständen auch abschreckend genug sein kann). Der Betrachter des literarischen Tischchens muß sich nun in acht nehmen, dessen merkwürdige Situation nicht als eine symbolische aufzufassen. Man muß wissen, daß die Vorgärten am Kurfürstendamm ursprünglich keineswegs den Zweck hatten, die Literatur vom Publikum abzusperren,

sondern der Straße einen Ausdruck von Vornehmheit zu verleihen. Aber der Geschmack wandelt sich; Vorgärten sind nicht mehr so vornehm, sie bleiben nur immerhin, sind kaum umzubringen, überleben sich selber, machen Kompromisse mit dem Kommerz, der in ihnen heimisch wird, und versuchen gelegentlich, der Reklame zu dienen. Andere Städte sind glücklicher. Sie haben keinen Kurfürstendamm, weniger Vorgärten und größere Tische für literarische Produktion. Und obwohl ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Mangel an Gittern und Gärten und dem größeren literarischen Interesse nicht nachzuweisen ist und obwohl ich nicht behaupten will, daß bei uns etwa der Überfluß an Gips und Botanik das öffentliche Interesse für Literatur mindert, scheint dennoch jenes kleine Tischchen mit Literatur mit einer geradezu ironischen Zudringlichkeit ebenso charakteristisch für unsere literarischen Zustände werden zu wollen, wie die großen literarischen Tische für andere Städte charakteristisch sind. Andere peinliche Begleitumstände machen sich bemerkbar: Es ist Winter, und die in Berlin so beliebten zwei Zeitströmungen, nämlich die Kälte und das Tempo, hindern den Passanten an einem interessierten Verweilen vor der ausgelegten Literatur. Das einsame Tischchen, der kahle Vorgarten, der allzu häufige Nordwind und die Fußgänger, die ins Kino und in die Likörstuben eilen: Es ist wahrhaftig schwer, hier keine symbolischen Zustände zu sehen. Die paar Zeitschriften und Bücher erinnern an zerbrechliche Nippessachen. Es ist alles so peinlich, delikat und sauber. Wenn dann und wann einer an den Tisch tritt und mit zagen Fingerspitzen in den Zeitschriften blättert, legt er sie nach einigen Sekunden wieder sorgsam haargenau auf den Platz, wo sie gelegen haben, als er ankam.

Man mißverstehe mich nicht: Ich übe keine abfällige Kritik an den nachahmenswerten Intentionen des Sortimenters. Ich will nur versuchen, an einem Beispiel zu zeigen, wie schwierig es ist, Literatur populär zu machen. Lauter Zufälle, aber charakteristische Zufälle: kleine Tische, großes Tempo, Winterkälte, Vorgärten, Gitter, viele Kinos und Likörstuben. Es ist ja auch sonst nicht leicht, ein deutsches Buch von einer Nippessache zu unterscheiden. Der Einband knarrt, der Umschlag reißt, die Bauchbinde rutscht, Papier und Druck sind so unwahrscheinlich gediegen, daß man sich die Hände waschen muß, ehe man sie berührt – und es ist nun schon einmal so in der Welt, daß man sich nicht gerne wäscht, wenn man gerade literarische Interessen

hat. Ich hatte vor einigen Wochen das Vergnügen, die französische Ausgabe eines meiner Bücher zu erhalten. Ja, ich erkannte es wieder. Es war geheftet, ein bißchen schmutzig, leicht in die Tasche zu stekken, es sah meinem ersten Manuskript so verwandt ähnlich, ich erkannte es wieder, es war heimisch in meiner Hand und in meiner Tasche; es war der anspruchslose (wenn auch ehrliche) literarische Versuch, ein Symptom dieser Zeit und dieser Welt zu geben, mit der heimlichen, verschwiegenen, stummen Absicht, eine andere Zeit, eine andere Welt über seinen Wert urteilen zu lassen – wenn es das Glück haben sollte, am Leben zu bleiben. Das französische Buch war vergänglich, vergänglich wie ich selbst, wie mein handgeschriebenes Manuskript – und dennoch nicht anders als die Bücher der ganz Großen, denen gegenüber ich höchstwahrscheinlich ein ganz Kleiner bin. Hielt ich nun der französischen Übersetzung mein deutsches Original entgegen, so erhob dieses, schon seiner Einbandzeichnung wegen, den arroganten Anspruch auf Bibliotheken, auf Saecula Saeculorum, und errötend kam ich mir vor wie ein Konkurrent des Verfassers der Heiligen Schrift. Homer selbst hätte sich in meiner Situation fürchterlich geschämt.

Ich habe selbst Angst vor meinen gedruckten Büchern. Nun, das wäre bei meiner arroganten Bescheidenheit noch kein Beweis. Aber selbst vor den billigen »Volksausgaben«, die jetzt so beliebt werden, habe ich Angst. Sie sind billig, aber gediegen, als wären sie teuer. Und die Verleger sind stolz darauf, daß sie Gediegenheit zu billigen Preisen liefern können.

Es ist ein Geheimnis, ich werde es euch verraten: Die Verleger *können* gar nicht anders als gediegene Sachen liefern. Teuer oder billig, sie sind immer gediegen. Immer sind es Nippessachen (zerbrechlich, trotz ihrer »Gediegenheit«, solide in ihrer Fragilität), immer ist es ein kleines Tischchen, immer ist es Winter, immer ist es ein Vorgarten, ein Gitter, kalt, Tempo und Kurfürstendamm. Niemals werden wir Bücher so nötig haben wie Karotten. Vielleicht ist es so in der Ordnung, Karotten sind gesünder.

Die Literarische Welt, 14. 3. 1930

SONNTAGS ZWISCHEN VIER UND SECHS

Am Sonntagnachmittag zwischen vier und sechs, es ist Winter, beginnt die Freiheit unerträglich zu werden, ein lästiges Geschenk. Noch ist es Tag. In seinen allmählich herandämmernden Untergang schimmern die Plakate vor den Eingängen der Kinos, zu den Nachmittagsvorstellungen, deren gütig beschirmende Finsternis die Grausamkeit eines einsamen Abends vielleicht zu mildern imstande wäre. Dennoch erschrickt man vor der unausbleiblichen Notwendigkeit, schon um sechs Uhr wieder in die Straße hinausgestoßen zu werden, die noch nicht nächtlich sein wird und nicht mehr abendlich. Man wird im frischsilbernen Glanz der eben aufstrahlenden Bogenlampen und Lichtreklamen die nächste Arbeitsschicht der Kinobesucher in denselben »Lichtbildpalast« einströmen sehen, dessen Herrlichkeiten man selbst bereits genossen und begraben hat, und um den Genuß der ahnungslosen Erwartung betrogen sein, die noch die Kraft verleiht, den Rest des Sonntags zu ertragen. Gewöhnlich regnet es, wie es im Winter zu regnen pflegt: dünn, ohne Berechtigung und dauerhaft. Man ist bis zu dem Grade zermürbt, daß man sich wünscht, in einem befreundeten Haus eingeladen zu sein. Eine gelinde Vorstellung von intimer Geselligkeit vermag vielleicht eine kleine Konditorei zu gewähren. Sie liegt, eingeklemmt zwischen die unerbittlich herabgelassenen Jalousien benachbarter Kaufläden, an einem rundlichen Platz, in dessen Mitte die Rasen winterlich grünen. Sie allein ist geöffnet. Durch ihre Nischen, in denen rötliche Lampenschirme ein Licht eher verbergen als verbreiten, ein Licht, das den blinden Augen der Liebenden wohltun soll, zieht, von diffusen Geräuschen begleitet, das Konzert. Es entweicht dem braunen Radiokasten neben dem Büfett, man kann geradezu sehen, wie es sich ihm entschlängelt, ununterbrochen und abgeschnitten von den Ankündigungen des Ansagers, dessen Stimme noch näher ist, als wenn er persönlich im Raum stünde. »Meine Damen und Herren! Es folgt jetzt...« In der kurzen Sekunde, die zwischen der Ankündigung und dem nächsten Konzert gelegen ist, hört man draußen das unerbittliche Rinnen des Regens, wie Stimmen der Natur aus einer verschwundenen Urzeit. Reglos, wie die Pyramiden aus brauner Torte hinter Glas, ragt das Büfettfräulein in die Luft, ihre blonden Dauerwellen berühren den gleichmäßig schwingenden Pendel der Uhr, ihre

blauen Porzellanaugen scheinen sämtliche Gedanken aus dem Hirn absorbiert zu haben, schon denken sie selber nach, fast, als wären sie Köpfe.
Hinter der schweren grünen Portiere, die sich nur mit einiger Mühe von den Besuchern auseinanderschlagen läßt, befindet sich die Drehtür. Jeden Augenblick kann sie sich bewegen, auch hört man von Zeit zu Zeit das widerwillige Knirschen ihrer metallenen Achse, und man wartet gespannt, wer wohl jetzt aus dem Vorhang schlüpfen wird. Ja, es ist, als müßte schließlich irgend jemand kommen, der imstande sein wird, mit einem Schlage die ganze Situation zu verändern, das Büfettfräulein aus ihrer Starrheit zu erlösen, die Tortenpyramide mit einem einzigen Stoß zu vernichten, die bunten Likörflaschen mit einem Steinwurf zu zertrümmern und das unermüdliche Radio durch eine störende Welle zum Schweigen zu bringen. Sobald aber der schwere Vorhang gelüftet ist, tritt nicht etwa der erwartete merkwürdige Gast ein, sondern wieder eines der kümmerlichen Mädchen, deren schon so viele an den Tischen sitzen. Einsame Mädchen, mit schmalen Pelzstreifen an den billigen »Übergangsmänteln«, die nur den Winter andeuten, nicht vor ihm schützen, Geschöpfe der Einsamkeit, wie sie nur in den ganz großen Städten und nur an den ganz trüben Sonntagen zu sehen sind. Manchmal treten sie zu zweit auf, aber auch dann sind sie nur verdoppelte Einzelne, es ist, als träte ein Mädchen mit seinem Spiegelbild in die Konditorei. Beide triefen vor Nässe. An den Hälsen beider kringeln sich feucht und struppig die schmalen Pelzschlangen, wie Tierleichen, die man aus dem Wasser gezogen hat. Mit der gleichen Bewegung vollführen die Mädchen einen scheuen Halbkreis im Raume. Schon sind alle rötlichen Nischen von gleichartigen Geschöpfen besetzt. Also gehen sie zu einem Tischchen, das frei in der Mitte des kleinen Raumes zu schweben scheint und sich selbst nach einem Winkel zu sehnen. In dem Augenblick aber, in dem sich die beiden Mädchen daran setzen, wird es stabiler, gewinnt es gleichsam den Boden unter seinen zierlichen Füßen aus Gußeisen und erweist sich in der Lage, zwei solide Tassen Kaffee zu tragen und einen kolossalen Berg aus schneeiger Schlagsahne. Alles schweigt. Das Radio hält es für angebracht, die Musik zu unterbrechen und einen echten, lebendigen Dichter aus seinen eigenen Werken vortragen zu lassen. Mit einer ohne Zweifel bewegten Stimme trägt er seine Sätze vor, eigenes Herzblut, das er jetzt noch einmal verschwitzt, nachdem es schon vertrocknet

gewesen, alte Wunden an seinem Leibe reißt er wieder auf, alles fürs Geld. Die einsamen Mädchen hören ihm nicht zu. Sie blättern in den alten Nummern der illustrierten Zeitungen, die der Kellner auf einen leeren Stuhl neben sie hingelegt hat, alle in haltbare, harte, schwarze Leinwand gebunden und mit blitzenden Ecken aus Messing versehen. Kein Mensch hat etwas Besonderes zu sagen. Der weiße Kellner lehnt wie ein Engel an der Tür, die zur Küche führt. An allen Tischchen bilden sich kleine schwarze Wässerchen von den tropfenden Regenschirmen. Alle Mädchen haben Karten für die Abendvorstellung in ihren Täschchen, das allein verleiht ihnen Sicherheit. Hierher, in die Konditorei, kamen sie nur, um die dämmernde Leere zu überstehen, die zwischen den Feiertag und sein nächtliches Ende gelegt ist, als eine besondere sonntägliche Qual, zweistündige Verschärfung der Strafe, die da Freiheit heißt, Ausgang, Vergnügen, Großstadt, Zivilisation. Allein, allein, allein. Der Freund ist flüchtig und verloren oder noch nicht gekommen, das Herz ist klein und lebendig, die Trauer ist tödlich und unermeßlich, es regnet, es regnet in den harten Straßen aus Stein und Asphalt, die Menschen sind fremd, die Kirchen stumm und geschlossen, und Gott ist weit. Immer kleiner wird der Berg aus weißer Schlagsahne, schließlich klirrt der kleine Löffel auf das nackte Porzellan. Über den Dauerwellen der Büfettdame schlägt es sechs goldene Schläge. Draußen regnet es immer noch, aber die Nacht ist wenigstens im Anzug, der Abend ist schon weit fortgeschritten, nur noch ein kleiner, banger Rest, und der Sonntag ist hin, um neun Uhr ist der Hauptfilm zu Ende, und gegen zehn kann man endlich einschlafen. Die Mädchen erheben sich, das Radio verstummt, die Nischen werden leer. In langsamen Gruppen verlassen alle die Konditorei, eine Hand übergibt den Vorhang der nächsten, unaufhörlich füllen sich die gläsernen Fächer der Drehtür, ein kalter Windzug bläst die Gruppen auf der Straße auseinander, unter schwarzen, schwankenden, gespenstischen Regenschirmen rennen sie dahin, hinein in die gütigen Finsternisse der großen Paläste.

Münchner Neueste Nachrichten, 22. 3. 1930

DAS VATERHAUS

Das Vaterhaus ist eine wandelbare Einrichtung. Noch vor fünfzig Jahren stand es fest gemauert in dem widerstandsfähigen Boden der Überlieferung, der haltbare Kitt des Sentiments klebte seine Mauern zusammen, und gestützt von den soliden Balken der Autorität, wölbte sich sein Dach schimmernd über der heranwachsenden Nachkommenschaft. Es war eine ausgemachte Sache, daß der Mensch im Vaterhaus geboren und erzogen wurde. Die jungen Männer verließen es beinahe nur zu dem Zweck, um ihrerseits wieder neue Vaterhäuser zu gründen. Und also setzten sich durch mehrere Jahrhunderte die Dörfer, die Städte, die Vaterländer aus lauter Vaterhäusern zusammen, unterbrochen lediglich von sporadischen Waisenhäusern. In jedem Vaterhaus regierte ein Vater, schaltete und waltete eine Mutter, tummelten sich Kinder in größerer oder geringerer Zahl.

Seit einigen Jahrzehnten, besonders seit dem großen Kriege, stehen die Vaterhäuser als windige Wortgerüste in der Welt, erfüllt zwar noch von Möbeln, Korridoren, Eltern, Kindern, Salzfässern, Zuckerdosen, aber gleichsam nur der bekannten Alliteration: Tun und Treiben zuliebe und einem Gesetz jener Trägheit zufolge, die unter dem falschen Namen »Tradition« bekannt ist. Die Kinder kommen nicht mehr in den Schlafzimmern zur Welt, sondern in den großen, hellen, runden Sälen der Gebärkliniken, in denen jede Stunde ein paar zugleich geboren werden, beinahe ausgebrütet – und keine Fee steht mehr an den Wiegen der Säuglinge, sondern die blanke, weiße Schutzgöttin dieser Welt, die Hygiene, duftend nach Karbol, die siegreiche Bazillentöterin, welche die Keime im Keime erstickt. Und es ist, als könnten die Menschen, die also kollektiv das Licht der Welt erblicken, nicht mehr zu Hause sein in ihren Häusern. Es ist, als strebten sie immer zurück in den hellen, kahlen, runden Saal, in dem ihre Mütter kreißten und die Menschen scharenweise in die Welt einrücken wie Rekruten in ihren Regimentern. Auf rasenden Automobilen, auf knatternden Aeroplanen fliehen die Menschen aus den Vaterhäusern – und zeit ihres Lebens suchen sie den kollektiven Tod im Absturz, im Zusammenstoß, in Generalkatastrophen, im Giftgas als den logischen Abschluß einer Existenz, die mit der kollektiven Geburt begonnen hat. Die Väter sehen aus wie die Brüder ihrer Söhne und die Mütter, ewige kurzhaarige

Girls, wie die Schwestern ihrer Töchter. Die Jugend ist weise und das Alter töricht. Es ist, als wüßten Geschwister nicht mehr, daß sie einem und demselben Schoß entstammen. (Vielleicht auch sind sie – allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz – noch als Säuglinge verwechselt worden.) Und also ist der Bruder dem Bruder ein Fremder und nicht einmal ein Feind. Allmählich verwandelten sich die Vaterhäuser in Gasthäuser, in denen Gleichgültige nebeneinander schlafen, trinken und essen. Ja, in vielen solcher Häuser bezahlt jeder seinen Tribut, es fehlt nicht viel, und alle Glieder einer Familie erhalten Wochenrechnungen und müssen sie pünktlich begleichen. Schweigsam und eingefangen in ihre eigenen Sorgen und Wünsche, sitzen sie noch zuweilen an einem gemeinsamen Tisch, einer vom andern getrennt durch eine gläserne Wand aus Fremdheit. Sie lieben sich nicht, sie kennen sich nur flüchtig. Sie hassen sich nicht, sie sind einander nur lästig. Der Vater schneidet nicht mehr das Brot – von einer Maschine, die an die Guillotine erinnert, wird das Brot schon in der Küche gespalten, gespalten wie Holz. Und es ist, als hätten die Väter seit dem Tag, an dem sie keinen Segen mehr sprechen und kein Brot mehr brechen, auch keine Gewalt mehr über ihre Häuser. Versuchen sie es dennoch einmal, so werden sie lächerliche Tyrannen und von lächerlichen Dramatikern auf der Bühne behandelt und verwandeln sich unter den Händen der Psychoanalytiker, der Wahrsager dieser Zeit, in sogenannte Komplexe. Nur manchmal, in abgeschiedenen Dörfern, kann man in ein Haus treten, wo der Bauer noch in der Mitte an seinem Tische sitzt, umgeben von seinen Kindern und seinem Gesinde. Wenn er schweigt, so schweigen alle, und wenn er redet, hören alle zu. Die Söhne und die Töchter fürchten ihn. Vielleicht hassen sie ihn auch, aber noch dieser Haß ist fruchtbar, und er vergrößert die Achtung, und er kann jeden Augenblick zu Liebe werden, ja, er ist zuweilen nur ein Stellvertreter der Liebe, die der Vater selbst nicht aufkommen läßt, damit das ganze Geschlecht nicht weich werde. Etwas Erhabenes hat noch dieser saubere, stumme und blanke Haß, und er ist manchmal gewollt von der natürlichen Ordnung. Über diesem Vaterhaus wölbt sich das Dach so selbstverständlich wie der Himmel über der Erde.

Aber derlei Vaterhäuser gibt es, wie gesagt, kaum noch mehr. Und es ist also ein Unfug und eine Lästerung, von ihnen noch so zu sprechen, als gäbe es sie. Man fange vielmehr an, von jenen Kollektivhäusern zu sprechen, deren Fundamente schon sichtbar sind, von denen man aber

noch nicht weiß, ob sie gut sein werden. Die Kinder werden Eltern haben und dennoch Waisen sein. Die Frauen werden Gatten haben und dennoch Witwen sein. Die Väter werden Töchter und Söhne haben, aber sie werden nur Zeuger sein. Und die Brüder werden Brüder und die Schwestern werden Schwestern haben – aber alle, alle werden einsam sein. So einsam, wie man nur in der Gemeinschaft kann einsam sein...

Das Tagebuch, 22. 3. 1930

»DIE GENERALLINIE«

Der Russe S.M. *Eisenstein* – ein atavistischer Mechanismus zwingt mich manchmal, die Initialen seiner beiden Vornamen für die übliche Abkürzung eines bereits historischen Prädikats zu halten – gilt unter den Sachverständigen des Films als einer der genialsten Regisseure dieser Zeit. Wenn ich in den nachfolgenden Zeilen über seinen letzten Film *»Die Generallinie«* einiges zu schreiben gedenke, so wage ich damit keineswegs, sein Werk, wie man zu sagen pflegt, vom »sachlichen Standpunkt aus« zu beurteilen und mir die Rechte jener Kenner zu usurpieren, die infolge einer Neigung oder Notwendigkeit in den Zeitungen regelmäßig Filme kritisieren. Ich vertraue den Sachverständigen, die mir versichern, die »Generallinie« sei »filmisch« hervorragend, und traute ich mir selbst ein Urteil zu, ich traute mich kaum, es auch drucken zu lassen. Immerhin erinnere ich mich noch genau der Ergriffenheit, mit der ich zum erstenmal den Eisenstein-Film *»Potemkin«* abrollen sah, und der leidenschaftlichen Empörung, die in mir einige seiner Bilder – man war versucht, sie »geharnischte Bilder« zu nennen – wachgerufen haben. Andere, von den Kritikern besonders gerühmte Stellen, sogenannte »photographische Meisterleistungen« war ich geneigt, eher als kunstgewerbliche Meisterstücke zu betrachten. Verdienste des Apparats ebenso wie desjenigen, der ihn dirigierte, Folgen eines Einfalls und eines Spieltriebs, dessen Resultate sehr oft überschätzt werden – im Film wie auf anderen Gebieten. Die sogenannte »künstlerische Wirkung« eines auf ungewöhnliche Weise photographierten Kanonenlaufs beruht zum Teil auf dem psychologisch

wichtigen Moment der Überraschung, die der Zuschauer nur selten als gesonderte Empfindung erlebt, die er vielmehr mit Ergriffenheit verwechselt. Die karikierenden und auf eine sehr direkte Wirkung berechneten Stellen, wie jene von dem physisch lächerlichen Marinearzt und den Maden in den Fleischrationen der Matrosen, glaubte ich als künstlerische Billigkeit agnoszieren zu müssen und – künstlerisch betrachtet – vorausgesetzt, daß ich es als Nichtfachmann überhaupt durfte – als fehlerhaft und verlogen. Denn innerhalb dieser durchaus, sogar erschreckend realistischen Welt des meuternden Kriegsschiffes durften die Maden in den Fleischrationen nicht größer erscheinen, als sie wirklich waren, und es war außerdem billig, den Marinearzt in dem Maß winzig erscheinen zu lassen, in dem man die Würmer vergrößerte. Ein so lächerlich kleiner Doktor wirkte schon durch seine Physis aufreizend, besonders, wenn er so große Würmer als gar nicht vorhanden bezeichnete. Und je besser mir der Film im ganzen gefiel, desto sehnlicher wünschte ich, sein trefflicher Regisseur hätte in mir die gleiche Empörung hervorzurufen vermocht, wenn der Doktor mittelgroß und die Maden winzig geblieben wären. Sogenannte Kunstmittel sind selten auch Mittel der Kunst. Und also sah ich den »Potemkin« zum zweitenmal bereits mit wacheren Sinnen und ermüdeter Leidenschaft.
Immerhin: der »Potemkin« war ein Riesenerfolg, und die »Generallinie« mußte nach einigen Tagen abgesetzt und aus einem großen Kino in ein kleineres verbannt werden. Nun ist für mich, einen ziemlich erfolglosen Schriftsteller, der Erfolg zwar keineswegs ein Kriterium, und die Zahl imponiert mir so wenig, daß sie mich sogar mißtrauisch zu machen imstande wäre. Allein, den Sowjets imponiert die Zahl, imponiert auch der Erfolg. Wer eine Massenwirkung zu erzielen bestrebt ist, wer sogar Konzessionen macht, wer diese Konzessionen, sein Talent und die Kunst überhaupt mit seiner Weltanschauung erklärt, ja, wer die Kunst und sein Talent und sein Werk nur entschuldbar findet, wenn sie in den Dienst seiner sogenannten Weltanschauung getreten sind – der ist allerdings verpflichtet, aus der Erfolglosigkeit seines Werkes Konsequenzen zu ziehen. Er gestatte mir für einen Augenblick, es für ihn zu tun – und ich will versuchen, den Erfolg des »Potemkin« und die Erfolglosigkeit der »Generallinie« aus dem Thematischen zu erklären: Im ersten Film Eisensteins handelte es sich um eine Anklage gegen das zaristische Rußland. Dieses war, jedenfalls nach westeuropäischen Begriffen, eine verdammenswürdige Angelegenheit.

Man mag von Westeuropa so wenig Respekt haben wie zum Beispiel ich selbst: Kosakenstiefel und Nagajkas waren ihm immer ebenso peinlich gewesen, wie ihm heute die Weltrevolution peinlich sein mag. Diese direkte Tyrannenmethode, diese osteuropäische Nagajkatradition hätte das sogenannte »westeuropäische Gewissen« (vor dem Kriege scheint es eine Art Verantwortung für europäische Kultur im Westen gegeben zu haben) auf jeden Fall gegen Rußland revolutionieren können. Der Potemkinfilm fand also eine allgemeine Anerkennung, weil er die (angeblichen oder wirklichen) Abscheulichkeiten des zaristischen Rußlands anklagte. Die »Generallinie« findet keinen Beifall, *weil sie die Vorzüge Sowjetrußlands verherrlicht.*
Worum handelt es sich in der »Generallinie«? *Um die Segnungen der Zivilisation.* Maschinen kommen in ein Dorf. Das Dorf ist mißtrauisch gegen Maschinen. Allmählich aber überwinden es, überzeugen es die Maschinen. Die Maschinen erobern das Dorf. Und wo die Sense mähte, arbeitet der Traktor. Und wo der Traktor arbeitet, fließt der Segen. Und der Sinn der »Generallinie« ist der: Die Zivilisation ist eine herrliche Sache. Die sturen Bauern gehn hinter dem blöden Pflug. Sie bebauen ihre Felder höchst mangelhaft. Sie haben also wenig Getreide. Das ganze Dorf hat wenig zu essen. Da aber das Dorf ein Teil der Sowjetunion ist, hat die Sowjetunion weniger zu essen. Wenn die Sowjetunion weniger zu essen hat, leidet das Weltproletariat Mangel. Das Proletariat aber soll keinen Mangel leiden, denn es muß siegen. Also muß das Dorf Maschinen haben. Das ist natürlich nicht der Inhalt des Films, wohl aber seine Tendenz und besonders der Sinn seines Titels. Dieser Titel will heißen: Dies ist die Generallinie, auf der Sowjetrußland zu marschieren hat, die Stalin uns vorzeichnet. Weg mit den Pflügen! Traktoren her! Gesteigerte Produktion! Alle Räder gehen laut. Rußland wieder aufgebaut! Der Film ist, er gesteht es selbst, ein Propagandaplakat für die Industrialisierung des russischen flachen Landes.
Nun – was Industrialisierung betrifft, so sind wir im Westen die geborenen Fachleute. Die Maschinen haben *wir* erfunden, und die Segnungen der Zivilisation sind eine von den Schmonzes, an denen unser westliches Vokabular so reich ist und die in Sowjetrußland ein »Programm« werden. Wir wissen beinahe nicht mehr, wie ein Pflug aussieht, vor lauter Traktoren, Melkmaschinen und landwirtschaftlichen Geräten. Unsere Milch schmeckt nach Elektrizität, unsere Butter nach

Pappendeckel, seit Jahrzehnten haben wir kein Brathuhn gegessen, das eine richtige Henne ausgebrütet hätte, unsere Dörfer stinken nicht nach Dünger, sondern nach Asphalt, unsere Bauern haben Telephon und Normaluhren und fahren mit Aktentaschen im Auto auf die Felder, wie Bankbeamte ins Büro. Wenn bei uns zu Lande irgendwo ein Hahn kräht, fragen wir uns, ob's nicht ein Tierstimmenimitator im Radio ist, und es fehlt nicht viel, so geben die strotzenden Euter unserer Kühe keine flüssige Milch mehr, sondern Konservenbüchsen aus Blech. Mit Maschinen also imponiert man uns nicht. Soweit wären wir bereits industrialisiert und aufgebaut. Ja, allmählich beginnt unser Widerwille gegen Konserven so stark zu werden, wie es unser Abscheu vor Kosakenstiefeln war.

Man gestatte mir an dieser Stelle ein kleines privates Geständnis, damit sachliche Mißverständnisse vermieden werden. Mein Mangel an Begeisterung für landwirtschaftliche Maschinen, elektrisch erzeugtes Brot und chemische Eierspeisen resultiert nicht etwa aus einer Veranlagung zum Schollendichter oder aus einer Vorliebe zur Landschaft. Niemals habe ich auch nur in zehn Zeilen bukolische oder romantische Talente verraten, niemals öffentlich eine der beliebten Jahreszeiten besprochen, ja, selbst einen kurzfristigen Sommeraufenthalt vermeide ich gern, fließendes Wasser, warm und kalt, im Zimmer, scheint mir eines der wichtigsten Erfordernisse der Existenz. Dennoch ist ein Hahnenschrei meinem Ohr angenehmer als eine Autohupe, eine Kuhglocke freundlicher als eine Telephonklingel und der Gesang der Sensen sympathischer als das Gedröhn eines Traktors. Ich begreife selbstverständlich, daß die Autohupen, die Telephonklingeln und die Traktoren die Hähne, die Kühe und die Sensen allmählich zum Schweigen bringen werden, und ich mache mir wenig aus einer so selbstverständlichen, wenn auch peinlichen Entwicklung der Welt. Aber lächerlich wie die Bukoliker erscheint mir der Romantiker der Technik, der den Traktor imposant findet und dem die Konservenmilch besser schmeckt, der sich an Chemikalien delektiert und auf den Motor stolz ist. Und die »Generallinie«, die Stalin dem russischen Volk und dem Weltproletariat vorzeichnet und die Eisenstein uns vorfilmt, propagiert nicht nur den Traktor, sondern auch den naiven Stolz auf den Traktor. Sie preist nicht nur die Resultate des Fortschritts, sondern auch den Fortschritt. Sie wünscht nicht nur die Zivilisation, sie betet auch zu ihr. Sie macht in der Tat aus der Zivilisation die neue Religion, kein Opium für das

Volk mehr, kein Schlafmittel, sondern ein Wachmittel, ein Putz- und Nutzmittel vielleicht auch. Stehe ich aber vor der Wahl, ein übermächtiges Walten zu erkennen: im Brutofen oder in der brütenden Henne, so ziehe ich die Henne vor, und obwohl ich mich an das Gedröhn der russischen Kirchenglocken sehr wohl als an eine Störung meiner privaten Ruhe erinnern kann, fällt es mir schwer, das nützliche Wunder einer Telephonklingel als eine Art Garantie für eine segensreiche Gegenwart anzuhören oder als eine frohe Botschaft für die Zukunft. Und da nach der offiziellen Kunsttheorie der Sowjets der Inhalt und die Tendenz eines Kunstwerks seinen Wert *allein* bestimmen, Eisenstein selbst dieser Meinung sein dürfte, bin ich, ein Nichtkenner der Filmgesetze, ausnahmsweise einmal in der Lage, frank sagen zu können: Die »Generallinie« ist ein schlechter Film. Und Eisenstein muß mir recht geben. Der Mißerfolg des Films zeugt gegen ihn (fast ebenso, wie zum Beispiel meine materiellen Mißerfolge für mich zeugen).

Der Potemkinfilm fand eine günstige Bereitschaft: das humane Gewissen Europas, das immer ein Feind des Zarismus gewesen war. Die »Generallinie« findet überhaupt keine Bereitschaft: erstens, weil unsere Maschinenmüdigkeit zu groß ist; zweitens, weil uns Stalins (und selbst Lenins) Programm zu banal ist. Wir haben ganz andere, viel kompliziertere Sorgen. Und allerdings auch noch einen Rest von romantischer Zuneigung zum »rätselhaften Osten«, der sich so lächerlich krampfhaft bemüht, alle seine Rätsel zu erklären, nach der Methode der beliebten Ecke in der Zeitung: Auflösung folgt in der nächsten Nummer...

Der Scheinwerfer (Essen), März 1930

VALERIU MARCU: »MÄNNER UND MÄCHTE DER GEGENWART«

G. Kiepenheuer, Berlin

Marcu, der Verfasser einiger sehr schnell bekannt gewordener Biographien großer Männer, unterscheidet sich von den Biographen, die das Unglück haben, populärer zu sein als ihre Helden, durch eine unnachsichtige Behandlung seiner Objekte. Herr Maurois zum Beispiel ver-

ehrt seine Gestalten. Seine Bücher sind ihnen gewidmet. Marcu versucht, seine Objekte zu durchschauen. Es ist ein Mißverständnis, ihn in die bereits ansehnlich gewordene Gruppe jener Autoren einzureihen, die der bekannten »Sehnsucht dieser Zeit« nach heroischer Größe entgegenkommen. Im Gegenteil: Die Leser dieser billigen Zeit scheinen keineswegs besser zu sein als sie. »Die Leser« – sie bilden ja die Gegenwart! Wenn sie wirklich ein Bedürfnis nach Heroismus hätten, so besäßen wir lebendige Heroen und nicht soviel Biographien großer Männer von soviel kleinen Männern. Vielmehr scheint mir diese Gegenwart weder geeignet, Heroen hervorzubringen noch den Heroismus vergangener Zeiten wirklich zu erkennen. Sie freut sich lediglich an der äußeren Theatralik großer Erscheinungen der Vergangenheit, und sie verschlingt die Biographien aus billiger Freude an der billigen Draperie. Je billiger der Darsteller, desto besser. Wer die Neigung des Publikums, die große Historie kennenzulernen, aus der »demokratischen Tendenz« dieser Zeit erklärt, keine große Historie hervorzubringen, sieht gewissermaßen das Publikum (im weiteren Sinne: »das Volk«) *außerhalb* der Gegenwart –– wie etwa Zuschauer im Theater von der Bühne getrennt sind. Wer also spricht, denkt nicht konsequent, sondern agitatorisch. Das Publikum ist identisch mit der Zeit, seine Tendenzen sind ihre Tendenzen, seine Ratlosigkeit ist ihre Ratlosigkeit, sein Mangel an Geschmack ist auch der ihre. Ich vermag in der Tatsache, daß man verkitschte Heroen kennenzulernen wünscht, beim besten Willen nicht eine Sehnsucht nach Heroismus zu erkennen, sondern höchstens eine Sehnsucht nach Kitsch.

Dieser Sehnsucht kommt Marcu *nicht* entgegen. Es ist die Aufgabe des Schriftstellers, nicht zu erklären, sondern zu entlarven. Der wahre Heroismus verträgt es, der falsche verdient es, entlarvt zu werden. Indem Marcu fast in jeder Zeile daran denkt und den Leser daran denken läßt, daß der Heros ein Mensch ist und kein Gott, weckt er den Trieb zu selbständigem Denken und zur Kritik, und seine Leistung ist eine erzieherische. Er verdrängt den Trieb zur Anbetung, und also ist seine Leistung eine revolutionäre. Er stellt die menschlichen Maße wieder her – die einzigen, die in dieser Welt gelten sollen –, und also ist seine Leistung eine humane. Ich liebe seinen Freimut, der sich nicht imponieren läßt, und seinen Respekt vor den Dingen, vor denen man Distanz bewahren soll, und seinen Haß gegen die Nachbeter und seine Verachtung für die Herden. Sein Buch heißt: »Männer und Mächte der

Gegenwart« (nicht: Götter und Übermächte) und enthält Ausführungen über Clemenceau, Lenin, Foch, Chesterton, Delbrück -- und merkwürdigerweise auch über Panait Istrati, der mehr eine Ohnmacht ist als eine Macht und den Marcu (wie manche anderen) mit der exotischen Gegend verwechselt zu haben scheint, aus der er stammt und von der er lebt. Ich weiß, daß der Autor der »Männer und Mächte« seine Scham vor ehrenden Attributen hinter einem leicht zu durchschauenden geselligen Zynismus zu verbergen pflegt. Ich kann dennoch nicht umhin, ihn als einen *Mann* zu bezeichnen: *einen Mann gegen die Gegenwart.*

Die Literarische Welt, 4. 4. 1930

DIE GIRLS (II)

Die Girls traten zwischen zwei »vollen« Nummern auf, in einer Halbpause sozusagen, in der manche Besucher, offenbar jene, die das Girltum schon aus dem Effeff kennen, sich zum Büfett im ersten Stock begaben oder in die frische Luft, um eine Zigarette zu rauchen. Obwohl sich die Girls zu produzieren begannen, schmetterte die Schokoladenverkäuferin ihre Rufe durch den Saal, und die sechzehn halbnackten Mädchen schienen einfach einen Vorhang zu ersetzen. Auch wenn man in der ersten Parkettreihe saß, konnte man die sechzehn nicht voneinander unterscheiden, und die verschiedenen Nuancen ihrer Haut- und Haarfarben schienen von der Regie hinter den Kulissen und kurz vor dem Auftreten angefertigt worden zu sein – nicht etwa, damit sich die Mädchen voneinander unterschieden, sondern um die Vorstellung von ihrer lebendigen Realität im Zuschauer zu vertiefen und einer optischen Abwechslung zuliebe. Sechzehn tanzende Säuglinge hätte man eher auseinanderhalten können als diese Mädchen, deren Alter übrigens auch nicht annähernd zu fixieren ist. Sie hatten ungefähr die Gemüter von harmlosen und anmutigen Backfischen und die körperliche Leistungsfähigkeit von Riesenexemplaren des weiblichen Geschlechts. Um sie zu erzeugen, hatte die Natur keine Anstrengung bedurft: Sie nahm aus ihrem unermeßlichen Reservoir ein gewisses Quantum amerikanischer Amazonen-Holdseligkeit, zerteilte es in

sechzehn gleichmäßige Stücke, und die Girls waren fertig. Seit ihrer frühesten Kindheit wandelten sie tänzelnd die schnurgeraden Wege zu Kraft und Schönheit, an deren Zielen unser Zeitalter steht, um die Riesenarmee aus Muskeln und Waden zu empfangen, die mit einem garadezu vernichtenden Optimismus daherkommt. Wo sie hingetreten ist, wächst keine Skepsis mehr; nur Vitamine. Von ihnen genährt, gelangen die sechzehn Mädchen in jenes alterlose Alter, in dem sie den Grad des Girlstums erreichten. Älter werden sie bestimmt nicht. Die Jahre legen sie wie Münzen an einen abgelegenen Ort, die Zeit, die selbst verwandelt ist, kann die Girls nicht mehr ändern, und wenn die Mode es verlangte, könnten sie tausend Jahre tanzen -- nur, um die Pausen zu füllen.

Zweiunddreißig durchaus gleichartige Beine und Füße werfen die Mädchen im gleichen Takt in die Luft, ein Parademarsch der friedlichen Nachkriegszeit. Nichts anderes ereignet sich, manchmal fassen sich die Mädchen an den Händen, wie um einen Reigen zu schließen, aber sie bleiben in einer Front. Dann lassen sie die Hände wieder los und klappern weiter mit den Söhlchen auf die Bühnenbretter. An beiden Enden der Kette, dort, wo der breite silberne Streifen des Scheinwerfers abbricht, haarscharf an der Kante zwischen Hell und Dunkel, sieht man den weißen staubigen Wirbel des Puders, der sich in winzigen tänzelnden Molekülen von den Leibern löste, abgesplitterte Bestandteile der tanzenden Schönheit. Und nicht allein der Schönheit! Denn es ist manchmal, als bedürfte der Zuschauer, eben, um sich von der Realität der Girls zu überzeugen, noch solcher kleinen Beweise wie des abstaubenden Puders, der im Verhältnis zu den andern Drillfunktionen der Mädchen immer noch wenigstens als eine geringfügige Manifestation ihrer Menschlichkeit erscheint. Daß ein sogenanntes Schönheitsmittel, wie Puder, überhaupt nur eine Zutat war und kein wesentlicher Bestandteil ihrer selbst, läßt uns doch noch hoffen, daß die Girls aus einer weiblichen Substanz gemacht sein könnten. Der Gedanke lag immerhin nahe, daß sie eine Art Varieté-Nymphen sind, wie sie sich ein amerikanischer Polytheismus vorstellen mag: kerngesund, für Schönheitswettbewerbe geeignet, Töchter der Artemis (die in Hollywood seßhaft ist), und zweimal in der Woche beim Dentisten.

Später, nach der Vorstellung, ergab es ein aufklärender Zufall, daß ich den Mädchen begegnete. Sie kehrten heim, zu zweit, paarweise, wie Lyzealschülerinnen, die zum Nationalfeiertag geführt werden. Hinter

ihnen schritt die Tanzmeisterin, eine Dame mit einer Hornbrille und auch jenen hygienischen niederen Absätzen, mit denen die reaktionäre männliche Anschauung von dem Reiz eines Frauenschritts getreten wird. Außerordentlich sittlich waren die Girls, sechzehn an der Zahl, gegen elf Uhr abends begaben sie sich schon in ihre Hotelbettchen. Und dieser brave Puritanismus, der sie nach Hause geleitete, war ein leiblicher Bruder des geschlechtslosen Drills, den sie halbnackt, gleichartig und ohne Reiz durch die Pausen geklappert hatten, demonstrierte eine aufreizende Sittenreinheit, jener ähnlich, von der die Mädchen in amerikanischen Filmen besessen sind und die Legislatoren, die das Antialkoholgesetz durchhalten. Es war ein schauerlicher Anblick: die Tugend genau so nackt gesehen zu haben, wie sich sonst nur die Sünde benahm, als sie noch lebte. Nun ist sie tot, die Sünde! Auf den Wegen zu Kraft und Schönheit liegt sie, zertreten von einer Keuschheit, die kein Verdienst mehr ist.

Das Tagebuch, 5. 4. 1930

VERFILMUNG EINES MORDPROZESSES

Einen Mordprozeß, der in diesen Tagen vor dem Schwurgericht in Potsdam stattfindet, wollte eine Berliner Filmgesellschaft filmen lassen. Der Vorsitzende war damit nicht einverstanden. Er meinte, daß die Geräusche des Apparats die Verhandlung stören könnten. Die Verfilmung des Mordprozesses unterblieb also.
Sie unterblieb, wie man sieht, aus rein akustischen Gründen. Und nicht aufgehoben ist die Befürchtung, daß ein anderer Vorsitzender, mit einem weniger empfindlichen Gehör, dieses den neuerlichen Bitten jener Filmgesellschaft leihen könnte, damit in der Meßter-Woche zwischen einem Wettrudern und einem Sechstagerennen Ausschnitte aus dem interessanten Mordprozeß gezeigt werden können. Und da wir bereits die neueste Segnung der Zivilisation, nämlich den Tonfilm, besitzen, kann es geschehen, daß von nun an alle sensationellen Prozesse in den deutschen Kinos abrollen, in Bild und Wort, neben einem jener amerikanischen Lustspiele, deren Humor ebenfalls eine Folge dieser todernsten Zivilisation zu sein scheint und deren Wesen erschöpft

wird mit der Antwort des Mannes, der gefragt wurde, wie das Theaterstück gewesen sei: »Nun, man lacht!« lautete sie.

Es ist nicht leicht, dieser Welt, in der Takt und Taktlosigkeit keine Argumente sind, klarzumachen, weshalb eigentlich die Verfilmung eines Mordprozesses weniger statthaft sei als die Öffentlichkeit, in der er sich ohnehin abspielt. Es ist um so schwieriger, als ja diese Welt den Maßstab für den Ernst und die Tragik des Lebens seit mehr als einem Jahrzehnt aus dem Kino bezieht und ihr ganzes Gefühlsreservoir immer wieder mit den Leidenschaften nachfüllt, die von der Filmregie gepachtet sind und verwaltet werden. Man muß sich hier schon unzweideutig gegen die wachsende Zudringlichkeit der publizistischen Photographie aussprechen, auf die Gefahr hin, einer altmodischen und sogar einer reaktionären Haltung verdächtigt zu werden und vor diesen kleinen düsteren Apparaten, die vor gar nichts haltmachen können, die Unantastbarkeit gewisser Regionen verteidigen. Die Verfügung, derzufolge an bestimmten Orten, wie im Reichstag, in den Landtagen und in den Gerichten nicht photographiert werden darf, scheint nämlich, ohne daß es ihre ausdrückliche und bewußte Tendenz wäre, eher den Geboten des guten Geschmacks zu entsprechen als praktischen Notwendigkeiten. Es liegt außerdem in dieser Weigerung des Gerichts, sich photographieren zu lassen, ein wohlberechtigtes Mißtrauen gegen die falsche Authentizität der Photographie, der mit Recht sogenannten »Moment-Aufnahme« (der Aufnahme eines jedenfalls mißverständlichen Moments), gegen die Degradierung einer feierlichen Situation zu einem interessanten Tagesbericht oder einem sensationellen Spektakel, allen zugänglich gegen Entgelt. Es liegt in diesem Widerstand mancher Behörden gegen das zivilisatorische Instrument des Fortschritts und der neuen Zeit ein ihnen selbst vielleicht unbewußtes, aber außer Zweifel richtiges Mißtrauen gegen die Fähigkeit des Apparats, wirklich dokumentarisch zu sein und nicht die Wahrheit zu entstellen. Denn gegen die Stupidität eines Mechanismus aus Glas und Pappendeckel kann sich die menschliche Würde nicht verteidigen. Wird sie ihm einmal preisgegeben, so muß sie sich in Lächerlichkeit verwandeln. Es ist nämlich nicht richtig, daß die Photographie die Wirklichkeit wiedergibt, so »wie sie ist«. Die photographische Aufnahme enthält nur einen zufälligen Augenblick der Wirklichkeit, weniger als einen Ausschnitt, die dünnste Schicht der Oberfläche eines Moments – ganz abgesehen von ihrem Fluch, den Körper nur als einen

Schatten wiedergeben zu müssen. Die Photographie gibt keineswegs die Wirklichkeit, so wie sie ist, sondern so, wie sie der Linse erscheint. Bei der Betrachtung einer Photographie sind wir nicht mehr imstande, wie die Wendung lautet: unsern Augen zu trauen, sondern höchstens in der Lage, der Linse trauen zu müssen.
Ich weiß nicht, ob es ein Gesetz gibt, das die Verfilmung einer Gerichtsverhandlung verbietet, oder ob es nur eine instinktsichere Sitte ist, die den letzten Rest einer öffentlichen Würde vor der falschen Authentizität eines Apparates rettet. Ich weiß nur, ich fürchte beinahe, daß es dieser fixen Technik gelingen wird, einen geräuschlosen Filmapparat herzustellen, der das Argument eines Vorsitzenden, die Geräusche bei der Verfilmung würden den Gang der Verhandlung stören, zunichte machen müßte. Wenn die Justiz keine anderen Gründe gegen ihre Verfilmung gehabt hat, dann verdient sie es, in einen Tonfilm verwandelt zu werden.

Münchner Neueste Nachrichten, 13.4.1930

KONFEKTIONSEROTIK

Die Konfektionserotik besteht in dem mißverstandenen Zweck verschiedener Gliedmaßen und Körperteile des menschlichen beziehungsweise des weiblichen Körpers. Die Brust ist für Büstenhalter da, die Beine für Seidenstrümpfe, die Lippen für Schminkstifte, die Wangen für Schminke und Puder, das Haar für bestimmte Frisuren, Haarwasser und Kämme, die Haut für Salben und Fichtennadellösungen, ins Bad zu tun, die Zähne für Zahnpulver und so weiter. Ursprünglich war es anders. In alten Zeiten waren die oben angeführten Gegenstände für die oben angeführten Körperteile da. Aber in dem Maß, in dem sich allmählich die Natur der Industrie auszuliefern begann, die Konfektion die Funktionen der Liebesgottheiten übernahm, die »Schönheitspflege« aus einer privaten und individuellen Beschäftigung eine öffentliche der Nation wurde wie die »Leibesübungen«, fingen die sogenannten »Schönheitsmittel« an, sich die Schönheit zu unterjochen, unter dem Vorwand, diese »zur Geltung zu bringen«. Während die Frau also noch glaubt, sie zeige zum Beispiel ihre Beine, zeigt sie in

Wirklichkeit ihre Strümpfe, Kunstseide, Halbseide oder Seide. Und der Trick der Reklame, der darin besteht, die erotische Wirkung einer Wade aus Wachs in den Dienst der Propaganda für die Fabrikate des Hauses zu stellen, ertötet allmählich den Reiz einer lebendigen Wade. Die Häufigkeit amputierter Frauenbeine in den Schaufenstern schafft allmählich die Anlage zu einer optischen Täuschung, derzufolge ein lebendiges Bein in einem jener so anschaulich propagierten Strümpfe mit einem wächsernen verwechselt werden kann. Eine Firma zum Beispiel, die Strümpfe erzeugt, hat gelegentlich die Gewohnheit, die Beine lebendiger, authentischer, mit Namen und Wohnort genannter Damen für die Inserate in den Zeitungen zu photographieren. Wir sagen absichtlich: die Beine. Das Gesicht kam nur der Authentizität halber auf die Platte mit. Die ganze Persönlichkeit der Photographierten ist in den Dienst dieses Authentizitätseifers des Fabrikanten gestellt und diese wieder in den Dienst der Propaganda. Eine lebendige, dokumentarisch bestätigte Persönlichkeit hat also, um jener inserierten Photographie zu glauben – und die inserierte Photographie ist die einzige öffentliche Manifestation der im übrigen privaten Persönlichkeit –, keinen anderen öffentlichen Zweck als: eine bestimmte Art von Strümpfen zu tragen und zu zeigen. Den gleichen Zweck erfüllen die Wachsbeine im Schaufenster.

Wir sagen absichtlich: »der im übrigen privaten Persönlichkeit«. Es sind nicht etwa die Beine der Tänzerin oder einer Schauspielerin photographiert, deren Körper das wichtigste Werkzeug ihrer Kunst ist, also eine usprüngliche, *eigene* propagandistische Kraft hat. Wenn das Angesicht einer Schauspielerin einen bestimmten Hautkrem empfiehlt, so erfüllt es ungefähr die praktische Aufgabe einer Zeitung, die ein Inserat bringt. Die Öffentlichkeit und die Wirkungsweite der Zeitung (und der Künstlerin) sind ohnehin vorhanden. Das Fabrikat oder das Verkaufsobjekt profitiert nur von dieser Öffentlichkeit wie das Plakat von der Öffentlichkeit der Straße. Wenn aber private Menschen nur zu dem Zweck in die allerweiteste Öffentlichkeit treten, um die Qualitäten einer Ware zu bezeugen, ihren Körper als Propagandamittel für diese Ware verwenden, so wird das angepriesene Objekt wichtiger als der Körper, mächtiger, ebenso wie es wichtiger ist als das leblose Wachs.

Wir können weder entscheiden, ob die inserierte Photographie der privaten Persönlichkeit dem guten Geschmack entspricht, noch ob ihre

Reklamewirkung bedeutend ist. Da die privaten Persönlichkeiten den Kreisen angehören, die man »die besseren« nennt, vermuten wir, daß die Reklame sich absichtlich nicht einer Künstlerin bedient und nicht einer anonymen Persönlichkeit, um zugleich mit der Qualität der Ware gewissermaßen ihre Gesellschaftsfähigkeit zu beweisen. Und es scheint uns ein Zeichen dieser Zeit, daß für die Verbreitung einer Ware neben den Beinen einer Frau auch der Titel ihres Mannes nützlich sein kann.

Dies nur nebenbei. Nicht um den Geschmack und die propagandistischen Talente der besseren Kreise handelt es sich hier, sondern um die »Versachlichung« des weiblichen Körpers – die einzige Art von »Schamlosigkeit«, die es gibt. Die Lüsternheit zum Profit eines Fabrikats zu machen ist ebenso selbstverständlich geworden, wie sich ihrer unter dem Vorwand der zu popularisierenden »Hygiene« zu bedienen. In das Kapitel »Konfektionserotik« gehören nicht nur inserierte Photographien und das Schaufensterwachs, sondern auch jene zahllosen Publikationen einer anderen Konfektion, die man die *Nuditätskonfektion* nennen könnte. Sie erzeugt nackte Körper wie die alte Konfektion Kleider und Mäntel. Es hat sich herumgesprochen, daß Nacktheit keine Schande und sogar gesund ist. Möglich! Wahrscheinlich sogar! Aber auch erotischer Reiz und Reizbarkeit sind wahrscheinlich gesund und sicherlich keine Schande. Eine Schande ist es erst, auf die Lüsternheit zu spekulieren und »Zurück zur Natur!« zu rufen, um der Polizei zu entgehn. Wenn eine Nudität, hergestellt in einem Budapester Atelier, über dessen Absichten wir uns klar sind, in Deutschland etwa die Überschrift bekommt: »Nackt sein heißt wach sein!« oder: »Der Sonne entgegen!« oder: »Laßt die Haut atmen!« – so fällt sie aus der Region der »Unsittlichkeit« in die der »Volksgesundheit«. Erotika, an deren Natur man nicht zweifeln kann, die in anderen Ländern unter unzweideutigen-zweideutigen Titeln erscheinen, wie etwa: »Das Lächeln«, »Positionen«, »Galantes Album«, dürfen bei uns etwa diese Namen führen: »Natur und Gesundheit«, »Der Körper und seine Pflege« usw. Und *damit beginnt die Schamlosigkeit.* Nichts Schamloseres als die Verwendung pathetischer Schlagworte für alte, wohlbekannte Geschichten.

Der neckische »Reklamechef«, der, um die Güte seines Hautkrems anzupreisen, das Inserat mit der schwülen Wendung aus einem billigen Roman einleitet: »Die blendende, verführerische, geheimnisvolle

Pracht ihrer Büste hat... zu verdanken« – oder, wenn er Zahnpasta verkauft, von dem »holden Lächeln« spricht, mit dem »die Dame die Männerherzen betört« – dieser Schelm, der mit zwinkerndem Aug' zu »sachlichem« Zweck die schwüle Phrase herunterleiert, sich der alten, guten Lüsternheit bedient, aber »Gesundheit!« schreit: *er* ist eigentlich der Urheber der »Konfektionserotik« – der Bekleidungs-, der Schönheitsmittel- und der Nacktheitskonfektion. Er ist der sichere Mörder der anderen, beinahe schon vergessenen Erotik ohne Propagandawirkung. Er ist der Erfinder jener schauderhaften erotischen Prothese, die mit dem »eleganten Schuh« (man nennt es »Fußbekleidung«) beginnt und mit dem zu einem schmucken »Blätterornament« verwickelten Strumpfband endet. Die Oberschenkel befinden sich erst im nächsten Schaufenster unter den modernen »Hüftgürteln«, die »schlank machen«, »garantiert«, und deren Namen alle auf »a« enden und an die lateinischen Substantiva erster Deklination erinnern. Das verleiht ihnen eine medizinische Suggestionswirkung: Inseratenlatein.

Diese Ausführungen könnten bei der heute grassierenden Humorlosigkeit mißverstanden werden. Deshalb ist es vielleicht besser, mit jener Klarheit – die so selten in Inseraten zu finden ist – zu erklären, der Zweck der vorhergehenden Ausführungen ist: dem Erzeuger und Verkäufer deutlich zu machen, daß sein Kunde, der Name seiner Firma, die Wirkung seines Schaufensters, seiner Schilder abhängig sind vom *Geschmack* seiner Ankündigungen. In den meisten Fällen dürfte das Fabrikat besser sein als das Inserat. Aber dieses sollte jenem entsprechen, nicht nur von jenem erzählen.

Die Literarische Welt, 17. 4. 1930

DER HERR

Dieser Herr ist mir unsympathisch. Weil ich bemüht bin, gerecht zu sein und ledig aller Vorurteile, denke ich nach, welche sympathischen Eigenschaften er haben könnte. Er ist vielleicht seinen Kindern ein guter Vater. Wenn er einem von ihnen begegnet, wird sein Herz warm und schickt ein paar Wärmemolekülchen hinauf, in die blauen Augen,

die ständig von einem Zwicker oder einer Brille (beim Lesen) bekleidet sind und die allen Menschen, Tieren und Gegenständen zu zürnen scheinen. Es sind, ohne Zweifel, die Augen eines redlichen Mannes. Denn nichts Verführerisches oder auch nur passiv Anmutiges kann in ihr Blickfeld gelangen, ohne von ihren stählernen Strahlen vernichtet zu werden, oder zumindest gebrochen. Und als könnte es den anmutigen Dingen einfallen, jemals einen listigen Umweg zu benutzen und zum Beispiel zwischen Augenlid und oberem Brillenrand durchzuschlüpfen, trägt der Herr seine blond-rötlichen Augenbrauen als ein borstiges stachliges Gestrüpp, eine Art von Stachel-Haar-Verhau, defensiv über den Gläserrändern. Die Stirn ist viereckig vorgeschoben, der Herr trägt sie als ein kleines Kästchen am Schädel, solide in diesen eingefügt und mit Kopfhaut überzogen. Von der Nase ist nicht viel vorhanden. Sie scheint in der Hauptsache lediglich den Gläsern einen Ruhepunkt, einen Sattel, gewähren zu sollen, und also wundert man sich nicht weiter, daß sie statt der Flügel zwei fleischige rötliche Knöpfchen hat, Druckknöpfe gewissermaßen, mit denen sie zur Sicherheit an beiden Wangen festgehalten wird. Unter dem blonden Hauch von einem Schnurrbart ist der Mund schmal, dennoch nicht ganz geschlossen, und die kleinen, spitz gefeilten Zähnchen eines Nagetiers werden sichtbar, für die die gewöhnlichen Zigarren gewiß kein geeignetes Objekt sind. Wäre ich dieser Herr, ich würde mir Zigarren anschaffen, deren oberes Ende von einer Nußschale umhüllt wäre. Wenn der Herr seine Zigarre einen Augenblick auf unseren gemeinsamen Aschenbecher legt – denn wir sitzen einander an einem Tisch gegenüber –, sieht man die regelmäßigen keilartigen Trichter an den braunen Tabakblättern. Vielleicht – denke ich – wäre alles weit besser, wenn dieser Herr einen der üblichen Steh-Umlegkragen tragen wollte. Allein, derartiges zu tun, scheint er keineswegs gesonnen. Vielmehr gilt seine Vorliebe einem einfachen Kragen mit breit und trotz ihrer Steifheit beinahe behaglich umgelegten Spitzen, zwischen denen die etwas bläuliche Haut des Halses ständig leise zittert. Mörderische Naturen – denke ich – würden durch diesen Anblick verlockt werden, dem Mann an die Kehle zu fahren.

Auch ich bin dem Herrn nicht sympathisch. Obwohl er erst später als ich an unsern Tisch gekommen ist, scheint er doch überzeugt zu sein, daß von uns beiden ich der Überflüssigere bin. Er gibt diese seine Meinung dadurch zu verstehen, daß er nicht etwa den ganzen Tisch für

seine Zigarren, sein Bier und seine Aktentasche einzunehmen versucht, sondern, im Gegenteil, dadurch, daß er peinlich bemüht ist, durch die Mitte der Tischplatte eine Grenze zu ziehen, die sozusagen auf ewig unsere Gebiete schneidet. Wenn einer seiner Gegenstände durch eine unvorsichtige Bewegung des Kellners auch nur einen Millimeter über diesen Strich gelangt, zeichnet ihn der Herr mit seinem stählernen Blick ganz tadellos neu über die Platte. Nach jeder Geste putzt der Herr seinen Rock oder seine Weste mit den Fingernägeln, die Handflächen nach außen. Manchmal knipst er mit Daumen und Zeigefinger einen imaginären Fleck davon. Er lebt unaufhörlich in der Angst, sein Anzug könnte schmutzig werden -- obwohl es ein praktischer Anzug ist, auf dem sich alle möglichen Flecke schon von vornherein, als Muster, befinden: dunkelbraun, taubengrau, rötlich und violett, ist dieser Anzug geeignet, durch einen Regenbogen getragen zu werden und sich nicht im geringsten zu verändern. Aber gerade dieses äußerst praktische Muster scheint in dem nervösen Herrn die Vorstellung hervorzurufen, jeder natürliche Fleck sei aus Achtlosigkeit entstanden. Dabei ist Achtlosigkeit in diesem Falle so gut wie ausgeschlossen. Wenn der Herr einen Schluck Bier nimmt, streckt er den Oberkörper über den Tisch, so als würde er im Rücken von einer unsichtbaren Hand nach vorn gedrängt, die kleinen Tröpfchen vom Boden des Glases fallen auf den Tisch – und auch das irritiert den Herrn. Er ruft nämlich immer wieder den Kellner und zeigt stumm auf das Tröpfchen. Der Kellner wischt es gehorsam weg – und der Herr seufzt, wie einer, der sagen will, daß Biertrinken unter solchen Umständen eine Qual sei.

Dennoch trinkt er ein Bier nach dem andern. Wenn ein Glas fertig ist, zieht er die Uhr, die in einem Beutelchen aus Wildleder verborgen ist, und vergleicht die Zeit seiner Taschenuhr mit jener der Wanduhr. Welcher von beiden er mißtraut, wird nicht ersichtlich. Fände er mich sympathisch, er würde gewiß auch mich nach der Zeit fragen. Aber zwischen uns sollen ja keine Beziehungen herrschen. Feind ist Feind. Krieg ist Krieg.

Auf einmal fährt Unruhe in den Herrn. Er greift nach allen Taschen, steht auf, sucht in den Taschen seines Mantels, ruft nach dem Kellner und setzt sich erbittert wieder an den Tisch. Seine Zigarre ist erloschen. Er hat kein Streichholz. Ich beeile mich, ihm eine Schachtel zuzustecken, bevor der Kellner kommt. Ich rücke die Schachtel über die Grenze, eine Streichholzschachtel ohne Paß und Visum, und sage

kein Wort und warte. Der Herr nimmt sie, zündet sich die Zigarre an und schiebt die Schachtel wieder über die Grenze zurück. Dabei sagte er ein »Danke!«, das aus dem Ausschnitt des Kragens kommt. Der Herr, der bis jetzt gesonnen war, einen Waffenstillstand gelten zu lassen, sieht sich durch meinen Angriff genötigt, in der Etappe seine Kräfte zu sammeln. Sobald der Kellner erscheint, zahlt er, steht auf und sagt: »Guten Tag!«

Aber dieser Gruß ist etwas ganz anderes: »Auf Morgen!« sagt dieser Gruß. »Sie wollen mir die Sonne verdunkeln? Um so besser: Dann werden wir im Schatten kämpfen!...«

Münchner Neueste Nachrichten, 28. 4. 1930

BERLINER VERGNÜGUNGSINDUSTRIE

Manchmal in einem Anfall heilloser Melancholie trete ich in eines der üblichen Berliner Nachtlokale, nicht etwa, um mich zu erheitern, sondern um die Schadenfreude zu genießen, die mir der Anblick des industrialisierten Frohsinns bereitet. Meiner kummervollen Befürchtung, es könnten meine fortgeschrittenen Jahre sein, die mir den Aspekt einer Vergnügungsstätte triste machen, steht die objektive Erkenntnis von der unsagbaren Eintönigkeit des internationalen Nachtlebens entgegen. In der Tat erscheint der ganze Mechanismus, mittels dessen heutzutage die Freude erzeugt und vermittelt wird, in dem Maße simplifiziert und durchsichtig, in dem die menschliche Natur von außen her Vergnügungsmaterial zu ihrer Belustigung heranziehen muß. Es ist, als bemächtige sich jene grobe Kraft, die heutzutage den Stoff beinahe aus dem Nichts erschafft und verarbeitet, auch der seelischen Fähigkeiten und als schlüge sie Kapital aus der primären Veranlassung und der Notwendigkeit des Menschen, sich zu erheitern. Und es ist, als schüfe diese vergröberte und vereinheitlichte Erheiterungsindustrie auch in allen großen Städten der Welt den einheitlichen Typ des Nachtbummlers, mit den streng typisierten, höchst einfachen Bedürfnissen, die nach höchst einfachen Regeln zu befriedigen sind. Gegen zwei Uhr nachts ist also das Bild, das eine Bar, eine »Luxusstätte«, ein »Tanzlokal« in Berlin, Paris, Marseille und Kairo bieten, immer das

gleiche: Der parfümierte Rauch der internationalen »Luxuszigaretten« steht unter der Decke, eine Art gasförmiges Unterfutter des Plafonds. Die rötlich verhüllten Lampen verbreiten ihr Licht nicht, sondern verbergen es. Die nach internationalen Rezepten gemischten Cocktails, deren klare Buntheit an flüssig gemachte Halbedelsteine denken läßt, stehen in halbgefüllten, gleichartig gewölbten Gläsern von dem Umfang halber Kokosschalen. Hart, spröde und gelb ragen die Büschel der Strohhalme aus metallenen Behältern, eine einzige, ferne Erinnerung an die längst überwundene rustikale Epoche der Menschheit.
In der Ecke, in der die Musikkapelle Platz genommen hat, aber nicht etwa, um sitzen zu bleiben, sondern um unaufhörliche und sinnlose Bewegungen zu vollführen, die an die bekannte Exerzierübung »Laufschritt auf der Stelle« erinnern, übertragen aus der Welt des martialischen in die des bacchantischen Militarismus, blitzt und schimmert, stöhnt und wimmert, jauchzt und jubelt das Saxophon, die profane Posaune dieses profanen, gleichsam vorletzten Gerichtes. Die Musikanten tragen keine Röcke. Sie sitzen in Hemdsärmeln wie Kegelschieber, in Sporthemden wie Tennisspieler, in diesem angelsächsischen smarten Dreß, der anzudeuten scheint, daß die Erzeugung von Klängen und Tönen eher von einer sportlichen Begabung herrührt als von einer musikalischen. Die Bardamen aller Welt sind aus dem gleichen Schönheitsmaterial gemacht, das ohne Rücksicht auf die besonderen klimatischen, geologischen und Rassebedingungen der einzelnen Gegenden von einer verschwenderischen göttlichen Macht über alle Staaten gleichmäßig verschüttet worden ist, zwecks Erzeugung jenes internationalen, infantilen, schlanken, schmalhüftigen Frauentyps, in dem sich das Laster mit dem Training zu verbinden scheint, die Tendenz zur selbständigen Modernität mit der überlieferten Methode, durch Hilflosigkeit zu verführen, die aktive und passive Wahlberechtigung mit der Bereitschaft, sich kaufen zu lassen. In allen Städten ein ganz bestimmter, einheitlicher Typ von jugendlichen, das heißt alterslosen Genießern in männlicher Kleidung (dem einzigen Kennzeichen ihres Geschlechts): glattrasiertes Gesicht und straff zurückgekämmtes Haar, breitwattierte Schultern und zusammengepreßte Hüften, wallende, breite Hosen und scharf zugespitzte Lackstiefel -- und diese Lässigkeit aus den Modejournalen, diese Nonchalance einer Schaufensterpuppe, diese falsche Weltmüdigkeit im gläsernen Blick und dieser schmale Mund, den die Natur selbst retuschiert hat, in Anlehnung an

die Kunstmittel der Photographie. Die Paare erheben sich zur gymnastischen Tanzübung gleichzeitig und gleichgültig. Die Bewegungen der Musiker sind lebhafter als die der Tanzenden. Es ist, als entzöge die hampelmännische Beweglichkeit der Musikanten den Körpern der Tänzer das notwendige Quantum Lebhaftigkeit. Vorzutäuschen vermögen es noch zumindest jene Tanzpaare, die unter der Marke: mondäne Tanzdarbietungen aus einer großen Stadt in die andere wandern, um überall mit dem gleichen mechanischen Lächeln, das nur aus einem Entblößen der gepflegten Zähne besteht, das harte täglich-nächtliche Brot zu verdienen. Nirgends ist ein Wirt vorhanden, als gehörten die Bars in der Tat niemandem, als wären sie öffentliche Einrichtungen des Luxus, wie Omnibusse und Straßenlaternen öffentliche Einrichtungen des Bedarfs sind, und als wollte die Vergnügungsindustrie ihre innige Verwandtschaft mit der Nutz-Industrie beweisen.
In einer großen Stadt wie Berlin sind Aktiengesellschaften imstande, die Vergnügungsbedürfnisse einiger sozialer Schichten gleichzeitig zu befriedigen, die »Mondänität« im Westen zu pflegen und im anderen Stadtteil die Freuden eines »gutbürgerlichen Mittelstandes« zu schaffen und im dritten jenen Teil des gehobenen Proletariats mit »drittklassigen Etablissements« zu versorgen, der auch einmal eine Ahnung von der »großen Welt« bekommen möchte. Und wie in einem Warenhaus für jede soziale Schicht und selbst noch für die vielfach nuancierten Zwischenschichten Kleidung und Nahrung sorgfältig in Preisen wie in »Qualität« vorbereitet und abgestuft werden, so liefern die AGs der Freuden-Industrie jeder Klasse das Amüsement, das ihr gebührt und das sie verträgt, jede Art von Alkohol, die ihr bekommt und die sie bezahlen kann, vom Champagner und Cocktail zum Cognac, zum Kirschwasser, zum gezuckerten Likör, zum Bier vom Patzenhofer Bräu. In einer einzigen Nacht, in der meine Trauer so groß war, daß sie mich zwang, den Schmerz der freudehungrigen Großstadtmenschen aller Schichten mitzuerleben, ging ich langsam von den Bars des Berliner Westens in die der Friedrichstraße, von hier in die Bars des Nordens, um schließlich in den Gaststätten zu bleiben, die vom sogenannten Lumpenproletariat bevölkert werden. Die Schnäpse wurden immer stärker, das Bier heller und leichter, die Weine saurer, die Musik falscher und die Mädchen dicker und älter. Ja, mir war, als gäbe es irgendwo eine einzige, unbarmherzige Macht, eine Aktiengesellschaft selbstverständlich, die das ganze Volk mit unerbittlicher Strenge zum

nächtlichen Vergnügen anhält, es sozusagen mit Freuden züchtigt und äußerst sorgfältig das Material der Freuden verwertet – bis zum letzten brauchbaren Rest. Saxophonspieler, die also im Luxusblasen des Westens den Atem verloren haben, spielen so lange dem bürgerlichen Mittelstand vor, bis sie auch das Gehör verlieren; dann kommen sie in die proletarischen Bars. Die gertenschlanken Tänzerinnen gleiten mit der zunehmenden Fülle der Körper und der Jahre, einem peinlichen Dienstreglement zufolge, langsam nach unten, aus der Region, in der man verschwendet, in jene, in der man bereits rechnet, in die dritte, in der man spart, und so weiter bis in die allerletzte, in der man nur zufällig etwas ausgibt.

Eine dieser Unterhaltungsstätten, sie war schon reich an Jahren, ein Greis unter den Vergnügungslokalen von Berlin, feierte das fünfzigjährige Jubiläum ihrer Existenz und verteilte aus diesem Anlaß inhaltsreiche Programmhefte mit verschollenen Photos verschollener Tingel-Tangel-Größen und Lieblingen des Publikums und einem »historischen Überblick«. Aus diesem ging nun hervor, daß die Vergnügungsstätte, von einem einzigen Mann dereinst begründet und geleitet, in die zahlreichen Hände eines Konsortiums übergegangen ist, eines Konsortiums, das, wie ich mir vorstelle, aus lauter todernsten Männern besteht, verdienstvollen Verdienern. Man sieht das Photo des Gründers: das breite und runde Angesicht eines Mannes, der lebt und leben läßt, mit zwinkernd zusammengekniffenen Augen eines Kenners, der abschätzt, mit einem mächtigen, aufgezwirbelten Schnurrbart, der eine Art martialischer Gutmütigkeit verrät, und mit einem behäbigen Lächeln, das die zweifellose Gewinnsüchtigkeit des Mannes legitimiert. Dann folgen die Bilder der »berühmten Nummern«, der »Diseusen«, ein Geschlecht mutiger Frauen, das die Bühne betritt wie einen Kriegsschauplatz, gepanzert in Korsetts, in langen Röcken, unter denen ein Fuß in schneeweißem oder rosarotem Strumpf und vielverschnürtem Tanzschuh kokett, lüstern und sündhaft hervorlugt, kriegerische, sittenlose Marketenderinnen mit entblößten Hälsen und Schultern voller Kraft und mit reichem, hochgetürmtem Haar, mit dem nach der beliebten Weise anmutig zu nicken keine Kleinigkeit sein konnte; und schließlich die Tänzerinnen mit den rundlichen, wohlgeratenen Beinen, die eingenäht zu sein schienen in dem wirbelnden Wust der rüschenreichen Ballett-Unterröcke, lose Mädchen von süßer Harmlosigkeit und bescholtener Tugend. Ja, so ging es zu. Der Wirt ging zwi-

schen den Tischen herum und nickte und ließ die Leute leben und ermunterte sie, tüchtig zu sündigen. Die Witze waren schlecht, aber die Menschen waren heiter, die Frauen sehr bekleidet, aber sie bestanden aus Fleisch und Blut und waren nicht Resultate hygienischen Trainings. Das Vergnügen war immerhin ein Geschäft und noch keine Industrie.

Münchner Neueste Nachrichten, 1. 5. 1930

PSYCHIATRIE

In der Landesirrenanstalt Teupitz in der Mark wurde die neunzehnjährige Schwachsinnige Klara Wand (sie war halbseitig gelähmt) in der Nacht von einer Pflegerin ins Bad gesteckt. Die Pflegerin ließ heißes Wasser in die Wanne, ging weg, schlug die Tür zu, die Schwachsinnige erlitt schwere Verletzungen und starb. Die Leitung der Irrenanstalt teilte der Mutter der Patientin den Tod des Kindes mit sachlichem, aber knappem Bedauern mit.

Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr war Klara Wand in öffentlicher Pflege, zuerst in der Landesheilanstalt Lübben, seit dem 1. Januar 1930 in Teupitz. Hier legte man sie wegen konstanter Bettunsauberkeit in die sogenannte »Siechen-Abteilung«. Es wird kein angenehmer Aufenthaltsort gewesen sein, der Wechsel scheint eine Art Strafversetzung zu bedeuten. Die Mutter der Patientin hatte die Beobachtung gemacht, daß ihr Kind in dieser »Siechen-Abteilung« traurig und verstört geworden war. Für Unkundige sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß auch Geistesschwache und Geisteskranke verschiedene und wechselnde Temperamente, Launen, »Seelenzustände« haben. Ihr Gefühlsleben ist verändert, aber nicht immer erstorben. Ihr »Geist« ist verwirrt, aber ihre »Seele« kann heil sein. Ihr Denken ist kümmerlich oder »unlogisch«, ihre Affekte sind unverständlich und oft »unbeeinflußbar«, aber eine gewisse philosophisch wie naturwissenschaftlich unbegreifliche »seelische Substanz« ist zweifellos vorhanden und lebendig. Es ist sehr schwer, fast unmöglich, manche Geisteskranke günstig zu beeinflussen. Aber es ist außerordentlich leicht, sie zu »verstimmen« und ihre Äußerungen und Ausdrucksformen ins »Krankhaftere« sozu-

sagen zu steigern. Es ist zum Beispiel schwierig, einen Tobenden zu beruhigen. Aber es ist sehr leicht, ihn zu einem noch heftigeren Toben zu bringen. Ein »Schwachsinniger« kann heiter oder traurig sein, genau wie ein »Normaler«. Ein Idiot kann lieben, hassen, Heimweh haben, sich sehnen und so weiter. Vielleicht können das auch andere Geisteskranke, von denen die Wissenschaft behauptet, ihre »Affekte« seien verkümmert oder erstorben. Es steht jedenfalls fest, daß man Geisteskranken (wie Normalen) einen »seelischen Schmerz« zufügen kann. Man kann sie wütend machen, gehässig und traurig. Man kann sie »depravieren«. Die offizielle, die Schul-Psychiatrie ist sehr schwer und nur sehr langsam davon zu überzeugen. Sie schließt aus ihren Erfahrungen (und diese verwechselt sie oft mit Erkenntnissen), daß die meisten Geisteskranken auf äußere Eindrücke ganz anders, gewissermaßen prinzipiell anders reagieren als wir Normalen. Da wir nun den Mechanismus dieser Reaktion nicht kennen, ist es auch überflüssig, in der Behandlung der Geisteskranken nach jenen psychologischen Gesetzen vorzugehen, die wir bei der Behandlung Normaler selbstverständlich und beinahe schon unbewußt befolgen. Während wir also zum Beispiel es uns nicht einfallen ließen, einem geistig normalen Menschen aus unserem Bekanntenkreis gegen seinen Willen und ohne äußere Notwendigkeit den Kopf kahl zu rasieren, nimmt ein »offizieller« Psychiater schwerlich einen Anstoß daran, einen Irrsinnigen zu entstellen, wenn es das »Reglement« der öffentlichen Irrenanstalt erfordert und selbst wenn dem Psychiater zum Beispiel bekannt ist, daß der Patient an leicht verletzlicher Eitelkeit leidet. Während wir einem Bekannten mechanisch zuerst »Guten Tag!« sagen, ist ein offizieller Psychiater imstande, das Zimmer seines Patienten etwa mit dem munteren Ausruf zu betreten: »Na, was gibt's, Alter?« Am Bett des Patienten unterhalten sich Pflegerin und Psychiater über den sogenannten »Charakter« des Irren, ob er »boshaft« sei, »tückisch«, »gemein«, »liederlich« usw. Mit der Logik aber, die den kümmerlichen Versuchen einer psychiatrischen »Therapie« ebensowenig eigen sein kann wie den Kranken, versucht man, Irre zu »bestrafen«, obwohl man doch theoretisch von dem Grundsatz ausgeht, die Geisteskrankheit sei von äußeren Eindrücken unabhängig. Einer derartigen »Therapie« scheint Klara Wand erlegen zu sein. Sie machte sich konstant und trotz wiederholter Rügen unsauber.

Sie mag in der Tat aus besonderer Tücke in der Anstalt Teupitz beson-

ders unsauber gewesen sein. Die Bettunsauberkeit ist die einzige Waffe der Geisteskranken. Es ist möglich, daß der Patientin der Wechsel nicht behagt hat. Es ist möglich, daß ihr Zustände, Ärzte, Zimmer, Nachbarinnen und Pflegepersonal in Lübben besser gefallen haben als die Anstalt Teupitz. Es ist möglich, daß man die Kranke in Lübben besser behandelt hat. Die Unsauberkeit war das einzige Mittel zu protestieren. Man fragt Geisteskranke selbstverständlich nicht, ob sie in eine andere Anstalt wollen. Sie sind mit Recht »entmündigt«. Die Psychiatrie versteht die Sprache der Idioten und der Kranken nicht. Vielleicht geben die Patienten zu erkennen, was sie wollen und was ihnen zuwider ist. Aber kein Mensch kann ihren Ausdruck dechiffrieren. Lediglich zwei Gefühle scheinen die Geisteskranken genauso produzieren zu können wie die Normalen: das Haßgefühl und das Rachegefühl. Es ist, als gebrauchen sie die Äußerungen dieser beiden Gefühle, um sich mit der normalen Umwelt zu verständigen. Es sind beinahe die einzigen zwei Kontaktmöglichkeiten, die zu gebrauchen den Patienten viel zuviel Anlaß gegeben wird. Die Bettunsauberkeit ist gewissermaßen die Umsetzung eines (nicht nur von Geisteskranken geübten) Prinzips in die Tat: des Prinzips: auf die Welt zu scheißen. Es ist der deutlichste Ausdruck der »asozialen« Haltung. Die Irren- und Pflegeanstalten sind nun keineswegs imstande, diese asoziale, unmoralische Haltung des Kranken in eine normale, soziale, moralische zu verwandeln. Es gibt keine psychiatrische Therapie (mit sehr geringen Ausnahmen). Die Irrenanstalten haben lediglich den Zweck, die normale Umwelt vor dem gemeingefährlichen oder schädlichen oder zumindest störenden Irren zu schützen. Das »weiß« jeder Kranke, der in eine Anstalt gerät. Die Internierung bestätigt ihm nur, daß er endgültig oder zumindest sehr entschieden für ein asoziales Individuum gehalten wird. In seinem Verhalten ist immerhin noch mehr Logik zu entdekken als in den therapeutischen Maßnahmen der landläufigen Psychiatrie. Ist man einmal von der normalen Welt getrennt und in jene Verbannung gebracht, in die man seiner Veranlagung und seinem Charakter nach gehört, so ist nicht einzusehen, weshalb man seinen Neigungen nicht hemmungslos nachgeben sollte. Die Irren haben recht! Wozu sind denn die Bewahranstalten da? Doch nicht zur Heilung? Da doch die Psychiatrie nicht heilen kann! Also lediglich, damit die Wahnsinnigen den Lauf der normalen Welt nicht stören und sich in ihrem Wahnsinn »ausleben« können.

Aber auch das gestattet man ihnen nicht! Tobende werden mit Scopolamin, Morphium, kalten Packungen beruhigt. Sie werden mit Spritzen geschreckt, mit somatisch zweifellos schädlichen Giften malträtiert – und siehe da, es zeigt sich, daß die »Unzugänglichen« auf Abschrekkungs- und Gewaltmethoden genauso reagieren, wie zum Beispiel Pfleger reagieren würden. Man reizt nur ihre asoziale Tücke, ihre vielleicht berechtigte Feindschaft gegen die normale Welt. Depraviert die Irren schon das »Bewußtsein«, abgesperrt und also aufgegeben zu sein, so werden sie durch die Bemühungen der Psychiatrie, sie Mores zu lehren, noch mehr depraviert. Es muß jedem Einsichtigen klar sein, daß die Absperrung die asoziale Tendenz der Krankheit *steigert und nicht mindert.* Man hat in der Anstalt gewissermaßen die Berechtigung, zu toben und unsauber zu sein. Die Krankheit fühlt sich durch die Institution der geschlossenen Anstalt unterstützt und nicht bekämpft. Und es ergibt sich die groteske Schlußfolgerung: daß die praktische Anstaltspsychiatrie die Bundesgenossin der Geisteskrankheit ist.

Wollen wir uns aber selbst schon mit der Tatsache abfinden, daß die praktische Psychiatrie keine medizinischen, sondern polizeiliche Aufgaben erfüllt, so müßten wir immerhin noch gegen die *Art* protestieren, in der sie diese ihre polizeilichen Funktionen ausübt. Über Hunderte von Irren wacht oft nur ein einziger miserabel bezahlter Arzt. Die Wärterinnen und Wärter werden manchmal nicht weniger »wild« als ihre Patienten. Der Arzt lebt in einer grausamen Abhängigkeit von den Wärtern, insbesondere von den Krankenschwestern, deren rachsüchtige Fahrlässigkeit er mit Recht fürchten muß. Der »unbeliebte« Arzt wartet vergeblich, daß seine Anordnungen ausgeführt werden. Im internen Betrieb steht gegen ihn das Pflegepersonal wie eine geschlossene Mauer. Nach außen muß er die Reputation des Hauses wahren und die verhaßten Krankenschwestern »decken«. Wer einmal auch nur in einem gewöhnlichen Krankenhaus gelegen hat, kennt die Schikanen, die von der Verwaltungstechnik des Hauses dem Patienten zugefügt werden. Überreizte, abgearbeitete und liebebedürftige Schwestern sind geneigt, die Schmerzen des Patienten für Launen eines sorglosen Gemüts zu halten und seine Wünsche für niederträchtige Bosheiten. Man schellt vergeblich. Die Nachtschwester kommt nicht. Man hat Durst. Man kriegt kein Wasser. Wenn die ersten Hähne krähen, wird man geweckt, umgebettet, gesäubert, nur weil eine Verord-

nung es befiehlt, daß nicht die ablösende, sondern die abzulösende Schwester die Morgentoilette des Kranken erledigt. Man hungert. Es gibt zu wenig und zu schlechtes Essen. Auch die wohlwollenden Ärzte sind machtlos. Im Betrieb herrschen die männlichen und weiblichen Feldwebel vom Roten Kreuz. Intrigen unter den Schwestern, zwischen ihnen und den Patienten, zwischen ihnen, den Patienten und den Ärzten. Wenn die Schwester mit dem Arzt unzufrieden ist, hat der Kranke zu leiden. Jeder Arzt könnte es bestätigen, wenn er nicht gezwungen wäre, den heiligen Klan des modernen medizinischen Betriebs zu »decken«. So ist es in den gewöhnlichen Krankenhäusern, wo die Kranken sich immerhin noch beklagen können, wenn sie mit dem Leben davonkommen. Geisteskranke aber können sich nicht beklagen. Die Normalen sind zu »unzugänglich«. Ein Irrsinniger kann nicht erzählen, daß man ihn beleidigt und gesotten hat. Es gibt zuviel Irrsinnige. Der Arzt kann jeden nur einmal täglich flüchtig sehen. Er muß sich auf das Personal verlassen können. Kann er es? – Nein! Tut er es? – Ja!

Und hier beginnt die »asoziale«, die »unmoralische« Haltung der offiziellen Psychiatrie. Sie hat keine Therapie. Man sieht es ihr nach. Man gestattet ihr mehr als jeder anderen Wissenschaft. Sie allein darf Symptomenkomplexen willkürliche, nichts aussagende, klingende Namen geben und diese Namen auch noch alle zehn Jahre ändern. Sie allein darf lediglich nach Analogien arbeiten und reine Beobachtungen als Erkenntnisresultate drucken lassen. Sie allein darf sich um die Zusammenhänge von Geist und Körper nicht kümmern (während es die Chirurgie, die Internistik, sogar die Zahnärzte seit zwanzig Jahren tun). Sie allein darf Gifte geben, fast ohne zu erwägen, ob und inwiefern sie schaden. Sie allein darf Lungen- und Bauchfellentzündungen übersehen oder zu spät erkennen. Sie allein darf dort, wo sie gar nichts weiß, sagen und drucken, sie wisse etwas. Man hat sich bereits gewöhnt, von ihr nichts anderes zu verlangen als die Gewissenhaftigkeit, die eine Tugend unserer Polizei ist. Aber gewissenhaft ist die Psychiatrie der öffentlichen Anstalt leider auch nicht.

Sie kann es auch gar nicht sein, wie man oben gesehen hat. Sie arbeitet hinter Gittern. Sie ist nicht gewohnt, von der Öffentlichkeit kontrolliert zu werden, wie alle anderen Abteilungen der Medizin. Sie gibt keine Rechenschaft. Seit zweihundert Jahren geht sie von der Voraussetzung aus, daß Geisteskrankheiten keinen oder einen nur geringen

Zusammenhang mit dem Somatischen haben. Wenn irgendeinmal Beziehungen zwischen Geisteskrankheiten und körperlichen Veränderungen erkannt werden, so sind es Verdienste der Neurologie oder der noch wenigen, meist jüngeren, neurologisch internistisch geschulten Psychiater. Die psychiatrische Literatur strotzt von unfruchtbaren Erwägungen, Einteilungen, Nomenklaturen, medizinisch zum Teil unhaltbaren. Es gibt degenerative, reaktive, endogene, exogene Psychosen, Gansersche Dämmerzustände, manisch-depressives Irresein – um von den willkürlich zusammengewürfelten großen Symptomenkomplexen wie Schizophrenie zu schweigen. Über die lächerlichen Methoden der psychiatrischen Diagnostik könnte man Bände schreiben. Hier mögen ein paar kleine, aber krasse Beispiele genügen. In einem für angehende Psychiater bestimmten Büchlein »Anleitung zu psychiatrischen Untersuchungen« berichtet der Verfasser über verschiedene »Intelligenzuntersuchungen«. Er fragt zum Beispiel einen proletarischen Patienten aus Berlin O, wo er wohne. »Im Osten«, sagt der Arbeiter. »Was heißt Osten?« fragt der Psychiater. Der Arbeiter darauf: »Das ist das Arbeiterviertel. Im Westen wohnen die besseren Leute.« Ein schlagender Beweis für den Schwachsinn – des Patienten. So viel Phantasie hat der Prüfer nicht, um zu wissen, daß der Proletarier selbstverständlich nicht von der geographischen, sondern von der sozialen Stadtgegend spricht. »Schwer schwachsinnig«, konstatiert der Psychiater. Ein Schuhmacher antwortet auf die Frage: »Wer ist Hindenburg?«: »Der ist Oberpräsident. Der, wo sie die Nägel reingeklopft haben. Daher kenne ich ihn ja.« Der Schuster ist schwachsinnig. Intelligenzmangel nennt man das, oder ganz gebildet: »Oligophrenie«. Dieser Arzt fragt auch bei seinen Intelligenzprüfungen zum Beispiel: »Schwimmt ein Schiff auch, wenn es aus Eisen ist? Wie kommt das?« und: »Weshalb fließt das Wasser in den Fluß?« Fragen, auf die ich, ein notorischer Oligophrener, nichts anderes zu antworten wußte als: »Wenn Sie mich fragen, sag' ich: Ja!«

Es gibt außerordentlich gescheite, kritische, sympathische Psychiater, denen es kein Vergnügen ist, ein Metier zu betreiben, das ein Justizwachtmeister ebensogut besorgen könnte. Einige lehnen sich gegen die Diktatur einer Wissenschaft auf, die in Wirklichkeit aus (nicht hundertprozentig sicheren) Beobachtungen und leeren Nomenklaturen besteht. Viele hassen bereits ihren Beruf, der in Wirklichkeit nur eine Gutachtertätigkeit ist (von Entziehungs- und Malariakuren abgese-

hen). Alle diese Menschen sind sehr wertvoll und verloren auf verlorenen Posten. Sie dürfen nicht sagen, was sie denken. Sie müssen leben. Einige wollen auch Dozenten werden. Und die Wahrheit darf man erst sagen, wenn man Professor ist; vielleicht...

Praktische Vorschläge? – Es gibt wenige: Man gestalte die öffentlichen geschlossenen Anstalten »weniger geschlossen«. Man gestehe vor der ganzen Laienwelt, daß man nichts weiß: vor allem, daß man nicht heilen kann. Man richte häufiger Besuchszeiten ein. Man gestatte den nächsten Angehörigen soviel Kontrollbesuche sie wünschen. *Man vermehre Ärzte und Personal.* Man kümmere sich mehr um Neurologisches und Internes und die Ergebnisse der Analyse. Man hat keinen Anlaß zu spotten, wenn man nicht heilen kann. Also höre man mit den törichten »Fehden« auf. Man kümmere sich mehr um »Psychologie«. Wer einen »Normalen« schwer begreift, versuche nicht erst, einen Verrückten zu verstehen. Man sei höflich und zivilisiert gegen Patienten, als wären sie »Normale«. Man sei mutig gegen bockiges Personal! Und man prüfe sich, ob man gläubig lieben kann die Geschlagenen und Besessenen, und werde erst dann Psychiater, wenn man es kann.

Das Tagebuch, 28. 6. 1930

DR. LILIENSTEIN (BAD NAUHEIM): WIE EIN DICHTER DIE PSYCHIATRIE SAH

Der Aufsatz von Joseph Roth über »Psychiatrie«, der im »Tagebuch« Nr. 26 veröffentlicht war, hat – wie zu erwarten war – unter den Psychiatern starken Widerspruch hervorgerufen. Für sie nimmt hier Dr. Lilienstein, Facharzt für Innere und Nervenkrankheiten in Bad Nauheim, das Wort.

In einer Irrenanstalt wird eine schwachsinnige Patientin durch die grobe Fahrlässigkeit einer Pflegerin im heißen Bad derart verletzt, daß sie an den Folgen stirbt. Dieser gewiß nicht zu entschuldigende Vorgang gibt dem bekannten Schriftsteller Joseph Roth Veranlassung, gegen die zunftmäßige Psychiatrie (unter Schonung der Neurologie) zu Felde zu ziehen.

Seine Ausführungen, die wenig psychiatrische Erfahrung erkennen lassen, erinnerten mich an einen meiner Assistenten, der frisch von der Hochschule kam und mir in Verteidigung seiner allermodernsten Schulweisheit auf neurologischem und psychotherapeutischem Gebiet entgegenhielt: »Was hat denn die *alte* Neurologie und Psychiatrie geleistet?«

Von der Wand meines Sprechzimmers schauten die Bilder meiner verehrten Lehrer Erb, Flechsig, Mendel, Oppenheim, Ziehen herab. Mir schien es, als ob sie lächelten! –

Ich bin kein Anstaltsbonze und kein Psychiater im engeren Sinne, bin also nicht »gezwungen, den heiligen Klan des modernen medizinischen Betriebs zu decken«. Ich habe es aber schon vor einem Menschenalter in Übereinstimmung mit den Besten unseres Faches als eine Notwendigkeit erachtet, daß der praktischen Nervenheilkunde ein gründliches Studium der Psychiatrie vorausgehen müsse.

Trotz der gegenteiligen Ansicht von Joseph Roth gibt es nämlich doch eine wissenschaftliche Psychiatrie, ebenso wie es eine psychiatrische Therapie gibt.

Man muß die Geschichte der Irrenbehandlung kennen, man muß die Irrenanstalten im In- und Ausland – mir sind solche in den meisten europäischen Kulturstaaten, in Amerika, Ägypten, Japan und Australien bekannt – gesehen haben, um zu verstehen, was Deutschland und was deutsche Psychiater in den letzten 50 Jahren geleistet haben.

Die von Roth verlästerte psychiatrische Nomenklatur kann doch nicht so schlecht sein, da die bei uns geprägten Krankheitsbezeichnungen in der ganzen Welt Aufnahme gefunden haben, wie ich bei einer Vorlesung in der psychiatrischen Klinik zu Tokio erstaunt feststellen konnte. Bei der Vorstellung der Kranken waren die bei uns gebräuchlichen Namen der Krankheiten (zirkuläres Irresein, Hebephrenie, Katatonie usw.) so zahlreich, daß ich dem japanischen Vortrag beinahe folgen konnte.

»Siechen-Abteilungen«, im Sinne von schmutzigen Abteilungen, wie sie Roth darstellt, gibt es in keiner modernen Anstalt. Noch viel weniger kommen »Strafversetzungen« der Kranken vor. Dagegen hat jede größere Anstalt einen oder mehrere Säle für bettlägerige und ständiger Pflege bedürftige Patienten.

Wenn der »Unkundige« darüber aufgeklärt werden soll, »daß auch Geistesschwache und Geisteskranke verschiedene und wechselnde

Temperamente, Launen, Seelenzustände« haben, daß ihr »Geist« verwirrt, aber ihre »Seele« heil sein kann, so wird der erfahrene, sachverständige Arzt den unkundigen Verfasser doch seinerseits aufklären müssen, daß man bei Geisteskranken nicht von verwirrtem Geist und gesunder Seele reden kann, sowenig wie Geist und Seele in wissenschaftlichem Sinne trennbar sind. Es ist gerade ein Verdienst der wissenschaftlichen Psychiatrie, die Erkenntnis gefördert zu haben, daß nicht nur »Geist« und »Seele«, sondern das gesamte psychische und physische Leben eine untrennbare Einheit bilden. Die sogenannte »seelische Substanz« von Roth ist offenbar ein Gebilde dichterischer Phantasie.
Eine Binsenwahrheit dagegen ist es, daß es »schwierig ist, einen Tobenden zu beruhigen, aber sehr leicht, ihn zu einem noch heftigeren Toben zu bringen«.
Die Gemeingefährlichkeit der Tobsüchtigen wurde früher durch die Zwangsjacke oder durch die Tobzelle beseitigt. Dadurch wurde der Erregungszustand meist gesteigert. Heute greift man im Notfall wohl zu einer Morphium- oder auch zu einer Scopolaminspritze, um den Kranken zu beruhigen.
In einer ägyptischen Irrenanstalt, die von englischen Ärzten geleitet wurde, hörte ich das erschütternde Geschrei eines Tobsüchtigen aus einer engen Dunkelzelle. Ich gab meinem Erstaunen über diese Art der Behandlung dem Direktor der Anstalt zu erkennen, und er erwiderte sarkastisch, er wisse, daß wir in Deutschland den »chemical restraint« (die »chemische Zwangsjacke«) vorziehen.
Trotzdem bot dieser verzweifelt tobende Geisteskranke einen so abschreckenden Anblick, daß jeder normal empfindende Beobachter den Dämmerschlaf als eine Wohltat für ihn hätte anerkennen müssen. Von einer »Malträtierung« der Kranken durch Spritzen schädlicher Gifte kann keine Rede sein. Auf keinem Gebiet der Medizin, sei es Chirurgie, Geburtshilfe, Internistik oder Psychiatrie, kann ein einsichtiger Arzt die wohltätige Wirkung der narkotischen Mittel im Interesse der Kranken in Abrede stellen. Trotzdem sucht die moderne Psychiatrie den Gebrauch der Betäubungsmittel nach Möglichkeit einzuschränken und bringt deshalb Bettruhe, Dauerbäder, Packungen, Psychotherapie usw. zur Anwendung.
Wenn von Roth behauptet wird, daß »die Bemühungen der Psychiatrie« dahin abzielen, die Kranken »Mores zu lehren«, so steht auch dieses Produkt dichterischer Intuition im Gegensatz zur Wirklichkeit.

Es ist eine falsche Auffassung zu glauben, daß die öffentlichen Irrenanstalten in der Hauptsache dazu dienen, die Gesellschaft vor den asozialen Elementen der Geisteskranken (ich schätze die Zahl der verbrecherischen Geisteskranken auf höchstens 1–2 % der internierten Kranken) zu bewahren, obgleich fraglos die gesunde Umgebung einen Anspruch darauf hat, von dem häufig quälenden, das Familienleben zerstörenden Zusammensein mit einem Geisteskranken oder Geistesschwachen befreit zu werden. Man schützt sie ja auch vor der Gefahr der Anstekkung bei Infektionskrankheiten durch Überführung der Patienten ins Krankenhaus.

Ihre Hauptaufgabe sieht die Psychiatrie darin, die Kranken vor unsachgemäßer Behandlung und vor den laienhaften Vorurteilen zu schützen, denen sie außerhalb der Anstalt ausgesetzt sind.

Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß einzelne Anstalten Mißstände aufweisen, daß infolge zu starker Belegung der Anstalten einzelne Ärzte zu sehr in Anspruch genommen sind und die Direktoren vielfach unter dem Druck der Verwaltungslasten seufzen. Auch die Frage des Pflegepersonals bietet große Schwierigkeiten (Achtstundentag). Der Etat der einzelnen Anstalten ist meist nicht groß genug, um die auch von Roth geltend gemachten Forderungen nach Vermehrung und Auslese des Personals durchzuführen. Man kann aber nicht die »Psychiatrie« für Schäden verantwortlich machen, die in den wirtschaftlichen und soziologischen Verhältnissen der Zeit liegen.

Ein Teil der praktischen Vorschläge von Roth ist logisch, zeitgemäß und auch schon von andern Seiten gemacht und durchgeführt worden, so die größere Öffentlichkeit, häufigere Besuchszeiten, Vermehrung der Ärzte und des Personals.

Aber Neurologie und innere Medizin werden in allen gut geleiteten Anstalten genügend betrieben. Dagegen ist der Ruf nach mehr »Psychologie« sicher nicht im Interesse der Kranken, wie die Geschichte der Psychiatrie vor 100 Jahren zeigte. Damals wurde mit psychologischen Methoden sehr viel Unheil angerichtet; im Glauben, »psychologisch« auf Geisteskrankheiten einwirken zu können, brachte man seinerzeit allerhand Marterwerkzeuge zur Anwendung.

Auch über die Wirkung der Psychoanalyse bei Geisteskrankheiten gehen die Ansichten der kritisch beobachtenden Ärzte noch stark auseinander. Dagegen hat in neuester Zeit die sogenannte Arbeitstherapie für Geistesgestörte schöne Erfolge gezeigt.

Ich würde Herrn Roth beipflichten, wenn er in erster Linie vom Psychiater Hingabe an seinen Beruf und Menschenliebe forderte. Mit welcher Methode aber vor der Ergreifung unseres Spezialfaches geprüft werden soll, »ob einer gläubig lieben kann die Geschlagenen und Besessenen«, ist mir zunächst unklar. Ich glaube auch nicht, daß dieser Passus in eine Prüfungsordnung aufgenommen werden wird.

ERWIDERUNG

Die erfreuliche Tatsache, daß Herr Doktor Lilienstein nicht gezwungen ist, den heiligen Klan eines modernen medizinischen Betriebes zu decken, wird leider durch die Flüchtigkeit wettgemacht, mit der seine Ausführungen an meinem Artikel über die Psychiatrie vorübergleiten. Ich behauptete folgendes:

1. Der Tod der Schwachsinnigen Klara Wand ist die mittelbare Folge der in den meisten öffentlichen Irrenanstalten herrschenden Sitten und Gebräuche.

2. Die heutige psychiatrische Wissenschaft ist in ihrer Methodik wie in ihren Resultaten weit hinter den Erfolgen der gesamten übrigen Medizin zurückgeblieben, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Beobachtung, Benennung und Umbenennung der Symptomenkomplexe und hat (mit wenigen Ausnahmen) noch nicht zu einer Therapie der häufigsten Gemüts- und Geisteskrankheiten geführt.

3. Die praktische Anstaltspsychiatrie erfüllt keine medizinische, das heißt: heilende Aufgabe, sondern eine polizeiliche; das heißt: sie schützt die Gesunden vor den Kranken.

Auf diese drei präzisen Behauptungen erwidert Herr Doktor Lilienstein folgendes: 1. Der Tod der Klara Wand ist ein unglücklicher Ausnahmefall. 2. Die Leistungen der europäischen beziehungsweise deutschen Psychiatrie sind so groß, daß man sogar in Japan unsere Nomenklaturen anwendet. 3. Nur aus Mangel an Geld geschehen Fehler in den öffentlichen Irrenanstalten. 4. Ich bin nur ein Dichter, ohne psychiatrische Erfahrung, spreche von »seelischer Substanz«, während die Medizin längst dahintergekommen ist, daß man »Geist« von »Seele« nicht trennen kann. 5. Meine Forderung, daß sich jeder

Psychiater prüfen möge, ob er die Kranken gläubig lieben könne, ist nicht erfüllbar, weil sich die Opferbereitschaft eines Kandidaten durch keine Prüfungskommission erweisen lassen kann. 6. Meine Behauptung, daß es leichter sei, einen Tobenden noch rasender zu machen, als ihn zu beruhigen, ist eine Binsenwahrheit.

Auf drei Behauptungen sechs Vorwürfe. Eine einzige glatte Antwort wäre mir lieber gewesen. Eine womöglich noch präzisere Rekapitulation erscheint also notwendig:

1. Die Schwachsinnige Klara Wand wurde, laut ausdrücklicher Erklärung der Anstaltsdirektion, in die »Siechen-Abteilung« verlegt, *weil* sie sich unsauber gemacht hat. Eines Nachts wurde die schlafende Patientin von der Pflegerin aus dem Bett geholt, in eine Badewanne gesteckt und in kochendem Wasser gesotten. (Das ist eine »fahrlässige Tötung« und keine »grobe Fahrlässigkeit«.) Deutlich wird in diesem Vorgang nicht nur die Tendenz der »Siechen-Abteilung« und ihres Personals zur gefährlichen Hast, sondern auch zur Überreiztheit, zur Aufregung und zur unbewußten Bosheit. Die Pflegerin war müde, hastig und nicht gerade sanft. Man kann eine schmutzige Patientin mit dem Schwamm säubern, umbetten und wieder schlafen legen. Nur ein Tor wird annehmen, daß *ausnahmsweise* ein Patient auf eine so unvorsichtige Art gesäubert wurde. Vielmehr ist die nächtliche Säuberung schmutziger Patienten *immer* unvorsichtig. Gehört also das Strafen theoretisch auch nicht zu den therapeutischen Methoden, so wird es doch von überreizten Menschen praktisch geübt. Und also *kann* sich ein Fall wie der der Klara Wand jeden Tag wiederholen. 2. Wenn man auch in Japan die deutschen psychiatrischen Nomenklaturen anwendet, so beweist dieser Umstand keineswegs die Größe unserer psychiatrischen Erkenntnisse, sondern die *Hilflosigkeit auch der japanischen Psychiatrie*. Auch in Japan weiß man so wenig vom medizinischen Wesen der Geisteskrankheiten, daß man freudig die Worte begrüßt, die sich zur rechten Zeit aus Deutschland einstellen. Übrigens ist die psychiatrische Literatur jedem Menschen fast ebenso zugänglich wie z.B. dieses »Tagebuch«. Man gehe hin und lese: Kräppelin, der bestimmte Symptome beschreibt und sie zum Komplex Dementia praecox zusammenfaßt; Bleuler, der die gleichen Symptome beobachtet und für die den Namen Schizophrenie erfindet; Kräppelin, der die »Unterabteilungen« der Dementia aufzählt und später seine eigene Nomenklatur durch eine neue ersetzt; Abderhalden, der reine *Vermutun-*

gen über die gehirnphysiologischen Veränderungen der Dementen aufzeichnet; man lese Bumke, Jaspers, Kretschmer, Birnbaum, Bonhoeffer: fast alle ausgezeichnete Stilisten, hervorragende Formulierer. Man besuche die – verhältnismäßig leicht zugänglichen – psychiatrischen Vorlesungen. Wer von den hier genannten (und nicht genannten) Koryphäen der Psychiatrie hat sich nicht mit der Aufzeichnung der Beobachtungen begnügen müssen und mit der Benennung der Symptome? Wie viele von ihnen geben mit einer lobenswerten Selbstironie in den Vorlesungen zu, daß sie nur beobachten, aber nicht helfen können? Wie viele kommen bereits von der unfruchtbaren Diagnosestellung ab und bemühen sich, nicht auf Grund ihrer *Erkenntnisse*, sondern auf Grund ihrer *Erfahrungen* und *Ahnungen* lieber unsichere Prognostik zu treiben? Wer von ihnen weiß, worin Psychosen *bestehen* – nicht, wie Psychosen *aussehen*? Welche Veränderungen des Gehirns Psychosen hervorrufen oder hinterlassen? Wann und warum »Schübe« und »Remissionen« eintreten? Wo die genauen Grenzen zwischen exogenen und endogenen Psychosen liegen? Und vor allem: welche positiv therapeutischen Maßnahmen gegen Demenz, Pseudodemenz, psychogene Depressionen, manisch-melancholisches Irresein, Hysterie usw. usw. zu ergreifen sind? Was kann die psychiatrische Therapie heute (abgesehen von Malaria- und Entziehungskuren)? Nichts mehr als: a) Schwachsinnige nützlich beschäftigen; b) Psychopathen zur sozialen Räson bringen; c) prophylaktisch wirken, z.B. erblich belastete Individuen vor Eheschließungen und »Generationspsychosen« warnen. Wer z.B. trotz der Diagnose »schizophren« geheilt entlassen wird, ist eben niemals schizophren gewesen, oder er ist »von selbst« gesund geworden oder durch die wunderbaren Fähigkeiten *eines Psychiaters, nicht der Psychiatrie*. Es kommt vor, daß schwere Katatoniker durch plötzliche Heimbeförderung anscheinend gesund werden; warum?! 3. Der Geldmangel der öffentlichen Anstalten und die eigene Armut befreit gewissenhafte Ärzte nicht von der Pflicht, die Verantwortung abzulehnen, schlechtes Personal zu entfernen, täglich alle Patienten zu untersuchen, nicht nur zu besuchen, und *nicht zu schweigen*. 4. Da sich die Psychiater seit hundert Jahren literarisch betätigen, wird es vielleicht einmal einem Schriftsteller gestattet sein, sich um die Psychiatrie zu kümmern. Solange man die Irren nicht mit Hilfe der Naturwissenschaft heilen kann, darf man erwägen, ob sie vielleicht durch Religion, Musik, Zauberei, Philosophie zu heilen sind. Da es an

jeder deutschen Universität psychiatrische Lehrstühle gibt, aber kaum zwei neurologische in ganz Deutschland, d.h. also: da man sich fast ausschließlich mit den psychischen Symptomen befaßt und zu wenig mit den somatischen, wird es wohl gestattet sein, die »Seele« (notabene in Anführungszeichen und rein als praktisches Verständigungsmittel) zu nennen, ohne just von der Psychiatrie zurechtgewiesen zu werden. In der psychiatrischen Literatur wird der Ausdruck häufig genug gebraucht. Und solange man übrigens annimmt, daß manches psychotische Individuum gewissermaßen noch über eine Etappe verfügen kann, von der aus es seine intellektuelle und moralische Unzulänglichkeit fühlen, ahnen, erkennen, bedauern darf, ist es gestattet, statt eines vagen »Darüber« oder »Dahinter« das immerhin schon begreifliche Wort »Seele« zu gebrauchen. 5. Nicht zu verwechseln war mein Wunsch, jeder Kandidat der Psychiatrie möge *sich selbst prüfen*, etwa mit dem Verlangen nach einer Prüfungskommission für die moralische Qualität des Psychiaters. Dieses Mißverständnis Herrn Doktor Liliensteins ist hoffentlich ein gewollter, wenn auch nicht hervorragender Witz. 6. Ich habe eine »Binsenwahrheit« ausgesprochen, weil sie auf eine Gefahr aufmerksam macht: daß nämlich überreizte und eilige Pfleger die Raserei eines Tobsüchtigen hervorrufen können; daß aus Geld-, Platz-, Personal- und Psychologiemangel mehr Gifte gespritzt werden, als nötig wären, und mehr kalte Packungen verordnet, als den Lungen und Rippenfellen der Patienten zuträglich ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Wissenschaft an den Binsenwahrheiten scheitert und daß die Professoren versagen vor der Einfalt eines Feldschers.

Das Tagebuch, 2.8.1930

»DAS STEINERNE BERLIN«

Berlin ist eine junge, unglückliche und zukünftige Stadt. Ihre Tradition hat einen fragmentarischen Charakter. Ihre häufig unterbrochene, noch häufiger ab- und umgelenkte Entwicklung wird von unbewußten Irrtümern, bewußt bösen Tendenzen gehemmt und gefördert zugleich; gewissermaßen mittels Hemmungen gefördert. Bosheit, Ah-

nungslosigkeit und Eigensucht ihrer Beherrscher, Erbauer und Protektoren schmieden die Pläne, verwirren sie wieder und führen sie verworren aus. Die Resultate -- denn diese Stadt hat so viele und so schnell wechselnde Physiognomien, daß man nicht von einem Resultat sprechen kann -- sind ein penibles Konglomerat von Plätzen, Straßen, Mietskasernenwürfeln, Kirchen und Palästen. Eine ordentliche Verworrenheit; eine planmäßig exakte Willkür; eine Ziellosigkeit von zweckhaft scheinendem Aspekt. Noch nie ward so viel Ordnung auf Unordnung verwandt, so viel Verschwendung auf Kargheit, so viel Überlegung auf Unverstand, so viel System auf Wahnwitz. Wenn Schicksal Willkür haben kann, so ist diese Stadt durch eine Willkür deutschen Geschicks die Hauptstadt der Nation geworden. Als wollten wir vor der Welt demonstrieren, um wieviel schwieriger wir es haben als andere! Als hätte uns in unserer verworrenen und zerklüfteten Geschichte noch ein verworrenes und zerklüftetes Detail gefehlt! Als hätte es uns gereizt, der unseligen Planlosigkeit unseres nationalen Daseins ein planlos steinernes repräsentatives Symbol voranzustellen! Als hätte es noch eines Beweises bedurft, daß wir das geduldigste unter den Völkern der Welt sind – oder boshaft und medizinisch ausgedrückt: ein masochistisches. Wie in der Geschichte Berlins Absolutismus und Korruption, Tyrannei und Spekulation, Prügelstrafe und Bodenwucher, Grausamkeit und Gewinnsucht, Maskerade einer harten Korrektheit und windiger Schacher Schulter an Schulter Fundamente graben und Straßen bauen und wie also aus Unkenntnis, Geschmacklosigkeit, Unglück, Bosheit und nur selten günstigem Zufall die Hauptstadt des Deutschen Reiches entsteht, erzählt in fesselnder Weise *Werner Hegemanns* Buch *»Das steinerne Berlin«* (erschienen im Verlag Gustav Kiepenheuer).

In Deutschland pflegt die Sachkenntnis in der formlosen Stammelsprache des schriftstellerischen Dilettantismus zu erscheinen. Die Gelehrtheit hat kein Temperament, das Wissen stottert, als wäre es Unwissenheit, und der Objektivität fehlt die eigene Meinung. Werner Hegemann ist eine der seltenen (deshalb nicht weniger deutschen) Erscheinungen, in denen die Sachkenntnis die Leidenschaft schürt und die Leidenschaft Kenntnisse aufspürt. Das Temperament schärft seine Urteilskraft, die Tatsachen plädieren für seine Haltung – wenn sie eines Plädoyers bedarf –, die Wahrheiten fundieren seine Überzeugung, und eine charmante Bosheit schleift, spitzt und rundet den Stil.

Diese Bosheit verwandelt sich gelegentlich in eine beinahe private, aber immer witzige Gehässigkeit, wo es sich um Friedrich den Großen handelt, dessen Epitheton der Autor offenbar geschworen hat niemals ohne Anführungszeichen zu setzen. Es ist der Extrafeind Werner Hegemanns. Seit Voltaire hat, wie mir scheint, Friedrich der Große keinen witzigeren literarischen Gegner gehabt. Es ist die inkarnierte Vergeltung der deutschen Literatur an dem französisierten Preußen. Der Schreiber dieser Zeilen besitzt nicht genügend historische Bildung, um den Autor widerlegen oder rechtfertigen zu können. Er ist ein »Laie« und will nur als »Leser« bezeugen, daß ihm von allen Vorzügen dieses Werks die reinste sprachliche Freude jene Stellen bereitet haben, an denen Hegemanns stilistische Gewandtheit sich von den Schwächen seines historischen Feindes nährt und wo die pointierte Formulierung selbst einen Freund Friedrichs mit dem Schriftsteller Hegemann versöhnen müßte.

Es ist, soviel mir bekannt ist, zum erstenmal der gelungene Versuch, die steinernen Spuren der Geschichte dermaßen aufzuzeichnen, daß man in ihnen dem verwehenden Schritt der Vergangenheit nachlauschen kann: als hörte man beim Anblick eines Testaments die Stimme des Verstorbenen, der es verfaßt hat. Das Anekdotische, scheinbar nebenbei hineingewoben, gewinnt symbolische Bedeutung, beinahe nur durch die Art, in der es angewandt wird, und nur durch die Stelle, an der es steht. Die fast universale literarische, historische, philosophische und bautechnische Bildung des Autors schmilzt infolge seiner »Haltung« oder »Weltanschauung« in der absoluten Einheitlichkeit seines Stils zusammen, derart, daß die »Kenntnisse« unfühlbar werden und wie natürliche Bestandteile der Sprache wirken. Das Private im Historischen erhebt sich zu der Stufe des Menschlichen, dank der schönen Leidenschaft für das Gerechte. Leidenschaft für das Gerechte: Sie scheint mir ein besonderes Kennzeichen dieses Buches und seines Verfassers. Er verfolgt nämlich mit dem Zorn des echten Schriftstellers das Unrecht durch die Jahrhunderte wie ein Gott die Sünde durch künftige Geschlechter. In dieser Eigenschaft begründet ist auch die eminente Aktualität des Buches. Es hat das Glück, in einer Zeit zu erscheinen, in der die Spuren absolutistischer Prügel stark verblassen zu wollen beginnen, aber die Verwirrung keineswegs Anstalten macht zu schwinden. Die Dummheit, die unser Erbteil ist, und der ahnungslose Dünkel, den wir den Herrschern unserer letzten Jahre abgelernt haben,

trüben und betrüben unsere Freiheit. Nun haben wir diese Hauptstadt. Ihre Interessen sind die unsrigen geworden. Aus ihrer Vergangenheit, für die wir nur zum Teil verantwortlich sind, müßten wir lernen, wie ihre Zukunft sein soll, für die ganz Deutschland die ganze Verantwortung übernimmt. »Das steinerne Berlin« (übrigens mit bedächtiger, schöner und eifriger Sorgfalt ausgestattet) erscheint just in den Tagen, in denen törichte, aber schädliche Skandale die Hauptstadt blamieren und die Nation, die es noch nicht zu wissen scheint, daß sie von Berlin repräsentiert wird. Man möge aus der Tatsache, daß es einen Historiker von dieser Fähigkeit findet, die Zuversicht schöpfen, daß es eine Zukunft hat, natürlicher und zwangloser, als die Vergangenheit gewesen. Eine Stadt, der soviel wissende Leidenschaft gewidmet wird, hat historische Mission. Es ist eine junge, unglückliche, aber wahrscheinlich zukünftige Stadt.

Das Tagebuch, 5.7.1930

AUS DEM TAGEBUCH DES SCHÜLERS JOSEPH ROTH

Meiner törichten Hoffnung, die mich von der ersten Schulstunde meines Lebens bis hart vor die des Abiturs begleitet hat, daß ich mit dem Reifezeugnis in der Hand endgültig den großen und kleinen, beschämenden und degradierenden Schikanen der Schule entronnen sein würde, widersprach die Wirklichkeit leider in einem niederschmetternden Ausmaß. Es soll heute, in den sogenannten modernen Schulen, anders zugehen. Ich kann nicht daran glauben. Vielmehr scheint es mir, daß der Hang, seine Minderwertigkeit als Überlegenheit zu demonstrieren, eine charakteristische, sehr natürliche, naturnotwendige Eigenschaft des mitteleuropäischen Menschen ist. Ja, die Tatsache allein, daß er irgend etwas erfahren hat, weckt in ihm primär nicht etwa die Lust, seine Erfahrung auszuprobieren, sondern die Ahnungslosigkeit des anderen, der es nicht erfahren hat. Wahrscheinlich ist sogar der sogenannte »Wissensdurst« der bildungshungrigen, braven Menschen der böse Trieb geborener Lehrernaturen, den anderen, den Schülernaturen, ihr Wissen mitzuteilen -- ein wenig entstellt und bedrohlich

infolge der in Aussicht stehenden schlechten Zensuren. Was mich betrifft, so scheint es, daß ich nun endgültig dazu verurteilt bin, ein Schüler zu bleiben. Viele Leute belehren mich, manche prüfen mich, die meisten geben mir schlechte Noten. Viel tückischer, als das Verfahren meiner Lehrer in der Schule gewesen ist, ist das meiner Lehrer von heute. Sie stellen sich, als wären sie meine Freunde, meine Kameraden, meine Kollegen, meine Gleichgestellten. Sie sitzen, essen, sprechen mit mir an demselben Tisch. Aber ich weiß sehr wohl, daß sie ihren Katalog in der Tasche haben und daß sie ihn hervorziehen werden, sobald ich sie verlassen habe. Dort stehen wir alle, die Schüler, nach dem Alphabet verzeichnet. Sie blättern bis zum Buchstaben R und tragen unter meinem Namen mit heimlicher Wollust eine große Vier ein. Später, wenn ich die Schule des Lebens verlasse, werden sie mir ein Zeugnis aushändigen, das mich wahrscheinlich nicht berechtigen wird, die Nachwelt zu betreten. Und obwohl es mich außerordentlich freuen würde, das Diesseits repetieren zu dürfen, wandere ich doch durch die Literatur mit dem schlechten Gewissen eines Schülers, dem die Lehrer nicht ganz mit Unrecht mißtrauen. Sie werden nicht verfehlen, mich beim Publikum, das eine Art Elternkonferenz ist, zu denunzieren. Vergeblich habe ich mich schon ein paarmal um ihre Gunst bemüht. Es scheint aber, daß sie an meinen sittlichsten Ernst nicht glauben. Sie halten mich für einen Spötter.

Ich wüßte gern, auf welche Weise man der Schule entrinnen könnte. Einigen ist es wirklich gelungen. Andere waren begabt genug, in den Rang von Musterschülern aufzurücken, sie werden nicht mehr geprüft. Geschieht es dennoch einmal und sie entsprechen nicht, so wird ihnen das meiste nachgesehen. Nicht so bei mir! Jedes Buch und jeder Aufsatz, die ich schreibe, liefere ich mit der alten, wohlvertrauten Ängstlichkeit ab, mit der ich vor zwanzig und mehr Jahren den gefahrvollen Weg meiner Schulhefte zu begleiten pflegte. Die Zensuren erscheinen dann in den Zeitungen und Zeitschriften, und ich nehme sie nicht ohne Beben in die Hand. Es gibt da ein paar ganz besonders strenge Lehrer; in unserer Schule heißen sie Kritiker. Manche sind zwar nicht ohne Humor, aber ihr Pflichtbewußtsein ist doch stärker entwickelt. Am meisten fürchte ich mich vor jenen, welche die Lehrfächer: Weltanschauung, Aktualität, Gesinnung und Weltveränderung unterrichten. Wenn ich nur ein Tausendstel von dem Ernst besäße, mit dem sie ihre Zensuren betrachten, könnte ich wahrscheinlich keine Zeile schreiben.

Aber jede von meinen ungeschriebenen Zeilen würden sie mit einer Eins honorieren, und ich wäre ein für allemal von den schriftlichen Arbeiten befreit.
Am strengsten sind die Lehrer der Fächer: »Neue Zeit« und »Gegenwart«. Wenn ich hier ihre Namen aufzuschreiben nicht wage, so geschieht es keineswegs aus jenem Mangel an Zivilcourage, den man den erwachsenen, mitten im Leben stehenden Menschen mit Recht vorwerfen müßte; sondern vielmehr aus der begreiflichen und verzeihlichen Feigheit des Schülers, dem die Sympathien aller Großen gehören sollten. Im übrigen wäre es ja überflüssig, Namen zu nennen, die außerhalb unserer Anstalt der deutschen Literatur kein Mensch kennt. Eine ungehörige Bemerkung, die mir, wie ich fürchte, überhaupt jede Möglichkeit zu einem Aufstieg in die höhere Klasse nehmen wird. Denn die unnachsichtige Haltung meiner Lehrer ist nicht allein die Folge ihrer angeborenen Strenge und Sittlichkeit, sondern auch ihrer kurzsichtigen, ja wahnwitzigen Überzeugung, sie würden, weil sie sprechen, auch gehört und, weil sie schreiben, auch gelesen. Indessen aber scheint es, daß ich, obwohl nur ein Schüler, die geheimnisvolle Struktur unserer großen Schule besser verstehe und daß es kein leichtfertiger Irrtum von mir ist, zu glauben, daß die entscheidenden, weil zahlenden Menschen vor allem etwas von Börsenberichten halten und gar nichts von literarischen, mögen diese auch in der nächsten Nachbarschaft jener gedruckt werden. Und es ist, glaube ich, eine vergebliche Anstrengung unserer Lehrer, der Zeit zu sagen, was sie braucht, und der Welt, wodurch sie sich verändere. Die Welt hört sich nicht, und die Zeit wandelt sich nicht. Sie braust nur dahin. In dem Getöse, das sie dabei verursacht, gehen die Namen unserer Lehrer verloren und auch die Zensuren, die ich von ihnen bekomme. Diese Erwägung wäre jedem ernsten Schüler nur ein schwacher Trost. Aber einen Taugenichts wie mich befriedigt sie immerhin halbwegs...

Die Literarische Welt, 11. 7. 1930

DER SPORT-SCHMOCK

Da wir in einem beschämend geringeren Maß als andere Völker die Fähigkeit haben, die delikate Grenze zwischen dem »Öffentlichen« und dem »Privaten« zu erkennen, waren wir imstande, den Schmock hervorzubringen, zumindest ihn heranzuzüchten; den Schmock, das heißt: den geschwätzigen Lakai der Öffentlichkeit, der von täglichen Einbrüchen in die private Sphäre lebt und von den öffentlichen Versteigerungen seiner Beute. Es ist kein Zufall, daß wir den Typus und den Namen literarisch geschaffen haben (in einem der wenigen Lustspiele, die in Deutschland geschrieben werden konnten und deren geringe Zahl, nebenbei gesagt, die Tatsache ausdrücken möchte, daß wir »nichts zu lachen« haben). So traurig der Aspekt der deutschen Öffentlichkeit ist, man wünscht sich doch keineswegs, daß sie durch die gelegentliche Witzboldhaftigkeit des Schmocks aufgeheitert werde, wie es in allen Spalten der viel zu oft erscheinenden Zeitungen geschieht. Indem er die Persönlichkeiten, die »Heiligtümer«, die »Kulturgüter« photographiert, interviewt, verwaltet, vermittelt und zwischen der Nation (die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst anfängt, ein Publikum zu werden) und ihren angeblich repräsentativen Gütern und Erscheinungen eine taktlose Vertraulichkeit herstellt, verwandelt er die traurige Unbeholfenheit unseres öffentlichen Lebens in eine läppische Lächerlichkeit. Ja, die achtzehnmal täglich wiederholte, in suggestiv fetten Lettern gedruckte idiotische Ungezogenheit des deutschen Schmocks bleibt keineswegs auf ihn und seine Druckerzeugnisse beschränkt, sondern ergreift allmählich auch die *Objekte* seines Eifers. Die repräsentativen »Güter der Nation« werden ihre eigenen Schmöcke. Auch ungefragt enthüllen sie ihr Privatleben. Die deutschen Dichter unterhalten sich am Radio mit ihren Söhnen, Brüdern, Enkeln, die uns gar nichts angehen. Die Mütter, die Tanten, die Kinder der Politiker, der Schriftsteller, der Theaterintendanten, der Verleger erscheinen photographiert in den illustrierten Zeitungen und in den Schaufenstern. Die »Werkstätten«, die »Heime«, die »Familienkreise« unserer Erfinder, Entdecker, Pioniere und Minister sind für zehn Pfennig an jeder Straßenecke erhältlich. Freiwillig reißen die nationalen Repräsentanten ihre Fenster und ihre Schlafzimmertüren auf. Ja, sie fühlen sich so lange nicht »repräsentativ«, wie ihre Fenster und Türen geschlossen bleiben.

Ein Volk von Schmöcken! Es ist, als suchte der byzantinische Trieb der Nation, der sich durch die Jahrhunderte vom Privatleben der Fürsten genährt hat, nach neuer Nahrung im privaten Bereich jener Klassen und Individuen, die, zumindest als Objekte des Schmocks, vollwertige Nachfolger und Erben der Fürsten sind. Die Verwirrung ist vollständig. In Deutschland kommt die Beute dem Jäger entgegen. Wider alle Gesetze der Natur und der Biologie rennen die Hasen vor die Flinten. Die Repräsentanten der Nation verbergen sich nicht etwa vor den Reportern nach Haus. Es ist begreiflich, daß in einem Land, in dem kein Mensch eine Ahnung von Öffentlichkeit hat, die entblößte private Existenz für Öffentlichkeit gehalten wird. Es ist begreiflich; aber unausstehlich.

Es wird unerträglich besonders in dem Augenblick, in dem eine neue Abart des Schmocks die Spalten der Zeitungen zu füllen beginnt: der *Sport-Schmock.*

Wir waren nachsichtig genug, den Schriftsteller zu ertragen, der die Genossin seines Schlafzimmers im Badetrikot als repräsentative Titelbilderscheinung dem Zeitungskiosk ausliefert. Wir sind von unsern Germanisten – es sind die (gründlicheren) Urbilder des Zeitungsschmocks – daran gewöhnt, die »Lebensgefährtinnen« der »Geistesheroen« in den Bereich der öffentlichen Wissenschaft einbezogen zu sehen. Aber: bei allem Interesse für die körperliche Ausbildung unseres Volkes, für seine »Leibesübungen«, die sich sogar in einer »Hochschule« etablieren durften und wahrscheinlich bald in einem Doktorat die soziale Bestätigung ihrer Wichtigkeit erleben werden: Wir sind, geographisch wenigstens, immer noch Europäer. Vielleicht sind wir depraviert und taktlos genug, erstens illustrierte Zeitungen zu ertragen und zweitens in ihnen die Taten unserer Genies. Aber wir sind immer noch keine Amerikaner – und also ertragen wir nicht die genauen Schilderungen der Klosettbesuche unserer Boxer.

Wir haben Boxer: gut! Wir haben – obwohl auch das noch strittig sein könnte – Meisterboxer: noch besser! Aber woher nimmt der allen Leibesübungen fremde und, wie ich aus sicheren Quellen weiß, in der Börse und nicht im Turnsaal heimische Herausgeber das Recht, mir die Berichte des Sport-Schmocks in jenen Spalten vorzusetzen, in denen ich nur die des politischen und des feuilletonistischen für zehn Pfennig erwarten konnte? Ahnungslos und harmlos, wie ich bin, suche ich im »allgemeinen Teil« zum Beispiel eine »Kurzgeschichte« oder die Schei-

dungsklage eines berühmten Romanciers. Aber siehe da: Ich finde die Kindesliebe eines Boxers und die Schreckensszenen, die sich anläßlich der Ohnmacht einer Tennismeisterin ereignet haben sollen. Der Sport-Schmock hat den Weltmeister heimgesucht und ein spritziges »Entrefilet« aus ihm gemacht. Ich ehre die deutschen Mütter bis zu dem Grade, daß ich sogar noch die Blumensträuße nicht ohne Andacht sehen kann, die sie ihren Söhnen an den Hafen bringen. Aber für zehn Pfennig mag ich nicht zwanzig Zeilen über einen einzigen Blumenstrauß lesen. Ich habe einen unheimlichen Respekt vor Boxern. Aber ich sehe viel lieber ihren Faustschlägen zu, als daß ich ihren Unterhaltungen lausche. Denn das Reden soll nicht ihre Stärke sein. Ihre Muskeln sind vielleicht ein Heiligtum der Nation. Aber ihre familiären Beziehungen gehen mich gar nichts an. Es ist wahrscheinlich nützlich, den Sportteil der Zeitungen zu vergrößern. Aber im lokalen Teil wünsche ich, ein ehrlicher Zeitungskäufer, Unfälle zu lesen und Interviews mit jenen Repräsentanten, die zum Rhetorischen berufen sind und nicht zum Gymnastischen. Es geht nicht an, daß verjährte Hofball-Berichterstatter, aus Mangel an Hofbällen, zur Behandlung von Familiennachrichten aus dem Ring herangezogen werden. Wenn uns irgendein Körperteil eines Boxers angeht, so ist es seine Faust und nicht sein Herz. Wir haben genug unter den Enthüllungen zu leiden, mit denen uns das Seelen- und Familienleben unserer Politiker, Präsidenten, Dichter und Erfinder belästigt. Wenn die Boxer nicht bald aufhören, werden die Turnlehrer anfangen. Wenn wir vor den Müttern nicht bald haltmachen, werden die Großmütter auf den Plan treten. Es ist verwunderlich, daß dieselben Mächte, die für die »Heiligkeit der Familie« unaufhörlich plädieren, nicht einmal die Privatheit der Familie zu achten verstehen.

Das Tagebuch, 12. 7. 1930

SOLL DIE DEUTSCHE RECHTSCHREIBUNG REFORMIERT WERDEN?

(Eine Umfrage)

Ich hege schon lange den Verdacht, daß es bei uns nur deshalb so verschwindend wenige Analphabeten gibt, weil die Anforderungen so gering sind, die man an die zahlreichen Beherrscher des Alphabets stellt. In einer Zeit, in der die deutschen Schriftsteller durch eine hervorragende Unkenntnis der deutschen Sprache sowie durch eine verblüffende technische Gewandtheit in den Fragen der Automobilmotoren besonders befähigt erscheinen, Bücher zu schreiben; in einer Zeit, in der man einfach durch die Fähigkeit, einen Telegrammbericht für eine großstädtische Zeitung zu verfassen, einen reichdotierten Stammsitz auf dem deutschen Parnaß erhält; in einer Zeit, in der die Leser und die Kritiker die Güte eines Autors nach dem Grade der Simplizität beurteilen, mit der sich der Schriftsteller der Wirklichkeit hingibt, um sie uns mitzuteilen, und der Berichterstatter am Radio, der mit hurtigem Aug' und hastiger Zunge die blitzschnellen Phasen eines Fußballkampfes verfolgt, den Ruf eines Stilisten bekommt: In dieser Zeit ist es selbstverständlich, daß der literarisch rein rezeptive Teil des deutschen Volkes eine Rechtschreibung erhält, die eine legalisierte Unrichtigschreibung ist. Der Vorschlag der Dresdner Lehrer überrascht mich nicht; mich, der ich seit Jahren in den Spalten der deutschen Buchkritik den Vorwurf zu hören erwarte, daß sich der und jener Autor es nicht abgewöhnen kann, überflüssige Buchstaben zu schreiben, und daß er dadurch zur Vertiefung der Kluft beiträgt, die zwischen ihm und der »Gegenwart« nicht aufhören will zu gähnen.
Es scheint doch, daß die Wirkungen der neuen Sachlichkeit erst anfangen, sich kundzugeben – um so eher, als ja die Ursachen dieser Mode keineswegs beseitigt, sondern noch sehr lebendig sind. Wenn die Lehrer, die in meiner Kindheit noch zu den Hütern orthographischer, grammatikalischer und sprachlicher Traditionen gehörten, auf einmal anfangen, Vorschläge zu machen, wie sie in der Zeit, in der ich noch zur Schule ging, höchstens etwa einem witzigen Schüler-Verein eingefallen wären, so bewegt das die leidenschaftliche Bereitschaft dieser Gegenwart, die platte Zweckhaftigkeit höher einzuschätzen als das in Wahrheit nützlichere sprachliche und Schreibvermögen; eine Parallele

zu der herrschenden Tendenz in der Literatur, die Sprache als ein Mittel zur Mitteilung zu benutzen und den Dilettantismus zu rechtfertigen mit dem Hinweis auf die gesprengte Form. Das banale Deutsch der »Berichterstatter«, das in das Buch dieser Zeit eingedrungen ist, und das barbarische Deutsch der Inserate, das indessen in den Spalten der Zeitungen zu herrschen beginnt: Diese beiden Arten eines deutschen Jargons erfordern freilich keine andere Rechtschreibung als die vorgeschlagene, die ohne Rücksicht auf die etymologischen Gesetze der Sprache aus einfachen Morsezeichen besteht. Ja, die verlotterte, angeblich »vereinfachte« Sprache der gegenwärtigen Literatur rechtfertigt geradezu diese vorgeschlagene Orthographie, ein simples System von Signalen, wie ein Buch von heute eine simple Addition von Mitteilungen ist. Ich bin dessen gewiß, daß die Vorschläge des Dresdner Lehrer-Vereins in der Zukunft recht behalten werden. Von heute in zehn Jahren, wenn die deutsche Literatur aufgehört haben wird zu leben, die meisten jungen Schriftsteller ihre einzig wahre Begabung, nämlich die zur Aviatik und Ozeanüberquerung, entdeckt haben werden, wird es ohne Zweifel praktischer sein, eilige Mitteilungen aus den Lüften ohne überflüssige Buchstaben abzuwerfen. Aber man warte wenigstens, bis wir gestorben sind, die letzten Überreste einer Generation, die aus einem heilig gewordenen Irrtum für die Überlieferung gefallen ist, eines Geschlechts, das noch im Plato heimisch war und nicht im Edison und das noch gewußt hat, daß die Sprache eines Volkes identisch ist mit dem wahrhaft »völkischen« Gedanken eines Volkes.

Ich kenne die »praktischen Erwägungen« der neuen Orthographisten.« Man lernt »leichter« lesen und schreiben. Aber eben darum geht es, daß man nicht »leichter«, sondern langsamer schreiben und lesen lernt. Der Analphabetismus kann ein Segen sein, wenn die des Lesens Unkundigen davor bewahrt werden, schlechte Bücher und miserable Zeitungsartikel zur Kenntnis zu nehmen. Und die Kenntnis des Alphabets kann ein Fluch sein, wenn sie dazu verführt, schlechte Bücher, flache und also verlogene (denn die Flachheit ist Lüge) Broschüren und Zeitungsartikel zu lesen. Wir leiden zwar nicht an Analphabeten, aber, im Gegenteil, an einem Übermaß von Individuen, die schlecht schreiben und schlecht lesen. Diesen hilft allerdings eine versimpelte »Bildung« durch eine Verwandlung in Umbildung zum »Gemeingut aller« zu machen, sondern sozusagen: alle zum »Gemeingut« der »Bildung« zu machen.

Dem Einwand, daß eine vereinfachte Orthographie seine propagandi-

stische Wirkung habe und den Fremden die Erlernung der deutschen Sprache leichter machen könnte, begegnen wir mit dem billigsten, aber in diesem Falle gerechten Einwand: Warten wir, bis die Franzosen und Engländer so schreiben, wie sie sprechen. Keine einzige europäische Nation hat so wenig Sinn für sprachliche Tradition wie die deutsche. Der Vorwurf, daß wir unsere Schriftsteller sterben lassen, ist längst nicht mehr in dem Maße gerechtfertigt wie der Vorwurf, den wir gegen unsere Schriftsteller erheben könnten: daß sie unsere Sprache sterben lassen. Es ist noch zu früh, durch eine barbarische Orthographie die barbarisierte Sprache dieser »Gegenwart« offiziell zu legitimieren. Warten wir noch ein paar Jahre. Das Unvermögen, richtig zu schreiben, stellt sich von selbst ein.

Die Literarische Welt, 18.7.1930

VOM ATTENTÄTER ZUM SCHMOCK

In einem Berliner Spät-Abendblatt erschienen einige Wochen lang die Erinnerungen des Herrn Ernst von Salomon, der am Rathenau-Mord beteiligt war, unter dem Titel: »Wie wir Empörer wurden. Erinnerungen aus dem deutschen Nachkrieg.« Denjenigen, die der nicht gerade landläufige Begriff »Nachkrieg« etwas fremd anmuten sollte, sei nebenbei gesagt, daß es sich schlicht und einfach um den bedauerlichen deutschen *Bürgerkrieg* handelt, dessen hervorragendes Opfer Walther Rathenau geworden ist; um den deutschen Bürgerkrieg, der noch keineswegs beendet ist, der jeden Tag neue Opfer fordert, und häufig genug blutige. Die Erinnerungen eines Mannes, der am Rathenau-Mord teilgenommen hat, können also auch heute noch keineswegs als ein dokumentarischer Niederschlag längst überwundener Erlebnisse und einer versunkenen Epoche angesehen werden. Es müßten entscheidende Gründe für den Abdruck dieser Erinnerungen vorhanden sein und für die Verlegung eines Namens aus den Spalten der Polizei- und Gerichtssaalberichte in die Rubrik des Literarischen, Amüsanten, »Belletristischen«. Denn die Kräfte, die damals den Mord an Rathenau verursacht haben, sind immer noch lebendig. Zwischen einer illegalen Organisation, die mit Parabellum-Pistolen hantiert, und einem legalen

Minister, der Haßgebete produziert, ist der Unterschied so gering wie zwischen einer aufgelösten Verschwörergruppe und einer nationalsozialistischen, legal zum Reichstag kandidierenden Partei. Der Autor mag die Zeit, in der er den Mord vorbereitet hat, heute überwunden haben. Die Welt, zu der er spricht, hat ihn noch nicht bis zu dem Grad vergessen, daß sie ohne zwingenden Grund anfangen könnte, den Urhebern des Mordes Honorare zu zahlen. Noch werden die Waffen geschliffen und nicht begraben. Noch ist die Zeit nicht gekommen, in der die ehemaligen Feinde Erinnerungen austauschen könnten. Man darf dem idyllischen Aspekt nicht trauen, den die Memoiren des Herrn von Salomon in den Spalten der Demokratie bieten.
Dies nur nebenbei! Wichtiger als die Frage des von beiden Partnern verletzten guten Geschmacks scheint mir die nach dem literarischen oder dokumentarischen Wert der Erinnerungen des Herrn von Salomon. Denn einen literarischen oder dokumentarischen Wert müßten sie haben, wenn sie den Anspruch erheben, gedruckt und gelesen zu werden. Soweit wir von dem Gedanken entfernt sind, einem Kriminellen etwa literarische Fähigkeiten absprechen zu wollen, so fern sind wir auch der Neigung, von dem Grad der Kriminalität eines Autors auf seine literarischen Fähigkeiten zu schließen. Um uns seine Memoiren vorzusetzen, hätte der Herr von Salomon zweier Voraussetzungen oder zumindest einer von zweien bedurft: Er hätte ein beachtenswerter Schriftsteller sein müssen, wie er ein beachtenswerter Attentäter war, und ein glaubwürdiger Zeuge, wie er ein glaubwürdiger Verschwörer war.
Betrüblich ist nun die Tatsache, daß er ein miserabler Schriftsteller ist und – was damit zusammenhängen mag – ein verschmockter Zeuge. Ein Schriftsteller, der zum Beispiel seine Person – es sind in diesem Fall die beiden geflüchteten Rathenau-Mörder Kern und Fischer – »frei über die *schwirrenden* Bäume blicken« läßt; ein Autor, der schreibt, daß »in ihnen (Kern und Fischer) nichts anderes wachsen konnte als die gnadenvolle Stille...«; ein Berichterstatter, der, ausgestattet mit der Partizipialkonstruktion: »zwar streng der Rede lauschend«, »den *Arabesken seiner Gedanken* folgt, die sich um den Mann *dort oben* auf dem Rednerpult *verschlungen zogen*«; ein Literat, dem »plötzlich klar« war, »nach welcher Seite seine (Rathenaus) *Objektivität sich rang*«; ein Meister seiner deutschen Muttersprache, der »das Ende seiner (Rathenaus) Rede *nur unverstehend* hört«: Dieser illustre

Urheber läppischer Wendungen ist zweifellos ebensowenig ein Schriftsteller wie ich ein Fememörder.
Nun, nicht jeder, der etwas mitzuteilen hat, ist verpflichtet, ein Stilist zu sein. Wenn Herr von Salomon aber, der nach seinen eigenen Angaben mit den Rathenau-Mördern Kern und Fischer den letzten Zufluchtsort nicht bewohnt hat, uns dennoch eine detailgetreue Schilderung ihrer letzten Stunden und sogar ihrer letzten Stimmungen vermitteln will, so muß er eben ein guter Schriftsteller sein. Kein Mensch hat ihn gefragt, ob der Blick der beiden Verfolgten über die »schwirrenden Bäume« gestreift ist oder nicht. Kein Mensch hätte allerdings einem immerhin nicht naturfremden Mitglied der Organisation Consul die übernatürliche Fähigkeit zugetraut, schwirrende Bäume wahrzunehmen oder Arabesken von Gedanken zu erzeugen, die sich um den Kopf eines Redners dort oben ziehn, oder eine Objektivität klar zu erkennen, die sich nach irgendeiner Seite ringt. Was in aller Welt veranlaßt den Herrn von Salomon zu dichten? Was hindert ihn, schlichte Mitteilungen von sich zu geben? Nur die Unfähigkeit, ein authentischer Zeuge zu sein.
Er kann nicht nur nicht schreiben, er kann auch nicht beobachten. Unvergleichlich jene Szene in den Memoiren, in der geschildert wird, wie der Mörder Kern den Redner Rathenau »in seinen Bann zieht«, sozusagen hypnotisiert. Eine Vorstellung, entsprungen der Phantasie eines Knaben, und eine Darstellung von dem Niveau eines Gesprächs unter Mittelschülern in der Pause, zwischen Latein und Mathematik. Jeder brave und wahrheitsgetreue Beobachter hätte nichts Übersinnliches, sondern eher das Gegenteil in der Tatsache vermutet, daß Rathenaus Blick der hübschen und gefälligen Physiognomie eines jungen Offiziers gerne begegnet. Eine rätselhafte oder gar übernatürliche Macht dort ahnen zu wollen, wo ein offensichtlich banales und äußeres Interesse vorhanden sein mochte, verrät eben die pathologische Fähigkeit, Bäume schwirren zu sehen und Objektivitäten sich ringen. Und ebensowenig wie Bäume schwirren, ebensowenig war Rathenau hypnotisiert. Und sowenig Herr von Salomon ein Dichter ist, ebensowenig ist er ein authentischer Zeuge. Vielleicht hätten seine Erinnerungen noch als Dokumente interessieren können. Als die verworrenen und in einer grotesken Sprache formulierten Bekenntnisse eines lächerlichen Metaphysikers sind sie langweilig und lästig. Die Wahrheit literarisch zu gestalten, ist er nicht imstande. Die platte Wirklichkeit einfach wie-

derzugeben, dazu ist er nicht zuverlässig genug -- nicht etwa aus Mangel an Wahrheitsliebe, sondern aus einem Überschuß an dilettantischer Lust zu dichten und aus einer verhängnisvollen Neigung zu einer Art nationalsozialistischem Okkultismus. Eine okkultistische Verworrenheit hat die nationalistischen Organisationen, ihre Symbole und ihre Morde geboren. Eine okkultistische Verworrenheit führt jetzt die Schreibfedern der Männer von der Feme, wie früher ihre Pistolen. Vergeblich gemordet! Die Opfer sind zwar erledigt. Aber der Nebel, der die Attentäter umgab, ist nicht von ihnen gewichen. Er hindert sie nicht, gut zu zielen. Aber er hinderte sie, gut zu schreiben. Der Mord an Rathenau war eine traurige Sensation. Die Erinnerungen des Herrn von Salomon sind eine Schmockerei.

Das Tagebuch, 26. 7. 1930

DIE TUNGUSEN

Eine illustrierte Zeitung brachte vor einigen Tagen ein paar Bilder aus dem Lande der Tungusen, nicht gleichgültige, eher aufschlußreiche Illustrationen, an denen ich mit einiger Schadenfreude zu bemerken glaubte, daß die Physiognomien der fernen und noch nicht zivilisierten Menschen jenen unbezweifelbaren Ausdruck der Intelligenz besitzen, der zum Beispiel den Gästen im Café, mit denen ich die Tungusen verglich, abhanden gekommen zu sein schien. Ich weiß nicht viel mehr von den Tungusen, als was ich eben aus der Illustrierten habe erfahren können. Aus dem wenigen geht jedenfalls hervor, daß die Tungusen sich noch nicht aller Segnungen der amerikanisch-europäischen Zivilisation erfreuen, wohl aber schon einer einzigen, die wahrscheinlich als erste zu ihnen gekommen ist: des Radios. Unter den vielen interessanten Bildern schien mir eines mit besonderer Eindringlichkeit die Situation eines Volkes zu vermitteln, das im Begriff ist, dem weiten Bereich unserer Zivilisation einverleibt oder unterworfen zu werden. Es war eine Aufnahme tungusischer Frauen, die einem Radiovortrag lauschen. Der photographische Apparat hatte in seiner präzise funktionierenden Ahnungslosigkeit dieses maßlose Staunen aus den sympathischen Gesichtern aufgegriffen und festgehalten, ein Ausdruck, der dem der pa-

thologischen Idiotie nicht unähnlich ist und der für mich eine schnelle Beziehung von den eben noch so fernen, unbekannten und intelligenten Physiognomien der Tungusen zu den nahen, bekannten und mich umgebenden Köpfen der Kaffeehausgäste herstellte. Es war beinahe eine erschreckende Erleuchtung: Der natürliche Reichtum an Ausdruck, unschuldigem und zugleich wissendem Glanz der Augen, überlegenem und heiterem Schwung der Lippen war in dem Augenblick verweht und verschwunden, indem diese Menschen anfingen, einem zivilisierten Vortrag zuzuhören, ihnen zugetragen durch eine der neuesten Waffen der zivilisierten Welt. Der Zusammenhang ist natürlich unbeweisbar, aber klar. Die Tungusen sehen bei ihren gewohnten täglichen Verrichtungen intelligent aus. Sie lauschten dem Radio und sahen blöde aus. Die Besonderheit ihres dummen Ausdrucks läßt sich schwer beschreiben. Wer einmal beobachten konnte, wie eine Tante von mittelmäßiger Intelligenz aussieht, wenn sie scheinbar anwesend im Kreise ihrer Angehörigen und halb noch teilnehmend an den Vorgängen im Zimmer, die sogenannten »Kopfhörer« umgeschnallt hat und in einer wahrhaft idiotischen Entrücktheit der Ferne angehört und doch noch vorhanden und greifbar ist, wird ungefähr eine Vorstellung von den Gesichtern jener Tungusinnen haben. Und obwohl es natürlich leichtsinnig wäre, das Radio als einen Spender der Dummheit zu verleumden, macht es doch stutzig, bei gleichen Ursachen gleiche Wirkungen festzustellen -- in so verschiedenen und so weit voneinander entfernten Objekten. Ich zweifle, ob die Tungusen blöde aussehen, wenn man ihnen Beethoven in einem Konzertsaal vorspielte. Aber wenn man ihnen Beethoven durchs Radio überträgt, sehen sie blöde aus -- ich kann ihnen nicht helfen.

Woran liegt es? Doch nicht an der Apparatur?

Es ist einer der Fälle, wo man ratlos sein darf, ohne sich zu schämen. Vielleicht kann man nur etwas dazu sagen:

Die illustrierte Zeitung, der getreue Bote unserer modernen Siege, bringt die Bilder von den Tungusen nicht ohne einen stillen Triumph. Wie ja überhaupt die illustrierten Zeitungen die siegesgewissesten Zeugen unserer modernen Taten sind, die bequemsten Helfer unseres modernen Optimismus, die scheinbar beweiskräftigsten Zeugnisse für unseren Fortschritt und für die konstante, unaufhaltsame Besserung der Welt. Noch nie war in einer illustrierten Zeitung etwa das Bild von einer Eisenbahnkatastrophe zu sehen ohne das der schnellstens herbei-

geeilten Sanitätszüge, noch nie die Aufnahmen von einem durch Erdbeben verwüsteten Gebiet ohne die Photos der eiligen Hilfskommissionen, noch nie das Bild von einem Brand ohne die Feuerwehr. Die illustrierten Zeitungen bemühen sich mit Erfolg, dem Leser die Lust am modernen Leben zu erhalten und beizubringen, und dürften, nebenbei gesagt, schon so manchen vom Selbstmord zurückgehalten haben. Die illustrierten Zeitungen freuen sich darüber, daß die Tungusen Radio hören dürfen. Der moderne Eroberer und Zivilisationsspender freut sich ehrlich über die Wirkung seiner Siege und seiner Gaben. Es ist darin etwas von der kindischen Freude des Menschen, durch Silvesterscherz und Juxartikel die eigene wissende Überlegenheit über die Ahnungslosigkeit des Beschenkten und Überraschten auszukosten. Und in der gewiß törichten Freude über die Tatsache, daß noch ein paar Nomaden Autobus und Briefmarken bekommen werden, steckt der noch törichtere Triumph, mit dem Geschenk den Beschenkten zu verblüffen und sich an seiner Verblüffung zu weiden. Zwischen jenem spanischen Gesindel des Kolumbus, das mit billigen Taschenspiegeln die Indianer überlistet, und der zivilisatorischen Moral des modernen Ingenieurs, der im Namen der Aufklärung die Radiostationen in der Wüste errichtet: welch ein geringer Unterschied! Unter dem Motto: »Die werden aber staunen!« handeln alle Eroberer und Kulturverbreiter. Und wie sie gestaunt haben, als sie die Syphilis bekamen, die Eisenbahn, die Sklaverei! Sie wurden blöde, der Glanz erlosch in ihren Augen, das Lächeln starb von ihren Lippen weg, die Vernunft wich aus ihrem Gehirn -- und ob sie von imperialistischen Rittern oder kollektivistisch gesinnten Ingenieuren aufgeklärt wurden: Alle, alle bekamen sie das Angesicht jener guten Frau von mittelmäßiger Intelligenz, die mit dem Kopfhörer in unserer Mitte sitzt.
Warum? Wieso? – Ich weiß es nicht!

Die Literarische Welt, 8. 8. 1930

DER ALTERSGENOSSE

Der Altersgenosse begegnete mir unvermutet in einer kleinen und stillen Gasse, nach langen Jahren, in denen wir gewachsen waren und uns so verschieden entwickelt hatten, daß wir beinahe aufhörten, gleichaltrig zu sein. Denn während er gemäß den Gesetzen der Natur und den Vorschriften der menschlichen Gesellschaft Jahr um Jahr angelegt hatte, etwa wie ein Baum Ringe bekommt, war es mir nicht vergönnt gewesen, in einer einfachen und edlen Natürlichkeit alt und älter zu werden, aus dem Jünglings- in das Mannesalter hineinzuwachsen und die etwas leichtsinnige Einfalt meiner Jugend in eine etwas würdigere Einfalt der Reife zu verwandeln. Und während er in einer redlichen und nur durch Krankheit und Weltkrieg unterbrochenen Reihenfolge Wissen erwarb und Prüfungen bestand, Titel verdiente und sich in einem ehrenvollen staatlichen Amt vom Untergebenen zum Vorgesetzten hinaufschraubte, ein Weib erkor und einen eigenen Herd baute, Vater wurde und Häuptling eines Hauses, verlor ich die Zeit, die mein Leben hätte werden können, in dem törichten Wahn, sie sei für mich noch nicht gekommen. Heute, es ist freilich zu spät, erkenne ich, daß jedem Symptom des Alterns ein Symptom der sozialen und seelischen Veränderung entsprechen müßte, wie dem Klang sein Echo, der ersten Runzel die Vaterschaft folgen müßte, dem ersten Haarausfall die größere Dichtigkeit des Bankkontos, der ersten Ermüdung auf einer Wendeltreppe etwa, beim Besteigen eines Aussichtsturms, die Gewißheit eines Grundbesitzes oder zumindest einer Hypothek. Bis zu dem Augenblick aber, in dem ich meinen Altersgenossen sah, lebte ich so, als wäre die Zeit, die da an meinen Füßen vorbeirann, nicht die meine, die Jahre schichteten sich gleichsam hinter meinem Rücken, und vor mir sah ich einen noch unbetretenen, jungfräulichen Zeitraum, der auf mich wartete. Eines Abends, in der kleinen und stillen Gasse, trat mir der Altersgenosse entgegen, und obwohl er sich herzlich freute und mir gegenüber die Strenge nicht walten ließ, ohne die er es im Amt wie im Leben bestimmt nicht so weit gebracht hätte, war es mir doch, als wollte er mich ertappen, ja als hätte er mich schon ertappt, auf alter Tatenlosigkeit sozusagen. Deshalb gebot mir auch der Instinkt sofort, zu fliehen, hierauf, mich zu verstellen und mit der elastischen Unbekümmertheit eines Jüngeren an ihm vorbeizutraben. Dazu aber war es

zu eng und auch zu spät. Er stand vor mir wie eine Mauer. Er war kleiner gewachsen als ich, aber er erschien mir bedeutend größer, als stünde er gewissermaßen auf dem Sockel der Jahre, die er erreicht und ich verloren hatte, und statt zu ihm hinunterzusehen, wie es unsere physiologische Verschiedenheit verlangte, sah ich zu ihm hinauf. Es war mir, als müßte ich unser Gespräch mit einer Entschuldigung beginnen, allerdings ohne zu wissen, wofür ich mich entschuldigen sollte. Er schien meine Verlegenheit nicht zu bemerken, er sagte mir du, und obwohl wir einander niemals Sie gesagt hatten, fühlte ich mich diesmal nicht wenig geschmeichelt und durch die Leutseligkeit meines Freundes zu der ehrenwerten Gilde meines Altersgenossen gnadenhalber zugelassen. »Wie geht es dir?« fragte er mit schlichter Teilnahme, er, ein Regierungsrat im Polizeipräsidium, ein hoher Funktionär in einem Gebäude, das ich nicht ohne Angst betrete – und nur in den dringlichsten Fällen. »Ich habe oft an dich gedacht«, sprach er weiter, so selbstverständlich, so aufrichtig, daß ich ihm glauben mußte. Während er die schwersten Verantwortungen auf sich lud, in menschliche Schicksale durch kleine, aber wichtige Eintragungen in Akten eingriff, ein Heer von Kriminalisten befehligte, schnellstens an diversen Tatorten erschien, fand er noch Zeit, an mich zu denken, und sogar oft. Und ich hatte inzwischen nicht nur alles Nötige versäumt, sondern auch ihn vergessen. »Auch mir«, log ich zögernd, »bist du oft in den Sinn gekommen!« »Aber du hast dich nie gemeldet«, erwiderte er – und der Vorwurf enthielt bereits die Verzeihung –, »du bist immer noch der alte.« Nun bemerkte er es ja selbst. Ich war immer noch der alte, während er, wie es sich gehörte, ein anderer geworden war. »Man wächst sich so auseinander«, klagte ich. »Schade, schade!« sagte er und: »Ein Glück, daß ich dich treffe.«

Es war gerade in den Ferien, sonst hätten wir uns nie getroffen. Er wohnte in dieser Gasse, in einem Haus mit Vorgarten, seine Frau und seine Kinder hielten sich an der Ostsee auf, der Hund war zu Hause geblieben, am Rande der Stadt besaß mein Altersgenosse einen bescheidenen Besitz, guter Wein lag in seinem Keller, in seiner Wohnung, die ich besichtigen mußte, hingen gute Bilder, standen gute Bücher, herrschte gute, saubere, dunkle Kühle. Die Überkleider im Vorzimmer hingen auf Bügeln, die Regenschirme und Stöcke standen in Behältern, ein blanker, freundlicher Kachelschimmer fiel durch einen Türspalt ins Halbdunkel des Entrees, verstohlener Widerschein eines reinlichen Innenlebens. Auch das Verborgene war dermaßen ge-

pflegt, daß es sich zeigen durfte, ohne anstößig zu sein, auch die Geheimnisse dieses Lebens trugen eine tadellose Hülle aus Sauberkeit und verrieten sich also nicht, selbst wenn sie sich gelegentlich offenbarten. »Hier wohne ich seit sechs Jahren«, sagte mein Altersgenosse. Seit sechs Jahren war er Regierungsrat. Jahr um Jahr war die Wohnung schöner und heimischer geworden. Ein geringes Einkommen verwandelte sich zusehends zu einem genügenden Auskommen. In großen und kleinen Büchern standen die Einnahmen, die Ausgaben, die Schulden. Wohl vermochte ich noch hinter dem Antlitz, das mein Altersgenosse heute trug, jenes frühe Jünglingsgesicht zu entdecken, das in meinem Gedächtnis verwahrt war. Ich glättete seine Lider, wischte eine Falte von seiner Nasenwurzel, den Schnurrbart von seiner Oberlippe, nahm Fleisch von seinem Kinn und pflanzte ein Haarbüschel in seine Stirn. Siehe, da war er! Auf diese Weise versuchte ich, mit ihm vertraut zu werden, heimischer in seiner Wohnung und ein Freund in seinem Herzen. Aber je länger ich bei ihm blieb, desto schüchterner wurde ich auch, geringer und fast furchtsam. Zwischen seinem und meinem Namen lagen Titel und Verdienste, durch das Amt, das ihn bekleidete, konnte ich nicht vordringen, kein Eintritt ohne Anmeldung im Zimmer nebenan, und dieses war geschlossen. Einfach und edel, wie er war, tat er, als merkte er meine Verlorenheit nicht und als wäre er meinesgleichen und als hätte auch ich Verdienste, Titel und Ämter. »Wann hast du Ferien?« fragte er. »Erst im Herbst«, sagte ich, um nicht »immer« zu sagen. »Viel Arbeit?« fragte er. »Sehr viel!« seufzte ich. – »Aber angenehme!« »Nicht immer!« »Ich dachte, du seiest der glücklichste Mensch!« »Ja, gelegentlich!« »Also hat jeder seinen Kummer!« resümierte er. Aber von der Art des Kummers sprach er nicht.
Wir schieden und versprachen uns ein Wiedersehen. Als ich ihn verließ, wiederholte ich nur, daß ich so alt sei wie er, keine Spur jünger, daß es aber auch keinen rechten Sinn habe, auf einmal mit dem Älterwerden anzufangen. Solange er mir freundlich gesinnt blieb, würde ich auch auf eine Protektion bei dem Ernst des Lebens rechnen können, vielleicht sogar bei der Polizei. Sooft ich will, kann ich meinen Altersgenossen in seinem Amt besuchen und, begnadet mit einem Abglanz seiner Persönlichkeit und durch seine Freundschaft entschuldigt, wieder hinaustreten in meine leichtfertige zeitlose Gegenwart. Er altert in selbstlosester Weise auch für mich.

Die Literarische Welt, 5.9.1930

EHRE DEN DÄCHERN VON PARIS!

Seit einigen Wochen läuft in Frankfurt der französische Tonfilm: »Unter den Dächern von Paris«, und obwohl an dieser Stelle, anläßlich der Uraufführung in Berlin, unser Berichterstatter in besonders auszeichnender Ausführlichkeit das außergewöhnliche Werk bereits gewürdigt hat, erscheint es uns dennoch notwendig, noch einmal darauf hinzuweisen. Uns ist, als müßte man durch wiederholtes Lob die noble Diskretion dieses Tonfilms all jenen liebenswert zu machen versuchen, die seit der Erfindung der tönenden Schatten in den Kinos der europäischen und amerikanischen Städte gezwungen werden, zu vergessen, wie edel heute noch die Stille sein kann und wie golden das Schweigen. Aber es bedürfte auch dieser propagandistischen Nebenabsicht nicht, damit wir die Stimme erheben, um den Preis der Stille zu verkünden; allein schon, um ihr zu danken, müßten wir sprechen.
Die Handlung dieses Tonfilms entsteht ebenso aus der Atmosphäre der Stadt Paris, wie etwa ein Volkslied entsteht aus der Seele einer bestimmten Landschaft. Es ist, als gebäre der zitternde, ewig bewegte Nebel über den Dächern von Paris die Geschehnisse, die sich unter ihnen abspielen. Der leichte, graue Dunst über dem tänzelnden Gewirr der Schornsteine, der das erste Bild des Films überschwebt, gleicht einem Vorhang, der sich auflöst und in das Spiel verwandelt, das er in sich geborgen hat. Ist das Spiel dann zu Ende, so hat es nicht etwa aufgehört, sondern es ist wieder eingekehrt in den fruchtbaren Nebel, der sein Ursprung ist und seine Heimat. Ähnlich entstehen im Kosmos die Wellen und gehen wieder unter. Ähnlich entstehen Lieder und tauchen zurück in die ewigen Gründe der Melodien der Welt. Die Mustergültigkeit dieses Tonfilms beruht denn auch auf der Parallelität und der gesetzmäßigen Gleichnamigkeit des Films und des Gassenhauers, der die Handlung durchwirkt, begleitet und umsäumt. Die Bilder erheben sich aus dem Fluß der Melodie, und sacht und ohne Aufhören umschmeichelt sie die Konturen der Bilder. Alle alte, verfallene, ewig verfallende Süße des Pariser Volkslebens entströmt ihnen: der heitere Moder der kleinbürgerlichen Wohnungen hinter den langen Fenstern von schlanker, fürstlicher Noblesse; der Kaffee- und Schnapsgeruch der engen Bistros, der anmutigsten Sündenpfuhle

der Welt, dieser Schenken, die keine Lasterhöhlen sind, sondern Lastergrotten aus dem Märchen. Die lächelnde Anmut der kleinen Mädchen überstrahlt die Gefährlichkeit ihrer kleinen Apachen, aus der Baufälligkeit der Mauern, die allein durch die Gnade des Wunders erhalten werden, glüht das alte neue Leben, und über dem hitzigen Zorn der Kämpfer leuchtet schon die Sonne der Versöhnung. Im lauschigen Rund der kleinen Plätze des Montmartre erklingt die Ziehharmonika, das Instrument der Armen. Ein Bettler, hockend im Winkel, handhabt es. Die langgedehnten Seufzer der Verlorenheit entlockt er ihm nicht, sie scheinen dem vielgefältelten Leib der Harmonika von selbst zu entweichen, und der Musikant ist eher bemüht, sie zu dämmen als sie hervorzurufen. Sie aber, die melodischen Stimmen der Armut, können gleichsam den Lauschern nicht widerstehen, die den Sänger und Verkäufer des Gassenhauers umringen, für alle Herzen im Rund, in denen die echten, aber stummen Seufzer verborgen sind, erklingen sie als Echo. Und die falschen Stimmen, die das Lied singen, und der kreischende Wohllaut des Instruments, der die Sänger ebenso begleitet, wie er den bewegten Tanz der Schornsteine auf den Dächern von Paris zu kommandieren scheint, ergeben zusammen den heiligen Choral der kleinen, heiteren Armut. Gereinigt durch den Gesang, die Ziehharmonika, die lauschende Andacht sind sie alle, und eingeschlossen im Ring des kleinen Platzes, der die Strophen des Gassenhauers ebenso zärtlich umrandet wie das Rund der Zuhörer. Auch den Taschendieb noch, der die Versunkenheit der fetten Portiersfrau schmählich, aber auch schelmisch mißbraucht, um ihr Handtäschchen zu leeren, bindet die Musik an sein Opfer. Um so mehr noch sein Verrat an der Kameradschaft der Lauscher als sein Diebstahl beleidigt unser Gewissen. Er macht sich weniger eines Verbrechens schuldig als gleichsam eines Sakrilegs: Er stört die Andacht, er unterbricht die Weihe des Orts und der Begebenheit; er schändet die Religiosität dieses »Milieus«.

Sieh, wie sie die letzte Zigarette teilen, um gleich darauf in Streit zu geraten, um wiederum gleich darauf einander in die Arme zu fallen! Welch zärtlicher Pomp der Pantoffeln, die der Verliebte seinem Mädchen kauft! Wie viele Jahre des Ekels und der Gleichgültigkeit im Ehebett der alten Portiersleute und wieviel sinnliche Süße in jener ersten Liebesnacht zwischen den jungen Leuten, die aus Keuschheit das Bett verachten, um beide am Boden zu schlafen! Wieviel rührende

Treulosigkeit in dem kleinen Herzchen des kleinen Mädchens, das aus Verzweiflung über die Verhaftung des Freundes unmittelbar in die Flitterwochen mit dessen Kameraden fällt; ja, fällt! Denn es ist ein schönes, sachtes Fallen in ihrem Leben, sie gehorcht den Gesetzen von der Schwerkraft, die sie lächelnd befehlen, ein reizendes Geschöpf der Torheit, die vollkommenste Personifikation der weiblichen Schwäche. Es ist, als hörte man das sündige, dünne Stimmchen ihres roten Blutes. Sie fällt, sie fällt! Sie liebt, sie tanzt, man würfelt um sie, den lieben Gegenstand! Heute läßt sie sich erobern und morgen lediglich gewinnen. In ihrer schönen kleinen Brust sind ihres Zufalls Sterne.

Die ganze Anmut der Verlorenheit ist in diesem Tonfilm. Keiner von allen, die hier spielen, wird diese Welt verlassen. Immer tiefer werden sie hinabsinken, eintauchen in den Berg der Jahre, die anrollen, unaufhörlich, lächelnd, im Gesang der Ziehharmonika. Die Wehmut wird immerdar die Schwester ihrer Freuden sein. Sie werden immer trinken, lieben, würfeln, stehlen. Ihr Schicksal ist unerbittlich. Das gibt dem Film die Trauer. Aber die Unerbittlichkeit ist eingetaucht in Milde, sie ist gleichsam geradezu erbittlich. Deshalb ist der Film so heiter.

Frankfurter Zeitung, 28. 10. 1930

DIE WELTGESCHICHTE AUS ZINN

Im Leipziger Grassi-Museum sind seit dem 19. September dieses Jahres *Zinnfiguren* ausgestellt. Die meisten sind in sogenannten Dioramen zu Bildgruppen vereinigt, darstellend Begebenheiten aus der menschlichen, insbesondere der deutschen Geschichte, historische Momente, jene Denkwürdigkeiten, die eine panoptikale Reife erlangt haben, das heißt: die großartig waren und volkstümlich geworden sind. Mit den Figuren und Bildgruppen eines Panoptikums haben die Zinnfiguren jedoch nichts mehr gemein als die minutiöse historische und realistische Treue. Und gerade diese gemeinsame Eigenschaft übt hier eine andere Wirkung als dort. Denn während die Lebensechtheit im Panoptikum ein merkwürdiges Grauen hervorruft, das vielleicht zu erklären

wäre aus dem grausamen Widerspruch zwischen der völligen Reglosigkeit der wächsernen Puppen und ihrem so vollendet vorgetäuschten Leben, strömt aus den kleinen beleuchteten Kästchen, in denen die winzigen, millimeterdünnen und zentimeterkleinen Zinnpüppchen ihre Ärmchen heben und ihre Beinchen strecken, ein wunderbar zitterndes Fluidum, und man spürte den Atem delikater Diminutiv-Seelchen durch die Scheiben der Dioramen dringen. Es ist, als entstünde eben durch die Anwendung von detailgetreuem, gewissenhaftem Realismus am *winzigen* Objekt das echte Leben: dem die Heiterkeit entströmt und nicht der Schrecken. Es ist, als wäre es Vermessenheit, Menschliches in Wachs und in Lebensgröße nachzubilden, und es gebäre die Vermessenheit das Grauen; und als wäre es, im Gegenteil, ein heiter-frommes Tun, das Menschliche auf Millimeter zu reduzieren und in Zinn nachzugießen – und als entsprösse dieser Bescheidenheit die atmende Lieblichkeit zum Lohn. Die Wachsbüste im Panoptikum hat ein Leben, das grauenhafter ist als Moder und Verwesung. Aber das Zinnfigürchen in seinem Diorama lebt durch das Wunder seiner zierlichen Kleinheit, es ist gleichsam so niedlich, daß es lebendig wird. Edler scheint mir nun die kunstgewerbliche Nachbildung im Winzigen als im läppisch Normalen; und seitdem ich die Figürchen kenne, ist mir Zinn sympathischer als Wachs...

Von den mehr als hundert Dioramen und Vitrinen gedenke ich hier nur einige zu erwähnen. Wenn es für Kenner und Fachleute vielleicht nicht die kunstgewerblich vollkommnen sind, die in meiner Erinnerung haften, so sind es doch sicherlich die naiven, jene, bei deren Anblick man zum Kind werden könnte, wie um die Distanz zwischen sich und den Objekten zu verringern. Es sind die Darstellungen jener Ereignisse und Institutionen, deren Glanz größer war als ihre Bedeutung und deren repräsentative Symbolik aus dem Schutt verlorener Epochen noch herüberleuchtet in unsere matten Tage. Ja, ich erkenne sie nun alle wieder, die Ritter, die Turniere, die Schlachten, die meine Phantasie schon längst in beleuchteten Dioramen untergebracht hatte, noch ehe ich diesen Zinnfiguren begegnet war: die ganze blutrünstige Pracht der menschlichen Greuel, das rote Gold barbarischer Majestäten, das geheimnisvoll raunende Grün germanischer Urwälder, in denen Sage und Geschichte geschwisterlich Arm in Arm wandeln, und die strotzend erstarrte Farbigkeit des ägyptischen Altertums. In der Schule, wenn ich die obligaten Abbildungen an den Wänden betrach-

tete, erschienen sie mir zu redlich, zu lehrhaft, zu »prosaisch«, und ich wandelte sie mit einem Aufwand an Phantasie, der kaum meinen Jahren entsprach, in eben diese Maße und rückte sie in eben diese Distanzen, vor denen ich jetzt wieder bezaubert werde. Nun ist mir, als wäre die Winzigkeit der Figuren nicht nur durch das Material bedingt und durch die handwerkliche Überlieferung geboten, sondern als entsprächen diese geringen Maße haargenau der zeitlichen Entfernung, die uns von den dargestellten Ereignissen trennt. Wir sehen sie durch einen gläsernen Berg, einen Berg aus durchsichtiger Zeit, der die Gegenstände verkleinert, aber ihre Konturen verschärft und ihre Buntheit noch leuchtender macht. Schärfer wird die Schneide des Schwerts, zakkiger der Fels, härter die Mauer der Festung, grüner ist das Grün, röter das Rot, goldener das Gold. Ja, so lebten sie, die alten Germanen! Nach der Schlacht im Teutoburger Walde (Diorama Nr. 1) brachten sie die römischen Gefangenen nach dem heiligen Hain, um sie den heidnischen Göttern zu opfern. Im heiligen Hain ist das Tageslicht dunkelgrün, es ist, als schiene hier eine bemooste Sonne, Zwerge schaukeln sich grinsend auf breiten Pilzen, im nahen Steingeröll haust ihr Stamm, die heilige Eiche bildet von selbst und gleichsam bewußt ihre Runen, nicht verwittert ist der Fels, er verwittert zusehends, es ist eben die Epoche, in der seine Verwitterung stattfindet. – So gelb wie die Wüste Syriens (im Diorama 5) ist noch niemals eine Wüste gewesen! Die ganze Glut der Sonne ist im Sand zerrieben, er brennt, er glüht, die Hufe der Pferde, auf denen die blanken Kreuzritter geritten kamen, müssen schon längst geschmolzen sein, und die bekannten krummen Säbel der bösen Sarazenen sind gleichsam nicht absichtlich krumm geschmiedet, sondern von der Hitze gebogen und gekrümmt. Mit diesen tückischen Waffen greifen sie, die tückischen Ungläubigen, die Kreuzritter an, mitten in der gelb-gelben Wüste, verbündet mit dem verruchten heidnischen Element gegen das ewig siegreiche Kreuz. – Gehn wir ein paar Schritte weiter! Da windet sich durch felsige Urnatur ein Weg, die einzige Straße, die den Norden Europas mit seinem Süden verbindet, auf daß der reiche Tuchhändler Fugger seine berühmten Stoffe transportiere, von Süd nach Nord. Schmal ist hier die Straße. Sie führt über den gischtigen Eisack – einen so grimmigen Fluß hat die Welt noch nicht gesehen! Kaum erträgt er die schwankende, aber zuverlässige Brücke, wie ein gehässiges Joch möchte sein wütender Nacken sie zersplittern. Aber der eiserne zivilisatorische

Wille des Tuchhändlers, der auf den Märkten in Genua und Venedig seine kostbaren Stoffe erstanden hat, um sie in Augsburg und Nürnberg teuer zu verkaufen, bezwingt den Ingrimm der Natur, drückt den Fluß unter das Joch der Brücke, bannt den Frost der Bergnächte durch goldene Lagerfeuer, verscheucht die Müdigkeit der Pferde durch frohlockenden Peitschenknall, der tausendfach von den Bergen widerhallt. Und der Fürstbischof von Brizen hilft durch Gebet und wackere Leibeigene, denn ihm liegt daran, daß diese Straße belebt und befahren bleibt. Der Tannenwald wuchert dicht bis an die Straße, weiß, unendlich weiß leuchten die Gipfel der Zillertaler Alpen herüber, Studenten aus Pavia, Bologna und Padua bringen ihre Gelehrsamkeit nach dem Norden, wie der Fugger seine Tücher, Bewaffnete mit Hellebarden schrecken die verborgenen Missetäter, und es fehlt keineswegs an Lauten, an Sängern und Tänzern, um all die Unbill zu betäuben, insofern sie noch nicht gebannt ist...
Fort von Fugger, wenden wir uns hin gen Magdeburg! Das ist der 9. Mai 1631, die belagernden Truppen schleichen sich in tiefen Laufgräben (unsere Schützengräben sahen nicht viel anders aus) heran, morgen, am 10. Mai, wird die Stadt ein Trümmerhaufen sein, ahnungslos stehen heute noch ihre Mauern, hinter Schanzkörben warten ungeduldig die Geschütze, das Verderben, das sie speien werden, ballt sich schon in ihrem Innern.

Wollen wir endlich den Tumult der Schlachten lassen? Gelegentlich hat die Menschheit andere Sorgen. Im Park von Sanssouci zu Potsdam zum Beispiel unterhält sich Friedrich der Große mit Voltaire, dem Großen, beide kaum 3 Zentimeter hoch. Gebärdenspäher und Geschichtenträger (im erläuternden Führer »Neugierige« genannt), hokken lauschend hinter dem aufgeklärt menschlichen Gebüsch. Ein wenig frech sieht Voltaire aus, zutraulich der kleine große Friedrich, mitten im Lustwandel bleiben sie stehen, um den Lauschern, von denen sie wissen, Erlauschtes zu gönnen. Bleiben wir in der Welt des Geistes! Zwei Schritte weiter (Diorama Nr. 46) besteigt Goethe in Weimar den Postwagen, angetan mit einem kaffeebraunen, flatternden Mäntelchen, ein Pelerinchen mit Rüschen darüber. Er lüftet sein Hütchen, der Wagenschlag ist offen, der Diener verlädt auf das Wagendach Sack und Koffer, die Pferdchen sind schon ungeduldig – ein Augenblick noch –, und fort ist der große Dichter! Was nimmt er nur im Säckchen mit?

Wohin fährt er überhaupt! Er sah noch jung genug aus: hoffentlich nach Italien. In Rom wird er sein und sich den Römischen Zirkus kaum anders vorstellen, als wir ihn im Diorama B. 12. nachgebildet sehen. Welch ein ordentliches Gewirr von Blau, Weiß, Rot und Gold! Wieviel Regel in der Fülle, wieviel Ruhe in der festlichen Aufregung, welche Haltung im Rausch, wieviel Vernunft im Spiel! Nicht anders als vorher die Wüste von Syrien glüht hier der Sand der Arena. Vollendetes kleines Rund, eingezäunt von dichtgesäten Zuschauern. In klassischer Ruhe lechzen sie nach Blut. Schon färben ein paar dunkelrote Lachen den brennenden Sand und verkrusten im Nu. Nicht anders als vorhin die Gipfel der Zillertaler Alpen leuchten hier die Gewänder der Senatoren. Unbeweglich unter dem Baldachin verharrt der Kaiser. Vor ihm, reglos, wie er in der windstillen Hitze, sein strenger Adler. Schweigsam, in einer unendlichen Schweigsamkeit, die bereits so groß ist wie des Todes, in den er eingeht, verendet der Gladiator. Nur ein Pferd wiehert; noch wahrscheinlich, ahnungslos, wie Tiere sind; es weiß nicht, was Rom ist.

Wir: wenn wir es nicht wüßten, aus dem Diorama erführen wir es. Aus dem zauberhaft geformten Zinn erhebt es sich, wie die übrige Vergangenheit unserer alten Welt, minimal und haargenau, winzig fern und glaubhaft nah. Verborgene elektrische Birnen beleuchten die Glaskäfige, in denen die Weltgeschichte eingefangen ist, aber es ist, als herrschte in ihnen das Licht der verschollenen Vergangenheit, golden und sehr wehmütig. Bei ähnlicher Beleuchtung sitzt Klio da und schreibt. Ihr Griffel ist nicht ehern, sondern aus Zinn. Mit Recht nennt sich nach ihr der »Deutsche Zinnfiguren-Sammler-Bund«, der diese Ausstellung veranstaltet. Der Name ehrt den Bund nicht weniger als er die Muse der Geschichte.

Frankfurter Zeitung, 7. 11. 1930

DAS DENKMAL

Leipzig, Mitte November

An einem bitterkalten Novembertag beschloß ich, das Völkerschlachtdenkmal zu besuchen. Es erhebt sich, wie man weiß, außerhalb der Stadt Leipzig, etwa zwanzig Minuten von ihr entfernt, und war an jenem Tage infolge der Kälte gleichsam noch weitergerückt. Die Straßenbahn, die ich ausnahmsweise bestieg, um mir selbst die erste Bescheidenheit zu bezeugen, deren ein Mann bei gewissen Gelegenheiten fähig sein soll, erschien mir außerordentlich gefüllt und eine Marter. Es war ausdrücklich verboten zu rauchen. Helden des Alltags nannte ich die Passagiere. Wir fuhren, wie es sich gehört, durch eine peinlich lange Straße, an deren beiden Seiten Grabsteine ausgeboten wurden. Es war eine Allee aus Kummer und Betrübnis, eine Kondolenz-Allee, die Straßenbahn eine Leid-Tragende, der ganze Tag würdig, aber bitter. In seiner Mitte stand nun das Denkmal, umdräut von jagenden Wolken, umweht vom schneidenden Wind, vom ganzen Wetter umwittert. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Außer uns beiden, dem Denkmal und mir, erhob sich nichts in der Runde, die ein Viereck war, das bereits zum Denkmal gehörte. –

An seiner Stirnseite stand der Erzengel St. Michael, elf Meter groß. Bei näherer Betrachtung erkannte man, daß er auf einem Streitwagen dahinfuhr, oder, wie es seinem Wesen geziemen mag und wie der Führer bemerkte: dahinbrauste. Zu beiden Seiten begleiteten ihn mit leuchtenden Fackeln je zwei weibliche Gestalten, die er sich aus einer ihm eigentlich etwas entlegenen Mythologie ausgeliehen haben mochte: nämlich Furien. Und rechts und links von den Furien breiteten wieder zwei heimischere Symbole, sogenannte Adler, je sieben Meter weit ihre Schwingen aus. Über dem Ganzen stand geschrieben: »Gott mit uns«, in ein Meter achtzig hohen Buchstaben einer Schrift, von der man sagen konnte, daß sie Antiqua, Rune und Fraktur in einem war. Die Buchstaben T sahen aus wie Siebener, das M war ein W. Über dieser Inschrift lag der Eingang. Etwas links über dem Eingang ragte, durch eine Luke aus dem Innern gestoßen, der schwarze, schmale, gewundene Schlangenleib eines Ofenrohrs, aus dem es dampfte. Es war mir sofort offenbar, daß dieser profane Gegenstand keineswegs von Anfang an zum Denkmal gehört hatte, auch, daß es nicht etwa der

Rauch von Weiheopfern war, der da zum grauen Novemberhimmel emporstieg. Hätte nämlich der Architekt im Innern des Denkmals eine Opferstätte anlegen wollen, so wäre es ihm wohl möglich gewesen, mit Hilfe der zahlreichen technischen Fortschritte, deren wir uns schon seit Jahren erfreuen, auch noch den Rauch sinngemäß in das architektonische Gesamtbild einzufügen, ja, dessen Wirkung durch jene vielleicht gar noch zu steigern. Befremdet also, und nicht nur neugierig, betrat ich das Innere. Und ich entdeckte auch, daß jener Rauch, den ich mich nicht scheuen möchte eine Verschandelung zu nennen, in einem eisernen Öfchen erzeugt wurde, das in der fensterlosen und künstlich erleuchteten Stube des Wächters stand. Diesem Mann, dem die Wärme ebenso nötig war wie er dem Denkmal, konnte nun zwar keineswegs zugemutet werden, daß er friere, wenn er auch schon gezwungen war, sein Leben bei künstlichem Licht durchzubringen. Allein, man hätte bei der Anlage des Denkmals daran denken müssen, daß es eines Wächters bedürfen würde, der kein Erzengel, kein Adler, überhaupt kein Symbol sein konnte, sondern ein Mensch mit einem Gehalt und einem Ofen. Und wenn es auch begreiflich erscheint, daß in der weihevollen Stimmung, ohne die kein Denkmal errichtet werden kann, die kleinen Notwendigkeiten des Alltags übersehen oder vergessen werden, so ist es doch auch nicht weniger gefährlich, nicht rechtzeitig genug eines Wächters zu gedenken und also mittelbar infolge der eigenen Weihe die des späteren Betrachters einer unangenehmen Probe auszusetzen.

Pünktlich um zwölf Uhr betraten wir die Ruhmeshalle, auch Kuppelhalle genannt. »Treten Sie in die Mitte!« befahl der Führer, und ich gehorchte. Er knipste eine Lampe an, die hoch oben in der Kuppel hing und den trüben Halbdämmer nicht durchbrechen und nicht verscheuchen konnte, der die eigentliche heimische Atmosphäre der Ruhmeshallen ist. Verloren in unerreichbarer Höhe blinzelte die gelbe Lampe, wie ein kleiner Stern hinter grauen Wolken. Und während ich winzig dastand, gleich einer kleinen Stecknadel eingespießt in den Mittelpunkt einer kolossalen Halbkugel, begann der Führer, folgende Erklärungen abzugeben:

»Die Kuppelhalle ist 60 Meter hoch und kann bequem in ihrem Innern die Münchener Bavaria, das Brandenburger Kaiserdenkmal, die Berliner Siegessäule fassen. In ihrem unteren Teil enthält sie eine Krypta. Ringsum sehen sie 8 Pfeiler. Jeder trägt eine 5 Meter hohe Maske, die

das Schicksal darstellt. Jede Maske wird von zwei Kriegern flankiert, welche die Totenwacht halten. Die vier Kolossalfiguren hier sind je 9⅓ Meter hoch und stellen die Tugenden des deutschen Volkes dar, nämlich: Glaubensstärke, deutsche Volkskraft, Tapferkeit und Opferfreudigkeit. Innerhalb der Kuppelwölbung sind zahlreiche übereinanderstehende Reiterzüge angebracht, die heimkehrende Krieger darstellen. Sie sind von hier aus mit dem freien Auge nicht zu sehen. Innerhalb einer jeden Kriegerfigur ist eine Wendeltreppe. Das ganze Denkmal besteht aus Granitporphyr, gewonnen in Beucha bei Brandis, in der Nähe von Leipzig. 15 000 Kubikmeter waren erforderlich. Die großen Bausteine wiegen je 360 Zentner und kosten je 700 Mark. Die Baukosten des Denkmals betrugen sechs Millionen Mark.«
Nicht ohne Feierlichkeit sprach der Führer diese Sätze. Er sprach langsam, wie um sie mir einzuprägen, und er bildete, obwohl ihm bekannt war, daß jedes Wort in diesem Raume ein prachtvolles, unübertreffliches Echo weckte, dennoch außerdem in der Höhlung seines Mundes ein kleineres, vorweggenommenes, gleichsam prophylaktisches Echo. Jedes seiner Worte wurde also zweimal zum akustischen Quadrat erhoben, und noch die Nebenbemerkung übertraf sogar die Dimensionen der Kolossalstatuen. Ja, die Imposantheit der Ziffern, die Schwindel erregten und dennoch mit mustergültiger Präzision angegeben waren, so daß man kaum noch unterscheiden konnte, ob ihre Höhe allein erschütterte oder die menschliche Fähigkeit, auch solche Höhen zu nennen, multiplizierte sich mit dem eigenen Widerhall und erzeugte jenen gefährlichen Schauder, der aus dem Grenzgebiet zwischen der Mathematik und der Metaphysik einherzuwehen pflegt. Es war, als würde die Astronomie erläutert, aber nicht in einem Hörsaal, sondern mitten im Weltraum etwa, also just im Getöse ihrer eigenen Objekte und Exempel. Es war eine Leistung ohnegleichen, mitten im ureigensten Bereich der Überdimensionen das Überdimensionale mit Vor- und Zunamen zu benennen und zu beschwören. Es war, als käme die Stimme des Führers aus den granitenen Mündern der Kolossalfiguren, als stellte sich zum Beispiel die Volkskraft selbst vor, während sie vom Führer vorgestellt wurde. Ihre nackten Füße, von denen zwei Zehen größer waren als eine menschliche Hand, ruhten indessen gespreizt und wuchtig auf dem Sockel, der nicht weniger wuchtig war, und der Sockel wieder lastete auf dem nicht weniger wuchtigen Boden, und also war es, als würde durch so viel Gewicht die Schwere aufgehoben,

weil das Tragende nicht fühlen konnte, daß es trug, und das Lastende nicht, daß es getragen wurde. Und obwohl alles aus Granit und Porphyr war, ergab es doch die gleichen Resultate wie Flaum und Hauch. Und erhob ich meinen Blick zu den Masken, so verlor er sich in der kahlen und sanften Wölbung der geschlossenen Augen, die an unendliche, vereiste, in der Mitte gespaltene Seen erinnerten. Der menschliche Blick verlor hier die ihm eigene Hurtigkeit und Fassungskraft: denn er brauchte ein paar Sekunden, um den Weg vom linken Mundwinkel einer Physiognomie zum rechten zurückzulegen. Der Blick mußte sich geradezu den bereits eingeschnittenen Mund noch einmal durch den harten Granit graben. Die Physiognomien verdunkelten, obwohl sie aus heller Materie waren, den Raum noch mehr, sie waren wie Nächte aus weißem Stein. Weshalb waren die Tugenden so grausam, wie es den Lastern allein geziemt? Weshalb waren die Schicksale so blind, wie es allein die Zufälle sein sollten? Warum schliefen die Wächter, da sie doch wachen mußten? Alle diese Zweifel der menschlichen Logik wurden zerschmettert von dem granitenen Schweigen, das in steinernen Schwaden durch den weiten Raum daherzog. Die Steine reden nicht. *Saxa tacent.*

Der Führer dagegen erhob seine Stimme und begann zu singen, um das weltberühmte Echo hervorzulocken. Er sang nichts Bestimmtes, keine Melodie, keinen Text, sondern eine willkürliche Folge sonorer Kehllaute, wie ein Unkundiger aufs Geratewohl Tasten an einem Klavier anschlägt. Und, höre da! Die Töne verwandelten sich in Orgelklang, der nicht verhallen wollte, der Sänger stand da, umwallt von der Gnade, die seiner Stimme zuteil geworden war, seiner Stimme, die ihm nicht mehr gehörte. An Messe-Sonntagen, so erzählte er, gäben hier 60 Sänger Konzert: das heißt: an Sonntagen während der Leipziger Messe, wo die Völker nicht mehr zum Schlachtenschlagen, sondern zum Geldverdienen herbeiströmen. Da gehen sie nun, die Braven, die 1813 und sogar 1918 überlebt haben, ins Denkmal und lassen sich erheben, bevor sie ans Geschäft treten.

Damit war die Führung beendet. Allein durfte ich weitergehen, allein in den November. Ein Restaurant, genannt »Königin Luise«, hielt ich für Fügung und schickte mich darein. Es war ein alkoholfreies, vielleicht gar alkoholfeindliches Restaurant. Man durfte nicht rauchen, nicht trinken, nicht bei der Kellnerin bestellen. Man mußte zur Kasse,

einen Bon kaufen, sich enthaltsam hinsetzen und warten. Ich vertrieb mir die Zeit mit einem Gedicht: *Die Frischkost* von K. Pansegrau, in der Zeitschrift *Gute Gesundheit*; beugte mich dann mit gemessener Gier über einen koffeinfreien Kaffee und leerte die dickwandige Steinguttasse bis zur Neige; saß noch eine Weile, in der Mitte von Nichtrauchern, Antialkoholikern, Vegetariern sogar; und sah mit einem wahrhaft genießerischen Grimm geradewegs auf das Krematorium, das mit pompöser Freundlichkeit zum Fenster hereinlächelte. –

Frankfurter Zeitung, 15. 11. 1930

DAS HOTEL

In der Halle dämmerte ein ganz besonderer, ein spezifischer Hotelmorgen. Die breiten spiegelnden Scheiben sind schon von dem Grau des Tages überzogen, und noch brennen an der Decke ein paar Lampen wie einzelne nächtliche Gestirne, die dem Morgen nicht weichen können. Es ist, als hinge ihr verspätetes Leuchten noch mit der Anwesenheit des Nachtportiers zusammen, der sie gestern angezündet hat. Seine Lichter sind es. Wenn er verschwindet, werden sie erblassen, und der Tag wird anbrechen.

Auf dem nackten, entkleideten Marmor der Prachtstiege bewegen sich wie riesige, blaugeschürzte Ungetüme die breiten Rücken der Scheuerfrauen; die auf dem ersten Absatz der Treppe, dort, wo ein himmlischer Knabe aus zuverlässigem Gips seit undenklichen Ewigkeiten in ein kostbares Becken Wasser gurgelt und eine bejahrte Palme einen völlig überflüssigen Schatten spendet, lehnt das blitzende Bündel messingner Läuferstangen, frisch geputzt, ein gesammeltes Häuflein Strahlen oder Waffen. Mit geblähten Frackschößen umsegeln die morgendlichen Kellner die blaugeschürzten Ungetüme, Tablette, von denen diskrete Dämpfe emporsteigen, auf gespreizten Händen. Aus verborgenen Korridoren, in denen noch die volle Nacht lagert, dröhnt der unermüdliche Gesang des Staubsaugers. Wie ein sanfter, geduldiger Sturm wandert er in einer Art bürstendem Rasen über dunkelrote Teppiche. Eben betritt der Oberste der Ober das Hotel. Er trägt ein unscheinbares, dunkelgraues Mäntelchen und ein grünes Hütchen und

sieht aus wie ein Forstgehilfe. Aber gemach. Die ländliche, bescheidene Tracht verhüllt den feierlichen Glanz seines Fracks. Bald werdet ihr sehen, daß er einem Kammerdiener aus alten Theaterstücken ähnlich sieht oder einem Marquis, der Oberste der Ober. Er öffnet mit großartiger Gebärde die hohen Flügeltüren des Frühstückszimmers, so, wie einer einen prachtvollen Vorhang auseinanderschlägt. Es ist, als ob der Tag die ganze Zeit über im Frühstückszimmer gelauert hätte, vielleicht sogar schon über Nacht dort eingesperrt gewesen wäre und als bräche er jetzt erst in die Halle und in das ganze Hotel. Auf einmal sind die blauen Scheuerfrauen verschwunden, die Gespenster der Frühe. Auf einmal sind die Lampen erloschen, die verspäteten Gestirne. Auf einmal steht in der Loge, das blonde Angesicht von duftendem Rasierpuder überstäubt, der Tagesportier. Den nächtlichen hat schon das Bett verschlungen. Auf einmal sind die dunkelroten Läufer wie über die Prachtstiege gespannt, und es ist, als schritte der Morgen persönlich Stufe nach Stufe herunter. Es surrt der Lift. Ihm entsteigen die ersten Frühstücksgäste dieses Tages. Ältere Damen und Herren, die nicht lange schlafen können und die sich infolgedessen zum gesundheitsfördernden Prinzip gemacht haben, zeitig aufzustehen. Straff, mit einer demonstrativen Opposition gegen ihre eigene Bejahrtheit, weder rechts noch links blickend, schreiten sie wie in Gruppen, die sich zu einer Prozession oder Krönungszeremonie versammeln, dem Speisesaal zu; jeder sein eigener Morgen. Der Tag ist da.

Noch sitzen die Alten beim Frühstück, und schon kommen die Jungen. Die legitimen Paare sind von den illegitimen nicht zu unterscheiden. Beide eint noch die glücklich überstandene Nacht. Ihr gemeinsames Frühstück ist wie eine wiederholte Liebe. Sie essen zwar, als ob sie gewohnt wären, seit Jahrzehnten gemeinsam zu frühstücken, aber der Oberste der Ober weiß von ihnen. Verdächtige Eier schieben sie nicht zurück. Ihr Kaffee ist lauwarm. Noch ist die vergangene Nacht um sie, und schon dämmert ihnen die kommende heran. Der junge Mann liest nicht in der Zeitung. Wer zum Frühstück keine Zeitung liest, der liebt und ist jung.

Am Nachmittag ist Fünf-Uhr-Tee. Die Palmen scheinen sich vermehrt zu haben. Das tropische Klima, das den gespielten Negertänzen entströmt und von der Zentralheizung unterstützt wird, entwickelt sich dank den Palmen zu einer vollendeten Illusion. An winzigen Miniatur-

tischchen, vor winzigen Kaffeetäßchen, die wie Fingerhütchen aussehen, sitzen korpulente Damen, denen Marienbad ärztlich verordnet ist, mit möglichst zierlichen Gebärden, während die Töchter, die es weniger nötig hätten, sich im zärtlichen Arm entlohnter Eintänzer wiegen und konstant abnehmen. Vom sanften Wind bewegt, den die Kellner verursachen, wehen die schweren ledernen Blätter der Palmen und fächeln Kühlung und Hitze zugleich, obwohl allerhand Geräusche herrschen, erwächst dennoch aus ihrer Summe eine Art klangvoller Stille. Denn jedes Geräusch, das hier erzeugt wird, hat gleichsam in sich die Tendenz zur Stille, und jeder Laut ist dermaßen diskret, daß alle Laute zusammen den Inbegriff der Diskretion ergeben. Die kleinen Störungen selbst erzeugen ihre eigenen Entschuldigungen, gleichzeitig, während sie sich ereignen. – Im Schreibzimmer, weit von der Musik, halten ernste Männer Konferenzen ab. Wenn man sie sieht, hat man den Eindruck, daß sie das Schicksal der Welt entscheiden, hier, nebenbei, zwischen zwei Luxuszügen. Die Preise bestimmen sie, die Löhne und den Grad unseres Hungers. Unmöglich, den Sinn ihrer Rede zu begreifen. Weil sie hier sprechen, kann man drüben tanzen. Das ist alles. Es ist nicht so, daß sie hier sprechen, *obwohl* man drüben musiziert. Sondern: sie sprechen hier, *damit* man drüben musiziere und damit der Lauf der Welt nicht stillestehe. Alle Räder stehen still, wenn ihr starkes Wort es will.

Und der Nachtportier kommt und entzündet den Abend. Frisch, jugendlich, rasiert und gepudert, blau und golden livriert, geht er auf wie ein zweiter Morgen am Abend der Welt. Fremde Züge sind irgendwoher gekommen, und fremde Menschen wehen durch die gläsernen Fächer der Drehtür in die Halle. Die einen Tag schon da sind und heimisch in der Halle sitzen, sind keine Fremden mehr! Alteingesessen sind sie, der dunkelrote Teppich ist ihre Scholle, von der sie nicht weichen, und der Blick, den sie flüchtig den heimatlosen Ankömmlingen schenken, enthält Mißtrauen und Geringschätzung. Die Koffer stapeln sich neben der Loge, mit Zetteln fremder Hotels beklebt, Venedig, Meran, Buenos Aires und San Francisco versuchen die neuen Gäste zu legitimieren. Der Oberste der Ober erscheint für einen Augenblick, um abzuschätzen, wer morgen Geld genug hat, um außer dem Frühstück noch eine Mahlzeit unter Palmen zu verzehren. Skeptisch, auch gegen seine eigenen Hoffnungen, dreht er sich wieder den bewährten

Essen zu, seine Freundlichkeit setzt sich aus lauter Weltkenntnissen zusammen, sein Glaube an die Menschlichkeit ist mit Mißtrauen gefüttert, sein heiterer Optimismus ist ein umgestülpter Pessimismus, wenn er lächelt, möchte er weinen über die schlechte Minderbemitteltheit dieser Welt.
Bald, in zwei Stunden ungefähr, wird er sein grünes Hütchen aufsetzen und sein graues Mäntelchen umhängen und wird mit großartiger Gebärde den Speisesaal schließen – und dann, in einem Winkel, mit den Kellnern abrechnen, ganz ein Rechner, kein Maître d'hôtel mehr, ein einfacher Förster in den Jagdgründen der Realität. Hurtig sagt er dann: »Gute Nacht!« dem Nachtportier, dem jetzt der Tag anbricht. Schon leuchten die Sterne am weißen Himmel der Halle.

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 1930

»KLEINE FANFARE«*

In ihrem jüngsten Buch erzählt *Annette Kolb* von Menschen, Städten, Begegnungen. Während ich ihre Zeilen las, erschienen sie mir eher geschmiedet als geschrieben, geschmeidig und elastisch und immer noch warm von der Glut, in der sie Guß und Formung erfahren hatten. An Waffen erinnerten sie mich, die Sätze. Und es war mir, als berichtete von seinen Turnieren, deren er so viele mitgemacht hat, der einzige weibliche Ritter unserer Literatur. Frau Annette Kolb ficht, wenn sie schreibt. Sie macht einen Ausfall, sie pariert einen imaginären Angriff. Sie hat viel zu verteidigen und vieles anzugreifen. Denn sie liebt vieles: mit der ritterlichen Liebe, die den Degen zieht, wenn das Herz es befiehlt: und sie verachtet vieles: mit der ritterlichen Verachtung, die das Verächtliche umbringt, noch ehe es den Gnadenstoß erhalten hat. Kleine Fanfare, die von richtigen Turnieren kündet: kleine große Fanfare!...
Nicht einen Augenblick wird dieses Buch privat, obwohl es Intimes enthält. Denn die Persönlichkeit der Autorin ist dermaßen geformt und gültig, daß ihre Sache im Nu die unsrige wird und manchmal sogar

* Erschienen bei Rowohlt, Berlin.

noch ihr Paradox das unsrige. Sie wurzelt in einer verschollenen, aber starken Zeit, in der noch die echte Autorität Gesetze geben durfte. Deshalb ist diese Schriftstellerin so *souverän* gegenüber der Gegenwart, in der die falschen Autoritäten das Gesetz umstoßen – aber nur, weil sie darüber stolpern. Kleine, liebliche, kräftige Fanfare: Aus einer verlorenen Epoche klingt ihr harmonischer Ton herüber in unsere Verwirrung, Kampfruf und Schalmei zugleich, klärend und keineswegs unwirksam. »Was mir fehlt«, schreibt Annette Kolb einmal, in einem Bericht über eine Gesellschaft, in der sie einen ihrer kleinen Triumphe über einen modernen Giftgas-General errungen hat, »war eben der Rückhalt. Es fehlten Ferdinand und Isabella die Katholische. Ewig schade, daß es mir an Macht gebrach.« Sie irrt sich. Indem sie schreibt, desavouiert sie den endgültigen Tod Ferdinands und Isabellas der Katholischen und ihre eigene Ohnmacht. Es ist, als ob auf jeder Seite ihres Buches die alte Sonne Deutschlands wiederaufginge, deren Glanz vom Rhein bis an den Tiber reichte; die alte Sonne mit der Bahn von Nord nach Süd; und als flammte über dem europäischen Kontinent der rote Purpur jener Majestäten wieder auf, die durch einen Kniefall die Krone erhielten und durch Demut die Gnade erwarben. – »Zwischen uns und jenen Wesen, deren Argumente Schlagriemen sind... sollten wir doch wenigstens scharfe Grenzen ziehn... Des häufigeren sind sie ja nur subaltern, aber doch so mächtig nicht mehr, daß wir nicht daran denken könnten, ihnen den Garaus zu machen.« Kleine große Fanfare der mißverstandenen »Reaktion«, deren Argument kein Schlagriemen war, keine Stinkbombe, kein Giftgas, sondern der Glaube und das Feuer. – »Nun weiß ich ja, daß ihrer noch viele sind, die an den Krieg als Methode glauben... Allein, ich weiß es vom Hörensagen, wie ich von Buschmännern weiß. Ich komme mit solchen Leuten nie zusammen.« Mit solchen Leuten, o katholische Isabella! – mit solchen Leuten kommen wir andern leider täglich zusammen, seitdem der Fortschritt der Buschmänner den Schlagriemen schwingt und der »Radikalismus« der Barbaren, bei denen Rechts und Links das gleiche ist, das gottlose Reich errichtet und der Menschlichkeit spottet! Dennoch ist all den Gasmasken unverzüglich der Garaus gemacht, wenn eine Frau wie Annette Kolb von ihnen als von »solchen Leuten« spricht. Einer der Augenblicke, in dem die Noblesse des Privatmenschen mit der stilistischen Schlagkraft des Schriftstellers identisch wird. Im Nu – und sozusagen im Bruchteil eines Nu – sind die Box-

Gespenster der Stinkbomben- und Schlagriemen-Zivilisation in die heimischen Urgründe ihres barbarischen Heidentums und des Nitroglyzerins zurückgejagt – und Sinn und Klarheit sind wieder vorhanden–, nur weil ein ganzer Mensch und ein ritterlicher Schriftsteller gesagt hat, er *käme nie mit ihnen zusammen*...

Aber jeder, mit dem Frau Annette Kolb zusammenkommt, erwirbt zu dem Adel, den er besitzt und der die Voraussetzung seiner Begegnung mit ihr ist, noch die adelnde Auszeichnung, mit distanzierender Liebe beschrieben zu werden: Adolf Hildebrand, Alexander Hohenlohe, Romain Rolland, Gerhart Hauptmann, Kurt Eisner, Monseigneur Duchesne, Busoni, Toscanini, der Maler Habermann und manche andere aus dem engen Kreis, innerhalb dessen die paar Edlen verschanzt sind, die letzten (lebendigen und verstorbenen) Helden einer mächtigen, aber bedrängten Festung. Wie viel Intimes wird hier von ihnen bekannt, ohne enthüllt zu werden, wie viel wird mitgeteilt und wie wenig verraten, wie viel erahnt und wie wenig preisgegeben! – »Über jenes ebenso beliebte wie gedankenlose Axiom, man müsse den Künstler vom Menschen trennen, habe ich mich schon als Kind erbittert«, schreibt Annette Kolb. Armselige Ausrede einer Welt, in der die Künstler so selten sind wie die Menschen und in der die private Schäbigkeit so oft ähnlich ist der künstlerischen, daß keine von beiden etwas zu gewinnen hätte, selbst wenn man sie trennte! In dieser Welt ist ein Buch wie die »Kleine Fanfare« selten, ein Buch, in dem jeder Abschnitt Blut vom Blut seines Erzeugers ist und auf keinen Fall von Annette Kolb zu trennen! Unmöglich, den schönen, warmen Schmelz menschlicher Traurigkeit von all den berichtenden, schildernden, hymnischen und ironischen Sätzen zu lösen! Hier spielt ein Herz eine kleine Fanfare...

Frankfurter Zeitung, 23. 11. 1930

»DAS ZWEITE SCHATZKÄSTLEIN«

»–ck erzählt zum zweiten Male« und in jener alten Weise, von der wir längst annehmen durften, sie sei verweht und verschollen. Es ist die klassische Melodie der alten deutschen Kleinepik. Ihr letzter großer Vertreter war Johann Peter Hebel. Mit einiger Gründlichkeit ließe sich die gewaltige Überlieferung dieser Weise von den kleinen deutschen Epen des Mittelalters bis ins neunzehnte Jahrhundert verfolgen. Sie erlischt und verstummt dann beinahe plötzlich. Die kleine Geschichte verkümmert und wird zugeschliffen zur pointierten »Anekdote«. Ihr materieller Gehalt wird überdies von andern ausgewalzt zur breiten, aber porösen »Erzählung«. Oh, glücklicher Fluch des Journalismus, der einem Epiker von eminenter Ursprünglichkeit die Weitschweifigkeit aus Raummangel verbietet und das Gelüst zur anekdotischen Pikanterie mit Geldmangel bedroht! Wie viele Schriftsteller hätten das Schreiben gelernt, wenn sie Journalisten geworden wären! – Nun gibt es in der Literatur keine Zufälle, nur Schicksal und Gnade. Es ist sozusagen in Gottes literarischem Rat bestimmt gewesen, daß die Geschichten –cks, die fast seit einem Jahr gesammelt herausgekommen, in vierzig langen Jahren einer harten und seligen Fron scheinbar für den Tag geschrieben wurden, in einer eiligen Gelassenheit, der ein äußerer Termin gesetzt war und ein äußeres Maß zugemessen, aus einem mehr oder minder aktuellen Anlaß, der sich unter den zärtlichen Händen des Autors unversehens zu einem ewig gültigen wandelte. Denn einen echten Dichter kann nicht einmal die Aktualität umbringen! Vielmehr wird sie durch ihn geadelt und erhöht.

Das flüchtige Gewerbe eines Redakteurs, überantwortet dem gewissenhaften und starken Herzen eines Poeten, wird ein stabiles Handwerk, das die Kunst fördert und nicht hemmt, das die edle Bescheidenheit züchtet, die Vernunft zur Wachsamkeit erzieht, das Auge zur steten Beobachtung und das Ohr zur geschliffenen Hellhörigkeit. Wenn die Schriftsteller und Kritiker der Gegenwart von Namen und Rang, deren Wort gehört wird und deren Urteil Gewicht hat – wie oft zu Unrecht –, ein so feines Ohr hätten wie –ck, wieviel Anlaß fänden sie in diesen kleinen Geschichten, begeistert zu sein und sich erhoben zu fühlen, den Glanz der Phrase zu bewundern und der goldenen Glocke

der Menschlichkeit zu lauschen, die durch alle Zeiten läutet! Aber es ist heutzutage so, daß man den dichterischen Adel verkennt, nur weil er so identisch ist mit der Demut, daß er es sich erlauben darf, dreimal in der Woche im Abendblatt »unter dem Strich« zu erscheinen und einen kostbaren, unbelohnten Glanz über den Strich hinaufzusenden zu den wichtigen Torheiten dieser Welt. Die gewichtigen Kritiker und die federleichten Schwätzer sind geneigt, die reiche Ernte eines dichterischen Lebens, nur weil sie auf eine so bescheidene Art gesammelt wurde, zu übersehen oder mit wohlwollender Geringschätzung zur Kenntnis nehmen. Wir aber stellen die gesammelten Geschichten –cks an die Seite der Johann Peter Hebelschen und nennen sein Buch: *»Das zweite Schatzkästlein«.**
Das edle Maß begrenzt diese Geschichten, die wägende Vernunft gibt ihnen die anmutige Leichtigkeit, und ein wehmütiges Herz bestimmt den Rhythmus ihrer Sätze. Die einfachsten Worte der alltäglichen Sprache leuchten auf in einem neuen Glanz, in einem neuen alten Glanz, entkleidet jeder Banalität, die sich im Lauf der Jahrhunderte auf jedem Wort parasitär angesiedelt hat, wie Pilz, Schimmel und Staub. Die Geschichten haben keine »Pointen«, außer jenen unmerklichen, diskreten, vornehmen, die ihnen vom ersten Satz an gegeben sind. »Pointiert« ist also nicht die Erzählung, sondern der Erzähler ist pointenreich. Die Begebenheit hat keine Spitze. Fein und spitz sind nur die behutsamen Finger, welche die Begebenheiten formen. So werden Ringe rund geschmiedet von zarten Händen zarter Goldschmiede. Stets ist die Wirklichkeit dieser Erde greifbar in den geschilderten Ereignissen, und immer entströmt ihnen der blaue Hauch einer himmlischen Jenseitigkeit. Das Geringfügige des Stoffes, des »Sujets«, ist immer sichtbar, zumeist demonstrativ gekennzeichnet. Aber die Armut des »Vorwands« ist immer ein Anlaß, vom Herzen, das ihn fühlt, in den Adelsstand erhoben zu werden, und ausgezeichnet von der Sprache, in der er erzählt wird. Es gibt keine »einfacheren« Dinge als die von –ck erzählten. Es gibt keine komplizierteren. Es ist, als machte uns jemand im wahren Sinne des Wortes »sehend«, überall dort, wo wir blind oder »übersehend« waren. Immer und überall erfahren wir (den Gesetzen der informierenden Zeitung gemäß), wo und wann sich etwas zugetragen hat. Aber das Überraschende geschieht: Es kann sich im-

* Erschienen im Frankfurter Societäts-Verlag.

mer und überall zugetragen haben. Das »Aktuelle« wird ewig, und der »Tag«, für den es geschrieben war, wird schwer wie ein Jahrhundert! Über dem Traurigen schwebt das Lächeln des Schalkhaften, des »Schalks«, dessen zwinkernde Weisheit die Unabänderlichkeit des Menschlichen bestätigt: der Skeptizismus einer Fröhlichkeit, einer »Weltfreude«. Es ist die heitere Genugtuung einer dichterischen Seele, die ihren Verzicht noch umjubelt und ihre (praktische) Ohnmacht besingt.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß –cks Erzählungen in den Spalten dieser Zeitung erschienen sind. Wer diese Zeitung liest, wird wissen, daß ihr literarisches Urteil nicht bestimmt wird von der privaten Nähe des Autors. Wer seit Jahrzehnten in ihren Spalten schreibt, bedürfte keiner Fürsprach', wenn seine »Spalten« in einem »Buch« gebunden erscheinen. Nur das schmetternde Blech, das jetzt allerorten in Deutschland als »literarische Produktion« in Buchform präsentiert wird, veranlaßt unsere Befürchtung, der Klang des Goldes könnte überhört werden. Das wollen wir nicht!

Frankfurter Zeitung, 24. 11. 1930

DIE GESPRENGTE ROMANFORM

Dieser Roman* ist ein literarhistorisch interessanter Versuch des Autors, die Tür seiner epischen Werkstatt weit zu öffnen und dem Leser einen Blick auf die Entstehung eines erzählenden Werks zu vergönnen. Es ist von allen epischen Erscheinungen der letzten Jahre das deutlichste Bekenntnis zur gesprengten oder gebrochenen Form des Romans, will sagen, zu der stillschweigend anerkannten These, daß der überlieferte Roman mit der »geschlossenen Handlung« unmöglich geworden sei. Der Autor erzählt also nicht schlankweg eine bestimmte Geschichte. Er teilt mit, daß er die Absicht habe, eine zu erzählen, deren Augenzeuge er eben sei, und daß es ihm schwerfalle, alle Phasen dieser Geschichte zu kennen, weil er als Augenzeuge nicht die Fähig-

* Hans Natonek: Geld regiert die Welt, Paul Zsolnay, Wien.

keit habe, sie alle mitzuerleben, bei allen dazusein; und mag er auch mit allen Gaben der Intuition, die ihm die Natur verliehen hat, dem Gang der Ereignisse folgen, und mit der ganzen psychologischen Übung, die sein schriftstellerischer Beruf erfordert: Es bleibt ihm doch so viel noch verborgen, daß er immer wieder gezwungen wird zu gestehen: Dies und jenes weiß ich nicht. Es ist die bitterste Manifestation schriftstellerischer Bescheidenheit und die mutigste Form literarischer Entsagung. Der Erzähler, der in der Ichform berichtet, steht unaufhörlich im Vordergrund, nicht um mit stärker betonter Autorität den Leser durch die Ereignisse und Personen zu führen, sondern um die eigene Autorität zu schmälern, wenn nicht vollends zu zerstören. Die Subjektivität ist hier also zum selbstgewählten Pranger geworden.

Vielleicht wäre es möglich zu prüfen, wo dieses unaufhörliche Geständnis der Unwissenheit aufhört, echt zu sein, das heißt: in welchem Augenblick der Autor anfängt, eine Unwissenheit vorzutäuschen, ohne an ihr zu leiden, eine Ohnmacht zu spielen, ohne die Bewußtheit verloren zu haben und die Kraft, es kundzutun. Vielleicht wäre es möglich zu erkennen, ob diese unwissende Subjektivität ein literarischer Trick ist, dazu bestimmt, gefährliche Klippen zu meiden und epische und psychologische Unwahrscheinlichkeiten mit einer geringeren Verantwortung mitteilen zu dürfen. Aber der Versuch, einen Autor zu entlarven, der selbst in seinem Werk nichts anderes tut, wäre müßig und würde, konsequent durchgeführt, den Kritiker wahrscheinlich zu einem Roman führen, ähnlich, wie er eben vom Autor geschrieben vorliegt und dessen Held der Autor wäre! Wie man sieht, ist also diesmal der Epiker bis an die Grenze der aufgelösten Epik gegangen. Eine losere, häufiger unterbrochene Form des Erzählens gibt es nicht, kann es nicht geben. Eine deutlichere Verwandlung des Erzählenden in einen kritisch-zweifelnd Beobachtenden ist unmöglich. Der Roman »Geld regiert die Welt« wäre die vollendete Illustration zu einem Kapitel Literaturgeschichte, das etwa die Überschrift trüge: Die gesprengte Romanform.

Hier, eher als im rein Epischen und in der Art der Handlungsführung, sind die Qualitäten dieses Buches zu suchen. Sie liegen in der unerbittlichen Konsequenz, zu welcher der ehrliche Autor unserer Tage gelangt ist, als er Menschen unserer Tage darstellen wollte. Er schreibt kein Epos, er läßt einen Auszug aus seinem Tagebuch drucken. O tempora, o homines! Fragmente sind alle: die Gestalten und ihre Darstel-

lungen, die Zeit und ihre Zeitbilder. Auf die psychologische Konsequenz darf man sich kaum noch verlassen, geradezu verkehrt manifestieren sich die alten Gesetze der menschlichen Seele. Ärmer an Substanz ist die darzustellende Gestalt. Also gälte es nicht allein, sie in einem überlieferten Sinn »umzudichten«, sondern sie in einem ganz banalen Sinn *umzulügen*. Der Autor ist gezwungen zuzugeben, daß er wenig weiß. Sein Stoffgebiet: die Gegenwart, gibt ihm weniger Möglichkeit, seine darstellerischen Qualitäten zu zeigen als seine moralischen.

Die Fabel des Romans ist von einfachster Aktualität: Ein reicher Mensch verläßt seine Gesellschaftsklasse und stellt sich den Feinden der herrschenden Gesellschaftsordnung zur Verfügung. Ein unsäglicher, weil schwächlicher Überläufer. Er kann weder hier noch dort leben. Ein Heimatloser ohne Traurigkeit. Ein menschliches Fragment. Seine Tat ist eine Passion. Es geschieht mit ihm, und er verdient kaum, daß etwas Besonderes mit ihm geschehe. Kein Wunder also, daß der Autor so oft in der Erzählung innehalten muß, um sich zu überlegen, was mit seiner Gestalt geschehen sein möge. Die fragmentarische Form des Berichts entspricht vollkommen der fragmentarischen Gestalt. Es ist eine kaum zu überbietende Ehrlichkeit. Abgesehen von den sehr gelungenen, sehr runden Episodenfiguren, die selbständig leben, gleichsam am Rande des Romans, äußert sich die bewußte Souveränität des Autors lediglich in dem Entschluß: »Ich weiß nicht« exemplarisch zu manifestieren und seine eigene berichtende Persönlichkeit in eine Gestalt des Berichts zu wandeln. Mehr als durch seine Fabel charakterisiert der Autor die Zeit durch sein eigenes Konterfei: ein Experiment von einer beispielhaften Besessenheit: bekennen zu wollen, statt nachzuerzählen; und erkennen zu lassen, statt auszusagen.

Die Literarische Welt, 12. 12. 1930

Harzreise

BRIEF AUS DEM HARZ

Lieber Freund,
in jeder anderen Jahreszeit als im späten Herbst ist eine Harzreise lediglich ein literarisches Wagnis. Im November gebührt ihr bereits der Rang jener beharrlichen Fahrten, die man als »Unternehmungen« bezeichnet. Den gefährlichen und damit ein wenig eitlen Versuch, den Spuren genialer Harzreisender (im wörtlichen Sinne der Wendung) zu folgen, läßt die betrübliche Aussicht auf Regen, Nebel und Wind noch bedrohlicher erscheinen. Am schlimmsten aber ist die Gewißheit, daß es kleine Städte sind, in denen der Wind weht, der Regen regnet und der Nebel durch die Gassen dahinzieht, über die niedrigen Dächer, die gleichsam zu tief sind, um ihn aufhalten zu können. Wahrscheinlich wissen sie nicht, was das heißt: fremd in einer kleinen Stadt zu sein, in welcher der November herrscht. Jede Stunde ist lang wie ein Bußtag, unheimlich wie ein Totensonntag, von einer geradezu spiritistischen Feierlichkeit, bei der man nicht nur Gespenstern begegnet, sondern auch sich selbst in ein Gespenst verwandelt. Der Tag ist nicht wie ein Tag, sondern wie eine Ausgeburt der Nacht. Zwischen Morgen- und Abendgrau lagert ein Stück dichter und nasser Watte: Atmosphären-Watte; dies ist der Tag. Was ist mit ihm anzufangen? Steht man morgens auf, ist er noch nicht angebrochen, erwacht man um die Mittagsstunde, befindet er sich gerade im Zenit seines Grauens, ja, im Zenit seines Grauens befindet man sich selbst. Und dennoch ist er ein Lichtblick – und wahrlich nicht mehr –, verglichen mit dem Abend, der immer eiliger und drängender heranrückt, mit spärlichen und trüben Laternen, die an eingefangene und in erhöhten Glaskäfigen eingesperrte Irrlichter erinnern, mit völlig überflüssigen und zwecklosen Windstößen, die nur aus Bosheit kommen und um uns einen rechten Schrecken einzujagen; mit wehenden Regenschirmen, die wie gezähmte ungeheuerliche Fledermäuse von geschäftigen Passanten geführt und gesteuert werden; mit kümmerlichen Lichtreklamen, die die Warnungen vor den Waren sind, zu denen sie ja anlocken sollten. Oh, welche Abende!

Ich habe nichts anderes vorausgesehen. Wie geahnt, so geschehen! Der Harz ist ein braves deutsches Mittelgebirge, Mittelstand unter den Gebirgen, mit Recht seiner landschaftlichen Schönheit wegen berühmt, er hat ein gesundes Klima, ich kann jedem Deutschen raten, den Harz zu besuchen, bei Sonne und Schnee. Als ich ihn besuchte, regnete es leider. Selbst die eingesessenen Harzer Patrioten mußten zugeben, daß es regnete. Die kleinen Städte im Harz werden im Regen noch kleiner. Sie ziehen sich zusammen, ihre gekrümmten, alten, geringelten Gassen krümmen sich noch mehr, die Häuser ziehen ihre schönen Schiefervorsprünge tiefer in die Stirn und drücken sich in den Schatten ihrer Dachränder, Fenster und Türen schließen sich fester, bestimmt ist's den Heimischen gemütlicher, dem Fremden aber wird alles noch fremder. Ich sitze in kleinen Konditoreien, ich gehe in mittelgroße Kinos, ich esse in großen Bierlokalen, ich wandle durch späte Kneipen. Ich absolviere ein Museum nach dem andern, eine Kirche nach der anderen, ich weiß nicht mehr, ob es in meiner Absicht liegt, die Zeit zu gewinnen oder sie totzuschlagen. Ich kenne keinen Menschen, geschweige denn eine Seele. Reichswehrsoldaten kommen mir vertraut vor, nur weil ich auch einmal ein fremder Soldat in kleinen Garnisonen war. Aber ich sehe mir die Gesichter der Soldaten an: Nun sind sie mir fremd. Zu jung, zu fern! Kein Kanonenfutter mehr, Giftgas-Futter, Nitroglyzerin-Futter. Nun sind mir ihre Seitengewehre vertrauter als ihre Persönlichkeiten. Auch die Schulkinder scheinen mir nah und verwandt. Aber ich erblicke zufällig ihren Lehrer, er könnte mein Schüler gewesen sein, vom großen Krieg weiß er gar nichts. Ja, lieber Freund! Erst in kleinen Städten sehen wir, daß wir gealtert sind. Hier rinnt die Zeit so langsam, daß wir mit freiem Auge ihren gemütlichen Fluß verfolgen können. Und während wir feststellen, daß sie den andern nur sanft und behaglich entgleitet, so daß deren Älterwerden wie ein weicher, lautloser und verlockender Gang in den süßen Traum der Ewigkeit ist, erkennen wir die erschreckende Rapidität, in der unsere Jugend dahingerast ist, dem Rachen des Todes entgegen, dem schwarzen und leeren Schlund entgegen; und es ist, als erwarte uns, die wir uns so beeilen, das Nichts und jene, die sich Zeit lassen, als Belohnung ein anderes Leben; als beweise man durch abwartende Geduld sein Talent für die Ewigkeit und durch hastiges Gebaren seine Unfähigkeit weiterzubestehen. Und auch diese Gedanken fördern nicht gerade meine gute Laune. Vergeblich bemühe ich mich, gemächlich durch alte Gas-

sen zu schlendern. Mein Schritt ist ungeduldig, mein Auge verschlingt im Nu alles, was ringsum zu sehen ist, und meine Langsamkeit ist nur eine scheinbare, gleichsam durch eine Zeitlupe zerteilte Schnelligkeit. Oh, welche Tage! Oh, welche kurzen Tage und welch langer Ärger! Dies mißtrauische Vorurteil, das man den sauren Verhältnissen und Zuständen entgegenbringt, und diese späte Kontrolle, die man darüber ausübt, auf daß es nicht übermäßig groß werde und ein legitimer Anlaß zum Selbstmord! Wie eine billige Beschwörungsformel des seligen Herrn Coué wiederhole ich mir den Satz: »Es ist im Grunde doch ganz nett!«, und ich weiß, wie hohl die Worte »im Grunde« und »ganz nett« immer gewesen sind und immer bleiben werden. »Im Grunde« ist es gar nicht »nett«, und der optimistische Zauberspruch ist so fadenscheinig, daß sein pessimistisches Unterfutter unaufhörlich sichtbar bleibt. Da lockt das bescheidene Schild einer kleinen »Konditorei«. Solange mich noch zwanzig Schritte von ihr trennen, enthält sie eine lauschige Süßigkeit, in ihr werde ich geborgen sein vor Kummer, Fremdheit und Regen, der warme Duft gekochter Schokolade, seit Jahrzehnten eingefangen in ihrem kleinen Raum, wird mich an die Vesperstunden der Kindheit erinnern. Ich werde bestimmt eintreten. Ich trete ein. An der Glastür verkündet frohlockend ein Schild: »Eine Tasse Bouillon zu jeder Tageszeit«; »Ein paar Würstchen mit Kraut«; »Kulmbacher, Dortmunder«; und jenen »Saazer Urstoff«, der wie eine Phrase aus der Chemie ist und anklingt an Hypothesen von der Entstehung der Welt und ihrer unzerlegbaren Elemente. Verweht ist der süße Duft warmer Schokolade! Nahrung wird hier nicht dem Gaumen geboten, sondern dem Ärger! Nun frißt er mit grimmigem Behagen den stillen Krieg, der zwischen den gezuckerten Kringeln und den kochenden Würstchen ausgefochten wird, und den sauren Schweißgeruch, der aus der feindlichen Nachbarschaft von Bier und Kaffee resultiert. Dort ein bekümmerter Gast vor einer Tasse heißer, dampfender Brühe, den Löffel in der Rechten, in der Linken den eingespannten *Fridericus*. Die Zigarre verkohlt indessen auf der soliden Opferschale aus bläulichem Steingut und entwickelt dünne, blaue Fäden aus Rauch. Haschisch des Mittelstandes. Das Radio ist eingestellt auf irgendeinen benachbarten Sender. Er verbreitet im Raum den uralten Schlager der »Mädis vom Chantant«, von denen uns ein ganzer Weltkrieg getrennt hatte, bevor wir in diese Konditorei gekommen waren. Nun ist alles

ausgelöscht, was dazwischen gewesen. Eine wohlgelaunte Stimme aus dem Grab, Welle Friedhof, wiederholt mit robuster Ausdauer den Refrain:

Alle sind wir Sünder, ...
und nimmt sich, nimmt sich, nimmt sich, nimmt sich
eine Neu --- eh!

Es nimmt sich grauenhaft aus, mit lebendigem Ohr Gesänge aus der Unterwelt zu vernehmen. Eine elektrische Uhr tickt mit hartem, metallischem Schlag zwischen jede Pause, die der Sänger macht. Der Herr gegenüber raschelt mit dem *Fridericus* und schlürft seine Brühe mit dem Schnurrbart. Und am Fenster vorbei rinnt der Regen, rinnt der Regen, rinnt der Regen. Schon wälzt sich der Abend heran wie eine dunkle, graue Lawine. Ganz allein werde ich mich gegen ihn stemmen müssen (denn Flucht vor ihm ist unmöglich), bis er zur Mitternacht erstarrt ist und liegenbleibt, schweigsam und gefroren. Dann werde ich schlafen. Schlafen und nichts wissen ...

Ich weiß, lieber Freund, was Sie an dieser Stelle sagen werden: »Übertreiben Sie nicht! Pointieren Sie nicht! Lügen Sie nicht!« – kurz und gut. Allein, ich bin es nicht, der übertreibt und zuspitzt. Die Dinge treiben sich selbst auf die Spitze, ein destruktiver Satiriker hat sie geschaffen. Es ist mir, als schriebe ich sie nur ab. Ich schildere sie nicht. In einer gespielten boshaften Ahnungslosigkeit liegen sie da, als wären sie Idyllen, diese Satiren, dargeboten dem heiteren Gemüt des Wandervogels und der optimistischen Gesinnung des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs. Oh, nicht, daß es mir an jenem bescheidenen Sinn für die Schönheiten der Natur und der Baudenkmäler fehlte, der jedem Ferienreisenden und Kunsthistoriker so prompt zur Verfügung steht! Bewahre, lieber Freund! Auch ich kenne natürlich die vernebelte Trauer des Herbstes über den braunen Hängen und in der dunklen Schlucht, und ich schätze den zarten Odem der feuchten Wälder, der in Gestalt von zerrissenen Schleiern aus dem Gestrüpp der verflochtenen Wipfel steigt, zu mir heransteigt, wenn ich auf erhöhten Pfaden wandle. Auch mich rührt die steinerne Anmut der alten Kirchen, die gewölbte Kraft und Sanftheit der alten Portale, die edle, natürliche Traulichkeit der alten Fenster, in denen sich auch dem Fremden die Ruhe des unbekannten Hausinnern zu spiegeln scheint – und mit gerührtem Blick verfolge ich die ewigen Spuren längst verdorrter, gottesfürchtiger Künstlerhände im ewigen Stein. Aber ich muß Ihnen

gestehen, daß ich keineswegs gesonnen bin, mich von einer schönen Vergangenheit über eine trostlose Gegenwart täuschen zu lassen und von den Zeugnissen einer verschwundenen großen Gesinnung über die einer lebendigen, kleinlichen und häßlichen. Kein Museum, keine Kirche kann mich für den unheilvollen Anblick entschädigen, den mir zum Beispiel das Schaufenster einer Buchhandlung in einer kleinen Stadt liefert: eine repräsentative Fülle von Dummheit, lyrischem Dilettantismus, mißverstandener idyllischer »Heimatkunst« und einer phrasenreichen Anhänglichkeit an eine »Scholle« aus Zeitungspapier und Pappendeckel, in der man höchstens einen Zylinder einpacken kann, die niemals ein Gefühl birgt, keinen Keim und keinen Samen. Aus einem gespenstischen, aber über Millionen Volksgenossen verbreiteten Halbdämmer steigt da eine Literatur ans Tageslicht, mit Namen schreibender Gespenster, die sich großer Auflagen erfreuen und die aller Gesetze gegen Schmutz und Schund spotten dürfen, weil sie die »Keuschheit« im Schilde führen und die vollbärtige »Männlichkeit« und weil sie die gesamte Zukunft des Dritten Reiches vorwegnehmen. Wieviel Gift in veilchenblauen Kelchen! Vom energiegeladenen Antlitz des welschen, aber großmütig dem Norden zugeneigten faschistischen Diktators, dessen Kinn an einen umgekehrten Stahlhelm erinnert, bis zu Adolf Hitlers Physiognomie, die alle Gesichter seiner Wähler vorweggenommen hat und in die jeder Anhänger sehen kann wie in einen Spiegel: Alles ist da, alles auf Lager, der Dinter und der Lauff, die Bestie und das Gemüt, der Goldschnitt und der Blutstreifen. Tischlein, deck dich, Eslein, streck dich, Knüppel aus dem Sack! Nein, lieber Freund! Die adligen Porträts längst verwester Kulturträger in den Galerien verschwinden vor der Fülle der lebendigen zeitgenössischen Gesichter, in denen lediglich der Leitartikel des hirnlosen Provinzblättchens seine Spuren eingegraben hat und über denen das unausrottbare, kecke grüne Hütchen wie der Gipfel einer konfektionierten Natur aus wasserdichtem Lodenfilz schimmert. Tradition ist überall wohlverwahrt und gegen Entree zu besichtigen. Mit Recht ist sie in Schutzhaft genommen vor dieser Gegenwart, die sich so verdächtig hartnäckig auf die verlorene, gradezu abgetrennte Vergangenheit beruft. Die hurtige Oberflächlichkeit der großen Städte – und der Snobismus der mittelgroßen – sind mir, wie Sie wissen, verhaßt. Aber die Dumpfheit des öffentlichen Lebens in den kleinen Städten ist tödlich.

Ich werde Ihnen in den folgenden Briefen Näheres, das heißt: Detailliertes erzählen.
Inzwischen bin ich Ihr getreuer und äußerst trauriger Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 14. 12. 1930

DER MERSEBURGER ZAUBERSPRUCH

Lieber Freund,
versprach ich Ihnen nicht letzthin, Details aus dem Harz zu berichten? Ich möchte Sie bitten, noch einige Zeit darauf zu warten. Ich will Sie heute, wie ich hoffe, reichlich entschädigen. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie auch, die unsystematische, ja bewußt systemlose Art meiner brieflichen Berichte zu entschuldigen. Sie entspricht der systemlosen Art meines Reisens. Wie rührend gläubig hatte ich noch vor einer Woche versucht, den Spuren Heines zu folgen! Und wie bald gab ich es auf! Mag seine klassisch gewordene Harzreise seinen eigenen Anforderungen damals entsprochen haben und denen seiner Leser, mag sie heute durch den Glanz erhöht sein, der die unsterbliche Persönlichkeit des toten großen Schriftstellers umgibt: Die Harzreise verträgt keine genaue Kontrolle mehr, ich muß sie leider desavouieren. Heinrich Heine war, im Harz wenigstens, ein oberflächlicher Reisender. Was er sah und hörte, ward ihm vom Zufall zugeweht, dem trügerischen und gefährlichsten Freund der Schriftsteller. Es stieß ihm zu. Mit heiterem Gleichmut nahm er es auf, schrieb er es hin. Ich bewundere den graziösen Leichtsinn, mit dem dieser anmutige Sohn der Musen den Ursprung des Namens Goslar – die Stadt, in der er sich gerade aufhält – in dem Fluß »Gose« vermutet, statt sich bei einem beliebigen Einwohner die Bestätigung zu holen. Es war der Hochmut des Romantikers gegenüber den Tatsachen. Die zufällige Begegnung mit dem und jenem Reisenden, der ihm ebenso in Schwaben wie in Pommern über den Weg hätte laufen können, schien dem Dichter wichtiger. Uns aber, lieber Freund, denen in einem langen und mörderischen Kampf mit den steinharten Tatsachen dieser Welt die Grazie allmählich abhanden kommt und denen Gott wahrlich keine Gunst mehr erweist, wenn er sie durch eine immer grausiger werdende Welt schickt, uns steht es nicht mehr an, die Anekdoten aufzulesen, die im Winde des Zufalls

einherwehen, und von Begegnungen zu plaudern, die zu dem Ort, an dem sie stattgefunden haben, keine gültige Beziehung haben. Ja, und die Welt hat sich außerdem verändert. Die kleinen Orte gleichen einander wie ein Ei dem andern. Manches von dem, was man vor hundert Jahren auf sechzig Seiten schildern durfte, kann heute gerade noch in sechzig Zeilen mitgeteilt werden.
In anderen Orten dagegen ereignet sich heutzutage so manches Seltsame, ja Ungeheuerliche, und geht dennoch unter in der grauen Anonymität des polyphonen Geschehens dieser Zeit. Der dichte und schnelle Staub des Vergessens bedeckt im Nu Begebenheiten, von denen man eigentlich ausdauernd singen und sagen müßte und deren Überlieferung an Enkel und Urenkel die vornehmste Pflicht unserer schreibenden Männer wäre. Die hurtigen Berichterstatter der hurtigen Zeitungen, die sich doch mit so jäher Begeisterung dem Unheil zuwenden und mit so großen Lettern die Katastrophen, die sich abspielen, zu geschilderten Katastrophen potenzieren, haben merkwürdigerweise manchmal die Neigung, den Donner, der einen Schrecken kündet, zu überhören und den Flammenschein einer unwahrscheinlichen Feuersbrunst zu übersehen. Ja, lieber Freund! Es gibt große, ehrliche Katastrophen, die in der geradezu lächerlichen Form von kleinen Mitteilungen in die Zeitungen gelangen und im unübersichtlichen Wirrwarr des Nonpareille für eine Nachricht »aus der Gesellschaft« gehalten werden können. Sie sind ja in der Tat Nachrichten aus der Gesellschaftsordnung sozusagen, und die Zurückhaltung, mit der sie mitgeteilt werden, dekuvriert sie eigentlich als große Skandale. Es scheinen die einzigen zu sein, bei denen die Journalistik eine unerwartete Delikatesse anwendet. Denn weshalb haben Sie noch nichts von dem Dorf *Runstedt bei Merseburg* gehört? Und wenn sie es zufällig gehört haben, weshalb haben Sie es vergessen? Es wurde totgeschwiegen, bewußt oder unbewußt. Es wurde, das Dorf, nicht nur umgebracht, sondern auch totgeschwiegen. Zwar wurde es im Interesse der Allgemeinheit vernichtet. Allein, gerade in diesem verzweifelten Krieg, den »die Allgemeinheit« gegen das Einzelne führt, der »Fortschritt« gegen den Bestand, das Wandelbare gegen das Historische, die Technik gegen die Natur, entwickelt sich ja die echte Tragik unserer Zeit – und ihre Künder, die Zeitungen, hätten eigentlich die Hälfte ihrer Spalten mit den Schicksalen des Dorfes Runstedt füllen müssen. Nur scheint die unbewußte Scham der Öffentlichkeit in diesem Falle stärker gewesen zu

sein, als man noch hätte hoffen dürfen. Die Scham überwinden und dennoch darüber schreiben: Dazu mangelt es offenbar an Talent. Die nackten Tatsachen in ihrem grauenhaften Ausmaß zu berichten, verhinderte wahrscheinlich einfach die Furcht. Denn das Dorf Runstedt wurde von einem mächtigen Gegner vernichtet, jenem gewaltigen Unternehmen, das von unserer merkwürdigen technischen Begabung zeugt, dem Lande ohne Zweifel unermeßlichen Nutzen bringt, dessen Namen ehrfurchtsvolles Schweigen in der Welt auslöst und das dennoch, wie ein häßliches und notwendiges Geschwür, die Natur in Mitteldeutschland frißt, Gestank verbreitet und produktive Wüsten schafft, das Gesicht der Erde vernichtet und in ihren Eingeweiden ruchlos und zweckhaft kramt. Ich meine die wunderbaren *Leunawerke*.
Steigen Sie in Merseburg in die Straßenbahn, die nach Frankleben führt, und Sie werden bald in die Gegend gelangen, von der Sie kaum werden sagen können, ob sie verzaubert oder verflucht ist. In der Nacht wird Sie wohl schon oft der Zug an diesen Stätten vorbeigeführt haben. Blickten Sie durch das Fenster, so sahen Sie sich an einem immensen Lichtermeer vorbeigleiten, einer festlich illuminierten Welt. Labsal dem Aug'. Wie ein großer See aus silbernem Feuer liegen die Werke, eingetaucht in die Schwärze der Nacht, und noch lange verharrt der Reisende in dem Gefühl, an einer außerordentlichen Kirmes vorbeigefahren zu sein, und in dem Bedauern, den Zug nicht angehalten zu haben. Sehen Sie, mein Lieber, das ist gewissermaßen unsere Place de la Concorde. Leider stinkt sie nach Ammoniak, es ist streng verboten, sie zu betreten, die Menschen, die dort beschäftigt sind, sind Arbeiter, das Gift frißt an ihren Lungen, wie die Bagger in der Erde wühlen, aber sie erzeugen Kunstdünger, dem wir unser Brot verdanken. Hier stinkt's wie Giftgas – und es ist in der Tat ein leichtes, die Stoffe, aus denen man den Dünger herstellt, in Gift zu verwandeln und die Geräte, in denen der Segen quirlt, zu Gasherden umzugestalten. Hielten Sie wirklich einmal an und stiegen Sie hier aus, Sie würden sehen, wie mörderisch der Kampf ist, den die Technik gegen das Land führt. Hier vollzieht sich der Untergang der Welt, auf daß sie gedüngt werde. Noch läuten hier und dort die Glocken von den kleinen Kirchtürmen der Dörfer, aber sie läuten mit jeder Stunde ihren eigenen Tod ein. Noch wiehert ahnungslos das Pferd im Stall, nicht wissend, daß es in dieser Gegend des eklatanten Fortschritts ein Überrest aus einer verschwundenen Zeit ist, anachronistischer als ein Mammut. Noch er-

tönt von den Weiden her das tiefe, friedliche Blöken der gehörnten Tiere, noch geht der Bauer im bäuerlichen Gang, mit geknickten Knien, über die Schollen, noch riecht es aus den Gehöften her warm und heimlich nach Mist und Tier und Milch und Heu. Aber die Vögel, die ahnungsvollsten und sensibelsten unter den Geschöpfen dieser Welt, sind seltener geworden und werden immer spärlicher, und ein alter Bewohner des Landes, Hüter eines Friedhofes, erzählte mir mit sachlichem Gleichmut, daß im Frühling die Lerchen nicht mehr trillerten, wie noch vor zwanzig Jahren. Er war kein Poet, der Mann, der es mir sagte, und er wußte wohl, daß ihn bald die Erde des Friedhofs decken würde, den er betreute. Er sagte es gleichgültig wie eben einer, der ohnehin nicht mehr lange den Gesang der Lerchen gehört hätte und der schon seit geraumer Zeit bereit ist, die Stimmen der Engel zu vernehmen. Er war ein genauer Beobachter, ich glaube ihm alles, ich kann den Lerchen nicht zumuten, in dieser Gegend zu trillern. Die riesigen Schornsteine der Leunawerke senden den tödlichen Gestank in die himmlische Bläue jener Regionen, in denen sich Lerchen wohl fühlen. Wer kann singen, wenn es stinkt? Nur die Haustiere bleiben, weil sie an den Menschen gebunden sind. Nur die Wiesen grünen, weil Gras ausdauernd ist. Nur spärlicher Wald ist hier und dort noch vorhanden, weil die Bäume erst der Sprengkapsel weichen und der Axt. Es sind die letzten Grüße der Natur, ihre letzten Versuche, mit ihrem Frieden, der ihre Waffe ist, der Fabrik standzuhalten und mit ihrem Segen, der ihr einziges Argument ist, dem Gestank zu begegnen. Umsonst, umsonst! In zehn Jahren wächst hier kein Gras mehr. Umgestülpt wird der Leib der Erde, ihr Inneres zuoberst gekehrt, geringgeschätzt werden die Früchte, die ihr Schoß freiwillig gespendet hat, die geheimen Schätze und Urgründe dieser Früchte werden aus dem aufgeschnittenen Schoß hervorgezerrt und in jene Nahrung verwandelt, die eine Zwillingsschwester des Giftes ist und die nährt, indem sie tötet, und umbringt, indem sie nährt. Wie diese Nahrung eine Schwester des Giftes ist, so ist unser Friede ein Bruder des Krieges. Wir können düngen, aber wir können auch schießen. Auf unserem Segen ruht unser Fluch.

Dieser Art Segen ist nun ein ganzes Dorf zum Opfer gefallen, und ich fuhr hin, seine Überreste zu sehen. Und ich ging zu Fuß durch die sterbende Natur, es war wie ein Krankenbesuch, nein, wie ein Leichenzug. Und der Sterbende war schon eine Leiche und sein eigener

Friedhof zugleich, aber nicht er, sondern sein Mörder roch nach Verwesung, und verglichen mit ihm, der den Verurteilten ja überleben sollte, war die Agonie noch lebendig und das Überlebende war leichenhaft. Oh, welch eine Welt! Der Moder ist hier gesünder als das Leben, die Fäulnis ist fruchtbar und mordet die Gesundheit, der Gestank tötet den Duft, und das Geheul betäubt den Gesang: und davon leben wir! Ja, die Dörfer sind noch an einigen Stellen, wie Dörfer sein sollen, mit Hütten und Gehöften und einer holperigen Straße, mit Geflügelstimmen, Bauernjoppen und Mägden mit Kopftüchern. Der Himmel ist zartblau, wir befinden uns mitten in einem rostgoldenen Herbsttag, am Horizontrand umzingelt von nebligem Silberring. Aber was sag' ich? Horizont? Nebel? Von einer Seite her umstellen Mauern und Schornsteine das Land, und ob es wirklich Herbstnebel sind, die ich sehe, und nicht Gase? Mischen sich diese gar mit jenen? Ahnungslose, gescheckte, fromme Kühe spazieren langsam einen Hügel hinan, geradewegs den Schornsteinen entgegen, der steinernen Festungsmauer, und zupfen Gras wie vor tausend Jahren und mahlen es mit geduldigen Kiefern, als hätten sie noch lange zu leben. Fromm, wie die großen Kühe lustwandeln, wachsen unter ihnen die kleinen Gräser, die bescheidenen, demütigen, dazu bestimmt, von den großen roten Kiefern zermahlen zu werden und gekaut und wiedergekaut und sich in natürlichen Dünger zu wandeln, der so weit zurückbleibt hinter dem Ammoniak! Im Wettlauf mit der jungen Chemie hat die alte Natur eine Niederlage nach der anderen erlitten. Die Retorte ist klüger als die Erde.

Also nähere ich mich dem Dorfe Runstedt, das nicht mehr vorhanden ist. Es war ein stattliches Dorf, mit zwei Rittergütern, vierundzwanzig Hofbesitzern, sieben Hausbesitzern ohne Grund, zweihundert Hektar Gesamtgemarkung, mit einer alten Kirche, deren Grundmauern noch aus dem Jahre 1350 stammten. Es war ein altes Dorf, mit einem ehrwürdigen Namen, eine Stätte der Runen war es, benachbart der Heimat der ehrwürdigen Merseburger Zaubersprüche, nach einer Chronik wird Runstedt 1085 zum erstenmal genannt, schon im dritten Jahrhundert war es eine germanische Siedlung, Hermunduren dürften an dieser Stelle gewohnt haben, an der heute die Industrie die Vandalen übertrifft. Um das Jahr 1900 nach Christi Geburt beginnt man, nach Kali zu graben, der Michel-Konzern und die Mansfeld AG kaufen das Land auf, man zahlt das Vierfache des Bodenpreises, und die Bauern sind

glücklich. Sie ahnen nicht, was in der Welt der Generaldirektionen, der Börsen, der Wirtschaft vorgeht. Sie haben Geld und legen es in sichern Papieren an und leben vorderhand noch auf ihren alten Gehöften. Aber der Krieg kommt, die Inflation, die sicheren Papiere lösen sich auf, die hungrige Weltwirtschaft schreit immer heftiger nach Kali und Kohle, die Besitzer fangen an, das Dorf Runstedt niederzureißen. Die Bauern ziehen mittellos weiter, hinein ins Land, mit wertlosen, sicheren Papieren. Und der Bagger kommt, der große Bagger, wie ein Tank rollt er heran und untergräbt die steinernen Wurzeln der Häuser und stößt seine eisernen Zähne in die alte Erde und reißt Fleischklumpen aus ihrem lebendigen Leib. Und der graue Schutt rieselt über die grünen Felder, und die Häuser klaffen auseinander, und man kann noch an den verbleibenden Wänden die schattenhaften Spuren der Möbel sehn, die seit Jahrhunderten dieser Wände Zierat und Hausrat waren, die letzten Grüße der Geschlechter, die längst verweht sind wie Spreu im Lande. Schon taumelt die Kirche, schon neigt sich das Kreuz. Da ist es, als riefe die Erde von Runstedt ihre Kinder. Die ehemaligen Runstedter kamen im Sommer 1929 in der taumelnden Kirche mit dem Rest der Einwohner zusammen. Sie veranstalteten einen Gottesdienst. Sie beten. Sie beten für das Seelenheil des gemordeten Dorfes. Sie schütteln sich die Hände und gehn wieder auseinander. Dann ergreift der Bagger die Kirche. Die bunten Scheiben zersplittern zuerst, die heiteren Filter der Sonne, mit wehmütigem Klirren. Dann lockern sich knirschend Steine und Ziegel, bröckeln ab, stürzen aus der Höhe mit dumpfem Schlag. Dann ist's ein Trümmerhaufen, das Gotteshaus.

Ich sehe mich um. Mitten durch das Land ist ein weiter, tiefer Graben gelegt, braun und flach ist die Erde, Schienenstränge ziehn sich schimmernd bis zu den Mauern der unheimlichen Festung. Zu meiner Rechten stehn noch ein paar Ruinen. Altwarenhändler laden auf Gefährte aller Art Mobiliare aller Art. Ein alter, triefäugiger Hund, er stammt aus dem edlen Geschlecht homerischer Hunde, zottelt verlegen und wankend durch die Reste von Gärten, reibt sein altes Fell an Resten von Zäunen, es ist, als suchte er, ein Wächter und Nachkomme von Wächtern, nach Gegenständen zur Bewachung. Wo habe ich diesen Anblick schon erlebt? Im Kriege, im großen Kriege. Arbeiter stehn gebückt mit Schaufeln und Spaten, schwere Lastautos zeichnen tiefe, schmale Wunden in den weichen Weg. »Ja«, sagt ein Arbeiter, »weg ist weg! Ab mit Schaden! Gegen die Technik kommt keener an!« »Und

wo«, frage ich ihn, »sind die Toten?« Er zeigt mit der Hand in eine leere Stelle: »Hier war einmal der Friedhof! Man hat sie übersiedelt, die Toten, sie liegen jetzt in Frankleben!«
In der Tat, sie liegen jetzt in Frankleben, die Toten! Aus der ewigen Ruhe, zu der man sie einst bestattet hatte, mußte man sie für eine Weile wecken, zwecks Übersiedlung. Und sie erhoben sich, mit Kreuz und Kegel, sie verließen den Boden, der aus den Gebeinen ihrer verstorbenen Ahnen bestand und der sich leider in Kali verwandelt hatte, und sie zogen auf Geheiß der Weltwirtschaft nach Frankleben und legten sich wieder unter einen frischen Rasen. Ich gehe ihnen nach, auf den neuen Friedhof von Frankleben. Ich sehe Stein um Stein und frage den alten Wächter, wie lange es wohl dauern wird, bis die Toten wieder die Erde werden verlassen müssen. Bald wird man in Frankleben Kali oder Kohle oder Nitroglyzerin entdecken. Die Weltwirtschaft veranstaltet ihre eigenen Jüngsten Gerichte, weil das wirkliche so lange auf sich warten läßt. Die Weltwirtschaft übersiedelt die Toten. Sie geht über Leichen und verschafft ihnen dann neue Quartiere. Sie zieht Christi Kreuze aus der Erde und fabriziert Gelbkreuze unter dem Schutz von Hakenkreuzen. Weg ist weg! Ab mit Schaden! Gegen die Technik kommt keener an!
Begreifen Sie, lieber Freund, daß ich mich einen halben Tag lang von dieser Stätte der Weltwirtschaft nicht trennen konnte, als wäre ich ein geborener Runstedter? Ja, so war es. Erde ist Erde, überall meine Heimat, denn die Technik ist immer meine Fremde. Ich sah die riesenhaften Schlote im Halbkreis heranrücken, gegen Tote und Lebende, gegen Friedhöfe und Höfe, immer näher rückten sie, den Rauch, der alles zuerst verpesten sollte, schickten sie voraus. Es war ein Generalangriff der Schlote, immer enger wird ihr Halbkreis, immer dichter schließt sich ihr fürchterlicher Bogen. Und ich stand da, wissend wie ein Mensch und ohnmächtig wie jene blökende Kuh, und ich begriff, daß wir zueinandergehörten, sie und ich. Leidensgefährten waren wir, Todesgefährten.
Entschuldigen Sie, lieber Freund, diesen trostlosen Brief Ihrem ergebenen

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 25. 12. 1930

HALBERSTADT, »TANNHÄUSER«, SCHACH

Lieber Freund,
diesen Brief schreibe ich Ihnen aus dem schönen, alten *Halberstadt*, das im Führer das »Zugangstor zum Harz« genannt wird. Es stammt aus sehr alten Zeiten, erhielt schon im Jahre 989 Stadtrechte und wurde Bistum unter Karl dem Großen. Wären Sie hier, Sie dürften nicht verfehlen, den Dom zu sehen, eines der schönsten gotischen Denkmäler aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Es ist eine blühende, ich möchte sagen: üppige Gotik, gewissermaßen eine mehrdimensionale. Man hat den Eindruck, daß der Dom in die Höhe strebt wie in die Weite, er schafft sich Raum, es ist, als wichen die Häuser vor ihm zurück, aber nicht etwa aus ängstlicher Hochachtung, sondern aus liebevoller und andächtiger Bescheidenheit. Es ist ein liebenswürdiger gotischer Dom, er hat gute Laune und beschert mir auch welche. Wenn ich in das Licht seiner bunten Glasfenster tauche, wird's mir weihnachtlich zumut und österlich zugleich, ich fühle mich nicht nur beschenkt, ich gehe auch dem Frühling entgegen. Ein frommer Jude, den ich hier kennengelernt habe, führte mich in die Synagoge. Es ist ein rührendes Haus, äußerlich nicht als Gotteshaus zu erkennen. Sie steht in Reih und Glied und mit einer Nummer versehen zwischen den andern, profanen Häusern der Gasse. Ein Berliner intellektueller Gottesleugner würde sagen, es sei eine »getarnte« Synagoge. Es schien den Halberstädter Juden, denen ein Gotteshaus nach dem andern von den Antisemiten (alten Datums) niedergebrannt worden war, praktischer, ihren Tempel zu verbergen. Sie verzauberten ihn, die Schlauen. Um so rührender der Anblick eines gewöhnlichen Flurs, in dem alltäglicher Hausrat von verborgener Weihe zu profitieren scheint. Leider profitiert die Frömmigkeit auch von der Zivilisation. Links an der Wand, gegenüber dem Eingang, ein Weihebecken, wenn ich nicht irre, aus massivem Kupfer, rechts vom Eingang eine Tafel mit einigen weißen, kahlen Zifferblättern, von denen jedes eine andere Stunde zeigt. Es sind auf diese Weise recht anschaulich die Zeiten der verschiedenen Gottesdienste kundgegeben, und die ganze Einrichtung erinnert äußerst fatal an Stoppuhren vor Fabriken, an Manometer neben Kesseln. Und drinnen, neben dem Allerheiligsten, ein rötliches Glühbirnchen als Ewiges Licht. Diese Verwendung der Elektrizität zu heiligen Zwecken ist leider gang und

gäbe geworden. Auch in manchen katholischen Kirchen wird das Licht nicht angezündet, sondern angeknipst. Wenn ich derlei Manifestationen der Moderne begegne, vermisse ich unter den Heiligenbildern den Mister Edison mit dem Glorienschein, und ich denke an jene Methodistenkirche in New York, deren Säulenheilige Sokrates, Christus und Einstein (unter anderen) sind, und an das goldene Telephon, dessen sich der Papst bedient, und an die Kardinäle, die sich filmen lassen, und an den ewig jugendlichen Berliner Kaplan Fahsel, der Gläubigen Boxunterricht erteilt. Es ist traurig, einsehn zu müssen, daß nicht einmal Religion vor Torheit schützt. Das Ewige Licht muß natürlich von der unermüdlichen Sorgfalt abhängen, deren ein Docht und brennendes Öl bedürfen, es ist geradezu der Sinn des Ewigen Lichtes, daß es betreut und behütet werde von ängstlichen, sorgsamen Augen und Händen – und nicht, daß man im Vertrauen auf das Funktionieren der städtischen Akkumulatoren jeden dritten Monat einen Monteur beauftragt, die Ewigkeit instand zu halten. Es ist der »Bolschewismus« der Frommen. Sie wissen es nur nicht...

Von großen Denkmälern will ich Ihnen nur flüchtig das *Gleimhaus* erwähnen, das frühere Wohnhaus des gottseligen Dichters Gleim, der hier in Halberstadt Kanonikus und Domsekretär war. Kennen Sie die *Preußischen Kriegslieder eines alten Grenadiers*? Sie sind die martialischen Bucolica der deutschen Literatur, Trommelwirbel mit Vergißmeinnicht und der Krieg in der Gartenlaube. Der gute Gleim und viele seiner (bedeutenderen) Zeitgenossen hängen, schön porträtiert in Öl und goldenen und schwarzen Rahmen, im *Gleimhaus*, seine Bibliothek umfaßt 12 000 Bände, seine Briefsammlung 8000 Brieforiginale, Handschriften aus der größten Zeit unserer Literaturgeschichte. Auch das ist ein Tempel, eine Kirche der Germanistik; und mein altes Seminaristenherz freut sich.

Viele Häuser dieser Stadt wären Ihr Entzücken, wie sie das meinige sind. Sie zeigen sehr viel Holz, Balken zwischen Ziegeln, die Dächer sind steil, alle sehen aus wie von Kinderhänden gezeichnet. Auch die großen Häuser erinnern noch an kleine Hütten, von denen sie abzustammen scheinen, so wie man manchmal in den Physiognomien bedeutender Nachkommen die schlichten Gesichter ihrer bescheidenen Ahnen erkennen kann. Sichtbar wird also die klare Entwicklung vom Dorf zur Stadt. Etwas Ländliches lebt noch in den städtischen Steinen. Im Sommer mag es hier wunderbar sein, kein Fremder ist hier fremd.

Allein, wie ich Ihnen schon einmal schrieb, es ist Spätherbst, eine Jahreszeit, in der ich ohne urbane Einrichtungen nicht leben kann. Und ich halte mich länger, als nötig und lehrreich wäre, vor den üppig beleuchteten Schaufenstern großstädtischer Läden und Warenhäuser auf, die mit Erfolg Berlin imitieren. Auch merke ich mir Schilder mit sinnigen Inschriften, wie zum Beispiel: »Auch Sie mit Ihrem geringen Einkommen kaufen einen guten Wintermantel!« Die Einwohner von Halberstadt bevölkern um diese Dämmerstunde die Straße. Sie ahnen nicht, lieber Freund, wie uns alle der Ladenschluß bekümmert! Wohin sollen wir uns wenden? In einigen Lokalen gibt es ein Preis-Kegelschieben, das Stadttheater droht mit einer *Tannhäuser*-Aufführung, das einzige große Kaffeehaus mit einem Konzert. Von allen Zerstreuungen scheint mir noch die Musik am wenigsten schädlich. Wenn ihr echt weltstädtisches Programm sich nur bei besserer Beleuchtung abwickeln wollte! Denn das Licht ist hier spärlich, gerade zwischen düster und lauschig, zu zweit ließe es sich hier gut leben, ein Pärchen in meiner Nähe beweist es. Es hält sich an den Händen, hebt mit nur je einer freien Hand die Kaffeetasse an die Lippen und führt in völliger Stummheit einen zärtlichen Disput. Sie haben es gut, die zwei. Sie brauchen keine Beleuchtung, selbst auf die Sprache dürfen sie verzichten. Sie schweigen zu zweit viel intensiver als ich allein. Sie haben einander viel zu schweigen.

Im Restaurant – ich weiß es – wird es kaum besser sein. Die dunkelblauen Tischtücher mit den weißen Ornamenten sind zu steif, sie fühlen sich an wie Blech. Sie haben einen düsteren Charakter, sie künden von der schweren Not der Zeit im Verein mit den Papierservietten, die bei dem ersten Versuch, sie zu benutzen, ihre klägliche Nutzlosigkeit offenbaren. Es sind imitierte Jammerlappen. Ich ignoriere sie grundsätzlich. Ich trinke Bier und rauche Zigaretten, zu Assimilationszwekken und um nicht aufzufallen. Doch handelt es sich stets darum, ein gewisses Maß in der Assimilation einzuhalten und sie nicht just bis zu dem Grade fortschreiten zu lassen, an dem bereits eine Unterhaltung mit dem Nachbartisch zu keimen beginnt. Ich muß also nicht nur Bier trinken und Zigarren rauchen, sondern auch eine Zeitung lesen. Sie hat's, obwohl sie ein Amtsanzeiger ist, auf Severing abgesehen und spottet der Demokratie. Sie verleiht mir ein beschäftigtes Aussehen, und keiner von den redseligen Herren wagt es, mich zu stören, als wäre ich mitten in einer Andacht. Die Gesinnung des Blattes beruhigt

sie über die meinige. Und einer scheint dermaßen mit mir zufrieden zu sein, daß er sein Glas erhebt, um mir zuzutrinken. Ich antworte ihm ernst, aber charmant und fasse blitzschnell den Entschluß, ihm zu entrinnen.

Wie leichtsinnig war es doch von mir, eine *Tannhäuser*-Aufführung geringzuschätzen! Die Vorteile einer Geborgenheit im dunklen Raum, in einer dunklen Loge vielleicht, sind nicht abzuschätzen. Auch bereiten mir klassische Werke in den Theatern kleiner Städte ein gewisses Vergnügen, jenem ähnlich, das ich beim Anblick der rührenden Schaukästen vor den Photographen-Ateliers der Provinz empfinde. Denn ich liebe die Feierstunden der kleinen Städte, der Idealismus ist so teuer erkauft, und mein eigener, stark ramponierter Respekt vor manchen Gütern klassischer Überlieferung kommt wieder zu sich und gewinnt für eine ganz kurze Zeit das gesunde, jugendliche Aussehen, das er einst besessen. Wahrhaftig, es gibt noch Menschen, die in einem Reclam-Bändchen den Text nachlesen, um kein Wort zu verlieren! Gläubigkeit der Kulturfrommen, von deren Gemeinschaft ich – wie lange schon! – leider abgefallen bin. Ach, hätte ich ihn doch wieder, meinen alten jungen Respekt! Mir behagt diese Blasiertheit nicht, mit der ich den Sängern auf der Wartburg lausche, die Verstocktheit nicht, mit der sich meine Phantasie den Vorstellungen des Hörselbergs verschließt, diese kalte Abgefeimtheit meines Herzens, das nicht schneller schlägt, wenn hart vor meinen Augen ein verdammter Mann zusammenbricht unter der schweren Last eines Fluches, diese falsche Unerbittlichkeit meines Blicks, der sich immer einbildet, die papierene Beschaffenheit der Kulisse zu dekuvrieren, und die hartnäckige Unbestechlichkeit meiner Vernunft, die bereit ist, jeden Schmerz als Opernrequisit zu entlarven. Ich möchte mich gern vom Melodramatischen bestechen lassen können, vom Klassischen, vom Gut der Nation und von der Phrase, von Wagners Stabreimen und seinen Posaunen. Umsonst! Mein Interesse gehört den fallenden papiernen Herbstblättern im letzten Akt, die so schön sanft und regelmäßig herunterwirbeln, und ich wüßte gern, wer sie so fürsorglich verstreut. Aber nicht einmal das werde ich erfahren! Das Dorf *Ströbeck* wird mich vielleicht entschädigen!

Sie, lieber Freund, werden wahrscheinlich nie etwas von diesem merkwürdigen Dorf erfahren haben. In der Geschichte des Landes, in manchen Kreisen Deutschlands und der Welt ist es als das »Schachdorf«

bekannt und berühmt. Es ist ein uraltes Dorf, zum ersten Mal in einer Urkunde Heinrichs II. erwähnt, es führt ein Schachbrett im Wappen, und seit dem Mittelalter ist das Schachspiel in Ströbeck die natürliche Beschäftigung von alt und jung. Zweimal in der Woche erhalten die Schulkinder Schach-Unterricht. Jeden Donnerstagabend versammeln sich die Bauern im alten Schachwirtshaus zum Schachspiel. Jedes Jahr wird ein Schachturnier veranstaltet, manchmal mit lebenden Figuren, die Sieger erhalten Schachbretter als Preise, mit belobenden Inschriften. Ein Turm, ursprünglich eine Mauerwarte, wie es ihrer viele in Mitteldeutschland gibt, wird der »Schachturm« genannt. Die Überlieferung erzählt, daß ein Wendenfürst von den Bauern lange Zeit in diesem Turm gefangengehalten wurde. Der Fürst langweilte sich in der Gefangenschaft, ließ sich ein Schachspiel zimmern und gab den Bauern Unterricht im Schach. Die Einheimischen fanden so viel Vergnügen daran, daß sie es als Sitte und Pflicht ihren Nachkommen überlieferten, bis auf den heutigen Tag. Sehr beflissen öffnet mir der alte Wächter des Dorfes den Turm. Er ist leer. An einem Mauervorsprung befestigt ist noch die eiserne Fessel, die jener Wendenfürst getragen hat. Im Schachwirtshaus wird das Schachbrett aufbewahrt, das der Große Kurfürst im Jahre 1651 der Gemeinde Ströbeck geschenkt hat. Die silbernen Figuren sind seitdem abhanden gekommen und durch elfenbeinerne ersetzt worden. Vergraben in tiefem Frieden liegt das Dorf, etwa 25 Minuten von der Eisenbahn entfernt. Man trinkt Korn und Bier im Wirtshaus, schreibt seinen Namen in ein Fremdenbuch und redet vom Schach, aber auch von Politik. Ein republikanischer Übereifer hat den alten traditionellen Adler aus dem schönen Wappen entfernt. Dies – und anderes – hat die Ströbecker unzufrieden gemacht. Sie hoffen auf neue Zeiten. Sie, die sogar aus einem Spiel eine geheiligte Überlieferung machen, haben gewiß eine kräftigere historische Gesinnung als die Bewohner anderer Dörfer. Die Häuser haben noch ihre schönen, tiefen Dachkapuzen und die sauberen Balkenzeichnungen an den Fronten. Der Abend kommt still ins Dorf gegangen, wie ein Stammgast, der hier regelmäßig einkehrt. Den zarten Mond hat er mitgebracht, in dessen schwachen Schimmer wir aufbrechen, der alte Wächter und ich. Er will mich ein Stück zur Bahn begleiten. Er geht an meiner Seite mit schweren, genagelten Stiefeln, schnell wie ich, obwohl er so viel älter ist. Bis vier Uhr morgens wandert er wachsam durch die Gegend. Jede Nacht, jede Nacht. Seit vielen Jahren. Einer seiner Söhne

ist im Krieg gefallen. Über Nacht kann's kalt werden. Warm ist es schon eine Weile. Regnen tut's viel. Fremde kommen manchmal ins Dorf. Bleiben nicht lange. Stammen aber aus aller Welt. Manchmal sogar aus Amerika. Das sind so unsere Gespräche. Es ist ein schöner, alter Mann, mit sauberen, hellen Augen. Seine Hand ist trocken, breit und stark. Die Welt wird sehr einfach, da ich ihn ansehe und seine einfachen Aussprüche höre. Hier ist Ströbeck, das Schachdorf. Hierher bin ich gekommen, ein Fremder, wie manche anderen Fremden. Ich habe den Turm gesehen, bin im Wirtshaus gesessen, habe mit den repräsentativen Herren der Gemeinde getrunken und gesprochen. Nun fahre ich wieder weg. Er, der Alte, bleibt natürlich hier. Auch andere Fremde wollen noch von ihm begleitet sein. Er ist einfach wie dieser Weg, den wir gehn, wie der Mond, wie die Äcker zu beiden Seiten des Wegs. Der Tod war schon in seinem Leben, ein Sohn ist gefallen. Er steht da, und das Schicksal weht über ihn hin wie ein Wind über eine Wiese. Er ist ein Mensch, wie die Erde Erde ist und der Baum ein Baum. Hier an der Kreuzung bleibt er stehn. Er will umkehren, jetzt ist keine Gefahr mehr, daß ich den Weg verfehle. Also geben wir uns die Hand. »Gute Fahrt!« sagt er, und ich weiß, daß wir uns nie wiedersehen werden. »Auf Wiedersehen!« sage ich, wie um es zu beschwören. Es ist in der Tat eher eine Beschwörungsformel als ein Gruß. Ich bin in seinem Schutz bis hierher gegangen, wie man im Schatten eines Baumes geruht hat. So viele Bäume stehn in der Welt, so viele Wächter sind in den Dörfern! Leben Sie wohl, alter Baum!
Da ich den Bahnhof erreiche – er besteht lediglich aus einer kleinen Amtsstube mit eisernem Ofen und Telegraphenapparat –, ist es noch eine halbe Stunde bis zum Zug. Ein Eisenbahner hat drüben, jenseits des Dammes, ein Häuschen. Wir gehen hinüber. Wir trinken Bier, sitzen in einer kleinen, warmen Stube, bei einer Petroleumlampe, Rundbrenner. Auf dem Sofa eine Unzahl gestickter, gestrickter Kissen. Kätzchen sind da, ein junger Hund. Sprüche an der Wand, Aschenbecher als Nippes. Die Frau hat alle die Kissen verfertigt, in der großen Einsamkeit macht man derlei. Die Tage sind lang, das Leben ist lang. Wir werden bald Krieg haben, meint der Mann. 1932, ein Wahrsager hat einen Vortrag gehalten, im Blatt hat's gestanden. So geht es nicht weiter. Der Mann ist Kriegskamerad, wir haben ein paar Erinnerungen. Er wird noch einmal gehen, ganz selbstverständlich, wie er gegangen ist. Wie kommt es? Weil es so nicht weitergeht? Wahrscheinlich,

weil es nicht so weitergeht! Die Welt ist nicht mehr so einfach wie früher, da ich dem alten Wächter die Hand gab.
Nein, lieber Freund, es ist nicht einfach! Der Beamte ist nicht der einzige, der mir gesagt hat, daß es so nicht weitergehe. Wie kommt es, daß so viele Menschen von öffentlichen Dingen sprechen und nicht von privaten? Sie sind identisch geworden, die Sorgen der Welt sind eingedrungen in die Häuser, in die Hirne, in die Herzen der einzelnen. Und weil die gewählten und beamteten Verwalter des Landes und der öffentlichen Angelegenheit versagen, verläßt man sich nicht auf sie, und jeder kleine Mann im Lande ist winzig und hilflos preisgegeben den Stürmen der Welt. Und er fühlt auf seinen schwachen Schultern die schweren historischen Schicksale. Er hat kein privates Leben mehr, die einzige Form des Lebens überhaupt. Und den großen Sorgen ist er nicht gewachsen. Sie kommen stürmisch daher und reißen ihm das Dach seiner Hütte weg. Ihre Verworrenheit bringt ihm Verwirrung. »Es geht so nicht weiter«, ist die banale, läppische Formel für ein großes Unglück. Man kann nichts anderes sagen. Man überzeugt gewissermaßen den Gang der Welt, daß er falsch ist, indem man es ihm möglichst oft vorhält. Kann man ihn auch verändern?
Das nächstemal, lieber Freund, werde ich Ihnen mehr von der »Wirtschaft« zu berichten versuchen. Inzwischen bin ich Ihr getreuer

Joseph Roth

Frankfurter Zeitung, 4. 1. 1931

1931

KLEINE POLNISCHE STATION

Die kleine Station lag eine gute halbe Stunde von der Ortschaft entfernt, deren Namen sie trug, lediglich durch drei Schienenstränge mit der großen Welt verbunden und von dieser gleichsam vergessen. Weiß und niedrig, mit kleinen, vergitterten Fenstervierecken, hinter denen gescheckte Nelken, Levkojen und Geranien gefangen zu sein und dennoch eine freundliche Zufriedenheit zu behalten schienen, erinnerte die Station eher an eine Art begüterter Hütte als an ein Amtsgebäude, und der friedliche Rauch, der Sommer und Winter, an Vor- und Nachmittagen aus ihren zwei weißen Schornsteinen, bald grau, bald bläulich und bald violett, gegen den Himmel stieg, war wie ein stummes, gütiges, grüßendes Signal des Privaten, des Menschlichen, des Häuslichen, ja des Dörflichen. Dieser Rauch, geboren in geheizten Öfen und in brennenden Kochherden, war ein sehr entfernter, fast feindlich entfernter Verwandter der gelblichgrauen, dicken und wilden Schwaden, die vorne, an der amtlichen Front der Station, den Lokomotiven entströmten, ungebärdig und elementar. Schon aus der Ferne unterschieden sich beide Raucharten voneinander, auf den ersten Blick, der zahme von dem wilden; die Verwandtschaft zwischen beiden war keine nähere als etwa zwischen Katze und Panther. Ja, auch ihr Geruch war verschieden. Und stand man am Anfang der breiten und geraden Landstraße, die unmittelbar zum Bahnhof führte, so sah man die Verschiedenheit der Rauchfahnen und roch sie, bei günstigem Wind. Man sah auch den weißlichen Schimmer der Station wie den hellen, vielversprechenden Gruß der Ferne, deren Vertreterin sie war. Ihre schmale, allerdings zweiflügelige, braune Tür war niemals verschlossen, aber auch niemals offen. Sie fiel immer zu, aber nicht ins Schloß. Sie kreischte ein bißchen, bei jedem Gaste, mancher, dessen Hände mit Gepäck beladen waren, stieß sie mit dem Fuß auf, man sah die Spuren vieler Füße am unteren Drittel ihrer hölzernen, runden, doppelt gekerbten Leiste. Niemand bediente sich der matt schimmernden, metallenen Klinke. Rechts vom Eingang lag der Schalter, und vor dem Schalter die große Waage für schwere Lasten. Gepäckträger mit gelblichweißen Schürzen aus grobem Sackleinen saßen oft auf ihrer geräumigen Tragfläche, mit gespreizten Beinen, die blauen Mützen auf das linke Ohr geschoben. Sie drehten Zigaretten und kauten Sonnenblu-

menkerne und verschlossen ringsum die schmalen schwarz-grauen Schalen, die an Hunderte, Tausende ausgerissener Käferflügel erinnerten. Einmal täglich, am Vormittag, ging ein Zug ab, einmal täglich, am Nachmittag, kam einer an. Dennoch schien der Schalter immer belagert zu sein, von schwarzen jüdischen Handelsleuten, die expedierten und transportierten, hin- und herfuhren, und der Kassier schien den ganzen Tag Dienst zu machen. Der blaue Portier war dick, blond, mit wehenden goldenen Schnurrbartenden, am fettigen Riemen eine zauberhafte Handglocke, mit der er dreimal läutete, vor Abgang des Zuges. Manche, die er nicht leiden mochte, ließ er nicht auf den Bahnsteig, auch wenn sie Angehörige begleiteten. Den größten Teil des Tages saß er neben dem kleinen Büfett im Wartesaal, las eine Zeitung und trank Tee, in der Linken kleine Stückchen Zucker, die er genäschig und gleichsam kokett unter den buschigen Schnurrbart in den großen Mund steckte. Dann knöpfte er den unteren Teil seines Uniformrockes auf und zeigte seine Weste. Ringsum an den hölzernen Tischen saßen und schliefen Bäuerinnen in rötlichen, gelbgeblümten und in weißen, rotbestickten Kopftüchern, um den Zug, der erst in drei Stunden ging, nicht zu versäumen. Man hörte, abwechselnd und durcheinander, die breiten, heiseren Sirenen vorüberfahrender und verschobener Lokomotiven und aus dem Geflügelhof des Herrn Stationsvorstandes hinter dem Hause und neben dem Gemüsegarten Gänse schnattern und Hähne trompeten. Manchmal, im Sommer, wenn die Türen offen standen, konnte es auch einem Huhn einfallen, aus dem privaten Bezirk der Station in deren öffentlichen einzutreten, um dann hastig und mit entsetzlichem Gekreisch vor den schrecklich jagenden, ausgebreiteten Armen des Portiers davonzuflattern. Manchmal roch man auch durch den Dunst der Kohle den scharfen, süßlichen Dung von den Feldern, den feuchten Regenduft des Tangs aus den nahen Sümpfen, man hörte, schon im Zuge sitzend, ein fernes Sirren der Sensen, ein Wiehern der Pferde, ein Grunzen der Schweine und das Blöken des Hornviehs, den Gesang eines Hirtenbuben, rhythmisches Quaken der Frösche und das schleifende Wispern der Grillen. Eingebettet in die Geräusche des Ländlichen waren die Rufe des Zugverkehrs, der Technik, der großen, weiten, entfernten Welt, die schwarz-gelben Sonnenblumen standen hinter dem dunkelgrünen Zaun und blickten mit breiten, sonnigen Gesichtern auf den Glanz der Schienen und das dunkle Eisen der Waggons, dahinter wartete, langsam wachsend, geduldig der junge Holun-

derstrauch, und die strohblonden Kinder der Eisenbahner spielten Murmeln mit dem Schotter, den jede Woche die Bahnwärter zwischen die grasbewachsenen Schienen streuten. Im Winter flackerte das Feuer im breiten Ofen des Wartesaals, Bauern standen davor und rieben sich die Hände, draußen warteten die Schlitten, und aus den Nüstern der Pferde stieg der graue Atem in die weiße Luft. Flach durch die flache Landschaft zogen sich die Schienen. Noch ein wenig tiefer lag die Station. Vom Fenster des Zuges sah man ihr Dach, Weißblech, manchmal rotgestrichen und hie und da mit Schindeln ausgebessert.
Überall wuchs es und sproßte, gebar sich etwas neu, winzig und einfach, gütig und fromm. Nur die hellen, gläsernen, harten und hurtigen, dichten und kichernden Klingelsignale hämmerten wie die Grüße der eilfertigen Welt in diese ländliche Stille, von Station zu Station, die überall gleich, helle Schwestern, verstreut waren in der unendlichen Fläche des Landes, das blühte und schlief, schlief und blühte. –

Frankfurter Zeitung, 22. 2. 1931

DER MOTORRADFAHRER

Sein Kopf gleicht einem bebrillten Fußball; sein Oberkörper einem viereckigen Lederkissen; seine Beine sind mechanische Hebel in Gamaschen; seine Füße Imitationen menschlicher Füße, vielleicht gar lediglich hohle Stiefel. Die ganze Erscheinung des Motorradfahrers ist, ohne Motorrad, ein Spuk; auf dem Motorrad ein erklärbarer, fast selbstverständlicher Spuk. Am wahrscheinlichsten wirkt der Motorradfahrer, wenn er in unmeßbarer Geschwindigkeit dahergerast kommt, knatternd, rauchend, dampfend, knallend, in dumpf zischendem Grollen, ein horizontal gleitender Donnerkeil aus Leder, Gummi und Stahl, aus unbekannten Fernen abgeschossen gegen ein unvorstellbares Ziel. Denn es ist unglaubhaft, daß ein Motorradfahrer jemals innehalten könnte. Sooft einer in meiner Nähe einschlägt, ist es ein Wunder. Steigt er gar ab und beweist, daß er sich fortbewegen kann wie ein menschenähnliches Wesen, so ist es, wie wenn eine Granate spazierenginge; und ich werde an die Trickzeichnungen im Kino gemahnt, wo Milchflaschen tanzen und Kasserollen lächeln.

Unterdessen steht das Motorrad am Rand des Bürgersteigs. Ohne den Fahrer sieht es beinahe menschlich aus, das heißt: Man könnte es – unvoreingenommen – für eine menschliche Erfindung halten. Es ist sogar zahmer als ein gewöhnliches Fahrrad, das niemals stehen kann und immer Miene macht, von selbst davonzugleiten oder sich hinzulegen wie ein müdes Stahlroß. Dagegen ist ein stehendes Motorrad etwas Solides, auf kreisrunden Fundamenten Ruhendes, sozusagen auf Rädern. Im Grunde scheint es auch zur Standhaftigkeit zu neigen, nicht zur Beweglichkeit! Denn wie oft erlebt man es, daß der Fahrer, um es aus der elefantenhaften Ruhe zu bringen, zuerst einen grauenhaften Lärm entfacht, fünf, zehn, fünfzehn Minuten lang: vergeblich. Das Motorrad, einmal hingestellt, will nicht von der Stelle. Der Fahrer setzt dreimal an. Seine hohen Stiefel schweben erwartungsvoll über dem Boden. Was er an Gesicht besitzt, ist bereits gespannt von dem Wind, den er erst zu erzeugen hat. Es knattert und knallt. Es raucht und stinkt. Aber es bewegt sich nicht.

Nun, da man es am allerwenigsten erwartet hätte, fährt das Motorrad plötzlich los, verschwindet vor meinen Augen, nach klassisch-göttlichem Muster, in einer Wolke und rast, ein Unheil, mit dem Fahrer dem Unheil entgegen. Weit und breit ist es ganz still geworden. Die Vögel schweigen. Tier und Mensch halten den Atem an. Die Welt ist einen Augenblick erstarrt, wie nach einer Katastrophe. Ein Hund steht da, mit eingeklemmtem Schweif und zitternden Flanken. Abbild der erschreckten Natur.

Man hört jedoch, daß die Motorräder von Tag zu Tag besser werden und lautloser und daß es ein Genuß ist, auf ihnen zu sitzen. Alle Fahrer, die mir persönlich bekannt sind, sagen es, sooft sie stehenbleiben dürfen. Das freut uns alle.

Frankfurter Zeitung, 30. 3. 1931

DER TENNISMEISTER

Er allein kennt das merkwürdige Geheimnis, wie man auf eine elegante Art schwitzt. Ja, er adelt, könnte man sagen, den Schweiß (wie andere durch den Schweiß geadelt werden). In winzigen, kostbaren, beinahe gezählten Perlen, die keine Metaphern mehr sind, tritt er auf die gebräunte, edle, faltenlose Stirn des Tennisspielers. Auch das blütenweiße Hemd ist in der Gegend der Achselhöhle sichtlich durchnäßt, aber gleichsam von einer soignierten Feuchtigkeit. Edle Ausdünstung eines edlen Körpers, vergleichbar nur noch der eines rassigen Rosses! Ganz in Weiß, auf flachen, leichten, fast geflügelten, absatzlosen Leinenschuhen, den Kragen offen, Hals und Brustansatz preisgegeben dem fächelnden Wind, barhäuptig und von einer Frisur geziert, die sich bei keiner Anstrengung verändert, obwohl sie aus Haaren gebildet ist, schwebend, hüpfend, tänzelnd und nur flüchtig rastend, den Schläger in der Hand, wie ein Schild, eine Waffe, ein gespanntes Netz und eine ovale Schwinge: gleicht der Tennisspieler einem riesigen Kohlweißling, der sich von Gummibällen nährt und auf Asphaltflächen gezüchtet wird. Verläßt er seinen heimatlichen Boden und geht mit müden Gelenken, mit flatternden Hosen durch die schattige Allee, dem erfrischenden Freibad entgegen, so hat er etwas von einem heiteren Selbstmörder, der sich aus purer, weißer, sonniger Sorglosigkeit ins Wasser stürzen will. An seiner Rückkehr könnte gezweifelt werden. Einen warmen, buntgewürfelten langen Schal hat er um den Hals geschlungen, leichtsinnig scheinbar, aber in Wirklichkeit aus berechneter Sorge um die Gesundheit. So schützt sich ein Halbgott vor Erkältung. Man hält's für eine Laune, aber es ist Ernst.

Alle Damen lieben den Tennismeister. Sie werfen ihm gerne ihre kleinen Bällchen zu, er fängt alle anmutig auf und wirft sie zurück, ein stetes Lächeln, wie eine süße Klammer zwischen den roten geöffneten Lippen, um das schimmernde Emailgitter der Zähne sichtbar zu lassen. Dieser Mund sollte essen können? Es scheint unmöglich! Ein Werkzeug des Lächelns ist er lediglich. Auch das Küssen dürfte ihm schwerfallen, weil es ein Schließen der Lippen voraussetzt. Ein Plaudern bringt er gelegentlich hervor, und auch das ist nur ein akustisches Lächeln. So stark ist es, daß es ansteckend wirkt wie ein Gähnen -- und selbst ich muß lächeln, wenn ich den Tennismeister sehe. Ja, ich lächle

und schäme mich, möchte die Hand vor den Mund halten und mein Lächeln verbergen, wenn es üblich wäre, derartiges zu tun. Aber es ist erlaubt, in Gesellschaft zu lächeln – und täte man es auch so schamlos wie ich. Neben dem Tennismeister sehe ich aus wie eine Karikatur. Man scheint es bereits bemerkt zu haben.

Frankfurter Zeitung, 16. 4. 1931

BRIEF AN EINE SCHÖNE FRAU IM LANGEN KLEID

Liebe, sehr verehrte und schöne Frau,
gestern abend, im Hause des Herrn M., habe ich es unterlassen müssen, Ihnen zu sagen, daß unser Wiedersehen genau auf den Tag nach vier Jahren stattfindet. Man merkt sich die Begegnungen mit einer schönen Frau, aber man erinnert eine schöne Frau nicht daran, daß man sie bereits vor vier Jahren gesehn hat. Dieser Zeitraum, in dem ich älter geworden bin, hat Sie zwar verjüngt; und ich hätte Ihnen sagen können: »Gnädige Frau, Sie sind in den vier Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, um acht jünger geworden!« – Allein, schon das Aussprechen exakter Zahlen im Angesichte der Schönheit, die zeitlos erscheint, ist lächerlich und plump und verwandelt ein Kompliment, das eine höhere, dichterische Wahrheit ist, in eine gewöhnliche Wahrheit, die Schwester der Aufrichtigkeit, die Cousine der Grobheit. Verzeihen Sie mir, daß ich zu schreiben wage, was ich nicht habe sagen können. Dieser Brief hat die etwas vermessene Absicht, über das Private hinwegzugehen, und erhebt Anspruch auf ein allgemeines Interesse. Findet er dieses, so werde ich zufrieden sein; findet er aber das Ihrige, so werde ich mich glücklich schätzen.
Vor vier Jahren also trugen Sie, schöne Frau, ein schönes Kleid. Es war kurz, wie alle Kleider damals, aber es enthüllte einen ungewöhnlichen, ja außergewöhnlichen Teil körperlicher Schönheit: Knöchel, Bein, Waden – das öffentliche Interesse erfordert anatomische Genauigkeit – von tadelloser Gesundheit und rührender Zartheit. Ich war glücklich, so viel sehen zu dürfen. Ich bin Ihnen für die Gewißheit, die vier Jahre zurückliegt, sehr dankbar. Aber für die ahnungsvolle Erinnerung von gestern und für die reizvolle Unsicherheit, meine Erinnerung könnte

weit hinter der wirklichen Schönheit zurückgeblieben sein, bleibe ich Ihnen noch viel dankbarer. Ich gestehe, daß mir die verborgenen Wunder lieber sind als die offenbarten. Schelten Sie mich einen »Reaktionär«? Sie hätten recht! Denn die Jahre, in denen sie ohne Zweifel jünger werden, machen mich älter. Ich werde müde und immer gewisser der Tatsache, daß die menschlichen Eigenschaften, die wesentlichen, unveränderlich bleiben. Ja, ich fange an, den jugendlichen Optimismus zu hassen, mit dem ich selbst einmal – in jener Zeit, in der Sie älter werden als heute – eine Veränderung eines armseligen Menschen in einen reicheren, freieren und sozusagen bessern zu erkämpfen entschlossen war. Damals war ich überzeugt, daß Ihre ungewöhnliche Schönheit Sie keinesfalls hindern dürfe, das aktive Wahlrecht auszuüben, dem passiven zu erliegen, Staatsanwalt zu werden, Verteidiger, Universitätsprofessor, Reichspräsident, allgemein gesagt: jene Hosen zu tragen, die unser Geschlecht – das männliche – seit etwa zweihundert Jahren lächerlich machen. Heute aber beginne ich zu fürchten, daß Ihre Schönheit leiden könnte, wenn Sie zu den Urnen gehn, in denen sich die Lose der Mehrheiten und der Minderheiten, bis zur Unkenntlichkeit einander ähnlich und nur aus Gründen der Nomenklatur nicht verwechselbar, mit Recht mischen; wenn Sie jenes Wort ergreifen, das uns Männern seit Hunderten von Jahren leider nicht entzogen wird, wenn Sie die Gasmaske anlegen, mit der wir in den stinkenden Karneval des Krieges gezogen sind; wenn Sie den Stahlhelm aufstülpen, der unser Gehirn nicht genügend schützt, wohl aber zudeckt; auch wenn Sie die (entwurzelte) Friedenspalme schwenken; wenn Sie einen Schritt in die Öffentlichkeit tun oder gar in ihre Mitte treten, wo wir unsere Unfähigkeit, ein Privatleben zu führen, durch ein Programm schon so lange zu verhüllen suchen; kurz: wenn Sie Politik machen, Industrie, öffentliche Wohltätigkeit, öffentliche Meinung. Es gibt leider so viele Frauen ohne Schönheit: Überlassen Sie, schöne Frau, ihnen alle öffentlichen Angelegenheiten, die kurzen, praktischen Kleider, in denen man die langen Fortschritte machen kann, und jene Gattung von Selbständigkeit, die in einem zu verdächtigen Ausmaß betriebsam ist, als daß sie mit der wahren Unabhängigkeit identisch sein könnte. Und: wollen Sie justament sich gefährden (aber Sie gefährden sich damit gar nicht), so trachten Sie lieber, Kinder zu bekommen, damit Ihre Schönheit Erben finde und dieser Welt noch lange erhalten bleibe. Hören Sie nicht auf jene praktischen Ratgeber,

die das lange Kleid mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit, Autobusdächer zu erklettern, zu desavouieren versuchen. Sie haben Geld genug (Ihr Mann verdient mehr, als er zugibt), um Kinder zu erziehen und in Autos zu fahren. Sie sind so schön, daß jeder Pilot – es sind meist junge Männer, gnädige Frau – Sie gerne in den Aeroplan heben wird, wenn Sie Lust haben zu fliegen. Behalten Sie die langen Kleider, schöne Frau! Sie entziehen uns Ihre Schönheit nicht, Sie verhüllen sie nur! Sie verhelfen diesem hygienischen Geschlecht der Männer von heute, dank denen die Lust zu einem Trainingshindernis degradiert und die Phantasie in einen Gesundheitsfehler verwandelt wurde, vielleicht wieder zu jener gelästerten, aber produktiven Romantik, die wirklicher ist als ein Börsenbericht, aufregender als ein Fußballmatch, weiser als die Erfindung des Radios, eine noch schnellere und zuverlässigere Methode, Beziehung zu dieser ganzen Welt zu gewinnen und noch eine besondere zur anderen.

Ich weiß, schöne Frau! Sie »denken sozial«. Wer von euch Reichen täte es heute nicht? Sie haben Geld – und auch etwas Herz. Und wenn es Ihnen auch gelingt, dieses manchmal zu verleugnen, so können Sie jenes doch nicht ohne Beschämung und Gewissensbisse ausgeben. Ihr Mann ist mit großen Ersparnissen an der Krise beteiligt und hat also eine moralische Entschuldigung. Sie besuchen radikale Theater und Vorstellungen, lassen sich radikale Gesinnungen sympathisch werden, haben eine vage Vorstellung vom Grabmal Lenins in Moskau, halten die Demokratie für verloren, die katholische Kirche – trotz einer gewissen Schwäche für Weihrauch und dem verdrängten Bedürfnis zu beichten – für eine schädliche Macht, Gandhi für einen Heiligen, die Kolonialvölker für die kommenden, berechtigten Beherrscher Europas von außerordentlicher erotischer Beziehungskraft, sind mit einem Wort: die Dame einer aufgelösten Gesellschaft, die noch Macht genug ist, sich skeptisch zu betrachten, ohne untergehen zu müssen. Deshalb tragen Sie selbst – kleine Wirkung großer Ursachen – mit nicht ganz sauberem Gewissen das lange Kleid. Sie denken mit Recht an die vielen Frauen, die schön sein könnten (nicht wie Sie, aber immerhin schön) und die arbeiten müssen, auf Autobusdächer klettern, in Fabriken stehen und kein Geld haben für den Meter Crêpe de Chine mehr, der ihre ebenfalls schönen Waden und Fesseln so reizvoll verhüllen könnte. Auch ich, ein Reaktionär, der allerdings ein Proletarier ist und der die Solidarität mit den Armen um keinen Preis aufgibt – und besonders

nicht mit der Schönheit unter den Armen – : Auch ich sehe das lange Kleid als ein Hindernis meiner schönen Genossinnen der Armut und des Willens, gut zu leben. Aber vielleicht ereignet es sich einmal, daß auch kleine Ursachen größere Wirkungen erzeugen – und somit wäre zum erstenmal in der Welt ein Sprichwort wahr geworden. Vielleicht erzieht das lange Kleid auch die arbeitende Frau zu der Einsicht, daß sie mehr Geld verdienen muß und nicht weniger als der Mann; daß sie die Würde der Schönheit zu tragen verpflichtet ist und nicht nur die Bürde der Selbständigkeit; daß sie nicht wetteifern muß, in den traditionellen Schwächen des Mannes, sondern vielmehr sie ihm verzeihen; daß sie als Stenotypistin, Generalin, Übersetzerin, Künstlerin, Arbeiterin, Schaffnerin, Gasmaskenträgerin erniedrigt ist, wie etwa ein Feld, das Korn tragen könnte, mit Rüben besät wird; daß ihre Schönheit produktiv ist und ihre Hand und ihr Gehirn nur infolge eines Weltuntergangs oder Erneuerungsgesetzes zur Produktivität mißbraucht werden. Ich habe nicht die Macht und nicht das Recht, schöne Frau, Ihre lockere Beziehung zum Buddhismus als eine Ratlosigkeit zu bezeichnen. Aber vielleicht darf ein proletarischer Reaktionär wie ich Ihnen wenigstens den Rat geben, so zu bleiben, wie Sie gestern in der Gesellschaft bei Herrn M. waren, und nicht wieder so zu werden, wie ich Sie vor vier Jahren gesehen habe: nämlich eine Frau, die ihre Schultern gerade trägt und ihre Brust als besondere Gnade; nicht die Schultern gebeugt und die Brust als ein reduziertes Verkehrshindernis; die so sicher ist ihrer schönen Beine, daß diese sich den Luxus erlauben dürfen (den einträglichen übrigens), nicht gesehen zu werden; die so schreiten kann, daß sie weder marschieren noch trippeln muß; die eine Künstlerin der Freude ist und eine Gebärerin und Amme auch. Bleiben Sie so, schöne Frau! Und lächeln Sie nicht, ein Buch über die Weltrevolution in der Hand und im Ohr noch die Parole Ihrer Partei, über diesen Brief Ihres sehr ergebenen, Ihnen wie der Romantik ewig treuen Roth.

Frankfurter Zeitung, 26. 4. 1931

Kleine Reise

EINLEITUNG

Ich nehme das Buch eines russischen Schriftstellers auf die Reise, der sich durch seine kluge Skepsis einen beachtenswerten Namen gemacht hat und dessen Neigungen zu hurtiger, aber hellsichtiger Abschätzung der Dinge mir bekannt sind. Auch er fuhr vor kurzer Zeit durch Deutschland. Er versteht es, in witzigen Formulierungen den Teil der Gegenstände zu treffen, der das Gelächter herausfordert und wohl auch verdient. Leider sind viele Gegenstände und Einrichtungen in Deutschland für die Art des erwähnten Schriftstellers geradezu geschaffen. Ich wollte, ich wäre er in dieser Stunde, in der ich den Zug besteige. Was ihm hierzulande auffällt und was ihn reizt, ist gewissermaßen meines Ingrimms täglich Brot, die Nahrung meines langweiligen Ärgers, das Häßliche, das meinen Haß hervorruft und das meine Liebe vergeblich zu verhüllen sucht, alles, was ich schon umsonst geschrieben habe und unter Qualen zu verdauen suche. Wie hat er es leicht, der gute Böse! Das Lächerliche ist ihm so fremd und so neu, daß er es bedenkenlos aufzeichnet. Aber mir ist es so vertraut, daß ich schon die tragische Hilflosigkeit sehe, aus der es wächst, und daß mein Wort unfähig wird, es zu fassen. Zwischen den Hymnen, gesungen von den Vereinen zur Förderung des Fremdenverkehrs, und den Satiren, die der überlegene Fremde verfaßt, liegt vielleicht Deutschland? Unsre humorlose Ordnung, unsre vergeblichen Ansätze zur Anmut, das strenge Dienstreglement unsrer Ruinen, Sehenswürdigkeiten und Museen, das verbotene Grün unsrer Rasen, die bittere Genauigkeit unsrer Fahr-, Sitz- und Gehpläne, die geschmacklose Lyrik unsrer Geschäftsanzeigen, die wichtigtuerische Betriebsamkeit im leeren Raum, die unermüdlichen Politiker in den Eisenbahnen: all das zu sehen ist leicht; aber es *nicht* zu sehen ist furchtbar schwer. Wohin reisen? Vielleicht am liebsten ohne Plan in diesem planvollen und plänereichen Vaterland! Vielleicht am sichersten ohne Ziel, in diesem Reich, in dem nichts und niemand verlorengehen kann (aber so vieles vergessen

wird). Vielleicht den Launen anheimgegeben, die hier nicht gerne gesehen, geäußert und befolgt werden! Um dieses Land zu erkennen und zu beschreiben, ohne ungerecht überlegen zu erscheinen, brauche ich Jahre an Zeit und Berge von Papier. Wo hält mein Zug zuerst? – In Magdeburg! Begraben wir die Ironie, um dort aussteigen zu können! Auf nach Magdeburg!

Dem russischen Satiriker war die Vorstellung, die er von dieser Stadt hatte, so hinreißend unangenehm, daß er sich kaum eine Viertelstunde in ihr aufhielt, unter ausdrücklichem Hinweis auf ihre Unerträglichkeit. Wie wird es mir dort ergehen? Es ist gewiß eine echte mitteldeutsche Stadt, Fleiß, Langeweile und viele Radfahrer zeichnen sie aus, das Odol (oder Kukirol), sagte man mir, sei dort erfunden worden, es ist die Geburtsstadt der Frau Courths-Mahler und, offenbar um sie auszugleichen, Georg Kaisers, die Stadt, in der das Reichsbanner gegründet wurde, aber auch der Stahlhelm. Ein gewisser Hang zur Gerechtigkeit mag in diesen Zufällen von andern leichtfertigeren Beobachtern gefunden werden.

Kölnische Zeitung, 3. 5. 1931

BLICK NACH MAGDEBURG

Ich komme vor Mitternacht an. Ich wußte, daß es regnen würde, es regnete wirklich. Dünn, dauerhaft, stilvoll. Durch die verhängten Fenster der Kaffeehäuser strömten gelbliches Licht, gedämpfter Paukenschlag und Tschinellenklang. Mit einer kühnen Entschlossenheit, die bei einem echten Seesturm angebracht gewesen wäre, verließen manche Gäste die Konditoreien. Das verschwenderische Licht der silbernen Bogenlampen in der leeren Straße wies gleichsam mehr dem Regen als ihnen den Weg. Alte Fassaden wirkten rührend zwischen der allzu betonten Sachlichkeit neuer Häuser, und alte Straßennamen boten mir, der ich sie nie gehört hatte, dennoch einen heimischen Klang. Nicht zu leugnen, daß diese Stadt mich rührte, bevor sie noch anfing, mir zu mißfallen. Wie nachsichtig wird man mit zunehmenden Jahren! Je mehr man wahrnimmt, desto weniger traut man seinen Sinnen. Hinter dem sinnlichen Eindruck, den die Dinge hergeben, vermutet man eine

geheime, verborgene Wahrheit, die man zu verletzen fürchtet. Niemand ist so behutsam wie ein reiferer Spötter, besonders wenn er die Empfindlichkeit der Fremdenverkehrsvereine und der örtlichen Zeitungen kennt. Sie dementieren alles, sogar Eindrücke! Seien wir versöhnlich! In meiner Erinnerung – Wochen sind seit meinem Besuch in Magdeburg vergangen – hat es einen wehmütigen Schimmer, ich will ihn nicht missen...

Der Breite Weg ist Magdeburgs Hauptstraße. Der Name erhält sich unverändert seit langer Zeit. Seine schlichte (aber auch selbstbewußte) Beständigkeit scheint mir für den guten Geschmack der Magdeburger Bewohner zu zeugen. Andre Städte hätten ihrer repräsentativen Straße vielleicht längst einen klangvolleren Namen gegeben. Ich mag in dieser einfachen Unwandelbarkeit einen Sinn für Geschichtlichkeit und Überlieferung sehen. Es gibt in deutschen Städten wenig Straßen, in denen sich der Charakter einer geschichtlichen »Verkehrsader« dermaßen sichtbar erhalten hätte. Immerhin scheint gegen die alte Treue der neue Eifer einer modernen baukünstlerischen Unsicherheit zu kämpfen, und der Ehrgeiz jener »neuen Sachlichkeit«, die keinen Ort, keine Bewegung, keinen Verein, keine Gemeinschaft in Deutschland ruhen läßt, unterbricht die ehrlichen Gesichter der erhaltenen Fassaden durch eine gewollte, kühne Kälte, eine glatte, sachliche, unangenehm betonte Gesinnung aus Beton. In dieser überdeutlichen Zweckmäßigkeit moderner Häuserkasten, ihrer breiten Fenster und flachen Dächer, der grausamen Absicht, Raum, Licht und Luft auszunutzen, Geld zu sparen und die Gesundheit von Mensch, Vieh und Maschine unerbittlich zu fördern, lebt der ganze Verbesserer- und Züchterhochmut dieser Zeit, die nicht aufhören kann, sich »kundzugeben«; und der hastige Ehrgeiz der kleinern Städte, die aus Angst, sie könnten hinter der Zeit zurückbleiben, sich beeilen, sie vorwegzunehmen, sie in ein Tempo zu verwandeln und ihre besten baukünstlerischen Tugenden zu verpatzen. Vor dem alten und in wirklicher Schönheit ehrwürdigen Dom, um den ein edler, stiller und ehrfürchtiger Platz seinen dunkelgrünen Kreis zieht, lagert das Reichsbankgebäude, ein schauderhaftes Muster neuzeitlicher Kasematten- und Fabrikkultur, eine steinerne Ohrfeige, hingehauen zu Füßen des Gotteshauses. Nun geht man daran, ein paar Bäume, die im Schatten des Doms ihre eignen Schatten spendeten, abzuholzen. Ich könnte wetten, daß von heute in zehn Jahren die Liebe zum Wolkenkratzer und Steinbaukasten den Platz um

den Dom und diesen selbst vernichtet haben wird. Dann wird auch das schöne Kaffeehaus am Platz, das Café Dom, geheiligter Tempel uralter Schachspieler, in dem ein verewigter Zigarrenrauch Decke, Säulen und Wände zauberhaft umdämmert, in einen modernen, »wirklich großstädtischen Betrieb« verwandelt sein aus Linoleum, Glas und verchromtem Metall, eine jener Hinrichtungsstätten mit Tanzmusik, die heutzutage Gaststätten heißen.

Das kleine Heft, in dem die Magdeburger »Stadthalle« beschrieben und erläutert wird, leitet ein Vorwort des Magdeburger Bürgermeisters ein, der meint: »Man muß sie lieben, die Magdeburger Stadthalle, wenn man sie erst einmal kennenlernte!«

Man soll einen Oberbürgermeister nicht unerbittlich beim Wort nehmen. Aber die immerhin beschränkten Möglichkeiten des menschlichen Gefühls, das »Liebe« heißt, dürften die riesigen Ausmaße der Stadthalle kaum überwältigen können. Das einzige Gefühl, das ich für dieses modernste aller Bauwerke in Deutschland aufbringen kann, ist Achtung. Die Stadthalle scheint mir ein gelungener, unheimlicher Versuch, dem Demos einen Palast zu bauen; der Versuch, die *Würde der Menge* darzustellen. Jede von den kleinsten Einrichtungen im riesengroßen Haus ist darauf berechnet, die Menge nicht die menschliche Würde verlieren zu lassen. Kleiderablagen, um die man sich nicht zu drängen braucht, Ein- und Ausgänge, um die man nicht kämpfen kann, ein sparsamer Überfluß an Raum, Raum, Raum, in dem jede leise Möglichkeit einer »Panik« erstickt und untergeht: das ist: Erziehung der Masse zur Selbstbeherrschung. Edles Holz, nackt, ohne Teppiche, einfache große, blaue und rote Vorhänge aus Samt; Decken aus braunsilbernem Holz; waagerechte Lichtbänder am Podium; schimmernde Nickelbeschläge; die größte Orgel Europas (wenn nicht der Welt), mit zehntausend Pfeifen! Es ist ein Triumph der Größe, der Zahl und der Nützlichkeit. Vieles ist vorhanden, und nichts ist überflüssig. Das Praktische wird zum Würdigen erhoben, und die Würde ist dem Nützlichen zum Verwechseln ähnlich.

An diesem stillen Vormittag, an dem ich die Stadthalle durchwandere, beherrscht mich die rein sprachliche Assoziation: Widerhall und Halle, und ich höre aus dem nackten Holz das dröhnende, übertreibende Echo meiner Schritte. Wenn Tausende an fröhlichen und feierlichen Abenden diese Stiegen hinauf- und hinuntergehen, hallt es gewiß nicht so hohl, traurig und unfeierlich. Wahrscheinlich ist das Holz

ebenso still wie der Stoff der Teppiche, unter einer Voraussetzung: daß eine reichlich große Menschenmenge das Holz betritt. Nur mir, dem einzelnen, ist ein wenig nach Turnen zumut. Während ich die Stadthalle verlasse, den Dom, der ihr gegenüberliegt, betrachte, weiß ich nicht: ob ich ohne Scham vor dieser Gegenwart gestehen darf, daß ich Teppiche liebe und daß mir Holz nackt erscheint. Ich stehe auf dem sogenannten »Ausstellungsgelände«. Fast jede Stadt in Deutschland hat nunmehr solch ein Gelände, auf dem die allzu vielen Menschen, die Turniere des Handels und der Industrie, stattfinden, Grasflächen, die auf Asphaltdecken grünen, und windiges Filmgemäuer, das in Wirklichkeit ein zuverlässiges Eisengerüst im Leibe haben mag. Warum fühle ich mich dem Dom, der aus dem 14. Jahrhundert stammt, näher als der Stadthalle, die erst im Jahre 1927 fertig geworden ist? Warum? Ich weiß es nicht! Unsere Enkel, von denen der Oberbürgermeister in seinem Vorwort sagt, daß ihnen die Stadthalle zeigen werde, was Bürgertum und Tatkraft in Deutschland vermocht hätten, werden mich vielleicht besser verstehen...

Um nun von den Übermaßen, denen meine Achtung mehr gewachsen ist als mein Herz, auf jene Gegenstände zu kommen, denen ich mich liebevoll nahen kann: Die Menschen von Magdeburg scheinen mir wertvoller als ihre neuen Häuser. Ich kannte niemanden, als ich ankam, ich kannte mehrere, als ich wegfuhr. Ein Beweis für diese Stadt. Man kann nicht lange in ihr fremd bleiben. Es waren stille, kritische, heitere Menschen. Einige mit der segensreichen Neigung, die Welt zu sehen, Heimweh zu fühlen und in ihre Heimat zurückzukommen, der man einen »prosaischen Charakter« nachsagt. Sie hat gewiß engstirnige Bürger, wie jede andere Stadt. Aber sie beherbergt auch ein Häuflein unbürgerlicher Empörer. Sie kaufen in einer modernen Buchhandlung gute Literatur und veranstalten literarische Abende. Ja, es scheint mir sogar, daß diese nützliche, arbeitsame und baufreudige Stadt auch mit jener Art »Atmosphäre« begnadet ist, in der ein Heimischer wie ein Fremder vergeßlich werden und versinken kann. Die Vergangenheit nistet in den alten Häusern und weht vom Elbehafen her durch den alten Teil der Stadt. Die Menschen sind noch Kleinstädter genug, um Launen und Schrullen zu haben. Die Besten unter ihnen haben gar nicht den Ehrgeiz, Großstädter zu sein. Sie lassen sich Zeit. Die Straßenbahnen fahren er-

freulich langsam. Die Frauen sind hübsch. Und die Polizeistunden schlagen spät...

Es fällt mir manchmal ein, daß es vielleicht gut wäre, den »deutschen Menschen« zu formulieren oder ihm durch eine treffliche Formulierung zu einem »typischen« Dasein zu verhelfen. Aber das ist wohl nicht möglich. Und obwohl ich sein Vorhandensein fühle, kann ich ihn nicht umreißen. Was bleibt mir übrig, als die einzelnen zu sondern, wie mich der Zufall ihnen zuführt, aufzuzeichnen, was das Auge sieht und die Ohren hören, und die Laune in der Auswahl entscheiden zu lassen? Das einzelne treu wiedergegeben, täuscht innerhalb dieses Reichtums vielleicht am wenigsten über die Wahrheit, und das Zufällige, herausgeklaubt aus dieser Verwirrung, führt vielleicht am ehesten zu einer Ordnung. Dies und jenes habe ich gesehen; nur was sich mir einprägte, versuche ich aufzuzeichnen.

Kölnische Zeitung, 3.5.1931

BETRACHTUNGEN IN LEIPZIG

Dem erotischen Vergnügen der Messebesucher liefert die Ansichtskartenindustrie in Leipzig eine erschütternde Auswahl bunter Bilder, die den Zweck haben, daheimgebliebenen Geschäftsfreunden übersandt zu werden und einen Achtung heischenden Eindruck von der gelungenen Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen zu vermitteln. Aus diesen Ansichtskarten, deren ein gutes Dutzend vor mir liegt, während ich diese Zeilen schreibe, strömt die grauenhafte Heiterkeit längst erstorbener Formen der sogenannten Lust wie von panoptikalen, in Wachs verewigten Leichen einst berühmt gewesener Witze. Es sind die Abbildungen einer jener erotischen Schreckenskammern, die in der Brust ältlicher Lebemänner eingebaut zu sein scheinen, die phantastische Welt verkehrter »Normalitäten«, das Liebesleben in der Konfektion und die Konfektion des Liebeslebens. Es rauscht und raschelt von lauter längst entschwundenen Rüschen- und Spitzenhöschen aus den neunziger Jahren, und aus dem Moder längst vergessener Modegrüfte steigt die süßliche Koketterie schamhaft gehobener

Schöße, die einen Fußknöchel enthüllen, die gepanzerte Lüsternheit eines Mieders, das wie ein Zaun aus Fischbeinstäben weibliche Paradiese umschließt, die gelöste wellige Haartracht entquillt dem zerstörten Bauwerk der Frisur, und aus der verlogenen Schwüle des »Boudoirs« weht die Kälte erhaltener Mumien einher. Auch an derberen Einfällen fehlt es nicht. Den heimkehrenden Gatten empfängt die Frau mit eifersüchtiger Wut und mit den lebensgefährlichen Geräten der Häuslichkeit, mit Pantoffel, Schürhaken und Bügeleisen, und in mörderischer Weise marschiert der ganze überlieferte Waffenbestand der hintergangenen Monogamie auf, wie sie vor vierzig Jahren in den »Fliegenden Blättern« behandelt war. Diese Ansichtskarten sollen, wie man mir versicherte, während der Messe reißenden Absatz finden. Und da es mir schwerfällt zu glauben, daß ein rein kulturgeschichtliches Interesse ihren Vertrieb verursacht und dermaßen beschleunigt, neige ich zu der Annahme, daß ein großer Teil der Käufer, Versender und Empfänger der Ansichtskarten sich in dieser panoptikalen Liebe auslebt und keine Ahnung von dem Grad der Verkehrtheit hat, an dem seine Normalität leidet. Offenbar liefert die augenzwinkernde Seichtigkeit den Stammtischen mehr Gesprächsstoff und den Phantasien mehr Assoziationsstoff, als unsereiner ahnen kann. Offenbar ist sie der ständige, treue und geheime Begleiter der Würde, mit der die lebenswichtigen »Abschlüsse getätigt« werden.

Es ist übrigens eine echte Würde, es fehlt dem Handel in Leipzig keineswegs an einer ehrfurchtheischenden Überlieferung. Eine Stadt, die zweimal im Jahr so viele und so verschiedene Fremde empfängt, hat wohl den Anspruch auf den Namen einer Weltstadt. Verwunderlich ist nur die Beharrlichkeit, mit der sie ihren provinziellen Charakter wahrt, ihren weltberühmten Dialekt, ihren besonderen Humor, ihre besondere Art, zu essen und eine ganz bestimmte Gattung von Kleinbürgern zu erzeugen. Dabei besitzt diese Stadt die Fähigkeit, sich in den Zeiten der Messe völlig zu verwandeln, eine Art von geschäftstüchtigem Fasching zu feiern, in gutbürgerlichen sächsischen Häusern exotische Menschen aus der Levante, aus dem Ural, aus den Pyrenäen zu beherbergen und, ohne die sächsische Aussprache zu verlieren, sich mit allen glänzend zu verständigen. Ein Wunder an gastfreundlicher Verwandlungskunst und gleichzeitiger Treue zu sich selbst, eben eine besondere Art sächsischer Helligkeit. Die Messe ist das allerwichtigste Ereignis. Dennoch ruft es keine dauernden Veränderungen hervor.

Zwar kann eine anscheinend günstige Blutmischung der Rassen auf dieser Walstatt des Pelzhandels und des Vergnügens kaum ausbleiben. Ihre Erzeugnise aber assimiliert der karge Boden, dem die landschaftlichen Reize von den Bewohnern abgetrotzt werden – mit einem rührenden, genügsamen Heroismus. Hier haben nicht nur der Pelzhandel der Welt, nicht nur der Buchhandel Deutschlands ihre Zentrale, sondern zum Beispiel auch der Deutsche Keglerbund. Und der Gewichtigkeit der Messehäuser entspricht die märchenhafte Fassungskraft der Kegelbahnen, denen zu Zeiten der Turniere der hohle Donner sportlicher Erdbeben entgrollt. So strahlt der Ehrgeiz dieser Stadt nach den verschiedensten Richtungen, zielt zu lohnenden Widersprüchen. Er wehrt sich gegen den Wettbewerb Berlins und Dresdens (beide in gefährlicher Nachbarschaft), nicht ohne Erfolg, mit dem berühmten Gewandhaus, dem weltberühmten Thomanerchor, dem Reichsgericht. Es ist ein dreifaches Verdienst, dergleichen Einrichtungen zu schaffen und zu erhalten, wenn man sogar der geringsten geographischen Gunst entbehren muß und nicht einmal an einem anständigen Fluß gelegen ist, sondern an mehrern lächerlichen Flüßchen, die Parthe, Elster, Rödel und so weiter heißen. Die sumpfige und mückenreiche Niederung verwandelt sich unter den rührend rührigen Händen der Bevölkerung in sanfte Anlagen von versöhnlichem Grün. Und nicht einmal das nebelreiche Klima hindert die Stadt, einen der reichsten zoologischen Gärten der Welt zu besitzen, der die besten Löwen züchtet. Ja, der Ehrgeiz führt bis zu der paradoxen Tatsache, daß Löwen aus Sachsen nach Afrika versandt werden, nachdem sie ihre Vorbildung für ein Leben in der Wüste hierzulande genossen haben. Allerdings schafft derselbe Ehrgeiz auch das ungeheuerliche Völkerschlachtdenkmal, das Erzeugnis einer stark vaterländischen, aber in Wirklichkeit wenig deutschen Neigung zum Übermaß, das Werk einer Gesinnung, die sich selbst mit unmenschlichen Maßeinheiten mißt. Welch eine gewalttätige Sinnlosigkeit, auf einen künstlichen Hügel aus künstlichen Abfällen hingestellt, mit der Absicht, dem Betrachter Bewunderung abzuringen, aber vor lauter Größe nicht einmal imstande, sich betrachten zu lassen. Künftigen Geschlechtern sollte es eine trutzige Mahnung sein. Nun ist es das Ausflugsziel pflichtmäßig versammelter unschuldiger Schulkinder geworden, denen ein historisierender Alpdruck ins Leben mitgegeben wird. Die Zeit selbst hat dieses Denkmal ad absurdum geführt, eigne Denkmäler von größerer Wucht und eindring-

licherem Trotz errichtet: die dreizehn Schlote der Leunawerke, die Funktürme des Mitteldeutschen Senders, die Riesenkuppeln der Großmarkthalle, die zweckerfüllten und segensreichen Wettbewerber der leeren, übermenschlichen Ungröße. Ein warnendes Beispiel mehr als eine erhebende Erinnerung. Alles nutzlos Gewaltige wird bald auch in den Maßen vom Nützlichen übertroffen und sinkt auf den leeren Unwert einer reinen Merkwürdigkeit herab.
Dem privaten Baueifer Leipzigs aber nützt es wenig, abschreckende Irrtümer vor der Nase zu haben. Eben hat man einen stilwidrigen Wolkenkratzer am Augustusplatz errichtet, der seine Dachterrasse gen Himmel reckt, mit Eis-Café und Jazzmusik, alles umhegt von den riesigen Buchstaben einer Zahnpasta-Reklame, die in der Nacht beleuchtet wird. Und ein funkelnagelneues Haus in der Peterstraße zeigt über dem Eingang ein paar sinnbildliche Gestalten aus einer nicht zu erkennenden Sagenkunde und neben ihnen, in gelbem Stein, auch den Bürgermeister der Stadt und den Besitzer des Hauses, beide in der klassischen Haltung unpassend an die Fassade übergesiedelter Penaten, für die der Herd im Innern offenbar keinen Platz mehr hatte. Die Stadt ist im Begriff, auch fernerhin den Rest ihres schönen, alten Gesichts zu vernichten: allerdings nicht ohne Selbstironie, den treffenden Volkswitz der Sachsen, der die Geschmacklosigkeit zwar verhöhnt, aber nicht verhindert. Vielleicht wird auch er bald dem tiefen Ernst weichen müssen, welcher der wachsenden »allgemeinen Volksbildung« entströmt: diesen Bildungsvereinen, diesen ausgleichenden Buchgemeinschaften, diesem ganzen militärischen Kulturbetrieb, der im neuen Deutschland die »Bildung« vermittelt, aber auch verbilligt, die »Kunst« fördert, aber in ein Gewerbe verwandelt und die sogenannte »Kluft« zwischen dem Geist und dem Volk nicht vermindert, sondern nur trügerisch überbrückt... damit dann über die Brücken die humorlose, fälschlich amerikanisierte »Zwischenschicht« der Alphabeten marschiere...

Kölnische Zeitung, 10. 5. 1931

EIN FRÖHLICHER ABEND

Der Versicherung der Ankündigungen, das Programm sei »wirklich großstädtisch«, folgte die behutsame Anmerkung: »Man birst vor Lachen.« Dieser Satz, den ich oft aussprechen gehört und wohl auch selbst ausgesprochen hatte, wirkte gedruckt, schwarz auf grünem Hintergrund, doch nicht mehr wie eine übliche harmlose und gewohnte Übertreibung, sondern wie eine ungeheuerliche Drohung. Durch eine pessimistische Natur vor dem Zerbersten gefeit, betrat ich ohne Furcht das Kabarett.

Der Abend war schon vorgeschritten, ein Teil des Programms bereits erledigt und die Stimmung äußerst gedrückt. Die meisten kleinen, runden, weißgedeckten Tischchen waren besetzt; besetzt von ernsten Männern, die mit einem lächerlichen Mindestmaß von Bewegungen auskamen. In gleichmäßigen Zeitabständen führte ihre Linke die Zigarre zum Mund. Aus gespitzten Mündern bliesen sie einen gemächlichen, nachdenklichen blauen Rauch. Schwer und langsam sank die Hand mit der Zigarre auf den Schoß, und ebenso schwer und langsam hob sich die Rechte, umspannte das Glas und trug es an die Lippen. Niemand sprach ein Wort. Die spärlichen Damen, die verstreut zwischen den Herren saßen, schienen nicht mitgebracht, sondern von der Direktion des Hauses den einzelnen Tischen zugeteilt worden zu sein, wie Blumenvasen hingesetzt, der optischen Wirkung halber, als stille Zierde. Die schwarzen, großen oder die blinzelnden, kleinen Augen der Herren richteten sich immer wieder auf die Gesichter der Frauen. Es war, als löste ein bestimmtes unsichtbares Räderwerk in den männlichen Herzen jede halbe Stunde einen dünnen, unhörbaren erotischen Schlag aus, der zugleich die Kopfwendungen verursachte. Dann glitten die Augen wieder von den stummen Gesichtern der Frauen ab und richteten sich in das Nichts und in den Rauch. Ein hartes Lächeln umspannte, eine fröhliche Klammer aus Eisen, die Lippen der Damen. Dann und wann erhob sich eine, ging mit zielbewußten Schritten zur Garderobe und kam scheinbar unverändert an den Tisch, die lederne Handtasche fest unter den Arm geklemmt, als hätte man hier einen nächtlichen Überfall zu befürchten. Mit der sichern Ruhe eines Kassenboten, dem nichts zugestoßen ist, setzt sie sich wieder. Halbgeleerte Bowlengläser, die an kleine Aquarien erinnerten und in denen

tote Zitronen schwammen, standen fast vor jedem Gast. Neben der kleinen Bühne ein aufgeklappter brauner Flügel. Der Musiker, im Smoking, ein Weinglas neben sich am Boden, hatte das Profil eines harten Scherenschnitts. Er spielte mit unerbittlicher Genauigkeit neue, süße Schlager, die ihm unter den Händen herb und herber wurden. Es war Pause. Und man barst vor Lachen.
Ohne daß eine Veränderung im Saal angekündigt worden wäre, ging die Pause in den weitern Gang der Vorstellung über. Sie glitt geradezu in die Vorstellungen hinein. Der Saal blieb beleuchtet, wie bisher, in seinem gelblich-rötlichen Licht, das ein wenig an Verschwörungen in Katakomben denken ließ und auch an gemalte Abendstimmungen im Photoplastikon. Die kleine Bühne betrat ein Komiker, in grünem Frack, einem gelben, steifen Hut, engen Hosen, langen Schnabelschuhen, mit dem tänzelnden Schritt eines Menschen, der seit zwanzig Jahren entschlossen ist, komisch und unruhig zu sein, von eindringlicher Quecksilbrigkeit. Der Klavierspieler begrüßte den Komiker mit einem vollen, brausenden hymnischen Akkord; außer sich schien der Musiker beim Anblick des Humoristen zu geraten, die Füße traten das Pedal, die Hände spannten sich und liefen mit verzückt gespreizten Fingern über alle erreichbaren Tasten, und selbst der Oberkörper neigte sich, in aufgeregter Ehrfurcht, über das Klavier. Dann, während der Akkord verrauschte, der Komiker erwartungsvoll tänzelte, fühlte man, wie etwas ausblieb, ein uraltes Gesetz keine Erfüllung fand, als folgte dem Blitz kein Donner. Nach dem brausenden Akkord hätte ein Begrüßungsbeifall einsetzen müssen. Aber gar nichts rührte sich. Die kahlen Köpfe der Herren und die kurzgeschnittenen, harten Kleiderbürstchen über der Stirn blieben unbeweglich. Genauso wie früher, in der Pause, führten schwer und gemächlich die Hände Zigarren zu den Mündern. Man barst vor Lachen.
Da entschloß sich der Komiker – nicht umsonst war er einer –, das Versagen der Naturgesetze zu verwinden, und er begann mit einem sprudelnden Wortschwall einen komischen Unsinn vorzubringen, Begrüßungen sozusagen, und erprobte lustige Zauberformeln, die den Beifall beschwören sollten. Er versprach sich, verdrehte die Worte, vertauschte die Silben, verwechselte Fremdwörter, jonglierte mit Vokalen, stolperte über Konsonanten, tänzelte dabei unaufhörlich, nahm den Hut ab, setzte ihn wieder auf, lief bis zur Rampe, zog sich zurück, verlängerte den Hals und streckte mit einem gewaltigen Ruck seinen

runden Kopf weit über das Podium vor, als wollte er ihn wie eine reife Frucht dem Publikum in den Schoß werfen, kreuzte die Arme und verschlang sie so kunstvoll, daß seine Rechte an der Stelle der Linken hing und umgekehrt: alles umsonst. Das Publikum rührte sich nicht. Der Komiker blieb eine Weile still und lauschte. Als könnte er aus weit entfernten Gebieten den Beifall vernehmen, der in den nähern nicht erfolgen wollte, horchte er versunken auf die trügerischen Gehörstäuschungen aus einer andern, metaphysischen Welt oder das längst verhallte Echo alter, bereits abgelegter Beifälle in andern Städten, in andern Theatern. Vielleicht überdachte er auch sein Leben und das bittere Schicksal, das ihn von den heitern Ufern des Rheins in ein Theater dieser arbeitsamen Gegend Mitteldeutschlands verschlagen hatte, dessen Menschen vor Lachen nicht bersten wollten. Eine stille Minute verging, die eine Stunde dauerte. Dann wurde der Komiker wieder komisch. Er begann alt erprobte Anekdoten zu erzählen mit verblüffenden Pointen. Sie blieben ohne Wirkung. Und es war, als ahnte der Humorist, noch während er erzählte, daß er es vergeblich tat. Und die kleinen Pausen, die er zwischen den Geschichten einlegte, wurden immer kleiner, sie verschwanden, gingen einfach in den Anfang der neuen Geschichte über, und es war deutlich zu sehen, wie dem Humoristen der Humor verging und dem Komiker die Komik. Ja, statt den Ernst der Zuhörer zu zerstreuen, zu besiegen, zu vernichten, wurde er selbst von dem schweigsamen Ernst hingerissen, niedergerissen – und es war, als müßte er der hartnäckigen Stille der Zuhörer Beifall klatschen, ihrer meisterhaften Leistung an Langeweile. Ja, vielleicht auch sein ganzes Programm umstoßen, seinen Charakter, seine Vergangenheit verleugnen, seine Natur ernstlich wandeln, zu tänzeln aufhören, sich hinsetzen und weinen und das Publikum, das nicht lachen konnte, zu Tränen rühren. Er aber war wohl zu alteingesessen in der Komik, festgefahren in heitern Gleisen, eingeschworen auf seinen Beruf, seine Überlieferung, überzeugt von seiner Gabe. Er konnte nicht anders, auch wenn ihm die Laune verging, blieb er noch launig, Humor war sein bitteres Handwerk. Er schlug nur noch sinnbildliche Wortkapriolen, tänzelte nur noch zum Schein, ein Schein seiner selbst, ein Schatten seiner Komik, er deutete die Geschichten nur noch an, hauchte die Pointen vor sich hin, lüftete den Hut mit der geisterhaften Lebhaftigkeit eines auferstandenen Komikers, nicht mehr eines wirklichen. Man barst keineswegs vor Lachen.

Da stimmte er ein heiteres Lied an, mit Klavierbegleitung, schwang noch einmal sein Hütchen und verschwand mitten im Singen. Der Kehrreim allein tänzelte noch ein wenig über die Bühne. Der Musiker schlug wieder einen vollen Akkord. Er erschütterte den Saal. Die Aquarien zitterten leise, mit wehmütigem Klang. Man hörte das Glucksen eines Alkohols durch eine Kehle. Sonst blieb es still. Eine neue Nummer kam. Es war eine leichtfüßige Tänzerin. Die Herren hoben die Zigarren zu den Mündern, spitzten die Lippen und bliesen den graublauen Rauch in die Luft.
Und so verstrich fröhlich der Abend.

Kölnische Zeitung, 10. 5. 1931

AUSFLUG AM SONNTAG

Ich erwachte von dem wuchtigen Schlag der erzenen Glocken, die nicht von Türmen her zu schwingen schienen, sondern von den Straßenkreuzungen. Kündigten sie einen Sonntag an oder eine Gefahr? Ihr Klang weckte kein zitterndes Echo, sondern fiel wie ein schwerer Gegenstand auf schwere Gegenstände, auf Ziegelsteine und Pflaster und Dächer der Stadt. Er schlug auf, er prallte hin, er hatte nichts von der verwehenden Wehmut alter Glocken in den Lüften, sondern eher etwas von dem unerbittlichen Stampfen genagelter Riesenstiefel auf Asphalt und von dem kurz entschiedenen Donner dumpfer Böller. Das waren die Stimmen der Industrie. Der Sonntag begann.
Das Wetter war von dem unentschiedenen Charakter eines meteorologischen Berichts. Der tief bekümmerte, weil ständig bedrohte Optimismus der dünnen, großgeblümten Frauenkleider, die an eine wandelnde phantastische Pflanzenwelt aus tropischen Urwäldern der Chemie erinnerten, hatte etwas Beschwörendes. Es war in der Tat, als vermöchte er ebenso den Niederschlag der Wolken aufzuhalten, wie der Rauch aus den Schornsteinen der Fabriken, in denen die sommerlichen Konfektionsblumen erzeugt werden, imstande ist, den Himmel zu bewölken. Die Straßenbahnen, obwohl sie weniger Hindernissen begegneten, schienen dennoch heftiger zu klingeln als an gewöhnlichen Wochentagen. Es war, als fühlten sie sich verpflichtet, für die feierliche

Untätigkeit der Straßen einen hörbaren Ersatz zu liefern. Auch bewegten sie sich schneller dahin, als könnten die Ausflugsziele, denen sie entgegenglitten, ihnen selbst unversehens entgleiten. Die Gefährte, die Radfahrer und die Fußgänger waren gleichsam von der Befürchtung getrieben, der Sonntag könnte plötzlich und unausgenutzt in den Montag übergehen, seine eigene Nacht überspringen und mitten zwischen Rad und Riemen, Kontrolluhr und Kontor, Arbeitslosenamt und Stellenvermittlung münden. Es war, als gäbe es keinen Verlaß mehr in der Welt auf einen ehrlichen freien Sonntag. Es war ein gefährlicher Tag voller Drohungen. Regen, Stürme und Katastrophen warteten in ihm auf eine Entladung. Eine furchterfüllte Freiheit brachte er den Menschen. Unter ihrem grausamen Befehl rannten sie zu ihren freudigen Zielen. Ich wählte mir eins und bestieg die Bahn.
An der Endstation wartete unser ein Garten – um es gleich zu sagen: ein Naturgarten. Seine Bäume wurzelten zweifellos in dem lockern Boden, der durch eine ausgiebige Behandlung mit Ammoniak zur Fruchtbarkeit angehalten worden war. Vierundzwanzig Stämme zählte ich in meiner nähern Umgebung. Regelmäßige Wache standen sie, gewissermaßen Natursoldaten. In ihren Kronen rauschte gefährlich der Sturm. Aus den Gebeinen ihrer längst verstorbenen Vorfahren hatte man die geräumigen Tische und Bänke hergestellt. Glänzende, metallene Klammern verhinderten den kindischen Wind, mit den blauen Tischtüchern zu spielen, die sich aus schmuckhaften Sinnbildern zusammensetzten. Auf jedem Tisch schichtete sich eine ansehnlich hohe Rolle von Untertassen aus weicher, beinahe flaumiger, aber gewiß widerstandsfähiger papierner Beschaffenheit. Auch sie waren einmal Baum gewesen.
An den Tischen, auf den Bänken siedelten sich die Menschen an. Keiner von ihnen war allein. Jeder gehört jemandem, mancher sogar vielen, mehrere gehörten einem, und alle verbanden sich untereinander zu einem unentwirrbaren Gestrüpp menschlicher Beziehungen. Der Umfang der Tische, an denen sie zusammensaßen, verringerte sich beinahe zusehends, dank der wachsenden Vertraulichkeit der Beisassen, und Fremde, die einander glichen wie Zwillinge und von denen ich geglaubt hatte, sie kennten sich seit ihrer Geburt, verwuchsen zu meiner Verwunderung erst hier miteinander. Als hätte das hellgelbe Bier, das sie gemeinsam tranken, mehr verbindende Kraft als die Natur selbst, der sie wahrscheinlich ihr Leben verdankten und ihre Gleichheit; als

hätten die Tische, an denen sie sich fanden, die verschmelzende Wirkung eines gemeinsamen Mutterleibs und einer gemeinsamen Eizelle. Wie kam es, daß Brüder und Schwestern sich so lange fremd geblieben waren? Ach, sie standen in verschiedenen Fabriken, sie saßen in feindlichen Kontoren, sie drehten Räder, die einander entgegenarbeiteten.

Natürlich spielte eine Kapelle. Sie nahm einen erhöhten runden Pavillon ein, der rings umzäunt war und zu dem drei hölzerne Treppen hinanführten, gebrechliche Latten, über deren Tragfähigkeit man sich wundern durfte. Denn sie hatten die Schwere der Posaune, der Kesselpauke, des Flügelhorns und der vierzehn Herren ausgehalten, die gewiß nicht über den Zaun geklettert waren, um ihre Plätze einzunehmen, sondern wahrscheinlich auch noch mit einiger Würde, die ebenfalls von Gewicht war, die drei Stufen betreten hatten. Die Kapelle spielte sogar in ihren Pausen. Es war, als müßte sie jede Viertelstunde dieses Sonntags ausnutzen, der unendlich war und dennoch flüchtig, lang und dennoch kurz, ohne Ende scheinbar, aber ständig drohend mit plötzlichem Abbruch. Wie ein festliches Unheil befehligte er die Musik. Sie spielte. Sie rasselte. Sie schmetterte. Sie gewitterte.

Die Menschen hörten ihr auch nicht zu, sondern waren ihr ergeben wie einem Gewitter, und nur ihr Hörsinn nahm die Geräusche der Instrumente entgegen, selbständig und abgetrennt von den Resten der Persönlichkeiten. Die schmetternde, ja niederschmetternde Eindringlichkeit der Musik vermochte offenbar den tauben Gleichmut der Zuhörer nicht zu erschüttern, obwohl gewiß eine längere Pause sie unwillig gemacht hätte. Denn diese Musik gehörte zu diesem Naturgarten, zu diesem Sonntag... und gerade deshalb lauschte man ihr nicht. Erst ihre Abwesenheit hätte man bemerkt. Sie war vielleicht nötig, den Menschen, die sich ja nichts zu sagen hatten und die dennoch unaufhörlich miteinander sprachen, nicht die Gleichförmigkeit ihrer Reden zum Bewußtsein kommen zu lassen, nicht den einförmigen Klang ihrer gemeinsamen Mundart; eines Dialekts übrigens, der, ein Bruder des Sächsischen, der sprachmelodische Ausdruck der kleinen Bürgerlichkeit war, nicht herklingend aus den sprachlichen Urgründen der Stämme und Gebiete, sondern gewachsen auf dem Boden städtischer Lohntabellenkultur und asphaltierter Messegelände.

Dem vergrämten Frohsinn der Erwachsenen entsprach die brave Ausgelassenheit der blassen und geputzten Kinder, die mit dem bewundernswerten Instinkt der Minderjährigen unter gleichartigen Kleidern,

Hüten und Menschen die Eltern unfehlbar herausfanden, zu denen sie gehörten. Die Kleidchen rochen nach Karbol, und die Mützen mit den goldenen Schiffsnamen auf den schwarzen Bändern mochten vielleicht die seemännische Zukunft der Knaben andeuten. Und auf einmal schien mir, als begriffe ich die unbewußte Vorliebe dieser ach! so festländischen Eltern für die seemännische Kopfbedeckung der Söhne: Vielleicht äußerte sich darin die unerfüllte Sehnsucht nach der Ferne, die den Nachkommen zuteil werden sollte. Und mich rührte dieses konfektionierte Sinnbild einer ewig wachen Lust nach fernen Küsten und Abenteuern.

Der vorgeschriebenen Gesetzmäßigkeit dieses Sonntags und dieses Ausflugs hätte gewiß nichts gefehlt, auch wenn nicht noch in vorgerückter Stunde der Photograph erschienen wäre. Aber er kam – und machte das Maß voll. Auch unser Tisch ließ sich photographieren. Und ein Mann lieh einem Nachbarn, der ohne Manschetten ausgegangen war, eine von seinen beiden in neidloser Güte. Und der Beliehene wie der Freigiebige zeigten jeder je eine Hälfte ihrer zwei Manschetten der willigen Kamera. Es waren drei Frauen, vier Kinder, drei Männer. Sie hatten in dem Augenblick, in dem sie aufgenommen wurden, bereits jene starre Feierlichkeit in Blick, Haltung und Gesicht, die ich bis dahin für eine Folge photographischer, künstlicher Bemühungen gehalten hatte, keineswegs für ursprüngliche menschliche Ausdrucksformen. Nun aber sah ich, daß die Photos in den Kasten an den Straßen wirklich nicht logen – und es war, als würden bereits Photographierte noch einmal photographiert, als würde ein »Gruppenbild«, das vom Leben selbst geformt worden war, noch einmal gebildet.

Immer noch blies und schmetterte die Musik. Aber auf einmal mischte sich das verdächtige Geräusch klopfender Wassertropfen in den Lärm der Instrumente, und ehe man es sich versah, waren die Tische und Bänke leer und der Naturgarten der Natur zurückgegeben. Die große Halle des Restaurants öffnete sich. Sie roch modrig, war trüb, schmal und lang, und ihre Tischdecken waren rötlich, nicht blau. Auch schickte man sich an, einen Tanzboden frei zu machen, um dem Regen zu zeigen, daß er durchaus nicht imstande sei, einer Bevölkerung das Vergnügen zu verderben, wenn sie nur fest gewillt ist, es zu haben. Es drohte also, wie gesagt, ein Tanz auszubrechen. Und entschlossen ging ich hinaus; hinein in den Regen...

Kölnische Zeitung, 17. 5. 1931

GEPÄCKTRÄGER NUMMER 7

Alt ist dieser Gepäckträger. –
In sein Antlitz haben die Jahre ihre rätselhaften Zeichen gekerbt, und seine Augen liegen hell und klein und hart in dichten, haarfeinen Runzelnetzen gefangen. Es könnten die Augen eines Nordpolfahrers sein. Sie enthalten etwas vom Widerschein des blanken Eises und von der blendenden Stille des endlosen Schnees. Im alten, ledernen Braun der Haut wirken sie wie kleine Inselchen Winter, verirrt in fremde Wärme. Verwandt ist ihnen in diesem Angesicht nur der weiße Schnurrbart, ein dichter, schattiger Bogen, der den Mund überwölbt. In der Uniform aus dunkelgrünem, billigem Leinen von glänzender »Appretur« sieht der Gepäckträger aus wie verkleidet. So dürfte ein Gepäckträger nicht aussehen! Jung müßte er sein, am besten blond, mit der durchschnittlichen Zuverlässigkeit einer gewöhnlichen, verwechselbaren Physiognomie, die erst einer Nummer bedarf, um einen flüchtigen Eindruck zu hinterlassen. Dieser Gepäckträger belastet mein Gewissen schwerer als seinen Rücken, da ich seine Dienste in Anspruch nehmen muß. Mir ist, als ob ich gezwungen wäre, das Alter zu belästigen, die Würde der Bejahrtheit zu beleidigen, den Willen der Natur selbst zu kränken, und ich schäme mich meiner kraftlosen Jugend und meiner Ohnmacht, die sich bedienen läßt. Da steht er, der Alte, und wartet auf einen Verdienst. Da steht er, während der Zug langsam einläuft, gelassen in der schütteren Kette seiner Kollegen, ein bißchen gebeugt und ein wenig streng. Das Fenster, aus dem ich ihn schon seit einigen langsamen Sekunden betrachtet habe, hält hart vor ihm. Er sieht zu mir empor. Wir sind füreinander bestimmt, das Schicksal hat mich zu ihm herangerollt. Sein stiller, blanker, grauer Blick faßt den Ausschnitt des offenen Fensters und dahinter irgendeinen Fahrgast, der ich nicht bin, den ich gleichsam nur darstelle. Es ist ein dienstlicher Gleichmut in diesem Blick, er enthält in einer blitzschnellen Sekunde die ganze kalte und beziehungslose Zufälligkeit dieser Welt, in der man zahlt und kauft und erhält: den Greis und die Frau und das Kind und den Dienst...
Es ist ein goldener Sommernachmittag, der Bahnhof ist klein, er hat nur ein paar Bahnsteige, und die spärliche Natur, in die er eingebaut ist – eine arme Natur aus Schrebergärten und säuberlichen, kleinen Erdvierecken –, entwickelt mit ehrlichem Eifer so viel sommerliche Süße,

wie sie vermag. Es ist still. Der Zug ist dahingerollt. Die Schienen, die von der Sonne getroffen werden, glitzern wie geschmolzene Blitze. Von den armen Feldern zirpt die Sprache des Sommers unaufhörlich herüber, die Gespräche der Grillen, die hörbaren Gesänge der Stillen. Der Gepäckträger geht zum Schalter der Aufbewahrungsstelle. Er scheint die Last nicht zu fühlen, ja, nicht einmal zu tragen. Die Koffer hängen an einem Riemen über seinen Schultern. Sein Schritt ist langsam und stetig. Jetzt legt er das Gepäck auf das geräumige Fensterbrett. Jetzt sagt er: »Eine Mark zwanzig!« Er nimmt die Mütze ab, besieht das Unterfutter und setzt sie wieder auf. Es war einen Augenblick so, als hätte er grüßen wollen; als hätte er sich unmittelbar darauf wieder besonnen, daß es nicht angebracht sei, dem nüchternen Ablauf des Dienstes durch eine dienende Haltung eine private, menschliche und doch unpassende Wendung zu geben. Es war eine verräterische Bewegung. Aus welcher Zeit mochte er stammen, der Alte, aus welch einer Zeit? Und wie schnell hatte er sich besonnen! Wie mochte er gefürchtet haben, in den Verdacht der Würdelosigkeit zu geraten, wenn er sein weißes Haar vor einem jungen Mann entblößte. Nein, er war ein Gepäckträger, kein Diener. Er leistete die Arbeit eines Krans, fertig! Man warf die Taxe in seine Hand wie in einen Automaten. Ein Trinkgeld nahm er vielleicht gar nicht.

Er wußte nicht, daß er sich durch diese kurze Regung der Selbstvergessenheit, durch die er gefürchtet haben mochte, Würde einzubüßen, just die Würde wieder verlieh, die ihm von Natur aus zustand. Ja, es war eine so vornehme, selbstbewußte Art, die Mütze abzunehmen, und die Verlegenheit, die dann eintrat, enthüllte mir eine solch stolze und hilflose Bedächtigkeit, daß mir in einem Augenblick der Verwandtschaft klar wurde, die den echten Diener neben den echten Herrn stellt, nicht unter diesen, und die Gleichartigkeit des Stoffes, aus dem sie beide gemacht sind. Es lag eine echte Trauer in diesem schnellen Verzicht auf die Würde des Dieners, eine traurige Einsicht in die Vergeblichkeit, in die Sinnlosigkeit einer menschlichen Beziehung, da es doch lediglich käufliche Beziehungen gab. Ich selbst glaubte es. Und als ich ihn bat, einen Schnaps mit mir im Restaurant zu trinken, war ich kleinlaut, als hätte ich die Absicht gehabt, dem Gesetz der Welt in törichtem Übermut zuwiderzuhandeln...

Da saß er nun vor mir und trank seinen Schnaps. Einen Schnaps, meinte er, trinke er nur am Abend, nach neun Uhr, da sei der letzte

Zug vorbei und man habe keine Lasten mehr zu erwarten. Aber jetzt, mitten am Tage: Schnaps, das sei so ziemlich unbesonnen und erinnere ihn an alte Zeiten, an die zu denken keineswegs angebracht sei. Warum es nicht angebracht wäre, an alte Zeiten zu denken? Einfach ein Unsinn sei es. Man solle vorwärts denken, voraus, er halte was davon. Das Alte hole man doch nicht zurück. Das Neue könne man vielleicht beeinflussen. Er trank den Schnaps nicht mit einem Schluck, obwohl es ein kleines Gläschen Kümmel war, sondern in vorsichtigen, winzigen Zügen. Er hatte eine gute Hand, wie er so das Gläschen hob, eine alte Hand, mit vielen Äderchen und faltigen Fingergelenken, während die Haut über dem Handrücken gleichsam nicht reichte und sich sparsam spannen mußte. Wenn er trank, waren seine Augen auf das Gläschen gerichtet, er war gesammelt und ganz auf das Trinken bedacht, wie ein Mensch, der gewohnt ist, für alles, was er unternimmt, mit der ganzen Persönlichkeit einzustehen, und der die Gemächlichkeit, mit der er an seine Arbeit gehen mag, auch bei den seltenen Gelegenheiten anwendet, in denen er genießt. Da ich ihm Zigaretten bot, sah er einen Augenblick auf die Schachtel, als wolle er die Marke erkunden; aber das hatte er gar nicht wollen. Er überlegte nur, sogar dort, wo es nichts zu überlegen gab. Und nach der Art einfacher Menschen, die mit einer besondern Behutsamkeit Dargebotenes zu nehmen versuchen, legte er Daumen und Zeigefinger zu einer feinen Zange zusammen, als hätte er nach einer Prise zu greifen und nicht nach einer Zigarette, und sagte: »Ich bin so frei und greife zu!« – Eine Wendung, mit der er den eingebildeten Abstand elegant zu überwinden glaubte, der ihn seiner Meinung nach von mir trennte.

Er rauchte kaum. Er hielt die Zigarette fest zwischen den Fingern, gab acht, daß die Asche nicht zu lang wurde und plötzlich niederfalle, und streifte sie viel zu oft ab. Dabei schwieg er lange. Auf einmal sagte er: »Heute werde ich meinen Kleinen sehen!« »Ein kleiner Sohn?« Nein, ein Enkel. Fünf Jahre. Außerordentlich gelungen. Die Tochter bringe ihn manchmal an die Bahn, zum Großvater. Ob er ihn sonst sehe? Ja, denn er wohne ja bei der Tochter. Aber wenn sie den Enkel zur Bahn bringe, sei es etwas andres. Und der Vater? Achselzucken. Kümmere sich nicht. Und die Mutter? Arbeitslos. Und die Großmutter? Seit Jahren Gicht. Selten draußen. Mit den Füßen sei es am schlimmsten. Und seine, des Alten, Einnahmen? Selten und wenig. Was solle auch ein Träger? Fünfzig Pfennig Grundtaxe für das erste Gepäckstück, für je

ein weiteres dreißig. Alles Geld liefere man ab, in die gemeinsame Kasse. Jede Woche erhalte man denselben Anteil. Aber man wisse vorher nicht, wieviel. Man könne niemals etwas ausrechnen. Den Sommer zwar, in der Reisezeit, sei es besser. Früher einmal sei er in Leipzig gewesen. Lange her. Da, zur Zeit der Messe, könne man leben. Warum er denn Leipzig verlassen habe? Da sei so eine Geschichte gewesen, eine gewisse Geschichte. Nichts mehr. Schweigen. Seine Zigarette war nur noch ein kleines Stümpfchen. Er hielt es fest, streifte immer noch die Asche ab, ich versuchte zu erraten, wann er es endlich auslöschen würde. Er schwieg. Es war ein gefülltes, pralles, sattes Schweigen. Nicht wie einer, der nichts zu sagen hat, schwieg der Alte, sondern wie einer, der viel zu sagen hätte, wenn die Gelegenheit nur danach wäre. Aber die Gelegenheit war nicht da. Es war viel mehr ein ziemlich unsinniger Zufall, daß man so am Tage Schnaps trank, mit irgendeinem Fahrgast, der gerade an einen herangerollt war, Koffer abladen wollte und bald weiterfuhr. Es war ein Zufall, unwürdig des Namens Gelegenheit. Und dennoch lag die Geschichte aus Leipzig in der Luft und rang gewissermaßen nach Atem und Form. Es war so eine gewisse Geschichte, nichts mehr. Schweigen.

Ein Kollege des Alten kam, ihn zur Arbeit zu holen. Zum »Expreßgut«, soviel ich verstand. »Na«, sagte er, »dann auf Wiedersehen!«, mit einer falsch-heiteren Sicherheit. Von der Tür her sah er aber noch einmal zu mir zurück und nickte mir zu. Es war wie der Versuch, die falsche Sicherheit wieder wettzumachen und sie als eine jener überlieferten Gesten zu bezeichnen, die man in der Welt – es war in diesem Fall der Kollege – eben mitmachen mußte. Und der Alte ging hinaus auf den sommerlichen Bahnsteig, und man hörte durch die offene Tür das dumpfe Rollen ferner Wagen und gleichzeitig das helle Trillern himmlischer Lerchen.

Den Enkel sah ich nicht. Als der Alte mit den Koffern wieder am Bahnsteig erschien, um den Zug zu erwarten, war unsre gemeinsame halbe Stunde beim Schnaps zurückversetzt in eine ganz andre Zeit, weit lag sie hinter uns wie jene gewisse Geschichte, von der ich nichts wußte. Und hatte alles frühere wie ein sinnloser Zufall ausgesehen, so war es jetzt noch beinahe eine versäumte Gelegenheit. Jeden Augenblick mußte der Zug kommen. Die blanken Augen des Alten sahen dem blinkenden Punkt in der Unendlichkeit entgegen, in dem sich die Parallelen der Schienenstränge schneiden mußten, und vermieden es,

wie mir schien, mich anzusehen. Später, als die Koffer schon verstaut waren, der Alte den Wagen verlassen hatte, blieb er vor dem Fenster stehen, nahm aus meiner Schachtel, die ich hinaushielt, noch eine Zigarette, steckte sie hinters Ohr, wie ein Schreiber seine Feder, und sah zu mir hinauf. Er dachte vielleicht über ein passendes Abschiedswort nach, es fällt nicht jedem sofort eines ein. Es war mir klar, daß ich die gewisse Geschichte niemals mehr erfahren würde. Und es war doch vielleicht die wichtigste Geschichte im Leben des Alten. Da er nicht gern an Vergangenes denkt – fiel mir ein –, wird er mich ebenso sicher vergessen, wie ich ihn getreulich in der Erinnerung behalten werde. »Fertig«, rief der Beamte. Da sagte der Alte: »Na, dann kommen Sie wieder!« – als hätte erst meine Abfahrt das einzig passende Abschiedswort in ihm ausgelöst. Er wandte sich um und setzte sich auf eine Bank. Er nahm die Mütze ab, und sein weißer Kopf leuchtete lange vom Bahnsteig her dem Zug nach, ein ehrwürdiges Licht, die silberne Würde der Bejahrtheit, die eine alte und vielleicht peinliche Geschichte überglänzt und nichtig macht, als wäre sie nie gewesen...
Und ich möchte sie auch niemals erfahren.

Kölnische Zeitung, 17. 5. 1931

DER HAFEN VON RUHRORT

Ich liebe den Ruhrorter Hafen und den gedrängten Reichtum seiner Speicher, die geschäftig und dennoch unbeweglich die Ufer bewachen und beherrschen. Mit stolzer und fleißiger Geduld erwarten sie die Frachten, die ihnen das Wasser Tag für Tag entgegenbringt. Ich liebe die bewegliche und wandelbare Beharrlichkeit der Elevatoren und Kräne, die warnenden Rufe der Schiffer, die heisern Stimmen der Sirenen, den beizenden, dunkeln Geruch des Teers, die schwarzgrauen, wirbelnden Staubschleier, den die ausgeladene Kohle aus ihren eignen, allerfeinsten Molekülen erzeugt und über diese bewegte Welt breitet. Von Duisburg gegen das »Marientor« kommend, genieße ich die nervöse Gelassenheit der dichten, wartenden Fahrzeuge zu Lande, denen die schweren Kähne im Wasser den Vortritt und die Durchfahrt verweigern. Die Straßenbahnen, die Autos, die Lastwagen und die Rad-

fahrer halten still. Es ist beinahe eine andächtige Stille, mit der die Gefährte des Festlandes das stolze Vorübergleiten der trächtigen Flotte abwarten, die langsamen und wuchtigen Bewegungen der Tore aus Eisen und Stein, die sich lautlos öffnen, viel zu still im Vergleich zu ihrer Größe und Gewalt, und eben durch ihre Schweigsamkeit ihre Macht bekundend. Lagerhäuser, Stapelplätze, Schleusen, Getreide-Elevatoren, Kohlenkipper und Werften: Die Zufälligkeit der Plätze, an denen diese Behausungen und Gasthäuser der Waren, eins um andre, entstanden sind, hat sich längst in eine stilvolle Gesetzmäßigkeit gewandelt. Arbeit und Gewinn vollbrachten die Aufgabe eines künstlerischen Gewissens, und das Nebeneinander der nützlichen Kraft gebar das Maß und die Gesetze der Schönheit. So reiche Prosa, möchte man sagen, sei bereits Poesie, so viel Arbeit edel, und so viel Macht bildet sich ihre eigne Form. Es ist – hier fordert ausnahmsweise ein Superlativ Hochachtung – der größte Umladehafen Europas, wenn nicht der Welt. Tief im Festland gelegen, atmet Ruhrort die Weite des Meeres, und die sanften, schwingenden Möwen, die sich hier wohl fühlen, sind wie die brüderlichen, gefiederten Grüße der Ozeane, der Ruhr entboten, der Emscher und den Kanälen. Ich liebe den Hafen von Ruhrort wie den alten Hafen von Marseille und den Wolgahafen in Nischni Nowgorod. Mag sich die rohe und fast unzeitliche Einfachheit des russischen Markthafens mit dem verwickelten technischen Reichtum Ruhrorts auch nicht vergleichen lassen: es gibt zwischen diesen beiden so entfernten und so verschiedenen Binnenhäfen eine Verwandtschaft, die eher von den Menschen hergestellt wird als von dem Handel, der Fracht und den Fahrzeugen. Ja, zwischen den erfreulich geröteten Gesichtern der holländischen und niederrheinischen Händler und Schiffer und denen der stämmigen Männer aus Petersburg, Moskau und Kasan wäre eine nahe Beziehung herzustellen oder zu erweisen, geradezu aus dem Stofflichen her, aus dem sie alle gemacht sind – ungefähr wie eines Landes Wasser den Wassern andrer Länder gleicht. In einer der Kneipen des Ruhrorter Hafens gedenke ich der etwas lautern, weniger saubern und selbstverständlich chaotischen »Tschajnias« und »Stolowajas« an Markttagen in Nischni Nowgorod, und diese Verwandtschaft scheint mir ebenso für den Wolgahafen zu zeugen wie für den von Ruhrort.

Am Vormittag gehe ich zur Schifferbörse, als hätte ich dort etwas zu suchen. Ich gestehe mir, daß eine leere Neugier mich treibt, nicht etwa

ein Wunsch, etwas zu erfahren, sondern die eitle Lust dabeizusein. Die Straße ist still, das ländliche Kopfsteinpflaster, das ihre Fahrbahn bedeckt, dürfte Zufall sein, wirkt aber wie ein gewollter, glücklicher Versuch, eine idyllische Überlieferung zu erhalten und asphaltgewohnten Automobilen den Verkehr zu erschweren. Es scheint, daß dieses altmodische Pflaster den Schiffen das schöne Recht zusichert, dichte, eifrige und unauffällige bewegte Gruppen in der Straßenmitte zu bilden, behende, geschäftige Reden zu führen und vielleicht auch Geld zu verdienen; als übte die Fahrbahn allein einen aufmunternden Einfluß auf Handel und Verkehr aus.

In schönen, saubern Kästen hinter Glas stecken Briefe aus aller Welt, für die Schiffer bestimmt, mit zauberhaft bunten, zauberhaft fernen Briefmarken versehen, deren Anblick vor zwanzig Jahren mein Herz entzückt hätte und nicht nur wie heute mein Auge. Wäre ich noch so jung wie damals, ich bäte den und jenen Schiffer um seine Briefmarken. Ich hätte wenig Bedenken, es scheinen zugängliche Männer zu sein, wenn auch wahrscheinlich nicht weiche Gemüter. Ihre gerötete, blutvolle Blondheit, das helle Braun der Gesichter und das harte, gleichsam gefrorene Blau der heitern Augen, die muskulösen Nacken über dem Kragenrand, die meist kurze Gedrungenheit und die stämmige, breitbeinige Sicherheit geben eine Gewähr für eine ganz bestimmte, genau berechnete, aber sozusagen lebenlassende Freigebigkeit in Kleinigkeiten, wo sich wohlhabende Menschen in so eifrigen Gruppen unterhalten und anscheinend Geld verdienen, dürfte man sich vielleicht auch ruhig niederlassen.

Auf der Straße allerdings, vor der Börse, hat man dazu weniger unauffällige Gelegenheiten als im Wirtshaus, wo sich die Schiffer bei Bier und Korn versammeln. Stundenlang halten sie es an einem Tisch aus. Sie offenbaren im Sitzen, Sprechen und Trinken dieselbe Beharrlichkeit, die ihre jahre- und jahrzehntelange Schiffahrt auszeichnet. Der Korn ist goldblond wie die Ähren im Sommerfeld, milde im Geschmack, kräftig in der Wirkung, und er vermehrt sich furchtbar. Als hurtige Einlage zwischen Bier und Bier wird er genossen nach einer Art Ritual und jeweils von einem andern Beisitzer in der Runde bezahlt. Die lauten und angeregten Reden einer Gruppe am Tisch und benachbarter Gruppen an verschiedenen Tischen werden in Holländisch und Platt geführt, ich kann es nicht immer unterscheiden. Jedenfalls erinnert diese behäbige, gutturale Melodie ein wenig an kurze,

heisere Sirenenlaute. Eine gute Sprache, heiter wie Wasser, in breiten Wellen flutet sie heran. Obwohl ich hier allein sitze, bin ich nicht einsam. Freundlich umgibt mich die Redseligkeit der Männer, die dicht um einen kleinen Tisch die hellen Köpfe zusammenstecken und Wolken aus Worten, Zigarren und Pfeifen in die Luft blasen. Ich habe nie ein Wort gehört, dessen Klang mich an einen Streit hätte denken lassen können. Entweder streiten die Männer, denen es gutgeht, überhaupt nicht, oder so leise, daß es gar kein Streit ist.

Kölnische Zeitung, 24. 5. 1931

IN ANDERN KNEIPEN

In andern Kneipen versammeln sich Matrosen, Arbeiter, Tagelöhner, Mädchen, fliegende Händler, Zimmermannsburschen in ihrer ständischen Tracht und Zigeuner. Die Romantik, die sich die Armut tagtäglich erzeugt, scheint leider nicht mehr echt. Wo sie noch auftritt, wirkt sie wie ein Mummenschanz, entnommen der Maskenleihanstalt der Vergangenheit, stilwidrig umgehängt dieser Gegenwart, deren grausames Antlitz durch die Löcher der Verkleidung sieht. Man könnte eine Statistik der Zahlen aufstellen, die Tag für Tag oder Nacht für Nacht in den Schlupfwinkeln der sogenannten »Lust« »gewonnen« und »verspielt« werden. Die Statistik wäre nicht weniger zuverlässig als jene der Arbeitslöhne und des allzu knappen Verbrauchs der proletarischen Haushalte. Man könnte mit peinlicher Genauigkeit den Weg aufzeichnen, den die Matrosenlöhnung im Hafen einschlägt, und die Einnahmen derjenigen, die glauben, heute noch vom »Zufall« zu leben, ungefähr so berechnen wie die unerbittlich-unverrückbaren Summen, die in den verschiedenen Lohnabkommen festgesetzt werden. Ein ganz bestimmter Satz vom Hundert muß auf den Alkoholverbrauch entfallen, ein ganz bestimmter auf die Unkosten, welche die Liebe verursacht. Deren Spenderinnen geben wieder den Gastwirten unwiderruflich einen Teil ihrer Einnahmen ab und einen Teil ihren Freunden; und diese wieder verlieren das Geld bei den Gastwirten. In einem Gebiet wie dem an der Ruhr herrschen die wirklichen, nicht nur die bildhaften eisernen Gesetze der Wirtschaft – und nichts entgeht ihnen, kein Ein-

zelwesen, kein Mensch und keiner von den Spatzen, die sich von den Abfällen nähren. Ja sogar das angeblich regellose Leben der Zigeuner, von denen sich manche hier monatelang aufhalten, gerät zwischen die harten Klammern: Lohn, Arbeitslosigkeit, Bedarf und Verbrauch. Das Leben in romantischen Wohnwagen proletarisiert sich, das Betteln, Kartenlegen und Handlesen unterliegt dem Gesetz, der Segen der Almosen läßt sich vorausberechnen. Ein Zigeuner erzählte mir – übrigens in einem echten, anstandslosen westfälischen Dialekt –, daß er immer wieder mit seiner Familie nach Duisburg komme, daß er hier immer drei Monate bleibe, weil er mit einer festen Einnahme von 250 bis 300 Mark im Monat rechnen dürfe. Was er denn treibe? Vermittlungen, sagte er. Ein nüchternes Wort für eine Reihe nicht genau zu nennender, aber gewiß nüchterner Tätigkeiten. Wozu und weshalb diese Maskenfeste? Die Zimmerleute, die jedes bürgerliche Kleid und jede Art von Gewerkschaft ablehnen, versammeln sich doch in auffälliger Häufigkeit gerade hier, im Mittelpunkt des methodischen, nüchternen Lebens, offenbar, weil hier und nur hier die Wanderlust erfolgreich unterbrochen werden kann, wenn auch die überlieferte Tracht nicht abgelegt wird.

Die Wohnwagen der Zigeuner unterscheiden sich nur durch die Räder von den elenden Behausungen vieler einfacher Arbeiter, die den alten Wagen die Räder abgenommen und die Bretterwände in den lockeren Boden gesteckt haben. Die Seßhaften leben so kümmerlich wie die zufällig vorübergehend Zugewanderten. Die Neuanschaffungen, die man in den billigen Warenhäusern machen kann, gleichen fast den Abfällen, die man als Gelegenheitskäufe aus privater Hand erwirbt oder von freigebiger geschenkt bekommt. Das Sonntagskleid ist ein aufgebügelter Tand – und die romantische Zerlumptheit des »fahrenden Volkes« nur ein ungebügeltes Sonntagskleid. Die Treue der wandernden Zimmermannsburschen zu ihrer überlieferten Uniform wird ihren Grund nicht allein in der altständischen Gesinnung haben, sondern auch in dem Umstand, daß die Beschaffenheit der Arbeiterkleider (und der Kleider, die Arbeitern zugänglich sind) eine elende ist und noch billiger als die Preise, mit denen die Schaufenster locken. Welch eine trostlose Romantik! Der Korn und das Bier und das Butterbrot, das mit Margarine bestrichen ist, haben einen Einheitspreis in jeder Schenke und werden von Trusts hergestellt, wie Eisenbahnschienen und Kraftwagenbestandteile. Die Schilder der Gastwirte enthalten nicht einmal

die Namen ihrer Wirte, sondern die bekannten Markennamen der Bierbrauereien. Die Wirte sind gar keine Wirte, sondern Pächter. Die Absteigequartiere der Mädchen haben einen Einheitspreis, die Vermieterinnen haben schwarze Listen unzuverlässiger Kundinnen, die Sünde hat feste Preise wie der Patzenhofer, nur eine einzige Löhnung kann ein Matrose ausgeben, das Kartenlegen kostet fünfzig Pfennig, das Handlesen ebenso, und mehr als einen Blick in die Zukunft wöchentlich tut keiner. Der winzige Schrebergarten des seßhaft gewordenen Arbeiters trägt nicht viel mehr als das öde Lager, auf dem sich der Zigeuner niedergelassen hat. Und die Freizügigkeit dieses ist nicht weniger elend als die Seßhaftigkeit jenes. Viel romantischer erscheint mir schon die gesunde Grundlage der blonden, heitern und guten Geschäfte, wie sie die Schiffer und Händler auszeichnen! Die Romantik in der Kneipe der Matrosen aber nähert sich dem kleinbürgerlichen Taumel in den »Bars mit Bierbetrieb«. Flucht vor der Wirklichkeit ist es hier wie dort. Flucht vor der Armut, Angst vor der Unerbittlichkeit eines Lebens, das jeden ewig gefangenhält in seiner gesellschaftlichen Schicht – und der törichte, schöne und unerfüllbare Wunsch der armen menschlichen Herzen, das Märchen zu erleben... leider ist es eine Operette.

Und das Grammophon krächzt. Und das Leihgeld für die neuesten Platten beträgt fünf Mark sechzig im Monat, Beschädigungen nicht inbegriffen. Und die Mädchen zu drei, zwei und einer Mark tragen ein Gratislächeln um den verzerrten, gequälten, schlecht geschminkten Mund, der lieber essen als lächeln möchte. Und der Wirt hinter der Theke stellt mit gewinnfreudigem Schwung und munterem Klirren immer wieder neue Gläser auf den Tischbeschlag aus Zink. Und die Matrosen taumeln, und das Geld klimpert in ihren Hosentaschen. Von der Kredenz her sieht ein altes Segelschiff, eingebaut in eine Flasche, überliefertes Meisterstück längst verstorbener Bastler, durch das verstaubte Glas seines ungewöhnlichen Hauses auf den sinnlosen Trubel. Es soll wohl ein Werkzeug der Stimmung sein. Aber es ist nur der erhaltene Leichnam eines Sinnbildes. Vorbei die Zeit, in der die Sorglosigkeit des Seemannes vom seligen Zufall genährt wurde, von dem er sich anheuern ließ. Die Matrosen sind Angestellte und Arbeiter. Das Proletariat hat sie aufgenommen und eingeschlossen in seinen gewaltigen, hungrigen Leib: sie und die Zigeuner und die Burschen und die Mädchen...

Kölnische Zeitung, 24. 5. 1931

GUSTAV

Gustav, der Wirt, steht am Nachmittag auf, wenn die Sonne ihren Höhepunkt bereits überschritten hat. Wer den aufstehenden Gustav jemals beobachten durfte, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sein langer und später Schlaf von der Natur ähnlich gewollt ist wie der Winterschlaf der Biber und der Bären, ebenso unabhängig von künstlicher Zeiteinteilung des Einzelwesens wie von einer ausschweifenden nächtlichen Lebensweise. Auch die Tiere verschlafen nicht etwa deshalb den Winter, weil sie im Sommer über die Stränge hauen. Gustav dürfte mit den Hühnern schlafen gehen – und er könnte vor zwei Uhr nachmittags sich dennoch nicht erheben. Die Art seines Erwachens, Aufstehens, In-den-Tag-Tretens hat etwas Ursprüngliches, Urunheimliches, es kommt aus den dunklen Gründen des Blutes und erfordert Achtung wie jedes Naturereignis: Zuerst hört man hinter der kleinen Tapetentür, die aus dem öffentlichen Teil der Kneipe in ihren privaten führt, einen qualvollen, langgedehnten Schmerzensschrei, wie von einem todwunden Wild. Dann ist es eine kurze Weile still. Hierauf erhebt sich ein melodisches, oft unterbrochenes Geräusch wie von vielen Stimmen, ähnlich dem kurzen Proben eines Sängervereins hinter dem noch herabgelassenen Vorhang, verbunden mit Räuspertönen und dem harten Aufklatschen der Spucke auf Wasser, wie das Aufschlagen von Eiern an Wänden. Dann stürzt ein Stuhl mit hohlem Krach auf die Diele, dann erhebt sich ein unbestimmbares Gepolter, das ebenso aus Gewitterwolken kommen könnte wie von unterirdischen Anzeichen für ein nahes Erdbeben, das aber in Wirklichkeit der Kehle und überhaupt dem Innern des Wirtes entstammt.
Dies war sozusagen der allgemeine und mehr oder weniger verworrene Teil des Aufstehens. Es folgt bald der verständlichere Teil, der menschliche, der artikulierte. Man kann bald einzelne Silben unterscheiden, man hört Wasser gurgeln aus einem widerwilligen Hahn, das wehmütige Klirren eines Glases auf Porzellan, das schmatzende Geräusch einer Seife zwischen nassen Händen, schließlich das Knarren einzelner Dielenbretter unter der Last menschlicher Schritte, die also endlich in den Tag treten: Gustav ist aufgestanden.
Die kleine Tapetentür wird mit einer Wucht aufgestoßen, die ihrer schwächlichen Beschaffenheit keineswegs zuträglich ist und ihrem ver-

schwiegenen Charakter heftig zuwider sein muß. In ihrem Rahmen erscheint Gustav, überraschend durch den Widerspruch, der zwischen dem Anblick besteht, den er darbietet, und den Geräuschen, die er noch vor einer Weile verursacht hatte. Nach diesen zu schließen, hätte er mit übermenschlichen Maßen ausgestattet sein müssen, ein Riese, wenn schon kein Ungetüm. Aber was da jetzt in der Tür erscheint, ist ein dünner, mittelgroßer, eher hurtiger als schwerer Mann, etwas windig, mit hagerm Gesicht, dünnen Lippen, abschüssigem Kinn und schmalem, ein wenig zusammengepreßtem Schädel, flinken, dunklen Augen, die nur aus Pupillen zu bestehen scheinen, und einem winzigen schwarzen Schnurrbart. Ein feuchter blauschwarzer Glanz geht von seinen glatten Haaren aus, dem Erzeugnis einer glücklichen Zusammenarbeit von Kunst und Natur.
Überraschender noch ist die Unvollkommenheit der Kleidung, nach so langer und lauter Toilette. Der Mann hat weder Rock noch Kragen, er befindet sich immer noch im Zustand des Aufstehens, das wirkt aufreizend – und stimmt die wenigen anwesenden Gäste nicht freundlich. Über dem Schanktisch tickt die runde Uhr mit harten Schlägen spitze Löcher in eine Zeit aus Blech. Ein Mann vom Hafen, mit Seemannsmütze, breiten Schultern und einem schiefen Mund, der von einer jahrzehntelangen Unzufriedenheit mit dem Leben zeugt, sitzt vor einer leeren Bierflasche. Eine Frau, ein großes Paket neben sich am Boden, mit zwei blonden Kindern, die Wurstbrote essen, erinnert an einen Fahrgast in einem Wartesaal, versäumte Züge und Geldmangel. Ein halbwüchsiger Arbeiter liest Zeitung. Alle sehen auf Gustav. Er müßte vielleicht guten Morgen sagen. Aber das wäre noch schlimmer. Denn alle hier dürften wahrscheinlich zeitig aufstehen und würden einen Morgengruß um diese Tageszeit bitter empfinden. Vielleicht ist es wirklich am besten: Gustav schweigt. Nur müßte auch sein Schweigen freundlicher sein: gewissermaßen eine lautlose Entschuldigung für die Lautheit seines Erwachens, dessen Zeugen wir waren, und für die unerbittliche Forderung seiner Natur, so spät aufzustehen – die nicht unsre Natur ist. Aber derart schweigen kann er nicht. Und er macht, es ist nicht zu leugnen, auf uns alle einen schlechten Eindruck.

Man soll vielleicht doch dem ersten Eindruck nicht mißtrauen. Je länger ich hier verweile, je öfter ich die Kneipe besuche, desto greulicher wird mir Gustav.

Wüßte er, wie es um meine Gefühle bestellt ist, er würde mich bald abschaffen. Ich glaube schon, daß er es könnte: vollkommen abschaffen. Aber er weiß es nicht. Er hat vielleicht eine unvollkommene oder unrichtige Vorstellung von der Kunst und dem Grad der Heuchelei, deren unsereins fähig ist. Vielleicht fühlt er sich durch meine häufigen Besuche geschmeichelt, und die Eitelkeit macht ihn taub und blind. Wie scharfsichtig und hellhörig ist er gegen seine Stammkundschaft! Da schleift der Haß seine Sinne, ein grundloser Haß, die einfache Folge einer einfachen Schlechtigkeit. Seine Frau und die Kellnerin befehligt er durch stumme Winke zu raschem Einkassieren – und gestattete es ihm die Überlieferung, er ließe das Geld einfordern, noch ehe die Getränke ausgeschenkt sind. Ja, es ist nicht mehr zu leugnen, je häufiger ich hierherkomme, desto erbitterter hasse ich ihn, diesen Gustav, der sich vor mir verneigt, wenn ich eintrete und wenn ich gehe. Ich setze mich in die Nähe des Schanktisches und beobachte mit schmerzhaftem Genuß die windige Geschmeidigkeit seiner Bewegungen, die pfeilgeschwinde Blickfähigkeit seiner kleinen Augen, die lächerliche Koketterie seiner rosa Krawatten. Manchmal lächelt er mir zu. »Es regnet heute!« sagt er, »das ist für Ihr Geschäft noch schlimmer als für meines!« »Für mich«, antworte ich, »und für meine Geschäfte ist jedes Wetter gut genug!« Ich genieße seine ratlose Neugier und höre geradezu den leidenschaftlichen Ablauf seiner Gedanken, die um mich kreisen und um das geheimnisvolle Geschäft, das ich betreibe, unabhängig von jeder Witterung.
Er ist – wenn ich ihm glauben darf, denn er lügt auch dort, wo es zwecklos ist – der Sohn eines polnischen Arbeiters, der im Ruhrgebiet eingewandert ist – sechsunddreißig Jahre alt, seit fünf Jahren hat er diese Kneipe, zwölf Jahre ist er verheiratet. »Die Alte hat Geld«, sagt er. Ob es denn nicht auch sein Geld wäre, frage ich. Es sei doch ein Unterschied. Ob er denn nicht mit mir einen Schnaps trinken wolle? Nein, er trinke nicht. Hie und da ein Glas Wein. Magengeschwüre. Der Arzt. Gesundheit sei ein großes Gut. Früher einmal sei er leichtsinnig gewesen. Längst vorbei, diese Zeit! Philosophische Betrachtungen über die Zeit: Kurz sei sie eben, und rasch vergehe sie. Wenn man sie freilich so gut genießen könne wie zum Beispiel ich. »Nein«, sage ich, »es liegt mir fern, die Zeit zu genießen. Ich verliere sie vielmehr.«
Ich wünsche mir gewissermaßen im Interesse einer literarischen, einer unparteiischen Kritik manchmal, nur ein einziges Mal diesem Mann

auf eine zarte Spur seiner Menschlichkeit zu kommen. Ach, ich kenne die einfache Kälte seiner Natur, die Dutzend-Schlechtigkeit seines Herzens, er ist kein Besonderer, er will Geld verdienen, er haßt die Reichen, weil er nicht reich ist, er haßt die Armen, weil er nicht arm ist: Umgeben vom Reichtum der Industrie und von der Armut ihrer Diener, lebt er in der Mitte, verkauft Alkohol und trinkt keinen, ist besorgt um seine Gesundheit und bedauert seine Jugend: Er ist nichts Besonderes, einer von den Millionen ekelhafter Kerle – und die Mühe, die ich mir mit ihm gegeben habe, ist Verschwendung.
Aber da ereignet es sich an einem stillen Sonntagvormittag, daß er und ich eine Viertelstunde allein sind und daß hinter der Tapetentür die hilflosen Klänge eines kindlichen Klavierspiels ertönen, Fingerübungen, gefälschte zögernde Antworten der Tasten auf zögernde Berührungen ungeschickter Finger. Es ist sonst still. Sogar die Uhr ist stehengeblieben, wie, um die Klavierübungen nicht zu stören. Gustav trägt Rock und Weste, es sieht aus, als wäre er bei sich selber zu Besuch. Wer hier Klavier spiele? frage ich. »Meine Tochter«, sagt er. Sie ist acht Jahre alt. Er läßt sie Musikunterricht nehmen. »Sie ist ein zartes Kind«, sagt er. Er sagt es nicht ohne Rührung, nicht ohne Stolz, es ist, als hätte ich die schmale, verborgene Spur gefunden, die vielleicht zu seinem Herzen führt.
Da tritt eine Zigeunerin in die Kneipe. Sie trägt ein Kind in einem Tuch, dessen Flügel in ihrem Nacken zusammengeknotet sind, so daß der Säugling, unabhängig von den Bewegungen seiner Mutter, ungestört an der mütterlichen Brust liegt, wie er vor seiner Geburt im mütterlichen Schoß gelegen hat. Die Frau grüßt. Gustav antwortet nicht. Sie fragt nach einem Fräulein Käthe. Gustav schweigt. Sie will sich an einen Tisch setzen. Da sagt er: »Ich habe jetzt keine Zeit, komm später!« Sie grüßt. Er antwortet nicht. Sie geht.
Hinter der Tapetentür erklingt in langen, unregelmäßigen Abständen immer wieder ein einzelner armer Ton, verwaiste Töne, ganz allein stehen sie einen Augenblick in der Luft und ersterben. Gustav ist sehr zufrieden. Ich weiß nicht, ob die Zärtlichkeit, die er für die kleine Klavierspielerin aufbringt, ein Teil der Schlechtigkeit ist, die ihn gefangenhält, oder eine kleine Insel der Güte in seinem Innern. So rätselhaft ist manchmal ein ganz einfacher Kerl...

Kölnische Zeitung, 7. 6. 1931

ANKUNFT IN ESSEN

Der Bahnhof von Essen streckt sein kleines, spitzes, dürres Türmchen gegen den Himmel, ohne Nutzen zwar, aber wahrscheinlich auch nicht aus Übermut. Viel eher sieht es schon wie Verzweiflung aus. Als der Bahnhof gebaut wurde, hielt man noch etwas von derlei Pagodentürmchen auf klobigen Nutzbauten, man beschwor das Zarte als Zierat auf das Zweckhafte, und man bedachte nicht, daß die Fahrgäste, um das muntere Türmchen zu sehen, auf dem Dach ankommen müßten. Obwohl ich entschlossen war, in einzelnen architektonischen (und andern) Dummheiten keine Kennzeichen, geschweige denn Sinnbilder zu sehen, fiel mir doch, während ich durch die Straßen von Essen wanderte, mit beinahe magischer Zudringlichkeit immer wieder das Bahnhofstürmchen ein. Hätte ich mich nicht geschämt, ich hätte vielleicht einmal den Versuch gemacht, es zu besteigen, was übrigens technisch nicht möglich sein dürfte. Ich erinnere mich: Auch andre Bahnhöfe, in andern Städten, vor dem Krieg gebaut, haben Türme und Türmchen ohne Sinn und Zweck. Aber woanders scheint ihre bejahrte Eitelkeit nicht so höhnisch dem Wesen der Städte zu widersprechen wie eben in Essen. Es ist zum Beispiel nicht anzunehmen, daß schon viele Vergnügungsreisende den Essener Bahnhof verlassen haben, um ihre Laune zu heben oder ihre Ferien zu würzen. Mögen die üblichen Vorstellungen, die von den einzelnen Städten als billige Epitheta im Umlauf sind, nur selten zu der Wirklichkeit dieser Städte passen – Essen gehört zu den Ausnahmen. Es ist in der Tat eine »Stadt der Arbeit«, es braucht keine Türmchen.

Ungefähr um die siebte Stunde nachmittags komme ich an. Ich komme mitten in der Stadt an. Zwischen ihr und dem Ankömmling ist nicht, wie anderswo, die wohltätige und vorbereitende Spanne Zeit und Raum, es führt gewissermaßen kein Vorzimmer in die Stadt. Der Bahnhof steht heimisch und verstaubt in ihr, als wäre es zum Beispiel ein Rathaus. Unverzüglich wird der Fremde einbegriffen in die Gewohnheiten der Straßen, von deren »Zutraulichkeit« man beinahe sprechen könnte, wenn sie nicht so wahrhaft streng und bewußt »sachlich« wären. Der eigne Schritt nimmt den Rhythmus der heimischen Fußgänger an. Um diese Zeit gibt es besonders viele Fußgänger. So-

eben schloß man die Läden. Viele eilen zum Bahnhof. Sie arbeiten nur hier, sie wohnen nicht hier. Ihre Schritte hämmern hurtig auf die Steine. Eine Zeitlang hört man das Schreiten stärker, näher als alle andern Geräusche. Viele Fußgänger verschwinden in der Bahnhofshalle, die ich eben verlassen habe, verlieren sich in den Zügen. Stiller wird es. Die Ränder des geräumigen Platzes, in dessen Mitte die dunkle Herde der Automobile in gedrängter Ordnung wartet, säumt eine bunte, fast fröhliche Reihe von Blumenfrauen und Zeitungsständen. Ein Blumen- und Zeitungsmarkt, ein wenig überraschend in dieser Stadt und auf diesem Platz. Viele Gerüche in der Luft: Staub, Rauch und Regen, Steinkohle, Feldblumen, Rosen und der fette Teer der druckfeuchten, frischen Zeitungen. Ein überraschender, aber versöhnlicher Vielduft. Die Blumen mögen für die Menschen bestimmt sein, die sich am Bahnhof treffen. Wo Blumen gehandelt werden, kann die Liebe nicht fern sein. Denke ich daran, so höre ich durch das geschäftige Hämmern der eilenden Füße einen sanften, schwingenden Ton, und es ist mir angenehm zu glauben, daß im gröbern Rhythmus der Schritte der zartere und verborgene der Herzen mit- und widerhallt.
Ich gehe die Hauptstraße entlang und vermerke nicht ohne literarische Genugtuung die deutlichen, ja heftigen Spuren des neuesten Wandels. Vor zwei Jahren, als ich zuletzt hier war, umstanden noch Gerüste aus nacktem Holz die Plätze, auf denen heute die glatten, kahlen, modernen, offenen Festungen des Handels stehen. Immer noch zu eng ist manche Straßenzeile. Immer noch streift die sausende Straßenbahn hart die Ränder des Bürgersteigs. Aber deutlich ist die Todgeweihtheit dieser Stellen; Durchbrüche, Erweiterungen, Umlegungen werden sie vernichten. Schon ahnt man den großen Atem der künftigen Straßenweite, die kommende steingraue und langweilige Freiheit für Fahrzeuge und Fußgänger, die breiten, spiegelnden, gläsernen Flächen der unausbleiblichen Schaufenster. Die verkrochene, heimische Zutraulichkeit der alten, gewundenen Gäßchen verkriecht sich gleichsam noch mehr, scheint sich abzuschließen, eine Stunde vor dem Tode. Das Verborgene verbirgt sich noch, das Gerettete versucht noch, sich zu retten, das Übriggebliebene zu fliehen, Zuflucht sucht es in sich selbst, wie ein sterbendes Tier. Gefährlich naht ihm der lautlos lauernde Tod, der (nicht mehr rasselnde) Schritt der Zukunft. Es ist ein Schritt wie von Stahl auf Gummi und Linoleum. Die steinerne Schweigsamkeit der neuen Bankengebäude läßt etwas von der unerbittlichen Stille die-

ser Zukunft ahnen. In diesen Ungetümen haust nicht das klingende Gold, sondern das raschelnde Papier, der gefährlichste Stoff der Welt. Hier regiert nicht mehr der Bankmann, sondern das Kapital. Hier befiehlt nicht mehr ein menschlicher Wille, sondern eine unmenschliche Macht... Und immer noch handelt man mit bunten Blumen, bekränzt man das heilige Stelldichein, küßt sich in der Ecke im Abteil des Vorortzuges, hat Gefühl und ein krankes Herz, arbeitet und liebt, hungert und liebt, streikt und liebt, wird entlassen und liebt, geht stempeln und liebt, und stirbt und liebt...

Kölnische Zeitung, 7. 6. 1931

ABEND IN ESSEN

Ich habe ein wenig Angst vor diesem Abend, aber ich habe ihn auf mich genommen, freiwillig, wie ein lockendes Unglück. Ich weiß: in einer Stunde, wenn die Lichter erstrahlen, um die Finsternis sichtbar zu machen, werde ich der Einsamkeit anheimgefallen sein wie einem treuen, verläßlichen Feind. Ich hätte auch am Vormittag ankommen können, am Abend weiterfahren. Aber es scheint mir, daß die Ruhrgebiete der Welt in den spärlichen Stunden besser zu erkunden sind, in denen die Natur sie leider zwingt zu rasten und in denen das Vergnügen der Arbeit von der bitteren Arbeit des Vergnügens abgelöst wird. Ich werde versuchen, im wohltätigen Dämmer eines Kinos unterzutauchen, ohne mich über den Film zu ärgern, obwohl er Anlaß genug dazu gibt. Es ist ein Film aus Amerika. Die Handlung ist einfach, wenn auch unverständlich: Eine junge, strahlende Erbin großen Reichtums, Besitzerin von Schiffen und Fabriken, führt sich sympathisch dadurch beim Publikum ein, daß sie die Forderungen streikender Arbeiter bewilligt. Ein junger Kapitän wirft einen zweifelhaften Mädchenhändler zu den Haifischen ins Meer, weil dieser gewagt hat, den Namen der Erbin zu beleidigen, einen Namen, den hochzuhalten der Kapitän geschworen haben will. Der Kapitän wird gekündigt, entlassen, gerät ins Elend und doch noch am Schluß durch die zufällig, das heißt schicksalsmäßig entzündete Liebe der reichen Erbin ins Glück. – Ferner: ein reicher Fabrikant wütet gegen seine streikenden Arbeiter. Sein einziger

Sohn und Erbe verschreibt sich dem Laienorden der Franziskaner. Der Fabrikant, der schließlich das Stillstehen seiner Räder nicht erträgt, stürzt sich entschlossen ins Werk, fängt an, selbst zu arbeiten, bricht zusammen und versöhnt so durch seine letzte Anstrengung sowohl die streikenden Arbeiter als auch seinen heimkehrenden Sohn. Ein Programm, für Industriegebiete zugeschnitten und zur Versöhnung der Klassen bestimmt. Ein paar Zuschauer lachen laut. Jemand ruft: »Ho, ho!« Ich frage mich, wo in aller Welt noch so viel Naivität zu finden ist, die glaubt, durch diese hirnlosen Märchen die Unbarmherzigkeit der Wirtschaftsgesetze mildern zu können? In Hollywood ist sie zu finden... Ich bleibe noch eine Weile vor dem Ausgang des Kinos stehen. Ich sehe die herausströmenden Zuschauer. Alle Gesichter sind aufgeheitert. Vermutlich nicht von dem englisch erbrachten Hollywooder Beweis für die Möglichkeit einer Aussöhnung aller Klassen. Es ist vielmehr die humoristische Wirkung, die der amerikanische Ernst auslöst...

Um sie zu steigern, gehe ich in die Bar. –

Kölnische Zeitung, 14.6.1931

DIE BAR ERSTER UND ZWEITER KLASSE

Es ist eine gutbürgerliche Bar. Sie ist mir wohlbekannt. Vor Jahren habe ich hier einmal meine Verlassenheit genossen. Aber damals sah sie anders aus. Sie war sozusagen und wie sie selbst zugestand: »intim«. Heute ist sie »renoviert«. Der Tanzboden ist ein Schachbrett. Er besteht aus matten bunten, von unten her beleuchteten Glasplatten, ein höchst moderner Tanzboden. Er hat eine (immerhin sehr entfernte) Verwandtschaft mit der Hölle, die ich mir auch ein wenig transparent vorstelle. Man tanzt sinnbildlich auf einem heißen Boden, auf einer Art zivilisiertem Vulkanplateau, durch dessen matte, gemäßigte Durchsichtigkeit man das bunte Flammen der Unterwelt erahnen kann. Die Musik spielt gottvergessene Schlager: »Nimm dich in acht vor blonden Fraun« und: »Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt«. Manche Lieder werden mit der Zeit so unwiderstehlich, daß selbst die ruhigsten Gäste genötigt sind, sie zu singen. Aber der leichtsinnige Schmelz,

den so ein sinniger Kehrreim den Lippen, der Kehle und dem singenden Schwung schöner Beine allein zu verdanken hat, verwandelt sich in ein gräßliches Fett aus Baß mit Falsett-Augen, das die Stimmen der zufälligen Dilettanten auf den Text streichen. Es ist, als wäre man gezwungen, ein schönes Kleid, gefertigt für den schönen Körper eines Modells, zahllos vervielfältigt, auf den plumpen Körpern häßlicher Verkäuferinnen zu erblicken. Ja, ich darf sagen, daß jene Minuten in einer Bar die schlimmsten sind, in denen man der schmeichelnden, mit Augen und süßem Bogenstrich vorgebrachten Lockung des Musikanten nicht mehr widerstehen kann und anfängt mitzusingen. Aus allen unberufenen Kehlen schallt es. Der Geiger verläßt seinen Platz und wandelt von Tisch zu Tisch, die noch Stummen zu ermuntern. Die Tanzpaare können nicht aufhören, sich zu drehen, und aus noch so kurzen Atempausen wird die Kapelle durch rebellisches Händeklatschen zu weiterm Tun gewaltsam aufgeschreckt. Ein Operettentaumel sondergleichen hat die Welt erfaßt. Und der Gegensatz zu dem anderthalbdeutigen Unsinn des Schlagers und den eindeutigen Gesichtern, die in ihm schwelgen, offenbart sich so scharf, so grausam, so traurig, daß der Schmerz um die Welt noch größer wird als ihre Sangesfreudigkeit. Ja, da sitzen die verdienenden und die zu wenig verdienenden Männer, haben den Ernst des industriellen Lebens glücklich abgelegt, Mitternacht ist vorbei, und sie stellen sich von Kopf bis Fuß auf Liebe ein. Männer, die gewichtige Berufe haben mögen, tagsüber vielleicht mit Arbeitnehmerverbänden verhandeln, lebendige, bedeutsame Räder der Wirtschaftsmaschinerie, sogenannte »Faktoren«, fischen mit spielerischen Strohhalmen kandierte Kirschen aus Cocktail-Kelchen -- und sie haben recht. So ist das Leben. Auch im Ruhrgebiet läßt es sich genießen.

Ich genoß es, zahlte und ging. –

Kölnische Zeitung, 14. 6. 1931

DIE ANDRE BAR

Abwärtsgehen! Die Vergnügungsindustrie unsrer Zeit besorgt für alle Schichten und Zwischenschichten dieselben Genüsse. Es gibt auch eine Bar, in der nur Bier ausgeschenkt wird – und dennoch ist es eine »Bar«. Man tanzt auch hier. Nicht mehr auf mattbunten Fensterscheiben, sondern auf zuverlässigen, wenngleich ein wenig knarrenden Brettern. Die Schlager, die soeben noch das musikalische Gut der gehobenen Stände zu sein schienen, werden auch hier gesungen, richtig entstellt wie drüben, heftig und süß wie drüben. Sie sind eben das gemeinsame Sangesgut des Ganzen, beinahe sage ich, der »gesamten« Bevölkerung. Wie verräterisch ist diese Hingabe der Armen, der Besitzlosen, der Arbeitermädchen an die musikalischen Ausgeburten einer kleinbürgerlichen Zivilisation, einer kleinbürgerlichen Vorstellung von »Leben«, »Liebe« und »Genuß«! Wie verräterisch dieses Schwelgen im schmachtenden Gefühlsschatz einer Welt, die eine sentimentale, aber auch gefährliche Operette ist und gegen die sich das Klassenbewußtsein, die Gesinnung, der proletarische Freiheitswille derselben Tänzer und Sänger so opferwillig auflehnen. Fast bin ich geneigt, den früher erwähnten Filmen aus Hollywood recht zu geben, ihnen eine psychologische Weisheit zuzumuten, die spielerisch den richtigen Ausweg ersinnt: Versöhnung der Klassen durch Liedchen und Liebchen, Kehrreim und Tänzchen, Bravheit und Fügung, Sitte und Lohn. Vielleicht gibt just die Verlogenheit der Operette die treffende Dramatisierung der Wirklichkeit, und die geile Süßigkeit des Schlagers enthält die Wärme und Stärke des menschlichen Gefühlslebens. Die Romantik in den Kneipen der Besitzlosen war mir immer schon in einer Zeit verdächtig, in der jene noch nicht »Bar mit Bierbetrieb« hießen und diese noch nicht zu Barbesuchern aufgestiegen waren. Ach! Hinter der Kragenlosigkeit der Unbürgerlichen muß ich leider die unerfüllte Sehnsucht nach dem Stehkragen vermuten und hinter der Auflehnung gegen das Gesetz der sozialen Ungerechtigkeit den unerfüllbaren Wunsch nach einem Platz unter den Ungerechten! Die kleinen Mädchen in den dünnen, billigen und blumigen Fähnchen, Töchter von Schwerarbeitern, sie selbst Arbeiterinnen wahrscheinlich, drehen sich beseligt zum widerlich verweinten Kehrreim eines Liedes, in dem das heiße Spanien und ein »Wein von Tarragona« das kühle Ruhrgebiet

vergessen lassen, in dem man lebt, und das süffige Bier verwandeln, das man trinkt. Die Geschmeidigkeit der jungen Tänzer, deren glänzende Scheitel, wattierte Schultern und breitflatternde Hosen aus einer Welt stammen, der die Träger so töricht gern angehören möchten, entspricht vollkommen der musikalischen Geschmeidigkeit des Komponisten. Und der stämmige Mann in Hemdsärmeln, der das Bier unermüdlich ausschenkt, bemüht sich, fast so zierlich auszusehen wie ein geschminktes Mädchen in der »bessern« Bar – vielleicht ist es seine Tochter – und mit einer gekünstelten, lächerlichen, schnörkelreichen, dem »Tarragona« entsprechenden Grandezza den perlenden Schaum von den grüngelben Bierbechern abzustreifen. Und von Kopf bis Fuß ist eigentlich alles hier wie dort...

Kölnische Zeitung, 14. 6. 1931

DER MORGEN ABER

Der Nacht fällt es leichter, Gegensätze zu verwischen, als dem Tage. Wie ich die Bar verlasse, bricht der Morgen an. Unentschieden im Zwielicht dämmern die Häuser, Haus an Haus, große Zinskasernen, steinerne Behälter von Schläfern. Ihre häßliche, auch tagsüber unbestimmbare Farbe aus Ziegelrot, Schwefelgelb und Aschgrau, die man grauenhaft zu schmecken glaubt, wenn man sie nur ansieht, verschwimmt im Zwielicht des Morgens zu einem einheitlichen Dämmer. Mitten zwischen den langen Fensterreihen öffnen sich ein paar schwarze Vierecke. In ihren Rahmen erscheint, wie von einem unsichtbaren Puppenspieler geschoben, eine weiße menschliche Gestalt nach der andern, die ersten Gespenster des Morgens. Sie verschwinden wieder. Irgendwo, noch von den Mauern verhüllt, geht jetzt sicherlich die Sonne auf. Vielleicht könnte man sie von einem der höhergelegenen Fenster sehen. Von hier aus ahnt man sie nur, merkt sie auch an dem leisen Wind, der ein schmutziges Zeitungsblatt an einer Straßenecke aufhebt, um es ein Stückchen weiterzutragen, so aus Mangel an besserer Beschäftigung. Man fühlt die nahende, steigende Sonne an der wachsenden Helligkeit des Himmels, der ganz bestimmte Grenzen gegeben sind. Viel heller kann es wohl nicht werden. Es wird gewiß kein heiterer Tag. Es wird

regnen. Schon fängt es an. Es ist, als wäre statt der Sonne der Regen aufgegangen; als wären statt des Tages die Wolken angebrochen.
So gehört es sich, der Morgen hier wünscht keine Sonne. Gleichzeitig gehen fast alle Haustore auf. Man hört ihre quäkenden oder kreischenden oder pfeifenden Geräusche, eine morgendliche Auseinandersetzung zwischen Türen und Angeln, und sieht im Vorübergehen in das tiefe Dunkel der Flure, in denen alles, Treppen und Schwellen und Türen, aus Finsternis gemacht zu sein scheint und nur durch die schwachen, verschimmernden Umrisse zu unterscheiden. Auch Gerüche entströmen den Fluren, eine Mischung aus Bett, Nacht, Kraut und Mensch. Schon sind Stimmen zu hören. Und ehe noch zu sehen war, wie sie entsteht, sich zusammensetzt, sammelt und auszuschreiten beginnt, erfüllt schon eine lange, erst schüttere, dann immer dichter werdende Menschenkette die Straßen rechts und links, zwei unregelmäßig geflochtene, hier und dort verknotete Ketten, deren Glieder durch unsichtbare Bindungen zusammenhängen und, wo der Bürgersteig zu schmal wird, an die Straßenränder niedertropfen. Schweigen und Schritte. Schweigen und Schritte. Sohle auf Steinen, leises Wimmern von Blechgeschirren, helles Knarren metallener Henkel in metallenen Ösen. Manchmal Gespräch in einer Gruppe. Vorbei! Wieder Schweigen und Schritte.
Vollständig erwacht schon der Tag. Man hört seine Geräusche, eingepackt in das Gewisper des Regens, besänftigt durch lindes Wasser, ein gemildertes Kreischen der Bahnen, einen gedämpften Pfiff, ein betäubtes Klingeln. An der Straßenkreuzung peitscht der Wind von links den Arbeitern den Regen ins Gesicht; ich kann sehen, wie sie, an der Ecke angelangt, die Köpfe rechts biegen, mit einem Ruck, ohne sonst die Haltung, den Schritt, das Zeitmaß zu verändern, als wüßten sie schon seit Tagen die Gewohnheiten des Windes an dieser Straßenecke. Die Kette wird immer länger, unendlicher. Ein waagerechter Regen aus Menschen, unerschöpflich wie der senkrechte aus den Wolken. Und wie ein Tropfen dem andern gleicht, so scheint ein Mensch dem andern zu gleichen. Wenn ich eine Frau ein Haus verlassen sehe, warte ich gespannt auf die Abwechslung, die sie bedeuten wird, den leichtern Schritt, das hellere Aug', vielleicht einen gesprochenen Gruß. Aber nichts geschieht. Die Frau schweigt, verschwindet im Zug, den Kopf gesenkt. Vorbei! Schweigen und Schritte. Das Blech wimmert. Die Henkel knarren in metallenen Ösen.

Ich bin einigermaßen ratlos. Ich schäme mich, mitzugehen, stehenzubleiben, in die entgegengesetzte Richtung zu gehen. Man kann sich wohl einem Trauerzug anschließen, einer Parade, einem fremden Umzug, man kann in jeder öffentlichen Veranstaltung unauffällig erscheinen und unauffällig verschwinden. Aber hier, an diesem Gang zur Arbeit, in den ich geraten bin, kann ich niemals nur zum Schein teilnehmen, ich müßte denn schon wirklich arbeiten gehen. So unerbittlich ist dieser Marsch, wie die Arbeit selbst. Und obwohl mich die Arbeiter nicht ansehen, als wäre ich eine Plakatsäule oder ein Laternenpfahl, denen sie jeden Tag zu begegnen gewohnt sind, leide ich doch unaufhörlich unter dem Gefühl, gesehen zu werden, und unter dem bittern Gebot mitzugehen. Es ist, ich erinnere mich, wie im ersten Jahre des Krieges, als ich noch in Zivil war und einer Kompanie entgegenkam, die zum Bahnhof marschierte. Ich wollte, es wäre schon Abend, und die Arbeiter verließen die Arbeit. Wann wird dieser Zug ein Ende nehmen? Niemals? Schlägt doch die erzene Glocke schon vom Turm? Eilen sie sich nicht? Nein! Keineswegs! Mit ihren Schritten gehen sie über den Uhrenschlag hinweg, er schlug nicht an ihre Ohren, er fiel vor ihre Füße, die keine Uhr brauchen, die selbst regelmäßig ausschwingen wie Pendel und Unruh, Füße wie Uhren, pünktlich werden sie vor dem Werk angelangen, keine Sekunde zu früh. Seit Jahren schwingen sie schon so, vom Haus zum Werk, vom Werk zum Haus. Wie oft versagten da die Uhren und die Glocken, nur die Füße nicht, nur die unerbittlichen Füße nicht.

Ich entschließe mich mitzugehen, um an der Straßenecke abzubiegen. Eindringlicher als eine Marschmusik befiehlt der Aufschlag der tausend Sohlen meinen Schritten den Rhythmus, ich zwinge mich vergeblich zu einem andern, zu dem ich berechtigt bin, ich will diesen hier nicht, den ich mir gewissermaßen schreitend erschleiche. Es hilft nichts. Aber hier ist die Ecke. Hier löse ich mich, ein Fremder von Fremden, ohne Gruß.

Zehn Minuten später erdröhnen die heisern Sirenen, einmal, zweimal, dreimal. Es dröhnt wie von großen Dampfern (die Verwandtschaft der Signale ist mir sympathisch), und ich denke mit ehrfurchtsvollem Schrecken an den grausamsten, gefährlichsten und gefräßigsten aller Ozeane: den der Arbeit.

Kölnische Zeitung, 14. 6. 1931

EIN INGENIEUR MIT NAMEN K.

Günther K. ist zweiundvierzig Jahre alt, seit zehn Jahren Ingenieur in einem der großen Eisenwerke des Ruhrgebiets, ledig, rotblond, groß, mit einem verhältnismäßig zu kleinen Kopf auf einem zu breiten Hals, einer kurzen und etwas knolligen Nase und einer Brille vor den brauenlosen, hellen Augen mit den weißblonden Wimpern. Er trägt das Haar bürstenartig geschnitten, wie ein kleiner Rasen wird es jede Woche gestutzt und tagtäglich besprengt mit einem Wasser, das in der Fachwelt unter dem Namen Quelques Fleurs bekannt ist. Günther K. ist ein Westfale, er erzählt es nicht ohne Stolz und pflegt an die Erwähnung seiner Heimat die Bemerkung anzufügen, daß sich der eingesessenen Bevölkerung des Ruhrgebiets ein verdächtiges Pack aus aller Welt leider beimische. In Westfalen ist dem nicht so. Günther K. selbst kann also keineswegs die Frucht einer verdächtigen Mischung sein; seine Rasse ist gut, aber schön ist er leider nicht geworden. Wenn ich nicht so gewissenhaft wäre, ich brächte es übers Herz, ihn sogar häßlich zu nennen.
In seinem Büro, in dem ich ihn zwei-, dreimal besuche, stehen, säuberlich geschichtet in mehreren hölzernen Fächern, Bücher, die vom Leben und den Bestandteilen der Maschinen handeln und deren Titel allein schon für mich Rätsel sind. Er selbst scheint niemals in diesen Büchern nachzusehen. Das paßt vollkommen zu seiner Art, das »Theoretische« geringzuschätzen, das »Praktische« zu verehren, und zu seinem oft geäußerten Ehrgeiz, »mit beiden Füßen mitten im Leben« zu stehen und ein »Mann der Tat« zu sein. Erstaunlich oft ist er mit sich zufrieden – wenn man seinen Äußerungen trauen soll. Vielleicht aber verbergen gerade die Belobungen, die er sich erteilt, eine Unzufriedenheit, die er nicht äußert, aus Angst, er könnte »sich etwas vergeben«. Seit zehn Jahren gewohnt, mit Vorgesetzten zu sprechen, denen man ja keine Schwäche verraten darf, mit Untergebenen, die noch strenger sind als Vorgesetzte, und mit Kollegen, die am allerstrengsten sind, weil nämlich schadenfroh, hat Günther K. allmählich verlernt, sich laute Rechenschaft über seine Mängel zu geben und von seinen Tugenden zu schweigen. Obwohl ich ihm weder helfen noch schaden kann (und er es weiß), erzählt er mir doch bei jeder Begegnung, wie vorzüglich er heute Anordnungen getroffen, Maßregelun-

gen unternommen, Fragen gestellt und Antworten erteilt habe. Er langweilt mich außerordentlich im einzelnen. Als Gesamterscheinung bekümmert er mich: im Doppelsinn dieses Wortes. Es ist mir unangenehm zu wissen, daß er vor Jahren ein recht begabter junger Mann gewesen ist, von dem die Technik und die Welt allerhand zu erwarten hatten. Nun haben sie beide nichts mehr von ihm zu erwarten, als was er ihnen seit zehn Jahren gibt: eine brave, beschränkte, gemessene, ehrgeizige, mittelmäßig bezahlte Leistung; eine brave, beschränkte Gesinnung nach vielen mißverstandenen Mustern und billig erworbenen Schablonen. Zweiundvierzig ist er heute. Wie wird er mit zweiundfünfzig sein? Nicht anders? Mit zweiundsechzig? Grauhaarig, schlaff, etwas hergenommen und pensioniert – und sonst nicht anders...?
Wenn er ins Werk hinübergehen soll, zieht er sich einen grauen Lüsterrock an, den er früher einmal im Büro getragen hat; während der blaue Rock mit den viel zu kurzen Ärmeln, den er heute im Büro trägt, die Verkleidung für Werkbesuche einmal sein wird, von heute in fünf Jahren; der Straßenanzug aber nach Ablauf dieser Frist die Arbeitskleidung im Büro sein wird. So hat alles seine Zukunft. Der Gang der Welt kann nicht unterbrochen werden, weil die Dinge ihm fortwährend weiterhelfen, wenn er einmal stockt. Merkwürdig ist nur, daß gerade Günther K. den Gang der Welt nicht mehr für normal hält und sie für verkehrt. Er sagt z.B.: »Früher einmal war das anders«, er will sagen: besser. Und dabei gefällt es ihm heute ausgezeichnet.
»Man kann mit den Leuten auskommen, wenn man sie nur zu nehmen weiß«, sagt er gern. Unter den Leuten sind die Arbeiter zu verstehen, unter »man« er selbst. Statt »nehmen« sagt er niemals: behandeln. Er scheint keine Ahnung davon zu haben, daß dieser Satz nicht mehr neu ist. Sooft Günther K. ihn ausspricht, ist er zum erstenmal gesagt, wie eine eben gemachte Entdeckung, wie die überraschend herangereifte Frucht einer langen Überlegung oder wie ein plötzlicher Einfall, der seine außergewöhnlich glückliche Formel gefunden hat. Wenn ich nur diesem Satz und der Art, in der er ausgesprochen wird, trauen wollte, so müßte ich wohl annehmen, daß Günther K. im Betrieb und im unmittelbaren Verkehr mit den Arbeitern einen höchst greulichen Anblick bietet. Das Gegenteil ist wahr. Er ist bescheiden, schweigsam, »sachlich« – wie er selbst zu sagen liebt. Er »nimmt« gar nicht, er wird eher genommen, hingenommen, nicht wie ein Mensch, auch nicht wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Bestandteil des Werks und des Ar-

beitstages. Hört man aber Günther K. außerhalb des Werkes von den »Leuten« sprechen, so entsteht der falsche Eindruck, daß zwischen ihm und den Arbeitern ungefähr das Verhältnis besteht wie zwischen einem Offizier und Soldaten; ein Eindruck, der durch die Tatsache verstärkt wird, daß Günther K. sich gern im Beamtenkasino aufhält, wo er meist zu essen pflegt – unter Beamten, Gleichgestellten, Kollegen, Standesgenossen, von denen er die meisten allerdings nicht leiden kann. Allen zusammen aber fühlt er sich verwandt.
Obwohl er sich gern über Politik unterhält, glaube ich nicht an die Entschiedenheit seiner Überzeugung, die von den sogenannten »reaktionären« Beweisgründen erhalten und genährt wird und von einer unübertrefflichen Hochachtung vor Direktoren, Generaldirektoren, Industriellen. Wenn Günther K. den Namen eines großen Mannes ausspricht, entsteht eine feiertägliche Stimmung, es ist, als schöbe er hinter jeden großen Mann einen kleinen Sonntag ein. Dennoch verfehlt er manchmal nicht, von sich selbst als von einem »armen Teufel« zu sprechen, den Versuch einer Auflehnung, die sofort, sozusagen durch Galgenhumor, hingerichtet wird. Und also schwankt Günther K. zwischen der Einsicht in seine Kleinheit und der trügerischen Freude über seine Größe. Als läse er alle Zeitungen aller politischen Parteien, spricht er, der Reihe nach, alle politischen Formeln nach, und die Widersprüche versöhnt zwar nicht seine Beweisführung, wohl aber seine Gutgläubigkeit.
Ebensogern wie von der Politik spricht Günther K. von der Liebe. Sein wirklich keusches Gemüt tastet behutsam in die Gebiete der Verworfenheit vor, zieht sich schnell zurück, findet neue Begierden in alten Anekdoten, die ich seit zwanzig Jahren kenne und K. überhaupt nicht. Es ist mir unverständlich, aber es versöhnt mich, daß ein erwachsener Mann aus dem erotischen Zwielicht der Halbwüchsigkeit nicht herausfindet, die »Unsittlichkeit« verachtet und ihrer bedarf, eine einzige Frau anbeten könnte, aber das Geschlecht geringschätzt. Er sammelt Ansichtskarten und von bestimmten Zigarettenfirmen die Reklamebilder der Filmschauspielerinnen, beigelegt in Zigarettenschachteln. Ja, er findet Geschmack an den Zigaretten, denen bestimmte Bilder beigelegt sind – und ich bin mir nicht klar, ob er mit dem Gaumen die Bilder schmeckt oder das Nikotin mit den Augen. »Einfach leben ist das einzige!« sagt er. Aber er schwelgt in törichten Phantasien von der »Welt« – und wenn er eine Bar betritt, ist seine

Haltung eine ganz andere als beim Eintritt in ein gewöhnliches Gasthaus. Dort ist er Weltmann und hier Spartaner. Dort ist er witzig, hier ist er bieder. Dort ist er knapp und hier leutselig. Wenn er sich erhebt, um eine Dame zum Tanz zu bitten, knöpft er sich den Rock zu wie einer, der sich zum Kampf rüstet. Er behauptet von sich, er tanze gut und er wisse »Frauen zu nehmen«. Es ist, als spräche er noch einmal von den Arbeitern. Im Karneval fährt er nach Köln. Im Herbst wird er Urlaub haben und an die Riviera fahren, Paris auf dem Rückweg besuchen. Paris kennt er schon. Er spricht über diese Stadt wie von einem Autocar aus. In seinem Notizbuch stehen die üblichen Gaststätten verzeichnet, in denen zum Beispiel Neger tanzen und Bewohner der Unterwelt Absinth trinken, die ganze Fremdenverkehrsromantik. Er prüft mich, ob ich die Lokale auch genau kenne. Er zweifelt an mir, wenn ich nicht entspreche.

Er ist freundlich zu mir, kameradschaftlich, er hat Vertrauen zu mir. Manchmal zweifle ich daran, daß ich überlegen genug sein darf, um eine Analyse von ihm anzufertigen. Ich möchte gern etwas Besonderes von ihm berichten können, seine Gewöhnlichkeit in einer schwachen Stunde erwischen, in der sie sich vergißt. Aber sie tut es nie und nimmer. – So ist er nun einmal, der Ingenieur mit dem Namen K. –

Kölnische Zeitung, 21.6.1931

EIN ARBEITER MIT NAMEN M.

Friedrich M. ist Arbeiter. Er ist in jenem Teil des Werks beschäftigt, wo die zischenden Eisenschlangen erzeugt werden, die feurige Tierwelt der Industrie, die nur lebt, solange sie brennt, und deren Leichen nützliche Gegenstände werden, wie Schienen und Drähte. Es ist eine schwere Arbeit. Man leistet sie nicht jahrelang ohne Schaden für die Gesundheit. Die Augen werden schwach; in der ewigen Glut verkümmert die Kraft der Pupille, verdorrt der Sehnerv, erschlaffen die Muskeln der Lider. Die Füße schwächt die heiße Dürre des Bodens, auf dem sie stehen, und die Lungen atmen schwerer in dem häufigen Wechsel von Wärme und Kälte. Dennoch ist die menschliche Natur imstande, die geschwächten Sinne aus unbekannten Quellen einer unbekannten

Kraft zu speisen, als hätte die unerforschliche Seele noch ein paar eigne Sinne zur Unterstützung der leiblichen! Jeder von uns hat es gelegentlich erlebt. Friedrich M. erlebt seit zwölf Jahren jeden Tag die merkwürdige Wiedergeburt seines Körpers. Dank diesem Wunder kann er arbeiten.

Er wohnt mit einer Frau und zwei Kindern in einem Zimmer und einer Küche im vierten Stock eines großen Hauses und zahlt vierzehn Mark Miete. Seine Kinder sind sechs und acht Jahre alt, sie leben jetzt in einer schweizerischen Ferienkolonie. Ich kenne nur eine Photographie. Es sind zwei anscheinend blonde Mädchen, mit harten, dürren Zöpfchen, in hellen Kleidchen, mit zwei breiten weißen Schmetterlingen knapp über den Stirnen, aus denen die Haare krampfhaft emporgezogen sind, so daß sie verkümmert-unregelmäßig aussehen, zwei kleine, eckige Kästchen. Hoffentlich werden die Kinder in der Schweiz besser gekämmt. Als die Mutter ein kleines Mädchen war, wurde sie ebenso hergerichtet, es ist eine alte Überlieferung in der Familie. Die Frau ist Hausarbeiterin. Sie näht für eine »bessere Schneiderin«, die bereits der Gruppe der »Modesalons« zuzuzählen wäre. Die Frau M. ist klein, schüchtern, braun und wäre leicht zu übersehen, wenn nicht ihre großen, dunklen, schönen Augen wären, in denen das Weiße sanft-bläulich schimmert – das Licht einer sommerlichen Mondnacht. Es ist, als hätte sich in diese Augen nicht allein die Schönheit geflüchtet, die der Frau nach Recht und Natur zustand, sondern auch die Schönheit eines ganzen Geschlechts. Es hatte vielleicht langer Jahre bedurft, damit diese Augen entstehen und leuchten. Ich weiß nicht, ob der Mann die Beschaffenheit der Augen zu würdigen weiß. Die Frau trägt sie achtlos wie einen nebensächlichen Schmuck. Ich kann mich der billigen Überlegung nicht erwehren, daß Schönheit der Augen einer sozialen Gehobenheit bedarf und daß eine Schönheit, der man nicht schmeichelt, eine Verschwendung der Natur ist. Das ist billig, aber richtig. Lassen wir es! Gehen wir zu Friedrich M.

Er hat eine gelbliche Gesichtsfarbe, hagere Züge und matte, helle Augen. Sein Mund hat einen gütigen, beinahe kindlichen Schwung, ohne den haarigen Überbau des blonden Schnurrbarts wäre es ein Knabenmund, mit auffallend roten Lippen, kurzgeschürzten, die leicht lächeln können: das einzige Volle, sehr Lebendige an einem dürren, kümmerlichen Mann, dessen Gang schief ist, weil die rechte Schulter »hängt«, wie ein Schneider sagen würde. Es schmerzt mich die Tatsache, daß

Friedrich M. den Ausdruck seines Angesichts wie seines Körpers, seine Gestalt und seine Bewegungen weniger der Natur, die ihn geschaffen hat, verdankt als der Arbeit, die ihn gewissermaßen noch einmal – und endgültig – geschaffen hat. Denn Arbeit ist eine zweite und grausamere Natur; sozusagen ein Segen.

Vergeblich bemühe ich mich, hinter den Kennzeichen, mit denen sie ihn übersät, die Eigenschaften des Einzelwesens Friedrich M. zu erkennen, den beruflosen Kern seiner Persönlichkeit, all das, was ihn vielleicht von der gleichgearteten Schar seiner Genossen scheiden könnte und noch nicht seinem sozialen Schicksal anheimgefallen ist. Denn ich mag nicht an die Gültigkeit des »Typs« glauben, der das natürliche Vorrecht des Menschen vor den Tieren leugnet, und ich wehre mich gegen die Vorstellung, daß alle Kollegen des Friedrich M., die, wie er, die feurigen Schlangen aus Eisen mit Zwickzangen zerschneiden, ihm gleich sein könnten oder gar auch mit ihm zu verwechseln. Aber wahrscheinlich gehörte zu der gültigen Erkenntnis der gültigen Persönlichkeit Friedrich M. die Fähigkeit, sein berufliches Geschick mit ihm zu teilen, und die gemessene Entfernung, aus der ich ihn sehe, ist belanglos, zumindest ungenügend. Wie er, wenn ich sein Zimmer betrete, ratlos vor der Aufgabe steht, mich zum Sitzen einzuladen, und gleichzeitig vor dem Bedenken, ob er mir das Sitzen in seiner Wohnung zumuten dürfe: Das ist nicht seine Haltung, das ist die seines Standes. Wie er mir die Hand gibt und ich an ihrer lockeren Berührung fühle, daß sie gewohnt ist, zu drücken und gedrückt zu werden, und diesmal nur einer eignen, gleichsam von ihr selbst erzeugten enthaltsamen Höflichkeit beflissen ist: Das ist nicht der Händedruck dieses Mannes, sondern gleichsam der seiner Klasse. Wo aber ist er selbst? Wo verbirgt er sich? Denn vorhanden ist er ja! Nichts klärt mich über ihn auf: weder die paar Broschüren, die er liest, noch die Zeitung, von der ein paar Nummern aufgestapelt auf einem Sessel liegen, eine nachzuholende Stückarbeit, für den Sonntagmorgen wahrscheinlich aufgespart.

Einmal geht er mit mir ins Theater. Es ist ein Sommertheater, man gibt die »Drei Musketiere«. Ich habe ihn gefragt, ob er es vorziehe, mit mir allein zu bleiben oder die Frau mitzunehmen. Er entschied sich nicht sofort. Es war ein Samstagnachmittag, es regnete, wir gingen durch die bewegten Geschäftsstraßen, er hatte einen Regenschirm aufgespannt, und weil er ein wenig kleiner war als ich, bemühte er sich, den Arm

möglichst hochzustrecken, damit auch ich geschützt sei. Nichts fruchteten meine Ablehnung und meine Versicherung, daß ich niemals einen Schirm gebraucht hätte. Meine Bemerkung: »Ich kann Regenschirme nicht leiden« schien ihn zu verstimmen, ich hätte sie gern zurückgenommen, es war zu spät. Mein loser, ästhetischer Hochmut war taktlos in einer Welt, in der Mäntel und Hüte Geld kosten, Geld. Wir streiften die Schaufenster mit den großen Scheiben, hinter denen der große Schund seine niedrigen Zahlen herausstreckte, die Waren zu fünfzig, neunzig, fünfundzwanzig Pfennig, die Hosenträger aus Bast, die Gürtel aus Papierlack, die Strümpfe aus Baumwolle, die Jacken aus dünngewalztem Sackleinen, die Hüte aus Maché, den Stahl, der Nickel war, und das Nickel, das Blech ist, und das Blech, das Stanniol ist, die Bleistifte, deren Blei bei der Berührung mit dem Papier zerbröckelt, die Füllfedern, aus denen die Tinte in dicken Tropfen blutet, das Papier, in dem sich die Federn fangen wie Fischlein in Netzen, die dünnen Kelche aus grünlichem Flaschenglas, das an Sümpfe erinnert, die Teller mit den Porzellanblasen und den schiefen, aber vergoldeten Rändern, die Vasen aus ungegorenem Kaolin mit umgelegten Eselsohren: All das streiften wir mit Blicken und Ärmeln, und Friedrich M. sagte: »Jetzt wird alles billig!« Er sagte es ganz ernst, aber er konnte es doch nicht so gemeint haben, seine Ironie lag tief in vielen Hüllen eingewickelt, von denen die eine Unsicherheit des Ausdrucks sein mochte, die zweite Zweifel an der Richtigkeit seiner Meinung, die dritte Angst vor der Selbstverständlichkeit der Bemerkung und die vierte Bitterkeit vielleicht, ja, einfache Bitterkeit... Dann, ohne Übergang, äußerte er, daß er lieber allein gehe. Seine Frau gehe auch, im Winter, ins Theater. Aber sie unterhalte sich nicht dabei. Es war vielleicht Rücksicht auf die Geldausgabe, vielleicht ein wenig Eifersucht, ein wenig von der Überlegung, daß die abendliche Freiheit eine männliche Angelegenheit sei, eine Frau ohne Not im Theater Verschwendung: Vieles wird dabeigewesen sein.

Wir kamen eine Viertelstunde zu früh, saßen in der dritten Reihe, mußten oft aufstehen, weil die andern später kamen. Friedrich M. trug einen blauen Anzug, einen blendenden Kragen, ich schämte mich ein wenig meines blauen Hemdes. Er war nicht unfeierlich, eine weiße, gepuderte Ruhe strömte sein glattrasiertes Kinn aus, auch die Stirn unter dem braunen Haar erschien weißer, etwas höher als sonst, die harten, trockenen, nicht zu starken Hände hielten den Theaterzettel,

die Augen lasen in dem lächerlichen Heft mit einem Ernst, den nur noch ein Arbeiter einem gedruckten Erzeugnis entgegenbringt, jenseits aller Kritik, vor aller Kritik. »Hier bin ich schon mal gewesen«, sagte er und sah sich um, sorgfältig, als prüfe er, ob sich etwas verändert habe. Dann blätterte er weiter im Heft, las mit nachdenklicher Miene den törichten Schabernack, die Wichtigtuerei provinzieller Witzbolde, lächelte nicht, räusperte sich, als die Musik anfing, um später nicht stören zu müssen, setzte sich aufrechter hin, als er schon gesessen war. Er sah aus, als stimmte er sich zum Zuhören, wie ein Musiker ein Instrument zum Spielen stimmt. Das Stück begann.

Er lächelte oft, lachte manchmal, klatschte aus Gutmütigkeit, nicht aus Begeisterung, der Vorhang fiel, das Licht brach an. Er saß da, unbewegten Gesichts, als hätte nur das Spiel vermocht, den Ernst des Lebens zu verwischen, der eben auf die Pause gelauert hatte, um wieder zu erscheinen. Alle gingen hinaus, wir standen auf, ein paarmal, ließen alle hinausgehen, saßen auf unseren Plätzen, sprachen nicht, waren ein bißchen braven Schülern in der Pause ähnlich. Noch einige Male standen wir auf, das Spiel begann. »Langweilt es?« sagte ich leise, wie ein Arzt fragt, ob es schmerzt. »Es ist ganz hübsch«, sagte er. »Es war ganz hübsch«, sagte er noch einmal am Schluß der Vorstellung, wartete lange, bis es leer an der Garderobe geworden war, nahm Regenschirm und Hut, und wir gingen.

Ich nahm Abschied, verließ ihn, fuhr am nächsten Tag in eine andre Stadt und schrieb ihm einen Gruß. Darauf erhielt ich eine Ansichtskarte. Es war keine Ansichtskarte aus der Stadt, in der Friedrich M. wohnte, sondern aus einer ziemlich entfernten Gegend des Niederrheins, bunt, sommerlich satt, dunkelgrün, mit blauem Himmel. Sie stammte entweder aus einem Vorrat von Ansichtskarten, einem »Posten«, oder – und das ist wahrscheinlicher – Friedrich M. hatte sie sorgfältig ausgesucht, etwas Schönes wollte er mir schicken. In einer geraden Schrift mit Haar und Schatten stand folgendes geschrieben:

»Nichts Neues ist hier geschehen. Die Kinder kommen Ende nächster Woche. Die Mutter freut sich darauf und läßt Sie bestens grüßen. Besten Gruß! Friedrich M.«

Und darunter:

»Ich zehre noch von ihrer Anwesenheit. Der Obige.«

Kölnische Zeitung, 21. 6. 1931

REISELEKTÜRE

In den metallenen Automaten auf den Bahnsteigen stapeln sich manche Autoren in gekürzten Ausgaben, gegen den Einwurf einer Münze werden sie ausgespuckt, wie Schokoladetäfelchen und Pfefferminzplätzchen. Ich verweile niemals ohne Rührung vor den dünnen Bänden hinter der Automatenscheibe und nicht ohne aufrichtige Ehrfurcht vor den Autoren, auf denen sichtbar der ewige Schimmel der Unsterblichkeit lagert. Es sind die Stollwerck-Klassiker der Nation. Es gibt keinen höheren Grad der Popularität. Die garantierte Unlesbarkeit eines Autors ist einfach durch die Tatsache widerlegt, daß er in den Rang einer »Erfrischung« erhoben wird. In der Tat erinnert der fade Geschmack, den Pfefferminzen an grauen Morgen nach durchfahrenen Nächten im Gaumen hinterlassen, an manche berühmten Bücher lebender Autoren. Es gibt ohne Zweifel eine innige Beziehung zwischen »Reiseproviant« und »Reiselektüre«. Beides wird auf unseren Bahnhöfen im gleichen Tonfall ausgerufen. Es scheint in der menschlichen Konstitution begründet, daß sie auf Reisen des »Zeitvertreibs« eher bedarf als zu Hause. Man ißt aus Langeweile, man liest aus Langeweile. Davon profitieren die Speisewagen und die Literatur. Nirgends – so scheint mir – wird die Degradierung des Buchs zum »Zeitvertreib« so deutlich wie in der Eisenbahn. Alle Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, die auf den dreirädrigen Karren vor die Waggonfenster gerollt werden, scheinen zusammen mit den »Keks-Packungen« erzeugt worden zu sein. Und die Art, in der mein Reisegefährte in einem Buch blättert, erinnert mich fatalerweise an die Art, in der man an diesen brüchigen, salzig-süßen Dingen knabbert, die Gaumen und Magen gewissermaßen zu nichts verpflichten. Und selbst das Rascheln der Buchblätter hat für mein Ohr jenen ganz bestimmten Klang, der dem Knistern einer hygienischen Papierpackung entspricht. Offensichtlich wird hier die beschämende Tatsache zugegeben, daß man nur liest, wenn man »nichts zu tun« hat. Das Buch wird eine »Erholung« wie die Ferienreise. Es »lenkt ab«, »zerstreut«, »läßt vergessen«. Es erfüllt die Aufgabe jener zerstreuenden Lektüre, die in widerwärtigen Wartezimmern der Zahnärzte »ausliegt«. Wahrhaftig: es »liegt aus«. Es liegt schamlos aus.

Kein Zweifel, daß die meisten »spannenden« Bücher, die heute ge-

schrieben werden, ihre Popularität den Eisenbahnen, den Flugzeugen, den Zahnärzten und der Unfähigkeit des Menschen von heute, mit sich allein zu sein, zu verdanken haben. Er liest, wenn er krank ist, wenn ihm etwas weh tut, wenn er fährt und wenn er Ferien hat. Solange er gesund ist und seßhaft, spielt er Bridge und Domino; zum »Zeitvertreib«. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihn hie und da auch etwas ergreift, ja erschüttert und daß er dem Zufall einer Zahnplombe und einer Ferienreise ein »literarisches Erlebnis« zu verdanken hat. Aber dann ist es beinahe ein Mißgeschick: Er hat einen Kriminalroman erwartet oder eine Laszivität. Weil der Zug nicht halten konnte oder weil kein Buchladen in der »Sommerfrische« war, war er gezwungen, sich ergreifen zu lassen, statt, wie es sein Wunsch war, lediglich »unterhalten« zu werden. Er hatte den Wunsch nach »Reiselektüre«. Erlebt man heutzutage nicht Erschütterungen genug »im Geschäft«? Bei *der* Krise?!
Ich glaube nicht, daß gute Bücher für jene Leser bestimmt sind, die Reiselektürenkäufer sind, aus Prinzip. Aber ich bin überzeugt, daß die meisten Autoren von heute lediglich Reiselektüre erzeugen, Erfrischungen und Ermüdung, Zeitvertreib und Fadigkeit, Landschaftsersatz und Schlafmittel. Somit ist alles in Ordnung und der Leser würdig der zeitgenössischen Literatur.

Frankfurter Zeitung, 7. 6. 1931

ERINNERUNG AN EINE WEISSE DAMENKAPELLE

Ich weiß nicht mehr genau, um welche Zeit die ersten »Damenkapellen« an öffentlichen Plätzen aufzutreten begannen. Es scheint, daß sie ein paar Jahre vor dem Krieg Mode geworden waren. Sie hatten damals etwas Kühnes und waren doch keinen körperlichen Gefahren ausgesetzt; sie schienen, obwohl ihr Risiko weit geringer war, den Mut von Seiltänzerinnen und Trapezkünstlerinnen zu besitzen. Sie traten zum Spiel an wie zu einem Turnier; und wenn sie spielten, fochten sie eigentlich. Unerklärlich, warum sie, diese holden Mädchen mit den klangfreudigen Gemütern, so stark an Amazonen erinnerten und weshalb sich in die erotische Sphäre, die sie umhüllte, so viel bellikoser

Glanz mischte. Sie spielten mit »Elan«. Sie gossen das ganze Temperament ihrer blühenden Mädchenleiber in Geige und Cello. Es zitterte aus dem hohlen Innern der Trommel und strich dahin, in einem goldenen Wind, über die Saiten der Harfe. Der Taktstock der Frau Kapellmeisterin war ein lieber Wink, der bleibende Gestalt angenommen hatte. Und das Mädchen mit der Flöte küßte ihr Instrument mit gespitzten roten Lippen, in einem langen, süßen, melodischen Kuß. Alle zusammen schienen den triumphalen Anbruch der Frauenemanzipation zu demonstrieren; dieser Emanzipation, die um jene Zeit noch von den greulichen »Suffragettes« angeführt wurde. Während also die reizlosen Schwestern in London Briefkästen mit Petroleum überschütteten und verbrannten, eroberten die guten Mädchen, von denen wir hier singen, Estrade, Podium und Garten-Pavillon und rührten mit ihren Schalmeien in mehr als einem Sinne unser Herz. Sie waren eine vortreffliche Verbindung von Nixen und Amazonen. Sie hatten etwas Gewagtes, weil sie sich als »Attraktion« zur Schau stellten; aber gleichzeitig etwas Sittiges, weil sie sich zeigten, um sich hören zu lassen, und weil sie im Dienst der Musen standen, der merkwürdigen Frauen, die immer nackt sind und niemals anstößig. Um ihre Sittenreinheit besonders kenntlich zu machen, waren die musizierenden Damen gewöhnlich weiß gekleidet. Jene, die ich in treuer Erinnerung habe, trugen blütenweiße, knappe englische Kostüme mit himmelblauem Revers und schlanken Passepoils an den umgelegten Manschetten. Eine breite himmelblaue Schärpe zeichnete die Kapellmeisterin aus. Und ihr Kommandostäbchen war weiß, ein richtiges Zauberstöckchen. Ich hätte mich keineswegs gewundert, wenn es plötzlich angefangen hätte, Blüten auszuschlagen. Was die technische Genauigkeit des Spiels betraf, so bemühten sich die Mädchen, ihre männlichen Kollegen zu übertreffen. Und manchmal taten sie ein übriges, und es gelang ihnen, dermaßen exakt und hart zu werden, daß sich unter ihren Händen die Walzer beinahe in Märsche verwandelten. Es war der musikalische Ausdruck des großen weiblichen Talents zu übertreiben. Welch edler Mut! Hier konnte von falschem Spiel keine Rede sein. Diese Frauen waren rein und tugendhaft, ich hätte meine Hand für alle ins Feuer gelegt und sie der und jener angeboten. Natürlich hatten die Damenkapellen auch manchmal Pause. Dann stiegen sie, eine nach der andern, die paar Stufen der Estrade hinunter – und man sah dabei ihre zarten Knöpfelschuhe. Auch diese waren sittsam, Schnürsenkel hätten sich

leicht lockern können, wie es ja auch vorkommt, die schwarzen Knöpfe aber hielten stand wie Schlösser und Wächter. So sittig dahinzustreichen, zwischen den Tischen, an denen die Männer saßen, ohne Zweifel unberührt von deren sengenden Blicken, Künstlerinnen in der Pause und gar nichts weiter, eingehüllt in weiße Tugend! Ja, so war's! Unmöglich, diese Frauen zu verwechseln. Waren sie schon oben, auf dem Podium, über jeden Verdacht erhaben, so schienen sie unten, während sie ihre Reinheit spazierenführten, Schwestern jener gemalten Wesen zu sein, die auf alten Bühnenvorhängen mit Leier und Lorbeer dahinschweben. Und daß sie nicht schwebten, sondern schritten, war schon Wunder genug! Wie wunderbar wurde es erst, als sie sich an ein reserviertes Tischchen setzten (sie nahmen ja eigentlich Platz) und anfingen, sich mit Kaffee und Schlagsahne zu stärken, als hätten sie, wie andere Frauen, leiblicher Nahrung bedurft! Aßen sie doch nur, um sich nicht zu unterscheiden! Und es war deutlich, daß sie ein Butterbrot dem Kuchen vorzogen. Es war vertraglich ausgemacht. Und damit hier und dort ja nur keine falschen Vorstellungen oder gar Hoffnungen geweckt würden, hatte der Inhaber des Lokals über dem Musikpavillon eine Inschrift angebracht, klipp und klar, daß die Damen der Kapelle keine Einladungen aus dem geschätzten Publikum anzunehmen geneigt seien. Ja, so war es damals: Die Jugend lebte in Festungen und war dennoch eine Attraktion. Der dröhnende Applaus, der den Damenkapellen zuteil wurde, war nicht Begeisterung allein; so äußerte sich vielmehr, in jenen Tagen, die Galanterie. Sie hatte noch ihre elementaren Ausbrüche wie die Leidenschaft. Dann machte die Kapellmeisterin einen zierlichen Knicks und sah einen Augenblick aus wie ein Backfisch. Ihre Autorität war begründet, konnte es sich leisten, lieblich zu erscheinen...

Frankfurter Zeitung, 20. 6. 1931

BEIM UHRMACHER

In der kleinen Stadt, in der ich einen Teil meiner Kindheit verbrachte, gab es einen einzigen Uhrmacher; wenigstens erinnere ich mich nicht, mehr als einen in jener Zeit gekannt zu haben. Damals war mir noch das Zifferblatt einer Uhr ein rundes und ein wenig unheimliches Rätsel, ein Gegenstand für die Großen, mit dem sie die Zeit maßen, ihre Zeit, die nicht die meine war. Vor mir lag noch die Zeit wie ein uferloses Meer. Dieses, mein Zeitmeer, schien überhaupt nicht gemessen werden zu können. Und die Uhren, denen mein Blick begegnete, hingen gewöhnlich unerreichbar hoch oder lagen in den Taschen der Großen; Geheimnis umgab sie, zerbrechlich waren sie, man durfte sie nicht in der Hand halten, man konnte nicht mit ihnen spielen, sie waren »nicht für Kinder« -- mit Recht nicht für Kinder. Sie tickten, sie räusperten sich, sie schlugen. Sie maßen mit Zeiger, Schlagwerken, Glocken den erwachsenen Menschen ihre lange Zeit zu. Manchmal hielt einer von den Großen, einer bewährten Überlieferung zufolge, seine glänzende Taschenuhr vor meine Augen, legte sie an mein Ohr, ohne sie aus der Hand zu lassen, und die bange Ahnung im Herzen, ich könnte nach ihr fassen und sie zerbrechen. Er hielt das Spiel auch nicht allzulange durch. Nach einigen kurzen Sekunden barg er sie bereits wieder in der Westentasche, und über seinen Bauch bis zu deren Schlitz zog sich lediglich die verführerische metallene Spur der Kette, ein sanfter, glitzernder Bach, der einem Knopfloch entsprang und in den runden, verborgenen Uhrsee mündete. Es sei halb drei, sagten die Großen, oder auch zwölf ein Viertel – und alles war gleichgültig. Meine Zeit hatte noch keine Stunden. Aber wie oft hätte ich gewünscht, auch ich könnte den Zeigern und den Zifferblättern ihre Verkündigungen ablauschen und sie so wichtig nehmen wie die Großen! Ja, ich ahnte vielleicht wohl auch irgendeinen Zusammenhang zwischen ihrer ständigen Bereitschaft, die Zeit zu erfahren, und dem blassen Schrecken, mit dem sie von Krankheit, Tod und Toten sprachen. Sie verstummten dann, sobald ich aufzuhorchen begann, man verbarg den Tod vor mir wie die Uhren, und Leichenbegräbnis zu spielen, verbot mir meine Mutter. Deshalb blieb auch der kleine Friedhof, an dessen Mauer ich oft vorübergeführt wurde und auf dem, wie ich wußte, ein Großonkel begraben war, ein geheim ersehntes Ziel, das ich

mir vornahm, einmal zu erreichen. Ein fremder, kühler Schauer durchströmte mich. Es war der Schauer der Neugier und der Ahnung. Und es gab in der Stadt nur noch *einen* Ort, an dem ich von einer ähnlichen unnennbaren, unerklärlichen Ahnung gestreift wurde und den ich manchmal betreten durfte: Es war der Laden des Uhrmachers.

Obwohl er – ich erinnere mich – jung und blond war, machte er mir doch immer den Eindruck, ein Alter zu sein, älter jedenfalls als die Männer, die ich näher kannte und die so jung waren wie er. Es war, als hätte er nicht eine einzige, sondern viele Zeiten zu leben, den zahlreichen Uhren zufolge, von denen er umgeben war – und vielleicht auch infolge der Dunkelheit, die ständig in seinem tiefen, schmalen Laden herrschte. Eine Finsternis war es geradezu – und welch eine beredte! Tausend Stimmen schien sie zu bergen: Es tickte aus ihr, es wisperte, alle Uhren gingen – und wenn die Stunden kamen, begann ein verworrenes und verwirrendes Glockenspiel wie von vielen Türmen vieler Städte, die alle in diesen einen schmalen Laden eingefangen und eingesperrt waren. Und obwohl die Glocken ja gerade die Zeugen der Gegenwart waren und keine andere Zeit kündeten wie die Gegenwart, war es dennoch (vielleicht weil sie aus der Mitte der Finsternis ertönten), als zählten sie nicht die fließenden, sondern die längst abgelaufenen Stunden aus verwehten Jahrhunderten. Und wenn der Uhrmacher seine zylinderförmige schwarze Lupe vor das Auge klemmte, um die Uhr zu untersuchen, die mein Begleiter gebracht hatte, war es mir, als sähe er durch ein schwarzumrandetes Loch in eine ferne Vergangenheit, in die Gräber vielleicht, die sich auf dem Friedhof befanden.

Ich weiß auch heute nicht genau, warum es so war. Aber immer, heute noch, wenn ich auf den hurtigen Kreislauf des Sekundenzeigers meiner Uhr sehe, merke ich mit kindischer Erschütterung jene unbestimmbare, längst geahnte Beziehung zwischen der Schnelligkeit der Zeit und der Promptheit des Todes. Und der längst erfüllte Wunsch meiner Jugend, die Zeit messen zu können, weicht einem neuen, nichts mehr von ihr zu wissen. Ist es schon die Wiederkehr jenes alten Heimwehs nach dem Friedhof? Ein müßiges metaphysisches Spiel aus müßigem Anlaß? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß die Holzwürmer genauso ticken wie die Uhren – und daß Holzwürmer in Särgen wohnen.

Frankfurter Zeitung, 21. 6. 1931

GEDICHT VON VERSCHOLLENEN BÜCHERN

Damals las man Nick Carter, Karl May und die ziegelroten Reclam-Bändchen. Ihr Einband war (wie man sich noch erinnern wird) sehr seriös, zugleich heiter, die Vignette hatte etwas Antikes, erinnerte gleichzeitig an einen gerafften Bühnenvorhang und vermittelte die Erwartung, die fünf Minuten vor dem Beginn des Theaterspiels einsetzt, genau die gleiche Erwartung. Also bekamen auch die schöne Prosa und das Wissenschaftliche einen dramatischen Charakter, man schlug das Büchlein auf, und Seite um Seite war nichts anderes als Szene um Szene von einem geheimen und geheimnisvollen Rampenlicht verklärt, man saß vor dem aufgeschlagenen Buch wie in einem Parkett, und man erblickte Erkenntnisse, Erzähltes und Erfahrungen, wie man nur Handlungen erblickt, aus einer Distanz, die eigentlich das Ereignis nahebringt, und in einer regungslosen, absoluten Ruhe, die eigentlich leidenschaftliche Teilnahme ist. Die neuen Reclam-Bändchen sind inzwischen, nebenbei gesagt, blasser geworden, es ist nicht mehr das satte Ziegelrot von ehemals, sondern ein anämisches von heute, der Verlag scheint sich vor der »neuen Zeit« seiner alten Vignette geschämt zu haben. Die Bändchen tragen jetzt ein paar nackte, gerade Striche, unerbittliches Ornament einer Reiselektüre für Aviatiker, in der falschen Voraussetzung, daß Aviatiker lesen. Man bekam in manchen Buchhandlungen, auch ohne ihn gefordert zu haben, den Katalog, der aus zarten, hellgrünen Blättern bestand, ein April-Grün war's, dicht besät von verheißungsvollen Titeln und Autorennamen, der ganze üppige Reichtum des menschlichen Geistes war klassifiziert und mit Nummern versehen, die Losungsworte waren, Zauberformeln, Spinoza heraufbeschworen, Goethe, Pascal und Shakespeare. Man kannte keinen Fußball, man erlitt manchmal höchstens einen Rückfall in die unüberwindliche Lust, Murmeln zu spielen, und man trug auch bunte Glaskugeln in der Hosentasche, neben dem großen Taschenmesser und der kleinen Pistole, der die Patronen fehlten. Nick Carter war verboten. Er verdarb uns. Man sah's ihm gleich an, daß er verderblich war. Die glänzende, üppige und fürchterliche Buntheit seines Umschlags, der mit Blut, Revolvern, Leichen, Blendlaternen nicht geizte, und die faserreiche, holzige und gelbliche Beschaffenheit seines Papiers strömten die lockende Atmosphäre verbotener Lokale aus und gehei-

mer Laster, der bunte Farbendruck wies eine entfernte Verwandtschaft mit der satten Schminke mancher Mädchen auf, und die doppelreihig bedruckten, langen Seiten hatten eine deutliche Beziehung zu manchen stillen Gassen mit den gelben Laternen und den schwärzlichen Häuserzeilen. Man mußte die langen Hefte zweimal falten, um sie in der Tasche bergen zu können, man las dann über arg gerunzeltes, weichgeknittertes Papier hinweg, und die Druckfehler wimmelten in den Runzeln und Falten des Papiers, ebenfalls schäbig und lasterhaft, sündhafte Insekten, auch sie noch mit dem Reiz des Verbotenen behaftet. Das Okkulte, die Hypnose, die Geschlechtskrankheiten, der Spiritismus, Lombroso, die Phrenologie, die Chiromantie, das Kartenspiel, die Graphologie, den weiblichen Körper und die Geheimnisse der Zeugung: All das erfuhr man aus der sogenannten »Miniatur-Bibliothek«. Sie bestand aus kleinen Bändchen von der Größe durchschnittlicher Notizbücher, der starke, widerstandsfähige Papiereinband hatte die genarbte Haut von Blutorangen und deren Farbe, und alle Grenzweisheiten der Welt standen in dem Büchlein. Man las damals noch den Schund wie das Erhabene mit der gleichen Spannung, man hätte gewünscht, auch das Erlaubte verboten zu sehen. Man sog Lust aus dem Buch, das man las, und was man noch nicht gelesen hatte, erzeugte geradezu Lüsternheit. Es gab keine bestimmten Zeiten, Jahres- oder Tageszeiten für die Lektüre. Jede Witterung paßte und jeder Ort: der Frost und die Hitze, der Regen und die Klarheit, der Schatten eines Baumes, die grüne Kühle des Waldes, die graubraune Dämmerung des Torbogens und die gespannte, lauschende und plötzlich unterbrochene Schweigsamkeit des Treppenflurs, die helle Behaglichkeit des Fensters und die dunkle des Sofas, die Wärme des Bettes und der gelbliche Lichtkegel der abendlichen Lampe. Ja, lesen konnte man selbst, wenn man wanderte. Zugeklappt ruhten, in mahnender Passivität, die Schulbücher und die Hefte, was in ihnen gedruckt stand und noch aufgeschrieben werden sollte, war unvermeidlich, gewiß! Aber sie sollten nur warten! Sie hatten Zeit, Zeit, die ihren Umfang so merkwürdig verändern konnte, denn das Buch verschlang die Stunden, die Zeit schritt nicht etwa fort, sie verschwand einfach. Auf das helle Papier fielen die Schatten der Dämmerung, der Abend wehte an das Buch heran. Es freiwillig zu schließen war besondere Qual. Man hielt die Hände an den Ohren, man machte sich Scheuklappen, es gab nur die einzige Richtung für die Aufmerksamkeit: Das bedruckte Blatt, das

Ziel lag vor Augen. Aber man fühlte es gleichsam auch anfeuernd im Rücken.

Es gab eine »kleine Bücherei« (ich weiß nicht mehr genau, wie sie hieß), aus vielhundert Bändchen schien sie zu bestehen, aus Geschichten, nach denen kein Hahn mehr kräht, verfaßt und treulich aufgeschrieben von Autoren, deren Spuren längst verweht sind im Wind der Jahre, illustriert von anonymen Zeichnern, deren Redlichkeit bereits den Namen Kunst verdiente. Die Zeichnungen lagen mitten im Text, grau, fein gestrichelt und bescheiden, umrandet von leerem, weißgelblichem, unbedrucktem Papier. Die gezeichneten Figuren und Situationen schwammen also wie zarte Schatten auf der Oberfläche kleiner, heller Teiche. Ein Satzfragment aus dem Text kündete deutlicher an, wohin sie gehörten. Manchmal lag die Illustration ein paar Seiten weiter als der erzählte Vorgang, den man anschaulich machen sollte. Dann war es, als träfe man alte Bekanntschaft an einem Ort, wo man sie gar niemals vermutet hätte – und nach langer Zeit, obwohl kaum ein paar Minuten verstrichen waren. Die Illustrationen hatten verwehende Konturen und dennoch eindringliche Kraft, sie hatten etwas von jenen Träumen, die man wie reale Ereignisse in der Erinnerung behält, obwohl sie im dunklen Meer des Schlafs untertauchen. Und die Geschichten, so harmlos sie auch sein konnten, so unwahrscheinlich, so phantastisch-bieder, so lehrhaft-väterlich: Sie erweckten doch die abenteuerlüsterne Neugier, und man glaubte ihnen aus Dankbarkeit wie einem Trost im Leid. Die Söhne zogen aus und kehrten erst nach langen Jahren wieder. Frühling war's gewöhnlich, wenn sie auszogen, mit Bündel und Stecken. Die zarte Linde in der Zeichnung trug noch zartere Blüten, und unter dem unendlichen Gewölbe des blauen Himmels, der auf dem kleinen Raum natürlich nicht untergebracht werden konnte, aber dennoch um so deutlicher geahnt wurde, wuchs riesengroß das Weh des Abschieds, die ganze große Welt und die ganze kleine Brust zu erfüllen. Ja, so wird es wohl gewesen sein: Eine große fremde Welt war da, bereit, einzuströmen, in das eigene kleine Herz.

Fast alle Titel habe ich vergessen und fast jeden Inhalt. Nichts anderes verhaftet noch im Gedächtnis, als was etwa von gehörten Glocken übrigbleibt und von fremden kleinen Städten, die man in Eile durchschreitet. Heute, wenn Bücher ins Haus kommen, ist es, als wären sie nicht ganz echt, nachgemachte Bücher sozusagen. Es sind auch meist

Belegexemplare. Sie kommen zu mir wie zu den Ärzten die »Probemuster« neuer pharmazeutischer Produkte, nicht anders. Es wird jetzt so viel Neues produziert, in der Chemie und in der Literatur. Man verliert den »Überblick«. Und man bedarf seiner auch gar nicht.

Frankfurter Zeitung, 21. 6. 1931

NACHMITTAG IM FREMDEN HOTEL

Das große Hotel steht mitten in der ansehnlichen Provinzstadt wie deren Traum von der großen Welt. Es gehört noch zum Bahnhof, obwohl der ziemlich entfernt ist. Es gehört nicht etwa zum Rathaus, obwohl dieses ziemlich nahe ist. In diesem Hotel bleibt selbst der Bürgermeister ein zwar angesehener, aber keineswegs bedeutender Gast. Mitten unter den Fremden ist er nichts mehr als ein Einheimischer, und dem Hotelportier, dem oft zumute ist wie einem Weitgereisten, weil er in all den Ländern zu weilen glaubte, aus denen die eiligen Gäste kommen, stellt sich der Bürgermeister als ein besserer Provinzler dar; als ein Mann, der seine Würde gerade jener Eigenschaft verdankt, auf die es im Verkehrsleben gar nicht ankommt: nämlich der Seßhaftigkeit.
Wenn aber das große Hotel sich einbildet, es repräsentiere in dieser Provinzstadt die große Welt, so bleibt es doch für mich, wenn ich aus der Welt herkomme, der Ort, in dem ich der konzentrierten Provinz begegne. Denn wenn ich, ermüdet von der Arbeit, unter lauter Einheimischen ein Fremder zu sein, mich am Nachmittag in die Halle des großen Hotels begebe -- siehe da: so haben sich alle Einheimischen, die so gerne Fremde sein möchten, in eben dieser Halle versammelt, als hätten sie keine Wohnungen, keine Heime, keine Kinder, keine Küchenmädchen, keine Kanarienvögel, keinen Ernst des Lebens, keinen Boden der Tatsachen. Die kleinen Tischchen sind gedeckt, Blumenvasen behindern die Bewegung und zaubern den Frühling herbei; auf einem erhöhten Boden spielt eine Musikkapelle, und alle Fremden sind Einheimische und fühlen sich fremd. Die Fremden aber, die aus den fernen Ländern vereinzelt in diese Stadt mit mir gekommen sein mögen, für die diese Hotelhalle der natürliche Aufenthaltsort wäre, diese wirklich Heimatlosen sind dermaßen abwesend, daß man glauben

könnte, sie säßen einstweilen in den verlassenen Wohnungen der Einheimischen. Wo ist der Holländer von 128? Wo der Italiener von 315? Wo der Schweizer von 200? Ihre Schlüssel hängen neben der Portierloge. Sie haben Freunde in dieser Stadt, sie sind inzwischen vielleicht heimisch geworden. Nur ich, der einzige Fremde, sitze in der Halle, und der Kellner, der den Fremden nicht traut, sieht mich mißtrauisch an. Was hat ein Hergereister im Hotel zu suchen?

Wäre ich unter Fremden ein Fremder -- ich wäre nicht einsam. Da ich aber unter Einheimischen sitze, die in mein Gebiet eingedrungen sind, bin ich selbst ein Eindringling, verlassen, wenn nicht gar verhaßt. Wie kommt es, frage ich mich, daß diese Menschen, deren Ehrgeiz es doch ist, Fremde zu sein, keine Solidarität mit der Fremdheit fühlen und fremd und heimisch untereinander bleiben wollen? Alle grüßen einander. An mir gehn sie vorbei wie an einem Ausgestoßenen. Noch an den kleinsten Tischchen sitzen sie zu dritt und viert. Ich aber sitze allein an einem Tisch, nehme ihnen den Platz weg und bin im Verhältnis zu ihnen so dünn, daß sie überzeugt sein müssen, ich machte mich breit. Denn selbst meinen geringen Umfang scheinen sie mir übelzunehmen, und sie addieren, was mir zur vorschriftsmäßigen Eingesessenheit an Gewicht fehlen mag, zu meinen andern Fehlern.

Es ist laut, und es herrscht jener Zustand, den man bei uns »Gemütlichkeit« nennt. Ein Frauen-Wohltätigkeitsverein hat sich in einer Ecke versammelt. Er besteht aus grünen und gelben Jumpern. Ein paar furchtbare Augenblicke lang denke ich an die entsetzliche Möglichkeit, daß ich jemals Objekt dieser Wohltätigkeit werden könnte. Weshalb nicht? Ein Fremder! Wie leicht kann es ihm geschehen, daß er ohne Geld bleibt und krank wird und aus Not ein Verbrechen begeht, ins Gefängnis gerät und dann, zwecks Rettung, in die hilfreichen Arme dieser Jumper. Da sitzt auch schon ein Mann, der einem Untersuchungsrichter auf kein Haar gleicht – denn er hat eine Glatze. Er wird mich, mag er auch jetzt, beim Fünf-Uhr-Tee, den er in Bier verwandelt hat, ein wenig stumpfsinnig aussehen, dennoch sehr konsequent ausfragen, und wenn er auch nicht Verstand von Natur und Geburt hat, so wird ihn doch die Feindseligkeit des Einheimischen gegen den Fremden scharfsichtig genug machen, mir ein Verbrechen nachzuweisen. Alle scheinen plötzlich darauf aus zu sein. Ich bin ein Fremder – wie konnte ich wagen, mich in ein Hotel zu begeben? Hierher gehören *sie*, die hier jeden Nachmittag sitzen, um Fremde zu spielen. Ich habe

ihr Spiel gestört. Ich bin als ein wirklich Fremder hierhergekommen, und ich gleiche etwa einem Räuber, der in eine Gesellschaft von Schauspielern gerät, die Räuber spielen. Sie hatten lange Zeit nicht gewußt, daß es auch wirklich Fremde geben kann. Sie hatten gedacht, nur sie wären Fremde, am Nachmittag von vier bis sechs. Nun, da ich kam, störte ich ihr Spiel und stellte ihrer Phantasie die Realität entgegen -- diese Wirklichkeit, vor der sie die große Angst haben, den »panischen Schrecken«.

Welch ein Glück, daß die Musik nur bis sechs Uhr bezahlt wird! Wenn sie aufbricht, schon, wenn der erste Geiger sein Instrument in dem schwarzen Sarg zur Ruhe bettet, ist der Zauber dahin, und die Einheimischen sind wieder einheimisch. Sie kehren heim, zu Fuß und in der Straßenbahn. Nun ist die Halle leer, die Blumenvasen, die schon früher überflüssig waren, sehen bereits so aus, als hätten sie selbst den Grad ihrer Nutzlosigkeit eingesehen und als bedauerten sie, dagewesen zu sein. Jeder der Jumper hätte eine mitnehmen müssen. Aber nein! Diese Blumenvasen werden auch noch morgen und übermorgen ihre Dienste leisten müssen, die gehören zum Stil des Nachmittags, sie sind gewissermaßen der Fünf-Uhr-Tee für die Augen.

Langsam kommen die andern, die wirklichen Fremden. Der Holländer, der Italiener, der Schweizer. Der Traum der Eingesessenen vom Fremdsein ist zerronnen. Sie haben ihre Wohnungen wieder aufgesucht und sitzen dort, Zeitung lesend oder Karten spielend, mit dem Gefühl, daß sie zur großen Welt gehört haben.

Morgen werden sie es wieder tun. Ich werde wieder in einer andern Stadt sein, ein Fremder unter andern Heimischen, in einer andern Hotelhalle. Und selbst damit hätte ich mich schon abgefunden. Wenn nur nicht die Jumper und die Blumenvasen überall gleich wären. Denn ich liebe die Abwechslung.

Frankfurter Zeitung, 27. 6. 1931

»DIE FRAU AUS ANDROS«

Von dem amerikanischen Erzähler *Thornton Wilder* sind bis jetzt, soviel mir bekannt ist, drei Bücher in deutscher Übersetzung erschienen. Alle drei sind geeignet, bei den Lesern der zeitgenössischen amerikanischen Literatur einigermaßen Verwunderung zu erregen. Wilder ist nämlich, seiner literarischen Konstitution nach, ein europäischer Schriftsteller, geradezu ein »lateinischer« Schriftsteller, mit allen Merkmalen ausgezeichnet, an denen man den Humanisten erkennt. Gäbe es in der Welt noch viele Leser mit europäischem Literaturgewissen, Wilder wäre vielleicht ein sogenannter »Welterfolg«. So aber ist er lediglich ein »literarischer« und wahrscheinlich auch noch ein angefochtener. Denn weit entfernt von jener »dokumentarischen Aktualität«, hinter der sich heute ein journalistischer Dilettantismus ohne geistige Tradition verbirgt, wird Thornton Wilder sicherlich von den Gegenwartspreisern, den Zukunftsjüngern, den Biedermännern der »kollektivistischen« Gesinnung und den Spießbürgern der revolutionären als ein »Biedermeier« agnosziert, wenn nicht gar als »Klassizist« und »Reaktionär« denunziert werden. Er hat Plato und Terenz gelesen und ist von Tretjakow noch nicht beeinflußt worden. Anstatt sich auf »Menschen von heute« (den sogenannten »Nachkriegstyp«) zu beschränken und in dem üblichen flotten Reportagestil, in dem noch hörbar die Schreibmaschine nachklappert, das Werkzeug der literarischen Potenz von heute, authentisches »Tatsachenmaterial« für illustrierte Zeitungen mit Gesinnung mitzuteilen, beschäftigt sich dieser kuriose Amerikaner mit privaten Schicksalen längst verstorbener Menschen, und zwar in einer Form, die ihn auf den ersten Blick als einen soliden Kenner der klassischen europäischen Überlieferung entlarvt. Mitten in Amerika ist solch ein Schriftsteller ein Naturphänomen, aufregender und seltener als eine Erdbebenkatastrophe. Er ist wie ein merkwürdiger Abglanz eines frühen und längst erloschenen Gestirns, das einst in Europa gestrahlt und viele Jahrhunderte und tausende Meilen gebraucht hat, um ein spätes und einsames Gehirn in Amerika zu erhellen. Da wird die stille Würde der schweigsamen Grüfte wieder hörbar, in denen alle unsere geistigen Ahnen ruhen – reaktionäre bürgerliche Leichen für die abstrakten Fortschrittsenkel, die sich selbst enterbt haben, aus Unfähigkeit zu erben. Da hebt eine einzige Phrase

alle schreibenden Babbits auf, die Zwillingsbrüder ihrer eigenen Romangestalten, da wird das lautlose Maß Gesetz und taubstumm die schwatzende Mäßigkeit. Wieder zu Ehren gebracht erscheint das Gesetz von der ewigen Unwandelbarkeit der menschlichen Substanz und noch die Willkür des Zufalls eingeordnet in den Willen der Götter. Die Aufgabe des Erzählers ist neuerlich erfüllt: nämlich, den einzelnen Menschen, die heute einsamer sind als je, von einem Einsamen ihresgleichen zu erzählen, der längst verschollen sein mag, dessen Knochen Staub sind und der dem Tod und der Namenlosigkeit entrissen ist, um von der Ewigkeit des »Humanen« zu zeugen und von dem »Bestand der Welt«. Seitdem es eine Epik gibt, hatte sie nichts anderes zu tun. Seitdem es eine mustergültige Epik gibt, wandert ein unglücklicher Greis, namens Priamos, zu dem Mörder seines Sohnes, fällt auf die Knie und bettelt um die zerfetzte teure Leiche. Privates Schicksal eines »bürgerlichen« Heldenvaters! Solange die Menschen Herzen haben, rührt dieses »private Schicksal« zu Tränen, und solange es noch Väter gibt, erschüttert dieser Vater die Welt! Sieben Staaten streiten sich immerwährend um die Geburt Homers. Sie haben sich noch nicht zu einem »Zweckverband« zusammengeschlossen. Ihnen diktiert den literarischen Ehrgeiz die Natur, die gleiche, die Priamos weinen heißt und uns mit ihm. Weil die »private« Eifersucht am Herzen Achilles' nagt, verläßt er die »öffentliche Angelegenheit«. Denn selbst er, Sohn einer Göttin, unterliegt den menschlichen Gesetzen und beweist also, daß er ein Mensch ist. Wegen eines Mädchens grollt er! Sein Herz ist, weil er ein Mensch ist, verwundbarer noch als seine Ferse...

Man vergebe die Abschweifung: Nicht von Homer ist hier die Rede, sondern von einem seiner schwachen Urenkel, der noch die Kraft besaß zu erben. Unter mäßigen Nobelpreisträgern und übermäßigen Wolkenkratzern findet einer noch den Mut, eine Erzählung also anzufangen:

»Seufzend drehte die Erde sich auf ihrer Bahn; der Schatten der Nacht schlich allmählich das Mittelmeer entlang, und Asien glitt ins Dunkel. Die große Klippe, die eines Tages Gibraltar genannt werden sollte, behielt noch lange einen gelbroten Schein, während die Berge des Atlas drüben tiefe, blaue Taschen in ihren leuchtenden Flanken zeigten. Die Grotten um den Golf von Neapel versanken in dunklerem Schatten, und eine jede ließ aus der Finsternis ihr helles oder dumpfes Brausen ertönen. Die Glorie war von Griechenland und die Weisheit von

Ägypten gewichen, aber mit dem Herannahen der Nacht schienen sie ihre verlorenen Ehren wiederzugewinnen, und das Land, das bald das Heilige genannt werden sollte, reifte im Dunkel seine wunderbare Bürde.«
Diese Sprache ist eine Fürsprache, wie man sieht. (Ein Zitat ist geeignet, ein »Referat« zu ersparen.) Ein junger Bürger der Insel Brynos, Sohn »guter Eltern«, verliebt sich in die Schwester seiner Hetäre. Er »verführt« das Mädchen. Es wird schwanger. Und da es endlich, nach Leid und Widerstand, in sein Haus darf, stirbt es bei der Geburt. Ein einfaches Schicksal, ein einfaches Gesetz: Liebe, Schwangerschaft und Tod: Man ermesse daran, wie weit Brynos ist und wie ferne die Zeit, in der die Handlung spielt. Aber man lese das Buch Wilders, um zu erkennen, wie nahe uns heute noch die Insel Brynos ist und diese einfache, »private« Geschichte. Wie fern *(weil abstrakt)* daneben eine »dokumentarische« Schilderung von Kriegs- und Nachkriegsphotographen ist, von Formensprengern, den kindischen Kündern einer »neuen Zeit«! Und wie einsam da der Autor der veralteten und privaten Geschichte werden muß! Wieviel wird man wohl von seinem Buch »absetzen«? In dieser neuen Zeit!
(»Die Frau aus Andros« ist, trefflich übersetzt, bei E.P. Tal, Wien, erschienen, 159 S., geb. *M* 4.)

Frankfurter Zeitung, 5.7.1931

NEUES VON GESTERN

Zur Ausstellung in der Mannheimer Kunsthalle

In der Mannheimer Kunsthalle sind Zeitungen und Zeitschriften aus dem neunzehnten Jahrhundert und aus den ersten Jahren des zwanzigsten ausgestellt, Illustrationen, Karikaturen und Aufsätze, verblichene Aktualitäten in der Blüte ihrer Jugend, Aktualitätsleichen in gespenstischer Frische, ruhend in Vitrinen wie in gläsernen Särgen. Ein Panoptikum des Journalismus! Seine kurzsichtigen Prophezeiungen, alle Geräusche des Tags, die er wahllos aufgeschnappt hat, liegen da, entlarvt, erkannt und gerichtet und eigentlich imstande, ihm für immer den Garaus zu machen. Das verworrene Abbild einer Zeit, die längst

durchschaut ist von ihren Söhnen und Enkeln, taucht mit alten Details an die Oberfläche, liefert sich in einer grauenhaften, wehrlosen Naivität dem wissenden Blick der Späteren aus, mit dem erstarrten Lächeln koketter Mumien, weckt ein bißchen Schauder und rührt ans Gemüt. Den Betrachter beherrscht jene ganz bestimmte Rührseligkeit, die aus Rumpelkammern strömt und das Aug' unmerklich feuchtet, verzeihendes Lächeln weckt und dem Enkel die wohltätige Einbildung erlaubt, er sei gescheiter als sein Großvater; statt ihm die Überzeugung zu vermitteln, daß er ebenso töricht ist wie dieser. Es gibt in der Tat kaum eine bessere Gelegenheit, die Lächerlichkeit journalistischer Würde zu agnoszieren und die Torheit der Pathetik, mit der die Eintagsfliegen ihre Meinungen, Beobachtungen und Leitartikel heruntersummen. Und selbst die Spötter und Karikaturisten erscheinen pathetisch, weil sie ihre Gegenstände überschätzt haben; und waren sie damals auch die Gegner der Würdigen, so stehen sie heute doch mit diesen in einer Reihe, und deutlich wird, daß es gleichgültig ist, mit welchen Mitteln man etwas überschätzt: mit Ironie oder Ernst. Ach! Des Menschen Blick reicht kaum über ein Jahrzehnt hinaus und der des Journalisten bis zur nächsten Ausgabe seiner Zeitung. Der Stunde zugewandt und in steter Angst, just jene Sekunde zu versäumen, die »wichtig« ist, bleibt er am allerweitesten von dem Weisen, der da gesagt hat, alles sei eitel. Nichts ist ihm eitel! Und je moderner die Technik der Zeitung wird, je hurtiger der Draht, je drahtloser, könnte man sagen, der »Bericht«, desto gewichtiger die Leere, desto geschwollener das Gerücht, desto aufgedunsener das Nichts, das jener »übermittelt«, »drahtet« oder »funkt«. Man kann in der Mannheimer Ausstellung deutlich sehen, daß die Photographie, die in den illustrierten Zeitungen den »Original-Zeichner« ablöst, die Wirklichkeit verfälscht oder blaß macht, verschwommen und ungenau, statt sie genauer »wiederzugeben«. Der Kredit, den man dem Apparat einräumt, ist ein Irrtum, und der Glaube an den Mechanismus, geboren aus dem Zweifel an die Objektivität des menschlichen Auges, beinahe eine Lästerung. Es ist lehrreich, zu sehen, wie ungefähr gleichzeitig mit dem triumphalen Einzug der Photographie in die Zeitungen die Sprache verludert, das Wort sein Gewicht verliert, der Bericht Geschwätz wird. Es ist, als hätte man im stupiden Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des Mechanismus leichtfertig auf die Pflicht verzichtet, die »Wahrheit zu sagen«. Denn wer schlecht schreibt, ist ein Lügner. Und doppelt lügt, wer das Photo als

authentischen Zeugen für die »Richtigkeit« seiner gestammelten Mitteilung heranzieht. Wenn unsere Generation noch Augen hätte zu sehen statt der Apparate, mit denen sie alles »aufnimmt«, was ihr begegnet, so könnte sie an der Mannheimer Ausstellung lernen, daß der technische Fortschritt nicht nur die Wahrheit entstellt, sondern auch die Wirklichkeit verfälscht; eine Wirklichkeit, deren »Authentizität« erst durch den Apparat beglaubigt werden muß. Es ist das unselige neunzehnte Jahrhundert, in dem das noch unseligere zwanzigste sich ankündigt. Das »Kunstgewerbe« erzeugt seinen irrsinnigen Zierat, die ersten Radfahrerinnen gleiten, in langen Kleidern und noch mit halbverschleierten Gesichtern, aber schon mit emanzipierten Blicken in das aktive und passive Wahlrecht. Die Männergesangvereine singen noch romantische Weisen, kündigen aber schon deutlich den Sprechchor der Massen an, und wer Ohren hat, vernimmt durch den Tremolo-Donner der männlichen Kehlen, denen die Loreley entströmt, das »Deutschland erwache!« aus dem Jahre 1931. Die Mädchen fangen zu turnen an, die Mütter verkleiden sich ungefähr gleichzeitig mit der falschen Klassizistik der »Reformtracht«, die Studenten leben noch in Alt-Heidelberg, während sich die ersten Piloten schon in die Lüfte erheben und abstürzen. Das Bürgertum, in den siebziger Jahren noch eine einheitliche Schicht, erscheint in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts bereits durchsiebt, zersprengt und aufgelöst. An seiner Peripherie erwachen die Satiren gegen die Heiligtümer, die in seinem Zentrum noch verehrt und angebetet werden. Und was der »Soldatenfreund« noch ehrerbietig beschmunzelt, verhöhnt bereits der »Simplizissimus«. Der biedere Idealismus der Teilnehmer an der Haager Friedenskonferenz von 1899 kündigt nicht nur die Giftgase von 1917 an und die ohnmächtige Humanität des Roten Kreuzes, sondern auch schon den Völkerbund von Genf. Und zwischen Mister Edison, der sich im rüstigsten Mannesalter in seine eigenen Erfindungen stürzt, und dem Dichter Otto Ernst, der am Strand im Badetrikot lächelt, besteht die deutliche Vetternschaft, die das Grammophon mit der Hygiene verbindet. Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand, der auf ein immenses Leichenfeld, bedeckt von fünftausend erbeuteten Hirschen, lächelnd zurückblickt, ist eigentlich der Präsident der Männerschönheitskonferenz, die sich in Wien vollzieht, und die »Maiglöckchen«, eine Originalzeichnung von E. Hartmann, war in Wahrheit dazu bestimmt, die Mündung der Kruppschen Riesenkanone auszustopfen,

die auf der Pariser Weltausstellung von ihren späteren Opfern bewundert wird. Spielhagen und Geibel ziehen in die Nachwelt als Passagiere des technischen Ungetüms ein, das Matheson erfunden und als »Dampfroß« bezeichnet hat: eine verwirklichte Metapher: die Lokomotive in Pferdegestalt vor einem Waggon -- damit die echten Pferde nicht erschrecken... Welche Überschätzung Spielhagens! Welch eine Unterschätzung der Pferde! ... Bald darauf erfolgte der Einzug Wilhelms des Zweiten und seiner Familie in die Aktualität der illustrierten Blätter, mit jenem Pomp, der haargenau der Vorstellung des kleinen Bürgers von Majestät und Kaiserpracht entspricht, ungefähr wie die Pickelhaube die metallen-martialische Fasson des steifen »Habig«-Hutes ist, nichts anderes... Hier besteigt sozusagen ein Monarch die Spalten seiner Zeitungen, erlauchter Förderer der Sportrubrik, fruchtbarster Erzeuger geflügelter Worte, vollendeter Handhaber des Arena-Deutsch, dem die Artikel vor den Hauptwörtern scharenweise zum Opfer fallen und das bereits die Sprache der deutschen Expressionisten ankündigt, der linguistischen Erben der Offiziere. Hier beginnt das Ende der Monarchie, hier in diesem Augenblick wird ihr Zeremoniell eine Angelegenheit des *Kunstgewerbes*, hier bricht der Glanz des deutschen Kaisers mit den Überlieferungen, die ihn allein garantieren, mit dem Humanismus, mit »Rom« in weitestem Sinne, liefert sich töricht seinen *wesentlichen* Feinden aus, der Barbarei des Fortschritts, der Technik, der Nacktkultur: »Moderner Kaiser«, als könnte ein Kaiser je »modern« sein, und als hätte er es nötig!

Bis zum Krieg reicht die Ausstellung in Mannheim. Aber es ist deutlich zu sehen, wie seit 1870 etwa bis auf unsere Tage der »Zug der Zeit«, ein Panzerzug der Zeit, unaufhaltsam dem Untergang der alten Welt entgegenrast. Der Weltkrieg war eine seiner natürlichen Stationen. Die Revolution war im Fahrplan von 1870 vorgesehen. Die Herrschaft der Mittelmäßigkeit und jenes Prinzip der Auslese, die nunmehr deutlich von der Autorität der Fußballmannschaften vorgenommen wird, begann schon vierzig Jahre vor dem Weltkrieg! Wenn diese »neue Generation« nur wüßte, welch fatale Ähnlichkeit mit ihren Vätern sie späteren Zeiten als die unmittelbare Fortsetzerin der Vorkriegszeit denunzierte! 1890 tauchen schon die ersten Schmelinge auf, schon bahnen sich die Wege zu Kraft und Schönheit ihre langweiligen Wege, schon fangen die Hochschulen an, Leibesübungen zu werden und die Leibesübungen Hochschulen. Der Kaiser inauguriert seinen

eigenen Untergang. Die Würde verwandelt er in Schneid. Das »kaiserliche Wort« wird ein Aphorismus. Zum letzten Male scheppert der Säbel, Enkel des Schwerts und schon Vorläufer des tauben amerikanischen Gummiknüppels. Schon entstehen die Fundamente des modernen »Stadions«, Hellas kommt aus Hollywood, und Homer verschwindet aus den Gymnasien! Es scheint, der Ritter trage noch das Visier, indessen ist es schon die Gasmaske. Ach, nein! Der Weltkrieg ist keine Unterbrechung! Die Nachkriegszeit und die Revolution sind nicht neue Etappe! Herr Hartlaub, der mit klugem und gründlichem Fleiß die Gegenstände seiner Ausstellung gesucht, gewählt und geordnet hat, hätte ruhig fortfahren dürfen, wie die Zeit fortgefahren ist, über 1914 und 1918 hinaus bis in unsere Tage. Aber es ist vielleicht unnütz, uns unsere eigenen Dokumente vorzuhalten. Es ist vielleicht pädagogischer, uns nur anzudeuten, daß wir nur Erben des Jammers sind, nicht Bereiter irgendeines neuen Glücks.

Frankfurter Zeitung, 28. 7. 1931

MATWEY ROESMANN: »FISCHBEIN STRECKT DIE WAFFEN«

Roman. Bruno Cassirer Verlag. Berlin

Der Roman des jüdisch-russischen »Nepp«-Mannes, der nach langen vergeblichen Versuchen, sich der Revolution zu entwinden, ihr schließlich erliegen muß. Seine Gestalt ist lächerlich, feige, dummschlau, lüstern. Die bolschewistische Gesinnung des Autors, die von vornherein eine literarische Objektivität leugnen muß, gestaltet das Thema rein witzig. Fischbein streckt die Waffen vor dem Autor Matwey Roesmann, dessen gesinnungstüchtige Geschicklichkeit ebenso unerträglich ist wie der Egoismus der handelnden Person, deren menschliche Tragik dem Autor und seiner Kunstrichtung ewig verschlossen bleibt.

Reclams Universum (Leipzig), 13. 8. 1931

»DIE HÖCHSTEN GLIEDER DER TIERREIHE«

Über die Völkerschau im Frankfurter Zoologischen Garten schrieb vor einiger Zeit an dieser Stelle Hermann Linden. Er gab zu erkennen, daß er es unwürdig finde, Menschen an einem Ort zur Schau gestellt zu sehen, an dem man nach Sitte und Überlieferung nur Tiere anzutreffen gewohnt ist. Er entrüstete sich über die seit vielen Jahren in Europa grassierende und immer aufdringlichere Mode, willige Musterexemplare exotischer Rassen dem weißen Pöbel größerer Städte vorzuführen, mit dem ganzen Rüstzeug einer tierischen »Propaganda«, gegen deren Wildheit die lautesten Tam-Tams der Urwälder nur ein lächerliches, sanftes Gesäusel sind. Man sehe sich doch diese Plakate barbarischer Propagandisten an, die eine solche Völkerschau ankündigen: diese Mischung von Tartarin-Vorstellungen und Kreuzritter-Träumen, diese Auffassung von »schwarz« und »wild«, die wüste Orgien in Schokoladebraun feiert und also das »Publikum« »anlockt«, statt es abzustoßen. Man denke an die Biederkeit sonntäglicher Europäer, die unmittelbar von Wahlurne und Rundfunk-Unterhaltungsmusik in bunten Scharen zu den Zoologischen Gärten pilgern, um Elefanten zu füttern und Löwen mit jener stolzen Verachtung zu erfüllen, die nur ein europäischer Sonntag im König der Tiere hervorzurufen vermag. Und man denke, daß den rohen Instinkten, die ein gut verdautes Wiener Schnitzel mit Bratkartoffeln und die Aussicht auf Harry Liedtke am Abend im Kino in Kleinbürgern erweckt, die naive Hilflosigkeit farbiger Menschen ausgeliefert wird! Armer, farbiger Menschen, in deren Heimat der Weiße entweder ein anerkannter Halbgott ist oder sich zu einem Halbgott emporgepeitscht hat. Man hat nicht genug daran, daß man den Wilden das lateinische Alphabet, die Syphilis und Edison und das Radio und die Reiseschriftsteller und die illustrierten Zeitungen gebracht hat! Nein! Man muß den Europäern, die kein Geld für eine Gesellschaftsreise »nach Übersee« aufbringen, und all jenen, die keine »Abenteurer-Naturen« sind, das »Abenteuer« auch bequem nach Hause liefern! Und weil zufällig schwarze Menschen in den Gegenden leben, in denen Rhinozerosse von Hagenbeck nicht in Ruh' gelassen werden, müssen die Schwarzen dort ausgestellt werden, wo sonst nur die Rhinozerosse zu sehen sind; während doch die billigste Assoziation die Direktoren unserer Zoologischen Gärten veranlas-

sen müßte, die Weißen zusammmen mit den Ochsen auszustellen, weil beide im gleichen Klima gedeihen. Hermann Linden hat also bescheiden, allzu bescheiden, die Frage gewagt, weshalb denn »die Wilden« nicht in den »Palmengarten« gebracht worden seien; in der durchaus richtigen Empfindung, daß die Menschen eher zu den Pflanzen gehören als zu den Tieren. Dagegen aber wehrt und empört sich die Naturwissenschaft, diese profane Inquisition unserer Tage. Und ein Zoologe schreibt unserem Mitarbeiter einen Brief, von dem nicht geschwiegen werden darf: einen grimmigen Brief, in dem zuerst der Artikel Lindens »sentimentale Schriftstellerei« genannt und in dem dann ausgeführt wird, daß es erstens dem Frankfurter Zoo materiell schlechtgehe und daß man deshalb »Attraktionen« brauche; zweitens, daß die ausgestellten Schwarzen »primitive Formen des höchsten Gliedes der Tierreihe« sind; drittens, daß einer »unserer berühmtesten Universitätslehrer in seinen Vorlesungen über Abstammungslehre« gesagt hat, es sei besser, sich »als Abkömmling von durch Strebsamkeit hochgekommenen Verwandten der Menschenaffen zu fühlen denn als degenerierter Gott«; viertens, daß es den Kanaken in Frankfurt gutgehe, weil sie Karpfen im Teich fangen dürfen (die, wie man weiß, in den Sommermonaten nicht gern von Weißen gegessen werden), freiwillig und gerne gekommen seien und sich überhaupt glücklich schätzen können, in so gute Hände geraten zu sein; fünftens, daß die Bemerkung Hermann Lindens über die »immer zuckende Oberlippe des Kamels« den Zoologen veranlassen würde, den Tierarzt zu befragen. Wobei ausdrücklich gesagt sein soll, daß die letzte Zurechtweisung eitel Hohn ist. Eine sogenannte Ironie, wie sie unter Zoologen nicht häufig vorkommen soll.

Nun scheint es uns angebracht, uns öffentlich mit jener Art »sentimentaler Schriftstellerei« zu identifizieren, die den Menschen jeder Färbung keineswegs nur als »ein höchstes Glied der Tierreihe« betrachtet; und von vornherein und um ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, zu erklären, daß wir den berühmten Universitätslehrer, der da gesagt hat, er wolle lieber ein Verwandter des Menschenaffen sein als ein degenerierter Gott, keineswegs so schätzen, wie es die Zoologie tun mag. Im Gegenteil! Wir *verachten ihn als einen Menschenaffen* und als einen, der da glaubt, »ein Gott« könnte degenerieren! Es ist die Vorstellung eines Menschenaffen eben! Da gibt es keine Brücke! Und wer da glaubt, der Menschenaffe sei »durch Strebsamkeit« zum Menschen hochgekommen, dem antworten wir, daß man »durch Strebsam-

keit« höchstens ein Materialist werden kann, aber nie ein Mensch! Und wer die Zoologischen Gärten durch Ausstellungen von »primitiven Formen der Tierreihe« materiell heben will, dem sagen wir, daß er versuchen möge, weiße Kopfradiohörer und unseretwegen auch den und jenen Rundfunkintendanten vor wilden Schwarzen auszustellen, die gerne Eintrittsgeld zahlen werden. Und was die zuckende Oberlippe des Kamels betrifft: So kann jeder, außer gewissen Zoologen, sehen, daß die Oberlippe eines realen Kamels in der Tat zuckende Bewegungen macht.

Frankfurter Zeitung, 15. 8. 1931

SHAW AUF EINER KREMLKANONE

Obwohl bereits eine geraume Zeit verstrichen ist, seitdem der weißbärtige Jüngling Bernard Shaw, auf einer echten Kremlkanone rittlings sitzend, die Welt seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag hat überstehen lassen, solchermaßen sein kavalleristisches Attacken-Temperament mit artilleristischen Fähigkeiten verbindend, hören doch die sogenannten »Nachklänge« seiner Geburtstagsfeier nicht auf, und Freund und Feind, illustrierte wie nichtillustrierte Zeitungen, halten uns und sich selbst in Atem, mittels alter und neuer Anekdoten, alter und neuer und neuester »Aufnahmen«. Unter dem Titel »Tumult um Shaw« macht jetzt ein Bild durch die bürgerlichen illustrierten Zeitungen die Runde, das den greisen Dichterjüngling im Kreise kommunistischer Intellektueller zeigt, hart neben der Lady Astor und neben dem Leiter des russischen Staatsverlages Chalatow, mit einem Binokel an der Brust, dem Abzeichen der angelsächsischen Touristen, und mit jenem freundlich-ironischen Lächeln im ewig jugendlichen Angesicht, das dem eigenen Greisenbart Ohrfeigen zu verabreichen scheint. Noch nie ward dermaßen und auf so engem Raum das Alter von der Jugend verhöhnt, niemals gab es (niemals im Verlauf der ganzen menschlichen Zirkusgeschichte) einen Harlekin, der seinen Witz so sorgfältig gepflegt hätte, ohne seiner Würde zu vergessen. Niemals, bis zu Bernard Shaw, war es einem Clown gelungen, eine Autorität zu werden, und einem Narren, ein Prophet. Niemals, bis zu Bernard Shaw, war ein

Witzbold aus der »humoristischen Ecke« in den »Leitartikel« der bürgerlichen Zeitungen gelangt. Niemals, bis zu Bernard Shaw, war ein Feuilletonist und ein Sonntagsplauderer der meistgespielte Dramatiker seiner Zeit gewesen. Und man könnte den Niedergang Englands nicht so sehr an der aufständischen Gesinnung der Kolonien messen wie an der Tatsache, daß ein irischer Moritz Saphier das Erbe Shakespeares angetreten hat. Niemals, bis zu Bernard Shaw, war ein witziger Dummkopf und ein eitler Tor so häufig porträtiert worden und niemals eine billige Pathetik so raffiniert gewesen, sich selbst durch einen billigen Witz aufzuheben und zu rechtfertigen. Niemals hatte je das Wort eines Hanswursts so weite Verbreitung und so gewichtiges Echo gefunden, und niemals in der Geschichte der menschlichen Dummheit hat es je einen Wicht mit solch einem Vollbart gegeben.
Wo hat man schon einen kümmerlicheren Greis gesehn, der, um lauten Ehrungen zu entfliehen, im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens, geradeswegs in den Mittelpunkt der Lautheit entweicht und der, um Ehrungen zu entgehen, sich rittlings just auf jene Kanone setzt, aus der die Böllerschüsse zu seinen Ehren abgefeuert werden? Seit wann hat ein Mann Anspruch auf das Recht, von Freund und Feind zitiert zu werden, ein Mann, der als kommentierender Witzbold sein Leben lang neben Freund und Feind einhergelaufen ist? Seit wann ist es recht und billig, einen witzigen Journalisten, der sich mit Vorliebe an der Peripherie des »Rades der Weltgeschichte« aufhält, so darzustellen, als ob er es drehte? Tausend Anekdoten hat er um sich geschaffen, Sängerinnen hat er launige Briefe geschrieben, das dankbarste Objekt aller »Vermischten Nachrichten« ist er geworden, und das Fazit seines langen Lebens: aus einem geborenen Witzbold der geborene Witz geworden zu sein. Vor ein paar Jahren noch – wie kurz ist das Gedächtnis der Menschen – war er in Rom, bei Mussolini, und sein Freiheitskämpferherz schlug für den Faschismus in ebenso witziger Begeisterung wie momentan für Stalin. Karl Radek, ein bedeutend ernsterer Humorist als Shaw und ein Zyniker der Weltrevolution, der sporadisch durch physische Tapferkeit und private Gefahren seine chronischen Kapriolen wettmachte, wird den alten Irländer, der da nach Moskau gekommen ist, um als größter Lautsprecher des Kontinents sein Jubiläum in aller Stille zu feiern, mit kollegialer Verständnisinnigkeit begrüßt haben. Wieviel Verwandtschaft zwischen dem Dialektiker aus knorrigem Irenstamm und jenem nachgiebigen Juden aus Galizien! Und welch ein

Heroismus im Galizianer, der es vorgezogen hat, die Dramen samt Vorworten von Bernard Shaw im Wiener Café Zentral während einer Tarockpartie in ein paar Aphorismen zusammenzufassen, den Bart nicht weiß werden zu lassen, in Sibirien zu frieren, auf den Weltruhm und die Jungfrau von Orleans zu verzichten und auf das Bassin im Hotel du Cap d'Antibes und auf alle Photos in Badekostümen! Ein Heroismus, der die Verwandtschaft beinahe wettmacht und aufhebt!
An den Kurfürstendämmen aller europäischen Großstädte glaubt man an den Fünfjahresplan, seitdem Bernard Shaw am Bahnhof Friedrichstraße zu Berlin dem hurtigen Reporter der »Tempo«-Zeitungen sein frisches, durch Sowjet-Ehrungen durchaus nicht angegriffenes Angesicht gezeigt hat, während Karl Radek das seinige, durch Stalin-Züchtigungen gezeichnete, keineswegs zur Propaganda bei den Kapitalisten des Westen hätte gebrauchen können! Schicksal! Schicksal! Die Aperçus, die dem einen geradewegs von der Tarockpartie in die Weltgeschichte bringen können und von da in die freundschaftlichen Umarmungen der Tscheka, gedeihen bei dem anderen, unter dem Schutze des britischen Imperiums, zu dramatischen Höchstleistungen Max Reinhardts. Bernard Shaw blieb es vorbehalten, den Beweis für die Tatsache zu erbringen, die uns längst klargewesen ist: daß nämlich zwischen dem Kurfürstendamm und dem Kreml ein Katzensprung, will sagen: ein Zeppelinflug ist, sozusagen ein »Zepp«-Flug, und zwischen der »Komödie« und Meyerhold nur eine fiktive Gegnerschaft besteht. Der Snobismus, der seine populären Ausdrucksformen in der sogenannten Boulevardpresse findet, der Snobismus, der von der Angst vor der Enteignung bebt und von dem masochistischen Vergnügen an der Vergewaltigung, hat seinen literarischen Fürsprecher gefunden: in dem fünfundsiebzigjährigen Bernard Shaw, dem humoristischen Ausläufer des Liberalismus, den sein Alter zur Distinktion verpflichtet und den sein weißes Haar vor aphoristischen Torheiten schützt. Rittlings setzt er sich auf die Kanone des Kreml: Jeder Bewohner des Kurfürstendamms, der jeden Morgen durch den Tiergarten reitet und Vetter Radek geringschätzt, könnte ihn darum beneiden, den alten Shaw...

Frankfurter Zeitung, 19. 8. 1931

DAS HELLSEHEN

Im Kino Kamera-Lichtspiele Frankfurt trat die Hellseherin auf, eingeschoben ward sie, wie man in der Vergnügungsbranche zu sagen pflegt, zwischen das »Beiprogramm« und den Hauptfilm, und also erschien sie zwischen den sogenannten Wundern des Fortschritts als eines aus alter Zeit. Es machte ihr anscheinend gar nichts aus, ob sie in die Zukunft oder in die Vergangenheit blickte, in allen Richtungen wurde es hell, in die sie vordrang, eine Hellseherin war sie eben. Ihr Manager war ein kleiner schwarzer beleibter Herr im Smoking und mit Brille. Die weiße Leinewand wurde weggezogen, ein Bühnenvorhang ging auf, und siehe da: Es war eine Bühne vorhanden. Hinter der Leinewand lebte sie ihr dunkles Leben, schon seit Jahren war sie da, im Schatten der Schatten hatte sie leben müssen, und ihre plötzlich offenbarte Existenz war ein eigenes kleines Extrawunder. Der Manager sprach auf das Publikum ein. Seine Hellseherin, so sagte er, sei nicht mit andern zu vergleichen, geschweige denn zu verwechseln. Andere Hellseher hörten aus dem Tonfall des fragenden Managers schon die Antwort heraus, die sie zu geben hätten, und mit Hilfe verschiedener kleiner Tricks, von denen wir hier gar nicht reden wollen, würde es ihnen möglich, dies und jenes zu erraten, ohne eigentlich hellzusehen. Seine Hellseherin aber sei lange Monate von echten deutschen Professoren auf ihre Hellsichtigkeit beobachtet worden, ja sogar von den Professoren Moll und Dessoir, die, wie man wisse, die »zwei größten Skeptiker Deutschlands« seien. Man nahm seine Ausführungen ohne Widerspruch hin. Bald brachte er die Hellseherin auf die Bühne, eine weißgekleidete Dame, wie eine Braut aus dem Jenseits trat sie auf, in einer überweltlichen und geheimnisvollen Reinheit, mit einem metaphysischen Schleier. Sie setzte sich auf einen gewöhnlichen Stuhl. Der Manager stellte sich vor sie hin, streckte ihr beide Hände entgegen und versetzte sie so in Schlaf. Dann drehte er sie mit dem Rücken zum Publikum. So saß sie nun, mit verbundenen Augen. Der Manager lief in den Saal. In der und jener Reihe des Parketts zogen die Zuschauer verschiedene Gegenstände aus den Taschen, Uhren, Ringe, Schlüssel, Ketten, Medaillons und Legitimationen, fragten, jeder in seiner Art, mit lauter oder leiser Stimme, was sie in Händen hielten, und die Hellseherin erriet in der Tat, ob es ein Schlüssel war oder eine Kette, und

selbst Legitimationen von Pressevertretern und deren Vornamen flüsterten ihr die geheimen Mächte der Überwelt zu. Es geschahen wirkliche Wunder. Freilich fragte ich mich, obwohl ich mich als deutscher Skeptiker lange nicht mit den Professoren Moll und Dessoir vergleichen darf, wozu denn der Manager durch die Reihen ging, wenn es den Zuschauern möglich war, selber Fragen zu stellen. Aber es war mir auch keineswegs unangenehm, seine Geschäftigkeit zu sehen und wie er angetrieben wurde von dem Bedürfnis, die geheimnisvollen Fähigkeiten seines Mediums immer wieder zu beweisen, und von der Angst, es könnte hie und da versagen. Und eigentlich war ich erschüttert von der leiblichen Behendigkeit eines Mannes, der doch soeben die magische Gewalt gezeigt hatte, eine Frau in einen jenseitigen Schlaf zu versetzen, und wunderbarer noch als die Hellsichtigkeit der weißen Dame erschien mir die durchaus irdische Erscheinung dieses Managers und seine Beziehung zur Magie. Ja, daß eine Hellseherin eines Managers bedarf, um zu leben, das heißt, jeden Tag zu essen, Eisenbahn zu fahren und ein Dach über dem armen Kopf zu haben, bewies mir so recht die ganze Armseligkeit der menschlichen Wesen, selbst jener, die mehr als fünf Sinne haben. Was nutzt uns der sechste, wenn der Gebrauch der fünf gewöhnlichen so viel Geld kostet? Und wenn unsere Fähigkeit, mit geistigen Augen zu sehen, uns nichts mehr bietet als den Anblick von Schlüsseln und Legitimationen, die wir jeden Tag mit unverbundenen körperlichen Augen erblicken können? Ach, es ist ein Jammer um den Menschen, sogar um den ungewöhnlich begabten! Manche Zuschauer im Parkett schrieben Zahlen auf Papier –, und zu gleicher Zeit schrieb die Hellseherin auf der Bühne die gleichen Zahlen auf. Und nachdem sie sich also gewissermaßen an gewöhnlichen Gegenständen und zwecklosen Zahlen immer hellsichtiger geschliffen hatte, ging sie dazu über, Nachrichten über vermißte und im Weltkrieg gefallene Personen zu geben. Und die Hinterbliebenen schrieben auf Zettel die Namen der Gefallenen, und hie und da erriet die Hellseherin, daß der und jener in den Argonnen, in Flandern, in Rußland, in Polen gefallen sei. Daß es ihr passierte, den Ort Zloczow, der in Galizien gelegen ist, nach Russisch-Polen zu versetzen, sei nur nebenbei bemerkt und ohne Gehässigkeit; denn es wäre unbillig, von einem Hellseher geographische Kenntnisse zu verlangen. Und es wäre ebenso unbillig, ihr den Irrtum anzukreiden, den sie beging, als sie auf die Frage des Managers (der neben mir stand), was ich denn von Beruf sei, zur

Antwort gab, ich sei ein Redakteur; denn wie sollte sie mir mißtrauen, der ich doch mit der fremden Legitimation eines Redakteurs hereingekommen war? Und die gewöhnliche logische Erwägung, daß sich der Manager aus Zweckmäßigkeit lieber neben Redakteure stellt als neben Konditoren zum Beispiel, die noch nie in einer Zeitung geschrieben haben, muß so stark gewesen sein, daß sie die arme Hellseherin aus der kataleptischsten Tiefe des Schlafs aufgeschreckt haben mag und zurückgerissen in die platte irdische Überlegung – die eben eine falsche war. Wenn man Ahnungen hat, soll man sich lieber auf sie allein verlassen und die Überlegungen geringschätzen! Und wenn man Gefallenen nachtrauert, sollte man lieber von ihnen schweigen, und wenn man irgendwelche Toten ruhen lassen soll, dann ganz bestimmt die Toten des Krieges! »Wann ist er weg?« – fragte der Manager immer wieder. Und dieses »weg«, so unüberlegt es auch gesprochen war und so unabsichtlich geschäftig, offenbarte in seiner grauenhaften Nebensächlichkeit das ganze vergebliche »Weg sein« der Gefallenen, deren Hinterbliebene aus ihrer Trauer ein Rätsel für Hellseherinnen machten. Ach, Geschäft ist Geschäft, morgen ordiniert die Hellseherin im Hotel soundso, und heute muß sie beweisen, daß sie was kann. Während sie den jenseitigsten Gründen entgegendämmert, wird es ihr klar wie der Tag, daß sie leben muß, leben! Und der Manager muß es auch! Und nur die Gefallenen des Krieges dürfen es nicht mehr. Sie brauchen es nicht. Sie haben es gut!
Sie haben es gut, daß sie nicht mehr in diesem Kino sitzen und den Metro-Goldwyn-Film sehen namens: »Männerfang«. Das ist ein sogenannter amerikanischer Gesellschaftsfilm, er handelt von Frauen, die kaltherzig auf Männerfang ausgehen, der Verfasser des Films ist gewiß dagegen –, und von Anfang an war es deutlich, daß er durch geschickte Verknüpfung der Schicksale, wie des dramatischen Knotens, am Schluß beweisen würde, daß es falsch sei, Männer fangen zu wollen ohne ein Quentchen Liebe. Jeder Hellseher hätte es voraussagen können. Und unter doppeltem Mißbrauch der Legitimation verließ ich das Theater, lange vor Schluß.

Frankfurter Zeitung, 22. 8. 1931

»ZUR EPISCHEN SITUATION«

An dieser Stelle schrieb ich am 5. Juli dieses Jahres über den neuen Roman des amerikanischen Schriftstellers Thornton Wilder ein lobendes Referat.

Es gibt einem Mann namens Helmut Schlien im »Mannheimer Tageblatt« Veranlassung, »Anmerkungen zur epischen Situation« drucken zu lassen, aus denen hervorgeht, daß er den amerikanischen Schriftsteller Thornton Wilder bei weitem nicht so schätzt wie ich. »Dieser Thornton Wilder«, schreibt dieser Helmut Schlien, »ist drauf und dran, die Literaten des alten Europas in helle und unrettbare Begeisterung zu versetzen.« »Dieser Thornton Wilder schreibt in Amerika im Tone einer Klassik mit vielerlei Anführungszeichen – – –.« »Wieder zu Ehren gebracht erscheint das Gesetz von der ewigen Unwandelbarkeit der menschlichen Substanz – so etwa lautet ihr begeisterter Kommentar.« – Um es gleich zu sagen: »die Literaten des alten Europas«: Damit bin ich gemeint, und der von diesem Schlien zitierte Kommentar lautet *wörtlich* so wie das Zitat, und keineswegs »so etwa«. So unerklärlich es mir auch ist, warum ein genaues Zitat durch die Bezeichnung »so etwa« als ein ungenaues ausgegeben wird, so klar und verständlich erscheint mir doch die Bemühung dieses Schlien, den guten Schriftsteller Wilder als einen minder guten darzustellen. Seit eh und je ist es so, daß Nichtskönner und Sprachverhunzer, die »etwa« einen Satz zustande bringen wie den: »Ob es ihm gelingen wird, die Kälte und das *Unbeteiligtsein*, das seine Epik *ausstrahlt*, zu überwinden – – –, ist von uns aus schwer zu sagen« – – – einem Könner und echten Schriftsteller seine Qualität nicht gönnen. »Das Unbeteiligtsein« am Erfolg der Begabten ist gewiß eine Eigenschaft der Unbegabten, und um mich von dieser Tatsache zu überzeugen, bedurfte es nicht erst des wichtigtuerischen »Eingreifens« dieses Helmut Schlien – um einmal in substantivischen Infinitiven zu sprechen. Wer so viel »Unbeteiligtsein« an der deutschen Sprache »ausstrahlt«, sollte nicht so viel Aufhebens von dem »sollte« machen, das sich am Anfang der Wilderschen Erzählung findet (und das übrigens auf das Konto des Übersetzers geht). »Fortschritt und Gegenwart und aller Glaube an die Entwicklung der menschlichen wie der künstlerischen Gesetze werden... am liebsten über Bord geworfen«, schreibt dieser Schlien und offenbart also seinen

Glauben an den »Fortschritt« der »künstlerischen Gesetze«. Wetten, könnte man da sagen, daß er nicht weiß, wer Homer ist, und daß er vielmehr ein Leser von Tretjakow ist! Daß er mich als einen »ehrlich bemühten und als hellhöriger Schriftsteller bekannten Rezensenten« preist, soll mich nicht hindern, hiermit öffentlich zu gestehen, daß ich »meinerseits« diesen Helmut Schlien für einen Polemiker halte, der weder als hellhöriger Rezensent noch als ehrlich bemühter Schriftsteller bekannt ist. Wenn er fortfährt, so schlechtes Deutsch zu schreiben wie bis jetzt und so heftig an den »Fortschritt« der künstlerischen Gesetze zu glauben, kann es ihm passieren, daß er mit der Zeit »bekannt« wird. Dann aber wird die »epische Situation« in Deutschland bedeutend schlimmer geworden sein. Da bin ich »drauf und dran«.

Frankfurter Zeitung, 23. 8. 1931

SCHLUSS MIT DEN KRIEGSFILMEN!

Der letzte deutsche Kriegsfilm heißt »Douaumont«. Sein Regisseur, Heinz *Paul*, hat ihn »unter persönlicher Mitwirkung ehemaliger Mitkämpfer«, ja, der Erstürmer des Forts selbst, hergestellt. Dies zeugt von einer gewissen Vorsicht, die ohne Zweifel lobenswert ist, aber auch ohne Zweifel verdächtig. Vor der Aufgabe, einen Film vom Weltkrieg herzustellen, scheinen die Hersteller selbst ein wenig zu erschrecken. Sie suchen autoritative Unterstützung bei den Mitkämpfern. Deren »persönliche Mitwirkung« ist nun allerdings eine Frage ihres privaten Geschmacks; obwohl man sich vorstellen könnte, daß es auch dem einzelnen nicht ohne weiteres gestattet ist, über ein großes und grauenhaftes Erlebnis, das man mit Millionen Bluts- und Schicksalsgenossen geteilt hat, nach Belieben zu verfügen. Ja, wir gestehen, daß wir nicht ohne Bedenken das Tun und Treiben der Kriegsromanschriftsteller beobachten, obwohl doch das Material, in dem sie schaffen, nämlich die menschliche Sprache, dem großen Gegenstand des Krieges adäquater ist als etwa das Zelluloid der Filmstreifen, die Jupiterlampen in den Ateliers, die Megaphone der Regisseure und all die tausend technischen Mittel der Filmbranche. Der Gedanke, daß man Statisten als Todeskandidaten verkleidet und in künstlichen Schützen-

gräben herumlaufen und zum Schein sterben läßt, hat für sensiblere Kriegsteilnehmer etwas Schnödes und Verletzendes. Es gibt eben Grenzen. Es gibt ein ungeschriebenes, aber sehr klares Gesetz von den Rechten, die sich der gute Geschmack in gewissen Fällen gegenüber der Kunst herausnehmen darf, und von den Schranken, die eine so zweifelhafte Kunst, wie es die filmische ist, einhalten müßte. Nicht die künstlerischen Leistungen der einzelnen im Film wollen wir bezweifeln. Und wenn wir auch gestatten würden, daß etwa ein Schauspieler den Tod eines einzelnen Soldaten im Weltkrieg darstellte und also (wenn so etwas überhaupt möglich wäre) die große und unbegreifliche Tragödie von Millionen einmalig und infolgedessen gültig nachschüfe, so bleiben wir doch zweifelnd und sogar gekränkt vor den Versuchen, beliebig viele namenlose Darsteller zu Schein und Spiel kämpfen und sterben zu lassen und auf diese läppische Weise das große Entsetzen kümmerlich wiederholen zu wollen. Alle Kriegsfilmversuche sind einfach unglaubhaft. Und es handelt sich wahrhaftig nicht darum, ob ein Kriegsfilm »Tendenz» hat oder nicht. Alle Kriegsfilme geben eine falsche Vorstellung vom Krieg, weil die Hersteller glauben (und was sollen sie anderes?), eine möglichst dokumentarische geben zu sollen. Und wenn da noch tausend oder zehntausend blinde Granaten explodieren, um möglichst viel glaubwürdiges Getöse und authentischen Rauch zu erzeugen; und wenn da noch hundert oder fünfhundert Statisten mit zerschossenen Leibern liegenbleiben: so verstärkt all dieser Realismus in uns nur den latent vorhandenen Wunsch, die schreckliche Wirklichkeit, die wir erlebt haben, mit dieser nachgemachten zu vergleichen, und keinen Augenblick vermögen wir, dieser zu trauen. Immer wieder aber drängt es uns, die wir aus dem Weltuntergang heimgekehrt sind, zu den Schlachtfeldern, zu den Kriegsgräbern und selbst zu den Kriegsfilmen. Und unser unerklärliches, geheimnisvolles Heimweh nach den Stätten und nach den Zeugnissen unseres großen Erlebens (des größten, wenn nicht des einzigen, das wir hatten) entschuldigt zwar uns, wenn wir einen Kriegsfilm sehen wollen, keineswegs aber diesen und seine Erzeuger. In unserem liebenden, treuen Gedächtnis ruhen sie, die bleiernen Tage aus Regen und Matsch, die roten und weißen Nächte aus Blut, Feuer und Dreck, das Zischen, das Pfeifen, das Sausen und das Knattern, der zerfetzte Rumpf, die zerbeulte Mütze, das rostige Bajonett, die kleine, liebe, blecherne Totenkapsel, die Armeeplakette und das Ordensbändchen, das Koppel und die Le-

dergamasche und die Handgranate, die man warf, und jene, die daneben explodierte, und die letzte Zigarette, die man in Stücke brach, auf der Latrine, und du selbst, dein Schnurrbart und dein verlauster Rock und die Schweinereien, die du sagtest, und die große, große, unnennbare Gleichgültigkeit gegen morgen und übermorgen, und die satte strotzende Lebensfülle des jeweiligen Augenblicks, den wir noch lebten oder schon wieder lebten, und der wundgeriebene Fuß, der da unbarmherzig eingesperrt war in längst verdreckten Fetzen und im naßkalten Stiefel, und die eintönige Musik der klappernden Menageschale, die sachte und regelmäßig an das Bajonett anstieß und die unsere eigentliche, einzige Schlachtenmusik war und uns in den Tod begleitete, und das Knirschen der Bagagewagen auf holprigen Landstraßen, und das Frieren der Pferdeleiber im nächtlichen Regen und ihr gepeinigtes, aufheulendes Gewieher, alles dies und das noch und du und der und jener: Alles ist in uns beschlossen, begraben liegt es wie in gläsernen Särgen, die niemals mehr aufgehn werden. Das Elendige von damals, das Blutige und das Aschgraue, das »Lausige« eben, wir haben einen billigen, armen, goldenen, wehmütigen Schimmer darum gemalt, den Kränzchen ähnlich, die um Gefallenenbilder auf kleinbürgerlichen Konsolen gewoben sind.

Nun, was uns an den Kriegsfilmen verletzt und stört, ist der fatale Umstand, daß es »klappt«, wie es in der Tat nie geklappt hat, ein Umstand, der bei der mächtigen Apparatur der Filmbranche unvermeidbar ist. Ach, uns standen eben nicht Hilfsregisseure mit Megaphonen zur Verfügung, und wenn einer von uns einmal wirkungslos, sozusagen vergeblich, oft ganz unsichtbar und außerhalb des Kegels der Jupiterlampe hinfiel und kaputt war, so war es ein endgültiger Tod, und es war ihm leider beim besten Willen nicht mehr möglich, »die Szene zu wiederholen«. Ja, es klappt in den Filmen! Die Röcke und die Hosen sind neu und lediglich nach bestellten Maßen und Graden verdreckt, und selbst, wo einer nach Läusen sucht, sind es fiktive Insekten, sie beißen nicht, und das Publikum lacht, Marke »Humor im Schützengraben«. Und wenn alte, echte Aufnahmen aus dem Krieg in den neuen Film hineingewoben werden (wie es in dem Film »Douaumont« der Fall ist), wissen wir uns wohl zu erinnern, wo sie aufgestellt waren, die Herren aus dem Kriegspressequartier, mit ihren Apparaten und Notizblöcken: nämlich mindestens zehn Kilometer hinter der Front. An ihnen vorbei sind wir marschiert oder zu fünfundzwanzig auf offe-

nen Lastautos vorbeigerollt, sie knipsten uns und brachten die Bilder heim, ins Kriegsarchiv und in die Redaktionen. Nein, wir hatten damals nicht die leiseste Möglichkeit, uns Mitkämpfer zu engagieren, damit sie unsere Echtheit überwachen, unter »persönlicher Mitwirkung«. Deshalb wohl klappte es nicht. Und wir glauben, sagen zu dürfen, daß wir endlich auf alle und jede Kriegsdarstellung verzichten: ob die Filme »gut« sind, »besser« oder »schlecht«. Es gibt ihrer schon zu viele. Blut und Fleisch und menschliche Herzen haben dort die »Hauptrolle« gespielt. Dieses Material ist etwas ganz anderes als Zelluloid. Eines vom andern ist genausoweit entfernt wie die Front von der Branche und weiter als Neubabelsberg von Verdun! Sie mögen es weiter mit Harry Liedtke treiben und den Krieg in Frieden lassen...

Frankfurter Zeitung, 25.8.1931

DER FRANZOSE AUF DER WODANSEICHE

Georges Bernanos, französischer Schriftsteller von Rang, veröffentlicht ein Buch über den im Krieg verstorbenen antisemitischen Publizisten Edouard Drumont, den die literarische Welt bereits vergessen hatte; zu Unrecht vergessen. Denn der Polemiker Drumont war ein bedeutender Schriftsteller, seine Leidenschaft war edel, seine Sprache kräftig, sein Witz tödlich, seine Ironie blank, sein Haß der Haß eines Starken, seine Liebe warm und groß, sein persönlicher Mut (in vielen Duellen bewiesen) war die Quelle seines literarischen Mutes, sein privates Leben entsprach vollkommen seinem öffentlichen, er war in der Tat ein Ritter ohne Furcht und Tadel, und das Ziel, das er mit Leib und Leben, Geist und Feuer, Degen und Pistole verfolgte, war leider außerordentlich dumm: denn er wollte die Juden ausrotten. So viel Genie für eine Torheit! So viel Tapferkeit für eine Schwäche! So viel Edelmut für eine Idee von Menschenfressern! So viel Eifer für eine Banalität! So viel katholische Überzeugung für den Teufel und so viel Glauben für die Katz! So viel Heroismus für eine Feigheit! So viel Einsicht für eine Ahnungslosigkeit: fürwahr, ein verpfuschtes Leben!
Immerhin: Es hat nicht viele Antisemiten von menschlichem und literarischem Wert gegeben, und Drumont ist sicher in den Himmel ge-

kommen, in jene Abteilung, in der die wertvollen Kannibalen sitzen, die seltenen Besessenen, deren Lauterkeit belohnt wird, damit ihre Dummheit nicht bemerkt werde. Bernanos, der den toten großen Antisemiten auch der Nachwelt erhalten will, scheint die Meinungen seines Gegenstandes und seines Meisters teilen zu wollen. Aber Bernanos ist kein Polemiker, sondern ein Epiker. Deshalb nimmt er eine pietätvolle Haltung ein, wenn er eine rein kriegerische einnehmen wollte. Er macht den Eindruck eines Mannes, der mit gezücktem Degen einem Leichenwagen folgt – statt mit einem gesenkten. Er macht einen schlechten Eindruck, der Epiker Bernanos: Er jammert und fuchtelt. Eine Haltung, die, nach der Meinung der Antisemiten, eher einem Juden anstehen sollte. Bernanos' Intentionen sind nicht weniger edel als die des toten Drumont. Aber wenn ein Polemiker naiv ist, vergißt man über der Technik des Kampfes die Dummheit des Ziels. Wenn aber ein Epiker naiv ist, der gerne fechten möchte, sieht man lediglich, wie er sich hinter jenem verbirgt, hinter dem »großen Bruder«. Sicherlich fehlt es Bernanos ebensowenig an Mut wie Drumont. Aber Bernanos kann die Waffe nicht führen, die er sich von Drumont ausgeliehen hat. Also gerät er in eine Stellung, die beinahe so lächerlich ist wie die eines Schwächlings: Er klagt und schlägt. Gewiß ist seine Klage edel. Seine Sprache hat ihren eigenen Glanz und einen lang nicht mehr gehörten Klang. Er ist ein bedeutender Schriftsteller. Man kennt seine (in Deutschland übersetzten) Romane: Sie überragen die französische Durchschnittsliteratur der letzten zehn Jahre. Sie verraten Erkenntnis, Gewissen, Tradition und die himmlische Gnade (im religiösen und literarischen Sinn). In dem Buch nun, das er dem Andenken Drumonts widmet, versucht er vergeblich, den Nachruf mit einem Kampfruf zu verbinden, und es gelingt ihm nicht, ein Bild des Toten der Nachwelt zu vermitteln, sondern nur einen starken Eindruck von dem Toten. Dieser erscheint gerade noch der Vergessenheit entrissen; keineswegs aber dem dauernden Gedächtnis erhalten.

Das Buch kündet seinen polemischen Charakter im Titel an. Es heißt: »La grande peur de Bien-Pensants« (zu deutsch: »Die große Angst der Ewig-Braven« etwa) und trägt in Klammern, erst auf der zweiten Titelseite, den dünn gedruckten Namen Edouard Drumonts. Mit der Linken wird die Fahne gesenkt, mit der Rechten das Schwert erhoben. Eine angemessene Art, einen toten Kämpfer zu ehren –– wenn man sie beherrscht. Wenn man's nicht kann, sollte man's lieber bleibenlassen.

Es wäre des Epikers Bernanos würdiger gewesen, den Namen seines Helden fett gedruckt auf das erste Titelblatt zu setzen. (Wahrscheinlich aber ist er der Eingebung seines Verlegers gefolgt, der Frankreichs lautester ist: Grasset.)
Dieses Werk wäre, auch wenn es einigermaßen Aufsehen erregt, eine rein französische Angelegenheit, und wir hätten keinen Anlaß, uns damit zu beschäftigen, wäre es nicht in einer Zeit erschienen, in der der deutsche Antisemitismus Triumphe feiert, die ihn allmählich aus dem Stadium des Kannibalismus in das des Parlamentarismus zu führen scheinen. In dieser Zeit ist es von Bedeutung zu hören: daß ein guter Franzose und ein guter Katholik die Juden (besonders die Juden deutscher Herkunft) für bestimmte französische Mißstände haftbar macht; daß auch Franzosen für eine garantierte Blondheit schwärmen können und manchmal in die Lage geraten, einen »Normannen« einem »Kelten« vorzuziehen und diesen wieder einem »Mediterraneer«; daß man imstande sein kann, den Katholizismus zu einer Angelegenheit der »französischen Rasse« zu machen, und daß also eine alte katholische Tradition gewisse Franzosen nicht hindert, sich einen Gott nach dem Ebenbild Wodans zu schaffen; daß auch unter den »Welschen« die Blauäugigkeit geschätzt wird und daß sie keineswegs ein deutsches Reichspatent ist. Wir haben allen Anlaß, die Franzosen zu beneiden, weil ihre Antisemiten bedeutend begabter sind als die unsrigen. Aber welch ein Vergnügen zu hören, daß jene ebenso töricht sind! Welch eine Genugtuung zu vernehmen, daß ein von dem Katholiken Bernanos geschätzter katholischer Antisemit die Tatsache bedauert, daß Jesus Christus der Sohn einer Jüdin war! Der Beweis dafür, daß die barbarische Geschmacklosigkeit kein ausschließliches Kennzeichen bestimmter europäischer Länder ist, wird geradezu eine Garantie für das kommende geeinigte Europa! Laßt uns nur hoffen! Auch der französische Romancier, nicht nur der slowakische und rumänische Bauer, glaubt an den Ritualmord. (Bernanos glaubt heute noch an Dreyfus' Schuld.) Bernanos ist überzeugt, daß die einzige Rasse, die geeignet wäre, den katholischen Glauben fruchtbar zu machen, die französische sei. Ein französischer Katholik von Genie als nationalsozialistischer Pfarrer von Borkum ist eine recht interessante Erscheinung. Die historische Ahnungslosigkeit, die Rom nach der Normandie verlegt, unterscheidet sich um ein Haar von der Monstrosität jenes deutschen Gelehrten und Rasseforschers, der das biblische Paradies in Ostpreußen

gesucht hat. Wir haben einander nichts mehr vorzuwerfen. Wir sind quitt. Auch Frankreich hat sein Thüringen!...

Diese harmlose Provinz-Kasino-Fröhlichkeit, mit der hier der Mut eines Juden, der sich duelliert, geringgeschätzt wird, während zum Beispiel die heilige Überzeugung antisemitischer Straßenbanden (»Sturmkolonnen« heißen sie in Deutschland), daß man Juden die Köpfe oder zumindest die Hüte einschlagen müsse, einen literarischen Preisgesang davonträgt; diese sture Burschikosität, die »Saujud!« brüllen kann, ohne die klassische Haltung aufzugeben; diese wütende Blindheit, die den Prügelstock schwingt und dabei in würdiger Sprache über das Unglück jammert, das die Geprügelten angerichtet haben; diese Treue gegenüber dem Glauben, dem Adel, dem Heroismus, der Tradition, der Noblesse, Schulter an Schulter mit der kindischen Lust am Straßenkrawall; diese Hand, die nicht aufhört, mit der Knute zu drohen, und dabei gleichzeitig das Zeichen des Kreuzes machen möchte: und kurz und gut: Diese ganze Mischung aus Kreuz, Krone und Hakenkreuz ist eine Mißgeburt, würdig dieser Zeit, gegen die Bernanos zu Felde zu ziehen glaubt. Wie sehr er selbst eines ihrer Zeichen geworden ist, wird ihm ewig unbekannt bleiben.

Es handelt sich aber keineswegs um diese billige nationale Schadenfreude über die primitive Tatsache, daß jeder »seinen Juden schlägt«. Ich zögere nicht, das Buch von Bernanos eine Gefahr zu nennen, nicht nur, weil es eine Dummheit ist, sondern weil es eine Dummheit sanktioniert. Es ist ein Unterschied, ob man seine antisemitische Haltung mit Argumenten aus germanischen Urwäldern belegt oder ob man den heiligen Augustinus zu ihrem Zeugen degradiert. Was einem Heiden ansteht, der »nicht dertauft« werden konnte (ein Scherzwort, das zu Unrecht auf jüdische Konvertiten angewandt wird und das haargenau auf jene Christen paßt, die es seit Jahrhunderten nicht werden können), wird eine Gottlosigkeit unter der Feder eines Mannes, an dessen Christentum nicht gezweifelt werden kann, auch wenn er aus ahnungslosen Provinzen kommt. Was man gewohnt ist, aus dem Munde eines gottesleugnerischen »Osaf« zu vernehmen, der bewußt die Haltung eines Keulenschlägers annimmt und auch dessen stammelndes Kauderwelsch nachahmt, kann nicht von einer Stelle verkündet werden, die sich berufen glaubt, Rom vor den Juden zu schützen und den

Erlöser vor seiner jüdischen Abstammung. Wer sich auf die Edda beruft, um den Juden »ihr Geld« abzunehmen, mag vielleicht recht haben. Wer aber die Bibel in der Hand hält, um aus ihr die Superiorität der »französischen Rasse« abzuleiten, *begeht ein Sakrileg.*
Kein Zweifel, daß sich Bernanos dessen bewußt ist, denn er tritt mit der Ambition eines Reformators auf, eines »Protestanten« (im wörtlichen Sinn). Er weist die Kardinäle zurecht und erteilt dem Papst unerbetene Ratschläge. Er hat keine Vorstellung von der Weltkenntnis, von der Vorsicht, ja von der Weisheit, die den Vatikan auch dort noch auszeichnen, wo er offensichtliche Fehler begeht, und von den alten, überlieferten, von der Institution selbst, automatisch beinahe, an ihre Diener vermittelten Fähigkeiten, dank denen noch der subalterne Angestellte Roms einem französischen Romancier aus geographischer und geistiger Provinz bei weitem überlegen ist. Der gute geniale Bernanos ist aus dem harten, biederen Holz geschnitzt, das offenbar aus den alten nordischen Wodanseichen herstammt und aus dem seit Jahrhunderten alle Gründer aller »nationalen Kirchen« hergestellt werden. Er ist ein Sektierer. Und fehlt es ihm nicht an Sinn für den Humor seines Helden Drumont, so doch zweifellos an eigenem. Er kämpft gegen die Kirche mit der Sicherheit, die ihm das Bewußtsein gibt, ihr treuer Sohn zu sein. Er ist überzeugt, sich dies und jenes »herausnehmen« zu dürfen. Und er hätte bestimmt bereitwilliges Gehör zu erwarten und vielleicht sogar auch hie und da ein verborgenes wohlgefälliges Lächeln, wenn seine Ahnungslosigkeit nicht so hartnäckig zu einem nur verzeihenden herausforderte. Man muß es ihm lassen, dem Bernanos: Für Porzellanläden bedeutet er eine immense Gefahr; auf dem Fechtboden ist er vermutlich besser zu verwenden. Er gehört zu dem Typ der eifrigen Katholiken, die es besser wissen als die Kirche und die gerade scharfäugig genug sind, deren plumpste Irrtümer mit ausgestrecktem Zeigefinger zu agnoszieren. Da sind Banalitäten, die bei Drumont erträglich werden, weil er ein polemisches Temperament ist – die einzige literarische Qualität, die das Banale entschuldigt. Was aber fängt man mit den Banalitäten eines Romanciers an? Was soll man gar mit Torheiten anfangen, die in einer klassischen Form dargebracht werden und in einer glänzenden Sprache, in der die Leidenschaft für das Wort den Leser ebenso erfreut, wie ihn die Selbstsicherheit ärgert, mit der ihm der Autor seine gleichgültigen Erkenntnisse mitteilt?! Aus Respekt vor der schriftstellerischen Persönlichkeit des Autors unter-

drückt man noch ein Gelächter. Aber ein Lächeln läßt sich nicht mehr hintanhalten.
Es ist nicht lächerlich, durchaus nicht lächerlich! Es ist ein tragischer Anblick! Ein edler Mann, ein Kämpfer »für Recht und Glauben«, zieht aus, um diese Plattheit zu bekämpfen, diesen Absud der Aufklärung, dieses schäbige Gemisch aus Gottlosigkeit und Kollektivismus, diese ganze plebejische Gesinnung, die sich bald »demokratisch«, bald »proletarisch« nennt, die Literatur, Wissenschaft und Kunst mit ihrem vulgären Zentnergewicht erfüllt und herabzieht. In welch einer Rüstung tritt er auf, der Kämpfer? In der nationalsozialistischen. Mit dem naiven Kinderglauben, er trüge das Kreuz auf dem ritterlichen Schild, und mit der Blindheit geschlagen, die nicht sehen kann, daß dieses Kreuz an allen vier Ecken verdächtige Auswüchse zeigt, Haken, die sich beizeiten krümmen; unter dem Zeichen des Hakenkreuzes will Bernanos kämpfen. Er weiß nicht, daß die Idee von der »Rasse« und daß die Idee des »Antisemitismus« Schwestern sind, Schwestern des »Materialismus« des 19. Jahrhunderts, Zeit- und Wiegengenossinnen jener Plattheit, die den heroischen Menschen stürzt, um den kleinbürgerlichen einzusetzen, den aufgeklärten anstatt des Gläubigen, den Vetter des Affen anstatt des göttlichen Ebenbilds, den hochmütigen Bürger an Stelle der demütigen Noblesse und der noblen Demut. Er hat, blondgläubig und blind, ein »Idealist«, den Sündenbock gefunden: den Juden, der handelt, den Typ des Geldmenschen, der kaufen kann, wo andere kämpfen müssen. Diese haarsträubende Ignoranz, der die Schwarzhaarigkeit mit der Börse identisch erscheint und die aus der Tatsache, daß es »Levantiner« gibt, das Recht zu dem Sakrileg ableitet, Gottes Ratschluß zu korrigieren und Christus wegen seiner Herkunft zu bedauern, diese Ignoranz ist das deutlichste Kennzeichen des »Heidentums«, der mißlungenen Taufe, der Stimme des Urgroßvaters aus der Eisbärhöhle, auf den Bernanos so stolz ist. In diesem Beifall, den er prügelnden Straßenräubern klatscht, meldet sich der Ahne mit der Keule. Wie kann jemand, der an die göttliche Gnade glaubt, eine Gemeinschaft verurteilen? Und wie kann jemand, der eine Gemeinschaft verurteilt, nicht einsehen, daß er ein intimer Bruder der »kollektivistischen« Gesinnung wird? Wie kann einer, der höchstens die Bekanntschaft des Herrn Arthur Meyer gemacht hat, das westliche Produkt einer barbarischen Glaubensverfolgung und eines echt europäischen zweckhaften Denkens, den Anspruch erheben, die Juden zu kennen?

Dieses Volk, dessen geheimnisvolle östliche Massen, weit entfernt von jeder okzidentalen, bequemen Sparkassen-Bürgerlichkeit, jeden Tag aufs neue gekreuzigt werden, Wunder erleben, Hungers sterben, für den Gott, den der Antisemit anzubeten vorgibt? Hat dieser französische Katholik keine Ahnung davon, daß ihm, wenn er nur katholisch ist, der weißrussische Chassid näher ist als sein eigener Verleger aus Paris?
Er weiß es nicht. Ihn aufzuklären ist wahrscheinlich zwecklos. Aber es galt, einmal festzustellen, daß unter den anständigen Kämpfern für die Wiederaufrichtung der menschlichen Würde sich zu Unrecht Antisemiten befinden. Die Antisemiten gehören auf die andere Seite. Kleinbürgerlich, materialistisch, niedrig, wie sie sind, haben sie gar nichts zu tun mit Gläubigkeit, Heroismus und Gnade. Nur ein Schwerhöriger verwechselt das, was er die »Stimme seiner Rasse« nennt, mit der Stimme des Himmels. Es gibt, ohne Zweifel, auch taube Katholiken.

Der Morgen, August 1931

ROMAN VOM GRÜNEN RASEN

Nur der Kuriosität halber und um eines der sich so furchtbar mehrenden kleinen Zeichen der Zeit festzuhalten, sei hier erwähnt, daß der Tennis-Weltmeister, Herr *William T. Tilden*, auch einen Roman geschrieben hat. Er behandelt sein eigenes Leben, der Weltmeister, nichts mehr, nichts weniger, in einer smarten, aber dafür auch sehr langweiligen Weise. Nach sogenannten »Intimitäten« können jene Leser, die sich für das Privatleben der Sport-Götter interessieren, lange suchen. Der Roman heißt »Ruhm«, er kann nicht anders. Für uns, die Sportfremden, entsteht nach der anstrengenden Lektüre dieses Buches ein ganz klares, sozusagen »festumrissenes« Bild von dem Weltmeister. Er ist, um es schlicht herauszusagen, ein braver, törichter Mensch, ohne besondere geistige Fähigkeiten. Wahrscheinlich gibt er also auf dem bekannten »grünen Rasen« eine geniale Erscheinung ab. Man hat nichts anderes erwartet. Einigermaßen überraschend ist lediglich die Frechheit – Sporthelden sollen ja so bescheiden sein wie sonst nur Ozeanflieger –, mit der hier ein Weltmeister seine privaten Schicksale

belletristisch verwertet und sich also in eine ihm fremde Branche begibt, die von dem Rasen so weit entfernt ist wie ein Gummiball von einer Schreibfeder. Noch überraschender ist die Tatsache, daß ein deutscher Verlag diesen »Roman« übersetzen läßt und ihn zu Rezensionszwecken an die Zeitungen verschickt – und nicht einmal an deren Sportbeilagen. Die Krise im Buchhandel scheint also in der Tat nur die Literatur zu berühren, und ein »Tag des deutsch-englischen Rasens« wäre am Ende für die Verleger ein Geschäft. Sinnreich der Zufall, daß der deutsche Verlag *»Rembrandt-Verlag«* heißt; nach dem bekannten Weltmeister Rembrandt, der noch nicht vergessen sein dürfte.

Frankfurter Zeitung, 20. 9. 1931

DER PALAST DER SCHEHEREZADE

Seitdem ich zum ersten Male den »Palast der Scheherezade« betreten habe, sind viele Jahre vergangen; so scheint es mir zumindest. Mir ist, als wäre ich damals noch viel jünger gewesen, den Gefahren, die der »Palast der Scheherezade« enthält, gleichsam stärker ausgesetzt, obwohl ich mich auch damals schon in einem Alter befunden haben muß, in dem man das Nachtleben zu kennen hat und bereits zu mitternächtlicher Stunde die Schalheit des Morgens vorausfühlt. Ja, unzählige Nächte, reich an Spuk und Wundern, muß ich schon hinter mir gehabt haben! Und je deutlicher heute die Erinnerung an jenen ersten Abend im »Palast der Scheherezade« vor mir aufsteigt, desto klarer wird es mir auch, daß seine Wunder nicht von der Art waren, mich zu verwundern und etwa durch Verblüffung gefangenzunehmen; sondern daß sie geeignet gewesen wären, mir eine falsche Heimat vorzutäuschen, eine trügerische Vertrautheit, eine trauliche Traurigkeit und just jene süßliche Verlorenheit, in der man auf eine billige und zugleich heimische Weise ganz schäbig zugrunde geht. Denn es gibt, wie man weiß (für gewisse Naturen) keinen Schutz vor dem Untergang. Auch die Erfahrung behütet nicht, und erst recht nicht das Verwöhntsein. Und beladen mit allen nächtlichen Schätzen, die man aus den Sünden gesogen hat, tritt man eines Abends durch eine billige Portiere aus abgeschabtem rötlichem Samt –– und gerade sie war der Vorhang, der uns

bis nun vom Tode getrennt hat. Ein lächerlich flacher Abgrund hat uns hinuntergezogen. In einem blamabel engen Sumpf sind wir erstickt: Von dieser Art waren die Gefahren im »Palast der Scheherezade«.
Er stand in einer mittelgroßen Stadt Deutschlands, in der Nähe des Bahnhofs, fremden Bürgern eine Lockung: Billige Preise versprach er, magische Beleuchtung, Mädchen und Tanzmusik, eine recht törichte, wenn nicht gar läppische Nachahmung des großen Lasters in großen Städten. Sein Name: »Palast der Scheherezade« setzte sich aus lauter bunten Glühlämpchen zusammen, mit dem kühlen Feuer der Elektrizität war er hingemalt worden, ein lauer Brand, eine schale Brunst, angeknipst und nicht entzündet, ein ziemlich stabiles Flammenzeichen aus der Provinz, eine biedere Höllenschrift. Der Portier trug eine rote Livree, mit goldverbrämter Mütze. In dem Licht, das durch die rötlichen Vorhänge der Fenster strömte, war er gar gefährlich anzusehen, besonders weil er grüßte und lächelte: Aus Röte und Höflichkeit setzte er sich zusammen. Nun traten wir ein, zwei waren wir, mein Freund und ich. Und sofort umfing uns die lärmende Musik, das scharrende Geräusch der tanzenden Füße, das Klingeln von Löffeln und das Klappern des Geschirrs, der dumpfe und weiche Aufschlag viel Hunderter Biergläser aus taubem Glas auf taube Filzplätzchen, die kratzenden Stimmen von Stühlen, die weggeschoben und herangerückt werden, das laute und zuweilen sogar schallende Gemurmel der Menschen und dazwischen der klingende, beinahe glockenreine Ruf einer Händlerin: »Zigarren, Zigaretten!«, der Marketenderin dieses nächtlichen Lagers. Ja, ihre Stimme hatte wirklich etwas Reines, Sauberes sogar, unmißverständlich handelte sie, Ware gegen Bargeld, einen breiten Kasten am Riemen vor der Brust und manchmal über dem Kopf ging sie einher, zwischen Tanzenden, Sitzenden, Trinkenden und Betrunkenen, sie wandelte fast, nüchtern wandelte sie umher. Zwei Kapellen spielten abwechselnd im »Palast der Scheherezade«, eine vorn, in der Nähe des Eingangs, die andere rückwärts, wo sich das Lokal im Dämmer zu verlieren begann und die rötlichen Vorhänge die Nähe der Toiletten ankündigten. Denn es durfte keinen Augenblick Ruhe eintreten, wie es ja im Sinne dieser ganzen Einrichtung gelegen war, daß die Sitzenden Lust bekämen zu tanzen, die Tanzenden wieder Durst zu trinken und die Trinkenden noch einmal das Bedürfnis zu tanzen. Deshalb auch hatte die Tafel am Fenster »echten Stimmungs-Betrieb« angekündigt, die Stimmung wurde hier betrieben, angetrieben wurde sie, und die

Kellner tanzten wie weiße lebendige Peitschen durch den Raum, unsichtbar geschwungen von dem fahlen Besitzer des Lokals, der in der Nähe des Bartisches saß, in lauernder Müdigkeit, mit glitzernden Augen und wach und schläfrig zu gleicher Zeit. Eine Art von heiterem Gram wohnte in seinen scharfen Mundwinkeln, verlebt und lebendig war er zu gleichen Teilen, und sein aschgrauer Blick schlich über die Tische, streichelte flüchtig die Mädchen, traf, wie ein weicher, geschlängelter Blitz, die Augen der Kellner, lächelte unterwürfig den unsrigen zu, bog um die Ecken, durchbohrte die dicken Säulen und barg sich schließlich hinter großen und schlaffen Lidern. Die erste Kapelle saß zu ebener Erde, die zweite auf erhöhtem Podium. Diese war eine Damenkapelle und eine sogenannte »Attraktion«. Und in der Tat: fühlten wir uns derart von ihr angezogen, daß wir uns in ihrer Nähe niederließen, im Schatten ihrer Instrumente, im Dämmer ihrer Melodien und hinter ihren Rücken, so daß wir gleichsam nur von dem Echo ihrer Klänge getroffen wurden und durch ihre Leiber von dem tanzenden Höllengetriebe geschieden waren. Zwischen den Tanzenden und uns lag das Podium, das die klingende Last der Damenkapelle trug. Sie bestand aus lauter blaugekleideten Mädchen. Alle trugen silberne Krönchen im Haar. Und obwohl sie als eine echte und rechte Musikkapelle doch von vornherein verpflichtet waren, alle nötigen Instrumente zu besitzen und zu spielen, war es doch wie ein Wunder, daß dieses Mädchen den Bogen der Baßgeige führte und jenes die Trompete blies, ein drittes auf der Trommel die Schlägel wirbeln konnte und ein viertes die große Pauke schlug. Und wenn gar die zweite Violinistin ihr Instrument weglegte und einen geräumigen Schalltrichter vor den kleinen Mund hielt und die Texte der Tanzlieder den Tanzenden entgegenschmetterte, saßen wir erschüttert vor so starken männlichen Leistungen weiblicher Wesen und waren gerührt von der Stärke wie von der Zartheit. Die erste Geigerin liebten wir geradezu. Denn sie stand, fein wie eine Elfe und kühn wie eine Amazone, vor der Front ihrer Truppe und dirigierte mit ihrem schlanken Bogen den Musikantinnen den Takt und den Tänzern mit einem halben Lächeln den Tanz. Und ihr silbernes Krönchen zitterte sachte. Ringsum saßen gewichtige Männer mit kahlrasierten und sehr dummen Schädeln, mit breiten, faltigen und fetten Nacken, vor großen, hellgelben, gläsernen Humpen, und neben ihnen die Mädchen in dünnen Kleidern, vor rötlichen Likörgläschen und schlanken gelblichen Sektgläsern, die an Apothekergeschirr

erinnerten. Und in der Luft roch es nach Seife und Parfüm, Bier und Staub und ein wenig auch nach Steinkohle vom nahen Hauptbahnhof. Und dazwischen war die bläuliche Damenkapelle wie aus eitel Zauber gewoben, und selbst das Fräulein, das die große Pauke schlug, war ein Edelfräulein, das sich herabläßt, starke Instrumente zu behandeln, mit zarter Hand und riesigem Klöppel. Manchmal lächelte uns die erste Geigerin freundlich zu. Und sofort spann sich zwischen ihrem Mund und unseren Augen ein sehr feines Netz aus sehr feiner Liebe, ein galantes Netz über den glatten Kegelschädeln der Barbaren. Wenn die Damenkapelle Pause hatte, stiegen die Mädchen, eins nach dem andern, sachte vom Podium und nahmen Platz im Schatten ihrer Instrumente, und während die vordere Kapelle zum ewigen Tanz aufspielte, packten die Musikantinnen belegte Butterbrote aus ihren Täschchen und labten sich mit Bier. Die Krönchen nahmen sie nicht ab. In den wolkenblauen Kleidern saßen sie da und nährten sich redlich, während im Lokal die magische Beleuchtung eingeschaltet wurde. Alles weiße Licht war erloschen. In grünliche und rötliche Düsternis getaucht waren Saal und Gäste. Und eine Kugel am Plafond, deren Oberfläche aus tausend kleinen Spiegelchen bestand, begann sich zu drehen, und viele Tausende winzige Lichterchen verstreute sie mit jeder Drehung. Diese Lichter hatten die huschende Hurtigkeit von Schatten, sie waren gewissermaßen leuchtkräftige Schatten, und obwohl wir die Billigkeit dieses Spiels und die recht selbstverständliche Ursache dieses Wunders leicht durchschauten, fühlten wir uns doch berührt und merkwürdig überrieselt von den Lichtern, und eine Erinnerung an einen sehr fernen Tag unserer Kindheit mochte in uns auftauchen, da ein Erwachsener uns mit einem Taschenspiegel zum ersten Male gezeigt hatte, wie man ein bißchen Sonne auffängt und im Schatten tanzen läßt.

Der grölende Ruf eines Betrunkenen, die falsche Süßigkeit eines armen Barmädchens, das durchaus Konfektschachteln verkaufen will, die furchtsame Zutraulichkeit eines Kellners, der ein Trinkgeld erwartet, der falsche Takt der Musik, die fettige Unappetitlichkeit mancher Kunden an den Tischen, der säuerliche Geruch des Biers, die hellbraune Süffigkeit des Kaffees, die penetrante Ordinärheit des Schnapses und all das andere, womit aber die Stimmung so unnachahmlich tüchtig betrieben wurde: Es störte uns nicht in dem unerklärbaren selbstmörderischen Wunsch, der kleinen Trübsal zu erliegen, unterzutauchen in dem Elend, das noch nicht einmal stark genug war, um

schmerzlich gefühlt zu werden und überhaupt hinabgezogen zu werden in einen Schlund, der seine Tiefe hatte. Warum nur, warum? Unerklärliches Verlangen, in der Seichtigkeit zu ertrinken, als wollte man ihr erst dadurch mörderische Eigenschaften verleihen; sein Leben dort zu lassen, wo man nur das Geld erwartet, als würde durch den Selbstmord erst der Betrieb unterbrochen und der Stimmung zu ihrem armen elenden Recht verholfen! So sitzt man in den rötlichen verschlissenen Polstersesseln, als wären sie weiche Sündenpfühle und als könnte man in ihrer unerbittlichen schmerzenden Härte versinken. Die letzten Gäste gehen. Schon fegt irgendwo übernächtig ein Besen, morgendlichen Fleiß vortäuschend. Schon rafft jenes Mädchen dort ihren Herrn zusammen, und dieses hier erhebt sich, mit leeren, enttäuschten Händen. Unbeweglich, erstarrt um die eigene Achse, hängt die Spiegelkugel am Plafond.

Schon falten sich die Stuhlpaare zu gespenstigem Schlaf, Sitz über Sitz und mit hochragenden Beinen. Geht man bereits? Graut der Morgen schon draußen? Mit kühler Brise weht er heran, nach ewigen Gesetzen folgt ihm der Tag, ein Heute wiederum, schlimmer noch als gestern. Man ist nicht untergegangen. Ein anderer Untergang ist uns wahrscheinlich bestimmt, wenn nicht im »Palast der Scheherezade«, so in blauen Paradiesen, grünen und roten Laternen, auf der Landstraße, im fremden Hotelzimmer, im Eisenbahnabteil oder in der Schiffskabine, oder auch ganz einfach zu Hause.

Frankfurter Zeitung, 20. 9. 1931

HINWEIS AUF EIN BUCH ÜBER STIFTER

In einer schönen und fernen Einsamkeit lebt der Name *Adalbert Stifters*, unabhängig vom Wandel der Zeiten und ihres Geschmacks, abgesondert und beinah etwas klösterlich. Sein Ruhm ist gewissermaßen ein *frommer* Ruhm, und das Gedächtnis, das wir ihm bewahren, ist gleichermaßen seiner Lauterkeit gewidmet wie seinem Werk. Ja, dieses selbst ist ein Kind seiner männlichen Reinheit und seiner Genialität, und die Verehrung, die wir ihm bezeigen, gilt der seltenen Eintracht, in der sich der Mensch mit seinem Werk befindet. Daß ein Mann, in völ-

liger Harmonie mit seiner Umwelt und mit seiner Überwelt, alle Schwierigkeiten überwindet, die dem schöpferischen Menschen von den Sternen beschert werden, und daß er das Leid begrüßte als die Schwester der Gnade, ist ein seltener Anblick in der deutschen Literatur. Neben Matthias Claudius und Johann Peter Hebel wüßten wir kaum einen anderen aus dem Geschlecht der frommen Schöpfer zu nennen als Adalbert Stifter. Erzogen im katholischen Glauben und den angestammten Glauben unaufhörlich bestätigend in jedem Satz, den er schreibt, in jedem Wunder der Natur, das er voller Ehrfurcht begrüßt, in jedem menschlichen Schmerz, den er durchforscht und besingt, bleibt er für alle Zeiten der treueste und genaueste literarische Trost der Traurigen und der Einsamen, die eines himmlischen Winks bedürfen und der Bestätigung, daß die Gnade schon im Irdischen wahrnehmbar sei. Den Sorglosen, den Leichtfertigen, den Spöttern gar wird das Werk Adalbert Stifters immer »klassisch« und »langweilig« erscheinen. Keine Aussicht, jemals diesen Namen »populärer« zu machen und in einem trostlosen Haufen von Ungläubigen nach »Lesern« zu haschen, die nur »Interessenten« sein können. Aber jede Äußerung, die heute noch über Stifter erscheint, sei auf das herzlichste begrüßt. Je stiller sie ist, um so besser. Auf sie öffentlich hinzuweisen heißt bestimmt nicht, ihr einen großen Anhängerkreis zu schaffen. Der goldene Frieden, der um den toten Dichter gesponnen ist, wird keineswegs gestört. Ein paar nur, die ihn lieben, werden aufmerksam zuhören und sich freuen, wieder etwas über ihn zu vernehmen. In diesem Sinne, mit dieser Absicht erwähnen wir hier die kleine Schrift von *Albert Gerhard Müller*, erschienen in Kommission bei Friedrich Cohen in Bonn und betitelt: *»Weltanschauung und Pädagogik Adalbert Stifters«*.

Es ist eine liebevolle, treue und fleißige Schrift. Sie besteht aus 3 Teilen: 1. Stifters Leben, 2. seine Weltanschauung, 3. seine Pädagogik. In einer würdigen und einfachen Sprache, von wohlbedachten Zitaten sozusagen gesättigt und zwischen den Zeilen eine genaue und redliche Kenntnis der Materie verratend, spricht der Autor von Stifters bescheidener und genauer menschlicher wie literarischer Frömmigkeit. Eine Art provinzieller und katholischer, österreichischer und deutscher Natur- und »Weltfrömmigkeit« wird hier erläutert und verständlich gemacht, auch jene schlichte, beinah' möchte man sagen: altmodische

Weise, in der seit eh und je in der germanistischen Wissenschaft der lauterste Dienst am Gegenstand geleistet worden ist. Es ersteht wahrlich kein neues Bild von Adalbert Stifter (und dies hätten wir vielleicht gar nicht gewünscht); sondern das alte findet seine Bestätigung; das vertraute wird, so möglich, noch heimischer; das entschwundene rückt näher; und treulicher wird die Kontur einer Persönlichkeit, die man so nahe gefühlt hat, seit Jahren, seit dem ersten Buch, das man gelesen hatte. Ein Mann, liebevoll und präzise, zuverlässig und heiter, von dem schönen Gleichgewicht der Seele, das so leicht ist wie die Anmut und von einer seltenen Grazie: nämlich einer, die verwandt ist mit der Gewissenhaftigkeit. Niemals wieder gab es eine solche Erscheinung in der deutschen Literatur: »ein Mann des Maßes und der Freiheit«: So hat er sich selbst genannt, mit dem stillen Stolz, den die Demütigen zuweilen verraten...

Frankfurter Zeitung, 27.9.1931

BEKENNTNIS ZU DEUTSCHLAND

Dem aufrichtigen Bekenntnis zu dem Lande, das man aus geheimnisvollen und also nicht zu erörternden Gründen sein Vaterland heißt, muß man, beinahe aus ebenso unerklärlichem Grund, eine Art Erläuterung vorausschicken. Nirgends und niemals noch hat ein Bekenntnis zur Heimat einer Entschuldigung bedurft. Heute und bei uns sieht man sich gezwungen, vorerst die Bekenntnisformel von der schwülstigen Verlogenheit zu säubern, mit der man sie beworfen hat, von der papiernen Phraseologie, von der es seit Jahrzehnten um sie raschelt, von der blutrünstigen Roheit, die seit Jahrzehnten den Patriotismus, die Liebe zur Nation und die Sprache in Pacht hält und vergewaltigt.
Dem Vaterland kann man seine Anhänglichkeit nur in einer Form erklären, die sich unzweideutig scheidet von den üblichen Formen patriotistischer Liebeserklärungen. Es gab eine Zeit in Deutschland, wo die stille Würde des Gelehrten, die behutsame Scheu des Dichters, die staatsmännische Vernunft des Politikers und alle einfachen Herzen der privaten Menschen mit natürlicher Selbstverständlichkeit die Liebe zum Vaterland gestanden und bekannten in Briefen, in Werken, in Äu-

ßerungen jeder Art. Es gab keine patriotisch privilegierten Parteien, und die vaterländischen Bekenntnisse waren noch keine demonstrativen Schlachtrufe. Das Nationalgefühl war die stillschweigende Voraussetzung *jeder* Gesinnung – so wie die menschliche Solidarität die stille Voraussetzung jeder wahrhaft menschlichen Existenz ist. Wie unsicher müssen jene Nationen geworden sein, bei denen ganze Parteien ein jahrzehntelanges Leben von der selbstverständlichen und keineswegs politischen Überzeugung bestreiten, daß sie national seien, und von der unermüdlichen Äußerung dieser Überzeugung. Sich innerhalb einer Nation heimisch fühlen ist eine primäre Regung des zivilisierten europäischen Menschen, keineswegs eine »Weltanschauung« und niemals ein »Programm«. Es wäre infolgedessen nur konsequent, anzunehmen, daß jene Parteien die wahrhaft »nationalen« sind, die es nicht erst ausführlich bekennen, sondern das nationale Gefühl als selbstverständlich voraussetzen.
Das scheint aber nicht der Fall. Denn die Heftigkeit, mit der große und edle Teile der Nation ihren Patriotismus wiederholen, die Leidenschaft, mit der ein großer Teil der Jugend sich in hitzige Kämpfe einläßt, um nichts anderes zu erreichen als eine Stärkung und Sicherung des nationalen Gefühls: Es läßt uns annehmen, daß in den anderen Lagern das primäre nationale Gefühl geschwächt worden ist, im Laufe der Zeiten und der Kämpfe, verschüttet von Mißverständnissen, von Debatten, von Idealen sogar. Und doch ist die Vorstellung absurd, daß ein deutscher Mensch, das heißt: ein Individuum, das innerhalb des deutschen Kultur-, Denk- und Sprachgebiets die Quellen seines geistigen Lebens findet, deutscher sein könnte oder weniger deutsch als ein anderer. Wo gäbe es in der Natur Beispiele dafür, daß sich eine Scholle eines bestimmten Ackers besser dünken könnte als ihre Schwester? Wie unaussprechlich undenkbar etwa die Vorstellung, daß es Eichen gäbe, von denen die eine eichenhafter wäre als die andere? Warum dieser Streit, der die Gleichheit aller leugnet und alle scheidet und alle umbringt? Wieviel weit hergeholte Beweise für etwas Unbeweisbares, weil längst Bewiesenes? Die Nation, ein Begriff, den man nicht eindeutig definieren kann, eben weil sie so eindeutig besteht – wer wollte zum Beispiel die Natur definieren? –, bedarf keiner besonderen Beweise durch ihre Angehörigen, und wer sich zu ihr bekennt, hat nichts anderes gesagt, als was wir schon längst wissen. Es scheint nun aber so zu sein, daß diejenigen, die seit Jahrzehnten ihr nationales Bekenntnis

nicht ablegen, es verschüttet oder gar vergessen haben! Denn es muß doch irgendeine Beziehung sein zwischen der nationalen Lautheit der einen und der nationalen Stummheit der anderen; es muß doch eine Beziehung sein zwischen dem Zwang des einen, immer lauter zu rufen, und der immer stärkeren Taubheit des andern! Vielleicht rufen die einen so stark, weil die andern kein Echo geben? Vielleicht aber – und wahrscheinlich ist dem so – geben diese andern aus Schamhaftigkeit kein Echo? Vielleicht ist es zu spät und zu laut um »das Nationale« geworden? Ja, so ist es vielleicht, und deshalb halten wir es für nötig, einen Versuch zu wagen – und mag er kümmerlich ausfallen. Und das Wort, das mißbrauchte, abgehetzte, durch alle Gossen geschleifte und durch alle undurchsichtigen Parteienkanäle: das Wort Deutschland, deutsches Land, mit jener stillen Ehrfurcht zu wiederholen, mit der allein es ausgesprochen werden darf. Dennoch ein deutsches Wort: Wort einer tausendmal mißhandelten, durch Revolverpresse und Reklamewesen verschandelten, zu Programmen und Annoncen verwandelten Sprache! Sie lebt ja noch, sie lebt, wie die heimatliche Erde, die den künstlichen Dünger aus Ammoniak übersteht und überdauern wird, und wie der heimatliche Bauer, der stärker ist als die Partei, die er wählte. Ja, sie lebt in dem Maße, daß ihre geheime Leuchtkraft sogar noch durch die sprachlichen Vergewaltigungen strahlt und noch die häßlichsten Worte am Leben erhält, ihre kranken, verkrüppelten Kinder. Sie lebt noch in den Menschen, die sie nicht mehr beherrschen, und sogar noch in dem Zeitungspapier, auf dem sie täglich hundertmal mißhandelt und mißbraucht wird. Sie macht selbst noch den schlechten Geschäftsbrief wirksam, der sie desavouieren will, und die »Geschäftsanzeige«, in der sie zu einem Kauderwelsch verarbeitet pro Zeile erscheint. In sechzig Millionen Menschen, die sie nicht mehr alle richtig sprechen können, in mehr als hundert Millionen, wenn man das ganze deutsche Sprachgebiet mitzählt, lebt die deutsche Sprache. Mißachtet und verhunzt und lediglich zu einem Verkehrsmittel degradiert, hat diese Sprache noch die Kraft, Dichter hervorzubringen, Begeisterte, Propheten und viele Millionen, die in ihr schweigen und lesen. Über die ganze Welt gehen unsere Bücher – und selbst in den schlechten, gegen die sie sich sträubt, lebt sie. Wer in ihr denkt, handelt auch nach ihren uralten Gesetzen, die fest gefügt sind, seit mehr als einem Jahrtausend, in Büchern, die noch Jahrtausende überdauern werden. Ihre Gesetze, die Gesetze der deutschen Sprache, sind die einzig un-

wandelbar gültigen im Verlauf des jahrhundertelangen deutschen nationalen Lebens. Und ihre Unwandelbarkeit ist noch so stark, daß sie Fremde assimiliert, anzieht und heimisch macht, aufzieht und wandelt. In der Mitte liegt sie, wie das Land, zwischen Ost und West, Nord und Süd. In der Mitte ist sie, wie wir alle. Aber entschiedener als wir alle, die wir aus unserer Lage unsere Tugenden beziehen und unsere Laster, unsere Unentschiedenheit, unsere Neuerungssucht, unsere Unsicherheit, unsere Vorurteilslosigkeit und unsere Maßlosigkeit, unsere Freiheit und unser Schwanken, unsere Nachahmungssucht und auch unsere Kunst nachzuahmen: Entschiedener als wir alle wahrt die deutsche Sprache die alten Gesetze der alten nationalen Form, einzige Hüterin der nationalen Form ist die deutsche Sprache. Andere Völker haben ihre einheitliche Geschichte, eine Religion, einen regelmäßigeren Ablauf der Überlieferung und schließlich keine Scham, bevor sie sich bekennen. Zwischen ihrem Glauben und ihrer Hymne ist völlige Übereinstimmung, zwischen ihrem Ideal und ihrer Phrase ist nicht der weite Weg, den wir zurücklegen müssen, wenn wir eine nationale Parole aussprechen. Denn diese Sprache, in der wir reden, ist keusch. Es ist nicht leicht, in ihr Liebe zu bekennen, ohne schal oder schamlos zu werden. Und ehe ein Deutscher ein Gefühl ausspricht, muß er es sich dreimal überlegen, und sechsmal müßte er es formen. Andere Sprachen sind wohltätiger vielleicht, andere Menschen hurtiger und findiger. Und glücklicher auch. Ja, andere Länder sind auch glücklicher.

Es wird überliefert, daß Napoleon von diesem Land gesagt habe: »Acht Monate Schnee, zwei Monate Regen, und das nennt die Bande Vaterland!« Zu diesem Schnee, zu diesem Regen und zu diesem Vaterland sich bekennen heißt: eine europäische, eine kosmopolitische, eine große Gesinnung bekennen. Noch peinlichere Dinge als Schnee und Regen haben wir zu dulden und vielleicht, hoffentlich auch, zu überwinden: den törichten Ehrgeiz und die Rekordsucht, den eitlen Stolz auf die Maschine und die Phrase, die unglückliche Veranlagung, sich nicht aussprechen zu können, also: nicht aussagen zu können, die sprachliche Unbegabtheit, die Langsamkeit des Denkens und also den leichtfertigen Griff nach der papiernen Wendung, die Liebe zum Klischee und den großen, großen Abstand zwischen dem, was wir fühlen, und dem, was wir sagen. Also die Unverstandenheit. Und dies ist unser wahres Unglück: die Unverstandenheit. Den großen Vorrat an Mißverständlichkeiten, der in der Sprache aufgespeichert ist, wenn

man sie nicht sehr überlegt anwendet. Wenn man »Deutschland über alles« sagt; wenn man den Rhein den deutschen Strom nennt; wenn man »deutsches Wesen« sagt: immer, immer diese Leichtfertigkeit zu formulieren, die von der Schwerfälligkeit auszusagen stammt, und die Geschäftigkeit der andern: das Ungeschickte schlecht zu finden, böse das Hilflose und Übermut das Schüchterne. Und immer die Scham der Sprachbeherrscher und der Wortgewandten, vaterländisch zu reden, die Furcht der Gewissenhaften – wie sie den Gewissenhaften anderer Nationen nicht kennen –, mit den Gewissenlosen verwechselt zu werden. Denn die Leichtsinnigen haben im wörtlichen Sinne das nationale Bekenntnis den Sprachwissenden aus dem Munde genommen. Unerträglich: das Vaterland als Objekt der Litfaßsäulen an den Straßenekken zu sehen. Das Bekenntnis erstirbt auf den Lippen, weil es von andern in den Straßen gebrüllt wird. Und der Schwur verliert seine Gültigkeit, die Beschwörung ihre Kraft, und der Ruf wird ein Geschrei. Wie schwierig ist es da, ein Patriot zu bleiben! Und wie notwendig ist es aber auch! Kein Land hat dermaßen Liebe nötig. Ein junges Land, ein wandelbares auch, von dem ein kranker und heimwehkranker, verlorener und launischer, genialer und entfremdeter Sohn gesungen hat:

Deutschland ist noch ein kleines Kind.
Aber die Sonne ist seine Amme,
sie säugt es nicht mit frommer Milch,
sie säugt es mit nährender Flamme.

Frankfurter Zeitung, 27. 9. 1931

CHAPLIN UND GANDHI

»In Wort und Bild« verbreiten die Zeitungen die Begegnung des Mahatma Gandhi mit dem Komiker *Charlie Chaplin*. Es ist die übliche Begegnung für die »Wochenschau«, mit dem üblichen, zu gar nichts verpflichtenden Wochenschau-Lächeln, das die Rennfahrer, die Propheten, die Opfer der Justiz, deren Minister, die Scharfrichter, die Massenmörder und überhaupt alle interessanten Persönlichkeiten unserer Tage zu zeigen gewissermaßen verpflichtet sind. Es scheint in der

Tat, daß eine gewisse, den ahnungslosen Objekten der Popularität noch gar nicht bewußte Kraft von der Institution der Wochenschau ausgeht und alle Ereignisse und Persönlichkeiten in den Bann der Jupiterlampen zieht und daß, was man heutzutage »Weltgeschichte« nennt, gleichsam von den »Operateuren« nicht nur gekurbelt, sondern auch angekurbelt wird. Es ist, als flögen die historischen Persönlichkeiten geradezu wie die Motten in die Lichtkegel der Aufnahme-Apparate, vor denen sie sich (in einer Art Öffentlichkeit und Taumel) verwandeln, umlügen und verleugnen. Und ebenso, wie heutzutage die Gerüchte den Ereignissen vorauseilen und die Berichte das Ereignis zu ersetzen scheinen, so wird vielleicht die Begegnung zweier berühmter Persönlichkeiten *von der Wochenschau einfach absorbiert,* und statt sich zu ereignen, wird sie lediglich photographiert. Zu dieser phantastischen Annahme könnte man wirklich neigen, wenn man den modernen Heiligen mit dem Komiker zusammen sieht. Denn: wäre es etwa merkwürdiger anzunehmen, daß der Heilige sich profanieren läßt und der Spaßmacher den Humor verliert? Was in aller Welt zwingt die beiden, einander vor den aufgerissenen Augen und Ohren der Welt zu begegnen, statt in aller Stille, wie es sich gebührt, wenn zwei ausgesprochene Gegensätze zusammenkommen? Fast hat es den Anschein, als hätten beide Männer (mit wenig Würde und desto mehr Eitelkeit) mit der Tatsache kokettiert, daß sie Gegensätze seien und wohl gemeinsam einen sozusagen »pikanten« Anblick bieten wollen. Es mag dahingehen, daß der Mahatma, weil es vielleicht im Interesse seiner, der indischen Sache gelegen ist, wohl ein dutzendmal aufgenommen wird: wie er ein Schiff besteigt und wie er es verläßt; wie er Marseille betritt und wie er sein selbstgesponnenes Linnen zusammenrafft; wie er in London bei Tische sitzt und wie er aus einem Kupeefenster lächelt. Der simpelste gute Geschmack aber hätte es ihm verbieten müssen, aus seiner Begegnung mit Chaplin eine öffentliche Angelegenheit machen zu lassen – und noch dazu eine Angelegenheit dieser Öffentlichkeit, vor deren hurtigem Blick der Prophet, der Scharfrichter und der Rennfahrer, alle drei zu gleichen zweidimensionalen Schatten plattgedrückt und verflüchtigt, zehn Minuten vor dem heißersehnten Auftritt Lya de Puttis und Mia de Nuttis vorbeihuschen müssen. Und wenn Chaplin dieser Begegnung auch nur ein Hundertstel jener ironischen Aufmerksamkeit gewidmet hätte, die er für seine Lustspiele verwendet, so hätte er empfunden, daß er, der eine ganze Welt zum La-

chen gebracht hat, sich selbst nicht so feierlich nehmen darf, wie er – vielleicht mit Recht – von andern ernst genommen wird. Und wenn er der auferstandene Molière selbst wäre – aber er ist es keineswegs –, so hätte er wissen müssen, daß Gelächter an seine Erscheinung gebunden ist wie an die Erscheinung Gandhis der große Kummer. Einmal schon hat Chaplin mit Entsetzen Scherz getrieben: in seinem barbarischen Kriegsfilm »Charlot Soldat«, der leider immer noch durch alle Kinotheater der Welt läuft – mit Ausnahme der deutschen – und in dem die deutschen Soldaten in einer unübertrefflichen schäbigen und geistlosen Weise verhöhnt werden. Selbst, wenn man einem komischen Genie das traurige Recht zugestehen wollte, einer Massenpsychose ebenso zu erliegen, wie es den Pathetikern recht und billig ist, so darf man es einem Millionär übelnehmen, daß er einen bestialischen Film nicht zurückzieht. Dennoch ist Chaplin in Deutschland empfangen und bejubelt worden. (Es wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen, wenn man ihm vorher die Bedingung gestellt hätte, seinen Kriegsfilm zu annullieren.) Und ist es schon peinlich zu sehen, daß ein Pallenberg furchtbar ernst wird, wenn es um Geld geht, und ein Chaplin knauserig, und also ein guter Prozentsatz der zeitgenössischen Komik in Wirklichkeit von tragischen Bankkonten bestritten wird, so ist der Anblick einer tragischen Persönlichkeit aus Indien, die, anmutig plaudernd mit der Clownerie, nichts anderes beweist, als daß sie auch eine »Berühmtheit« sei, tatsächlich ein Zeichen dieser Zeit, über deren Trauer man weinen muß wie über ihre Komik! Oh, Heiliger im selbstgewebten Linnen! Du rückst in die Nähe des Ironikers Bernard Shaw, der auf Sowjetkanonen reiten kann, und stehst Schulter an Schulter mit dem klugen Narren, den der Teufel reitet, eine offizielle Persönlichkeit zu werden! Sie saugt den Ernst der Heiligen auf und den Humor der Komiker. Sie macht Witze, diese Zeit, und weiß es nicht. Wer lacht da noch? Wer kann da noch lachen?!...

Frankfurter Zeitung, 1. 10. 1931

DIE WELTFLIEGERIN

Die junge Weltfliegerin ist sehr kühn und in allen illustrierten Zeitungen photographiert. Eine klassische Amazone ist, im Vergleich mit ihr, gewissermaßen ein Waisenknabe, um nicht zu sagen: ein Waisen-Hermaphrodit. Ganz in Rindsleder gebunden, eine übermäßige Wetterbrille vor den vielleicht hübschen Mädchenaugen, statt der Beine Gamaschen und an Stelle der Hände große Pelzhandschuhe, besteigt sie vor dem Photographen-Apparat den Flug-Apparat, solchermaßen die Eitelkeit mit der Kühnheit verbindend. Fest gewillt, die ganze Welt zu umkreisen und, wenn es nicht anders fliegt, mit schweren Verletzungen abzustürzen, ist sie im letzten Augenblick, bevor sie »startet«, noch bereitwilligst bereit, den Interviewern Auskünfte zu erteilen und ein Privatleben, das sie eben aufs Spiel zu setzen gewillt war, auch noch preiszugeben. Auf diese Weise sorgt sie, die bereits einen Weltruf besitzt, auch für einen Nachruf, den sie aber am liebsten erleben möchte. »Süß« wäre es, eine Zeitlang »verschollen« zu bleiben. In diesem Falle sind die Zeitungen ratlos. Die Kannibalen, die eben erst gegen einen Tageslohn von einer Mark fünfunddreißig Pfennig bei Hagenbeck ausgestellt waren, können die berühmte Weltfliegerin gefressen haben. Andere Analphabeten, wie Löwen und Walfische, die infolge ihrer Ahnungslosigkeit von der Abonnenten-Werbestelle der Zeitungen noch nicht »erfaßt« werden konnten und also nicht wissen, welchen Schaden sie der Nation mit ihrem wahllosen Appetit zufügen, haben vielleicht längst die Weltfliegerin verdaut, obwohl sie, wegen ihrer Packung, eine schwer verdauliche Speise gewesen sein mag. Auf Gerüchte angewiesen, die von andern eventuellen kühnen Fliegern stammen, die zwar »sichten« konnten, aber nicht »landen«, harrt die Welt der Wiederkehr ihrer Fliegerin, indes sie selbst, in ihrer Verschollenheit geborgen und von ihren Kollegen, den Adlern, umflogen, in der Einsamkeit horstet, ohne jedweden »Drahtbericht«, aber in dem sicheren Bewußtsein, daß die Neugier der Erde um sie ebenso kreist, wie sie selbst dereinst um die Erde gekreist hat. Süße, kleine Fliegerin! Es ist alles ein Trug! Außer einem Propellerbruch in der Wüste, in der sich aber leider Oasen und Journalisten befinden, ist gar nichts passiert! Und so groß die Welt auch sein mag und so winzig, mit ihr verglichen, ein Beinhorn, das fliegt, und ein Staubkorn, das verweht wird: Der

Lärm, der um eine Weltfliegerin entsteht, ist noch größer, und noch winziger ist ein Ruhm, der wirklich einmal verblaßt! Selbst ein Lindbergh ist verschollen und verheiratet! Und doch war es einmal – es ist noch nicht lange her! – die kühne Hoffnung aller kühnen Bräute, und der Ozean, den er überquert hatte, war nicht imstande gewesen, mit seinem Rauschen das Geraschel der Zeitungen zu übertönen, die den Pionier der Wolken drahtlich besangen! Arme, kleine, süße Fliegerin! Wenn ihr Schoß, gewohnt an Pilotensitze und entartet zu einer Empfangsstation, wirklich einmal wirkliche Töchter zu der Welt bringen sollte, welche die Mutter umflogen hat, so werden diese den Aeroplan so selbstverständlich lenken, wie wir die Kurbel der Grammophone aufziehen, und alle Pioniertaten der Zivilisation von heute werden vergessen sein vor den Pioniertaten von morgen. Denn auferstehen wird nach dem Geschlecht des Herrn Edison ein ganz fürchterliches Geschlecht von Edi-Söhnen (die Töchter einbegriffen), und mit Propeller-Eile werden die Erfindungen und die Kühnheiten einander jagen, und die Amazonen Homers, die sich aus demonstrativen Gesinnungs-Gründen die linke Brust abgeschnitten haben, werden ein Muster weiblicher Natürlichkeit sein im Vergleich mit den Frauen einer Zukunft, der die weibliche Brust Gegenstand einer Legende ist. Kleine, süße Weltfliegerin! Sie ist die unfruchtbare Ahnfrau, die Ahn-Läuferin, Ahn-Fliegerin, könnte man sagen, einer geschlechtslosen Welt, in der, was noch »Weib« genannt werden kann, Wesen im Fluge gebärt; Wesen, deren erster Laut kein Schrei mehr sein wird, sondern ein Surren; ein Gesurr! . . .

Frankfurter Zeitung, 5. 10. 1931

EINE HALBE STUNDE KAUDERWELSCH

Jenes miserable Gestammel, das man übereingekommen ist, *»Zeitungsdeutsch«* zu nennen, ist ja leider nicht etwa, wie zum Beispiel der Verbrecherjargon, eine abgeschlossene, keinen Verwandlungen mehr unterworfene sprachliche Perversität; im Gegenteil: Das sogenannte »Zeitungsdeutsch« scheint gefährlicher als jede andere Entartung der deutschen Sprache, weil es alle Entwicklungen, Verwandlungen und

Verirrungen der Tage und der Stunden aufnimmt und verarbeitet und weil es ein eigenes, gleichsam parallel zum Leben der echten Sprache verlaufendes und damit leicht zu verwechselndes Leben hat. Auch das Kauderwelsch, dessen sich der landläufige Journalismus bedient, hat sozusagen eine »Entwicklung« – und es ist nicht ohne Nutzen, von Zeit zu Zeit seine Stadien zu registrieren. Gesetzt, es gäbe in unseren Tagen noch irgendwo verborgen einen Menschen, der etwa seit dem Ende des Krieges kein Zeitungsblatt zur Hand genommen hätte und der auf den Einfall käme, von heute an wieder eine Zeitung zu abonnieren: Solch ein Abonnent müßte sich erst allmählich an die Sprache seines Blattes gewöhnen, um auch nur dessen einfachste Nachrichten richtig zu verstehen. Wir versetzen uns in die Lage solch eines imaginären Zeitungslesers; nehmen die Nummer eines sehr verbreiteten Berliner Blattes vor und lesen darin zum Beispiel folgendes:

Eine populär-medizinische Abhandlung über die Fingernagel-Kapillaren: »Auch der Fingernagel stammt von einem Keimblatte her, und *deshalb geht Hand in Hand mit seiner Unterentwicklung* auch eine gewisse Minderwertigkeit der anderen Körperteile...«

Eine witzige Anekdote:

Der nackte Mann

Herr X spielte in seiner Familie keine besondere Rolle. *Ihm fehlte das Suggestive.* Einmal, als Frau und Töchter *angeregt aus dem Kino nach Hause kamen*, warf man ihm verächtlich vor, er sei kein Mann... Nun hatte es Herr X satt. Er zog sich sofort aus und setzte sich im verkehrsreichsten Teil der Stadt auf einen Brückenpfeiler. Er wurde verhaftet und war drei Tage lang das Gelächter der Umgegend. Seitdem tyrannisiert er die Familie, die ihn *wie einen Helden verehrt.*

Aus dem Referat eines sehr geschätzten Berliner Theaterkritikers über ein Stück Georg Kaisers:

Aber der Schieber und seine Filmspekulanten sind echte 23er; ein *dämonisch-saurer* Jahrgang. *Er geht einem heute nur noch als historische Reminiszenz durch die Gurgel.*

Aus einer Reportage über das Berliner Treffen der Zauberer und Taschenspieler:

Auf Gongschlag wird alles dunkel.

Aus dem Bericht eines jungen Lyrikers über ein neues Berliner Kabarett:

Das war ein neuer Einfall, *hatte Zeitbezug* und *war Handlung*, nicht Deklamation.

Aus einer Notiz über ein Varieté:

Da kommen die *sicherlich einst russischen* Nationaltänzer, pariserisch in Smokings und Silberkostümen, und *wirbeln uns da ja eine Viertelstunde was vor*, daß *einem komisch zumute wird.*

Kommentar eines Redakteurs zu einer Zuschrift aus dem Publikum:

Es geschieht leider nicht *oft*, daß jemand ... die Scheu überwindet, *seine undelikaten Erlebnisse mitzuteilen.* Hier *ist es geschehen.* Es gebe den Anstoß, daß eine *Parzelle des Großstadtsumpfes* sich nicht weiter mit gestohlenen Blumen *als gutbürgerlicher Tugendgarten verkleiden darf.*

Ein schlichter Titel:

Rechtsbeistand mit langen Fingern

Noch ein Titel:

Mann steht auf der Straße

Eine amtliche Ankündigung:

Was jedoch vorher *zu geschehen hat*, ist *der Zustrom der Spenden.*

Bericht aus dem Berliner Vergnügungsleben:

Julian Fuß eröffnet *eigene Räume als eigener Flügelherr* ...

Wieder, von Rachlis »frisch gestrichen« und *jung bestuhlt*, die Kaskade in der Rankestraße ...

Lassen wir es bei diesen Zitaten. Sie sind billiger zu haben als unser Papier und unsere Zeit. Es ist, als ob ein Druckfehlerteufel sich nicht mit dem Schabernack mehr begnügen möchte, den er in Setzerkästen und Setzmaschinen seit Jahr und Tag anzurichten gewohnt und berechtigt ist; sondern als ob er angefangen hätte, auf den Schreibtischen der Redaktionen sein Unwesen zu treiben und in den Gehirnen der Journalisten zu rumoren. Ja, es scheint keinen Zweifel mehr zu geben: Wenn sie nicht auf ihren Köpfen sitzen, diese Tag- und Nachtschreiber, so sitzt ein Teufel in ihren Köpfen, geht Hand in Hand mit der Entwicklung ihrer Fingernägel, geht als dämonisch-saurer Jahrgang und als historische Reminiszenz dem berühmten Theaterkritiker »durch die Gurgel«, hat sozusagen »Zeitbezug«, bildet »Parzellen des Großstadtsumpfes«, versorgt den Rechtsbeistand mit langen Fingern, amputiert dem Mann, der auf der Straße steht, den starken Artikel, schafft einen »eigenen Flügelherrn« (würdiges Gegenstück zum allgemein anerkannten »Herrenfahrer«) und sorgt schließlich für eine

»junge Bestuhlung« dieser ganzen Zeit. Hunderttausende lesen Tag für Tag diesen grauenhaften Widersinn, kauen ihn wieder, denken ihn gewissermaßen nach -- und hören auf, Menschen zu sein; *weil sie die Sprache verlieren.* Ja, in einer Zeit, in der man vor lauter amerikanisch-großkapitalistisch-sowjetistisch-revolutionärer Hast keine Ruh' mehr findet, Namen auszusprechen, und, statt eine Institution zu nennen, irgend etwas daherbellt, was wie »SOW-komproß-tong« klingt, oder ähnlich, den Zeppelin »Zepp« nennt, unser Zepp, weil man noch schneller sprechen will, als er fliegen kann, und den Dramatiker Zuckmayer: »Zuck« und den Publizisten Tucholsky: »Tucho« (um nur ein paar Beispiele zu nennen): In solch einer Zeit findet man kaum noch das »Tempo«, es selbst auszusprechen, und man möchte vor lauter Eile nur »Temp« sagen, nur um ein »o« zu ersparen. Und jenem geschlechts- und artikellosen »Mann auf der Straße« wird es nicht erspart bleiben, das unmenschliche Schicksal: auch noch die Sprache zu verlieren. Bellen wird er müssen – und außer seinen Artgenossen wird kein Hund ihn verstehen...

Frankfurter Zeitung, 11. 10. 1931

ALBA-ALBA, DER SCHNELL-LÄUFER

Jedes Jahr im Herbst kam in unsere kleine Stadt ein Fremder namens Alba-Alba. Große, rosarote, mit Blaustift beschriebene Plakate kündigten ihn an und sein ungewöhnliches Vorhaben: Er wollte in zwei Stunden eines bestimmten Sonntagnachmittags nicht weniger als sechzehnmal um den Ringplatz unserer Stadt laufen, ohne Pause; für den Fall eines regnerischen Wetters sollte sein Lauf an einem der nächsten Sonntage stattfinden; und alle Welt wurde gebeten, Alba-Alba zuzusehen. Ich erinnere mich nicht, daß er es jemals nötig gehabt hätte, seinen Lauf zu verschieben. Der Herbst hatte dazumal keine Launen. Seine Tage reihten sich aneinander wie goldene, wehmütige, immer kleiner werdende Perlen. Es regnete, glaube ich, niemals. Der goldene Herbst ging eines Tages, wenn er genug hatte, ganz einfach unter im weichen Silber des ersten Schnees. Und der große Läufer namens Alba-Alba gehörte zu seinen frühen, wunderbaren Eigenschaften wie der silbrige

Nebel am Morgen und wie die schwarzen Scharen der Raben, die sich in den letzten Tagen des Oktobers in den kahl gewordenen Kronen der Bäume krächzend niederließen.
So brachen wir denn eines Sonntagnachmittags um drei Uhr auf, um den großen Läufer Alba-Alba zu sehen. Wir säumten die Ränder unseres Ringplatzes. Und der Läufer erschien. Er trug ein blutrotes Badekostüm aus Samt und blutrote Sandalen aus weichem Leder an den Füßen. Um seine Hüften war ein breiter, giftgrüner Gürtel geschlungen; und an dem Gürtel hingen goldene Schellen. Und wenn der Läufer Alba-Alba in der Mitte des Ringplatzes auftrat, noch auf beiden Füßen stehend, aber schon beide Füße gespreizt wie eine Art von Schwingen, auf denen man geht und die dennoch schweben, eine blutrote Sandale vor die andere gesetzt, als wäre das Stehen bereits ein Laufen: So klingelten leise die Schellen am Gürtel: wurden nicht bewegt und klingelten trotzdem; wie ungeduldige Pferde, die eine Peitsche spüren, obwohl sie noch nicht geknallt hat. Wir hatten den Läufer Alba-Alba bereits oftmals gesehen. Und dennoch waren wir, wie zum ersten Male, gebannt und sogar erschüttert. Dieser Mann wollte sechzehnmal um unseren Ringplatz laufen, ohne Pause. Er trug ein Badekostüm, ein blutrotes, und blutrote Sandalen. In der Rechten hielt er eine Peitsche. Wozu dieser Gegenstand? Hatte er die Absicht, sich selbst anzufeuern? Wollte er sich selbst jagen, war er sein eigenes Pferd? Bevor er noch zu laufen angefangen hatte, war er unserer Bewunderung schon sicher. Er hielt eine kurze Ansprache. Es wäre keineswegs leicht zu laufen, meinte er; und er wäre der einzige Läufer der Welt, der auf der großen Ausstellung in Paris eine Prämie bekommen hätte. Er deutete dabei mit dem Peitschenstiel auf seine linke Brust, wo in der Tat die Prämie zu sehen war: ein runder goldener Dukaten an einer grünen Seidenschnur auf dem blutroten Trikot. Und ohne unsere Zustimmung abzuwarten und wie um zu beweisen, daß dem Worte die Tat zu folgen habe, setzte er sich unmittelbar in Trab, die Peitsche in der Rechten schwingend, als hätte er Hindernisse aus dem Wege zu jagen. In wenigen Sekunden hatte er den Bord des Bürgersteiges erreicht. An seinem Gürtel die Schellen klingelten wie von zehn Schlitten. Dazwischen knallte immer wieder seine Peitsche. Es hatte den Anschein, als schlüge er sich selbst und als liefe er seinem eigenen Körper voraus. Von Zeit zu Zeit stieß er im Laufen ein breites, heiseres und befreiendes »Hah!« aus. Es war wie das Wiehern eines Menschen,

der sich zu seinem Pferd gemacht hat. Auch nickte er dabei mit dem Kopfe wie ein gezäumtes Roß, und es war, als würde er nicht nur sich selbst kutschieren, sondern auch sich selbst reiten. Zusehends verwandelte sich sein Trab in einen Galopp. Immer häufiger und immer heftiger knallte seine Peitsche. Immer schneller wurde sein Lauf, und immer kürzer wurden die Zeitabstände, in denen er auftauchte. Noch hatten wir, die wir an einem Fleck standen, das Echo seines Schellengeklingels, seines Peitschenknalls und seiner wilden Rufe im linken Ohr, und schon vernahmen wir mit dem rechten die Wiedergeburt all seiner Geräusche. Im nächsten Augenblick sauste er an uns vorüber, und wir glichen den erstarrten Ziffern einer Uhr, an denen ein wilder Zeiger, plötzlich aufrecht geworden und dem Gesetz der Stunden spottend, vorbeikreist. Und das unaufhörliche Klingeln der Schellen, noch entfernt und schon wieder nahe, schien den Umfang des Platzes zu verringern, den wir bis nun für einen recht großen gehalten hatten; und es war, als jagten einander die Räume und die Zeiten und die Jahreszeiten, und schon vernahmen wir in dem Geklingel der Läuferschellen jenes der winterlichen Schlitten, und obwohl die Sonne noch ganz anständig wärmte, fühlten wir die kristallene Kühle des Schnees. Während Alba-Alba lief, wurde sein blutrotes Gewand immer röter, beinahe verwandelte es sich in ein schwarzes vor unseren Augen, und ehe noch die sechzehnte Runde vollendet war, schien es uns, als sei die zweihundertste vorüber. Immer dichter wurde das Geklingel. Schließlich hätte man meinen können, es regnete Schellen. Und da es spät im Jahre war und die Sonne also rasch dem Westen entgegenrollte, ward es, trotz der Geschwindigkeit, mit der Alba-Alba lief, den Zuschauern sichtbar, wie sein Schatten im Laufe der zwei Stunden wuchs und wuchs, und am Ende der vierzehnten Runde ungefähr bedeckte er im Vorüberhuschen die ganze Breite des Platzes, vom Bordrand des Bürgersteiges bis zur Mitte, wo die Markthallen begannen. Also merkten wir am Wachsen seines Schattens allein, wie lange Alba-Alba schon lief. Denn obwohl seine immer wieder auftauchende Erscheinung keine Abwechslung bedeutete, war es uns doch, als müßte sie schließlich eine Überraschung bringen, und die Spannung, mit der wir dieses erwarteten, ließ uns vergessen, wie eintönig eigentlich die Zeit verrann. Endlich blieb Alba-Alba stehen. Es war, als hätte er sich einen Ruck gegeben, wie andere etwa, wenn sie zu laufen anfangen wollen. Es war, als müßte er gegen etwas Hartes gestoßen sein, gegen eine unsichtbare

Wand, und als nähme er alle Kraft im Rücken zusammen, um nicht lächerlich hinzufallen. Der Schweiß rann ihm vom Gesicht wie ein Regen. Seine breite Nase bebte, sein Mund war offen, man sah die Zunge und die Zähne und den Gaumen, und der Orden am grünen Bändchen, der Orden von der Pariser Weltausstellung, hob und senkte sich über der Brust sehr schnell und sehr heftig. Alle hielten den Atem an, wie wenn sie den Tod des Läufers erwarteten. Er aber breitete auf einmal die Arme aus, reckte den Kopf; hob sich auf die Zehenspitzen, erinnerte einen Augenblick an einen in der Luft Gekreuzigten, atmete tief und sank wieder auf die Sohlen, gleichzeitig die Arme fallen lassend. Die Sonne lag schon tief im Westen, hinter den spitzen Dächern der Markthalle. Über uns alle strich der Schauer des Abends. Da streckte Alba-Alba die rechte Hand aus, ohne ein Wort zu sagen. Es wurde dunkel. Hie und da brannte eine Laterne auf. Man hörte plötzlich Münzen klirren, und sonst war es still wie in der Kirche. Man hätte Orgelklang erwarten mögen. Der Läufer Alba-Alba im roten Gewand zog aus dem grünen Gürtel ein rotseidenes Tuch, legte die gesammelten Münzen hinein, hielt es an zwei Zipfeln hin und sammelte weiter. Jeder von den Zuschauern gab ihm etwas und entfernte sich sofort. Auf einmal war es leer, und der finstere Abend kam, und Alba-Alba war auch verschwunden. Alle Laternen brannten. Und der Marktplatz sah aus wie an allen anderen, gewöhnlichen Abenden.

Frankfurter Zeitung, 31. 10. 1931

ANDROKLUS UND DER LÖWE

Moderne Version

Die Zeitungen berichten in diesen Tagen von dem seltsamen Ende, das ein Engländer namens Harren in einer fernen und wüsten Gegend gefunden hat. Er begab sich in eine jener Landschaften, in denen Löwen wohnen, und versuchte, die Tiere und ihr Milieu mit der Kamera aufzunehmen. Als er eines Tages im Begriffe war, ein Löwenpaar, wie man sagte, zu »kurbeln«, begannen sich ihm die Tiere bedrohlich zu nähern. Er schoß und verletzte eines. Das andere verschwand. Leidenschaftlicher Kurbler aber, der er war, gab sich Harren nicht mit seinem

Erfolg zufrieden. Er gedachte vielmehr, auch einen sterbenden Löwen zu filmen, und näherte sich diesem mit dem Apparat. Mit Recht erbittert, sprang der Löwe plötzlich auf den kühnen Engländer und fand noch ein paar Augenblicke vor dem Tode die Kraft und die Weisheit, seinem Mörder und Photographen den rechten Arm auszureißen, jenen eben, der so mutig gekurbelt hatte. Dann starb der Löwe. Der Engländer schleppte sich bis zur nächsten menschlichen Siedlung, erzählte sein Abenteuer und starb ebenfalls.
Unter all den vermischten Nachrichten, die man in dieser grauenhaft gemischten Zeit in den Blättern lesen kann, erscheint mir diese besonders kennzeichnend für den Grad modernen Wahnsinns, der alles Geschehen »festhalten« will und dem es in der Tat gelingt, Ereignisse in »Bilder« zu verwandeln. Es ist, als ob nichts mehr in der Welt geschehen könnte, ohne von den Männern, die man mit Recht »Operateure« nennt – denn sie sind wahrhaftig eine Art von Zelluloid-Chirurgen –, aufgenommen und »vervielfältigt« und jenen, die zufällig keine Augenzeugen waren, vorgeführt zu werden. Auch in den anderen noch, die aus ihrem Wahnwitz kein Gewerbe machen, scheint die lügnerische Leichtigkeit, mit der ein törichter Mechanismus die Wirklichkeit »aufnehmen« und sogar »wiedergeben« will, die unbezwingliche Lust hervorzurufen, das Geschehen der Welt zu kontrollieren. Es ist, als vergewisserten sich diese unaufhörlich photographierenden Menschen der Ereignisse erst dann, wenn sie auf der Leinwand »abrollen« und als lebte irgendeine Ahnung in den Fanatikern des Zelluloids, daß sie ihren Sinnen nicht mehr trauen dürfen. So erkennt mancher Wahnsinnige in einem lichten Augenblick, daß er wahnsinnig ist (und seine Erkenntnis hindert ihn doch nicht, die Ordnung zu stören). Jener Löwe, von dem oben die Rede ist, scheint es, war berufen, die natürliche Ordnung in der Welt zu rächen. Die natürliche Grausamkeit seiner Tat ist ein Kinderspiel gegen die unnatürliche Wildheit eines Operateurs, der erstens photographiert, zweitens schießt und drittens auch noch die letzten Zuckungen seines Opfers mitnehmen möchte. Wenn aber die Filmtechnik so fortgeschritten ist, wie im »Afrika spricht«-Film, daß sie es vermag, einen wirklichen Tod vorzutäuschen, also die Realität durch Zelluloid zu ersetzen, so scheint die Gesinnung, die einen Menschen der Illusion wegen illusorisch vom Raubtier zerfleischen läßt, die Gesinnung von Mördern nicht unähnlich. Nun hat der Filmlöwe nicht nur sich selbst, sondern gleichsam auch den Neger ge-

rächt, den ihm die Branche ein paar Monate früher vorgeworfen hatte. Und so bedauerlich der Tod auch eines tollkühnen Kurbel-Trottels sein mag: Ehre dem Löwen, der die Ehre des Menschen wiederherstellte.

Frankfurter Zeitung, 15. 11. 1931

WIEGE

Das erste Erlebnis, an das ich mich erinnern kann, liegt sehr weit zurück. Zwischen ihm und der späteren, fast ununterbrochenen Kette der Erinnerungen, deren Ursprung etwa in meinem siebenten Lebensjahre zu suchen wäre, liegt eine geraume Spanne des Vergessens, so daß jenes erste Erlebnis einem belichteten Bilde gleicht, eingerahmt von Dunkelheiten, und also gleichsam noch leuchtender. Es war ein trauriges Erlebnis, jedenfalls eines, das mich traurig gemacht hatte, zum erstenmal in meinem Leben traurig; und dem Bilde, das mir, wie gesagt, sehr nahe geblieben ist, entströmt heute noch eine Art von Wehmut, Wehmut ohne Grund, also eine echte Wehmut. Und die einigermaßen phänomenale Tatsache, daß eine Erinnerung hinter einer Schicht des Vergessens so deutlich aufbewahrt sein kann, verstärkt für mich die Bedeutung des ersten Erlebens und erhebt es beinahe zu einem symbolischen Ereignis. Es war ein klarer Wintertag. Ich sehe noch in dem kleinen Zimmer, in dem ich damals lebte, den unbestimmt blauen Abglanz des klaren Himmels, eine kristallene, dicke Schicht von Schnee am Fensterbrett und ein paar merkwürdige Eisblumenformen an einer (der rechten) Seite des doppelflügeligen Fensters. Eine alte Frau in einem braungrauen, filzigen, ziemlich langen Tuch, das ihr Kopf und Rücken bedeckt, tritt ins Zimmer. Meine Mutter holt, Stück für Stück, das Bettzeug aus meiner Wiege und legt es auf einen rostbraunen, gepolsterten, breiten Lehnstuhl. Dann tritt die halbvermummte, ziemlich kleine Frau an meine Wiege, spricht etwas, hebt mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit die Wiege hoch, hält sie, als wäre sie ein ganz geringfügiger Gegenstand ohne bemerkenswerte Dimensionen, an der Brust, spricht sehr lange, lächelt, zeigt dabei große gelbe Zähne, geht zur Tür und verläßt das Haus. Ich bin traurig, un-

sagbar traurig und ohnmächtig. Ich »weiß«: daß ich etwas Unwiederbringliches verloren habe. Ich bin gewissermaßen »beraubt« worden. Ich beginne zu weinen; man bringt mich in ein großes weißes Bett, das meiner Mutter. Ich schlafe ein.

Hier hört die Erinnerung auf. Die folgenden vier Jahre liegen im Schatten, im dichten Schatten des Vergessens. Später zeigte es sich, daß meine Mutter diesen Tag vergessen hatte. Sie wußte nicht mehr, etwa zehn Jahre später, wann und wem sie meine Wiege gegeben hatte. Ich wunderte mich nicht wenig darüber und nahm es ihr übel. Sie hatte meine erste Trauer nicht gesehen. Sie war ahnungslos. Und es bekümmerte mich am meisten, daß sie nicht mehr wußte, ob es ein Sommer- oder ein Wintertag gewesen war. Ein Zufall ließ mich später erfahren, wer die Wiege geerbt hatte und wann es geschehen war. Ich muß damals drei Jahre alt gewesen sein. Ich habe heute die Empfindung, daß ich an jenem Tage, in jener Stunde, ein erwachsener Mensch gewesen bin -- für eine kurze Weile, lange genug, um traurig sein zu können, traurig wie ein Großer – und vielleicht aus wichtigeren Gründen.

Die Literarische Welt, 17. 12. 1931

1932

DAS DENKMAL (II)

Das Goethe-Denkmal, von dem hier die Rede sein soll, steht am Wiener »Ring«, in einer halbrunden Nische, am Rande des »Volksgartens«. Der steinerne Goethe sitzt in einem steinernen Sessel. Goethe hat einen steinernen Rock an, einen steinernen Kragen und eine Art steinernes Plastron. Es ist der »alte Goethe«. Und Kenner der Denkmalskunst haben mir gesagt, das Denkmal sei »nicht gut«.
Damals war ich jung. Und die Wichtigkeit, die ich mir infolgedessen verlieh, vermochte ich in einer harmlosen, fast unschuldigen Weise mit der Pietät zu verbinden, die ich für Goethe empfand. Und wie ich als Knabe durch ein militärisches Salutieren vorbeikommende Offiziere zu grüßen versucht hatte, so etwa zog ich den Hut vor dem Denkmal Goethes, sooft ich daran vorbeikam. Und indem ich also dem Genie der Nation die lächerliche Reverenz eines Dummkopfs erwies, setzte ich mich gewissermaßen in eine private Beziehung zu Goethe. Und während ich die Frechheit, eine derartige Beziehung herzustellen, betrieb, bildete ich mir ein, mein Gruß sei der Ausdruck untertänigsten Respekts. Heute weiß ich, daß ich das Goethe-Denkmal lediglich aus Eitelkeit gegrüßt habe. Dennoch verzeihe ich mir diese Eitelkeit mit reinem Gewissen. Denn sie war, ohne Zweifel, sozusagen die leibliche Schwester meines Respekts. Es gibt eine Eitelkeit, die nicht schändet.
Ich war etwa vierzehn Jahre alt, als ich das Goethe-Denkmal zu grüßen begann. Manchmal blieb ich, töricht und wichtig, vor dem Denkmal stehen, und die steinernen Züge des Unsterblichen schienen mir der wohlgelungene Ausdruck seiner Unsterblichkeit zu sein. Und mir war zuweilen, als wäre Goethe schon immer, und zu Lebzeiten, aus Stein gewesen. In dem großen Oval gewölbter Augen ruhte der steinerne Blick der steinernen Ewigkeit, die nichts anderes als sich selbst betrachtet. In den Zügen des Angesichts, in den Falten um Nase und Mund besonders, schlief der Atem der »olympischen« Ruhe, von der die Lehrer sprachen, die Schulbücher, die Literaturgeschichte. Zuweilen fühlte ich mich durch die vorwitzige Amsel beleidigt, die sich auf Goethes Schädel gesetzt hatte und flötend ihre Notdurft verrichtete. Ich hätte sie zum Beispiel auf das Haupt Eichendorffs verwiesen, weil ich damals noch nicht wußte, daß der melodiöse Pfiff der Amsel nichts

anderes im Erzeugnis der Natur war als das »olympische Genie« und die Gedichte Eichendorffs. Ja, damals war ich jung! Damals anerkannte ich gehorsam die Rangunterschiede, die ein »Genie« von einem »Talente« trennten, und die göttliche Würde, die Goethe auszeichnete, schien mir verletzt, wenn sich eine vulgäre Kreatur auf seinen erhabenen Schädel setzte. Nicht nur dieses Denkmal war steinern! Auch der lebendige Goethe war es gewesen! Und indem ich ihn grüßte, glaubte ich die Respektlosigkeit der Amsel gewissermaßen ungültig zu machen, und ich ahnte nicht, daß es dem Geschmack des Unsterblichen eher entsprochen hätte, von einer Amsel ausgepfiffen als von mir gegrüßt zu werden...

Und so blieb es: Der untertänige Hochmut, mit dem ich Goethe zu ehren glaubte, hielt mich lange in der Befangenheit eines kindischen Urteils, demzufolge »das Genie« steinern gewesen war wie sein Denkmal. Allmählich aber – und besonders deutlich wurde es mir eines Tages, als ich aus dem Feld in Urlaub kam – erwärmte und verlebendigte sich der Stein, in dem Goethe gefangen war. Ich trug eine Uniform. Und als ich, einem gewissen Mechanismus des Gemüts gehorchend, die Hand zum gewohnten Gruß ansetzte, wirkte ihm jener andere, soldatische entgegen, der mir gebot zu salutieren. Und ich erkannte plötzlich, daß ich bis nun Goethe gegrüßt, wie ich vor viel längerer Zeit Offizieren immer salutiert hatte. Und auf einmal schien es mir auch, daß Goethe lächelte. Ja, sein Denkmal, das »nicht gut« war, lächelte. In seinen ovalen und konkav gewölbten, steinernen Augen erwachte jener menschliche Blick, der nur den Göttern eigen ist: ein wissender und witziger Blick, und wäre in mir die Vorstellung vom »Olympier« nicht noch so lebendig gewesen, so hätte ich gewagt zu denken: ein schelmischer. Aber es gab damals in meiner Begriffswelt noch keine schelmischen Olympier. Und ich bemerkte nur, daß Goethe lächelte...

Seit jener Stunde – es war ein heiterer Sommerabend, und die Amseln pfiffen – hörte Goethe auf, ein steinernes Genie zu sein, und ich habe ihn nie mehr gegrüßt. Vielleicht verändert sich auch an den Denkmälern noch der physiognomische Ausdruck. Vielleicht verändern sich in der Tat die steinernen Gesichter, für jeden von uns! Und ich könnte glauben, daß jenes erhabene Antlitz, das unbewegt jahrelang, beinahe jeden Tag, meinen kindischen Gruß vorüberwehen ließ, eines Tages wahrhaftig zu lächeln begann, weil ich reif genug geworden war, zu

Göttern zu beten und dennoch die Menschen zu ehren. Ich bin kein Stein! sagte das Genie. Ich begann zu begreifen, daß es ein Mensch war.

Frankfurter Zeitung, 21. 3. 1932

URSACHEN DER SCHLAFLOSIGKEIT IM GOETHE-JAHR

Am Abend vor dem Box-Match Schmeling – Sharkey schrieb ein Schreiber im Berliner »Lokal-Anzeiger«: »Der ist kein Deutscher, der heute nacht ruhig in seinem Bett schläft, während unser Max Schmeling –– in den Ring tritt.« Deutsch sein heißt schlaflos sein, in den Nächten, in denen in Amerika geboxt wird. Die Natur selbst, die ihre amerikanischen Sportabende in eine Zeit verlegt, zu der bei uns bereits tiefste Nacht herrscht, scheint hier mit einer ihrer unerforschlichen Launen noch einen praktischen Nebenzweck zu verbinden: Um zu erfahren, wer ein Deutscher ist – ein »Problem«, das die innere deutsche Politik bekanntlich seit zwei Jahren bestimmt –, braucht man nur zu wissen, wer in der Boxnacht geschlafen und wer gewacht hat. Schollenfremde, Vaterlandslose und Juden sinken, wie man jetzt weiß, an Boxnächten in tiefsten Schlaf. Daran erkennt man sie endlich ...
Für wen tritt er, unser Schmeling, in den Ring? – Die Antwort des Schreibers lautet: »Für die Ehre Deutschlands *und* eine Börse von immerhin etwa 200 000 Dollar.«
Was sagen »freilich« die Sachverständigen? – Es müsse damit gerechnet werden, daß Sharkey Schmeling »auf die Bretter lege«, sagen sie. Was ist nun dagegen zu tun? – Nach der Ansicht unseres Schreibers »müssen sich unsere Herzen *mit aller Kraft des Glaubens* ... dagegen sträuben«, weil »das bei der *Gewalt des Seelischen über das Materielle* viel vermag«. Die Tatsache, »daß Sharkey vier Zentimeter mehr Taillenweite hat als Schmeling, wird dadurch ausgeglichen, daß Schmeling zwei Zentimeter Genickumfang mehr als Sharkey hat«. Die Gewalt also, die das »Seelische« bereits ohnehin in allen Boxkämpfen ausübt, vergrößert sich selbstverständlich durch den mächtigeren Genickumfang Schmelings, dieweil die vier Zentimeter Taillenweite des Ameri-

kaners das ohnehin bei Boxkämpfen zu Niederlagen verurteilte »Materielle« auch nicht mehr retten können. Hierbei erheben sich aber zwei Fragen. Erstens: Gehören die 200 000 Dollar zum »Seelischen« oder zum »Materiellen«? Zweitens: Wenn sich die amerikanischen Herzen – und ihrer sind mehr – ebenfalls mit aller Kraft des Glaubens gegen den Sieg des Deutschen sträuben, besteht da nicht die eminente Gefahr, daß sie schließlich zu den vier Zentimetern Taillenweite Sharkeys auch noch etwa neunzig Prozent des »Seelischen« gewinnen? – Es ist begreiflich, daß derlei Fragen einen nicht schlafen lassen. Aber darin liegt eben ein Trost: Denn während unsere deutschen Herzen, dank der Güte der Natur, auf den Schlaf verzichten müssen, um sich gegen die Niederlage Schmelings ununterbrochen zu sträuben, ist es den Herzen der Amerikaner, vorausgesetzt, daß sie überhaupt unserer Ansicht sind: das Seelische habe Gewalt über das Materielle, lediglich gestattet, sich im wachen Zustand gegen einen Sieg Schmelings zu sträuben: da sie ja zu einer Stunde wach sein müssen, in der wir den Vorzug genießen, schlaflos sein zu dürfen! Und also haben wir im »Seelischen« schon von vornherein einen Punkt vor den Amerikanern voraus! Und wir können getrost der Entscheidung entgegensehn, die der Schreiber also am Schluß seines Berichtes kennzeichnet: »Hier in New York geht es um *wirkliche* Entscheidung. *Deutsche Ehre und 200 000 Dollar Börse.* Deutsche, wir heißen euch hoffen!«

Ich schreibe diese Zeilen in der Nacht, in der sich drüben, in New York, der Entscheidungskampf um unsere Ehre und Börse abspielt, und während sich mein Herz redlich gegen einen Sieg des Amerikaners sträubt, lesen meine Augen die Zeilen eines anderen, der Partei der obengenannten Zeitung keineswegs zugehörenden Blattes. In der Sprache des Burgfriedens, der unabhängig von allen politischen Kämpfen in den Sportrubriken unserer Blätter herrscht, heißt es hier also: »Was sich im Laufe der Jahrtausende – Jahrhunderte – Jahrzehnte entwickelte – machte schließlich den Boxsport zu dem, was er heute ist: *zur edlen Kunst*! Und wenn wir daran denken, daß ... Athleten und Titanen jämmerlich im Ring versagten, *da ihnen das sportliche Gehirn fehlte* –«. Der rein asoziale Wunsch, man möchte zu den im Ring Versagenden, zwischen die Athleten und die Titanen auch die wohlbekannten Giganten setzen, die ja sonst bei dergleichen Anspielungen nicht fehlen, wird mir von keiner Zeitung erfüllt: so viele auch vor mir

liegen, um mein Herz zu stärken und meine Schlaflosigkeit zu verschärfen. Daß man die Giganten absichtlich ausgelassen haben könnte, glaube ich nicht, es ist gewiß ein Zufall, es sei denn, daß sie, zum Unterschied von den Titanen, das »sportliche Gehirn« besessen und infolgedessen nicht im Ring versagt haben. Schlaflosigkeit bringt auf allerhand törichte Einfälle, und ich ergebe mich also dem Problem, ob es wohl möglich wäre, den Mangel an sportlichem Gehirn durch ein wenig »Seelisches« wettzumachen? Wären, unter gewissen Umständen, Athleten und Titanen, die jämmerlich versagen, weil sie kein sportliches Gehirn besitzen, eventuell durch eine sich unermüdlich gegen die eigene Niederlage sträubende Herztätigkeit noch zu retten gewesen?! – Vergebliches Raten! Es währt die ganze Nacht, bis zum Morgengrauen, das die neuen Zeitungen bringt und die vernichtende Nachricht, daß wir umsonst schlaflos gewesen sind.

Wenn es in einer so verzweifelten Lage überhaupt einen Trost geben kann, so in der Versicherung eines Berliner Boulevardblattes, daß »die Bedeutung eines Menschen *irgendwo in seiner Familie wurzelt*« und daß die Mutter Schmelings, Frau Amanda Schmeling (die infolgedessen auch nach alter Sitte interviewt wurde), jene Intelligenz besitzt, von der »Max im Ring und im Leben so oft entscheidende Proben gegeben hat, während der Nerv ... und die bedachtsame Ruhe (läßt man sich über seinen Vater berichten) von Vater und Mutter zugleich zu stammen scheinen.«
Somit sind die Analogien zwischen unserem Weltmeister Wolfgang und seinem Erben Max beinahe vollkommen.

Frankfurter Zeitung, 25. 6. 1932

WITZBOLD IM GOETHE-JAHR

Vor einigen Tagen schrieb ich in der »Frankfurter Zeitung« unter dem Titel *»Ursachen der Schlaflosigkeit im Goethe-Jahr«* über einen in einer Berliner »rechtsstehenden« Zeitung erschienenen Aufsatz, der sich am Vorabend des Boxkampfes Schmeling – Sharkey mit den Aussichten dieses Kampfes beschäftigte. Im letzten Sonntagsblatt jener

Zeitung enthüllt der Schreiber des von mir glossierten Aufsatzes die Absichten, die er mit seinem Artikel verfolgt hat. Und siehe da: Es war kein ernster Aufsatz, sondern ein »ironischer« – wie der Autor selbst gesteht, eine »ein wenig dick aufgetragene Ironie«. Ich weiß nicht, wie die Leser des dick auftragenden Ironikers geartet sind. Was mich betrifft, so bin ich töricht genug, die Ironie jenes Schreibers erst dann als eine Ironie zu begreifen, wenn er sie ausdrücklich als Ironie bezeichnet. Ich gestehe, daß ich nicht gescheit genug bin, die Witze eines »dick auftragenden« Ironikers zu verstehen und daß also ein Bär, der Witze macht, das Recht hat, mich für einen Esel zu halten.
Ganz gewiß hätte ich nicht gewagt, die Leser der »Frankfurter Zeitung« mit der belanglosen Tatsache zu langweilen, daß mich ein »dick auftragender«, gegen alle Gesetze der Natur ironisch entarteter Bär für einen Esel hält, wenn er nicht auch die Absicht kundgegeben hätte, in literarischen Dingen orientiert zu sein und mich überdies für »einen Mann« zu halten, *»den die demokratische Zivilisationsliteratur unter ihre Großen zählt«*. Ich kann, wie die Leser der »Frankfurter Zeitung« wissen werden, keineswegs den Anspruch erheben, unter die »Großen der demokratischen Zivilisationsliteratur« gezählt zu werden – und jener dick auftragende Ironiker wüßte es auch, wenn es ihm vergönnt wäre, auch nur auf eine einzige Seite meiner Bücher einen verständnisvollen Blick zu werfen. Er kann es nicht. Und ich zöge es übrigens, in Anbetracht des Umstandes, daß ich viel lieber ein Genosse der »Zivilisierten« bin als einer der Barbaren, vor, von jenen für einen »Kleinen« gehalten zu werden als von diesen für einen »Großen«.

Aber auch mit der Erörterung dieser Dinge hätte ich nicht gewagt, die Leser der »Frankfurter Zeitung« zu belästigen, wenn die sozusagen polemische Antwort jenes »dick auftragenden« Ironikers nicht so kennzeichnend wäre für die unritterliche, ja vulgäre Art, in der die Gegner der »Zivilisationsliteratur« literarisch polemisieren. Dieser Bär, der sich einmal, wider alles Erwarten und gegen alle Gesetze der Natur, die überraschende Freiheit genommen haben mag, sogenannte »Witze« zu machen und die »körperliche Ertüchtigung« und den Boxsport zu »ironisieren« – Dinge, von denen sein Pathos und der Sportteil seiner Zeitung leben –, dieser barbarisierende Anwalt der autochthonen Kultur begnügt sich nicht etwa damit, mich für einen Dummkopf zu halten, der seinen »Witz« nicht verstanden hat; er

nimmt sich vielmehr die Frechheit heraus, mich für einen Schwindler zu halten, der seine blöde Ironie *absichtlich* mißverstanden haben könnte. Und, den Jargon gebrauchend, von dem sich sein Stil und seine politische Haltung nähren mögen, bezeichnet er mich als einen »Zivilisationsliteraten«, als einen »Kulturkritiker«, als einen »Psalmisten der Frankfurter Zeitung«. Selbstverständlich bin ich lieber ein Psalmist der »Frankfurter Zeitung« – wenn sie mir die Ehre gewährt, einer zu sein – als ein Barde von der Art meines Witzboldes bei einem »nationalen Blatt«. Aber der Barde glaubt ja, die »Frankfurter Zeitung« (»der wir das am allerwenigsten zugetraut hätten«) ließe ihre »Psalmisten« »nur aus redaktioneller Flüchtigkeit« schreiben, etwa so, wie das Blatt der Barden seine Ironien gegen den Boxer nur schreiben ließ, weil es, ebensowenig wie ich, gemerkt haben dürfte, daß es Ironien waren –: und darin irrt er sich, der Barde: denn die »Frankfurter Zeitung« *traut ihren »Psalmisten«* – selbst auf die Gefahr hin, daß sie sich irren könnten –; und innerhalb der »Frankfurter Zeitung« gibt es ebensowenig eine »redaktionelle Flüchtigkeit« wie im Bereich der nationalistischen Pathetiker einen wirklichen, auch naiven »Psalmisten« verständlichen Witz.

Selbstverständlich ist es niemals mein Ehrgeiz gewesen, den »Witz« eines autochthonen Pathetikers zu verstehen, der – »alles tat, um den Weltunfug von New York lächerlich zu machen«. Die Vorstellung, daß ich imstande sein könnte zu lachen, wenn jener sozusagen witzig wird, ist ebenso absurd wie die Vorstellung, daß ich die »Zivilisation« verteidige, gegen die jener zu kämpfen sich einbildet. Möge sich der Bär der autochthonen Barbarei nicht einreden, daß ich mich etwa herbeilasse, gegen ihn zu polemisieren. Wenn er mir (und der »Frankfurter Zeitung«) die zweifelhafte Ehre erweisen sollte, noch einmal zu antworten, so wird er auf eine Replik vergeblich warten. Wenn er einen seiner »Witze« macht, ist mir zum Weinen zumute. Wenn er die »Zivilisation« anzugreifen beginnt, bin ich imstande (ich, der ich sie zeit meines Schreibens angreife), sogar *gegen* meine Überzeugung zu verteidigen. Ich habe nicht die Ehre, zu den »Großen der demokratischen Zivilisationsliteratur« zu zählen, wie mir mein Kleiner unter den Barbaren bescheinigt, eine Ehre, die erst dadurch eine wird, daß ein so winziger Barbar sie als eine zweifelhafte bezeichnet. Im übrigen könnte ich ja auch auf diese verzichten: dank dem Umstand, daß ich

die fünffache Ehre genieße: 1. den Witz des autochthonen Witzboldes nicht verstanden zu haben, 2. ihn niemals verstehen zu wollen; 3. ihm nicht antworten zu müssen; 4. von ihm nicht begriffen zu werden; 5. daß ich die Komplimente, die mein witziger Widersacher der »Frankfurter Zeitung« macht (um zu beweisen, daß sie sich in mir geirrt haben könnte), ebensowenig wie sie entgegenzunehmen brauche.

Im übrigen schreibt der Schreiber: »So wenig *wir* ihn (nämlich mich) für einen Propheten halten---.« Und das ist der einzige Punkt, in dem ich dem Schreiber beipflichten kann: Ich bin kein Prophet. Ich hätte nämlich ein großer sein müssen, um zu erkennen, daß der Pathetiker den täppischen Versuch macht, ironisch zu werden.

Frankfurter Zeitung, 1. 7. 1932

DER KULTURBOLSCHEWISMUS

I

Unter den Ausgrabungen, welche die neuen politischen Archäologen Deutschlands auf den wüsten Friedhöfen der verstorbenen Phrasen zu veranstalten beginnen, fand sich als erste, wie man weiß, das längst vermoderte Wort vom »Kulturbolschewismus«. In einer Zeit, in der die Leichen munter lustwandeln und sogar marschieren, Mumien ihre eigenen Ausgrabungen leiten, Gespenster das aktive wie das passive Wahlrecht ausüben, ist es freilich kein Wunder, wenn auch die Kadaver der moralisierenden Phrasen auferstehen. Es hätte an dieser Stelle wenig Zweck, weit auszuholen und die logische und philologische Sinnwidrigkeit des Wortes Kulturbolschewismus zu erklären. Auch wollen wir uns nicht des näheren mit dem vagen Begriff Kultur auseinandersetzen und die banale landläufige Anwendung vorderhand gelten lassen, die ihm zuteil wird. Wir verstehen es ja, was unter dem Wort Kulturbolschewismus gemeint ist: nämlich Zerstörung der deutschen Kultur. (Und wir verzichten auf unser Recht, die Erfinder und Anwender des sinnlosen Schlagwortes Kulturbolschewismus als Kulturbolschewiken zu bezeichnen. Denn es ist gewiß, daß, wer sich am

Geist der Sprache versündigt, zumindest ein »Sprachbolschewik« ist. Die Anwender und Verbreiter einer schlechten Wendung können sogar dem stammelnden Sinn ihres eigenen Jargons nicht standhalten. Dies nur nebenbei! – Und nebenbei auch die Bemerkung, daß die Bezeichnung »Jargon« für die merkwürdige Sprache der geeichten Kulturhüter durchaus keine Übertreibung ist. Man könnte sogar von einem nationalistischen Mauscheln sprechen, das in jüngster Zeit modern geworden ist. Es ist nämlich durchaus noch nicht ausgemacht, daß die Männer, die mit ihren Händen prügeln, nicht auch mit ihren Händen reden, ebenso wie ihre Gegner. Und die »semitische« Beredsamkeit der Hände, die wir aus manchem »jüdischen« Leitartikel heraushören können, unterscheidet sich nur in der Färbung von jener aufgeregten nationalistischen Schreibweise, derer sich die Hüter nationaler Güter befleißigen und die den Eindruck erweckt, als redete der Schreiber zwar mit den Händen, aber als schriebe er mit den Füßen ...) Wir wollen uns vorläufig, wo immer es nur angeht, der Phraseologie der Kulturhüter bedienen, obwohl es uns wahrscheinlich schwerer fällt als ihnen der Gebrauch der deutschen Sprache. – Eine kleine Broschüre: »Der Feind im Land. Die Erscheinungsformen des Kulturbolschewismus im heutigen Deutschland« enthält als ersten Abschnitt einen Aufsatz aus der Feder eines Steglitzer Studienrates, der sich mit dem sogenannten »Schulbolschewismus« auseinandersetzt. Der erste Satz dieses Artikels, der lautet: »Kulturschäden sind Blutkrankheiten und müssen, damit sie nicht zur Seuche werden, aufs schärfste bekämpft werden, denn sie wuchern unter der Decke fort – –«, erweckt in uns weniger Schrecken als Hoffnung: die Hoffnung nämlich, daß der Studienrat weder die deutsche Sprache noch Naturwissenschaften unterrichtet. Täte er nämlich das eine oder das andere, so wären die Sprach- und Vorstellungsschäden, die er unter seiner rätselhaften, gewissermaßen in der Luft der Metaphorik hängenden Decke anrichtet, »aufs schärfste zu bekämpfen«. Seiner Meinung nach »zehren Arbeitslosigkeit und Parteizerrissenheit am deutschen Blute«. Wir möchten hinzufügen, daß die Dummheit jener Studienräte, die zuwenig Vorstellungskraft besitzen, um die Bildhaftigkeit einer deutschen Wendung zu begreifen, und die dennoch ihre Examina haben ablegen dürfen und jeden Tag zur deutschen Jugend sprechen und obendrein noch gedruckt werden, genauso unheilvoll ist wie Arbeitslosigkeit und Parteizerrissenheit. Es wäre aber ein endloses Unterfangen, all die vielen

Hunderte sprechender und druckender Kulturmauschler auf die Sprachfehler aufmerksam zu machen, die sie in jedem Satz verbrechen, und auf den eklatanten Widerspruch, der zwischen ihrer Unfähigkeit, Deutsch zu reden, und ihrem anmaßenden Anspruch besteht, die deutsche Kultur zu verteidigen. Es gehört ja zu meinen alten Forderungen: Volksschulen für nationale Studienräte einzurichten. Indessen habe ich eingesehen, daß es unmöglich ist, und ich habe mich allmählich daran gewöhnt, die kindische Sprache zu verstehen, die von den Verteidigern des Nationalen gelallt wird, und sogar, weil ich sie manchmal für gerecht halte, die ehrlichen Intentionen, die sich hinter ihrer Unbeholfenheit verbergen. Es handelt sich nun hier, um es gleich zu sagen, *nicht um eine Polemik gegen alle Tendenzen der Kulturverteidiger.* Ich möchte ihnen vielmehr – wenn sie ebenso guten Willens sind, mein Deutsch zu verstehen, wie ich ihr Undeutsch – zeigen, worin sie irren.

»Wie viele sind schon auf Lindseys ›Kameradschaftsehe‹ hineingefallen!« klagt der Studienrat. Wir sind es nicht. Lindsey ist ein Angelsachse, also *kein deutscher* »Kulturbolschewik«. Den Galliern – also den Franzosen, die dem Studienrat aus Steglitz wahrscheinlich nicht so nahestehen dürften wie die angelsächsischen Vettern – ist es nicht einen Augenblick eingefallen, auf die »Kameradschaftsehe« »hineinzufallen«. Man könnte von dem Erbfeind, dem Studienrat sei's gesagt, lernen, wie man europäisches Erbe bewahrt. Lindsey ist in Frankreich unbekannt, in Deutschland war er eine Zeitlang beinahe populär. Seine Idee von einer »Kameradschaftsehe« ist eine typisch angelsächsische. Lindsey ist von Beruf Richter in Scheidungssachen. Wer die *(protestantische)* Möglichkeit einer Ehescheidung zugibt, die auch von Sozialisten (also »Bolschewiken«) geforderte und anerkannte Möglichkeit, *durch Willkür göttliche Institutionen aufzulösen*, muß geradezu auf die Idee einer »Kameradschaftsehe«, das heißt Probe-Ehe, stoßen. Lindsey ist nichts anderes als die Konsequenz der These von der Lösbarkeit der Ehe. Menschen, die zugeben, daß sie in der Wahl eines Ehepartners von vornherein irren können, müssen auch zugestehen, daß sie »auf Probe« heiraten. Darin wäre nun also zumindest für Protestanten nichts Merkwürdiges.

»Primaner äußern sich in der ›Literarischen Welt‹ wie folgt: ›Ich finde nichts Unnatürliches an der Knabenliebe untereinander‹«, klagt der

Studienrat. Ich wüßte nicht, warum er sich dermaßen aufregt. Ich zweifle nicht daran, daß der und jener Hauptmann und Stabschef die deutsche Nation, die »deutsche Kultur«, in seiner Weise zumindest ebenso gern hat wie manche Knaben und daß er dem Steglitzer Studienrat dennoch lieber ist als ein jüdischer Normaler. Ich sehe, auch vom Standpunkt des Studienrates aus, keinerlei Gefahr für die von ihm verteidigte »deutsche Kultur« in der von manchen autochthonen Volksgenossen betriebenen Knabenliebe. In den Reihen der »Nationalen« gibt es zumindest soviel Homosexuelle wie in denen der »Zersetzenden«. Gerade in Rußland (in der Heimat des Bolschewismus also) herrscht offiziell die Ansicht, die Homosexualität sei eine der »Entartungen« der »Bourgeoisie«.

Verglichen mit der Tatsache, daß die Natur Homosexuelle schafft, scheint uns der vom Studienrat zitierte, von einem jüdischen Verlag veranstaltete *»Trostkaffee der Durchgefallenen«* eine Kleinigkeit. Wenn sich die Natur selbst die Freiheit gestattet, Männer herzustellen – und sogar deutsche Männer –, die den Beischlaf mit Männern dem mit Frauen vorziehen, so sehe ich keinen Grund, weshalb sich Juden scheuen sollten, durchgefallene Schüler mit einem Trostkaffee zu bewirten. (Ich hoffe, daß mir der Studienrat glaubt, wenn ich ihm versichere, daß mir der Einfall eines Verlags, durchgefallenen Schülern einen Trostkaffee zu verabreichen, durchaus als eine Schmockerei erscheint.) Ich kann aber auch nicht verhehlen, daß der Studienrat selbst bei mir durchgefallen wäre – besonders in Deutsch – und daß ich mich gehütet hätte, ihm einen Trostkaffee zu verabreichen.

Der Studienrat zitiert ferner – und das scheint mir das wichtigste Mißverständnis der Kulturhüter und Staatsverteidiger – das »Andere Ufer«, eine offenbar »marxistische« Zeitschrift für Jugendliche. Nach dem Zitat des Studienrats heißt es darin: »Das Leben in der kleinbürgerlichen Enge und Dumpfheit der Familie macht kleinlich, engherzig, schwunglos, egoistisch. –– Sie (die Familie) ist das stärkste Hindernis des sozialen Fortschritts, der schwere Hemmschuh revolutionärer Entwicklung.« – Und der Kommentar des Studienrats lautet: »Mit anderen Worten heißt das also: Die Familie, das Fundament des Staates, muß eingerissen werden, dann stürzt das Staatsgebäude von selbst zusammen.«

Hier ist ein exemplarischer Fall: Der Verteidiger des Staates greift die Angreifer der Familie an, in der Meinung, die Familie wäre »die Grundlage des Staates«. Es gehört nicht viel Einsicht zu der selbstverständlichen Erkenntnis, daß es keinen größeren, *keinen grimmigeren Feind der Familie geben kann als den autoritären Staat.* In Sowjetrußland, wo die bewußte Vernichtung des Familiengefühls zu den unmenschlichen Prinzipien des Bolschewismus ebenso gehört wie vielleicht in dem vom Studienrat zitierten »Andern Ufer«, gibt es staatshörige Individuen, denen Stalin, der verkörperte Ausdruck des Staates, mehr bedeutet als die leibliche Mutter. Im faschistischen Staat Italien gehören die Kinder dem Staatschef Mussolini eher als ihren leiblichen Eltern. Im alten Sparta gehörten die Kinder dem Staat und nicht der Familie. Und jene grauenhaft heroische Mutter Spartas, die zu klassischer Unsterblichkeit gelangt, weil sie ihrem in den Krieg ziehenden Sohn den antizipierten kategorischen Imperativ mitgibt: Entweder mit dem Schild oder auf dem Schild! – ist eine unmittelbare, unheilvolle Konsequenz des Prinzips, das Vaterland sei mehr als das Vaterhaus. *Wer den Eltern den Sohn nimmt, damit er für die Gesamtheit falle, ist der Feind der Familie.* Der Staat, der Kinder requiriert, ist der Feind der Familie. Die faschistischen Bünde und Vereine, die Balillas, in denen die sechsjährigen Kinder der Obhut der Eltern entzogen werden, sind Feinde der Familie, um sie zu Werkzeugen des Staates zu erziehen. Nur »im Schoße der Familie« – um im Jargon des Studienrats zu sprechen – entstehen die »Individualisten«, die Rebellen und »schlechten Staatsbürger«. Von einer »bolschewistischen Zersetzung der Familie als der Grundlage des Staates« zu sprechen, ist eine Lüge. Es gibt keinen autoritäreren Staat als den bolschewistischen (und den faschistischen). Jedes Individuum gehört ihm. *Der autoritäre Staat ist es eben, der die Familie auflöst.*

(Es gibt nur *einen* Staat, der die Familie bestehen läßt: nämlich *den katholischen, der ein nichtnationaler ist*; und der dem Steglitzer Studienrat noch weniger behagen dürfte als ein »bolschewistischer«.)

II

Der zweite Aufsatz der Broschüre »Der Feind im Land« trägt den Titel »Literarische Bakterienherde«.
Der Verfasser sieht eine Gefahr vor allem in den Schriften der »pazifistisch gesinnten« Schriftsteller, jener, die »dagegen protestieren, daß die Staatsführung – ein zuverlässiges und ausreichendes Heer schafft. Damit verhindern sie nämlich, daß der Staat wirklich eine Autorität wird. Denn sie hassen die wirkliche Autorität. Sie wollen den Zustand der ›Herrschaft der Minderwertigen‹, der Fixen und Wendigen verewigen. Denn in einem *organischen, autoritär ausgerichteten Zustand spielen die intellektuell Gewandten keine Rolle.* – Denn sie wollen nur den Menschen und den Frieden der sichtbaren Welt und *leugnen damit eine übersinnliche Autorität.* – Man zerstört systematisch das Gefühl dafür, daß kein Mensch sich selbst gehört, sondern seiner Familie, seinen Kindern, seinem Volk und Gott. – Bezeichnend für diese Einstellung sind diese frivolen Sätze von Alfred Kerr: ›Warum soll eine Frau, die sehr viel Schönheit hat, nicht zweien zugleich davon schenken?‹ -- Für sie (die Autoren) ist die erotische Freiheit genau wie in Rußland nur ein Teil der politischen Freiheit, und die politische Freiheit ist vor allem ein Freisein – von allen Verpflichtungen gegen das Volk. *Denn die Verpflichtungen gegen die Menschheit brauchen höchst selten mit der Tat bewiesen zu werden.* Und auch dann ist *meist* der persönliche Ehrgeiz stärker als der Idealismus. Aber schon die *rationalistische Vorliebe für abstrakte Begriffe* ist gefährlich – Versozialisierung und Vermaterialisierung der deutschen Seele –. Ihr (der Autoren) Aktivismus kann nur zerstören, nicht aufbauen – *ein artistischer Nihilist wie Heinrich Mann* –, aber es sind nicht alle Deutschen Stille, und dann werden hoffentlich die Lauten sich ganz verkrochen haben – – –.«
Vergebliche Mühe, irgendeine Ordnung in dieses Kauderwelsch zu bringen! Man möchte, nicht sich selbst, wohl aber dem Autor an den Kopf greifen, wenn man nur erkennen könnte, wo er ihn hat! Welch ein Wirbel von Papier, Unverstand, Verzweiflung, Bitternis und Charakter! Da fuchtelt ein ausgewachsener Knabe mit einem Schwert aus Pappendeckel herum, mit einem Schwert aus bedrucktem Pappendekkel. Verglichen mit diesem Kämpfer für die Wehrhaftigkeit der Nation ist selbst ein pazifistischer Wehrverächter ein kriegerischer Ritter und ein »Fixer und Wendiger«, ein Held aus Stahl und Eisen. Wäre durch

all die Wirrnis nicht die Ehrlichkeit so sichtbar, man könnte glauben, der Mann wünschte aus purem Egoismus jenen Zustand herbei, in dem die »intellektuell Gewandten keine Rolle spielen«. Aber so gewiß er nicht zu den intellektuell Gewandten gezählt werden kann, so gewiß scheint er mir zu den ehrlichen Hilflosen zu gehören, welche die Sache desavouieren, für die sie kämpfen wollen. Und wäre ich der Kommandant der Reichswehr, ich zögerte nicht, die intellektuell nicht Gewandten in Schutzhaft zu nehmen, die meine Autorität untergraben, indem sie mich verteidigen, und ihren ohnmächtigen Händen die Pappschwerter zu entwinden, mit denen sie meine Paraden karikieren. Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der die Begriffe der Autorität von Wirrköpfen verteidigt worden wären, die Ordnung von der Unordnung, der nationale Gedanke von der nationalen Phrase, die Macht von der Ohnmacht, die Idee vom Papier und das Eisen vom Blech. Möge das Eisen sich nicht wundern, wenn man es mit dem Blech verwechselt. Niemals noch gab es Verteidiger der Wehrhaftigkeit der Nation, die – nicht etwa aus Bosheit, sondern einfach infolge ihrer Unfähigkeit zu denken – den Friedliebenden vorgeworfen hätten, sie wollten »nur den Frieden der sichtbaren Welt« und leugneten *»damit* eine übersinnliche Autorität«. Erst seit dem Tage, an dem Jesus Christus *für den Frieden der sichtbaren Welt von Kriegern ans Kreuz genagelt wurde*, hat die sichtbare Welt eine (leider noch zu verschwommene und umstrittene) Ahnung von einer »übersinnlichen Autorität« – und seitdem hat niemals eine irdische Autorität, die ihren Glauben an ihre vom Übersinnlichen gegebenen Gesetze bewahrt, die Freiheit gehabt zu behaupten, wer den Frieden der Menschen wolle, leugne *»damit«* Gott. Das blieb einem autoritätsgläubigen Kulturverteidiger dieser Zeit vorbehalten. Wenn es eine Gotteslästerung gibt, hat sich hier eine zugetragen. Wenn es eine Rechtfertigung für die Frivolität eines Schriftstellers gibt, der den schönen Frauen mehrere Männer anrät, so ist hier diese Rechtfertigung erfolgt. Die Frivolität, mit der einer, der wirklich keine Ahnung von »Gott und der Welt« hat, seinen Lesern mitteilt, in Rußland (ausgerechnet in Rußland) sei die erotische wie die politische Freiheit »ein Freisein von allen Verpflichtungen gegen das Volk« – ist ein Kinderspiel gegen die verschmockten Frivolitäten des Liberalismus; und zumindest so viel wie eine Frau, die sich prostituiert, zerstört auch ein Wirrkopf, der da schreibt: Die »Verpflichtungen gegen die Menschheit brauchten *höchst selten mit der Tat* bewiesen zu werden, und auch

dann sei *meist* der persönliche Ehrgeiz stärker als der Idealismus«. Es soll also auch einigen Idealismus unter den materialistischen Zersetzern geben, wenn auch »meist« einen, der schwächer ist als der persönliche Ehrgeiz! Deshalb also breiten sich die »Vermaterialisierung« aus und der »artistische Nihilist«! Aber nicht lange, wie man weiß. »Schon wird allen Rationalisten und Materialisten angst und bange – –.«
Auch den Idealisten, scheint es.

III

Ein Artikel über den »Filmbolschewismus« spricht von jenen Filmen, die man »bestimmt auf der Aktivseite der Kulturbilanz buchen« kann, und beschäftigt sich hierauf mit der »Passivseite der Kulturbilanz«, für die »volksfremde Elemente« verantwortlich zu machen wären. Vielleicht sind sie es. Deutlicher scheint mir die Verantwortung der volksfremden Elemente für die etwas seltsame Ausdrucksweise eines Kulturhüters, der den von ihm gefürchteten Kulturbolschewismus offensichtlich durch eine Art Kulturmerkantilismus zu ersetzen geneigt ist. Diese Hurtigkeit, mit der hier einer die Sphären der Kultur und der Börse verwechselt, Kulturleistungen in Soll- und Haben-Büchern notiert, beim Epochen-Abschluß den Kontokorrent der deutschen Kultur kontrolliert, den Zeiten-Wechsel eskomptiert und in die Konjunktur eingreift, läßt auf einer Schreiberseele »Vermaterialisierung« ohnegleichen schließen. »10% Kultur, damit 90% Unkultur eine steuerliche Vergünstigung genießen.« Nein! Der kommt aus dem Rechnen nicht mehr heraus! Ein Opfer der volksfremden Elemente und seines Berufes, dessen Vertreter, die »Branche«, wie man weiß, einen ganz besonderen Jargon spricht.

IV

Es findet sich noch der Aufsatz eines Berliner Theaterkritikers über die »Bolschewisierung des Theaters« in der Flugschrift »Der Feind im Land«. Der Verfasser dieses Artikels unterscheidet sich von den andern, mit denen man ihn vor einen Wagen gespannt hat, durch eine gewisse Klarheit alter Schablonen. Es ergibt sich zumindest eine einfa-

che Lauterkeit der Gesinnung, einer zahmen Gesinnung, ausgedrückt in einem wohlbekannten Dialekt, der nicht zu verwechseln ist mit dem Jargon der irrationalistischen Mauschler. Ein verirrtes Schaf unter papierenen Werwölfen.

V

Es ist überflüssig, auf weitere Einzelheiten oder auf andere Broschüren der Männer einzugehen, die sich so wenig voneinander unterscheiden! Eine polymorphe Phalanx von Mumien, von Leichen und von jenen Jünglingen, die auf den Sport- und Kampfplätzen ebensoviel Jugendkraft entfalten wie auf allen geistigen Gebieten eine greisenhafte Schwäche, wird lediglich durch einen gemeinsamen Dialekt zusammengehalten, eine gespenstische, zweidimensionale Schattensprache, und rückt unaufhaltsam vor, das Land überschwemmend. Die Friedhöfe sind offen. Die Hünengräber haben sich gespalten. Die muskulösen Schatten der Verwesten ziehen in braunen Hemden über die Erde und schießen aus lebendigen Pistolen die Lebenden tot. Eine unübersehbare frisch-frei-fröhliche Schar von rein-arischen Leichen und Gespenstern ruft einem immerhin wachen Lande zu, es möge erwachen, und siehe da: Die Lebenden folgen den Verwesten, der Tag wird finster und bildet sich ein, er müsse Nacht werden, weil die Nacht heller sei. Heidnische Gerippe mit Muskeln und Totschlägern reißen die Kreuze aus den eigenen Gräbern und biegen sie zu Hakenkreuzen um und rufen im Namen des Christentums die lästerliche Parole von einer »christlich-germanischen Kultur« aus und lügen, Jesus Christus sei am Hakenkreuz für uns gestorben! »Bolschewiken«, die echtesten, die es je gegeben hat (um im Jargon der Gegner des »Kulturbolschewismus« zu sprechen), nämlich Stotterer, germanische Mauschler und »Zersetzer«, die sich einbilden, »Aufbauer« zu sein, degradieren Deutschland zu einem Balkan, wie er in Wirklichkeit niemals vorhanden war, und fälschen also sogar die Geographie. »Zerstörer«, die mit jedem Wort, das sie ihrer lahmen Zunge abringen, das ewige Gesetz der Sprache, der Logik und des Volkstums schänden, dürfen in diesem, von ohnmächtigen Autoritäten verteidigten Staat zu legalisierten Kulturhütern ernannt werden, und Tölpel, die weder eine Ahnung von »Kultur« noch eine vom »Bolschewismus« haben, dürfen ein sinnloses, offiziel-

les Schlagwort prägen, das ihr einziges Programm und das einer »christlichen Regierung« wird. Autoritäten, die ihre Autorität nicht anders bewahren können als dadurch, daß sie betonen, sie wären welche, dürfen das Kreuz verteidigen, von den karikierenden Haken unterstützt, von denen es geschändet wird, wie noch niemals im Verlauf der zweitausend Jahre, in denen es der Erde und der deutschen Erde leuchtet. Niemals hat ein »Jude«, niemals hat ein »russischer Bolschewik« das Symbol der europäischen (und der deutschen) Kultur dermaßen verhöhnt wie jene Bewegung, die das Kreuz durch Haken verkrümmt und verunstaltet.

Leute, die, von Hakenkreuzen unterstützt, den »Kulturbolschewismus« bekämpfen, erscheinen uns schlimmer als »Bolschewiken«. Der Sowjetstern karikiert zumindest nicht das Kreuz. Der Sowjetstern ist ein Feind des Kreuzes, gewiß. Aber das Hakenkreuz ist ein Sakrileg! Und aktueller als der Kampf gegen den »Kulturbolschewismus« scheint uns der Kampf der wahrhaft Konservativen gegen das Heidentum des Hakenkreuzes, den Schänder des Kreuzes, den nationalen, den wirklichen »Kulturbolschewismus«.

Das Tagebuch, 9. 7. 1932

DER PROZESS CARO – PETSCHEK

I

Der berühmte Prozeß Caro – Petschek hat am 6. Juni angefangen und wird sich, wie die Kenner versichern, noch Wochen oder gar Monate lang hinziehen. »Von der Berliner Gesellschaft« – so heißt es in dem und jenem Organ der Öffentlichkeit – würde dieser Prozeß »mit größter Aufmerksamkeit verfolgt«. Die »Berliner Gesellschaft« hat in der letzten Zeit viel Gelegenheit gehabt, ihre »größte Aufmerksamkeit« den Vorgängen zuzuwenden, die sich in den Gerichtssälen abspielten. Manche dieser Vorgänge muteten beinahe wie eine Fortsetzung jener anderen an, die sich in den »Salons« der Gesellschaft abgespielt hatten. Es ist manchmal, als drängten sich die sogenannten »gesellschaftlichen Ereignisse« dieser Zeit danach, forensische zu werden, und als wären

die Ereignisse des Privatlebens nicht mehr imstande, sich innerhalb jener hauchdünnen Mauern zu vollziehen, die heutzutage rings um die »moderne Gesellschaft« errichtet werden. Es scheint, daß in den Häusern, in die von allen möglichen Seiten her Licht, Luft und Sonne dringen und die eher Freiluftbädern oder Seziersälen gleichen als Heimen, kein Geheimnis mehr bewahrt werden kann. Es scheint, daß die moderne Hygiene und der unersättliche Sonnendurst der »Gesellschaft« ein Privatleben ebenso unmöglich machen wie Bazillen oder Mäuse und daß die Wände nicht mehr lediglich Ohren haben, sondern auch Lautverstärker; ja, daß sie selbst Lautverstärker sind. Das »Familienleben« wird automatisch öffentlich. Der Gerichtssaal, in dem es ausgetragen wird, sieht geradezu wie ein lauschiger Winkel aus, verglichen mit den Privathäusern, in denen das Leben der Freiluftfamilien stattfindet. Und lange schon vor der juristischen vollzieht sich eine öffentliche Erörterung des Privatlebens. Vor den »Schranken des Gerichts« wird in der Tat lediglich etwas »aufgerollt« (wie die weise Sprache sagt), was locker »zugerollt« seit Monaten von Hand zu Hand und von Mund zu Mund gegangen ist. Der Mangel einer sicheren Kritik, ja, der Mangel eines zuverlässigen Kriteriums überhaupt macht eine Barriere der Gesellschaft unmöglich. Die Schranken einer »guten Sitte« sind genauso dünn und durchdringlich wie die Wände, innerhalb derer sie heimisch sein sollte oder zumindest wohnhaft gewähnt wird. Wie die Sonne hat jeder Nachbar freien Zutritt. Jedermann hat freien Zutritt zur »Gesellschaft«. (Wer die Dinge, die sich in dieser lockeren Gesellschaft zutragen, im Sinne einer Weltanschauung auszulegen gedenkt, der zufolge sich die »bürgerliche Gesellschaftsordnung« nur zu dem Zwecke auflöst, um einer anderen Platz zu machen, hat wahrscheinlich unrecht.)
Berlin ist nicht die Welt! Die Gesellschaft, die sich hier »aufzulösen« scheint, war in Wirklichkeit schon zu einer Zeit aufgelöst, in der manche Verkünder einer neuen Gesellschaftsordnung viel darum gegeben hätten, in der alten heimisch zu sein. Wenn sie aber recht hätten, die Verkünder, und die erschreckend wachsende Schamlosigkeit der Gesellschaft zu einer Welt überleiten sollte, in der die private Scham gar keinen Platz mehr hätte und Schamlosigkeit also gar kein Begriff mehr wäre, so hätten wir auch keine Veranlassung zu frohlocken. Dies nur nebenbei!
Der Prozeß Caro – Petschek gehört zu der echt ansehnlichen Reihe der

Prozesse, die das Privatleben einzelner in aufdringlicher Weise enthüllen und die den Eindruck erwecken, als sei es schon soweit, daß sich nicht mehr die öffentliche Neugier an das Private drängt, sondern umgekehrt dieses die Öffentlichkeit zu belästigen anfängt. Es ist, als würden manche Menschen, die ein gnädiges Geschick in die Lage versetzt hat, sich mittels ihrer Besitztümer vor der Welt abzuschließen, von irgendeinem Teufel geritten, sich der Welt auszuliefern. Der und jener hat Geld genug, sich ein Haus aus dicken Mauern zu errichten. Er aber läßt sich einen Architekten kommen, der genauso windig ist wie das Haus, das er bald entwerfen wird...

II

Dem Herrn Geheimrat Dr. *Nicodem Caro*, der nach Ansicht der Sachverständigen ein bedeutender Wissenschaftler ist und der zusammen mit dem verstorbenen Prof. Frank eines der in die Großpraxis mit Erfolg eingeführten Verfahrens zur Bindung des Luftstickstoffs erfunden hat – die von ihm geleiteten elektrochemischen Werke liegen in Bayern und fabrizieren den Kalkstickstoffdünger –, werden vom Gericht und vom Nebenkläger, Herrn Dr. *Ernst Petschek, »fortgesetzter versuchter Betrug«* und *»Abgabe zweier falscher eidesstattlicher Versicherungen«* vorgeworfen. Herr Ernst Petschek ist der Sohn Ignaz Petscheks, der in den Gerichtsberichten kurzweg als tschechischer »Kohlenkönig« bezeichnet wird; er ist der Schwiegersohn des Angeklagten Caro. Und dies ist die Vorgeschichte: Während des Krieges, zu einer Zeit, in der Dr. Ernst Petschek, der Nebenkläger, im Felde stand, lernte sein Vater, der »Kohlenkönig« (der damals noch ein »österreichischer«, kein »tschechischer« gewesen war und sich auch damals schon stark im deutschen Braunkohlenbergbau festgesetzt hatte), den Geheimrat Caro kennen, in der Eisenbahn, im Zug Berlin – Wien. Herr Geheimrat Caro hatte eine fesche Tochter zu Haus, Herr Ignaz Petschek einen Sohn im Felde. Einige Zeit später schickte Fräulein Caro dem jungen Petschek ein »Liebesgabenpaket« mit einem recht langen Brief ins Feld. Im Sommer 1917 lernte der Empfänger dieses Liebesgabenpaketes die Absenderin in Karlsbad kennen und, wie ihm zu glauben ist, lieben.

III

In Karlsbad kommen, wie man weiß, gewöhnlich nicht liebeslustige Menschen zusammen, sondern deren Eltern -- und so dürfte diese Liebe im Schatten des Karlsbader Sprudels und der genesungsbedürftigen reziproken Schwiegereltern gediehen sein, die ja ein lüsterner, glücklicher Zufall bereits einige Zeit vorher im Zuge Berlin – Wien zusammengeführt hat. Wie es so zu kommen pflegt – und nicht nur (um objektiv zu sein) bei Ehen, die in Kurorten für Leberkranke geschlossen werden –, ging auch die Ehe Caro – Petschek auseinander. Da die Liebe bei all ihrer sprichwörtlichen Blindheit dennoch manchmal auf eine materielle Grundlage zu achten gewohnt ist, gab es in der Ehe Caro – Petschek eine Mitgift. Und diese *Mitgift* ist der Anlaß des Prozesses. Denn nachdem die Ehe in eine Scheidung gemündet war (dies scheint heute ebenso natürlich wie die Tatsache, daß die Flüsse in Meere münden – und unsere Metapher ist keineswegs ein literarischer Witz), verlangte Herr Geheimrat Caro die Rückzahlung der valorisierten 400000 Mk. Mitgift, die er seiner Tochter gegeben hatte. Hierauf erklärte Herr Dr. Petschek, er hätte die Mitgift niemals bekommen. Herr Geheimrat Caro behauptet aber, dem *Vater* seines Schwiegersohnes die 400000 Mark gegeben zu haben – und zwar gegen Quittung. Unglücklicherweise ging diese Quittung verloren. Herr Geheimrat Caro hatte sie einem Freund, dem polnischen Rechtsanwalt Löwenstein – Ritter von Opoka – gegeben – gelegentlich der deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen, an denen Herr Caro im Interesse des Reiches beteiligt gewesen war. Wozu der polnische Rechtsanwalt die Quittung des tschechischen Kohlenkönigs brauchte? – davon wissen wir nichts! Es wird lediglich *angedeutet*, daß es im Interesse unseres Landes gelegen habe, den Polen über den Tschechen Petschek gewissermaßen die Augen zu öffnen. Der polnische Rechtsanwalt Löwenstein ist leider tot. Er soll die Quittung vernichtet haben, wie Zeugen bestätigen. Eine Photographie der Quittung aber, die eines Tages auf Betreiben der Petscheks beinahe einem Gerichtsvollzieher in die Hände gefallen war, der laut Gerichtsbeschluß zwecks Pfändung dieser Quittung in die Wohnung Geheimrat Caros gekommen war: Die Photographie der Quittung zerriß Herr Geheimrat Caro selbst. Er wollte verhindern, daß sie in die Hände der Petscheks gelange. So groß war sein Mißtrauen gegen seinen Schwiegersohn und dessen Familie,

daß er dieser nicht einmal die Photographie eines *echten* Dokuments ausliefern wollte, aus Angst, die Petscheks wären imstande, auch mit lauteren Objekten Mißbrauch zu treiben. Statt der originalen Quittung Ignaz Petscheks über die 400 000 Mark und statt der Photographie dieser Originalquittung legte Herr Geheimrat Caro eine eidesstattliche Versicherung über die erhaltene Quittung ab. Und also entstand der Prozeß. Die Familie Petschek glaubt, der Herr Geheimrat Caro sei ein Fälscher und Urheber falscher eidesstattlicher Versicherungen.

IV

Nebenkläger und Angeklagte sind, wie man sieht, reiche Leute. Der öffentlichen Neugier zu entgehen, wäre ihnen eine Kleinigkeit gewesen. 400 000 Mark spielen in diesen Kreisen kaum eine Rolle. Herr Geheimrat Caro, der diese Summe von den Petscheks wiederhaben möchte, hat selbst eine Belohnung von 300 000 Mark in Polen für die Auffindung der verlorenen Quittung ausgesetzt. Wäre der Prozeß nicht eine so lächerliche, wenn auch charakteristische Angelegenheit, man könnte fast von einer Hybris der Parteien sprechen. Denn die Würde des irdischen Gerichts, die sich von der menschlichen Tragik nährt, erscheint – zwar noch nicht verletzt, aber immerhin doch leicht mißbraucht durch die Tatsache, daß es sich wochen- und monatelang mit der Aufhellung eines »Tatbestandes« befaßt, der seine Existenz einer Mitgift und den Kolonnaden von Karlsbad verdankt. Die zweifellos zumindest unpassende Gewohnheit vieler ansonsten zweifellos ehrenhafter Männer, sozusagen die Katze nicht ohne einen »Sack« zu kaufen, wenn sie heiraten, bekommt in dem Augenblick, in dem sie aus dem Inseratenteil des »Heiratsmarktes« in die Spalten des Gerichtssaalsberichts übersiedelt, einen durchaus verwerflichen Aspekt. Und blamabel ist die Selbstverständlichkeit, mit der die würdigste Institution der Gesellschaft, nämlich das Gericht, deren unwürdigste, nämlich die Mitgift, als eine gar nicht zu bezweifelnde Voraussetzung der Ehe zu behandeln scheint. Wenn die Mitgift schon eine überlieferte Geschmacklosigkeit ist, von der man selbst in jenen Fällen nicht absieht, in denen die Liebe mit einem Liebesgabenpaket beginnt, so geböte es doch, könnte man glauben, der primärste Anstand, diese Mitgift nicht zum Anlaß eines Skandalprozesses zu machen. Man erfährt

aber überdies noch, daß der Kohlenkönig Ignaz Petschek versprochen hatte, »die 400 000 Mark seinerseits auf zehn Millionen zu erhöhen«, und daß sich Frau Caro, die Mutter der jungen Frau, brieflich dafür »bedankt« hat. Dieser Dank – heißt es – sei verfrüht gewesen. Denn der Herr Petschek hat die Mitgift niemals »erhöht«. Es ist nun außerordentlich schwierig, in diesem Tumult, der da durch Geschmacklosigkeit wie durch Wortbrüchigkeit angerichtet wird, in dieser ganzen, durch peinliche Konventionen ebenso gesicherten wie unsicher gewordenen Welt zu erkennen, wer eigentlich mehr blamiert erscheint: der Kohlenkönig, der nicht »erhöht« – oder die Schwiegermutter, die sich voreilig für diese »Erhöhung« bedankt. Und derlei Einzelheiten gibt es eine Menge! Die Tatsache, daß zwei geachtete, durch Vermögen vor der Neugier der Außenwelt geschützte Familien eine so geringe Vorstellung von der Schicklichkeit oder Unschicklichkeit ihrer häuslichen Vorgänge besitzen, daß sie ihre Geheimnisse im Gerichtssaal ebenso ausklopfen lassen wie etwa ihre Teppiche im Hinterhof und daß sie dabei noch den Staub, den sie aufwirbeln, selber schlucken, ist eigentlich wichtiger als die Details, die da zum Vorschein kommen. Und lediglich als Illustration mögen sie hier gewertet werden:

V

»Unter lebhafter Heiterkeit des Auditoriums erfährt man«, daß der Geheimrat Caro zum siebzigsten Geburtstag Ignaz Petscheks eine Festrede gehalten hat. Herr Caro behauptet, er habe sich *»damals geirrt«*.

Ihn (Geheimrat Caro) habe einst mit dem Kohlenkönig »eine *herzliche Freundschaft* verbunden«. Aber: »Im Jahre 1927 führte Petschek mit einem seiner Verwandten einen Prozeß um 50 000 Mark. Damals war jeder Schriftsatz Petscheks ein *Kübel Unrat* gewesen. Mich (Caro) *hat also das Entsetzen gepackt.*«

»Ignaz Petschek war ja nach *außen hin* ein Mensch von großem Charme, *und ich glaube, meine Tochter war vielleicht mehr in ihn verliebt als in ihren Mann.*«

Geheimrat Caro erklärt (als die Rede von der Quittung ist), *er habe sich überzeugen wollen*, ob Ignaz Petschek, wenn er in Eidesnot käme, *tatsächlich einen Meineid* leisten würde.

Über die *Behandlung* der Tochter Caros (durch ihren Mann) wird noch, wie der Vorsitzende erklärt, gesprochen werden, und zwar *wird sie selbst Gelegenheit haben, als Zeugin darüber auszusagen.*

Caro erklärt: daß er auch jetzt noch *von den Petscheks bespitzelt* werde. Den ganzen Tag sei gestern ein *Bettler vor seiner Tür* gestanden und habe die *Nummern der Autos notiert*, die vor seinem Haus vorfuhren.

Caro sagt: »Dieser Mann (Ignaz Petschek) hat sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland nicht gemeldet, *um steuerrechtlich nicht erfaßt zu werden.*«

Der Rechtsanwalt Alsberg sagt: »Wenn *ein Ausländer* vor einem *deutschen* Gericht Recht sucht, so muß er sich schon hierherbequemen...«

Geheimrat Caro zu Justizrat Drucker (dem Anwalt Petscheks): »Wenn ich meine Rolle als Angeklagter ausgespielt habe, werden wir uns beide so sprechen, *wie es unter Akademikern üblich ist.*«

Fräulein Schneider (die Sekretärin des polnischen Rechtsanwalts, der die Quittung vernichtet hat) kam nach Berlin. *Hier wurden ihre Koffer von Spitzeln im Hotel erbrochen.*

Der Nebenkläger, Dr. Ernst *Petschek*, erscheint vor Gericht. Er sagt, er halte es für nötig, dem Gericht die *Photographien seines derzeit kranken Vaters*, der nicht nach Berlin kommen könne, vorzulegen. Er überreicht dem Vorsitzenden photographische Aufnahmen vom alten Herrn Petschek.

Als Beweis für die *idealistische Gesinnung* seines Vaters berichtet Herr Dr. Petschek »mit steigender Erregung«: »Mein Vater hat *als Sechzehnjähriger Schöpfungen der deutschen Literatur gesammelt.*« – »Ich selbst habe ein Notizbuch meines Vaters gefunden, das *mit Zitaten aus deutschen Dichtern vollgeschrieben* war.«

Zum siebzigsten Geburtstag seines Vaters hielt der Nebenkläger Ernst Petschek eine Rede, in der er seinen Vater mit dem historischen Kaufmann *Fugger* verglich. Diese Rede – sie wird im Gericht kurzweg als »Fugger-Rede« bezeichnet – wurde von Frau Caro außerordentlich gerühmt. Ihrer Schwägerin gegenüber soll Frau Caro geäußert haben, daß sie glücklich sei, einen Schwiegersohn zu »haben«, der eine »derartige Rede« gehalten habe.

VI

Mögen diese Beispiele genügen! Man könnte sie natürlich ins Unendliche vermehren. Denn jede zweite Äußerung, die hier von den Gegnern und ihren Anwälten getan wird, gleicht den oben zitierten. Dieser Prozeß ist eben nichts anderes als eine übermäßige und kostspielige Belästigung des öffentlichen Lebens mit törichten und geschmacklosen Ereignissen, die sich innerhalb zweier gleichgültiger Familien zugetragen haben. Es ist, als drängt sich jene »Fugger-Rede«, die ein Sohn des Kohlenkönigs, der Kohlen-Kronprinz sozusagen, zu Ehren seines Vaters gehalten hat, aus dem engen Rahmen familiärer Anerkennung durch die Frau Schwiegermutter in die Öffentlichkeit, die zwar ein Interesse für die Kohlen Petscheks, für die Stickstoffwerke Caros, aber gar keines für die Geburtstage, die Schwiegersöhne, die Schwiegertöchter, die Schwiegermütter der Caros oder der Petscheks hat. (Es ist dabei vollkommen gleichgültig, ob dem Autor jener »Fugger-Rede« deren Veröffentlichung am Herzen liegt oder nicht.) Nur insoweit der Geheimrat Caro Stickstoff erzeugt und der Herr Petschek Kohlen verkauft, interessieren sie uns. Ihre Mitgiften, ihre Quittungen, ihre Ehen, ihre Kuren in Karlsbad, ihre Geburtstage, ihre Festreden, ihre Photographien, ihre familiären Meinungen voneinander und ihre Konfessionen gehen uns gar nichts an. Es scheint aber, daß sie Opfer sind, gewissermaßen wider Willen ausersehen, als exemplarische Fälle vor den Schranken des Gerichts und in den Spalten der Zeitungen zu erscheinen. Herr Direktor Wassermann, der da glaubt, daß die Zwistigkeiten zweier Persönlichkeiten nur deshalb besonders peinlich sind, weil sie beide in engen Beziehungen zu seiner Bank stehen, unterliegt ebenfalls dem Irrtum, der dem Herrn Ernst Petschek diktiert, den Vater mit Fugger zu vergleichen. Ohne Jakob Fugger überschätzen und Ignaz Petschek unterschätzen zu wollen, fühlen wir uns doch gezwungen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß Fugger, obwohl er schon so lange tot ist, Deutschland mehr angeht als Petschek, der noch lebt, und daß die Rede Ernst Petscheks, soll man sie nun einmal als veröffentlichtes Werk betrachten, zumindest insofern eine fehlerhafte genannt werden kann, als sie die Tatsache nicht in Betracht zieht, daß Fugger seine Nachkommen weder in Karlsbad noch unter Berücksichtigung der Mitgift verheiratet haben dürfte. Gesetzt den Fall, der Herr Bankdirektor wäre richtig zitiert worden, so möchten wir ihm zu erkennen

geben, daß öffentlich ausgetragene private Zwistigkeiten in *jedem* Falle peinlich sind, auch wenn es sich nicht um Bankkunden handelt.

VII

Außer dieser eigentümlichen Haltung wird im Laufe des Prozesses noch ein anderes kund, ein gewissermaßen im Zuge der allerletzten Zeit Gelegenes und unserer Meinung nach sehr Unzuverlässiges. Es ist nämlich zu wiederholten Malen die äußerst zudringliche Rede von der *Nationalität* der am Prozeß beteiligten Personen. Die Tatsache, daß der Kohlenkönig Ignaz Petschek ein Tscheche ist, scheint mehr Eindruck zu machen, als sie verdient, und selbst die deutschen Aussprüche deutscher Klassiker, mit denen er ein »ganzes Notizbuch« gefüllt hat, vermögen wenig gegen den tschechoslowakischen Paß, mit dem er behaftet ist, der arme Ausländer! Nun sind wir geneigt anzunehmen, daß der Idealismus des Kohlenkönigs für die deutschen Klassiker seiner tschechischen Gesinnung ungefähr die Waage hält. Also dürfen wir uns im Namen der Objektivität darauf hinzuweisen erlauben, daß die Prozeßlage durchaus keine Änderung erfahren hätte, wenn etwa Herr Petschek ein Deutscher und Herr Caro ein Tscheche wäre. Über die Nationalität eines Menschen entscheidet oft gegen seinen Willen die Weltgeschichte, wie zum Beispiel im Falle Petschek. Man gestatte uns einen kurzen Rückblick: Als sich die beiden Schwiegerväter im Zug Berlin – Wien kennenlernten, war Herr Petschek noch ein Österreicher deutscher Muttersprache, und wenn uns nicht alles täuscht, dürfte er seine Zugehörigkeit zum deutschen Teil der böhmisch-mährischen Bevölkerung durch sein Bekenntnis zur deutschen Nationalität zumindest bei Volkszählungen und Wahlen kundgegeben haben. Auch als die Ehe zwischen den Kindern angebahnt wurde, hieß Karlsbad noch nicht »Karlovy Vary« – wie heute – und der Sprudel war deutsch, wie nur irgendein deutscher Sprudel es sein kann. Durch den Friedensvertrag von St. Germain wurde der Kohlenkönig ein »Tschechoslowake«. Der Herr Geheimrat Caro hinwiederum wurde als Deutscher in Lodz geboren, das bekanntlich auch nicht in Deutschland gelegen ist. Und sowenig es seine Schuld ist, daß er das Licht der Welt in einem slawischen Lande erblickt hat, so wenig ist es sein Verdienst, es als der Sohn eines deutschen Staatsangehörigen getan zu haben. Auch

dem Kohlenkönig kann man es nicht übelnehmen, daß die Weltgeschichte einen amerikanischen Professor angewiesen hat, die österreichische Monarchie aufzuteilen. Herr Caro wurde ein Deutscher erst durch sein Bekenntnis zum Deutschtum (nicht durch den Paß seines Vaters) und dank den Leistungen, die er für Deutschland vollbracht hat. Ob der Kohlenkönig sich zur tschechischen Nation bekennt, ist ungewiß; ein Kohlenkönig hat im allgemeinen nationale Bekenntnisse nicht nötig. Er ist einfach durch historischen Zwang ein tschechoslowakischer Staatsbürger, wie die Millionen zweifelloser Deutscher, die in Böhmen und Mähren leben. Außerdem hat er seit zwanzig Jahren in Deutschland außerordentlich ausgedehnte materielle Interessen, er ist einer der größten Brikettproduzenten und Kohlenhändler. In diesem Prozeß aber wird die Nationalität der beteiligten Personen beinahe als juristisches Faktum gewertet: Zuerst hatte sich Herr Geheimrat Caro gegen den »Verdacht« zu verantworten, er hätte die deutsche Staatsbürgerschaft erst im Laufe der Jahre erworben, anstatt daß es – will man schon die nationale Gesinnung als Indiz werten – durchaus logischer wäre, gerade die Erwerbung der deutschen Staatsbürgerschaft als eine ehrenhafte Handlung und nicht als eine gleichsam verdächtige anzusehen. Im weiteren Verlauf des Prozesses äußerte der Vorsitzende die Meinung, Herr Ignaz Petschek sei vielleicht »als Tscheche zu stolz, um vor einem deutschen Gericht zu erscheinen«. (Der Kohlenkönig ist nach dem Zeugnis des Gerichtsarztes gelähmt.) Herr Rechtsanwalt Alsberg meint wieder, daß »ein Ausländer« (man vernimmt geradezu das ausgelassene: Zum Donnerwetter!) vor einem deutschen Gericht zu erscheinen habe, wenn er was von ihm wolle. Um nicht in nationalen Belangen hinter den andern zurückzustehen, fragt dann ein Anwalt der Gegenseite in bezug auf einen von Herrn Geheimrat Caro zitierten, im abgetretenen Ostgebiet lebenden Deutschen: »Wer ist *dieser Pole*?« Worauf nun Herr Caro repliziert: »Es ist ein *besserer Deutscher als Sie*.« Wir wissen erstens alle, daß es sozusagen an einem metaphysischen Haar hängt, ob einer Deutscher, Pole, Tscheche ist; zweitens, daß es auch von der unbegreiflichen Laune der Geschichte abhängt; drittens: – und das wissen vor allem die Juristen – daß die Glaubwürdigkeit, die juristische, eines Menschen nicht von seiner Nationalität abhängt. Aber es ist ja modern geworden, sich gegenseitig mit der nationalen Gesinnung zu übertrumpfen. Und ward also durch diesen Prozeß schon das private Haus zu einem öffentlichen Skandal, so wird

noch ein übriges getan, und man verschafft den modernen Stimmen der Straße im Gerichtssaal ein Echo, das ihn diffamiert.

VIII

Dieser Prozeß – man könnte ihn einen Prozeß wider die guten Sitten nennen – wäre durchaus banal und unappetitlich, wenn nicht aus dem ganzen Gewirr von Torheit und Taktlosigkeit zuweilen ein dunkler, aber tröstlicher Strahl tragischer menschlicher Armseligkeit durchbräche. Herr Geheimrat Caro ist zweiundsechzig Jahre alt. Man darf ihn schon einen betagten Mann nennen. Er hat ein einfaches, kluges Gesicht. Manchmal, wenn er sich erhebt, um etwas auszuführen, legt er eine weiche Hand, die Fläche nach außen, auf den Rücken. Für die Zuschauer ist diese offene, leicht gekrümmte Hand ein wenig wie ein zweites Angesicht, das der Mann der Öffentlichkeit zeigt, während er sein richtiges dem Gericht zuwendet. Wenn er nicht erregt ist, hat seine Stimme etwas Kluges, so, als hätten die Sprachorgane Gehirn; als wäre seine Zunge eine Waage, auf der die Worte liegen. (Er könnte ein Dozent sein und ein Religionslehrer.) Wenn er etwas zitiert und dabei betont, daß er nicht dem Worte, sondern dem Sinne nach zitiere, so wird es klar, daß er eine Ahnung von den dunklen Gründen hat, die unter den Worten dämmern – obwohl er seinem Anwalt gelegentlich einmal gesagt hat, er, der Anwalt, würde viel Zeit sparen, wenn er nicht so korrektes Deutsch schreiben wollte. Wenn der Geheimrat Caro aufgeregt ist, gebraucht er allerdings kühne Metaphern und starke Ausdrücke (wie zum Beispiel: der Petschek hätte in Deutschland »geräubert«), und ein Ohr, das die Sprache des Ostens kennt, agnosziert gelegentlich Lodz (wir wollen gleich hinzufügen, die *deutsche* Sprache von Lodz, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß wir der Muttersprache soviel juristisches Gewicht beimessen, wie es offenbar die Beteiligten tun). Der Geheimrat ist reich, einflußreich, Konsul eines Balkanstaates, großer Chemiker, guter Patriot. Vor allem aber ist er ein alter Mann, und er haßt die Petscheks, wie man nur in einem gewissen Alter hassen kann, und er liebt seine Tochter, wie nur ein alternder Mann seine Tochter lieben kann. »Sein einziger Feind«, behauptet er, sei der alte Petschek. Zweiundsechzig Jahre ist er alt geworden, er hat Bedeutendes geleistet, und im zweiundsechzigsten muß er

sein privates Leben preisgeben. Vielleicht haßt er seinen eigenen Irrtum. Er selbst hat die Ehe gestiftet. Er wollte eine »gute Partie«. Siehe da, es ist eine »schlechte« geworden! Während die jungen Leute die Liebe vereinigte, tauschten die Alten Mitgift und Quittungen. Die Liebe ist hin, die Mitgift und die Quittungen ebenfalls...

Der Kohlenkönig ist noch viel älter als der Geheimrat und linksseitig gelähmt, aber sein Herz kann noch hassen. Da liegt er nun in Außig, der alte Kohlenkönig, und die Medizin verlängert sein Leben vielleicht im gleichen Maße wie der Prozeß. Aug' in Aug' mit dem majestätischen Angesicht des Todes, rufen sie noch die Paragraphen auf, die Alten, ihre Testamente sind schon gemacht, ihre Grüfte sind bestellt, aber sie haben es vergessen! -- O Trübsal und Wirrnis der Menschen! --

Die Rechtsanwälte beider Parteien, Juristen von Rang, glänzen in Kunststücken ihres Metiers. Es gibt ein forensisches »l'art pour l'art«, dessen Reiz stärker zu sein scheint als der des strittigen Objekts. Rechtsanwälte leben gewöhnlich nicht davon, daß sie gegnerische Parteien versöhnen, und man kann es ihnen nicht übelnehmen. In den feierlichen Gewändern ihres Berufes reden sie von den unfeierlichsten Dingen der Welt, von Mitgiften, Steuerhinterziehungen, verdächtigen nationalen Gesinnungen, und das öffentliche Interesse wird ihnen in gleichem Maß zuteil wie ihren Klienten. Zahlreich das Auditorium: Die neugierigen kleinen Leute lauschen der großen Leute Laster -- vielleicht in dem geheimnisvollen Bedürfnis, einmal bei so beispielhafter Gelegenheit die tröstliche Überzeugung zu finden, daß die Großen noch kleiner sind als die Kleinen. (Es sind viele junge Leute im Saal. Sie können sehen, daß das Alter nicht immer weise macht.)

Der Vorsitzende heißt – sinnreich wie manchmal Namen sein können – *Ohnesorge*. Es klingt wie ein Motto.

Frankfurter Zeitung, 16. 7. 1932

PHILISTER IM GOETHE-JAHR

Zwar wächst langsam schon das Gras der Vergessenheit über jenem New Yorker Boxabend, an dem unser Weltmeister Schmeling seinen Titel verlor. Die Öffentlichkeit aber, die so heftigen Anteil an diesem Ereignis genommen hat, wird – so hoffen wir – nicht ungern noch einmal daran erinnert werden. Man kann – im Goethe-Jahr – nicht oft genug von der körperlichen Ertüchtigung der Nation sprechen, deren sie sogar bei den politischen Kämpfen immer mehr bedürftig wird, wie man sieht. Uns erscheint deshalb die Statistik interessant, die uns ein Lehrer aus Leipzig im Anschluß an unsere Aufsätze »Schlaflosigkeit im Goethe-Jahr« und »Witzbold im Goethe-Jahr« übermittelt hat. Der *Leipziger Lehrer-Verein* hat am Morgen nach jener denkwürdigen (und dennoch schon halb vergessenen) Nacht, in der wir unsern Weltmeistertitel verloren – der Leipziger Lehrer-Verein hat an diesem Morgen festgestellt, daß viele Kinder der ersten Volksschulklassen in der Nacht *von ihren Eltern geweckt wurden*, damit sie die Rundfunkübertragung des Boxkampfes vernähmen. Nach der Statistik ist es etwa *ein Achtel* der befragten Kinder, das in der Nacht unserer sportlichen Erniedrigung nicht geschlafen hat. »In einer Klasse hatten von 5 Hörern 3 die ganze Übertragung abgehört, 2 haben nicht wieder geschlafen, einer hat dabei Kopfhörer gehabt.« Der Lehrer-Verein berichtet weiter, daß die »aufregenden, ja aufpeitschenden« Bemerkungen des Ansagers einen tiefen Eindruck auf die Kinder gemacht haben. »Beim Erzählen steigerte sich noch die Erregung. Die Kinder fieberten über der Niederlage ihres Helden. Ganz auffällig war, daß diese Aufregung sich im Laufe des Vormittags noch mehrmals Luft machte in kleinen Zusammenstößen mit Kameraden, Handgreiflichkeiten und Boxereien.« –

Der Boxkampf Schmeling – Sharkey wurde inzwischen, wie man weiß, in den deutschen Kinos gezeigt. Das Berliner Hauptblatt der Nationalsozialisten hat nun bei dieser Gelegenheit beobachtet, daß »irgendeine auch nur geringe Überlegenheit« des siegreichen Amerikaners über den unterlegenen Schmeling nicht zu bemerken gewesen sei. Nach der Meinung des nationalsozialistischen Berichterstatters »sieht Sharkey dick aus, ist weniger beweglich --- *keine* Runde vermag er überzeugend zu gewinnen --. Es ist unglaublich, daß ein Boxer -- nur mit der

linken Hand sich erwehrend, den Weltmeistertitel zu erringen vermochte. Noch weniger verstehen wir es aber, daß *deutsche Sportberichterstatter* den Amerikaner als den berechtigten Sieger bezeichnen...«

Was uns betrifft, so verstehen wir viel eher den Sieg Sharkeys als den Ehrgeiz jener Teile der Nation, die mit der ganzen heiligen Einfalt, die der Glaube an den Sport sowohl voraussetzt als auch erzeugt, die nationale Ehre durch einen internationalen Sportsieg gefördert, durch eine Niederlage gefährdet wähnen. Fräulein Elli Beinhorn, das seit Monaten Propaganda für unser kühnes Geschlecht in Wolken und in Wüsten macht, ist dieser Tage heimgekehrt, glücklicherweise nicht in der Nacht – so daß unsere Kinder ihretwegen nicht aus dem Schlaf geweckt werden konnten. Über die Siege unseres Tennisspielers Daniel Prenn, der auf dem Rasen ungefähr das bedeutet, was Fräulein Beinhorn in den Wolken, schreiben die nationalen Tennisforscher ganze Dissertationen, mit denen sie – wer weiß – vielleicht an der Hochschule für Leibesübungen, dieser muskulösen Alma mater, promovieren werden. In der allgemeinen Begeisterung über diesen Liebling der Rasengötter wird sogar die erschütternde Tatsache übersehen, daß er ein Jude ist –– ganz, als wäre er tatsächlich als ein Geschenk des Himmels von diesem heruntergefallen. Der Amerikaner *Doug Brinkley*, der in diesen Tagen Deutschland besucht, schreibt zwei Spalten »Eindrücke« in einem Berliner Abendblatt und äußert dabei folgendes: »Man spürt so recht die Bedeutung, die man hier dem Sport zumißt. *Welch ein Gegensatz zu Amerika!* Auch wir vergnügen uns mit Sport und Leibesübungen. *Aber in Deutschland ist alles Sport!* Ich muß noch bemerken, daß der Sport hierzulande *mehr in Erscheinung tritt als in irgendeinem anderen Lande*, das ich auf meinen Weltbummelfahrten besuchte.« –

Daß bei uns der Sport mehr in Erscheinung tritt als zum Beispiel Goethe, haben wir längst geahnt. Aber wir waren bis zu der Ankunft des Amerikaners der naiven Meinung, daß die Sportbegeisterung in Amerika weit größer sei als in Deutschland. Ja, wir waren geneigt, diese Muskelgötzendienste und Sportandachten in Stadien und vor den Radioapparaten für wahre »Amerikanismen« zu halten, und niemals hätten wir es uns träumen lassen, daß uns ein Amerikaner um unsere Sportreligiosität beneiden könnte! *»Aber in Deutschland ist alles Sport!«* schreibt der Amerikaner. Ein Satz, unserer Meinung nach noch

denkwürdiger als der Boxkampf Schmeling – Sharkey –– und dennoch selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß wir ein Land sind, in dem eine »Hochschule für Leibesübungen« (gleich eine »*Hoch*schule«) mit ansehnlichen Mitteln erhalten wird, obwohl an den meisten unserer Hochschulen, die eigentlich den Geistesübungen dienen sollten, beinahe jede Woche Leibesübungen mit blutigem Ausgang stattfinden. Die (im übrigen durch Snobismus gemilderte) Feigheit, mit der der wahrhaft kümmerliche Rest unserer Dichter und Denker der stattlichen Masse unserer Fußballspieler und Boxweltmeister seine Reverenz erweist; die Unterwürfigkeit all der peripherischen Mitläufer des geistigen Lebens gar, dieser »feuilletonistischen« Gebärdenspäher und Geschichtenträger, die bei jedem Pokal anwesend sind, den Fräulein Beinhorn bekommt, und bei jeder mütterlichen Träne, die Frau Schmeling weint; diese offiziösen und offiziellen Vertreter des Staats, die in fernen Wüsteneien wie in volkreichen Städten den Fliegerinnen wie den Schwimmerinnen im Namen der Nation Blumensträuße überreichen; diese ganze äußerst vulgäre Anbetung eines »Pioniertums«, das Ozeane überfliegt und in Wüsten notlandet, mit »Abenteuern« protzt und die Götter versucht; diese ganze muskelstrotzende Hysterie eines Geschlechts, das nicht die Kraft hat, bedächtig zu Hause zu bleiben, und statt dessen »die Welt zu erobern« sich einbildet; diese törichte Vorstellung der gedankenarmen Tapferen, daß sie durch eine »Tat« die geheiligte Tradition des mythologischen Europäers fortsetzen; diese lächerlichen, mit allen technischen Fortschritten und Rückschritten des Jahrhunderts ausgestatteten Ikarusse, die, im besten Falle, eigentlich nur Edisöhne sind: *Wir haben sie satt!*

Wir haben vielleicht zu lange »an Kaminen geträumt« – um im Jargon der Muskelprotzen zu sprechen. Jetzt aber ist die Zeit angebrochen, in der die Philister Aeroplane besteigen, die Aeroplane Postkutschen werden, die Gretchen notlanden, die Spießer »im Ring« verbluten. Die Gartenlaube ist in die Wolken übersiedelt. Es ist an der Zeit, wieder an den Kamin zurückzukehren. Es ist ein heroischer Aufenthalt!

Frankfurter Zeitung, 30. 7. 1932

»FRANZÖSISCHE MENSCHEN«

Hermann *Wendels* jüngstes Buch *»Französische Menschen«* (erschienen im *Rowohlt-Verlag, Berlin*) erhebt, wie der Verfasser im Vorwort betont, nicht den Anspruch, den Leser zu »belehren«. »Diese Porträtskizzen wollen und sollen nichts, sie sind einfach da.« Wir glauben dem Verfasser seine bescheidene Absicht, obwohl wir nicht die literarische Höflichkeit verkennen, die sich gleichzeitig in ihr ausspricht. Eine leicht »altmodische« Haltung, diese Galanterie gegenüber einem Publikum, das sie leider nicht mehr verstehen dürfte. Wir loben uns diese Haltung. In einer Zeit, in der die »Biographen« so begehrte Autoren sind und sich meist von der Substanz ihrer Gegenstände oder gar von der Verfälschung dieser Substanz allein nähren, scheint es schon auf den ersten Blick ein Verdienst, in einem einzigen Bande zweiunddreißig Porträts interessanter Persönlichkeiten zu vereinigen, statt, wie so mancher Biograph von heute es wohl versucht hätte, zweiunddreißig Bände herzustellen, um zweiunddreißig Jahre von ihnen zu leben. Freilich sind unter diesen Porträts einige, die durch häufige Behandlung bereits allgemein bekannt – um nicht zu sagen: populär – geworden sind. Und äußert der Verfasser im Vorwort Bescheidenheit, so verrät er Mut, wenn er eine vielbehandelte Gestalt wie Jeanne d'Arc nicht nur noch einmal porträtiert, sondern auch mit diesem Porträt sogar seinen Band eröffnet.

Nun offenbart es uns zwar keine neuen wesentlichen Züge: Allein, in dem Zusammenhang betrachtet, in dem es der Autor zeichnet, ist es selbst und der Platz, den es einnimmt, nicht unwichtig. Wie überhaupt im Verlauf der Lektüre dieses Buches allmählich den Leser die Erkenntnis überkommt – fast hätten wir gesagt: der Verdacht –, daß die augenscheinliche Anspruchslosigkeit des Verfassers einen immerhin ansehnlichen Anspruch verdeckt, ja: sozusagen enthält. Und die scheinbare Harmlosigkeit des Titels »Französische Menschen« erhält unversehens beinah einen didaktischen Sinn. Der Titel erscheint gleichsam abgetrennt von dem Satz: »Seht, so sind französische Menschen!« oder: »So können französische Menschen sein!« Und somit erhält das ganze Buch einen anderen, will sagen: einen beinahe aktuell-politischen Sinn. Das heißt, bei einem Buch, das ein Deutscher, der die Franzosen liebt, heutzutage für deutsche Leser schreibt: *einen huma-*

nen Sinn. Und das ist also das Verdienst dieses bescheiden auftretenden Autors. Ob er die Publizistin Severine behandelt, die geistige Urenkelin Voltaires, oder den blutbespritzten Fanatiker der revolutionären Sauberkeit Marc Guillaume Vadier oder Antoine de Lasalle, den »Haudegen«, einen der anständigsten Typen unter jenen Franzosen, in denen das kriegerische Gallien so sichtbar wird, oder den armseligen Ludwig XVIII., oder Louise Contat, die klassische Mätresse einer Epochenwende: Überall bestrebt sich der Verfasser, »zwischen den Zeilen«, das heißt: hinter den Gestalten der moralischen Leitgedanken seines Buches sichtbar werden zu lassen: deutlich zu machen, daß in manchen von ihm zitierten Repräsentanten der französischen Nation die sogenannten »männlichen Eigenschaften« wie Tapferkeit, Stille, Bescheidenheit, Opferfreudigkeit ebenso vorhanden sind wie in anderen die Anmut, die Leichtigkeit, die Grazie, in dritten alle diese Eigenschaften vereint. In der Tat scheinen uns die zweiunddreißig, von Wendel aus der französischen Geschichte hervorgeklaubten Gestalten für den »französischen Nationalcharakter« repräsentativ zu sein, in dem Maße, daß wir behaupten zu dürfen glauben, man lerne an ihnen *sehr viel* von Frankreich kennen und seiner humanen Anmut. Über all diesen Gestalten schwebt Melancholie. Der Tod, mit dem jede der Geschichten naturgemäß endet, beschattet das Leben dieses Buches. Dadurch (weil nämlich der Schatten des Todes schwerer wiegt als das Gewicht des Lebendigen) erhält das Buch die *metaphysische Gravität*, die mit seiner historischen Leichtigkeit kontrastiert. Ja, das scheint uns der Reiz des Buches: Es beschreibt den Tod. Sein Wert ist ein praktischer: Es lehrt Frankreich kennen, durch seine *Individuen.* Denn *nur* durch ihre repräsentativen Individuen wird eine Nation erkennbar.

Frankfurter Zeitung, 31. 7. 1932

ÖSTERREICHISCHE BÜCHER

»Wien« / »Farben zu einer Kinderlandschaft« / »Der Gewinn«

Hans *Tietzes* kultur- und kunsthistorisches Buch über Wien (»Wien«, erschienen im Verlag Hans Epstein, Wien und Leipzig) wird wahrscheinlich zu den wichtigsten Werken gehören, die sich seit dem Zerfall der alten Monarchie mit ihrem Erbteil befassen. Der Verfasser ist

ein bekannter Kunsthistoriker, ein »Spezialist« also, fremd in den Gebieten der politischen wie der wirtschaftlichen Geschichte. Wenn es aber eines Musterbeispiels für die wunderbare Erscheinung bedurfte, daß der schöpferische Mensch gar nicht »spezialisiert« bleiben *kann*, sondern daß er im Gegenteil desto universaler werden muß, je tiefer er in sein »Fach« vordringt, so hätte Tietze dieses Beispiel geliefert. Vielleicht ist ihm sein Objekt hierin dankbarer Helfer. Vielleicht ist in dem ebenso erhabenen wie milden steinernen Angesicht der österreichischen Hauptstadt deren Geschichte lesbarer verzeichnet als in den Gesichtern der anderen Städte. Vielleicht sprechen die Steine dieser Stadt eine deutlichere und eine reichere Sprache, als es zuweilen dem Österreicher scheint (und besonders dem alten Österreicher), für den die Hauptstadt seines zerborstenen Vaterlandes immer das beredte, das erzählende, fast könnte man sagen: das epische Denkmal der vaterländischen Geschichte bleiben wird. Der Verfasser erscheint allzu bescheiden, wenn er ausdrücklich betont, es handle sich nicht darum, österreichische Geschichte im Spiegel Wiens zu schreiben. Indem er – wie er seine Aufgabe bezeichnet – »alle Faktoren« schildern will, die »zur Stadtbildung beigetragen haben«, beschreibt er alle Kräfte, denen die Bildung Österreichs zu verdanken ist –– zu verdanken war, muß man ja leider sagen. Wenn es möglich wäre, der Geschichte die Sinnlosigkeit vorzuwerfen, mit der sie die österreichische Monarchie im Jahre 1918 behandelt hat, so würde es genügen, ihr die Stadt Wien zu zeigen; gewissermaßen die Geschichte durch die Straßen Wiens spazierenzuführen. An dem Bilde dieser Stadt haben seit Jahrhunderten die verschiedenen Volksstämme gewirkt, die von Wien aus beherrscht wurden –– »unterdrückt«, wie die nationalistisch gewordene Geschichtsschreibung des XIX. und XX. Jahrhunderts zu sagen liebt. Die sogenannten »konstanten Vorbedingungen«, die »unabhängig« vom historischen Schicksal das Wesen einer Stadt bestimmen sollen: Auch sie werden gewissermaßen in ihrer Zielrichtung von dem historischen Geschehen mitbestimmt. Und also leugnet ein sinnloses Geschehen sogar die topographischen Gesetze des Ortes, dem es widerfährt. Und der Satz Eduard Sueß': »Keine Stadt Europas besitzt eine so eigentümliche, ihr ihre Rolle in der Geschichte so scharf zeichnende Lage wie Wien« – dieser Satz müßte der Geschichte heute sozusagen wie ein Vorwurf in die Ohren klingen. An keiner Stadt der Welt hat sich die Geschichte dermaßen versündigt. Sie hat angefangen, die geographi-

sche Wichtigkeit Wiens zu verleugnen, zumindest aber einzuschränken. Das Werk Tietzes beginnt mit einer genauen Beschreibung der Lage Wiens, behandelt hierauf seine Bevölkerungsschichten, die Entstehung der Stadt, die Gründung der Stephanskirche, die Bildung der Sprache und Dichtung, den Beginn der habsburgischen Herrschaft, die Zeit des Mittelalters, den Zerfall unter Friedrich III., die Gründung der Universität. Es geht hierauf über zur Behandlung des Barocks, zu Reformation, Humanismus, Einfluß der Jesuiten, zu Handel und Industrie und in sanfter Eindringlichkeit über die Erörterung der Denkmäler und der Musik zur Vorkriegszeit, zur Zeit Luegers also, des berühmten Bürgermeisters und Gründers der Christlichsozialen Partei. Seine Erben sind nun seit dem Ende des Krieges die Wiener Sozialdemokraten. Es ist auch außerhalb Österreichs bekannt geworden, in welch mühseliger und zugleich großzügiger Weise diese proletarische Partei das konservative Erbe zu bewahren und zu fördern verstanden hat. Diese Partei, deren Haltung seit dem Kriege unvergleichlich revolutionärer war als zum Beispiel die Haltung der deutschen Sozialdemokratie, muß immerhin verblüffen durch die wahrhaft kultivierte Vorsicht, mit der sie das Überlieferte mit dem Neuen aussöhnt. Eine beinahe höfische Haltung! Die Feinfühligkeit, mit der die Sozialdemokratie ihre sozialpolitischen Verpflichtungen gegenüber proletarischen Schichten der Bevölkerung erfüllt und gleichzeitig die monarchische Erbmasse nicht nur schonend, sondern sogar mit pietätvollem Verständnis zu erhalten weiß, muß jeden Nicht-Österreicher überraschen. Wer ein alter »gelernter« Österreicher ist, weiß allerdings, daß geheime Gesetze des österreichischen Bluts und die geheimnisvolle Gunst gütiger Sterne dem Volk von Österreich die Gnade der Ehrfurcht, einen zarten Instinkt für Kulturwerte und ein leidenschaftliches Temperament zugleich geschenkt haben.

Das Werk von Tietze ist nicht nur ein Buch über Wien. Es wird notwendigerweise ein Buch über Österreich. Und es ist ein eminent österreichisches Buch: delikat, gründlich und charmant. Eine Anzahl wertvoller Photos unterstützt die Anschaulichkeit des Wortes, dessen Charakteristika sind: Grazie und Gewissenhaftigkeit.

Man vermißt in diesem Zusammenhang zuweilen ein Buch, das in der Art des Tietzeschen Werkes die *österreichische Literatur* genauer behandeln würde, als es in den meisten deutschen Literaturgeschichten

geschieht. Es sind ja geradezu auffallende Besonderheiten, welche die österreichische Literatur kennzeichnen, sie von der großen deutschen Nationalliteratur unterscheiden und mit ihr verbinden. Diese Besonderheiten, aus dem Dialekt, dem Geographischen und dem Rassischen erklärbar und verstärkt durch die spätere historische Entwicklung, die dem deutsch-österreichischen nationalen Kulturgut das fremde Kulturgut primitiver slawischer Völker nicht nur zugeführt, sondern auch *assimiliert* hat, sind in allen literarischen Erscheinungen bis auf diesen Tag leicht festzustellen. Auch der heutige österreichische Schriftsteller unterscheidet sich von seinen reichsdeutschen brüderlichen Kollegen durch eine unverkennbare Neigung zu delikater Nuancierung. Es wird manchmal eine Leidenschaft: die Leidenschaft, Zwischentöne zu hören und Zwischenfarben zu sehen und sie sprachlich zu fixieren. Der Literaturkenner spürt in den Büchern eines Österreichers die immer noch lebendige Arbeit eines besonderen sprachlichen Erbguts: wie zum Beispiel in dem ersten Buch des jungen Österreichers Eric Graf *Wickenburg*, dessen erste Schriften in dieser unserer Zeitung seit ein paar Jahren erscheinen. Das Buch Wickenburgs (erschienen bei Cassirer, Berlin) trägt den etwas preziösen Titel: *»Farben zu einer Kinderlandschaft«* und unterstreicht also die Tendenz des Autors zur literarischen Behutsamkeit und zur sprachlichen Nuancierung. Der Autor erzählt nicht die Geschichte, sondern nur ein Jahr seiner Jugend. Es gelingt ihm, dieses eine Jahr mit der ganzen Sattheit charakteristischer und relativ bedeutender Erlebnisse zu erfüllen. Das Buch hat keine Handlung. Seine Handlung ist gewissermaßen seine Atmosphäre. Eine lebendige, also spannende Atmosphäre. Sie ersteht aus der trefflichen, detaillierten Beobachtung und aus dem präzisen Ausdruck und aus der gelungenen, manchmal überraschenden Metaphorik. Es ist sogar eine im besten dichterischen Sinne visionäre Metaphorik. Manchmal allerdings verfällt der Autor aus Leidenschaft zum Präzisen in die bedauerliche Neigung zum *Preziösen*, und die Zartheit seiner Bilder erweckt den Verdacht einer leisen Morbidität. Indessen ist dieser Verdacht ganz gewiß ein falscher. Diesem sehr kultivierten Autor fehlt es nicht an Gesundheit, sondern eher an literarischem Mut, und seine Lust zur Umschreibung rührt vielleicht von einer übertriebenen selbstkritischen Vorsicht. Er hätte gewiß besser daran getan, sein Buch etwa: »Ein Jahr aus meiner Kindheit« zu nennen. Ein Titel ist oft bestimmend für die Haltung des Buches. – Allein, man möge diese Bedenken

als nur sozusagen in Klammern vorgebracht betrachten. Dieses Buch ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der jüngsten deutschen Literatur. Es ist ein Buch für Feinschmecker, die von der deutschen Literatur der Gegenwart seit der Revolution in abschreckender Distanz gehalten würden.

Eine spezifisch österreichische Begabung in der Kunst, den Leser zu spannen und zu »packen«, offenbart Paul *Frischauer* in seinem Roman *»Der Gewinn«* (erschienen im Zsolnay-Verlag, Wien). Frischauer erzählt die Geschichte eines Verbrechens und veredelt sie durch eine minutiöse und instinktsichere Psychologie. Der Untersuchungsrichter tritt zwar nicht, aber er gerät sozusagen in die Fußstapfen des von ihm Verfolgten – und also wird an einem glänzend erfundenen und mit allen technischen Erzählkünsten vorgetragenen Exempel die uralte und immer wieder so erschreckende Wahrheit erwiesen: daß der Mensch alle Möglichkeiten in sich trägt und die Keime zu *jeder* Handlung. Das Buch ist spannend, wie gesagt, und »österreichisch« erscheint es uns besonders durch die traditionstreue Erzählertechnik des Autors. Wir haben lange schon spannende Bücher vermißt. Ein gewisser Snobismus verhindert die jüngeren Autoren zuweilen, eine konsequente Handlung zu bauen; eine rätselhafte Angst, »unliterarisch« zu erscheinen. Der Autor des »Gewinns« sollte sich vor sprachlicher Ungenauigkeit hüten. So manches, was dem Kenner als »Austriazismus« erklärlich wird, erscheint in Deutschland als »Schlampigkeit«. Wer so viel begabte Mühe darauf verwendet zu interessieren, darf sich nicht der Aufgabe entziehen, auch sorgfältig zu schreiben.

Frankfurter Zeitung, 7. 8. 1932

»DAS WORT«

Rudolf *Leonhard*, der Dichter (dieses Prädikat scheint hier nicht unwichtig), hat einen merkwürdigen Versuch unternommen. Unter dem Titel *»Das Wort«* läßt er (im *Ida-Graetz-Verlag, Berlin-Charlottenburg*) eine alphabetisch geordnete onomatopoetische Deutung einzelner Wörter erscheinen. Sagen wir so vorsichtig (wie der Autor übri-

gens selbst erscheint): den *Versuch* einer onomatopoetischen Deutung. Es handelt sich bei dem Autor keineswegs um eine im hergebracht wissenschaftlichen Sinne philologische Arbeit, sondern viel eher um eine aphilologische, um nicht zu sagen: antiphilologische. Leonhard möchte nachweisen, daß die Wörter – in seinem Sinne sagt man vielleicht besser: die Worte – ein eigenes klangliches (und optisches) Leben führen – unabhängig von ihrer philologischen Bedeutung, ihrer Herkunft und (um einen modernen Ausdruck rascherer Verständlichkeit halber zu gebrauchen): ihrer »Rasse«. Leonhard meint also das sogenannte »Eigenleben« des Worts. Alle, die unmittelbar vom Wort leben: Das sind die Schriftsteller; und alle, die mittelbar davon leben: Das sind die empfänglichen Leser: wird der Versuch Leonhards zweifellos angehn. Handelt es sich doch um nichts Geringeres als um das Bemühen eines seit vielen Jahren gründlich auf dem »schönen Feld der Sprache arbeitenden Bauern«, gewissermaßen die Magie der »Wortscholle« der Vernunft näherzubringen; soweit dies überhaupt möglich. Vielleicht ist hier sogar der Ansatz zu einer neuen Wissenschaft *zu sehn*, einer Kusine der Philologie, einer Art *Onomatopoetik des Worts*. Leonhard möchte die »klangliche Identität der Nomina und der Res« behaupten und die Gesetzmäßigkeit der Assoziationen, die ein sprachlicher Klang hervorruft. Ja auch die Verballhornungen und die sozusagen antiphilologischen Entstellungen, die zum Beispiel aus fremden Sprachen übernommene Ausdrücke in der heimischen erfahren, wären, Leonhard zufolge, gar keine Entstellungen im eigentlichen Sinne. Und also wäre die Tatsache erwiesen, daß ein Wort, kraft seiner eigenen Magie, sogar das Mißverständnis, dem es eventuell begegnet, noch zum Anlaß nehmen kann, ein eigenes Leben zu entwickeln. Es gleicht dann etwa einem in fremden Boden vom Wind verwehten Samenkorn, das Wurzel faßte und Frucht und Pflanze wird. Wo gäbe es eine leidenschaftlichere Aufgabe für einen Sprachbeflissenen als hier? Was könnte einen Dichter stärker reizen als die Bemühung, das unfaßliche Geheimnis seiner Materie und seines Handwerks in einer annähernd rationalen Weise begreiflich (wenn auch nie und nimmer »verständlich«) zu machen? – Nie und nimmer »verständlich«?! Und also, scheint es uns, müssen wir jene am Anfang ausgesprochene Hoffnung abschwächen, daß hier der Ansatz zu einer Art neuen Wissenschaft gegeben sei. Nicht im »Halbdämmer« des irrationalen, lediglich Dichtern (den »Magiern des Worts«) zugänglichen Gebiets zu bleiben wäre

jener »Wissenschaft« bestimmt; wohl aber ganz gewiß im unzugänglichen Lichtkreis einer sogenannten »rätselhaften« Wissenschaft, wie es etwa für Laien die von der »Relativitätstheorie« ist.
Nebensache! Man wird, was Leonhard mit seinem Buch beabsichtigt, kaum begreifen können, wenn wir nicht ein Beispiel hierhersetzen. Wir schlagen eines an einer beliebigen Stelle auf:
»›Pfütze‹ hat irgendeine Assonanz oder doch bestimmt eine Assoziation zu ›spucken‹ --- Eine ›Pfütze‹ kann nicht sehr groß sein, aber ziemlich tief; und muß trübe und schmutzig sein. Eine Pfütze steht und trocknet – das Verschwinden liegt im tz – rasch auf, nach der Mitte, die im Worte das tz hält, zu...«
Der »sprachfühlige« Leser begreift, worum es Rudolf Leonhard geht: Er möchte erweisen, daß Klang und Physiognomie des Wortes in gesetzmäßiger Beziehung zu seiner Bedeutung stehen. Und wie die Künder der »Physiognomik« einst das »Wesen« des Physiognomieträgers aus dessen Gesichtsbildung zu lesen beflissen waren, so bemüht sich Leonhard den »Sinn« des Wortes aus dessen »Klangbild« zu erklären. Im allgemeinen selbstverständlich für alle diejenigen, für die es nichts Zufälliges unter der Sonne gibt; also auch nichts Zufälliges im Bereich des Linguistischen. Immerhin ist aber ein Versuch, mittels exakter Definitionen so ungewisse und schwankende, um nicht zu sagen: schillernde Ergebnisse eines subjektiven Wortgefühls zu liefern, eine Kühnheit – eine »Kühnheit« nicht nur im Sinne der sogenannten »exakten Wissenschaft«. Wer, wie der Verfasser der hier behandelten Schrift, selbst um das Geheimnis des einmal ausgesprochenen Wortes weiß (daß es nämlich eine nie mehr auszulösende Realität geworden ist), der müßte es sich dreimal überlegen, ehe er eine »Physiognomik« des Wortes aufzustellen wagt. Er müßte vor allem bedenken, daß beinahe jedes Wort unserer Sprache eine geographisch und dialektmäßig bedingte veränderliche Physiognomik hat. Das Wort »Pfütze« bietet zum Beispiel – um nur das gröbste Beispiel zu nennen – einem Hanseaten ein anderes »Klangbild« als einem Pfälzer. Und unter den Pfälzern (beziehungsweise den Hanseaten) wird es vielleicht jedem zweiten Individuum ein anderes Klangbild bieten. Dem Sprachgefühl des Schreibers dieser Zeilen zum Beispiel widersteht die Wendung »um die Ecke *rennen*« keineswegs; während Rudolf Leonhard der Meinung ist, man könnte nur »um die Ecke *laufen*«. (Ein Beispiel für Tausende wahrscheinlich.) Wohl aber sind wir uns dessen bewußt, daß kühne Unter-

suchungen von der Art, wie sie der Verfasser anstellt, gewiß nicht anders als von subjektiven Empfindungen ausgehen können. Man sei ihm dankbar für seinen Versuch und für seine Kühnheit. Er ist ein Dichter, den wir schätzen. Wenn er seine »Werkstatt« öffnet, ist es uns ein Vergnügen.

Frankfurter Zeitung, 14. 8. 1932

BETRACHTUNG ÜBER FLIEGERINNEN

Ein Fliegerin, eine Weltfliegerin gar, scheint sich innerhalb der öffentlichen Meinung dieser sportbesessenen Welt größerer Anerkennung zu erfreuen als ein Flieger. Von einem jungen, wahrscheinlich hübschen und allem Anschein nach mit einiger psychologischer Begabung gesegneten Mädchen, das sich seinem Namen: Beinhorn zum Trotz seit Monaten in die Lüfte erhebt, diese Wüsten überfliegt, in jenen landet, von Konsuln begrüßt und von Berichterstattern abgeholt wird, liest man in den Zeitungen viel mehr und viel ausführlicher als von männlichen Fliegern, deren Ruhm gewöhnlich sehr schnell verschollen ist, wenn ihnen nicht zufällig das gewiß ernst zu nehmende Unglück zustößt, ein Kind an die metaphorische wie an die wirkliche Unterwelt zu verlieren. Die armen Flieger männlichen Geschlechts, die ihr Leben für einen einzigen Zeitungsbericht riskieren und selbst, wenn sie es gerettet haben, sofort einem neuen Flieger Platz machen müssen (diese armen Eintagsflieger sozusagen) fangen allmählich an, selbst mir leid zu tun, der ich eine schmähliche Gleichgültigkeit gegen alles an den Tag lege, was sich in den Wolken und über den Ozeanen abspielt und nicht auf dieser Erde. Es erscheint mir höchst ungerecht – selbst vom Standpunkt der journalistischen Justiz, die von Beruf verpflichtet ist, von Morgenausgabe bis Nachtausgabe ihr Urteil auch in wichtigeren Dingen zu ändern –, daß eine Fliegerin in jenen Himmel gehoben wird, in den sie sich bereits selbst erhoben hat, und daß den Fliegern für ihre meiner Meinung nach meist überflüssigen Kühnheiten vom Drahtbericht gewissermaßen nur so auf die Schulter geklopft wird. Ja, ich habe den Verdacht, daß in der sonst dem Fortschritt und also auch der Gleichberechtigung der Geschlechter dienenden Presse wie in der ihr

entsprechenden öffentlichen Meinung noch ein lächerlicher Überrest von Galanterie die Urteile beeinflußt. Wenn von der jungen Fliegerin die Rede ist, so vergißt der Berichterstatter nicht zu erwähnen, daß sie ein auffallendes Äußeres habe, und selbst diverse Konsuln sollen sich bereits in ähnlichem Sinne geäußert haben. Nun scheint es mir aber, wenn ich überhaupt imstande bin, die jungen Damen zu verstehen, die sich zwischen Wolken und Wüsten zu Hause fühlen, einfach, weil man sich dort nicht zu Hause fühlt, daß es gar nicht ihre Absicht war, durch ihre körperlichen Vorzüge zu wirken, die ja auch auf Erden wahrscheinlich bemerkt und gerühmt worden wären. Und daß, wenn es überhaupt Frauen geben kann, die auf galante Äußerungen verzichten, gewiß die Fliegerinnen zuerst zu diesen Frauen gehören dürften, ihren klassischen Schwestern, den Amazonen, ähnlich, die sich freiwillig die linke Brust amputierten, um eventuellen Komplimenten feindlicher Krieger auch ganz bestimmt zu entgehen. Grausam erscheinen mir die Mädchen, die ihre körperliche Anmut für so lange Zeit irdischen Betrachtern entziehen, in den Wolken bergen und lediglich weitgereisten Zeitungskorrespondenten und fern verschlagenen Konsuln für wenige Stunden zu zeigen gewillt sind. Ungerecht aber sind auch die Berichte, die der sozusagen männlichen Kühnheit einer Fliegerin die Anmut ihrer weiblichen Vorzüge aufs Konto buchen. Gewiß erhöht in den Augen mancher Männer und Journalisten die männliche Tugend einer Frau deren weiblichen Reiz. Es ist nur die Frage angebracht, ob eine Frau, die ihre Emanzipation schon so weit und so hoch getrieben hat, noch das Recht auf Galanterien beanspruchen mag. Wenn Frauen im allgemeinen, wie man sagt, auch nicht konsequent sind, so werden doch hoffentlich Frauen, die so viel herumfliegen, konsequenter sein als Journalisten zumindest und Komplimente ablehnen, die ihnen zuteil geworden wären, auch wenn sie auf der Erde geblieben wären. Schönheit ist eine Gnade, und körperlicher Mut eher ein Verdienst: Sie haben wenig miteinander zu tun. Die Reklame, die ja, nebenbei gesagt, auch weiblichen Geschlechts ist, nährt sich genug von der Tatsache, daß ihr Objekt eine Frau ist. Wenn einigermaßen Gerechtigkeit herrschen soll, so verlange ich Nachrichten über das Äußere auch der armen männlichen Flieger. Es gibt Konsuln genug, die sich dafür interessieren.

Das Blaue Heft (Berlin), 15. 8. 1932

DIE GESCHICHTE VON KAIN UND ABEL

Furchtbar vermehren sich die Kains und die Abels im Lande. Deshalb erscheint es uns an der Zeit, die allererste Geschichte von Kain und Abel zu wiederholen:

»Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhub sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? – Er sprach: Ich weiß nicht! Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Der Herr aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Bluts deines Bruders schreit zu mir von der Erde.

(Kain erschrak nun und fürchtete für sein Leben. Er fürchtete, jeder Beliebige könnte das an ihm tun, was er an seinem Bruder getan hatte.)

Aber der Herr sprach zu ihm: Nein! Sondern wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschlüge, wer ihn fände.

Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn, und wohnte im Lande Nod – – –«

Das war damals die erste grausige Stunde der noch jungen Welt. Zum ersten Male rann das heiße und rote Blut eines Menschen über das kühle und grüne Feld. Alle Stimmen der Natur verstummten. Das Gebrüll des Löwen erstarb, der bunte Gesang der Vögel, die Frösche hörten auf zu quaken, die Grillen zirpten nicht mehr, die Mücken summten nicht mehr, und es war also so still in der Welt, daß die sachte gurgelnde Stimme des verströmenden Bluts als ein lauter Schrei von der Erde zum Himmel drang. Es gab noch keine Zeitungen, die mit ihrem Rascheln den Schrei des Blutes zugedeckt hätten, keine Radios, deren Lautsprecher beruhigende Dementis gebrüllt hätten, Kain war nicht der Genosse irgendeiner Partei, die ihn in Schutz genommen hätte, es gab noch keine Polizei, die Fehler gemacht hätte. Es war furchtbar still, und man hörte nur das sanfte Rinnen des Blutes. Gott selbst kam auf die Erde, hielt Kain fest, verhörte ihn und verurteilte ihn und begnadigte ihn und drückte ihm ein Zeichen auf die Stirn, damit ihn niemand erschlage. Damals erschuf Gott die Gerechtigkeit, auf der die Säulen der Welt zu ruhen haben. Die große

Strafe Kains bestand darin, daß er vom Angesicht Gottes gehen mußte. Er mußte im Lande Nod wohnen. Armes Land!
Furchtbar haben sich seitdem die Kains vermehrt, und fast jedes Land dieser Erde ist ein Land Nod geworden. Die Stimmen der Welt sind so lasterhaft laut geworden, daß man nicht mehr das sanfte gurgelnde Rinnen des Bluts hören kann, obwohl es heute genau so zum Himmel schreit wie das erstemal. Und die Kains sind sozusagen *Überkains* geworden. Manche von ihnen heften sich die Kainszeichen selbst an die Brust oder auf den Arm, nicht mehr, um am Leben zu bleiben, sondern viel eher, um weiter zu schlagen und um erschlagen zu werden. Nicht nur der unschuldige Abel wird erschlagen, sondern auch der schuldige Kain, und den Mörder Kains mordet wieder ein Über-Über-Kain. Die Druckerschwärze mancher Zeitungen leuchtet rot, wie Blut. Und manche Zeitungen erscheinen der Einfachheit halber gleich mit roter Tinte gedruckt, sie sind wie getaucht in chemisches Blut, in dem über das vergossene echte berichtet wird. Aber immer noch sagen alle Kains, alle Über-Kains und alle Über-Über-Kains: »Ich weiß nicht! Soll ich meines Bruders Hüter sein?« Und immer noch wendet sich das Angesicht des Herrn von ihnen. (Denn sie sind armseliger als der erste Kain, sie können sich nicht einmal selbst abwenden.)
Und sie wohnen im Lande Nod. Armes, armes, Land!

Frankfurter Zeitung, 17. 8. 1932

ULTRA-BESCHIESSUNG EINER KÜSTE

Mit dem verhaltenen Jubel, der manchmal die »Presse-Notizen« der Filmgesellschaften erfüllt, berichtet der »Pressechef« der »Ultra-Film G. m. b. H.« den deutschen Zeitungen, daß sich »den zahlreichen Badegästen, die an der Nordsee weilen, in diesen Tagen ein sensationelles Schauspiel dargeboten« hat. »Die Insel Nordstrand erdröhnte unter dem Einschlag schwerer Handgranaten«, und Badegäste mit Ferngläsern konnen deutlich erkennen, »wie Menschen verzweifelt um ihr Leben liefen«. Was war denn eigentlich geschehen? – Nichts Geringeres als: die »Außenaufnahme« zu einem »Abenteuer-Tonfilm« der oben erwähnten Filmgesellschaft!

Wie dieser Tonfilm heißt, werden die Kinobesucher höchstwahrscheinlich rechtzeitig genau erfahren. Wir haben keine Veranlassung, den Text-Teil unserer Zeitung mit dem Inseratenteil zu verwechseln – und der Name ist auch unwichtig. Der bei den sogenannten »Presse-Chefs« der Filmgesellschaften üblichen, der sogenannten »Presse-Notiz« vorangeschickten Wendung: »Wir bitten höflichst um gefällige Aufnahme nachstehender Notiz in Ihrem gesch. Blatte. Hochachtungsvoll« –– widerfahren wir lieber in jenen (leider seltenen) Fällen, in denen die gewiegten Kenner der Presse nicht so gewaltige Anstrengungen machen, das sogenannte: »Interesse des Publikums« zu erregen. Es genügt vollkommen, daß die armen Badegäste, »die an der Nordsee weilen«, durch den Einschlag schwerer Schiffsgranaten aus der Ruhe aufgeschreckt wurden, die sie verdient und zugleich bezahlt haben. Andere Leser, die woanders »weilen«, müssen nicht unbedingt auch noch durch eine Presse-Notiz aufgeschreckt werden, mit der verglichen der Einschlag schwerer Schiffsgranaten keine akustische Überraschung bedeutet. Es scheint uns ein »Abenteuer-Tonfilm« keineswegs ein so bedeutendes Ereignis, daß es berechtigt wäre, Badegäste zu erschrecken und Leser zu belästigen. Kein Mensch in der Welt teilt die Aufregung der Produzenten und der Presse-Chefs, die da »Geld in eine Sensation hineingesteckt« haben und selbst noch mit den Vorbereitungen zu dieser Sensation antizipierte Sensationen hervorrufen möchten, damit die endgültige zumindest bestimmt »das Geld hereinbringe«. Die berüchtigte »Reklame-Trommel«, also zu einer wahren Reklame-Kesselpauke angeschwollen, hört niemand mehr. Wenn aber, wie es in dem von uns zitierten Fall geschieht, mutwillig mit Entsetzen Scherz getrieben wird, die tragische Erscheinung, daß Menschen – sogar zum Spiel – »verzweifelt um ihr Leben laufen« müssen, zu einer »Sensation« ausgebeutet wird und *absichtlich* ausgedeutet wird zu einer die Badegäste erschreckenden Realität: dann wird, in der Tat, die sogenannte »Reklame« zu einem Frevel –– und die durchaus nicht unwahrscheinliche Aussicht, daß eines Tages ein »Strand« wirklich beschossen wird und »Menschen um ihr Leben laufen«, erscheint noch grauenhafter durch die Tatsache, daß Statisten es ihnen vorgemacht haben und »Pressechefs« die Vorläufer der »Kriegsberichterstatter« werden. Vielleicht *müssen* die Aufnahmen zu einem Film gelegentlich derart gemacht werden, daß sie »Badegästen«, die sich eben vom Kino ausruhen wollten, trotzdem eine »Sensation« bescheren. Aber die

»Presse-Notiz«, die damit protzt, daß »Menschen um ihr Leben laufen« – während doch jeden Tag Menschen in Deutschland um ihr Leben zu den Stempelstellen laufen und sogar die im Film verwendeten Statisten um ihr Leben laufen müssen, *weil* sie um ihr Leben laufen –: Diese »Presse-Notiz« ist keine »Reklame« – wie jener »Chef der Presse« meint –, sondern selbst dann ein Delikt, wenn es für den Inseratenteil bestimmt und bezahlt wäre. Es ist höchstens eine »Sensation«: Eine *Ultra-Sensation!*...

Frankfurter Zeitung, 21. 8. 1932

FREMDE GESICHTER

Die alte Frau

Die alte Frau ist wahrscheinlich märchenhaft reich. Sie wohnt seit Wochen im ersten Hotel dieses Ortes, im ersten Stock, mit einer behutsamen, ein wenig vergrämten Begleiterin, die den Eindruck erweckt, als *kreiste* sie beständig um den Gegenstand ihrer Obhut, die kostbare Quelle ihres Gehalts, die gestrenge Brotspenderin. Auch wenn diese Begleiterin an der Seite der alten Frau einhergeht, oder vor ihr, oder hinter ihr, sieht es aus, als kreiste die Begleiterin rings um die alte, reiche Frau: keine Begleiterin – sondern eher eine Umkreiserin. Die alte, reiche Frau aber scheint diese sie fortwährend umzingelnde Obhut nicht mehr zu merken. Die alte, reiche Frau ist nämlich wie aus Stein (während die Begleiterin aus einer pergamentenen Substanz zu bestehen scheint). Ja, wie aus Stein ist die alte, reiche Frau! Sie ist mächtig, breitschultrig, aufrecht, gewissermaßen »statuarisch«, und selbst wenn sie sich bewegt, sieht es aus, als machte sie keinen Schritt, sondern als schöbe sich der Boden unter ihren Füßen zurück und brächte sie dadurch dem Ziel entgegen, dem sie sich zu nähern wünscht. Eine üppige und hohe silbergraue Frisur, mit ebenholzschwarzen Kämmen garniert, krönt ihr mächtiges Haupt. Die Haare der alten und reichen Frau erinnern an eine Art Fäden aus silbernem Stein, spröde und haltbar und wie von einer steinernen Hand aufgesteckt für ewige Zeiten.

Unter dieser steinernen Krone des Alters steht das steinerne Ange-

sicht, bedeckt von einer dünnen, runzligen, stark überpuderten Haut. Unter mächtigen, fleischigen Lidern wölben sich die grauen, eisigen Augen. Sie blicken nicht in die Welt; sondern die Welt bemüht sich vergeblich, in sie zu blicken. Groß und kräftig sind die Wangen. Sie hängen zwar über den hohen (wahrscheinlich von Fischbeinstäbchen gehaltenen) Kragen des Kleides, aber sie zittern nicht, sondern werden von ihrem steinernen Gerüst unbeweglich gehalten. Unter dem breiten Kinn steht das doppelte Doppelkinn, zwei Wogen aus Fleisch – und beide unbeweglich. Unter ihnen funkelt kalt ein daumengroßer Smaragd in Herzform. Es ist, als trüge die alte, reiche Frau ihr Herz nicht in der Brust, sondern über derselben. In den langen, fleischigen und gelben Ohrläppchen (die *nicht* gepudert werden), stecken lange Ohrgehänge aus schweren Brillanten, und es scheint, daß ihr Gewicht es war, das die Ohrläppchen der alten Frau im Laufe der Jahre so lang ausgedehnt hat. Die Steine flimmern ständig zu beiden Seiten des Angesichts, in sie allein hat sich das Leben geflüchtet, das einst, vor vielen Jahren, im Angesicht gewohnt haben mag.
Mit der rechten, ebenfalls gepuderten Hand stützt sich die alte Frau auf einen schmalen, schwarzen Stock, dessen Ende in einem Gummipfropfen steckt. Dieser Stock scheint also lautlos, wenn die alte Frau sich bewegt. Das heißt: man merkt nur an den tückischen, lautlosen Bewegungen des Stabes, daß die alte Frau, deren Füße unter wallenden Schleppen verborgen sind, sich bewegen dürfte, wenn man nicht annehmen will, daß sich der Boden unter ihr zurückschiebt. Zuweilen aber ist es so, daß man meint, der Stock träte absichtlich den Boden, damit der Zuschauer nicht merke, daß sich der Boden selbst bewegt. Die Gewänder sind so lang, daß man vermuten muß, die Füße der Greisin ständen überhaupt auf einem Sockel, wie die Füße eines Monuments.
Es ist also gleichsam ein Wunder, daß die alte, reiche Frau die Fähigkeit besitzt, in allen Räumen des erstklassigen Hotels zeitweilig zu erscheinen – selbstverständlich immer umkreist von der Begleiterin, deren Begleitung kein Dienst mehr ist, sondern eher ein Gottesdienst. Demnach erscheint die alte, reiche Frau manchmal wie eine Witwe nach einem mächtigen Götzen, der alle Ehren ihres verstorbenen Gatten immer noch gebühren. Und wo immer sie vorkommt, ist rings um sie ein Kreis von Stille, wie um manche echten Monumente ein grüner, umzäunter Rasen. Die Kellner zum Beispiel bleiben einen guten hal-

ben Meter vor der alten Frau stehen und richten ihre Fragen lediglich an die pergamentene Begleiterin. Von dieser wird die Anfrage an die brillantgeschmückten Ohrläppchen geleitet. Und an den Bewegungen der Ohrgehänge merkt die geschulte Begleiterin, ob sie dem Fragenden willfahren darf. Wenn die alte Frau sich herabläßt, unter den Menschen im Speisesaal zu essen, so lehnt ihr Stock an einem besonders für ihn reservierten Stuhl. (Ehre, wem Ehre gebührt.) Er klammert sich mit der schwarzen Krücke an die Lehne, er nimmt einen legalen Platz ein, obwohl er nicht ißt – einfach, weil er der Stock der alten, reichen Dame ist und also mehr als ein gewöhnlicher lebendiger Hotelgast. Man legt ihm sogar eine Serviette und ein Besteck hin, aber er rührt sie nicht an. Er hat keinen Appetit. Die alte, reiche Frau ißt sehr langsam und sehr ausgiebig, es dauert lange, bevor ihr Löffel, in die Suppe getaucht, ihre korallenen Lippen erreicht, und es ist, wie wenn ein Monument ein Menü äße. Die Begleiterin ist längst fertig. Aber sie tut so, als ob sie noch etwas zu essen hätte. Sie führt volle Löffel voller Luft an die Lippen. Wenn das Fleisch kommt, zerschneidet sie es in kleine Stückchen, setzt den Teller vor die alte, reiche Frau und beobachtet zuerst, ob die Stückchen winzig genug sind, um von Zähnen aus Porzellan, einer Zunge aus Stein, einem Gaumen aus Marmor zerkaut und verschluckt werden zu können. Manchmal ist es, als wollte sie auch dem Stock, der ihr gegenüberlehnt, ein bißchen Fleisch vorschneiden. Er aber rührt sich nicht. Und also läßt sie es bleiben...

Am Abend sitzt die alte, reiche Frau in der Bar des erstklassigen Hotels. Vor ihr steht ein Glas Sodawasser. Das Sodawasser im Glas ist lebendig, wie Quecksilber perlt es unruhig vor der steinernen Ruhe der Trinkerin. Es ist, als würde das Wasser im Anblick dieses Monuments nervös. Die alte, reiche Dame holt mit ihrer bepuderten und beringten Hand einen Strohhalm, steckt ihn in das Glas und nähert ihre korallenen Lippen dem hervorragenden Ende des Strohhalms. Es ist, als klammerte sich das Sodawasser an einen Strohhalm, um nur endlich von einem Stein getrunken zu werden. Ein halbes Glas läßt die Alte stehen. Dann geht sie schlafen. Das heißt: Die Tür der Bar, der Korridor, der Lift kommen ihr entgegen, um sie schlafen gehen zu lassen. Oben in ihrem Zimmer senkt sich wahrscheinlich das Bett, um sie aufzunehmen. Und die weiche Matratze versinkt unter dem steinernen Gewicht des Körpers, neben dem der Stock lagert...

Eines Tages im Morgengrauen begegnete ich der alten Frau. Sie ging,

im weißen Nachtgewand, mit dem unheimlichen, lautlosen Stock, durch die Gänge. Ihr smaragdenes Herz hatte sie wahrscheinlich in der Schublade des Nachtkästchens gelassen. Aber den Schlüssel ihres Zimmers hielt sie in der Linken, während ihre Rechte die Krücke des schwarzen Stabes umklammerte. Weiß und fahl, vom grauenden Morgen bepudert, ließ sie den dunkelroten Läufer des Korridors unter ihren Füßen dahingleiten; unter ihrem Sockel.
»Guten Morgen!« sagte ich. Aber nur ihr Stock antwortete. Sein lautloser Schritt hinterließ eine schwache Spur auf dem dunkelroten Haar des Läufers. Eine Tür ging von selber auf. Und hinter ihr verschwanden Alte und Stock...

Frankfurter Zeitung, 3.9.1932

ZU EINER SCHRIFT ÜBER STIFTERS »WITIKO«

Als ein Sonderdruck aus der Stifter-Ausgabe erschien im Sudetendeutschen Verlag Franz Kraus in Reichenberg eine recht ausführliche Studie zu Adalbert *Stifters* historischem Roman *»Witiko«*. Der Verfasser dieser Studie heißt Franz *Hüller*. Von ihm stammt eine bereits in germanistischen Kreisen löblich bekannt gewordene, im Jahr 1930 herausgegebene Untersuchung über den »Witiko«, die in der jetzt vorliegenden Studie zum größten Teil verarbeitet zu sein scheint. Die »Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik«, die Adalbert Stifters sämtliche Werke herausgibt und unter ihnen eine dreibändige kritische Ausgabe des »Witiko«, verwendet innerhalb dieser die Schrift Professor Hüllers. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die im Deutschen Reich (und selbst in Fachkreisen) sehr wenig bekannte »Deutsche Gesellschaft der Wissenschaften und Künste« besonders hingewiesen. Sie genießt – soviel der Verfasser dieser Zeilen unterrichtet ist – die unvoreingenommene Wertschätzung der tschechoslowakischen Behörden und zahlreicher Gelehrter der tschechischen Nation. Jenseits aller nationalen Politik arbeitet sie für die »Erhaltung des Deutschtums« – des wirklichen Deutschtums – nachhaltiger als die meisten politischen Vereine der Deutschen in der Tschechoslowakei. Um nun zu unserem eigentlichen

Gegenstand zurückzukehren: Durch die Herausgabe des »Witiko« Stifters – der Roman ist übrigens schon *ins Tschechische übersetzt* – wurde für den Frieden zwischen Deutschen und Tschechen mehr getan als durch radikal-nationale Bestrebungen mancher Vereine. Man darf bei dieser Gelegenheit (und gerade in dieser Zeit) die Tatsache hervorheben, daß die offiziellen Kulturstellen der Tschechoslowakei den Zeugnissen deutsch-böhmischer Literatur kein geringeres Interesse entgegenbringen als der rein tschechischen – – mögen auch die politischen Behörden der tschechoslowakischen Republik gelegentlich einen törichten und nutzlosen »nationalen« Eifer gegenüber der deutschen Minderheit beweisen. (Adalbert Stifter ist zwar der glänzendste, aber nicht der einzige Vertreter der deutschen Literatur innerhalb des heutigen tschechoslowakischen Gebiets.) Der Roman »Witiko«, der einen bedeutsamen Stoff aus der Geschichte der Tschechen behandelt, wäre ein klassisches Zeugnis für die – übrigens selbstverständliche – nationale Vorurteilslosigkeit der Literatur und des Dichters. Unter diesem Gesichtswinkel gewinnt der »Witiko« sogar eine gewisse aktuelle Bedeutung. Jener bornierten – und heutzutage allgemeinen – Auffassung, daß ein Werk der nationalen Literatur nur dann recht angehöre, wenn es einen »nationalen Stoff« behandle, wäre immer wieder der Roman Adalbert Stifters vorzuhalten, der einen *tschechischen* Stoff behandelt; der Roman »Witiko«, den kein noch so radikaler Nationalist heute aus der deutschen Nationalliteratur gestrichen wissen möchte. Ähnlich den heutzutage allseits hörbar und autoritär gewordenen *Fanatikern der »Aktualität«*, die ihr Urteil über ein literarisches Werk zuerst von der Frage abhängig machen, ob es auch einen Stoff behandle, der uns »Menschen von heute« angehe – als ob die *Formung* des Stoffes nicht wichtiger wäre als der Stoff –, wollen die Fanatiker des »nationalen Materials« ihr Urteil abhängig machen von der Frage, ob ein Buch einen »heimischen« oder einen »fremden« Stoff behandle. Und ebensowenig wie der Rufer nach der »Aktualität« ahnen die Rufer nach der »nationalen« Materie, daß sie durch ihre Rufe ihre beinahe erschütternde Literaturfremdheit decouvrieren, die Ahnungslosigkeit innerhalb eines Fachs, von dessen vorgetäuschter Kenntnis sie leben – in einem glatt materiellen Sinne leben. (Es ist leider an der Zeit, ausdrücklich *Banalitäten* zu wiederholen: Ein »deutscher« Stoff, behandelt in miserablem Deutsch, gehört der deutschen Literatur *nicht* an; ein *»fremder«* Stoff, in *echtem* Deutsch geformt, *ist ein Bestand der deutschen Literatur.*)

Liest man die vom Verfasser der hier besprochenen Schrift, Professor Franz *Hüller*, zitierten Kritiken der *Mitwelt* Stifters, so ist man beinahe getröstet. Herr *von Thaler*, den Kennern der österreichischen literarischen Journalistik bekannt als der Repräsentant der öffentlichen kritisierenden Mittelmäßigkeit des nationalistischen Liberalismus, erklärt in der »Neuen Freien Presse«: Ihn kümmerten all diese »vertrackten« böhmischen Namen nicht und die »Leser von heute« auch nicht. Ihn beleidigen zum Beispiel die Vorstellungen des Dichters Stifter, die Tschechen des XI. Jahrhunderts könnten parlamentarische Sitten gehabt haben wie die Engländer einer späteren Zeit. Den *liberalen und nationalen* Kritiker einer Zeit (in der der Liberalismus noch nationalistischer war als das moderne »Hakenkreuz«) beleidigt einfach die Tatsache, daß ein deutscher Schriftsteller die Historie eines Volkes zu behandeln wagt, das von der herrschenden Schicht der damaligen Monarchie als ein Volk von Köchinnen und k. u. k Amtsdienern betrachtet wurde. Der liberale Nationalismus empörte sich gegen Stifter: Dieser Autor hatte gewagt, nicht nur »böhmische« Geschichte zum Gegenstand seines Werkes zu machen, sondern auch zu den einfachsten Formen »objektiver« Epik zurückzukehren -- ohne Rücksicht auf den »Fortschritt« und die technisch-literarischen Mittel, die die Welt seit dem »überholten« Homer gemacht hatte. – Es ist fast wie heute: der Vorwurf der Kritiker: erstens ließe die »nationale Gesinnung« des Autors zu wünschen übrig; zweitens wäre seine Unkenntnis des »literarischen Fortschritts« tadelnswert. --- Es ist fast genauso wie heute...

Bis zum Erscheinen *Nietzsches* haben Stifter und sein letztes Werk »Witiko« warten müssen. Die »national« und »fortschrittlich« gesinnte Mittelmäßigkeit – damals waren (mit Recht) »national« und »fortschrittlich« noch identisch; sie sind es noch heute; – die natürlichen Gegner, ja die *Feinde* des Dichters Stifter. (Er wußte es nicht.) Allmählich – und das scheint das tragische Gesetz einer »Entwicklung« zu sein – wird Adalbert Stifter zum »nationalen Eigengut« – wie man heutzutage sagt; und »Witiko«, sein letzter Roman, der einen »tschechischen Stoff« behandelt und der vom nationalistischen Liberalismus verrissen ward, ersteht als ein großes »nationales Werk«. -- Ist es ein Trost? Ist's eine Quelle des Kummers?

Frankfurter Zeitung, 4. 9. 1932

LOB FÜR BADEN-BADEN

In Baden-Baden *herrscht* die rühmlichst bekannte sanfte Luft, herrscht: im wörtlichen Sinne. Die »Atmosphäre« (im übertragenen) ist gewissermaßen vorbestimmt in den klimatischen Verhältnissen. Es ist, muß man sagen, eine *gesellige* Luft. Die Sprache der Eingesessenen gedeiht weich und sorglos; fruchtbar, üppig quellen die Konsonanten, breiten sich aus; die Vokale dehnen sich wohlig und bequem. Es klingt wie eine verwöhntere Art des Alemannischen. Die meisten Menschen sind dunkelhaarig und braunäugig, kräftig und schlank. Altes Römerblut lebt vielleicht noch in ihnen. Die Gesichter sind stark und offen, mit freundlicher Kraft begegnen sie dem Blick des Fremden. Die Gesichter erinnern an heitere, aufgeschlossene Landschaften. Die Jahrhunderte alten Gewohnheiten einer urbanen, ja, *weltmännischen* Kultur haben Spuren im Ländlichen der Erde und im Ländlichen der Gesichter hinterlassen. Auch die bekannte Verschlossenheit der bäurischen Menschen aus der Umgebung ist, für unser Gefühl, keineswegs mit »Dumpfheit« verwandt – wie es in manchen wenig erschlossenen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Es ist eher die Stummheit der dunklen Wälder, in die man eintreten muß, damit sie sich lichten, damit man in ihnen heimisch werde und damit sie antworten. Aus dem alten vulkanischen Boden strömt das milde und warme heilende Wasser. Jeder der freistehenden flachen Brunnen, aus denen das Wasser mehr sprießt als quillt und über denen sich leichter Dampf kräuselt, bietet einen geheimnisvollen und beinah ritualen Aspekt. Es ist gewiß etwas Ehrwürdiges an diesen öffentlichen Trinkstellen. Das geheime Innere der Erde verstreut und verspritzt durch sie seine Rätsel. Die öffentlichen Brunnen-Schalen sind wie eine Art heiliger Geräte, vom Wunder steigt ewig zarter, grauer Dunst aus ihnen, und jeder kann vom wunderbaren Wasser dieser freigiebigen Schalen trinken.

Rings die Gassen und Gäßchen sind still, vornehm und scheu. Selbst jene Teile der Stadt, die den lauteren Bedürfnissen einer zeitgenössischen Mondänität zu entsprechen haben, die Hotels für Gäste »aus Übersee« mit den üblichen Palmen, Glasveranden, rötlichen Bars, weißen Mixern bemühen sich noch sichtlich, eine Zurückhaltung zu bewahren. Es ist der besondere Vorzug Baden-Badens: daß der unumgängliche schale Aspekt des »Kurorts«, mit »Kurpark«, »Kurkonzert«

und der gepflegten, hygienischen Langeweile, die der Gesundheit mehr zuträglich ist als dem Gesunden, in der stillen Noblesse der *Stadt* verschwindet. Dies ist eine kleine vornehme Stadt aus guter Zeit, mit gutem Ruf. Sie macht kein Aufheben von den geheimen Schätzen, die unter ihren alten, sauberen Steinen die Erde birgt. Diese Stadt ist der ganzen Welt bekannt. Sie darf es sich also leisten, in jeder ihrer Kundgebungen des Hinweises auf ihre »Weltbekanntheit« zu entbehren. Warm und behaglich, von der Geschichte geadelt, von Hügeln und Wäldern eher umhegt als umgeben, vom Schoß der Erde mit Heilkraft gesegnet, Sommer und Winter gestreichelt vom sanftesten Atem des Himmels, seltene Mischung aus adeliger Urbanität und kurörtlicher Weltberühmtheit: so liegt sie da, die Stadt Baden-Baden, im Herzen Europas, eine kleine, stille, dunkelgrün umkränzte Wiege des Friedens. Es ist gewissermaßen ein Kurort »mit Gesinnung«; mit humaner, europäischer Gesinnung.

Frankfurter Zeitung, 4.9. 1932

EISENBAHN

Damals war alles, was an die Eisenbahn selbst und an die Gegenstände, von denen sie umgeben ist, erinnerte, mit einer geheimnisvollen Kraft ausgestattet, niemals sättigende Nahrung einer nie gesättigten Phantasie. Ja, manche Gegenstände, die überhaupt nicht zur Eisenbahn gehörten, wohl aber zum Teil dank ihrer metallenen Substanz in Eisenbahn-Attribute umgedichtet werden konnten, bekamen aus diesen Gründen, infolge dieser literarischen Verwandtschaft mit der erhabenen Institution, einen besondern Reiz: Sie erschienen gehüllt in den wunderbaren gelblich-grauen Dunst der Steinkohle und umwittert von den schrillen kurzen und den langen wehmütig heulenden Pfiffen der Lokomotive. Besonders wichtig waren die Knipszangen der Eisenbahnschaffner. Und jede Zange, die man in die Hand bekam, auch eine ganz vulgäre, zum Nägel-Ziehn bestimmte, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer großen, schweren Schwester aus blankem Metall, der die hehrste Aufgabe aller Zangen der Welt zugefallen war: nämlich: dem Reisenden erst zu bestätigen, daß er zu fahren berechtigt sei.

Denn eine »gelöste« Fahrkarte war noch nicht genug. Die zauberhafte Kraft, die geheimen großen Tore einer unendlich blauen Ferne zu öffnen, bekam die Fahrkarte erst durch das magische Zeichen des kleinen, hellen, luftigen Kreises, das ihr die Knipszange verlieh. Durch diesen winzigen Kreis erst konnte man die weite Welt schauen; oder umgekehrt: einladend konnte die ganze reiche blaue und grüne Welt durch dieses Loch der Fahrkarte auf den Reisenden blicken. Und immer neue Löcher kamen dazu, je länger die Reise währte. Damals hatte ich nur verhältnismäßig kurze Reisen machen dürfen. Drei- oder viermal bekam meine Karte das magische Zeichen. Ich stellte mir nun vor, daß man nach einer sehr ausgedehnten Reise mit einer geradezu siebartig durchlöcherten Fahrkarte am Ziel ankommen müsse. Gleich beim Eintritt in den kleinen »Perron« unserer kleinen Bahnstation knipste der Portier die Fahrkarte. Allerdings mit einer verhältnismäßig einfachen Zange. Das Instrument, das die Schaffner benutzten, hatte noch eine besondere Vorrichtung, einen sinnvollen Auswuchs an einem der beiden metallenen Arme, einen Coupéschlüssel nämlich, der so aussah, als könnte er nicht nur die verschlossenen Türen der Abteile, der Kästchen »für Beil und Säge«, der Toiletten und der »Beleuchtungskörper« aufschließen, sondern auch alle möglichen verschlossenen Türen der weiten Welt! An einem kräftigen, etwas verschwitzten Lederriemen hing die Zange um die Schultern des Schaffners. Er ließ sie baumeln neben der kleinen Laterne, die er auf dem Bauch, etwa in der Höhe des Nabels trug, ein drittes Auge, das bei Tag schlief und beim ersten Anzeichen der Dämmerung erwachte. Er nahm es in die Hand. Dann ragte zwischen Mittelfinger und Ringfinger der Schlüssel hervor -- und es bestand theoretisch die wunderbare Möglichkeit, eine Karte zu durchlochen und gleichzeitig eine Tür aufzuschließen. Welch eine Fülle von Variationen!

Damals – und in Österreich – hatten die Eisenbahnen noch viel mehr Signale als heute. Heutzutage sind sie geradezu stumm geworden. Sie werden nur noch durch optische Zeichen geregelt und dirigiert. Damals aber gab es einen unwahrscheinlichen Reichtum an Eisenbahn-Melodien, fremde und wohltönende Instrumente spielten auf dem kleinen Bahnsteig verheißungsvolle Lieder. Unaufhörlich klapperte der Morseapparat in der Kanzlei des Telegraphisten. Dazwischen schrillte ein ganz helles Glöckchen, mit einer Stimme wie aus Glas. Dann, kaum war es verstummt, ertönten ein paar sonore Klänge einer

alten, eisernen Glocke. Man sah sie unter dem First des schmalen, hölzernen Dachvorsprungs, dort nistete sie, ein alter rostiger Vogel, der zuweilen klang, statt zu singen. Der Klöppel befand sich nicht im Innern der Glocke, sondern an der Außenwand, man sah deutlich, wie er mit gemessenen, korrekten Bewegungen aufschlug und zurückzuckte, sooft es ihm beliebte und ohne daß man gewußt hätte, warum. Indessen pfiffen und johlten rangierende Lokomotiven auf entfernten Nebengleisen, es zischte aus den Ventilen, es knirschte und kreischte auf den Schienen, und aus ganz weiter Ferne klang der melodische Schlag eines Hammers gegen gelockerte Nieten -- ähnlich dem Ruf einer Waldschmiede. Über all dem – weil es keine der modernen »Hallen« von heute war, sondern ein offener Bahnhof – sangen im Sommer die Lerchen, krächzten des Winters die Raben. Also eingebaut in die Natur war unser Bahnhof, und alle seine Stimmen harmonierten mit ihren Stimmen.

Hierauf kam der eilige und in all seiner Eile feierliche Augenblick, da man einstieg. Aufregung und Festlichkeit waren zu gleichen Teilen in diesem Augenblick zusammengepreßt. Das Heimatliche war schon entschwunden. Zu neuen Ufern lud das zweite Trittbrett, und schon grüßte der Fuß das dritte und letzte. Eine Tür öffnete sich, eine Tür, die nicht aufging wie die Türe daheim, sondern eine, die sich zurückschob; das heißt: eine Wand aus Glas und braunem Holz öffnete sich, ganz wie die Sesam-Türen. Fenster rechts und links, viel schauende, große rechteckige Augen der Eisenbahn, mit seitwärts zusammengerollten, von einem kleinen ledernen Riemen umgürteten Lidern. Die Koppelungen schlugen dröhnend aneinander, schon prüfte der Zug seine Räder und die haltbare Innigkeit seiner einzelnen Glieder untereinander. Noch ging er nicht, aber es bewegte sich bereits. Der Dampf zischte vorne, aus der Lokomotive. Jetzt, vor dem Fenster, setzte der Schaffner die Pfeife an den Mund, winziges schrilles Vögelchen aus Metall, gezähmt von einer herrlichen weißgrünen geflochtenen Schnur, der nur die Troddeln fehlen. Dann pfeift die Lokomotive einen sehr langen hellen Pfiff (lang, weil Wehmut am Platz ist, und hell, weil Freude gemäßigt). Zum Schluß trompetet der Zugführer, der im Postwagen einsteigt, einen tiefen Ruf aus einem golden schimmernden messingnen Horn: Der Sang des Postillions lebte noch darin.

Frankfurter Zeitung, 10. 9. 1932

DIE NATIONALE KURZWELLE

»Ich lass' mir meinen Aberglauben
durch keine Aufklärung nicht rauben.«
NESTROY

Dem allerneuesten Abschnitt der sogenannten Geistesgeschichte gerecht zu werden, in den wir nunmehr eingetreten sind und den man als die Nationale Rundfunkepoche bezeichnen könnte, hat der »Südwestdeutsche Rundfunk« beschlossen, einen Zyklus *»Deutsche Ansprachen«* zu veranstalten, die eine Art Fortsetzung von Fichtes Reden an die Deutsche Nation sein sollen. Die erste »Deutsche Ansprache« ist bereits gehalten und in der »Literarischen Welt« abgedruckt worden. Laut Mitteilung dieser Zeitschrift ist der Urheber der ersten »Deutschen Ansprache« *»die* führende literarische Persönlichkeit im Kreis um Hitler«. Seine Ansprache hat den Titel: *»Fortschritt und Standpunkt.«* Der Glaube an den Fortschritt ist, dem Redner zufolge, der überwundene Aberglaube des XIX. Jahrhunderts; der »Standpunkt« ist das siegreiche Ideal des deutschen Menschen von heute. Der »Fortschritt« bedeutet gewissermaßen die »horizontale«, das heißt: verflachende Tendenz eines »materialistischen« Zeitalters. Der »Standpunkt« aber bedeutet die »vertikale«: das heißt: »vertiefende« einer Zeit, in der der »Idealismus« wieder erwacht. Der Glaube an den »Fortschritt« ist tot; und mit ihm der Glaube an die »Humanität«, an die »Gleichheit der Menschen«, an den Segen der allgemeinen »Bildung«, an die Verwechslung der »Kultur« mit der »Zivilisation«, an die des »Geistes« mit dem »Intellekt«; der Glaube an die Besserung des Menschen durch seine Entwicklung vom »barbarisch-natürlichen« Zustand zum »zivilisierten«. Das Wort (oder die Sprache), profaniert durch den Mißbrauch, den die »materialistische« Bildung mit ihm getrieben hat, sei nunmehr zu erlösen. Man erinnere sich an den magischen Ursprung des Wortes, der Sprache, der Schrift: an die Runen; an die geheimnisvollen Versuche der Väter, den »Willen des Himmels zu entziffern«. Der wahrhaftige Wert des »Schrifttums« (also der Literatur) besteht in seiner Fähigkeit, »das Schicksal der Nation zu schauen«. Seine Aufgabe ist, »Deutsche unwiderstehlich zu machen«. Das »gei-

stige Deutschland« haben, in einem viel zu starken Grade, Palästina, Griechenland, Italien gebildet. Es ist Zeit, zur deutschen »mythologischen Substanz« zurückzukehren. Die deutschen Überlieferungen in ihrer »wunderbaren Reinheit und tollen und tapferen Großartigkeit« werden gerade von jenen Kreisen als »heidnische« abgelehnt, die für die Verwendung der »fragwürdigen Geschichte des jüdischen Volkes« sind...

Der »Stoff« ist nicht weniger wichtig als die Form; die Meinung: die Kunst könne ihre Anregungen überallher beziehen, die Entscheidung über den künstlerischen Wert eines Volkes falle nur »innerhalb des ästhetischen Raumes«, sei falsch: *»Keine Kunst ohne Bodenständigkeit.«*

Selbst den nationalen Rundfunksprechern und den vermeintlichen Fortsetzern Fichtes können die neuerdings um die nationalen Belange so besorgten Rundfunkintendanten nicht mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten Sprechzeit gewähren. Auch mitten in der Nationalen Rundfunkepoche lechzen nämlich manche Hörer nach jüdischen Operettenschlagern -- und auch Rundfunkabonnenten, die an Wahltagen nationale Fahnen aus ihren Fenstern wehen lassen – aus den Fenstern, aus denen die jüdischen Operettenschlager schallen –, dürften den Ralph Benatzky dem Hanns Johst zum Beispiel vorziehen. Es ist möglich, daß man in 25 Minuten eine äußerst verwickelte Materie nicht anders vortragen kann als in einem miserablen Deutsch. Während aber das schlechte Deutsch eine nicht zu denunzierende Ausdrucksform jener Rundfunkredner gewesen ist, die *vor* dem Ausbruch der Nationalen Rundfunkepoche an den verschiedensten Sendern des Deutschen Reiches aufgetreten waren, scheint es uns heute an der Zeit, die Verteidiger des deutschen Wortes auf die Sünden aufmerksam zu machen, die sie gegen das deutsche Wort begehen, und auf ihre nicht mehr abzuleugnende Verwandtschaft mit den früheren Rundfunkrednern. Deshalb wollen wir hier die Aussprüche des ersten Fichte-Fortsetzers zitieren:

1. »... und das liegt daran, daß sie *(die Anschauung)* einen *Standpunkt* einnimmt...«

2. »... er (der Mensch) zieht seine Kraft aus dem Nährboden seines Standpunkts...«

3. »... die Schrift ist das heimliche *Kabel*, das die... Energien in den... Raum *schleudert*...«

4. »... Es ist nämlich eine Erfindung von *Köpfen*, die den *Boden unter den Füßen verloren* haben ...«

Fürwahr, eine wohlgelungene Fortsetzung der Fichteschen Sprache: Die Anschauung nimmt einen Standpunkt ein; der Mensch bezieht seine Kraft aus dem Nährboden des Standpunkts; ein Kabel schleudert Energien; es gibt in Deutschland Köpfe, die den Boden unter den Füßen verlieren (also Fabelwesen: mitten im Zeitalter des noch immer vorhandenen »Intellekts«). Wir glauben gern, daß die »Köpfe, die den Boden unter den Füßen verloren haben«, in den Senderäumen nichts mehr zu sagen haben; daß sie von anderen Fabelwesen abgelöst wurden: nämlich von Füßen, die zwar unter sich den Boden nicht verloren haben, wohl aber über sich die Köpfe! Nach der Anschauung des Urhebers der ersten »Deutschen Ansprache« geht, »barbarisch«, das heißt: »ganz ursprünglich und organisch formuliert«: »die deutsche Seele Jerusalem, Rom, Athen gar nichts an«. – Nun sehen wir leider, daß den Urheber der »Deutschen Ansprache« auch die deutsche Sprache gar nichts angeht. Da sendet einer, unter Berufung auf die »Runen«, mauschelnde Metaphern in den Äther, denen, »ganz barbarisch gesprochen«, rabulistische Runen unbedingt vorzuziehen wären. »Eine Weltanschauung«, sagt der Kurzwellen-Nachfolger Fichtes, »ist immer die Erkenntnis von Vergangenheiten. Sobald sie sich in die Zukunft projiziert... verfällt ihre Richtigkeit... dem Zufall, dem Schicksal und *mehr dergleichen Imponderabilien.*« Wir hätten also das »materialistische« Zeitalter zu dem Zweck überwunden, damit uns ein angeblich legitimer Vertreter des sogenannten idealistischen erkläre, daß das Schicksal ein Imponderabile ist. Wir hätten mit dem Materialismus Schluß zu machen, damit wir von der führenden literarischen Persönlichkeit in dem Kreis um Hitler die folgenden originellen, was sag' ich: verblüffenden Aussprüche zu hören bekommen:

1. »Es gibt nämlich nicht nur einen Kampf ums tägliche Brot, sondern auch einen Gewissenskampf...«
2. *»Der Marschschritt des Fortschritts ist ins Stolpern gekommen ...«*
3. »Gott wollte uns nicht unsterblich, sonst hätte er uns unsterblich geschaffen ...«
4. »Unsere Zeit, *in der sich viel klärt*, unterscheidet den Schriftsteller und den Dichter...«
5. »Das Volk lebt und stirbt mit seiner Dichtung...«

Selbstverständlich sind unsere Zitate für diejenigen, die den »Marschschritt des Fortschritts« nicht mitgemacht haben und also nicht »ins Stolpern gekommen« sind, keine beweiskräftigen, sondern, wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt, »aus dem Zusammenhang gerissene« Zitate. Unsere Fähigkeit, auf diese entstellende Weise zu zitieren, ist wahrscheinlich nach der Meinung des Kurzwellen-Fichte »das Ergebnis von formaler Rechthaberei, von äußerlicher Überredungskunst und jüdischer Rabulistik«...

Allein denjenigen, die mit größerer Berechtigung als die Wiedererwekker der Runen für sich in Anspruch nehmen dürfen, die »deutsche Seele« zu besitzen, und die (nicht trotzdem, sondern infolgedessen) Rom, Jerusalem und Athen etwas angehen, werden unsere Zitate beweisen, daß der Urheber der ersten »Deutschen Ansprache« höchstens in den Augen des »Südwestdeutschen Rundfunks« als ein »Nachfolger Fichtes« gelten kann. In den Augen aller anderen ist er nämlich (»barbarisch«, das heißt: »ursprünglich und organisch« gesagt) ein Leugner der deutschen Entwicklung. Rom, Jerusalem und Athen gehn die »deutsche Seele« sehr viel an. Das deutsche Wort hat Jerusalem, Rom und Athen *umgebildet.* Es hat eine Zeit gegeben, in der das deutsche Wort von der Nordsee bis zum Mittelmeer geherrscht hat – (nebenbei gesagt: eine Strecke, die weit größer ist als die vom Rhein bis an den Belt) – und das, nicht zuletzt, dank jener »jüdischen Geschichte«, die dem Kurzwellen-Fichte »fragwürdig« erscheint!... Die »Fragwürdigkeit« dieser jüdischen Geschichte besteht in der Tatsache, daß keine geringere Kraft als das Christentum der jüdischen Geschichte entsprossen ist, eine Kraft, stärker als die der »Runen«, siegreicher als diese und den Nationalcharakter der heutigen Deutschen Nation bestimmend. *Christlich und europäisch ist seit zweitausend Jahren die Deutsche Nation.* Will man aus ihrer Literatur den Einfluß Roms, Athens und Jerusalems streichen, so leugnet man Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach. Und bezeichnet man das Prinzip der »Humanität« als »Phrase« (wie es der Rundfunk-Fichte tut), so leugnet man Herder, Lessing und Goethe und also eher das XVIII. als das XIX. Jahrhundert. Die Deutsche Nationalliteratur beginnt mit einem *christlichen* Dokument: mit der Bibelübersetzung des Bischofs Ulfila; mit dem »fragwürdigsten« Teil der jüdischen Geschichte, würde jener sagen...

Man streiche die Kreuzzüge und den Minnesang aus der deutschen

Literatur; man streiche die Zeit der Meistersinger; das XVIII. Jahrhundert; die deutsche Romantik; und übrig bleiben: die Merseburger Zaubersprüche (nebenbei gesagt: von einem »Juden« entdeckt), das Nibelungenlied, das mit der Verherrlichung des Christentums endet, und – in einem Abstand erwähnt, den der Raummangel dieser Zeitschrift gebührend zu kennzeichnen verbietet – jener bekannte Herr Baldur, der Baldower des Braunen Hauses. Der stupiden Vorstellung, daß die »Rasse-Bewegung« etwa *nicht* die natürliche Konsequenz des naturwissenschaftlich-materialistischen XIX. Jahrhunderts wäre, in dem Darwin die Abstammung des Menschen vom Affen und Chamberlain die Abstammung des »aristokratischen« Menschen vom blonden Norden konstituierte, in dieser Zeitschrift zu begegnen wäre überflüssig. Jeder Leser dieser Zeitschrift weiß, daß die Begründer des neuen »Idealismus« ihre Rassenideologie lediglich dem von ihnen verfluchten Zeitalter des »Materialismus« verdanken. Um im Sinne des Kurzwellen-Fichte zu sprechen: Gott hat die Menschen nicht unsterblich gewollt und die Deutschen nicht absolut nordisch; sonst hätte Er nämlich gar keinen deutschen Süden geschaffen; und Er hätte die halbe deutsche Geschichte weggelassen. Es lag Ihm nichts daran, Köpfe zu erschaffen, die den Boden unter den Füßen verlieren. Die gibt es ja auch gar nicht! Wohl aber hat Er offenbar Mißgeburten in Seiner unberechenbaren Voraussicht gewollt; und also entstanden jene Füße, die keinen Kopf über sich haben: garantiert bodenständige Füße: Und diese halten Vorträge an deutschen Sendern!...

Das Tagebuch, 29. 10. 1932

»DER VATER«

Zu dem Roman von J. Meier-Graefe

I

Meier-Graefes Roman »Der Vater« (erschienen bei S. Fischer, Berlin) ist eines der merkwürdigsten Porträts in der neuen deutschen Literatur: merkwürdig durch die Technik des Erzählers, durch Stil und Sprache, durch die seltene souveräne Haltung des Gegenstandes und seines

Darstellers. Es ist der Versuch, den Vater durch Konfrontation mit dem Sohn (mit der Familie) darzustellen und gleichzeitig die »Entwicklung« des Sohnes an der geradezu monumentalen Überlegenheit des Vaters zu messen. Es ist, wie wenn der Sohn über dem Grabe seines Vaters ein Denkmal aufrichtete und dieses Denkmal stünde schon im Geiste da, während es errichtet wird, und der Erbauer gestaltete die Etappen seines eigenen Lebens zugleich mit den Zügen seines toten Vaters. Das ergibt eine neuartige Technik des Erzählens. Während Zug um Zug im starken, klugen, ironischen und bereits gewordenen Antlitz des Vaters nachgezeichnet werden, erwirbt das werdende Angesicht des Sohnes einen neuen Zug nach dem andern. Wenn das Buch zu Ende ist, hat die Physiognomie des Vaters die allerhöchste Vollendung durch den Tod erreicht und die Physiognomie des Sohnes die provisorisch letzte Prägung, die für dieses irdische Dasein ausreichen dürfte. Immer – im Verlauf des ganzen Buches – ist der Alte dem Jungen um viele Meilen voraus. Niemals kann der Sohn den Vater einholen. Solange dieser lebt, ist er weiser und klüger und stärker als jener. Dann, knapp vor der Stunde der Erfüllung, vor der Stunde, in der der Sohn wahrscheinlich noch eines kleinen Schrittes bedarf, um seinem Vater ganz nahe zu werden, um gewissermaßen der Bruder seines Vaters zu werden, entweicht der Alte in die Unnahbarkeit des Todes. Auf die Totenmaske, die ein mittelmäßiger Handlanger der Kunst dem Toten abnimmt, verzichtet der Sohn. Der Junge gedenkt, selbst einmal dem Alten eine Totenmaske (und eine Lebensmaske) abzunehmen. Sie wird dauerhafter sein als Gips. Sie wird aus dem lebendigen Material des Wortes bestehen...

Der Vater hat viele Wesenheiten: Er ist ein Künstler, ein Arzt, ein Techniker, ein Industrieller, ein Zigeuner, ein Geselliger, eine (mißverstandene) »Stütze der Gesellschaft«, ein Rebell, ein Anarchist, ein Gütiger, ein Boshafter, ein »Aufbauender«, ein »Zerstörer«, ein Riese mit den Schwächen eines Riesen, ein Erkennender, der nicht erkannt wird, lediglich von diesem Sohne erkannt wird, der ihm nicht sagen kann, daß er ihn erkennt. Umwittert von den erhabenen Wolken der Einsamkeit und von ihnen verhüllt, wird er, wie ein Gott, nur jenem offenbar, der ihn anbetet: dem Sohn. Der Vater weiß es. Und ähnlich einem Gott, behandelt er seinen ihn erkennenden Gläubigen mit gütiger, unnachsichtig scheinender Ironie, Pädagogik eines genialischen Vaters, der die blutsverwandte Genialität seines Sohnes erkennt.

II

Das Merkwürdige, ja das Phänomenale an diesem Buch: daß es niemals die banale Sphäre des Privaten berührt. Worum handelt es sich? – Um Leben und Tod eines Generaldirektors und seine Stellung innerhalb seiner Familie. Wie leicht wäre es da für einen der zahllosen Stümper gewesen, ins Privat-Biographische abzugleiten, für jeden der zahllosen Stümper, die heutzutage ihr kleines Talent an den sogenannten großen und allgemeinen Stoffen ausprobieren, sich auf den Schlacht- und Nachkriegsfeldern munter tummeln und den Schriftsteller, der es unternimmt, das private Leben eines menschlichen Wesens zu einer gültigen literarischen Schöpfung zu erheben, der »Flucht vor der Wirklichkeit unserer Zeit« bezichtigen! Der Roman Meier-Graefes erzählt nichts anderes als das Leben eines Generaldirektors vor dem Kriege. Und obwohl dieser »Vater« gewiß eine sonderbare Erscheinung ist, den man wahrscheinlich, wäre man ihm in der Wirklichkeit begegnet, als eine kuriose und großartige Persönlichkeit angesprochen hätte, und nicht mehr: verwandelt er sich unter der Feder des Autors zu einem in seiner ganzen Merkwürdigkeit gültigen Vater. Die Aura der im realen Leben »poetisch« genannten Phantastik, die ihn in Wirklichkeit umglänzt hat, verwandelt sich in die weit stabilere Aura der wirklich poetischen Glaubhaftigkeit. Und der seltsame Mann, der vermutlich zu seinen Lebzeiten so manchem sehr merkwürdig vorgekommen sein mag, erscheint jetzt nur im magischen Spiegel der Dichtung merkwürdig; oder deutlicher: Nur wie ein schöner, wehmütiger Nachhall aus seinen irdischen Tagen weht seine Merkwürdigkeit in sein gedichtetes Fortleben, in seine literarische Ewigkeit herüber. Darin offenbart sich das Können des Autors.

Und noch darin: Der Leser spürt zwischen den Zeilen, daß hier der Sohn gedichtet hat. Und es wird dennoch kein privater Nachruf. Der – gewiß nicht alltägliche – Sohn steht am Grabe eines nicht alltäglichen Vaters. Aber es ist nicht einen Augenblick ein »Spezialfall«, sondern trotz allen besonderen und sonderbaren Merkmalen die gültige Fassung der zum Menschlichen erhobenen Sonderbarkeit. Denn bei jedem außergewöhnlichen Zug, den der Autor dichtet, findet er auch die menschliche Quelle, dem er entspringt, die anima humana, in deren Gründen das Selbstverständliche neben dem Überraschenden schlummert, das Schlechte und das Gute, das Große und das Geringe. Also

wird das Außergewöhnliche befreit von dem Geruch der Seltenheit, der ihm im Leben anhaftet, und wächst im Roman zur dichterischen Größe.

III

Vieles erreicht der Autor durch das Mittel seiner Sprache. Es ist, wie gleich am Anfang dieser Ausführungen angedeutet, eine epische Sprache besonderer Art. Es ist, als wenn die Sätze marschierten, und zwar im Dreivierteltakt marschierten und sich dabei noch erzählten. Gelegentliche Andeutungen von eindringlicherer Darstellungskraft als anderswo minutiöseste Ausführungen. Eine fast unheimliche Spannung entsteht durch diese heftige, leichte, marschierende Beschwingtheit. Ironisch zwinkert der assoziative Einfall auf der und jener Seite dem brüderlich verstehenden Leser zu. Oft ist es so, als wollte der Autor sagen: »Na also, genügt!« Wie Fähnchen über marschierenden Soldaten wehen heiter diese sinnlichen Bilder über den kurzen, knappen Reihen der Sätze. Das ganze Buch ist in ständiger Bewegung. Es hat eine Gnade seltener Art: Man kann es nicht weglegen. Man marschiert mit den Sätzen.

Frankfurter Zeitung, 20. 11. 1932

FRIEDE AUF ERDEN

Versuche einer zeitgemäßen Bibel-Interpretation
(Umfrage)

Unsere Frage war etwa so gestellt: Ist der obenstehende Satz aus der Verkündigung der Engel an die Hirten auf dem Felde eine *sittliche Forderung* an die Menschen aller Zeiten und Nationen, also auch an uns – oder ist er nur eine eschatologische Prophezeiung, d.h. die Verkündigung eines friedlichen Gottesreiches am Ende der Zeiten, so daß auch nach christlicher Anschauung für uns das »irdische Jammertal« immer von Kampf und Haß erfüllt sein müsse? (Oder ist es am Ende bloß ein formeller Gruß, nachgebildet dem allgemeinen jüdischen Gruß: »Friede mit Dir!«)

Die Verkündigung: »Friede auf Erden« ist für mich keinesfalls eine irgendwelcher theologischen Interpretation bedürftige und lediglich auf das am Ende der Zeiten stehende christliche Reich hinweisende Wendung. Obwohl ich als ein gläubiger Mensch selbstverständlich weiß, daß ohne die Gnade Gottes kein Frieden auf Erden möglich wäre – ebenso wie: daß ein Krieg ein Fluch ist, für den die Beteiligten nichts oder nur wenig können –, möchte ich doch die Verkündigung vom Frieden auf Erden nicht anders verstanden haben als etwa das Gebot der Nächstenliebe. Es ist zweifellos ein göttliches Gebot, dem Frieden entgegenzustreben, der ersten Voraussetzung für die Nächstenliebe. Wer den Krieg wünscht oder für unvermeidlich hält, ist gewiß kein Christ. Wer den Kampf, mit Heraklit, für den »Vater aller Dinge« hält, ist ein Heide, wie Heraklit – insofern er unter Kampf den physischen Kampf auf Leben und Tod versteht. Für jeden gläubigen Christen bedeutet die Verkündigung: Friede auf Erden! nicht nur eine Prophezeiung, sondern das strikte Gebot, den Frieden zu *wünschen*, den *konkreten Frieden auf Erden zu wünschen*.

Die Literarische Welt, 22. 12. 1932

LATERNA MAGICA

Der nächste Junge in meiner Nachbarschaft hieß Thaddäus. Mit ihm konnte man spielen. Er war der Sohn begüterter Leute, sie bewohnten ein wahres Herrenhaus, und zwar eines »mit Veranda«. Es war eine offene Veranda, von vier griechischen Säulen getragen, zwischen ihnen führten drei flache steinerne Stufen zum Eingang. Zwischen den einzelnen Stufen, in den Fugen, wucherte grünes Moos, und zu bestimmten Stunden, im Sommer vor dem Sonnenuntergang zum Beispiel, der sich dem Eingang gegenüber abspielte, schickte das spärliche Moos einen merkwürdig kräftigen grüngoldenen Widerschein aus den Fugen über die ganze Fläche der Stufen. Wenn es geregnet hatte, konnte man zuweilen auf der Veranda fette geringelte Würmer und verträumte Schnecken aufklauben. Hinter dem Haus befand sich der Obstgarten, man konnte sich in ihm verlieren wie in einem Wald, wenn man ein wenig Phantasie besaß. Die Veranda, das Moos, die Schnecken, Thaddäus' Vater, der einen wunderbaren, aus zwei gleichmäßigen Zirkumflexen gebildeten blonden Schnurrbart trug und fast parallel zum Schnurrbart an der Weste eine zweigeteilte goldene Uhrkette, ferner die Mutter meines Spielkameraden, die ständig einen Stickereirahmen vor sich hielt wie das Oberfell einer Trommel, in das sie bunte Phantasie-Vögel und -Blumen hineinzeichnete, die ältere Schwester Thaddäus' mit den langen Zöpfen, die von der gleichen Beschaffenheit und Farbe waren wie der Schnurrbart des Vaters: Das waren die hervorragenden Eigenschaften und Eigentümer meines lieben Freundes Thaddäus.

Dennoch hätte er mich vielleicht nach zwei satten Jahren ausgiebiger gemeinsamer Spiele und Interessen gelangweilt – denn er war sanft, brav und ein wenig dumm von Natur –, wenn er nicht die Laterna magica besessen hätte, einen wirklichen Zaubergegenstand und kein Spielzeug für Kinder, sondern ein Instrument für Erwachsene. Sie gehörte in der Tat seinem Vater und war ihm nur überlassen worden, noch kein Geschenk, aber mehr als ein geliehener Gegenstand, ehrfurchtsvoll behandelt nicht nur als Zauber, sondern auch als gewissermaßen fremder Besitz. Es war ein ziemlich umfänglicher Kasten, wir trugen ihn beide auf unseren vier Händen ganz sachte, um ihn nicht fallen zu lassen und die in seinem Innern verborgene Petroleumlampe

nicht zu beschädigen. In einer schwarzen schmalen Schachtel aus harter Leinwand lagen die gläsernen buntbemalten Scheiben, deren Abglanz wir dann, ins Riesige vergrößert, auf das über die Tür gespannte Bettlinnen warfen. Viele Stunden dauerte unsere Vorführung. Sie fand nur im Winter statt. Wir wiederholten unser Programm drei- oder viermal. Nicht jedes Bild verstanden wir. Denn da es eine Laterna magica für Erwachsene war, zeigte sie auch Bilder für Erwachsene, und darunter sogar Bilder für ganz besondere Bedürfnisse ganz besonderer Erwachsener, wie der Vater meines Freundes einer gewesen sein mag. Wir sahen nämlich verführerische Szenen aus der klassischen Mythologie, viele Liebesszenen, manche, bei denen die Schwester meines Freundes und ihre Gefährtinnen, die wir hin und wieder einluden, auf eine uns unbegreifliche, verwerfliche, der Torheit und Minderwertigkeit der Mädchen durchaus entsprechenden Weise zu kichern begannen. Es herrschte eine geheimnisvolle Finsternis im Zimmer. Silbern leuchteten die Ränder des Bettlakens an der Tür. Ein schmaler Streifen gelblichen Lichts drang durch eine Ritze des schwarzen Kastens. Im ganzen Zimmer verbreitete sich der scharfe und zugleich fette Geruch des Petroleums. Aus dem kleinen metallenen Schornstein über dem Dach der Laterna magica drang eine schmale bläuliche Rauchsäule, geisterhaft in vielen Windungen, die sich, kaum entstanden, schon wieder auflösten. Durch die Ritzen der hölzernen Fensterläden sah man silberne Streifen vom Schnee, der fast bis an die Fenster reichte. Man spürte den winterlichen Frost der Welt außerhalb des warmen Hauses neben der sommerlichen Wärme der farbensatten, glühenden und südlichen Bilder. Nackte Menschen aus blendendem Fleisch kosten in dunkelgrünen Zypressen- und Olivenhainen, an blauen Gewässern, unter dunkelroten Rosengirlanden. Ein schneeweißer, gewaltiger Schwan, sanft und blöd wie ein Täuberich und zugleich grausam und übergroß wie ein verkleideter Geier, verhüllte mit seiner gefiederten Leibeskraft eine schlafende und lächelnde Frau und wollte ihr wahrscheinlich Böses antun. Ein Mann und ein Mädchen lagen auf einem samtenen grünen Abhang, der Mann hielt den nackten Arm um das Mädchen, seine spitzen Finger lagen auf ihrer Brust, beide lächelten uns friedlich an und fremd, ungewöhnlich fremd, wie Menschen es nicht konnten. Unter den realistischen Bildern befand sich eines, das »Zigeunerlager« hieß, eine Menge weißer, weitverstreuter Zelte zeigte und zwischen ihnen nackte braune Zigeunermädchen. Dieses Bild

blieb am stärksten in meinem Herzen und in meinem Gedächtnis haften.
An einem Frühlingsmorgen, kurz vor Ostern, hörte ich, daß Zigeuner zu uns gekommen seien. Sie lagen am Rande der Ortschaft, zwischen dem Tannenwald und den Sümpfen, auf einer großen Wiese, auf der wir im Herbst Kartoffeln zu braten pflegten. Ich ging hin. Obwohl ihre Zelte braun waren, kümmerlich geflickt und nicht zahlreich und weiß wie auf dem Bild der Laterna magica, erschien mir das ganze Lager dennoch wie eine lebendige, greifbare Wiederholung, ja, wie das Vorbild des Lagers, das wir im Winter auf das Bettlaken gezaubert hatten. Die Zigeunerinnen gingen nicht nackt herum, sondern in jämmerlichen und schmutzigen Fetzen. Dichter Qualm stieg aus den Zelten. Ich verbrachte viele Stunden auf der Wiese, unter den Zigeunern, und veranlaßte auch meinen Freund, mich zu begleiten. Wir blieben einmal einen ganzen Tag im Lager, aßen mit den Zigeunern und spielten mit ihren Kindern. Dann begleitete ich Thaddäus nach Hause.
Ich habe erst viele Jahre später erfahren, daß die Eltern meines Freundes mich für einen gefährlichen Verführer ihres Sohnes hielten und ihm sowohl verboten hatten, mit mir zu spielen, als auch, die Zigeuner aufzusuchen. Sie zogen übrigens bald weiter und blieben verschwunden. Eine Laterna magica habe ich dann lange nicht mehr gesehen, bis zu dem winterlichen Tage, an dem ich einem befreundeten Knaben eine zu schenken beschloß. Aber damals war ich schon alt, fast ein alter Mann.

Frankfurter Zeitung, 25. 12. 1932

HERMANN KESTEN: »DER SCHARLATAN«

(Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin)

»Wie schön sind die großen Worte, wie schön sind die glühenden Lieder, wie schön ist die Liebe in den alten Büchern. Welch ein Gefühl der Welt, welch eine Empfindung des Lebens, wenn man liebt. Ich habe nachgedacht --- und als ich älter ward, habe ich trotz allem nicht aufgehört, die Menschen zu lieben; ich habe ganze Bücher verfaßt, und aus Liebe, ich liebe fast alle Menschen, auch die Figuren meiner Romane ...«

Dieses wahrhaft edle Bekenntnis eines Dichters findet sich im bittersten der Bücher *Hermann Kestens*: »Der Scharlatan. Roman«.

Die literarische Physiognomie des jungen (fränkischen) Schriftstellers ist den Kennern der Literatur und vielen Lesern wohlvertraut seit mehreren Jahren. Der erste Roman Hermann Kestens, »Josef sucht die Freiheit«, verblüffte, ja erschreckte sogar. Nirgends im weiten und öden Gefilde der jungen Literatur, die damals mit Eifer Dokumente säte und Erfolge erntete, war eine so kräftige und so aussichtslose Bitterkeit zu fühlen, nirgends ein so unbestechlicher Pessimismus, nirgends eine so kluge, beinahe detektivische Jagdlust nach den geheimen und schmutzigen Süchten in den Falten und Klüften der menschlichen Seele. Wie eine Biene Honig aus allen Blüten saugt, sog der junge Schriftsteller Bitterkeit aus jeder Gestalt, die ihm unter die Feder geriet. Er war weit über das Stadium des einfachen »Enthüllens« hinaus. Die Menschen dieser Zeit hatten sich bereits selbst »enthüllt«. Den trockenen Fanatikern der platten »Authentizität« blieb es vorbehalten, das Entlarvte zu photographieren. Hermann Kesten aber spürte auf. Eine Hülle nach der anderen fiel. Und grauenhaft runde Nullen reihten sich aneinander, Wüste, nichts als Wüste, nicht einmal Schlechtigkeit war mehr in ihnen.

Von jenem ersten Buch bis zum »Scharlatan« führt ein gerader Weg. Von allen Schriftstellern der sogenannten jungen Generation kenne ich keinen, der weniger imstande wäre, Kompromisse zu machen, als Kesten. Er hat es sozusagen nicht nötig. Für jeden, der einmal versucht hat, selbst zu gestalten, ist es ganz klar, daß es nichts Schwierigeres gibt, als dieses runde Nichts darzustellen, das in Millionen Körpern, Gesichtern, Verkleidungen durch unsere Zeit rennt, Attrappen von menschlichem Aussehen, von einem Kollektivmechanismus angetrieben. Wie schwer mag es erst sein, sie zu lieben! Man kann die Welt nicht besser darstellen, als sie ist und einem erscheint, besonders nicht, wenn man sie so lieben kann, trotz allem. Deshalb geht »trotz allem« ein befreiender Atem durch den »Scharlatan«. Die Bitterkeit und die Liebe sind Geschwister geworden.

In diesem Roman sucht Kesten zu beweisen, daß die Begriffe »Idealismus« und »Materialismus« auswechselbare Attrappen sind. Der »Idealist« a priori ist am Ende des Buches ein ausgekochter »Materialist«, der »Materialist« a priori ist am Ende des Buches ein ausgekochter »Idealist«. Der sogenannte »Scharlatan«, auf den beide als scheinbar

Verwandelte mit wahrhaft gemischten Gefühlen herabsehen, ist der einzig relativ Ehrliche in der ganzen Gesellschaft: ein »Geistiger«, ein Mensch also, der a priori weder ein »Idealist« noch ein »Materialist« gewesen ist. Ihm wird deshalb »nicht geglaubt«. Es ist das typische Schicksal des geistigen, also zweifelnden, also relativistischen Menschen. Er (und »Onkel Roß«, eine saftige und kraftvolle Gestalt, die in fast allen Büchern Kestens, immer wieder verwandelt, wiederkehrt) sind die einzig wahren Menschen im »Scharlatan«. Zwei Scharlatane. – »Ich liebe fast alle Menschen«, sagt der Autor. Wenn man den Onkel Roß kennengelernt hat, begreift man dieses eingeschränkte, von einem echten Humor eingeschränkte, Liebesgeständnis eines zeitgenössischen Autors. Rings um den Onkel Roß und den jungen geistigen Scharlatan, der einmal berufen sein wird, den Onkel Roß fortzusetzen, leben lauter Attrappen, Masken, idealistische und materialistische. Sie sind nicht etwa aus Unkenntnis der Welt übertrieben dargestellt. Sie werden *absichtlich* übertrieben, damit demonstriert werde, daß sie Attrappen sind. Masken-Nullen, Nullen-Masken in der öden Wüste dieses Karnevals, der sich »Gegenwart« nennt.

Typoskript um 1932, Nachlaß Hermann Kesten

1933

DICHTER IM DRITTEN REICH

I

Dem im Dritten Reich verbliebenen und zum kommissarischen Leiter der Preußischen Akademie (vorübergehend) ernannten Schriftsteller und Nervenarzt *Gottfried Benn* schrieb vor einiger Zeit der Schriftsteller *Klaus Mann* einen bitteren und vorwurfsvollen Brief. Unverständlich sei es ihm – so ungefähr schrieb Herr Klaus Mann, der Herrn Gottfried Benn verehrt –, wie ein bedeutender Schriftsteller sich in den Dienst des Dritten Reiches begeben könne; warum ein Mann wie Benn seine Anhänger enttäusche, die sich jetzt in Paris, in London, in Prag aufhalten und die zu ihrer Verzweiflung am Vaterland auch noch die an ihrem geliebten Autor addieren müßten; er, der Schreiber des Briefes, sei zwar als »Rationalist« von jeher gegen die »irrationalistische« Weltauffassung des verehrten Autors gewesen: denn es scheine leider so zu sein, daß der Hang zum »Irrationalen« notwendig zur »Reaktion« führe: dennoch bestünde zwischen der unzweifelhaft starken schriftstellerischen Kraft Gottfried Benns und dem verständnislosen, geist- und literaturfremden Dritten Reich unmöglich irgendeine Beziehung.
So und ähnlich war der Brief des Schriftstellers Klaus Mann an den von ihm verehrten Kollegen Gottfried Benn gehalten.
Dieser antwortete: er antwortete mit einem langen Leitartikel in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« – die übrigens ein paar Tage darauf verboten wurde und selbstverständlich nicht wegen der Antwort Gottfried Benns. Im Gegenteil: hätte die »Deutsche Allgemeine Zeitung« nichts anderes gebracht als ähnliche Erwiderungen der im Dritten Reich verbliebenen und eventuell zur kommissarischen Leitung der Preußischen Akademie der Dichtkunst geeignet befundenen Schriftsteller – sie wäre gewiß nicht verboten worden. Betrachtet man aber auch die geringfügigsten Vorgänge vom Standpunkt jenes »Irrationalismus«, den Herr Klaus Mann dem Herrn Gottfried Benn vorwirft und dessen sich dieser in seiner öffentlichen Erwiderung rühmt, so könnte man beinahe vermuten, daß eine nicht zu eruierende ironische Gewalt (die ja seit eh und je die fälschlichen und schwächlichen pathetischen Vorgänge zu paraphrasieren liebt) auch diesmal am Werke ge-

wesen ist, um den Chefredakteur eines Blattes zu strafen, weil er die Funktion der Post übernommen und den Schreiber der selbstverständlichen und taktvollen Pflicht enthoben hat, auf einen privaten Brief mit einem privaten Brief zu antworten.

II

Es ist vielleicht erlaubt, zu sagen, daß der Schreiber dieser Zeilen ein »Reaktionär« ist, keineswegs ein Anhänger der »rationalistischen« Auffassung historischer Vorgänge und ebensowenig ein »Marxist« wie ein Verehrer des kommissarischen Leiters Doktor Benn. Als dieser noch die Lobrede zu Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag hielt, war der Schreiber dieser Zeilen bereits (trotz allen Meinungsverschiedenheiten) ein Anhänger Heinrich Manns, aber nicht einer Doktor Benns – obwohl dieser als »Reaktionär« aufzutreten liebte und jener ein »Revolutionär« ist. Braucht man es noch zu sagen? Für den Schriftsteller entscheidet die literarische Leistung, einzig die literarische Leistung. Ob der Doktor Benn kommissarischer Leiter einer Akademie wird, in der Dilettanten – gleichgültig, welcher Gesinnung – Mitglieder sind oder ob er es nicht wird, wäre einem alten »Reaktionär« wie mir nicht erheblich erschienen. Daß aber der Doktor einem Kollegen und Verehrer gegenüber, der eine klare »liberal-rationalistische« Haltung einnimmt, als ein »Konservativer« begegnet, als ein »Irrationalist« und zugleich als ein Vertreter der »Nationalen Revolution«; daß einer, der noch vor ein paar Monaten auf den ganz gewiß des »Irrationalismus« nicht zu verdächtigenden Heinrich Mann eine Rede gehalten hat und flugs dessen Stuhl als »kommissarischer Leiter« einnimmt, auch einen offenen Brief als »Irrationalist« und Bekenner des Dritten Reiches schreibt, das jenen Heinrich Mann eben vertrieben hat: Das scheint mir symptomatisch und einer näheren Behandlung würdig.

III

Möge man mir ein paar Zitate aus des Doktors Leitartikel erlauben: »Nur die, die durch die Spannungen der letzten Monate *hindurchgegangen* sind, die von Stunde zu Stunde, von Zeitung zu Zeitung, von Umzug zu Umzug, von Rundfunkübertragung zu Rundfunkübertragung *alles dies fortlaufend* aus unmittelbarer Nähe *miterlebten*, Tag und Nacht mit *ihm* rangen, selbst die, die das alles nicht jubelnd begrüßten, sondern es mehr erlitten, mit diesen allen kann man reden, aber mit den Flüchtlingen, die ins Ausland reisten, kann man es nicht.«
»... aber, und so lautet meine *Gegenfrage*, wie stellen Sie sich denn nun eigentlich vor, *daß die Geschichte sich bewegt*? Meinen Sie, sie sei *in französischen Badeorten* besonders *tätig*?
Wie stellen Sie sich z.B. das 12. Jahrhundert vor, den Übergang vom romanischen zum gotischen Gefühl, meinen Sie, man hätte sich das *besprochen*?«
»... ach, *sie* (die Geschichte) *schuldet Ihnen ja nichts, aber Sie ihr alles – sie hat ja keine andere Methode – als an ihren Wendepunkten einen neuen menschlichen* Typ aus dem unerschöpflichen Schoß der Rasse zu schicken, *der sich durchkämpfen muß*, der die Idee seiner Generation in den Stoff der Zeit bauen muß ...«
»Verstehen Sie doch endlich dort, an Ihrem lateinischen Meer ...«
»Da sitzen Sie also *in Ihren Badeorten* und stellen uns zur Rede ...«
»Es ist die Nation, deren Sprache Sie sprechen, deren Staatsangehörigkeit Sie besitzen – deren Industrie Ihre Bücher druckte, der Sie Namen und Ruhm verdankten, von der Sie möglichst viel Angehörige zu Ihren Lesern wünschten und die *Ihnen auch jetzt nicht viel getan hätte, wenn Sie hier geblieben wären ...*«
»Sie wissen, daß ich als Kassenarzt mit vielen Arbeitern in Berührung komme – *es kann gar nicht zweifelhaft sein*, ich höre es von allen, *daß es ihnen besser geht als zuvor.*«
»Volk ist viel! ... *die ganze Summe meines Gehirns* danke ich doch *in erster Linie* diesem Volke! Aus ihm stammen die Ahnen, zu ihm kehren die Kinder zurück!«

IV

Genug der Zitate! Wäre ich auch von Rundfunkübertragung zu Rundfunkübertragung »all dies fortlaufend hindurchgegangen«; hätte ich selbst die letzten Monate mit *»all dem gerungen«*; hätte ich auch die »Gegenfrage« gestellt, ob die Geschichte just »in französischen Badeorten *tätig* sei«; den »Übergang vom romanischen zum gotischen Gefühl *besprochen«*; hätte ich jemals vermocht, einen »Schoß der Rasse« zu begreifen, der »sich durchkämpfen« muß; an einem »Badeort« oder einem »lateinischen Meer« zu sitzen, die ich die meinen hätte nennen dürfen; von Arbeitern zu hören, es gehe ihnen besser als zuvor, und die »ganze Summe meines Gehirns« »in erster Linie« dem Volke zu verdanken:
gesetzt den Fall, all dies wäre mir so leicht zu erleben gewesen, wie es dem Doktor Benn leicht war, es aufzuschreiben:
So wäre es mir doch unmöglich gewesen, einem meiner Leser, Kollegen und Verehrer zu schreiben, er hätte ruhig innerhalb eines Landes bleiben sollen, das ihm *»auch jetzt noch nicht viel getan hätte«*, wenn er nur geblieben wäre. Und wenn mir auch nur *etwas* »getan« worden wäre – ich wäre nicht in die Behandlung des Kassenarztes Doktor Benn gegangen. Er hätte am Ende konstatiert, daß es mir, ebenso wie den Arbeitern, noch besser gehe als zuvor.

V

Er ist einer der zahlreichen Kommentatoren der Revolution, dieser Doktor. Er (nebst manchen andern) bemüht sich, den »Rationalisten«, den »Liberalen«, den »Sozialisten« die elementare Unbegreiflichkeit der geschichtlichen Ereignisse zu erläutern. Aber auch einem »Liberalen«, einem Gehirn des »neunzehnten Jahrhunderts« könnte es plötzlich klarwerden, daß ein Elementargeschehen, das sich selbst unaufhörlich kommentiert, gar kein echtes sei: wie wenn zum Beispiel der Vesuv Feuer spiee und der Fremdenführer von Cook den Reisenden dabei erklärte, dies sei nun einmal eine unverständliche, katastrophale Laune eines Vulkans. Wo in aller Welt hat man schon jemals ein Erdbeben, ein Gewitter, eine Windhose, einen Samum, eine Revolution und gleichzeitig den Kommentar dazu erlebt? Die Kommentare folg-

ten immer hinterdrein. Zum erstenmal in der Geschichte der Revolutionen treten Revolutionäre auf, die zu ihren Taten kostenlos die Erklärung liefern, es seien eben revolutionäre Taten. Der Kommentar aber macht eben die Revolution verdächtig. Ein Mörder, der seinem Opfer, während er es niederschlägt, einen theoretischen Vortrag über den natürlichen Blutrausch eines geborenen Mörders hält, erweckt sogar im Opfer noch den Verdacht, es sei ein Professor des Mordes, der es erschlagen – und kein richtiger Mörder. Da lob' ich mir jenen Hobler, den Minister, der da gesagt hat, wo gehobelt würde, müßten auch Späne fliegen. Heimkehr einer Metapher in blutige Wirklichkeit und Rechtfertigung der Wirklichkeit durch die Metapher! Hier hat ein anerkannter Flieger einen lange nicht so anerkannten Dichter auf dessen eigenem Gebiet geschlagen – und klipp und klar ward den Spänen wie dem Holz gesagt, daß sie sich halt mit dem Los abzufinden hätten, das ihnen die Weltgeschichte beschert. Wie schwach ist dagegen die Einladung des Dichters an seinen Kollegen, in dem Lande zu bleiben, wo man ihm »nicht viel getan hätte«?! Und wie klar wird auf einmal die Notwendigkeit eines »Propagandaministers«, dessen Aufgabe es ist, die wuchtigen Elementarereignisse in der Presse zu erklären, als wären sie neue Erzeugnisse einer Seifenfabrik! Liberalistisch verseucht, wie die Menschen nun einmal sind, bedürfen sie der prompten und zeitgemäßen Erläuterungen, um das unbegreifliche Naturgeschehen auch als unbegreiflich zu respektieren!

VI

Welch eine Banalisierung des »Elementaren«! Und ferner: welch eine Banalisierung des nationalen Begriffes und der Nation, wenn Herr Benn schreibt, man »verdanke« der Nation nicht allein die Staatsangehörigkeit, sondern auch der nationalen Industrie die Drucklegung der Bücher! Als bestünde nicht das Leben der Nation just im Austausch der Gaben, die jeder einzelne ihrer Angehörigen schenkt und nimmt, spendet und empfängt! Als hätten zum Beispiel die Druckerei und der Verleger und der Leser dem Autor Gottfried Benn nicht genauso viel, oder noch mehr, zu »verdanken« als er ihnen! Als wären der Paß und das Dokument, die ihm die Staatsbürgerschaft garantieren, weit mehr wert als das Buch, das er geschrieben hat; ja, als wäre der Paß eine ganz

besondere Auszeichnung, die der Staat seinem Dichter gewährt, obwohl er sie nicht verdient hat! Als wären Industrie, Armee, Ministerien, Polizei, SA-Mannschaften der Staat: alle, nur nicht der Dichter! Weit entfernt davon, etwa einen Polizeiwachtmeister als einen geringeren Bestandteil des Volkes zu betrachten denn einen Verfasser von Gedichten, wie sie z.B. der Doktor Benn schreibt, wage ich zu behaupten, daß keiner von beiden dem anderen irgend etwas zu »verdanken« habe: oder: daß beide einander alles zu »verdanken« haben. Und so wahr es ist, daß ein Dichter, dessen physisches Leben in Gefahr gerät und der deshalb (deshalb allein) auswandert, noch lange nicht aufhört, ein deutscher Dichter zu sein, so wahr ist es auch, daß die deutsche Literatur keine staatlichen Grenzen kennt; daß sie stärker und ewiger ist als jede Staatsform, die sich die Nation gelegentlich gibt; daß sie alle Staatsformen und »nationalen Revolutionen« (aber auch die »internationalen«) überleben wird; daß ein deutscher Schriftsteller, selbst wenn er emigriert ist, schon deshalb keinen Hohn verdient, weil er eben, stärker als die Industrie, die ihn druckt, »das Deutsche«, »das Nationale«, in sich trägt. Wo immer der deutsche Dichter ist, da ist Deutschland. Wo der deutsche Drucker ist, kann auch Frankreich, England oder Italien sein. Ach! Welch eine Ironie! Welch armselige Ironie eines Schriftstellers, der zufällig keine jüdische Großmutter hat und infolgedessen dem anderen sagen kann, der zufällig eine jüdische Mutter hat, es wäre ihm *»nicht viel«* getan worden, wenn er geblieben wäre! Was heißt *»nicht viel«*, Herr Doktor?! Eine Kastrierung zum Beispiel, eine Sterilisierung zum Beispiel: ist das viel oder wenig für einen Schriftsteller jüdischer Abstammung?! – Vergebliche Frage eines emigrierten »Schriftstellers an einen im Lande verbliebenen« Haut- und Geschlechtsarzt und kommissarischen Leiter! Es gibt keine Verständigung – der Doktor hat recht – zwischen Deutschland und dem Dritten Reich!

Nachschrift:
Die Antwort des Doktors hat einen anderen Dichter nicht ruhen lassen – und da die »Deutsche Allgemeine Zeitung« verboten war, mußte das »Berliner Tageblatt« dem *Max Barthel* zwei Spalten zur Verfügung stellen. Dieser »Arbeiterdichter« – wie ihn jüdische Journalisten nicht mit Unrecht schon während des Krieges genannt haben – schreibt ebenfalls öffentliche Antworten auf private Briefe im Ausland befindli-

cher Freunde. Im Stil unterscheiden sie sich allerdings: der »Arzt-Dichter« und der »Arbeiterdichter«. Wie es einem »Arbeiterdichter« geziemt, schreibt der Barthel zum Beispiel:
»Die über die Grenze gegangen sind, haben das Recht verwirkt, über Deutschland zu reden und zu schreiben. Sie sind *viel zu schnell* über die Grenze gegangen, *den meisten* wäre kein Haar gekrümmt worden...«
»Und für mich als alten Sozialisten, als Sohn eines Maurers, als Menschen, der lange Jahre in den Fabriken geschafft hat, waren zwei Dinge *für meine Einstellung* entscheidend; erstens: die Einigung Deutschlands durch die Nationalsozialisten, und zweitens: *das Zurechtrücken der Arbeit in das Zentrum der Betrachtung.*«
Wäre er doch ein alter Sozialist geblieben und in der Fabrik und ein Krankenkassenpatient beim »Arzt-Dichter«, statt sich in das »Zentrum der Betrachtung zurechtzurücken«! Vielleicht hätte er dann nicht das Recht verwirkt, in deutscher Sprache zu schreiben...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 1. 7. 1933

MAN TAUSCHT KINDER AUS

Seit vielen Jahren findet – wie man allgemein weiß – zwischen Frankreich und Deutschland der sogenannte »Kinder-Austausch« statt. Vor der Ankunft Hitlers bestand sogar der Plan, eine »deutsch-französische Einjahres-Schule« zu errichten, die im Oktober 1933 (in Berlin und in Paris) eröffnet worden wäre. Die maßgebliche Stelle, die sich mit dem Schüler-Austausch beschäftigte, hieß in Berlin bis nun: »Gesellschaft für konationale Erziehung«. Nunmehr, das heißt, im Dritten Reich, lautet der Name der Stelle: »Gesellschaft für Schüler-Austausch«. An die Spitze dieser also umgetauften Gesellschaft tritt freilich, soviel man hört, nicht etwa eine ganz neue »nationale« Persönlichkeit, sondern *eine frühere Mitarbeiterin* der »Gesellschaft für konationale Erziehung«, eine Mitarbeiterin, die selbstverständlich der nationalsozialistischen Partei beigetreten ist. *Das Dritte Reich wünscht nachdrücklich, den deutsch-französischen Schüler-Austausch fortzusetzen.* Die Berliner Gesellschaft für Schüler-Austausch »verspricht,

keine Politik zu machen«. (Es kämen statt dreier sogenannter »Ferienlager« in jedem Land nur je eines in Frage.) Von den deutschen Lehrkräften, die bis jetzt in den deutsch-französischen Ferienschulen beschäftigt waren, sind die meisten hinausgeworfen. (Kein Zweifel, daß es Juden sind, »Juden«, zumindest im Sinne der Rassenlehre.) Kein Zweifel auch, daß just diese Ausgeschalteten die eifrigsten Kämpfer der »konationalen Erziehung« jahrelang gewesen sind. Man kennt sie in Frankreich. Man weiß, was sie geleistet haben. Man weiß es auch in Deutschland. Aber gerade deshalb wirft man sie hinaus.
Nun, die leitenden Persönlichkeiten der Schüler-Austausch-Gesellschaft in Frankreich sind selbstverständlich *nicht* abgesetzt. Und die französischen Männer, die bis nun mit den wahren Freunden Frankreichs über den Austausch der Kinder zu verhandeln hatten, werden nunmehr mit den Feinden des französischen Volkes und der französischen Kinder verhandeln müssen. Sie werden mit den bestialischen Gläubigen des Dritten Reiches und Hitlers verhandeln, der da geschrieben hat, die französische Rasse sei negroid, verjudet und minderwertig. Die ahnungslosen Nachkommen dieser selben Rasse aber werden höflichst eingeladen, in die Pestbaracken und Konzentrationslager des Dritten Reiches zu kommen. Was sollen sie dort lernen? Die deutsche Sprache? – Vom *»Völkischen Beobachter« etwa?* – Von Hitler vielleicht? – Von Goebbels oder Göring?! – Von den Dichtern des Nationalsozialismus?! – Wehe der Generation, die dieses borussische Deutsch als die Sprache Goethes gelernt hat! Was die französischen Kinder im Dritten Reich lernen können, ist dies: Handgranaten werfen, Juden anspucken, die lateinischen Völker verachten (also die eigene Nation), die Brutalität achten, den Verrat, die Ungerechtigkeit und die Rechtlosigkeit. Wenn man Deutschland liebt, so wünscht man nicht, es möge von französischen Kindern gesehen werden in den Stunden der Schmach und der Finsternis. Wenn man Frankreich liebt, möchte man dessen Kinder bewahren vor der Gefahr, das Horst-Wessel-Lied zu singen, Mörder und den Mord zu ehren, das Kreuz zu verachten und es zu einem Hakenkreuz zu verkrümmen, im Stechschritt zu marschieren, Gott und die Menschheit zu lästern! ... In Pestbaracken schickt man keine Kinder! ...
Die Generosität des französischen Volkes ist so groß, sein Glaube an die unzerstörbare Ewigkeit des Menschlichen so stark, daß man sich nicht wundert, wenn man sieht, daß es, voller Vertrauen auf die end-

gültig siegreiche Kraft des Humanen, arglos scheinbar, einen Kinderaustausch weiter betreibt, so, als wäre Deutschland noch Deutschland, wie Frankreich Frankreich ist, als wäre die Sprache im Dritten Reich noch eine deutsche Sprache, die man lernen könnte und müßte – und nicht das barbarische Gestammel und Gemauschel, gemischt aus borussischem Kauderwelsch, Deutschem Reichspatent-Jargon der Inserate für Kölnisch-Wasser und Jagdpatronen in den illustrierten Zeitungen und dem finsteren Geplauder der älteren und der neuerdings bekehrten Rasse- und Revolutionsmystiker.

Was nun die deutschen »ausgetauschten« Kinder betrifft, die ein paar Wochen mit ihren rührenden, ahnungslosen Augen ein Land sehen werden, in dem kein Kreuz verkrümmt, kein Jude bespuckt und erschlagen, kein Sozialist oder Pazifist in ein Konzentrationslager gebracht wird; ein Land, in dem man gehen darf, wie man will, und nicht marschieren muß; ein Land, in dem der einzelne Mensch geachtet wird und das einzelne Kind beinahe ehrfürchtig verehrt: Diese deutschen »ausgetauschten« Kinder werden ein paar Wochen später, heimgekehrt und in »Stoßtrupps« eingereiht, von ihren Lehrern und Erziehern erfahren, daß Frankreich ein verruchtes, verjudetes und vernegertes Land sei: wie es in Adolf Hitlers Buch geschrieben steht, nie mehr abzuleugnen; schwarz auf weiß.

Wenn die französischen Kinder Deutsch lernen sollen: Es gibt ein Land, in dem man seit Walther von der Vogelweide gutes Deutsch spricht; und dieses Land ist *Österreich*. Ein Land, das deutsch war, als man in der Mark Brandenburg noch jenes Kaschubisch sprach, das die Preußen von heute verlernt haben, ohne das Deutsch zu kennen, dessen patente Vertreter sie sein wollen: Keine Kaschuben mehr und noch keine Deutsche!

Man organisiere einen *französisch-österreichischen Kinder-Austausch*! In Österreich werden die Kinder Frankreichs ein wahres, freies Deutsch lernen! Und auf ihren jungen Seelen wird nicht die unselige Last ruhen: ein Land gesehen zu haben, in dem es nach Mord und Brand riecht: ein undeutsches Land.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 29. 7. 1933

DER TOD DER DEUTSCHEN LITERATUR

Es kann keine deutsche Literatur mehr geben, wenigstens auf lange Jahre, denn was man so nennen wird, wird von jetzt ab wie die sowjetische Literatur sein; das heißt eine ausschließlich offizielle Produktion. Man darf nicht einmal damit rechnen, daß es der deutschen Revolution gelingen wird, Werke zu inspirieren, wie sie die russische Revolution am Anfang hervorgebracht hat. Es wäre dafür erforderlich, daß sie denselben Gärungsprozeß auslösen würde... und die Deutschen, das ist eine Tatsache, sind weit weniger erregbar als die Russen!

Es ist nicht mehr darauf zu hoffen, daß die deutsche Literatur unter den verbannten oder ins Exil gegangenen Schriftstellern überdauern wird. Jene, die bereits zur Reife gelangt sind, werden, wohlgemerkt, in ihrem Schwung weitermachen, aber die anderen, die jungen, jene, die den Kontakt mit ihrem Land verloren haben, ehe sie geformt worden sind – wie sollten sie deutsche Schriftsteller werden können, und, prosaischer noch, wie sollten sie überleben können, wenn sie deutsch schreiben?

Ich muß sehr pessimistisch erscheinen, aber ich gehöre zu jenen, die der Ansicht sind, daß die Tradition das wesentliche Element aller Literatur ist; nun ist die deutsche Tradition immer sehr human gewesen, und die Nationalsozialisten haben, indem sie mit ihr brachen, die Grundlage unserer künstlerischen Tätigkeit selbst beseitigt. Gewiß, sie haben wohl die Absicht, ihr eine andere zu geben: Sie wollen fortan, daß sie von der nationalen Idee gespeist wird. Ein Konservativer wie ich wird sich nicht gegen dieses Prinzip erheben; ich verstehe sehr gut, daß die Deutschen wünschen, es möge eine spezifisch deutsche Literatur geben, wie es eine spezifisch französische Literatur gibt. Aber ist das möglich? Wenn unsere Literatur immer kosmopolitisch gewesen ist, dann, weil wir nie eine Nation gewesen sind. Wenn die Deutschen von der »Rückkehr zur Erde« besessen sind, dann gerade, weil sie der Erde nicht nahe sind.

Das ganze Drama Deutschland steckt in diesem Widerspruch!

Da ist zum Beispiel die Fata Morgana der Eiche: Sie ist der Baum Wotans, das Nationalemblem schlechthin... Nur, daß es so wenige Eichen gibt in Deutschland... Weniger als in Frankreich beispielsweise... Auch weiß man, daß Deutschland das Land der chemischen

Düngemittel ist und daß kein Zollbreit seines Bodens natürlich geblieben ist; nun gut! Das hindert nicht, daß der Ausdruck, der in seiner derzeitigen Literatur am häufigsten wiederkehrt, die »Scholle« ist. Jene, die die Literatur verwurzeln wollen, scheinen nicht wahrzunehmen, daß einige Ironie darin liegt, dies in einem künstlichen Humus vornehmen zu wollen!
Bildet man sich etwa ein, eine nationale Kunst schaffen zu können, indem man das Privatleben beseitigt? Der größte Feind der Literatur ist das offizielle Leben: Die Länder, in denen man nur ein Leben auf öffentlichen Plätzen führt, wie Mexiko, haben kaum Künstler oder Denker.
Schon haben die deutschen Schriftsteller aufgehört, sich selbst zu gehören. Sie sind nicht mehr sicher, ob sie nicht in jedem beliebigen Augenblick Tag oder Nacht den Besuch irgendeiner Kommission über sich ergehen lassen müssen. Da die Literatur, genau wie die Liebe, immer ein wenig Nervensache ist, frage ich mich sogar, wie etwas nervöse Leute sich in Deutschland noch der einen oder anderen dieser Beschäftigungen hingeben können.
Für wen übrigens sollte man gegenwärtig schreiben, da die Bevölkerung sich wohl bloß noch aus Angestellten zusammensetzt und Soldaten, von denen man wahrhaftig nicht verlangen kann zu lesen, nachdem sie von sechs Uhr früh bis acht Uhr abends exerziert haben.
In Wahrheit haben in Deutschland die Schriftsteller nie eine so wichtige Stelle eingenommen wie in Frankreich. Man sieht dort so gut wie keine Straßen, die den Namen eines Dichters tragen... Ein kleines Detail, zweifellos, aber bezeichnend genug. Gewiß, die Deutschen haben immer die größte Wertschätzung für die Kultur gezeigt, aber in Wirklichkeit begnügten sie sich damit, die Bücher zu respektieren, ohne sie zu lesen. Nur die Juden kauften welche. Das Interesse, das sie ihnen entgegenbrachten, war oft mit Snobismus vermengt; aber mag ihre Haltung auch unangenehm gewesen sein, so repräsentierten sie doch wenigstens den Geist in der Nation.
Es ist keineswegs ein zufälliges Zusammentreffen, daß man die Bücher in eben dem Augenblick brennen sieht, wo man die Juden mißhandelt: Das sind nur zwei Manifestationen desselben Geisteszustands.
Nicht weniger symbolisch ist es, daß die Kontrolle über die Schönen Künste dem Propagandaminister übertragen wurde!
An Weisungen dürfte es den Künstlerbeamten gegenwärtig nicht feh-

len! Wenn es der Regierung gefallen sollte, ein Gedicht über einen Wald zu erhalten, wird sie vielleicht wie die Sowjets es tun, eine Abordnung von zwölf offiziellen Dichtern vor Ort schicken, die den Auftrag haben, in einer bestimmten Frist ein Kollektivwerk zu vollbringen.

Es erübrigt sich zu sagen, daß diese Methode der aktuellen deutschen Literatur nicht nur nicht erlauben kann zu überdauern, sondern daß eine andere Literatur erst entstehen kann, wenn sich eine andere Tradition gebildet hat.

Ich glaube nicht, daß der Nationalsozialismus in seiner gegenwärtigen Form lange genug dauern wird, um dieses Resultat zu erreichen. Ich meine allerdings nicht, daß man seinen Zusammenbruch wünschen sollte, denn zwei Revolutionen hintereinander kann ein Volk nicht ertragen, und ein erneuter Umsturz würde Deutschland nicht in eine neue Ordnung, sondern ins Chaos führen.

Es ist also zu wünschen, daß Deutschland überlebt, aber daß es *lernt*. Das wird sicher lange dauern. Einstweilen wird es zum Glück immer noch ein germanisches Volk geben, *Österreich*, um die wahre deutsche Tradition zu retten.

Le Mois (Paris), August 1933
(Aus dem Französischen)

ICH VERZICHTE

Sehr geehrte Redaktion:

In der Nummer vom 31. August Ihrer geschätzten Zeitung veröffentlichten Sie einen Aufsatz von Herrn Paul Stefan über die »bedrängte deutsche Literatur«.

In diesem Aufsatz teilt Herr Paul Stefan mit, daß demnächst im »Dritten Reich« Bücher der Autoren: Thomas Mann, Jakob Wassermann, Franz Werfel erscheinen sollen.

Im Interesse der mit Recht von Ihnen beziehungsweise von Herrn Paul Stefan »bedrängt« genannten deutschen Literatur der Gegenwart (und vielleicht auch der zitierten drei Autoren) scheint es mir nötig, die Ausführungen des Herrn Paul Stefan zu ergänzen:

1. Die verhängnisvolle Lage derjenigen deutschen Autoren, die als Feinde und Gegner des »Dritten Reiches« gekennzeichnet sind, ist zum Teil auf die Tatsache zurückzuführen, daß ihre »langjährigen« Verleger in Deutschland geblieben sind: in der begreiflichen, aber irrigen Auffassung, man müsse »retten, was noch zu retten« sei.
2. Viele deutsche Schriftsteller von Rang und Namen können sich von den in Deutschland verbliebenen Verlegern nicht trennen, weil die Vorschüsse zu hoch sind.
3. Viele deutsche Buchhändler und Verleger hoffen immer noch, die rigorose Unversöhnlichkeit der Mörder und Banditen, die das »Dritte Reich« regieren, könnte aus außenpolitischen Gründen einer gewissen konzilianten Nachgiebigkeit auf dem Gebiete der Literatur weichen.

Einer der in Deutschland verbliebenen Verleger traf sich mit mir im Ausland – es sind ein paar Wochen her. Er sagte mir folgendes:

»Wir wollen, daß Sie, nebst anderen, dem ›Dritten Reich‹ nicht gefährlich erscheinenden Autoren, gleichzeitig in Deutschland und im Ausland erscheinen. Wir erhalten Ihnen somit den ›deutschen Markt‹.«

Als österreichischer Monarchist, konservativer Mann und unerbittlicher Feind jeder Regierung, an deren Spitze ein Tapezierer steht, erwiderte ich dem Verleger: daß ich darauf verzichte, im »Dritten Reich«, derzeit genannt Deutschland, zu erscheinen.

Vor ungefähr drei Wochen wurde von den derzeit im Amt befindlichen Vertretern des »Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller« eine literarische Zwangs-Organisation vorgeschlagen: Schriftsteller, die nicht »deutschblütig« und »politisch zuverlässig« wären, kämen, den Statuten dieser Zwangs-Organisation zufolge, nicht mehr dazu, im Bereiche des »Dritten Reiches« Bücher oder Artikel zu veröffentlichen.

Möglich ist immerhin, daß die Gründung dieser Zwangs-Organisation, beziehungsweise ihre Anerkennung durch die staatlichen Behörden, noch hinausgeschoben würde, denn auch Mörder erröten noch gelegentlich vor dem Ausland.

Ich glaube nicht, daß meine verehrten demokratischen und »linken« Kollegen anders denken als ich, der »Konservative«. Ihre Solidarität mit dem in diesen Tagen (mittelbar oder unmittelbar, auf des »Dritten Reiches« Veranlassung) ermordeten Schriftsteller Theodor Lessing – dessen politischer Gegner ich immer gewesen bin – kann nicht geringer sein als die meinige.

Im übrigen: Dem ausgezeichneten Spitzeldienst des »Dritten Reiches«

wird es nicht entgehen, daß die in Deutschland verbliebenen Verleger, die noch Kompromisse zu schließen versuchen, den ausländischen »Emigrationsverlegern« zumindest ebenso nahestehen wie dem Propagandaminister Goebbels.

Ihr ergebener Joseph Roth

Prager Mittag, 6. 9. 1933

DAS AUTODAFÉ DES GEISTES

Wenige Beobachter in aller Welt scheinen sich darüber Rechenschaft abzulegen, was die Bücherverbrennung, die Vertreibung der jüdischen Schriftsteller und all die anderen wahnwitzigen Versuche des Dritten Reiches, den Geist zu zerstören, bedeuten. Der blutige Einbruch der Barbaren in die perfektionierte Technik, der furchtbare Zug der mechanisierten Orang-Utans, bewaffnet mit Handgranaten, mit Giftgasen, Ammoniak, Nitroglyzerin, mit Gasmasken und Flugzeugen, der Aufstand der Nachkommen aus dem Geiste (wenn nicht aus dem Blute) der Kimbern und Teutonen, all dies bedeutet in weit größerem Ausmaße, als es die bedrohte und terrorisierte Welt glauben will: Man muß es erkennen und offen aussprechen: Das geistige Europa kapituliert. Es kapituliert aus Schwäche, aus Trägheit, aus Gleichgültigkeit, aus Gedankenlosigkeit, (es wird Aufgabe der Zukunft sein, die Gründe dieser schändlichen Kapitulation genau zu erforschen).

Wir deutschen Schriftsteller jüdischer Abstammung müssen in diesen Tagen, da der Rauch unserer verbrannten Bücher zum Himmel steigt, vor allem erkennen, daß wir besiegt sind. Erfüllen wir, die wir die erste Welle der Soldaten bilden, die unter dem Banner des europäischen Geistes gekämpft haben, die edelste Pflicht der in Ehren besiegten Krieger: Erkennen wir unsere Niederlage.

Ja, wir sind geschlagen.

Es wäre unwürdig, schon den Lorbeer unserer künftigen Siege zu ergreifen. Es wäre kindisch, im voraus den endgültigen Sieg des menschlichen Geistes über die augenblicklich siegreiche Macht der Fauna der »Leuna-Werke«, der »I. G. Farbenwerke« und anderer chemotechnischer Urwälder zu verkünden. Wir sind stolz auf unsere Niederlage.

Wir standen im ersten Glied der Verteidiger Europas, und wir wurden als erste geschlagen. Unsere Kameraden »arischen Geblüts« können noch auf Begnadigung hoffen (vorausgesetzt, daß sie, und sei es nur in geringfügigem Maße, die Bereitschaft zeigen, sich in der Sprache von Goebbels und Göring auszudrücken). Es ist sogar möglich, daß die Wandalen des Dritten Reiches sich »arische« Schriftsteller von großem literarischen Renommee, wie Thomas Mann und Gerhart Hauptmann (zur Zeit verfolgt), vorläufig nutzbar zu machen versuchen, um die Menschheit zu hintergehen und sie mittels einer Kriegslist glauben zu lassen, daß auch der Nationalsozialismus den europäischen Geist respektiere. Aber wir Schriftsteller jüdischer Herkunft sind, Gott sei gedankt, vor jeder Versuchung, uns der Seite der Barbaren anzunähern, geschützt. Wir sind *die einzigen Repräsentanten Europas*, die nicht mehr nach Deutschland zurückkehren können. Selbst wenn sich in unseren Reihen ein Verräter fände, der aus Ehrgeiz, Dummheit und Blindheit mit den Zerstörern Europas einen schändlichen Frieden schließen wollte – er könnte es nicht! Das »asiatische« und »orientalische« Blut, das uns die gegenwärtigen Machthaber des Deutschen Reiches vorwerfen, gestattet uns mit Bestimmtheit nicht, aus den noblen Reihen der europäischen Armee zu desertieren. Gott selbst – und wir sind stolz darauf – läßt uns Europa, die Christenheit und das Judentum nicht verraten. Gott ist mit den Besiegten, nicht mit den Siegern! In einer Zeit, da Seine Heiligkeit, der unfehlbare Papst der Christenheit, einen Friedensvertrag, »Konkordat« genannt, mit den Feinden Christi schließt, da die Protestanten eine »Deutsche Kirche« gründen und die Bibel zensieren, bleiben wir Nachkommen der alten Juden, der Ahnen der europäischen Kultur, die einzigen legitimen deutschen Repräsentanten dieser Kultur. Dank der unerforschlichen göttlichen Weisheit sind wir physisch unfähig, sie an die heidnische Zivilisation der Giftgase, an den mit Ammoniak bewaffneten germanischen Kriegsgott zu verraten.

Haben sich die deutschen Schriftsteller jüdischer Abstammung – und selbst die deutschen Schriftsteller im allgemeinen – jemals im Deutschen Reich zu Hause gefühlt? Der historisch wohl begründete Verdacht erhebt sich, daß die deutschen Literaten, jüdischer oder nichtjüdischer Herkunft, zu allen Zeiten nur Fremde in Deutschland waren, Emigranten auf heimatlichem Boden, verzehrt von Heimweh nach einem wahren Vaterland, selbst wenn sie sich innerhalb seiner Grenzen

befanden. Seit der Zeit, als das »Zweite Reich« Bismarcks die Vorherrschaft der physischen, materialistischen und militärischen Kräfte über das geistige Leben anordnete, als der Typ des »Korporals« verkündet und von der Welt als der Prototyp des Deutschen anerkannt wurde, fühlten sich die deutschen Schriftsteller moralisch vertrieben und verbannt. Hinter dem Korporal stand der Ingenieur, der ihm die Waffen lieferte, der Chemiker, der das Giftgas verbesserte, um das menschliche Gehirn zu zerstören, und gleichzeitig das Pyramidon mischte, um die Migräne zu erleichtern; der deutsche Professor, den die humoristischen Zeitschriften fälschlich als harmlosen Träumer darstellen, der seinen Regenschirm vergißt und der in Wirklichkeit der gefährlichste (weil der dogmatischste) Feind der europäischen Zivilisation ist; der Erfinder des Giftgases selbst auf dem Gebiet der Philologie, der bezahlt wird, um die Idee der preußischen Überlegenheit zu propagieren, der Unteroffizier der Universität, die unter Wilhelm II. zur Kaserne wurde.

Im neuen »Deutschen Reich« waren die einzigen Freien und Unabhängigen, somit Revolutionäre im wahren Sinne des Wortes, allein die wahren Schriftsteller. Deshalb fühlten sie sich, lange vor Hitler, als Emigranten und Vaterlandslose im Königreich der Technik, der Korporale, des Parademarsches und des Strammstehens. Wenn man das kürzliche Autodafé der Bücher verstehen will, muß man das gegenwärtige »Dritte Reich« als eine natürliche Folge des preußischen Reiches Bismarcks und der Hohenzollern begreifen und nicht als eine Reaktion gegen die arme deutsche Republik mit ihren schwachen deutschen Demokraten und Sozialdemokraten. Preußen, die Beherrscherin Deutschlands, war dem Geist immer feindlich gesinnt, den Büchern, dem Buch der Bücher, d.h. der Bibel, Juden und Christen, dem Humanismus und Europa gegenüber. Das »Dritte Reich« Hitlers schreckt die europäische Welt nur deshalb, weil es die Kühnheit besessen hat, das zu vollenden, was Preußen schon immer vorhatte, nämlich: die Bücher zu verbrennen, die Juden totzuschlagen und das Christentum zu verfälschen.

Der große geschichtliche Irrtum der in Deutschland heimisch gewordenen Jugend bestand darin, daß sie sich dem preußischen Korporal unterwarfen, anstatt sich mit dem wahren deutschen Geist zu verbünden. Um 1900 tauchte in Deutschland eine Kategorie von Juden auf, die man als »Juden Kaiser Wilhelms« oder »jüdische Preußen« oder

auch »jüdische Leutnants der Reserve«, kurz als »Sonntagsjuden« bezeichnen könnte. Ohne auf ihre Religion zu verzichten, versuchten sie, diese in eine Art Protestantismus umzuwandeln und aus ihren Tempeln preußische Kasernen zu machen. Sie nannten sich »deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens«, und die Tatsache, daß sie den Namen »deutsche Staatsbürger« anstatt einfach »Deutsche« annahmen, beweist: Sie selbst fühlten, daß die Staatsbürgerschaft noch keine Verschmelzung mit Volk und Nation bedeutete. Sie hatten gerade noch so viel Willenskraft, um sich nicht von der Jahrtausende alten Tradition ihrer Väter zu trennen, aber sie waren zu kraftlos, diese Tradition nicht zu verfälschen. Weil sie nicht den Mut besaßen, selbst zu konvertieren, *zogen sie es vor, die gesamte jüdische Religion zu taufen.* So entstanden jüdische Priester mit protestantischem Benehmen und in protestantischer Verkleidung; »reformierte israelitische Gemeinden«, die den Sonntag statt den Sabbat heiligten; Juden, die sich am Yom-Kippur-Tag in luxuriösen Kaleschen in der Uniform des Reserve-Leutnants der preußischen Regimenter zum Tempel – dem Haus eines verratenen Gottes – begaben; Juden, die schließlich dahin kamen, die »jüdische Konfession« als eine vom Staat eingeräumte Konzession an Jehova als einen preußischen Zwillingsgott anzusehen... Sie fühlten sich berechtigt, die »deutsche Zivilisation« in Pacht zu nehmen; unbeständig und schwankend wie sie waren, literarische und andere »Moden« einzuführen und zu bevorzugen; kritiklos, *novarum rerum cupidissimi*, wie sie geworden waren, alle Versuche von Korruption in Literatur, in den bildenden Künsten, im Theater zu bewundern, weil sie Jehova vergessen hatten; sich zum Liberalismus und zur Freigeisterei zu bekennen.
Man kann sagen, daß seit etwa 1900 diese »Oberschicht« der deutschen Juden zu einem großen Teil das künstlerische Leben Deutschlands bestimmt, wenn nicht beherrscht hat. Gerechterweise muß man feststellen, daß sie sowohl Qualitäten und Tugenden als auch Fehler hatten. Selbst ihre Irrtümer waren manchmal heilsam. Im ganzen weiten Reich mit einer Bevölkerung von sechzig Millionen Menschen, unter all den vielen Industriellen, gab es, von individuellen Ausnahmen natürlich abgesehen, keine einzige Schicht, die aktives Interesse an Kunst und Geist bekundet hätte. Was die preußischen »Junker« angeht, so weiß die zivilisierte Welt, daß sie gerade lesen und schreiben können; einer ihrer Repräsentanten, der deutsche Reichspräsident Hindenburg, hat öffentlich bekannt, *daß er in seinem Leben niemals ein Buch gelesen*

hat. Doch, nebenbei bemerkt, es war dieses Standbild, uralt seit seiner ersten Jugend, das die Arbeiter, Sozialdemokraten, Journalisten, Künstler, Juden während des Krieges vergötterten und das deutsche Volk (Arbeiter, Juden, Journalisten, Künstler, Sozialdemokraten) nach dem Krieg zweimal nacheinander zum Reichspräsidenten wählte. Ist ein Volk, das als Staatsoberhaupt ein Standbild wählt, das niemals ein Buch gelesen hat, so weit davon entfernt, selbst die Bücher zu verbrennen? Und haben die jüdischen Schriftsteller, Gelehrten und Philosophen, die Hindenburg wählten, wirklich das Recht, sich über den Scheiterhaufen zu beschweren, auf dem jetzt unsere Gedanken verbrennen?

Was die Industriellen betrifft – sie beschäftigten sich mit Stahl und Eisen, mit Kanonen und »Dicken Bertas«, sie schmiedeten die modernen »Siegfriedsschwerter«. Die großen Geschäftsleute stellten den billigen Schund »Made in Germany« her, mit dem sie die unglückliche Welt überschwemmten. *Allein die deutschen Juden (Ärzte, Rechtsanwälte, Kleinhändler, Eigentümer großer Kaufhäuser, Handwerker oder Fabrikanten) interessierten sich für Bücher, das Theater, Museen, die Musik.* Selbst wenn sie hier und da in einen Snobismus des schlechten Geschmacks verfielen, Tatsache ist, daß sich in ganz Deutschland niemand fand, der fähig gewesen wäre, sie zu korrigieren und ihre Irrtümer richtigzustellen. Zeitschriften und Zeitungen wurden von Juden herausgegeben, von Juden bezahlt, von Juden gelesen! Ein ganzer Schwarm intellektueller jüdischer Kritiker und Interpreten entdeckte und förderte zahlreiche »rein arische« Dichter, Schriftsteller, Schauspieler! Gibt es jetzt, da Theater und Literatur »gereinigt« sind, einen einzigen bemerkenswerten Schauspieler oder Literaten, der nicht schon zu einer Zeit ausgezeichnet und anerkannt worden wäre, als Kritik und öffentliche Meinung von den Juden gefördert wurden? Das Dritte Reich zeige uns einen einzigen »rein arischen« Dichter, Schauspieler, Musiker von Talent, der von den Juden unterdrückt und von Herrn Goebbels befreit worden wäre! Allein schwache Dilettanten entfalten sich unter dem Schatten des Hakenkreuzes, unter dem blutigen Widerschein der Scheiterhaufen, von denen wir auflodern...

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts haben folgende Schriftsteller – Juden, Halbjuden und Vierteljuden (»semitischer Herkunft«, um in der Sprache des Dritten Reiches zu reden) – ihren Beitrag zur deutschen Literatur geleistet!

Der Wiener *Peter Altenberg*, ein Troubadour des 20. Jahrhunderts, der feinfühlige Dichter der unaufdringlichsten und verschwiegensten Frauenschönheit, der seit langem von den Barbaren der Rassentheorie als »dekadenter Pornograph« beschimpft wird; *Oscar Blumenthal*, der Verfasser feinsinniger Komödien ohne Größe, aber voll Geschmack; *Richard Beer-Hofmann*, ein nobler Schmied der deutschen Sprache, Erbe und Interpret der biblischen Überlieferung; *Max Brod*, der selbstlose Freund Franz Kafkas, ein Erzähler aus großer Tradition, voll Eifer und Gelehrsamkeit, der die großartige Gestalt des Tycho Brahe wiederbelebte; *Alfred Döblin*, der als erster in der deutschen Literatur den Typus des volkstümlichen Berliners entdeckt und verkörpert hat, eine der originellsten Schöpfungen der intellektuellen Welt; *Bruno Frank*, ein gewissenhafter Handwerker des Wortes, ein erfahrener Dramatiker, ein Pazifist und Sänger von Preußens Vergangenheit; *Ludwig Fulda*, ein lyrischer Dichter und Verfasser von Komödien voll Charme und Scharfsinn; *Maximilian Harden*, der unermüdliche und vielleicht einzige wirkliche deutsche Publizist; *Walter Hasenclever*, einer der glühendsten Dramatiker; *Georg Hermann*, ein einfacher und wahrhaftiger Erzähler des Kleinbürgertums; *Paul Heyse* (Halbjude), der erste deutsche Nobelpreisträger; *Hugo von Hofmannsthal*, einer der edelsten Lyriker und Prosaiker, der klassische Erbe der katholischen Schätze des alten Österreich; *Alfred Kerr*, ein Theaterkritiker, der von Phantasie überströmte; *Karl Kraus*, der große Polemiker, ein Meister der deutschen Literatur, ein Fanatiker der Reinheit der Sprache, ein fast unangreifbarer Apostel des Stils; *Else Lasker-Schüler*, eine Dichterin: man wagt nicht, ihr ein anderes Epitheton zu geben, dieses genügt; *Klaus Mann* (Halbjude, Sohn von Thomas Mann), ein verheißungsvoller junger Erzähler, begabt mit einem beachtlichen stilistischen Talent; *Alfred* und *Robert Neumann*, beachtenswerte epische Schriftsteller; *Rainer Maria Rilke* (Vierteljude), einer der größten Lyriker Europas; *Peter Panter*, der vor Geist sprühende Polemiker; *Carl Sternheim*, einer der scharfsinnigsten Erzähler und Dramatiker; *Ernst Toller*, der Dichter des Schwalbenbuches, ein revolutionärer Dramatiker, der, weil er die Freiheit des deutschen Volkes liebte, sieben Jahre in einer bayerischen Festung verbrachte; *Jakob Wassermann*, einer der ersten Romanschriftsteller Europas; *Franz Werfel*, ein lyrischer Dramatiker, Erzähler, ein großartiger Dichter; *Karl Wolfskehl*, der große und noble Bearbeiter der

Mythen; *Carl Zuckmayer*, ein kraftvoller Dramatiker; *Arnold Zweig*, der Verfasser vom großartigen »Sergeant Grischa« und von »De Vriendt kehrt heim«, ein Romancier und Essayist von Gottes Gnaden. Eine ganz unvollständige Liste der Soldaten des Geistes, die vom Dritten Reich geschlagen wurden! Der Leser braucht von ihnen nicht Name für Name Kenntnis zu nehmen. Er begnüge sich gleich uns damit, sie zu grüßen, jene und andere jüdische Schriftsteller, die zu meinen liebsten Freunden zählen und die meine Freundschaft mit einem Epitheton zu schmücken fürchtet: *Stefan Zweig, Hermann Kesten, Egon Erwin Kisch, Ernst Weiss, Alfred Polgar, Walter Mehring, Siegfried Kracauer, Valeriu Marcu, Lion Feuchtwanger*, der verstorbene *Hermann Ungar* und der verehrte Prophet und Seher *Max Picard.*

Die anderen deutsch-jüdischen Schriftsteller, deren Namen sich nicht auf dieser Liste finden, mögen mir verzeihen, daß ich sie vergessen habe. Mögen diejenigen, die hier vorgestellt wurden, sich der Nachbarschaft des einen oder anderen Feindes nicht widersetzen. Sie alle sind auf dem Ehrenfelde des Geistes gefallen. Sie alle haben in den Augen der deutschen Mörder und Brandstifter einen gemeinsamen Makel: *das jüdische Blut und den europäischen Geist.*

Die bedrohte und terrorisierte Welt muß sich darüber Rechenschaft ablegen, daß das Eindringen des Gefreiten Hitler in die europäische Zivilisation nicht nur den Beginn eines neuen Kapitels auf dem Gebiet des Antisemitismus bedeutet: weit gefehlt! Was die Brandstifter sagen, ist wahr, aber in einem anderen Sinne; dieses Dritte Reich ist der Beginn des Untergangs! Indem man die Juden vernichtet, verfolgt man Christus. Zum erstenmal werden die Juden nicht deshalb totgeschlagen, weil sie Jesus gekreuzigt haben, sondern weil sie ihn hervorgebracht haben. Wenn man die Bücher der jüdischen oder als solche verdächtigen Autoren verbrennt, legt man in Wirklichkeit Feuer an das Buch der Bücher: an die Bibel. Wenn man die jüdischen Richter und Rechtsanwälte vertreibt oder einsperrt, wendet man sich im Geiste zugleich gegen Recht und Gerechtigkeit. Wenn man die Schriftsteller von europäischem Renommee exiliert, bekundet man auf diese Art die Verachtung, die man gegen England und Frankreich hegt. Wenn man die Kommunisten martert, bekämpft man die russische und slawische Welt, weitaus eher diejenige Tolstois und Dostojewskis als die Lenins und Trotzkis. Wenn man Österreich lächerlich macht, verspottet man auf diese Weise den Katholizismus der Deutschen; und wenn man es

erobern will, zielt man auf die gesamte Adria. Mussolini täuscht sich, er kennt noch nicht die kimbrischen und teutonischen Krieger; vor Zeiten ließ sich ein anderer Römer von den Barbaren täuschen; Mussolini sollte die Geschichte Roms besser kennen! Indem man sich der Freundschaft der Faschisten versichert, verachtet man das »Römische Recht«. Eines Tages wird die Welt mit Erstaunen feststellen, daß sie von einem Gefreiten (der schon einen Feldmarschall unter seiner Befehlsgewalt hat!) besiegt wurde. Wir deutschen Schriftsteller jüdischer Abstammung sind als erste für Europa gefallen. Torheiten und Gewissensbisse sind uns erspart worden. Uns bleibt nur noch die Ehre...!
Das unbestreitbare Verdienst der jüdischen Schriftsteller für die deutsche Literatur besteht in der Entdeckung und literarischen Auswertung des Urbanismus. Die Juden haben die Stadtlandschaft und die Seelenlandschaft des Stadtbewohners entdeckt und geschildert. Sie haben die ganze Vielschichtigkeit der städtischen Zivilisation entschleiert. Sie haben das Kaffeehaus und die Fabrik entdeckt, die Bar und das Hotel, die Bank und das Kleinbürgertum der Hauptstadt, die Treffpunkte der Reichen und die Elendsviertel, die Sünde und das Laster, den städtischen Tag und die städtische Nacht, den Charakter des Bewohners der großen Städte. Diese Richtung war den jüdischen Talenten vorgegeben durch das städtische Milieu, woher die meisten von ihnen stammten, wohin ihre Eltern aus gesellschaftlichen Gründen getrieben worden waren, und auch durch ihre besser entwickelte Sensibilität und die den Juden eigene kosmopolitische Begabung. Die Mehrzahl der deutschen Schriftsteller nichtjüdischer Herkunft beschränkte sich auf die Beschreibung der Landschaft, die ihre Heimat war. In Deutschland gibt es, in weitaus größerem Maße als in irgendeinem anderen Land, eine auf Regionen, Landschaften, Stämme verteilte »Heimatliteratur«, oft von hohem literarischem Wert, aber dem Europäer zwangsläufig unzugänglich. Für das Ausland gab es nur das »Deutschland«, *dessen literarische Interpreten in der Mehrzahl jüdische Schriftsteller waren.* Fast alle erläuterten dem Franzosen, dem Engländer, dem Amerikaner die deutsche Wirklichkeit. Diese Fähigkeiten jedoch warfen die beschränkten nationalistischen Kritiker und Historiker den jüdischen Schriftstellern als Verbrechen vor. Auf kindischste und anfängerhafteste Weise hielt man den Gegenstand, das Thema für den persönlichen Charakter des Autors. Ein jüdischer Schriftsteller war »fern von der Scholle«, wenn er die Stadt beschrieb; ein »Kaffeehaus-

literat«, wenn er die Bars entdeckte; ein »Vaterlandsverräter«, wenn er die Welt repräsentierte; ein »oberflächlicher Schwätzer«, wenn er der abstrakten Sprache, die die Deutschen oft ihren Dilettanten aus der Provinz beibringen, eine sinnliche Form gab; ein »Feuilletonist«, wenn er Charme und Leichtigkeit besaß; ein »Spaßmacher«, wenn er Geist hatte; und wenn er sich an die Beschreibung der Landschaft wagte, entdeckte man sofort, daß er »mit dem Verstand« anstatt mit dem Herzen sah. Man mißachtete das rührende Bekenntnis Jakob Wassermanns, »Mein Weg als Deutscher und Jude«; man vergaß das einzige deutsche Kriegslied, das von einem österreichischen Juden, der auf dem Schlachtfelde gefallen ist, verfaßt wurde, dem Leutnant *H. Zukkermann*; man dachte nicht mehr an die patriotischen Gedichte *Ernst Lissauers*; man verleugnete das rheinische Dramenwerk des Halbjuden *Zuckmayer*, das vom Publikum günstig aufgenommen worden war.

Einen literarischen Antisemitismus gibt es in Deutschland seit 1900. Der rassistische Antisemit Adolf Barthels, der gemäßigte Antisemit Paul Fechter und viele andere bekämpften heftig, oft mit persönlichem Haß, das literarische Werk der jüdischen Schriftsteller. Gewiß findet man auch unter den jüdischen Pamphletisten grobe und geschmacklose Menschen. Aber immer sie gerade werden als die charakteristischen Vertreter der jüdischen Schriftsteller ausgegeben! Seit 1918 fragten die Provinzbuchhandlungen, bevor sie ein Buch im Schaufenster ausstellten, selbst bevor sie es gelesen hatten, ob der Verfasser Jude sei. Aber noch niemals – obwohl der literarische Antisemitismus immer stärker wird – hat ein jüdischer Schriftsteller darüber öffentlich ein Wort gesagt. Eine enge, oft tiefe Kameradschaft verbindet die jüdischen deutschen Schriftsteller mit den besten unter den nichtjüdischen. Ein großer deutscher Stilist wie Hans Carossa (Nicht-Jude) wurde entdeckt und gefördert von einem beachtenswerten jüdischen Schriftsteller (der, wie ich weiß, unter diesen Umständen nicht genannt zu werden wünschte). Erinnern wir bei dieser Gelegenheit, daß Hans Carossa *der einzige nichtjüdische deutsche Schriftsteller* ist, der es abgelehnt hat, der Akademie des »Dritten Reiches« anzugehören. Die deutschen Zeitungen haben diese Tatsache mit Schweigen übergangen, und so ist es im Ausland unbekannt geblieben.

Viele von uns sind während des Krieges im Felde gewesen, viele sind gefallen. Wir haben für Deutschland geschrieben, wir sind für Deutschland gestorben. Wir haben unser Blut für Deutschland in

zweifacher Weise vergossen: das Blut, das unser physisches Leben nährt, und dasjenige, mit dem wir schreiben. Wir haben Deutschland besungen, das wahre Deutschland! Deshalb werden wir heute von Deutschland verbrannt!

Cahiers Juifs (Paris), September/November 1933
(Aus dem Französischen)

1934

NIEDERLAGE DER GERECHTIGKEIT

Über den neuen Roman »Der Gerechte« von Hermann Kesten (erschienen im Verlag Allert de Lange, Amsterdam)

Wenn es jemals eines Beweises dafür bedurft hätte, daß die wahre Heimat eines echten Dichters die Sprache ist, so ist dieses Buch einer. Das Vaterland des echten Schriftstellers ist seine Sprache. Ihm allein ist die Gnade zuteil geworden, seine Heimat mit sich zu führen. Hermann Kesten, wie wir alle einer der »Exilierten«, hat seine fränkische Heimat mit sich genommen. Das Vaterland, das ihn verbannt hat, hat sich seiner beraubt; nicht er ist der Heimat beraubt worden.

In diesem Roman »Der Gerechte« gibt es Schilderungen der fränkischen Landschaft von großartiger und leidenschaftlicher Herbheit und Süße. Ja, aus der fränkischen Landschaft wachsen die Gestalten dieses Buches; und schämten wir uns nicht, das mißbrauchte Wort »Scholle« zu gebrauchen, wir würden sagen: Hier ist der klarsichtige Intellekt eines kritischen Gehirns eine organische Bindung eingegangen mit dem triebhaften Instinkt des »erdgebundenen« Dichters.

Das *Unrecht des Gerechten* wird geschildert. Der alte, gerechte Tucher, in seiner fränkischen Heimat kurzweg als »der Gerechte« bekannt, behält keineswegs recht nach den sechzig Jahren seines gerechten Lebens. Er behält nicht recht gegen die neue Zeit und gegen seine Kinder. Es ist der Zusammenstoß der alten und der neuen Zeit; der Zeit der absoluten und der relativen Werte. Und es ist zugleich die ewige Tragödie Lears; des Vaters, der seine Kinder nach sich selber einschätzt.

In einer kühnen und kühlen Weise ist in diesem Roman die zeitlose Tragik des Vater-Kind-Problems mit der äußerst aktuellen Tragik des Gegensatzes zwischen alter und neuer Generation verbunden. Es ist der Roman von der *Niederlage der Gerechtigkeit.*

»Die Hölle ist los! die Menschheit fällt, oh, schrecklicher Sturz! Die Menschen werden einander kochen und fressen. Danach werden sie einander roh verspeisen, ohne Salz und Pfeffer, ohne Essig und Öl! Die Gerechtigkeit wird ein Hohn sein, die Freiheit ein Gelächter und die Wahrheit ein Abscheu! Die Sünde wird über der Tugend zu Gericht sitzen, und das wird Recht sein! Brüder werden Brüder töten! Schwestern werden Schwestern schlagen! Kinder ihre Eltern erziehen

und Tyrannen die Völker verdummen! Das Wort des Menschen wird ohne Wert und Verstand sein, das Gesetz ohne Giltigkeit, das Recht ohne Achtung! Das Leben der Menschen wird wohlfeil sein wie Sand in der Wüste und Salzwasser im Meer. Seiner Arbeit wird keiner bedürfen. Seine Feiertage werden ihm zum Fluche werden, seine Feste zum Spott! Frauen wird man auf dem Markt kaufen zu Heringspreisen. Ideale werden verwechselt werden und Ideen ohne Farbe sein! Das Licht wird zur Pest werden und anstecken, für die Luft wird man zahlen müssen, das Wasser wird vergiftet werden, und den Weizen wird man ins Meer schütten oder verbrennen! Das Geld wird entwertet werden, und für dieses fast wertlose Geld wird alles käuflich sein.« Diese Zeilen hat Kesten nicht etwa schon nach dem Ausbruch des Dritten Reiches geschrieben, sondern lange noch *vor* dessen Ausbruch, wie mir die glückliche Freundschaft mit dem Autor dieses außerordentlichen Buches zu wissen erlaubt. Eine der wenigen Gelegenheiten, in denen man sich erlauben darf, öffentlich Zeugnis abzulegen von einer privaten Beziehung. Denn dieser junge Dichter, den ich seit seinen Anfängen kenne, wächst im Unglück des Exils zu einer wahrhaft bedeutenden dichterischen Persönlichkeit, und es ist mir, dem Älteren, ein Glück, daß es mir vergönnt ist, sein neuestes Werk als eines der bedeutendsten Bücher der deutschen Emigrationsliteratur zu empfehlen.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 26. 5. 1934

DAS DRITTE REICH, DIE FILIALE DER HÖLLE AUF ERDEN

Seit siebzehn Monaten sind wir nun an die Tatsache gewöhnt, daß in Deutschland mehr Blut vergossen wird, als die Zeitungen Druckerschwärze verbrauchen, um über dieses Blut zu berichten. Wahrscheinlich ist, daß der Herr der deutschen Druckerschwärze, der Minister Goebbels, mehr Leichen auf dem Gewissen hat, wenn er eines besäße, als er Journalisten zu seiner Verfügung und zu dem Zweck hat, den größten Teil der Toten totzuschweigen. Denn man weiß, daß die Aufgabe der deutschen Presse darin besteht, nicht Tatsachen zu veröffent-

lichen, sondern sie zu verheimlichen; Lügen nicht nur zu verbreiten, sondern auch zu suggerieren; die Welt – den kümmerlichen Rest der Welt, der noch eine öffentliche Meinung hat – nicht nur irrezuführen, sondern ihm auch noch die falschen Nachrichten mit einer verblüffenden Naivität aufzudrängen. Noch nie, seitdem auf dieser Erde Blut vergossen wird, hat es einen Mörder gegeben, der seine blutigen Hände in so viel Druckerschwärze gewaschen hätte. Noch nie, seitdem in dieser Welt gelogen wird, hat ein Lügner so viel mächtige Lautsprecher zur Verfügung gehabt. Noch nie, seitdem in dieser Welt Verrat begangen wird, ward ein Verräter von einem anderen, noch größeren, verraten, hat man einen solchen Wettstreit der Verräter gesehen. Aber auch noch niemals ward jener Teil der Welt, der noch nicht in der Nacht der Diktaturen versunken ist, dermaßen von dem roten Höllenglanz der Lüge geblendet, dermaßen von dem Gebrüll der Lüge betäubt und schwerhörig gemacht wie jetzt. Denn seit Jahrhunderten ist man gewohnt, die Lüge auf leisen Sohlen schleichen zu hören. Die epochale Erfindung der modernen Diktaturen aber besteht darin, daß sie die lärmende Lüge geschaffen haben, in der psychologisch richtigen Voraussetzung, daß man dem Geräuschvollen den Kredit gewährt, den man dem Leisen versagt. Seit dem Ausbruch des Dritten Reiches hat die Lüge, dem Sprichwort zum Trotz, lange Beine bekommen. Sie folgt nicht mehr der Wahrheit auf den Fersen, sie läuft der Wahrheit voraus. Wenn man Goebbels eine geniale Leistung anmerken soll, so diese: Er hat es vermocht, die offizielle Wahrheit genauso hinken zu lassen, wie er selber hinkt. Seinen eigenen Klumpfuß hat er der offiziellen deutschen Wahrheit verliehen. Es ist kein Zufall, sondern ein bewußter Witz der Geschichte, daß der erste deutsche Propagandaminister hinkt...

Aber dieser sinnreiche Einfall der Weltgeschichte hat die ausländischen Berichterstatter bis jetzt nur selten überzeugt. Denn es ist falsch zu glauben, daß die Journalisten aus England, aus Amerika, aus Frankreich usw. den Laut- und Lügensprechern Deutschlands nicht anheimfallen. Auch Journalisten sind Kinder ihrer Zeit. Es ist eine Illusion, daß die Welt eine richtige Vorstellung vom Dritten Reich habe. Der Berichterstatter, der auf die Tatsachen zu schwören hat, beugt sich vor dem Fait accompli andächtig wie vor einem Götzen, diesem Fait accompli, das sogar die regierenden und mächtigen Politiker, Monarchen und Weise, Philosophen, Professoren und Künstler anerkennen. Noch

vor zehn Jahren wäre ein Mord, gleichgültig wo und an wem begangen, der Schrecken der Welt gewesen. Seit Kains Zeiten fand das unschuldige Blut, das zum Himmel schrie, auch auf Erden Gehör. Noch der Mord an Matteotti – es ist gar nicht so lange her! – erweckte Grauen unter den Lebendigen. Aber seitdem Deutschland mit seinen Lautsprechern den Schrei des Blutes übertönt, wird dieser nur mehr im Himmel wahrgenommen, auf Erden aber als eine gewöhnliche Zeitungsnachricht verbreitet. Man hat Schleicher und seine junge Frau ermordet. Man hat Ernst Röhm und viele andere ermordet. Viele unter ihnen waren Mörder. Aber nicht eine gerechte, sondern eine ungerechte Strafe hat sie ereilt! Klügere, geschwindere Mörder haben die weniger klugen und langsameren Mörder gemordet. In diesem Dritten Reich schlägt nicht nur der Kain den Abel tot; sondern auch der Über-Kain den einfachen Kain! Es ist das einzige Land dieser Welt, in dem es nicht schlechthin Mörder, sondern zur Potenz erhobene Mörder gibt.
Und, wie gesagt: das vergossene Blut schreit zu jenem Himmel, in dem die Berichterstatter (irdische Wesen) nicht sitzen. Sie sitzen in den Pressekonferenzen des Goebbels. Sie sind nur Menschen. Betäubt von den Lautsprechern, verblüfft von der Geschwindigkeit, mit der plötzlich, allen natürlichen Gesetzen zum Trotz, eine hinkende Wahrheit zu laufen beginnt und die kurzen Beine der Lüge sich dermaßen verlängern, daß sie im Sturmschritt die Wahrheit überholen, berichten diese Journalisten der Welt nur das, was ihnen in Deutschland mitgeteilt wird, und viel weniger von dem, was sich in Deutschland ereignet.
Kein Berichterstatter ist einem Lande gewachsen, in dem, zum erstenmal seit der Erschaffung der Welt, nicht nur etwa physische, sondern auch metaphysische Anomalien wirken: monströse Höllengeburten: Krüppel, die laufen; Mordbrenner, die sich selbst verbrennen; Brudermörder, die Mörderbrüder sind; Teufel, die sich in den eigenen Schwanz beißen. Es ist der siebente Kreis der Hölle, dessen Filiale auf Erden den Titel trägt:

»Das Dritte Reich.«

Pariser Tageblatt, 6. 7. 1934

RING DER NIBELUNGEN

Ich glaube nicht, daß die Germanen, die heute Deutschland regieren, Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blute der alten Nibelungen sind; aber es wäre lächerlich, zu leugnen, daß sie den *Geist* der Nibelungen geerbt haben. Man sollte der Wahrheit die Ehre geben, den Germanen von heute diesen Geist konzedieren und die unmenschlichen, jeder moralischen Eigenschaft baren Gestalten des Nibelungenliedes nicht etwa deshalb überschätzen, weil sie aus mythologischem Dämmer entstehen oder weil sie ihre irdischen Konturen in einem literarisch wertvollen Dokument finden. Mögen also die Deutschen auch nicht in direkter Linie von den alten Germanen abstammen, so muß man doch einsehen, daß sich die Vorgänge und Charaktere des Nibelungenliedes oftmals in der neueren deutschen Geschichte wiederholen. Tücke, Verrat, Hinterlist, Meuchelmord: Die Geschichte jeder Nation enthält diese elementarischen Schlechtigkeiten der menschlichen Natur. Aber in Deutschland zeigen Tücke, Verräterei und Hinterlist einen ganz speziellen Charakter – wie man bald sehen wird –, sie haben eine spezielle Note, *die Nibelungen-Note eben.* Immer und überall ist Kain der Bösewicht, Abel der Unschuldige schlechthin. Den Germanen allein ist es vorbehalten, einen heroischen Bösewicht zu haben und einen tückischen Abel. Der finstere Hagen von Tronje erschiene uns gar nicht finster, hätte man ihm diese Eigenschaft nicht so hartnäckig und so oft beigefügt. Hagen von Tronje strahlt beinahe wie der strahlende Siegfried. Und dieser strahlende Siegfried hat eine Walküre betrogen – und nicht nur einmal, als er sie nämlich in der Walhalla sitzenließ und einfach vergaß – sondern auch zum zweitenmal, als er sie (unsichtbar in seiner Tarnkappe) begattete und sie glauben ließ, ihr angetrauter Gemahl Gunther sei es, mit dem sie schlief. Durch diese höchst geschmacklose, ja abstoßende »Mannestreue« Gunther gegenüber betrügt der strahlende Siegfried zugleich auch seine geliebte Kriemhild. Und als hätte er noch an allem nicht genug, stiehlt er der Brunhild in jener Nacht einen Ring. Er besitzt die absolute Taktlosigkeit, ihn der geliebten Kriemhild zu schenken. Ja, er erzählt seiner Gattin haargenau die Umstände, unter denen er ihn bekommen hat. Und die blonde Kriemhild, dieses sanfte Musterbild aller fraulichen Tugenden, die tagaus, tagein Flachs und Sittsamkeit am Rocken spinnt, ist stolz auf den

doppelten Ehebruch ihres Mannes und protzt, das Argument in der Hand, in aller Öffentlichkeit vor der Rivalin mit der Kraft seiner Lenden. Welch ein jämmerlicher Held, Casanova mit der Tarnkappe, dieser geistige Ahnherr der späteren Siegfriedsgestalten! Welch armselige Musterfrau, gegen die Medea ein Engel ist, diese Kriemhild, die Großmutter Gretchens, eine böse Sieben mit der Krone auf dem Flachs, den sie sich selber gesponnen haben könnte!

Man erinnere sich an den weiteren Verlauf dieser monströsen Geschichte: Hagen von Tronje ist zwar ein großer Held, aber dem unverwundbaren Siegfried körperlich nicht gewachsen. Also muß er ihn durch List umbringen. Und zwar aus Treue zu Gunther, der doch eigentlich selbst den Siegfried um Beistand in der Hochzeitsnacht gebeten hatte. Natürlich kennt Gunther die finsteren Pläne Hagens. Aber er ist ein germanischer Held und stellt sich ahnungslos. Kriemhild, die sittsame Schwätzerin, ist auch noch strohdumm. Sie verrät dem Hagen die einzige verwundbare Stelle auf der Schulter Siegfrieds. Man veranstaltet eine Bärenjagd, der natürlich ein Jäger wie der Siegfried nicht fernbleiben will, obwohl Kriemhild böse Ahnungen hat und sogar einen Traum, der ihr den Tod ihres Gatten prophezeit. Hätte sie mehr Verstand gehabt und weniger Ahnungen, so wäre uns die ganze Tragik erspart geblieben. Leider ist dem nicht so. Und bis zum heutigen Tage schätzen die Deutschen die Ahnungen höher als die Vernunft, und also ersparen sie uns keinerlei Tragik...

Nach dem Tode Siegfrieds trauerte Kriemhild – aber nicht allzulange. Im fernen Ungarn winkt ein reicher Freier, der Hunnenkönig Etzel. Frau Kriemhild scheut den weiten Weg nicht, sie fährt los und wird Königin der Hunnen und Mutter. Sie gebiert dem König Etzel – einem gutmütigen schwarzhaarigen Barbaren, der sich auf Blond kapriziert hat – einen Thronfolger. Jetzt ist sie sicher, jetzt kann sie ihre Rache üben. Denn die Rachsucht ist der Grund, aus dem sie dem armen Etzel folgt, der natürlich – wie viele brünette Männer – an die selbstlose Liebe und Treue der Blonden glaubt. Also lädt sie ihre Brüder und Hagen von Tronje mit Gefolge an ihren Hof. Es sind die ersten nachweisbaren Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland...

Wie nun die Recken an die Donau kommen, begegnet ihnen ein christlicher Priester im Gottesgewand, das Kreuz auf der Brust. Was macht ein rechter germanischer Mann beim Anblick eines Christen? Herr von Tronje ergreift den Priester und wirft ihn in den Fluß! Ein Witz!

Ein Kasinowitz! Alle Herren schauen dem Priester zu, der mit dem Wasser kämpft, und lachen sich krank. Ein Wunder geschieht: Der Mann Gottes erreicht das andere Ufer. Und das ist der Anfang des Konkordats, das Germanien mit der katholischen Kirche schließt...
Nach diesem launigen Zwischenfall gelangt die ganze Gesellschaft – »werte Angehörige mit eingeschlossen« – an den Hof Etzels. Bei dem Begrüßungsfest läßt der ahnungslose und gastfreie Barbar Etzel den Verwandten seiner Frau aus der zivilisierten Rheingegend den Stolz des Landes zeigen, den kleinen Thronfolger. Zum besonderen Zeichen germanischer Kinderliebe (aber vielleicht auch, weil das Produkt der Rassenschande ihn stört) zieht Herr von Tronje das Schwert und köpft den Knaben mit einem einzigen wohlgezielten Hieb. So knüpft Germanien diplomatische Beziehungen an...
Hierauf – wie man weiß – beginnt das blutige Fest, man könnte sagen: die Nacht der langen Messer. Freund und Feind gehen unter, Germanien, Hunnen, selbst ein Spielmann, fast ein Pazifist, der Fiedler Volker. Es ist jener Weltuntergang, nach dem die Nibelungen, die untergehen, aber nicht aussterben, ewiges Heimweh haben...
Übrig bleibt der Christ, der Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der konziliante Österreicher, der im Sinne des Gekreuzigten spricht. Er erwartet das Heil der Welt von dem Licht des neuen Glaubens.
Leider irrt der fromme Markgraf, wie Jahrhunderte nach ihm viele seinesgleichen. Er hatte gedacht, die Nibelungen und die Hunnen hätten sich gegenseitig umgebracht. *Aber sie leben noch.*
Der Ring der Nibelungen ist ein seltsamer Ring; sein Zauber besteht darin, daß er sich nicht schließen kann...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 7. 7. 1934

FERN VON DER SCHOLLE

I

Heinrich Heine ist ebenso ein unsterblicher Dichter wie ein ewig aktueller Schriftsteller. Seine dauernde, gewissermaßen immer wieder erwachende publizistische Aktualität wetteifert mit seiner dichterischen

Unsterblichkeit. Die Grazien und die Frauen haben ihn immer geliebt, infolgedessen hat ihn Deutschland immer gehaßt. Er hat dieses Land, das sich unaufhörlich zu beweisen bemüht, daß es seiner Genies unwürdig ist, genau gekannt, geliebt, beweint und verachtet. Er ist sein Prophet. Er hat die Entwicklung Deutschlands genau vorausgesagt. Man lese in seinen Schriften, und man erspart sich die tägliche Lektüre der Berichte aus Deutschland in den Zeitungen. Jede neue deutsche Katastrophe bestätigt ihn. Jede neue Pubertätsphase dieses Volkes, das nicht zur Reife gelangen kann und sich infolgedessen »dynamisch« vorkommt (und leider auch andern Völkern), bestätigt Heinrich Heines Worte über sein Vaterland. Kein Wunder, daß es fast so viele Heine-Biographien gibt wie deutsche Katastrophen. Die neueste Heine-Biographie ist, unseres Wissens, das Buch der *Frau Antonina Vallentin*: Henri Heine, erschienen in französischer Sprache bei Gallimard.

Diese Biographie ist wahrscheinlich die diskreteste von allen Heine-Biographien, behutsam, zart, nachsichtig und ein wenig verliebt. Alle private Misere des Dichters, das Glück und das Leid seiner Liebeserlebnisse sind mit größerer Zuverlässigkeit erraten, als es literarische Forschung und Wissen bis jetzt haben feststellen können. Womit wir nicht etwa sagen wollen, hier fehlte es an wissenschaftlichem Material. Im Gegenteil: Von großer literarhistorischer Gewissenhaftigkeit zeugt dieses Werk. Aber die sachte Hand und das ahnungsvolle Herz einer Frau allein vermochten das Wissen so zu ordnen, daß es lediglich als Material-*Hintergrund* erkennbar wird. Es ist manchmal, als hätte die Autorin persönlich und intim ihren Gegenstand gekannt und nur gleichsam, wie um sich ihres Eindrucks zu vergewissern, die gewichtigeren objektiveren Zeugen noch einmal gewissenhaft befragt. Dabei wird nicht einen Augenblick das Angesicht der Epoche, die Heine krönt und repräsentiert, vergessen und nicht seine ewige Aktualität, von der wir oben gesprochen haben. Ein sehr wacher publizistischer Sinn zwingt das zärtliche Auge der Autorin, das gerührt den kranken Liebling der Musen betrachtet, immer wieder die Aktualität wahrzunehmen und die Analogie zu erfassen zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Es ist ein nobles Buch. Die Autorin tritt in den Schatten ihres großen Helden – und dennoch verrät gerade die diskrete Haltung ihre verständige Anwesenheit. Das Buch, deutsch verfaßt, ist in französischer

Sprache erschienen, eines der wenigen würdigen Gastgeschenke, das die deutschen Autoren jenseits der Grenzen deutscher Barbarei den französischen Freunden Heines und seines Geistes bieten konnten.

II

Ein offenbar sinnreicher Zufall bringt uns fast gleichzeitig mit der oben genannten Heine-Biographie ein neues Buch des bekannten Heine-Biographen und Politikers *Hermann Wendel.* Jenen Lesern, die mit der Vor- und Nachkriegspolitik vertraut sind, braucht man Hermann Wendel nicht mehr vorzustellen. In Metz geboren, von deutschen Eltern, in seinem Herzen die Liebe zu Frankreich ebenso hegend wie den Wunsch nach einem freien und würdigen Deutschland, war Hermann Wendel sozialistischer Abgeordneter aus dichterischem Elan, aktiver Politiker aus Idealismus, kein Real-, sondern ein Idealpolitiker sozusagen. Ein vollkommener Typus der Grenzmenschen, gallisch und deutsch, Europäer in einem Sinne, der heutzutage tot ist.
Hermann Wendel läßt jetzt im Straßburger Verlag Mésange seine Jugenderinnerungen erscheinen (»Jugenderinnerungen eines Metzers«): deutsch geschrieben, europäisch gefühlt, wie alles, was dieser Politiker, Historiker, Publizist geschrieben hat. Eine gütige Wehmut strahlt aus seinen Erinnerungen wider, eine verzeihende Wehmut. (Wendel hat dem Sozialismus und Deutschland gewiß viel zu verzeihen.) Sein Buch ist wichtig, allgemein gültig, obwohl es scheinbar nur persönliche Erlebnisse enthält. Aber Wendel hat die Gnade des Schriftstellers und des Weltmenschen. Also wird, was er sagt, kultiviert, zart, kräftig, gültig und reich an Aufschlüssen.

III

Das dritte Buch, das uns würdig erscheint, mit den zwei eben genannten gemeinsam erwähnt zu werden, sind die Mitteilungen des bekannten Berliner *Rechtsanwalts Dr. Alfred Apfel* über die Hintergründe der deutschen Justiz (»Les dessous de la Justice Allemande«, Gallimard NRF). Es sind eigentlich Enthüllungen. Die Deutschen, die dieses Buch lesen, werden sich daran mit Wehmut erinnern können, daß

Deutschland lange noch vor Hitler reif gewesen ist, ein Drittes Reich zu werden. Die Franzosen werden aus diesem Buch ersehen, was sie vielleicht zu spät gelernt haben und was sie reichlich früher hätten lernen können. (An ihrer Justiz sollt ihr sie erkennen!) Apfel, der selbst ein Gefangener der Hitler-Regierung war, hat sein Leben nach Frankreich gerettet, und es scheint uns eine sinnvolle, geziemliche Haltung, daß er seine Enthüllungen in französischer Sprache zuerst veröffentlicht. Man kann, wenn man sein Leben nach Frankreich gerettet hat, diesem Land nicht anders danken, als indem man es aufklärt. Es ist nicht nur ein Dank, sondern auch ein Verdienst, was immer auch die Barbaren von »Vaterlandsverrätern« sagen mögen. Unser Vaterland ist zwar nicht jenes, in dem es uns gutgeht! Wohl aber kann ein Land, in dem Böses geschieht und in dem das Böse zubereitet wird wie in der Küche der Hölle, nicht mehr unser Vaterland genannt werden. Wir brauchen keine »Scholle«, auf der das Unkraut gedeiht.
Über jedem Kapitel des Buches von Alfred Apfel steht ein Zitat von Heinrich Heine; von jenem prophetischen, ewig aktuellen Heinrich Heine, den Antonina Vallentin so sichtbar gemacht hat.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 14.7.1934

LIEBER WALTER MEHRING,

ich danke Ihnen für Ihr Buch, und ich beglückwünsche Sie dazu. Sie hätten es nicht: *»Euch zum Trotz«* nennen sollen, sondern: »Uns zum Trost«. Denn es ist ein Trost, zu sehen, wie reif und stark Sie geworden sind, seitdem Ihr Vaterland unreif, ohnmächtig, lächerlich und bestialisch erscheint. Ihre neuen Gedichte haben die Kraft, die dem Dichter das unverschuldete Unglück verleiht, die Gnade des ironisierenden Hasses, den weiten, klingenden Atem der großen, echten Trauer, in der die Welt lebt, seit Deutschland sich selbst geschändet hat. Das schönste Gedicht in Ihrem Buch: »Brief ins Exil« erreicht die schmerzliche Vollkommenheit, die sich in manchen Gedichten Heines findet. (Man schämt sich zu Unrecht und aus einer Art snobistischer Furchtsamkeit, lebende Dichter, mit denen man sich im Kaffeehaus trifft, mit großen Toten zu vergleichen.) Also setzen Sie in würdiger Schönheit

die unsterbliche Reihe jener Männer fort, die das deutsche Vaterland verlassen müssen und die es nicht vergessen können, die seinen Glanz noch dann verbreiten, wenn es selbst in Finsternis und Nacht versinkt, und den großartigen Duft der deutschen Sprache durch die Welt strömen lassen, in den trostlosen Jahren, in denen es in Deutschland stinkt. Klage, Anklage, Heimweh, Liebe, Trostlosigkeit, Musik: Sie haben alle Elemente des Dichters und der Dichtkunst in Ihrem Buch. Befreit von der Notwendigkeit, jenes armselige deutsche »Kabarett« mit »Chansons« zu versorgen, das Kabarett, das niemals in Deutschland den Mut hatte, scharf und kritisch zu sein, die Feigheit der »Revolution« und die Bestialität der »Reaktion« anzukündigen, sind Sie, lieber Mehring, heimgekehrt in Ihre wirkliche Heimat: in die Einsamkeit, die dem Dichter ziemt – und in das Exil, das jedem anständigen Deutschen ziemt, der nicht im Konzentrationslager gefangen ist. In Ihrem Gedicht »Mirakel des heiligen Bürokratius« haben Sie ein großartiges Wort geschaffen, um das ich Sie beneide:

Die Wache gab ihm einen Stoß –
da stand der Mann im *Staatenlos*

Das Land »Staatenlos«: Dort sind wir zu Hause. Dort und in der deutschen Sprache, unserer einzigen Heimat, seitdem sie heimatlos in Deutschland geworden ist, von arischen Mauschlern geschändet, von »jüdischen« Dichtern allein noch verteidigt, von toll gewordenen sechzig Millionen gelallt, von Brandbuben als Zunder mißbraucht.
Ihr selbst, der Sprache, meine ich, verhelfen Sie in der Welt zu ihrem alten Klang und Glanz. Ich weiß nicht, wie lange diese törichte europäische und amerikanische Welt noch das wahnsinnige Heulen zu begreifen sich bemühen wird, das innerhalb der Grenzen Deutschlands tobt und stürmt. Aber ich wünsche, daß jener Teil der Welt, der noch die alte deutsche Sprache kennt, Ihre Gedichte mit der Genugtuung lese, die sie mir bereiten.

Ihr ganz ergebener Joseph Roth

Das Neue Tage-Buch (Paris), 14. 7. 1934

ERWIDERUNG AUF JOSEPH BREITBACH*

Lieber Herr Grix,
die Darstellung, die mein Freund, der deutsche Schriftsteller Joseph Breitbach, in Ihrer Zeitschrift unter dem Titel: »Kennen die Franzosen wirklich die deutsche Literatur von heute?« veröffentlicht hat, verlangt und verdient Widerspruch. Erlauben Sie mir also, mir, der ich (mit Franz Kafka) die Ehre hatte, von Breitbach als in Frankreich übersetzter und bekannter Autor angeführt zu werden, seinen Artikel zu erwidern. Ich glaube dazu in mehrerer Hinsicht berechtigt zu sein, wie man im folgenden sehen wird.
Joseph Breitbach beharrt auf der Tatsache, daß weder Kafka noch ich deutscher Nationalität sind. Was mich betrifft, ich war mein Lebtag stolz darauf, nicht deutscher Nationalität, sondern österreichischer Nationalität zu sein. Mein großer und unsterblicher Kollege Franz Kafka ist tot, unglücklicherweise, aber lebte er noch, wäre er gewiß ebenso stolz wie ich, nicht Träger jenes deutschen Passes zu sein, den die rheinischen Vorfahren Breitbachs anzunehmen leider genötigt waren, zum größten Schaden Europas, und dem deren Abkömmling, Joseph Breitbach, heute eine Art Reverenz zu erweisen scheint.
In seinem Artikel geht Breitbach von dem Standpunkt aus, daß bis jetzt nicht die für den »deutschen Geist« charakteristischen Autoren ins Französische übersetzt wurden, sondern vielmehr Autoren deutscher Sprache, die, dem »westlichen« Einfluß anheimgefallen, den Franzosen nur einen bloßen Anschein der »deutschen Seele« vorzustellen wüßten. Ihm zufolge sind Schriftsteller wie zum Beispiel Heinrich Mann und Jakob Wassermann nicht in der Lage, Deutschland zu repräsentieren. Hingegen wären die echten deutschen Schriftsteller Hans Grimm, der Verfasser von »Volk ohne Raum«, Hermann Stehr, Binding, Beumelburg, Alverdes, Carossa, Blunck, Schäfer, Britting, Schickele, Friedrich, Schnack, Schmidtbonn usw. Hätte man sie übersetzt, denkt er, wären sie in Frankreich ebenso berühmt geworden wie Heinrich Mann, und man hätte den Franzosen die Überraschung erspart, sich plötzlich dem Deutschland Hitlers anstatt, wie sie es immer geglaubt hatten, dem Deutschland Stresemanns gegenüber zu sehen.

* Titel vom Hrsg.

Nun gut, was mich betrifft – Sie kennen meinen konservativen Geist, lieber Herr Grix, und Ihre liebenswürdigen Leser werden mir erlauben, ihnen ein paar Auskünfte über meine Haltung zu geben, damit ihnen die unbedingte Sachlichkeit meiner Erwiderung auf Breitbach vor Augen trete – was also mich betrifft, so habe ich, ganz im Gegensatz zum Frankreich Briands, zwischen Stresemann und Hitler nie einen Unterschied gemacht. Aber ich habe einen Unterschied gemacht zwischen Heinrich Mann – dessen Weltanschauung der meinen entgegengesetzt ist – und Joseph Breitbach beispielsweise, dessen Glaubensbekenntnis, wenn er sich auf die deutsche Seele beruft, mir ebenso peinlich ist wie mir das Idealbild eines preußischen und protestantischen Deutschland, wie Heinrich Mann es in sich trägt, falsch erscheint.

Dies ist kein Plädoyer *pro domo.* Ich bin stolz, ein konservativer österreichischer Schriftsteller zu sein, nicht jene deutsche Nationalität zu besitzen, die ich Breitbach von ganzem Herzen gönne, und sei es nur, um einen braven Freund mehr zu haben unter meinen raren Freunden preußischer Staatsangehörigkeit.

Aber Breitbach begeht Sachfehler. Und es erscheit mir als eine Pflicht, ihn selbst sowie die Leser der »Revue hebdomadaire« aufzuklären.

Rainer Maria Rilke beispielsweise ist ein Österreicher wie Franz Kafka und ich. Hermann Hesse, den Breitbach als einen der typischen Vertreter der echten deutschen Seele anführt, ist Schweizer; René Schikkele ist Elsässer, er ist ein Franzose, und er legt so wenig Wert auf den Besitz eines deutschen Passes wie den, über den mein armer Freund Breitbach verfügt, daß er seinen französischen Paß behalten hat, obwohl sein Talent – meines Erachtens – in Frankreich nicht so anerkannt ist, wie er es verdient. Binding, Blunck, Alverdes, Beumelburg, Grimm, die Breitbach als die einzigen charakteristischen Schilderer der »deutschen Seele« vorstellt, sind »Regionalphänomene«, Dichter der deutschen »Scholle«, jener wohlbekannten deutschen Scholle, verschleiert von romantischer Lüge, aber geräuchert mit dem Ammoniak der Leunawerke; es sind die Dichter einer »chemischen Scholle«, einer von »I.G. Farben« industrialisierten Flur; es sind verwaschene Romantiker, die freilich keine Beziehung mehr zu der westlichen Vernunft haben können, weil sie ohne Beziehung zu Europa sind. Schäfer ist derart langweilig, daß ein ungeheures Gähnen ganz Frankreich erfassen würde, wenn man es unternähme, diese »deutsche Seele« zu

übersetzen. Ganz allgemein werde ich mir übrigens erlauben, die Herren französischen Verleger vor der Veröffentlichung der meisten dieser deutschen Schriftsteller, die von Breitbach als »deutsche Seelen« vorgestellt werden, zu warnen. Die »deutschen Seelen« sind immer »schlechte Geschäfte«. Der französische Leser würde vielleicht Bekanntschaft mit der deutschen Seltsamkeit machen, aber er würde sich entsetzlich langweilen. Hermann Stehr selbst, den man für einen Klassiker unter den Dichtern der deutschen Scholle ansehen kann, ist ein vortreffliches Schlafmittel. Ich glaube, er fände bei den französischen Apothekern besseren Absatz als in den französischen Buchhandlungen. Jedenfalls hätte er keine Auswirkung auf das Herz.

Wenn es sich um zu übersetzende deutsche Bücher handelt, glaube ich, daß die Franzosen besseren Geschmack haben als die Deutschen. Vor ungefähr zwölf Jahren schrieb mir mein Freund Breitbach einen enthusiastischen Brief über meinen ersten Roman (mir, der ich um nichts in der Welt ein Dichter der deutschen Scholle und Seele bin). Gebe der Himmel, daß er sich nicht darauf verlegt, den öden Nationalstraßen zu folgen, auf denen seine Autoren als »Wandervögel« einherschreiten. Ich fürchte, die Franzosen, deren literarischer Sinn so fein ist, würden sich dann darauf verlegen, von Joseph Breitbach nichts mehr wissen zu wollen, wie von Beumelburg und von Binding, und das wäre die Wirkung nicht der Unkenntnis, sondern der Langeweile.

Empfangen Sie, lieber Herr Le Grix, den sehr lebhaften Dank Ihres ergebenen Joseph Roth.

La Revue hebdomadaire (Paris), 4. 8. 1934
(Aus dem Französischen)

»Im Lande der Wolkenkratzer«, Pariser Tageblatt, 12. 8. 1934, übernommen in »Der Antichrist«, Kapitel ›Die Heimat der Schatten‹, S. 613

DIE JUDEN UND DIE NIBELUNGEN

I

Das Verhältnis der Juden zu ihren Vaterländern, insbesondere das Verhältnis der deutschen Juden – oder der Juden mit deutscher Muttersprache – zum deutschen Vaterland, gehört seit langem zu jenen Themen, die man gewöhnlich als vermeidbare und zu vermeidende, wenn nicht als peinliche bezeichnet. Es ist, als bemühte man sich allerseits, den verlogenen Firnis der Gutgelauntheit, der den miserablen Zustand der Welt überdeckt, nicht dadurch zu beschädigen, daß man eine der Wunden auch nur erwähnt, an denen diese Zeit leidet. Ja, als bemühte man sich geradezu, diese Wunde zu verleugnen, in der kindischen Hoffnung, sie würde, hartnäckig ignoriert, schon von selbst heilen. Dies gilt allerdings nicht von den Antisemiten, deren blutigste Abart seit 18 Monaten in Deutschland regiert, sondern in erster Linie von ihren Opfern, nämlich den deutschen Juden. Nun aber folgt, wie es ja nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft nicht anders möglich wäre, gerade aus einem krampfhaften Bemühen, etwas zu verschweigen, zu vertuschen oder zu verheimlichen, eine noch heftigere, wenn auch nicht immer ihren entsprechenden Ausdruck findende Wirkung des verhüllten Tatbestandes. Der Schmerz, den man durch Nichtbeachtung zu stillen gedacht hatte, wird immer stärker, akuter und aktueller.

Es ist hier nicht der Ort, und übrigens nicht die Aufgabe des Schreibers dieser Zeilen, das Thema in einer entscheidenden Weise zu erörtern. Ein paar Bemerkungen, Hinweise und Erläuterungen scheinen mir aber in diesen Tagen angebracht – und besonders, weil ich aus privaten Zuschriften und öffentlichen Erwiderungen, die mir infolge meiner letzten Artikel im »Neuen Tage-Buch« zugingen, den Eindruck empfangen habe, daß es möglich ist, mit der allgemeinen Erörterung eine gesonderte Erwiderung zu verbinden.

Unter der Anzahl der privaten Zuschriften und der öffentlichen Polemiken scheinen mir zwei eines näheren Eingehens würdig. Diese nehme ich nun zum Anlaß meiner Ausführungen:

Eine jüdische Dame aus Deutschland, in Holland wohnhaft (und wahrscheinlich dorthin geflüchtet), schreibt mir unter anderem folgendes: »...ist die Zugehörigkeit zu einem Volk, zu einem Land, etwas so

Willkürliches, daß wir nur zu leugnen brauchen, um sie auszulöschen?« ... »Soll die Vaterlandsliebe nicht, wie jede Liebe, bedingungslos sein? Was würden Sie von einer Mutter sagen, die, wenn ihr Kind plötzlich zum Verbrecher würde, dieses Kind verleugnete...? Ich glaube, jede Mutter würde... wissen, daß ihr Kind irregeleitet, aber nicht schlecht ist. ›Wirf keinen Stein in den Brunnen, aus dem du einmal getrunken hast.‹ (Spruch aus der Bibel) Wenn die Besten des Volkes ihre Wurzeln im Erdreich ihres alten Vaterlandes lassen, dann wird auf dieser Scholle vielleicht gar nicht so viel Unkraut gedeihen können! ... Ich bin Jüdin und weiß daher, was es heißt, dieses Nie-ganz-Dazugehören... Fordern Sie nicht dazu auf, daß dieses Schicksal sich auch dort vollzieht, wo es vermeidbar wäre!«
Diese Dame spielte auf folgenden Satz an, den ich im »Neuen Tage-Buch« geschrieben hatte: »Unser Vaterland ist zwar nicht jenes, in dem es uns gutgeht! Wohl aber kann ein Land, in dem Böses geschieht – nicht mehr unser Vaterland genannt werden.«
Nun, es ist leicht einzusehen, daß die Argumentation der Schreiberin mich nicht überzeugen kann. Der sentimentale Vergleich zwischen der Mutter, die ihr verbrecherisches Kind nicht verleugnet, und dem Angehörigen eines verbrecherischen Vaterlandes, der sich immer noch zu diesem bekennt, ist nicht nur im Wesentlichen, sondern auch im Bildlichen unrichtig. Es läge näher, das Vaterland mit der Mutter zu vergleichen und dessen Angehörige mit dem Kind. Aber lassen wir dieses falsche Bild gelten! Ich sehe nicht ein, weshalb in allen Fällen, unter allen Umständen eine Mutter ihr verbrecherisches Kind lieben muß. Es gibt verbrecherische Kinder, denen die Mutter alles verzeihen kann. Aber ebenso gewiß gibt es Verbrecher, deren Mütter sich des Verbrechens mitschuldig machen, wenn sie fortfahren, sich zu ihnen zu bekennen. Bedingungslos, wie die Schreiberin meint, ist nur eine Liebe: die zu Gott. (Für die Gläubigen; und für manche: die Liebe zur Wahrheit.) Ja, es ist sogar die Pflicht einer Mutter, sich von einem Kinde loszusagen, das zum Beispiel Schande auf Schande häuft, Gott und die Menschen lästert, die Schwachen fortgesetzt vergewaltigt und außerdem noch verhöhnt und, nachdem sie gemordet sind, am Spieße brät und zum Frühstück verzehrt. Jede Mutter, die solch ein Kind liebte, wäre unmenschlich, unmenschlich wie ihr Kind.
Was die Frage betrifft, ob die Zugehörigkeit zu einem Volk und zu einem Land etwas »Willkürliches« sei oder nicht, so lautet die sehr

allgemeine, aber vollkommen treffende Antwort darauf: daß es nichts Willkürliches oder Zufälliges überhaupt gibt oder daß alles zufällig ist – je nach dem Standpunkt des Betrachters. Die Juden besonders hätten tausend Gründe, äußerst sparsam mit der Behauptung umzugehen, ihre Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke sei ehernes Schicksal. Die Vorfahren der Schreiberin waren zuerst in Palästina heimisch, dann in Spanien, dann in Deutschland, vielleicht auch in Polen, hierauf wieder in Deutschland. Alles war Schicksal, alles war Zufall, wie man will. Als die spanische Inquisition wütete, konnten die »Besten des Volkes« keineswegs »ihre Wurzeln im Erdreich des alten Vaterlandes lassen« – und Unkraut gedieh auf der spanischen »Scholle«. Ja, die Schreiberin selbst gibt zu, daß sie als Jüdin wisse, was es heiße: »dieses Nie-ganz-Dazugehören«. Dennoch glaubt sie, es erzwingen zu können. Wodurch erzwingen? – Durch Schweigen!

Es gibt, wie gesagt, nur *eine* bedingungslose Liebe: die zu Gott. Das sollte gerade eine Jüdin wissen, die zu der Familie Jesu Christi gehört. Nebenbei gesagt: es würde alle Juden und Jüdinnen in den Augen der sogenannten »arischen« Völker mehr ehren, wenn sie diese einzig bedingungslose Liebe bekennen würden, als wenn sie die Liebe zu ihren so oft wechselnden Vaterländern eine »bedingungslose« nennen wollten. War nicht vor 4000 Jahren Ägypten das Vaterland der Juden gewesen? Und nannten sie nicht auf ihrer Wanderung durch die Wüste Ägypten noch ihr Vaterland? Ach, ja! Sie »sehnten sich nach den Fleischtöpfen Mizraims« mehr als nach der Stimme Gottes; damals schon! Aber damals gestanden sie wenigstens aufrichtig noch ihr Heimweh nach den Fleischtöpfen...

Was aber den schönen Spruch betrifft, der da sagt, man möge keinen Stein in den Brunnen werfen, aus dem man einmal getrunken habe, so ließe sich darauf erwidern – um bei dem Bilde zu bleibe –, daß die Juden es waren, die seit mehr als 100 Jahren diesen Brunnen – nämlich Deutschland – gespeist haben. Sie haben wohl aus ihm getrunken; aber sie haben ihn auch erhalten. Steine – und sogar Gift – warfen in diesen Brunnen die Nationalsozialisten. Seitdem ist er unbrauchbar und sogar verflucht.

Man hüte sich, aus einem vergifteten Brunnen zu trinken: Jud' und Christ!

Man werfe Steine in ihn, damit er erkennbar werde als ein vergifteter!

II

Im Brünner *»Tagesboten«* polemisiert ein jüdischer Herr namens Karl Toller gegen meinen im »Neuen Tage-Buch« erschienenen Artikel *»Ring der Nibelungen«*, an den sich die Leser dieser Zeitschrift hoffentlich noch erinnern.

In »einem leicht hingeworfenen Aufsatz« – meint dieser Polemiker – hätte ich ein »Kulturgut« den »Spöttern preisgegeben«.

Also schreibt der Herr Toller:

»Herr Roth hat seine Heimat verloren... aber aus dem Unglück gebiert sich ihm nicht das tiefe Schweigen echter Gläubigkeit... Goethe sagt vom Nibelungenlied, daß dessen Kenntnis zu einer Bildungsstufe der Nation gehört...«

Und da ich die niederträchtige Handlung Hagens von Tronje, der einen christlichen Priester ins Wasser wirft, als die Art bezeichnete, in der Germanien Konkordate schließt, fragt dieser nibelungentreue israelitische Vasall: »Woher nahm er (Joseph Roth) sich das Recht, von Dingen zu sprechen, die ihn ganz bestimmt nichts angehen?«

»Diesem Schriftsteller«, so fährt der Herr Toller fort, »der doch wohl eines deutschkundlichen Unterrichts teilhaftig geworden war...« Und: »Es ist einleuchtend, daß seelische Werte einer bestimmten Gemeinschaft einer anderen unzugänglich sein können...« Und: »Neben das höchste Recht ... zu leben, tritt die genauso große Pflicht zu schweigen, wenn man zum Reden nicht berufen ist...« Und: »Wenn solche aufgeklärten Lobredner einer Vernunft ... mehr die Wahrung des Gewissens geschätzt hätten, dieses traurige Schauspiel im ›Tage-Buch‹ wäre uns erspart geblieben...« Und: »Waltet hier die bloße Lust, die heutige entgötterte Welt noch mehr zu entgöttern...?«

Daß eines Tages ein israelitischer Herr aus Brünn in Mähren, derzeit Tschechoslowakei, die Nibelungen gegen mich in Schutz zu nehmen versuchen könnte, hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt. Die Nibelungen scheinen sehr tief gesunken zu sein! Mehr noch aber, als die Tatsache, daß die mährischen Israeliten eine Lanze für Germanen brechen, überrascht mich die Tatsache, daß einer von ihnen nicht weiß, wer ich bin, und daß er mich in frommer Tumbheit offenbar für einen aufgeklärten Spötter hält; während doch seine Landsleute und Glaubensgenossen wissen, daß ich ein sogenannter »Reaktionär« bin, ein Gläubiger, ein Monarchist sogar, und erfüllt von Achtung gegenüber allen

überlieferten Werten, mit Ausnahme jener heidnischen, vor denen manche Juden und Nationalsozialisten gemeinsam ihren paganistischen Gottesdienst verrichten. Entweder also ist die Stadt Brünn seit der Zeit, in der ich sie zuletzt gesehen habe, so groß geworden, daß einer ihrer Juden abseits der neueren deutschen Literatur zu leben gezwungen ist; oder aber: Der Herr Karl Toller gehört zu jenen nicht seltenen israelitischen Germanisten, denen es gelungen ist, wahre ahnungslose Parzivals zu werden.

Ich bitte die Leser des »Neuen Tage-Buchs« um Entschuldigung dafür, daß ich Privates erwähnen muß; es wird das Allgemeine verständlich machen.

Erstens irrt sich der Herr: Ich habe meine Heimat *nicht* verloren. Meine Heimat ist Österreich, nicht Deutschland; jenes Österreich, vor dessen Toren einst die Tataren haltmachen mußten, heute die Deutschen, und auf das ich aus diesem Grunde stolz bin; zweitens geht es mich sehr wohl – aus konfessionellen Gründen – an, mit wem die Kirche ein Konkordat schließt; abgesehen davon, daß ich der Meinung bin, ein Konkordat der katholischen Kirche mit Hitler müßte *auch die Juden* mehr angehen als etwa die Ehrenrettung der Nibelungen. Drittens: Was die Frage betrifft, ob ich zum Reden oder zum Schweigen berufen bin, so dürfte selbst einem jüdischen Nibelungen-Verteidiger bekannt sein, daß ich die anerkannte – auch von arischen Nibelungen-Verteidigern anerkannte Berechtigung erworben habe zu reden. Daß ich »eines deutschkundlichen Unterrichts teilhaftig geworden« bin, dürfte den meisten Kennern der neueren deutschen Literatur nicht unbekannt sein.

Beinahe könnte man glauben, es gäbe eine Art jüdischer »Chuzpe«, die sich noch hinter germanischen »Belangen« verbergen kann.

Möchten die Juden doch endlich einsehen, daß es ihnen eher ansteht, Jehova zu verteidigen als etwa die Nibelungen!

III

Wenn einer von ihnen aber Goethe zu seinem Zeugen ernennt, dann möge er ihn auch gründlich zitieren. Hier ist, was Goethe von dem Nibelungenlied gesagt hat: »Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur einer waltenden Gottheit. Der christliche Kultus

ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. *Dabei von der größten Roheit und Härte.*«

Der israelitische Nibelungen-Hüter *unterschlägt* diese Worte Goethes; oder er kennt sie nicht.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 18. 8. 1934

DER SEGEN DES EWIGEN JUDEN

Zur Diskussion

Vor einigen Tagen wurde ein jüdischer Friseur in Marseille wahnsinnig. Er begann, die Fensterscheiben eines unschuldigen Ladens zu zertrümmern, wurde überwältigt und in die Irrenanstalt gebracht.

Dieser Friseur stammte aus Constantine, wo jüngst die Mohammedaner das jüdische Viertel überfallen und gebrandschatzt hatten. Viele Juden sind auf gräßliche Weise umgekommen.

In jenen Tagen befand sich der Friseur in Paris. Er erkundigte sich bei einem seiner Landsleute nach dem Schicksal seines Ladens in Constantine. Dem Laden und der Familie sei nichts geschehen, telegraphierte der Freund. Der Friseur brach seinen Aufenthalt in Paris ab und fuhr nach Marseille, um sich einzuschiffen.

Dort wurde er plötzlich verrückt, wie gesagt; man sollte meinen: grundlos. Denn wenn irgendein Jude in Constantine von Glück reden konnte, so war es dieser Friseur, dessen Laden und dessen Familie mitten im Pogrom unversehrt geblieben waren. Offenbar aber hatte er, wie es oft jüdische Art ist, das Unglück aller anderen Constantiner Juden als sein eigenes empfunden. Steht es nicht geschrieben, daß »alle Juden Brüder« sind? Die Art, in der sich sein Wahnsinn äußerte, ist bezeichnend: Er begann, im unschuldigen Marseille Rache zu nehmen für die unschuldig zertrümmerten Läden seiner Brüder in Constantine. Wer weiß, ob er nicht mit dem Rasiermesser – er ist Friseur und kann so gut damit umgehen wie die Mohammedaner in Constantine – ein paar unschuldige Ladenbesitzer umgebracht hätte. Er war offenbar besessen von der Vorstellung der zertrümmerten Läden und der geschlachteten Menschen. Die furchtbaren Bilder nahmen buchstäblich »von ihm Besitz«. Die Untaten seiner mohammedanischen Landsleute sah er so deutlich, daß sie »zwingend« wurden. Es waren eben »Zwangsvorstellungen«. Er mußte den Schrecken auch hervorzurufen suchen, der ihn seit Tagen ausfüllte. Er konnte nicht allein mit ihm bleiben. Man könnte sagen: Der Schrecken hat ihn gesprengt.

Exzeptionell-pathologischer Fall jüdischen Verfolgungswahns, hervorgerufen durch eine tatsächliche Verfolgung der Juden. Auf die Haltung der jüdischen Gesamtheit sei daraus kein Schluß zu ziehen – sagen die Klugen, die sich mit Recht: gemäßigt nennen. Uns scheint es,

daß man gerade in den extremsten Erscheinungen das Typische erkennt. Und ebenso wie wir in Hitler und im Nationalsozialismus die bis zum Wahnsinn gesteigerten latenten Wahnideen des deutschen Volkes sehen, ebenso offenbart für uns jener jüdische Friseur die latente Wut der Juden aus Constantine. Es sind immer wieder die »Gemäßigten«, die da sagen, der Nationalsozialismus »vergewaltige« das deutsche Volk. Ein Volk, das sich vergewaltigen läßt, ist (ebenso wie eine Frau) in den Vergewaltiger verliebt. Es ist sinnlos, das deutsche Volk gegen seinen Hitler in Schutz nehmen zu wollen. Der Nationalsozialismus hat recht, wenn er sagt, er allein sei der Vertreter des deutschen Volkes. In dieser Stunde hat er jedenfalls recht. Es kann sein, daß er morgen unrecht hat. Auch von einer Frau, die sich vergewaltigen läßt, kann man nicht wissen, ob sie nicht morgen schon ihren Vergewaltiger hassen oder sogar verleugnen wird. Deshalb erscheint es uns sinnlos, wenn die geschlagenen, ohnmächtigen, vertriebenen Deutschen sich und der Welt einzureden versuchen, das »Dritte Reich« sei gewissermaßen nur ein fataler Irrtum; es gebe das »andere Deutschland«; und dergleichen begreifliche, aber höchst nutzlose Tröstungen und Ausreden mehr. Zu den fanatischen Verbreitern dieser Versionen gehören die deutschen Juden. Sie hätten allen Grund, jene Greuelgeschichten zu verbreiten, derer sie von der Regierung des Dritten Reichs bezichtigt werden. Aber aus purer Angst, der Verleumdung, deren Opfer sie sind, Nahrung zu geben, versuchen sie unermüdlich, ihre patriotischen Gefühle zu übertreiben; die Hundertprozentigkeit ihres Deutschtums zu beteuern, die Heimat dort zu entschuldigen, wo sie am schärfsten angeklagt werden müßte; die Stimme der Gerechtigkeit zu dämpfen; zu vertuschen, zu glätten, zu besänftigen, zu verdrehen. Dadurch aber, daß sie sich zu einem lügnerischen Vaterland bekennen, begehen sie einen Frevel an der Wahrheit. Indem sie Deutschland entschuldigen, werden sie zu Mitschuldigen Deutschlands.

Sie suchen – aus reineren Motiven – so das barbarische Angesicht Deutschlands zu verfälschen – nicht anders als Goebbels. Man hat ihnen so oft gesagt, daß die Treue zum Vaterland nicht die Eigenschaft der Juden sei, daß sie sich nur Hals über Kopf gleichsam in diese Treue stürzen, um in ihr unterzugehen.

Sie reagieren anders als jener Friseur aus Constantine, aber gleichfalls pathologisch. Sie verraten eine Abart des Verfolgungswahns: Man könnte ihn einen stoisch-patriotischen nennen. Sie betonen so sehr

ihre Zugehörigkeit zum Deutschtum, daß man sie an dieser Überbetonung allein schon erkennen würde – hätten sie nicht noch Hunderte andere Merkmale. Schmählich und jämmerlich von Hitler aus dem Haus geworfen, stehen sie vor den Toren und begehren vergeblich Einlaß. Dieses Betragen ist kindisch. Und wäre es nicht so tragisch, man könnte es sogar närrisch nennen.

II

Zum erstenmal seit der Emanzipation erleben die deutschen Juden eine mörderische Demütigung, mit der verglichen die Verfolgungen, denen sie im Mittelalter ausgesetzt waren, harmlos genannt werden können, mit denen verglichen die Pogrome im zaristischen Rußland, die antisemitischen Manifestationen im neuen Polen beinahe Sympathiebeweise für Juden sind. Die in Deutschland ansässigen Juden hatten den Deutschen zu viel moralischen Kredit gewährt. Juden sind leicht geneigt, ein Volk nach seinen Genies zu beurteilen. Juden lesen nämlich gerne. Sie sind das Volk der Bücher. Sie beurteilen auch die anderen Völker nach deren Büchern. Sie sahen in den Deutschen die Nation Lessings, Herders, Goethes. Ist es nun im allgemeinen eine höchst strittige Frage, ob die Nationen ein Recht haben, auf »ihre« Genies stolz zu sein, so ist es doch in Deutschland sehr deutlich zu sehen, erschrekkend deutlich, daß seine Genies und Talente wie arme Verirrte oder Verbannte aussehn, vom Vaterland mißachtet und das Vaterland geringschätzend. Das deutsche Genie fühlt sich keineswegs in Deutschland zu Hause. Beispiele sind bekannt. Die Genies spielen in Deutschland beinahe die gleiche Rolle wie die Juden. In preußischen Städten heißen die Hauptstraßen nach Generalen und die Torten nach Goethe. Es gibt eine Kleiststraße in Berlin, aber gemeint ist der General Kleist, nicht das einzige literarische Genie, das Preußen hervorgebracht hat. Die Juden lebten ferne von den deutschen Offizieren, Beamten, Adeligen, Bauern. Sie lebten nur nahe den deutschen Büchern. Es ist rührend, mit welcher Vertrauensseligkeit dieses alte skeptische Volk, das seinen Propheten mißtraute und Jesus Christus auslachte, ohne zu prüfen, den Grundsatz aufstellte: die Deutschen seien das Volk Goethes – und damit basta. Selbst die im wörtlichen Sinne vernagelten Heerführer, die niemals ein Buch gelesen hatten, gewannen in den Au-

gen der Juden einen Goetheschen Glanz. Ich kenne einen jüdischen Kollegen, einen jungen Schriftsteller, der Hindenburg eines seiner Bücher gewidmet hat. Es war eine Woche vor Hitler. Der greise Präsident antwortete mit dem Dritten Reich und der Verbrennung jüdischer Autoren. Das Goethe-Jahr in Deutschland bot die Aspekte eines verlängerten Sechstage-Rennens, vom ganzen Schiller hat sich in Deutschland »am lebendigsten« der Schillerkragen erhalten, von Nietzsche die mißverstandene und mißbrauchte Übermenschlichkeit, von Fichte blieb der Turnvater Jahn übrig, von Friedrich dem Großen die Wind- und Flötenspiele, von Kant ein Militärbefehl, von der Paulskirche die »Frankfurter Zeitung«, von der Revolution die Memoiren des sozialistischen Polizeipräsidenten Grzesinski, von der Reformation das Hakenkreuz. Das ist Deutschland. Die Juden sahen es nicht. Sie sehen es noch immer nicht. Seit Generationen gefesselt an die deutschen Klassiker, in den letzten 30 Jahren auch an den deutschen Handel, gute Verdiener und loyale Steuerzahler, hofften sie bestimmt, mit der Zeit aus Feldwebeln zu Oberleutnants werden zu können – lange konnte doch die noble germanische Seele nicht mit der Anerkennung zurückhalten! – Törichte Optimisten, diese deutschen Juden! Während sie auf die volle Gleichberechtigung warteten, vertrieben sie sich die Zeit mit der Teilnahme am Weltkrieg, mit philanthropischen Gründungen, mit der »Aufklärung« dieses Volkes, von dem sie glaubten, es könnte schon die Kirchen entbehren (als wären die Deutschen ebenfalls 5000jährige Juden, von denen jeder Jehova im Herzen trägt, selbst wenn er Gott leugnet), mit wohltätigen Stiftungen für Witwen, Waisen, Krüppel, Arme, ohne Unterschied der Konfession.

Ach, die Armen! Sie haben Wohltaten, Aufklärungen, Demokratie, Sozialismus gesät, und sie ernten Hakenkreuze! Aber obstinat, wie sie nun schon seit 4000 Jahren sind, ein Volk mit geducktem, aber dennoch steifem Nacken, weigern sie sich, einen Irrtum zuzugeben. Sie sind die ewigen Patrioten. Würde ist selten in der Welt. Man darf den Juden nicht allzu gram sein. Aber man muß sie warnen! Es gibt einen Punkt, wo ihre lächerliche und obstinate Treue zu Mördern und Banditen in den Ländern, deren Gäste sie sind, Mißtrauen erwecken wird.

Man wird sie auffordern – und mit Recht –, heimzukehren zu den bluttränkten Wassern der Elbe und des Rheins. Zwar ist man allgemein übereingekommen, die Treue des Individuums zu seinem Vaterland zu

achten. Aber ein Vaterland, in dem der Mord Gesetz ist, wird geächtet in der Welt – und wer ihm treu bleibt, verfällt ebenfalls der Acht. Wie aufrichtig waren die Juden des Zaren und die polnischen Juden, als sie flohen! Auch sie liebten die Länder, in denen sie geboren waren! Aber sie haben im allgemeinen eine präzisere Vorstellung von der *Relativität der Beziehung des Individuums zum Staat*, das heißt: zum »Vaterland«, und von der Würde des Geschlagenen. Sie haben vor allem nicht das ungesunde Bedürfnis, durch die ständige Betonung ihrer Vaterlandsliebe zu beweisen, sie seien hundertprozentig »national«. Sie verleugnen nicht ihre Herkunft, aber sie unterdrücken auch nicht berechtigte Gefühle – was uns noch schimpflicher erscheint als die Verleugnung der Heimat.

III

Die Juden sind älter als der Begriff der »Nation«. Diese Tatsache ist ihnen, seitdem sie das Ghetto verlassen haben, dermaßen fremd, daß sie – im Zionismus – sogar versucht haben, sich ebenfalls eine »Nationalität« nach modernen Mustern zu verleihen. Dies war ohne Zweifel eine notwendige, also gesunde, leider keineswegs ausreichende Maßnahme gegen den Chauvinismus der modernen Nationen. Wir sagen: keine ausreichende Maßnahme. Das kann der Zionismus auch niemals werden, nicht nur aus materiellen Gründen, sondern weil zwischen der Mission der Juden, der Welt Gott zu geben, und ihrem Bedürfnis, ein »eigenes Land« zu besitzen, ein gewaltiger Widerspruch liegt. Das ist nicht ihre Schuld. Der Messias läßt lange auf sich warten, man muß sich als Volk an die nationalen Formen der anderen assimilieren. Und die gewaltige Tragik der Juden liegt nicht nur darin, daß sie verfolgt werden, sondern auch darin, daß sie vorläufig nur *eine* Rettung sehn: so kümmerlich zu werden wie die anderen. Sie waren über die Welt verstreut worden, um Gottes Namen zu verbreiten. Sie haben indessen Gott selbst vergessen und müssen sich nun wieder in eine geographisch beschränkte Nationalität zurückziehen. In dieser »Heimkehr« der Juden liegt vielleicht noch mehr Tragik als in ihrer Zerstreuung. Sie haben vergessen, daß die modernen Nationen eine Mode sind, knappe hundert Jahre alt, mittelbare Folge der Aufklärung und der Naturwissenschaft und ebenso vergänglich wie alle Moden. Sie selbst, die Juden,

haben, eifrig und kühn wie sie sind, novarum rerum cupidissimi, diese Mode vorbereiten helfen. Eifrige Streiter im Kampfe für die Rechte der Nationen, müssen sie jetzt den Vorwurf zu hören bekommen, daß sie Kosmopoliten seien. Sie sind es leider nicht. Und wie nötig hätten wir jetzt ein paar Millionen Kosmopoliten! Wir haben zu viel nationale Barbaren, zu viel barbarische Nationen! Die einzige universale Macht in dieser traurigen Welt, die Kirche, sieht oder besser: glaubt sich gezwungen, durch Konkordate indirekt den Nationalismus zu bestätigen. Die Internationale des Proletariats ist, wie man sieht, ohne Zukunft. Nun verraten auch noch die Juden den universalen Gedanken der Menschheit. Dies aber halten sie nicht für einen Verrat. Wogegen ihnen der Verzicht auf den reichsdeutschen Paß als ein schmählicher Verrat erscheint.

Welch eine Schande, *keiner Nation* anzugehören? – Worin liegt eigentlich die Schmach? Ein unehelich Geborener schämt sich nicht mehr, zu gestehen, daß er nicht wisse, welcher Familie er angehöre. Weshalb schämt sich jedermann, wenn man ihm vorwirft, daß er eigentlich kein Vaterland habe? Ist es denn nicht ehrenvoller, ein Mensch (oder ein Christ) zu sein als ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer? Zwischen den Rassen zu stehen, erscheint mir angenehmer, als in einer von ihnen zu wurzeln – und wäre es »nur« aus dem Grunde, daß man es leichter hat, sich über die Rassen zu erheben. Und vielleicht liegt darin auch einer der Gründe des Antisemitismus: Es ist der Neid der Gefangenen, denen die Freien ein Greuel sind. Die Häftlinge machen aus der Not eine Tugend und erklären, ihre Zelle sei das Paradies. Der Mensch ist kein Baum. Es ist eine törichte Art der Deutschen, ihre Heroen zu degradieren, indem sie diese mit den bekannten Eichenbäumen vergleichen. Ein Mensch ist eben keine Eiche. Die Eiche ist gefangen, und der Mensch ist frei. Ja, ein Mensch, der sich bei Gewitter unter eine Eiche stellt, gerät in Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden. Beine und Füße hat Gott dem Menschen gegeben, damit er wandere über die Erde, die sein ist. Das Wandern ist kein Fluch, sondern ein Segen.

Die Wahrheit (Prag), 30. 8. 1934

OPFER SEINER SCHÖPFUNGEN*

Sie sind der Schulfall eines Autors, der das Opfer seiner Schöpfungen wird. Ihr Beitrag »Der Segen des ewigen Juden« in der Prager »Wahrheit« ist eine Art Rache des Zauberlehrlings: »Hiob« hat sich selbständig gemacht. Daß die Juden die Mission haben, »Gottes Namen zu verbreiten«, steht zwar in der Bibel, ist aber noch keine ausreichende Erklärung für die Existenz des Nationalsozialismus.

Der Gegen-Angriff (Prag/Paris/Basel), 5.9.1934

DER FLUCH DES EWIGEN JUDEN

Eine Antwort auf Joseph Roths Artikel: »Der Segen des ewigen Juden«

Von Georg Mannheimer

Joseph *Roth* hat vollkommen recht, wenn er die Überbetonung mancher reichsdeutscher Juden hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zum Deutschtum als eine tragische, ja jämmerliche Abart eines »stoisch-patriotischen Verfolgungswahns« bezeichnet, und seine Warnung an die deutschen Juden:

»Es gibt einen Punkt, wo ihre lächerliche und obstinate Treue zu Mördern und Banditen in den Ländern, deren Gäste sie sind, Mißtrauen erwecken wird.«

ist durch das Echo der Gastländer – nicht zuletzt der Tschechoslowakei – mehr als begründet. Worin aber Joseph *Roth* irrt, ist die Marschroute, die er sicherlich in der edelsten Absicht dem Judentum als solchem auf seinem weiteren Leidenswege mitgeben will. Worin er irrt, ist, wenn er in der Heimkehr der Juden zu ihrem Volkstum mehr Tragik als in der Zerstreuung erblickt, und wenn er sie auffordert, weiter ihre Sendung als Kosmopoliten gegen die »barbarische Mode der Nationen« zu erfüllen, unbekümmert »um den Neid der Gefangenen, denen die Freien ein Greuel sind.« Hier überschätzt Joseph Roth die Macht

* Titel vom Hrsg.

des Geistes über die Materie, und hier unterschätzt er den Sinn der jüdischen völkischen Renaissance und der Nationwerdung überhaupt. Joseph *Roth* fordert uns Juden auf, weiter Kosmopoliten zu bleiben, und begründet dies damit, daß gerade heute die Welt eher ein paar Millionen Kosmopoliten mehr als weniger bedürfte. Man kann mit ihm in diesem frommen Wunsche nur übereinstimmen. Aber warum mutet er uns zu, die Last des kosmopolitischen Atlas zu tragen, wenn er selbst zugeben muß, daß heute der ganze kosmopolitische Gedanke Bankrott gemacht habe, daß selbst die einzige universale Macht, die Kirche, sich gezwungen sehe, ihre Ethik dem Nationalismus anzugleichen oder, wie er es schonungsvoller ausdrückt, »durch Konkordate indirekt den Nationalismus zu bestätigen«? Man kann Joseph Roth auf diese Zumutung nur mit der bekannten Shaw-Anekdote antworten: Als Bernhard Shaw nach einer Premiere von dem Publikum stürmisch gefeiert wurde, zischte ein Besucher auf der letzten Galerie in den allgemeinen Applaus. Das Publikum remonstrierte empört gegen den einsamen Zischer, aber Shaw erbat sich mit einer Handbewegung Ruhe und rief dem Mann auf der letzten Galerie zu: »Ich bin ja ganz Ihrer Meinung, aber was sollen wir zwei gegen die überwältigende Mehrheit?« Ja, wie soll das kleine, über die ganze Welt zerstreute und von der halben Welt verdächtigte jüdische Volk den Kampf gegen den Weltnationalismus führen, wenn nicht nur die sozialistischen, sondern auch die religiösen Internationalen längst die Waffen gestreckt haben? Begehen wir damit einen Verrat an dem Gedanken der Menschheit, kehren wir damit freiwillig in die Gefängnisse der »Anderen« zurück? Diese Auffassung wäre begründet, wenn man Joseph Roths These teilte, »daß die Juden über die Welt verstreut worden seien, um Gottes Namen zu verbreiten« oder wenn sich das heutige Judentum, die heutige jüdische Generation als ein Bund von Weltpriestern und Missionaren fühlen würde. Oder wenn es von der Umgebung als ein solcher Bund betrachtet würde. In Wirklichkeit ist weder das eine noch das andere der Fall. Die heutige jüdische Generation – soweit es sich um *bewußte* Juden handelt – ist vielmehr von der tiefen Überzeugung durchdrungen, daß ein großer, wenn nicht der größte Teil der Tragik des jüdischen Geschickes gerade damit zusammenhängt, daß die Juden als Volk ohne eigenen Grund und Boden, als Volk im luftleeren Raum nicht nur immer wieder die Haßaffekte des sie umgebenden Mehrheitsvolkes auslösen, sondern auch jene bedenklichen Luftmenschen-Eigenschaften produzieren müssen, die Indivi-

duen und auch ganzen Völkern in solchen Zwangslagen immer eigen sind und immer eigen sein werden. Nie wird sich das jüdische Volk in seiner Zerstreuung, also in dieser permanenten seelischen, geistigen und kulturellen Zwangslage, zu einer Gemeinschaft äußerlich und innerlich harmonischer Menschen entwickeln können – nein, ewig wird dieses *Gefängnis* der Zerstreuung oder des Galuth, wie wir Juden es nennen, unsere Entwicklung zu frohem, freiem, befreitem Menschtum zunichte machen. Was wir brauchen, ist das Gefühl der Verbundenheit von Mensch und Scholle, das Gefühl des Gleichen unter Gleichen, die eigene Nation mit allen mystischen und rechtlichen Attributen eines freien Volkes unter freien Völkern. Was wir brauchen, ist die Luft der eigenen Heimat, was uns niederschlägt, ist die Luft der Gefängnisse der »anderen«.

Wir kehren zum Gedanken der Menschheit zurück, wenn wir zu unserem eigenen Volk zurückkehren – zu jenem großen fruchtbaren unsterblichen Gedanken, mit dem Faust sein Erdendasein beschließt: »... ein freies Volk auf freiem Grund zu stehen«. Wir erblicken in den anderen Völkern keine Gefangene, sondern organisch gewordene Gemeinschaften, die gleich uns leben und sich ausleben wollen in der einzigen höheren Organisationsform, die bisher der Menschheit gegeben war: in der freien Volksgemeinschaft auf heimatlicher Erde. Wenn der Gedanke der Menschheit zu verwirklichen ist, dann nie zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, dann immer nur zwischen *Freien und Gleichberechtigten*. Und darum empfinden wir – im Gegensatz zu Joseph Roths edler Apologie – unser Wandern nicht als einen Segen, sondern als einen Fluch.

Die Wahrheit (Prag), 8. 9. 1934

JOSEPH ROTH UND DIE JÜDISCHEN EMIGRANTEN

Von Fritz Jellinek

Zu Joseph Roths lebhaftem Vorwurf an die aus Deutschland emigrierten Juden, daß sie auch im Ausland nicht aufhörten, das Lob des »Vaterlandes«, das sie ausspie, zu singen und daß sie Rückkehrsehnsucht nach Deutschland im Herzen trügen, möchte ich folgendes sagen:

1. Die Erinnerung dieser Menschen verbindet sie ja nicht mit einem

Hitler-Deutschland, das sie kaum ein paar Wochen oder Monate kannten, sondern mit einem Land, in dem sie von Geburt, durch Jahrzehnte – in der Regel nicht nur unbehelligt, sondern eher als Vordergrundschichte – lebten.

2. Zu Joseph Roths gewissermaßen als Drohung ausgesprochenen Apostrophierung der jüdischen Emigranten, man werde sie in den Asylländern verachten und über die deutsche Grenze rückbefördern, wenn sie nicht aufhörten, das Land der Mörder und Briganten lobpreisend in Sinn und Rede zu tragen, ist zu sagen, daß diese »Gastländer« ja ihrerseits in der Aufnahme der jüdischen Flüchtlinge sich eisig kühl bis ans Herz hinan gezeigt haben: in materieller Hinsicht – (das könnte man schließlich noch verstehen) –, aber auch in der geistig-menschlichen Beziehung.

Es ist eben leider so, daß der wüste ressentimentmäßige Antisemitismus in allen anderen Ländern Europas eigentlich doch – und speziell in den maßgeblichen Kreisen der hohen Bürokratie – mächtige Heimstätten hat. Nur in der Gebung einer politisch-verwaltungsmäßigen Ausdrucksform steht Deutschland einzig da, nicht aber im Bestehen des Haßgefühls als solchen. Joseph Roths Darlegung war, wie bei ihm selbstverständlich, wortmäßig meisterhaft geformt –, aber die sachliche Stichhaltigkeit seiner Formulierung ist nicht durchaus gegeben.

Die Wahrheit (Prag), 15.9.1934

DER SEGEN DES EWIGEN JUDEN AM ZIEL

Von Paul Kohn

Joseph Roth analysiert in dem Artikel »Der Segen des ewigen Juden« die Reaktion der Juden auf ihre Verfolgungen in Deutschland, ihre geistige Verfassung, in der sie der Nazi-Angriff überraschte, verglich die masochistische Liebe der Vergewaltigten zu ihrem Vergewaltiger mit der Angst-Liebe der deutschen Juden zu Deutschland und findet darin eine eigenartige Reaktion jüdischen Verfolgungswahnsinns. Schließlich unterzieht er den Zionismus, der einen Ausweg sucht, der Kritik einer Teillösung und kommt zu dem Schluß, daß das Wandern für die Juden ein Segen sei.

Nehmen wir den theoretischen Fall an, daß in der ČSR ein Regime ausbräche, das ähnlich wie die Nazi-Regierung ihr Hauptprogramm in der Vernichtung der Juden sähe. Werden die tschechoslowakischen Juden mit tödlichem Haß gegen alles, was tschechisch ist, reagieren? Ich bin in tschechoslowakischem Milieu und Kulturkreis aufgewachsen. Werde ich da mit denselben Haßinstinkten der Angreifer reagieren, oder werde ich den Scheidungsstrich ziehen können zwischen einem Regime und dem Lande, in dem mein Heimatort liegt? Und kann man mich verurteilen, wenn ich an diesem Land, an das mich so viele Erinnerungen binden, noch weiter hänge, auch wenn ich meine Verfolger hasse? Reagiere ich da wie einer, der unter Verfolgungswahn leidet, oder wie einer, der unter dem äußeren Druck die Freiheit des Geistes, die dem Autor so wichtig erscheint, behält, der seinen Gegner wohl zu finden weiß, ihn aber nicht überall sucht, sondern dort, wo er ist?!
Die deutschen Juden sind in ihrer Umgebung zur Zeit der Hochblüte des Liberalismus nicht aufgegangen. Aber sie dachten es zumindest. Und sie liebten diese Umgebung. Wäre es nicht eine hysterische Reaktion, wenn sie nun auf ihre Verfolgungen mit blindem Haß gegen alles Deutsche antworten würden? Deshalb kann doch gar nicht von einer Liebe zu Nazi-Deutschland gesprochen werden. In Deutschland haben die Juden noch kein offenes Wort sprechen dürfen. In ihrer Presse ist von der Liebe, die der Autor so streng kritisiert, nichts zu finden. Die Juden sind gute Hasser. Sie werden es nicht versäumen, ihren Tribut zu zahlen.
Eine »leider keineswegs ausreichende Maßnahme gegen den Chauvinismus der modernen Nationen« sieht der Autor im Zionismus. Keine ausreichende Maßnahme vorwiegend deshalb, weil »zwischen der Mission der Juden, der Welt Gott zu geben, und ihrem Bedürfnis, ein ›eigenes Land‹ zu besitzen, ein gewaltiger Widerspruch liegt...
Sie waren über die Welt verstreut worden, um Gottes Name zu verbreiten«. Ohne bei dieser Gelegenheit weiter darauf eingehen zu können, muß hier auf einen Irrtum aufmerksam gemacht werden: Der Zionismus ist keine Maßnahme *gegen* den Chauvinismus, sein Zweck ist, dem jüdischen Volk eine Heimstätte zu geben und seine Gleichberechtigung unter der Menschheit zu erreichen. Dadurch wird er auch zu einer Waffe gegen einen ihn angreifenden Chauvinismus. Der Widerspruch zwischen dem Zionismus und der Mission des Judentums, der Welt Gott zu geben, ist auch aus den Ausführungen des Autors

nicht ersichtlich. Denn nirgends steht geschrieben, daß diese Mission nur in der Diaspora erfüllt werden kann und die Juden – das ist die Meinung des Autors – in ihrer Heimstätte so kümmerlich werden *müssen* wie die anderen.
Aber wo wagt es noch jemand, der Freidenker, Antifaschist, Demokrat, Christ, *Mensch* ist, aufzustehen und zu fordern, die Juden mögen weiter ihre Mission erfüllen in dem Dasein, das sie seit zwei Jahrtausenden fristen?! Haben sie noch nicht genug geblutet, noch nicht genug gelitten? Wo wagt es noch jemand, ihnen vorzuschreiben, weiter zu kämpfen – für andere, ohne ihnen ein menschenmögliches Dasein garantieren zu können, und an ihnen herumzukritteln, wenn sie sich zu wehren beginnen, indem sie sich verbinden und zu dem Boden zurückkehren, der ihren Vätern gehört hat? Zweitausend Jahre waren sie wurzellos, haben Menschheitsideale gepredigt, auf den Schutz ihrer Umgebung gehofft und auf ihr Menschentum gepocht. Zweitausend Jahre mußten sie den *Fluch* des Wanderns mitmachen, bis sie sich an *sich selbst* erinnert haben. Spricht der Autor, wenn er über den Segen des Wanderns spricht, im eigenen Namen oder im Namen jener Hunderttausende, die heimat- und mittellos hin- und hergetrieben wurden, die als alte Menschen ihre Existenz verloren und sich eine neue aufbauen mußten, die auf ihren Wegen zugrunde gegangen sind? Spricht er im Namen der Todesopfer oder der wurzellosen Millionen von Unglücklichen, die noch heute in Polen, Amerika und Rußland unter den Folgen der Vertreibungen ihrer Väter leiden, oder spricht er im Namen der jüdischen Flüchtlinge aus Deutschland? Kennt er *ihre* Meinung über den »Segen« ihrer Wanderschaft? Zweitausend Jahre hat es gedauert, bis sie zur Erkenntnis gelangt sind, daß Verlaß nur auf sich selbst ist.
Es dürfte auch keine wissenschaftliche Begründung dafür geben, daß die Juden ein Privileg darauf hätten, den Namen Gottes zu verbreiten. Als Titus die Juden aus Palästina vertrieb, hat er wohl nicht gewußt, daß er ihnen auf ihre Wanderschaft die Mission mitgegeben hat, der Welt Gott zu geben. Und die Juden dürften es auch nicht gewußt haben. Wir kennen auch kein anderes Volk in der heutigen Zeit, das eine besondere Mission hätte. Aber wenn schon die Juden von ihrer »Mission« gewußt hätten: sie hätten auf sie um den Preis ihres Landes gern verzichtet. Sie haben von ihr so lange nichts gewußt, solange sie nicht zu ihr in ihrer Not mangels einer schöpferischen Reaktion gegriffen

haben – und solange man sie ihnen nicht eingeredet hat, um sie leichter als ein Werkzeug verwenden zu können. Sicher haben wir Juden für Menschheitsideale gekämpft, vielleicht auch – aus ureigenstem Interesse – mehr als andere, aber *diese* Mission ist nicht unser Privileg.
Wir wollen in dem Konzert der Mächte unser Teil für eine bessere Zukunft beitragen. Als Gleichberechtigte unter Gleichberechtigten. Und diese Gleichberechtigung müssen wir uns schaffen. Wir werden dabei unseren Glauben nicht verlieren und uns, wo wir Partner und nicht Objekt sind, auch nicht von einem Chauvinismus und einer Weltanschauung erdrücken und beirren lassen, die heute so üppige Blüten treibt und Europa ins Chaos zu stürzen droht. Wir werden weitaus mehr als jetzt in der Lage sein, solche Bestrebungen mit jenen, die die gleichen Ziele wie wir verfolgen, zu bekämpfen. Und da nehmen wir gern den »Schandfleck« der »Nation« auf uns, der den Autor so traurig werden läßt.

Die Wahrheit (Prag), 15.9.1934

DIE SENDUNG DES JUDENTUMS

Von Michael Rosenbaum

»Das Wandern ist kein Fluch, sondern ein Segen.« Ja, das Wandern ist des Müllers Lust, aber ich zweifle an der erfrischenden Kraft eines Wanderliedes, wo es sich um eine zweitausendjährige Wanderung auf der tränen- und blutgetränkten Straße der Diaspora handelt. Wir sollen Kosmopoliten sein, weil die Welt gerade jetzt ein paar Millionen Kosmopoliten braucht? Aber darin haben wir unsere alten Erfahrungen, und wenn wir noch länger »zwischen den Rassen«, zwischen den Nationen, zwischen den Rädern verweilen, werden wir bis auf den letzten Rest zerrieben.
Daß wir noch eine Sendung zu verwirklichen haben, daß unser Volk nicht nur eine Vergangenheit, daß es eine Zukunft hat, dafür spricht schon äußerlich die Tatsache unseres Weiterbestandes: Hellas gab der Welt die Grundlagen aller Kultur – und verschwand; Rom gab der Welt die Grundlagen der Zivilisation – und versank. Das Judentum gab der Menschheit die Grundlagen des Ethos, die Religion, es gab ihr

die Bibel, die Propheten. Es gab ihr Jesus. In einer Zeit rohester Barbarei gab es der Welt das Beispiel einer menschlichen, oft zartfühlenden sozialen Gesetzgebung und damit die Grundlagen des Humanismus – und es lebt bis heute! Neben dieser äußeren Tatsache unseres Noch-Daseins gibt uns das durch die Jahrtausende eingewurzelte innere Gefühl die Gewißheit, daß wir noch eine Mission an der Menschheit zu verwirklichen haben.
Welcher Art ist diese Mission? Dem Urwesen des Judentums gemäß, kann sie nur im Menschlich-Sozialen und im Religiösen wurzeln. Darum spricht Roth mit Recht von der »Mission der Juden, der Welt Gott zu geben«. Natürlich ist dies nicht so aufzufassen – darin gebe ich wieder Mannheimer recht –, daß sich etwa »das heutige Judentum, die heutige jüdische Generation als ein Bund von Weltpriestern und Missionaren fühlt«, wiewohl selbst ein solcher Gedanke – als ideale Sendung – nicht so absurd erscheinen muß bei dem Volk, dem am Berge Sinai diese unvergeßliche Verheißung beziehungsweise Forderung gegeben wurde.
Ich sehe diese Mission im Sinne Martin Bubers als Synthese der im Judentum immanenten religiösen und sozialen Wurzel, als die Verwirklichung des Göttlichen in der Menschheit durch den Aufbau der Gemeinschaft zwischen wahren Menschen. Diese Tendenz des Aufbaues der wahren Menschengemeinschaft episodisch verwirklicht im Essäertum und später im Urchristentum, und viel später altneu aufgekeimt in der auf das Nur-Soziale eingeengten Idee des Sozialismus – diese urjüdische Tendenz in der ganzen Menschheit zu verwirklichen, darin sehe ich die Mission des Judentums.
In der Diaspora hat das jüdische Volk die Befähigung zur Erfüllung seiner Mission eingebüßt – in der Heimt kann und wird es sie wiedererlangen. Darum muß ich Roth mit allem Nachdruck widersprechen, wenn er sagt, »in dieser Heimkehr der Juden liegt vielleicht noch mehr Tragik als in ihrer Zerstreuung«. Aber: ärger als die Tragik der Zerstreuung ist vielleicht die Verbannung aus ihrer Aufgabe! Die Jahrtausende währende Zerstreuung zwischen den Völkern, das freiwillig-unfreiwillige Kosmopolitentum »zwischen den Rassen«, die Notwendigkeit, trotz des äußersten Druckes durchzukommen, der fortwährende Kompromiß zwischen der inneren Wahrheit und der äußeren Wirklichkeit seines Daseins hat das jüdische Volk derart vermanscht und verpöbelt, daß es in rasseschänderischem Kontakt mit dem braunen Regime ein so

widerwärtiges Mestizentum wie den »Verband nationaldeutscher Juden« hervorbringen konnte.
Voraussetzung für die Verwirklichung seiner Sendung ist die Heimkehr, die Reinigung, die Erneuerung. Heimkehr, Reinigung und Erneuerung sind aber kein Nacheinander oder Nebeneinander, sondern eine Einheit. Sie sind Rückkehr zu den Kraftquellen des Urjudentums. Mit Erneuerung meine ich im Sinne Martin Bubers »nichts Allmähliches und aus kleinen Veränderungen Summiertes, sondern etwas Plötzliches und Ungeheures, durchaus nicht Fortsetzung und Verbesserung, sondern Umkehr und Umwandlung ... nicht lediglich eine Verjüngung oder Neubelebung, sondern eine wahrhafte und vollkommene Erneuerung«. Die einzelnen Elemente dieser Erneuerung, das religiöse, nationale, kulturelle, das soziale, moralische und physische stehen – so sehr sie sich in neuartigen Formen und mit neuartigen Inhalten zeigen – nicht jedes für sich, sondern in großartigem Einklang, in gewaltiger Synthese ergeben sie eben diese Erneuerung, die das Judentum wieder befähigen wird, seine traditionelle Sendung zu erfüllen: die wahre Gemeinschaft zu erreichen für sich und für die Menschheit.

Die Wahrheit (Prag), 22. 9. 1934

ASSIMILATION UND ZIONISMUS

Von Felix Stössinger

Joseph Roth hat einen prachtvollen Aufsatz geschrieben. Die Diskussion hat sich bisher gegen ihn gewandt. Ich ergreife das Wort, um Roth zu danken. Es tat meinen Augen ordentlich wohl, seine Sätze über das Deutschtum und über das verdeutschte Judentum zu lesen. Ich dachte, mit so radikalen Anschauungen allein zu stehn. Es ist nicht der Fall.
Freilich war es überraschend, so erquickende Gedanken unter einem so irrigen Titelwort zu finden. Aber wenn ich dem widerspreche, so soll mein Einwand gegen einen Gedanken nicht meine herzliche Zustimmung zu zwanzig Wahrheiten des Aufsatzes in Frage stellen.
Ist dieser eine Gedanke nicht überhaupt ein Trugschluß, zu dem Roth gar nicht kommen mußte? Ja beweist nicht sein Artikel selbst das Gegenteil? Kommt es nicht ganz darauf an, wie die ewige Wanderschaft

verläuft und wie sie ausgeht, bevor wir sagen können, ob sie ein Segen war? Roth schildert doch selbst die größte Tragödie, die Hölderlin in dem Kapitel des Hyperion mit dem traurigsten Satz deutscher Dichtung einleitet: So kam ich unter die Deutschen.

Die Wanderschaft des ewigen Juden ist von blutigen Tragödien begleitet worden. Aus ihnen allen ist das Judentum heil hervorgegangen. Es hat sich vor Feuer und Kreuz, vor Schwert und Kronen bewährt. Erst das Deutschtum hat es besiegt. Nicht als Juden, nicht als Menschen überschreiten sie die Grenzen. Sie kommen als – Deutsche.

Man sage nicht, das ist die Tragödie der Assimilation. Man kann Franzose sein und Jude bleiben. Man kann Slave werden und Jude bleiben. Man kann Orientale werden und Jude bleiben. Man kann sich aber nicht dem Deutschtum verschreiben und Jude bleiben.

Die Juden, die da glaubten, deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens werden zu können, sind jüdische Staatsbürger deutschen Glaubens geworden. Sie hatte nur in ihrem Judesein eine menschheitliche Substanz besessen. Sie haben sie fortgegeben, um eine deutsche an ihre Stelle zu setzen.

Vergeblicher Versuch! Das Deutschtum selbst besitzt noch keine eigene menschheitliche Substanz. Nur durch Vermischung mit jüdischen, französischen, lateinischen, nordischen, christlichen Werten ist es menschlich, europäisch existent. Wenn es sich von ihnen isoliert – und wie leicht ist diese nie ganz amalgamierte Mischung lösbar –, bleibt etwas allein zurück, das die ganze Welt einmütig als Scheußlichkeit empfindet.

Es ist eine meiner brennendsten Überzeugungen, die ich als böhmisch-österreichischer Jude ausspreche: Die Germanisierung ist das Unglück der Juden. Nicht die Juden sind den Deutschen irgend etwas schuldig, sondern die Deutschen den Juden.

Was die Juden in Deutschland übernommen haben, sind Werte europäischer Kultur, die sie sich durch Vermittlung der Deutschen, unter denen sie lebten, aneignen konnten; denn niemals haben die Deutschen den Juden irgend etwas gegeben – im wirklichen Sinn des Gebens, der Gabe. Und die verdeutschten Juden besitzen dieses Europäische daher nur exklusive aller Verkürzungen, ohne die es in Deutschland existiert. Ohne Sinn für Freiheit, für Recht, ohne das Göttliche, wie der undeutscheste deutsche Dichter Hölderlin die Deutschen sah.

Man glaube aber ja nicht, daß die Germanisierung ein Merkmal der

assimilierten Juden ist. Sie reicht weit darüber hinaus. Selbst bis zu Ostjuden, die sie erst überwanden, als sie einmal besetztes Gebiet wurden.
Und gäbe es hundert andere Gründe nicht – die Germanisierung der Juden würde ausreichen, den *Zionismus* zu begründen. Durch ihn sollen die Juden nicht Nation im neuen, ruchlosen Sinn werden, sondern Menschen.
Ich gebe zu, Roths Besorgnis vor einem Nationwerden der Juden nach neuer Mode ist jüdischer, ja sogar zionistischer als mancher roh assimilierte Zionismus, den man antrifft. Aber es ist nicht wahr, daß die Juden älter sind als der Begriff Nation. Sie sind auf die Minute so alt. Erst das Sinaigesetz hat das Judentum zur Nation geprägt. Dieser Nationsbegriff umfaßt eine Aufgabe, eine untilgbare Verpflichtung. Nation ist ihr etwas Geistiges, das zum Geistigen führt, während aus den heutigen niedrigen Faseleien von Nation nicht Gemeinschaft hervorgeht, sondern Gemeinheit.
Das Judentum zeitlich und räumlich zurückzuführen, ist die Aufgabe des Zionismus, die er freilich selbst noch gar nicht übersieht. Das wäre eben eine Führung zum Übernationalen, während heute das zerstreute Judentum soviel Nationalismen mitmacht, als es bei Nationen wohnt. Also gerade durch das ewige Wandern bleibt der Segen echter Internationalität aus.

Die Wahrheit (Prag), 22. 9. 1934

JEDERMANN OHNE PASS

Schlußwort zum »Segen des ewigen Juden«

An die Redaktion der »Wahrheit«!
Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir Gelegenheit geben, den verschiedenen und erfreulich zahlreichen Erwiderungen, die mein Artikel »Der Segen des ewigen Juden« hervorgerufen hat, mit einem abschließenden Wort zu begegnen. Die Herren, die mir widersprochen haben, scheinen mir von einer so einheitlichen Anschauung ausgegangen zu sein, daß es sich erübrigt, ihnen einzeln zu antworten – obwohl ich es gerne täte, verbäte mir nur meine Überzeugung, daß es außer dem deutsch-

jüdischen Problem noch andere, ebenso wichtige gäbe, nicht, die Freiheit, den Raum einer so gewissenhaften und bedeutenden Zeitschrift wie der Ihrigen zu mißbrauchen. Ich muß mich also auf eine Art »Code« beschränken und gewissermaßen als Augur zu Auguren sprechen.

Fast alle, die mir widersprachen, nahmen den mit publizistischer Absicht pointierten Titel meines Artikels für den Sinn meiner Ausführungen. Fast alle, die mir widersprachen, sind Anhänger der zionistischen Idee und glaubten, in meinen Ausführungen mehr oder weniger eine »Stellungnahme« gegen diese Idee zu sehen. Schließlich glaubten fast alle, die mir widersprachen, ich bezöge das, was ich von den deutschen Juden im besonderen gesagt habe, auf die Juden, die innerhalb anderer Nationen leben.

Man gestatte mir, auf diesen letzten Punkt zuerst einzugehen: Die Juden des Deutschen Reiches sind mit den Juden anderer Länder nicht zu vergleichen, nicht nur deshalb, weil das Deutsche Reich von heute, also das sogenannte Dritte Reich, sich durch eine ganz besondere menschenfresserische Art von Antisemitismus von anderen Ländern unterscheidet: sondern auch dadurch, daß sich seit eh und je die Deutschen von den andern Völkern durch eine ganz besondere Art der Roheit, Gemeinheit, Geschmacklosigkeit, der Un-Christlichkeit, der Anti-Christlichkeit unterschieden haben. Das deutsche Volk unter preußisch-lutherischer Führung hat immer den latenten Wunsch bewiesen, außerhalb der europäischen Christenheit zu stehen oder gar gegen sie aufzutreten. Es ist nicht zu leugnen, daß die letzten Hexenverbrennungen in Deutschland stattgefunden haben, nirgends sonst. Das Ghetto der deutschen Juden hat der französische Kaiser Napoleon aufgehoben. Und es ist kein Zufall, daß der einzige historische Elephant im Porzellanladen, nämlich Martin Luther, ein Deutscher war. Sein Nachfolger, sozusagen ein – im Porzellanladen, ist Adolf Hitler. Nicht die Juden – wie das bekannte Witzwort sagte –, sondern die Deutschen sind »nicht zu dertaufen«. Man frage nicht, warum. Es scheint Gottes Geheimnis zu sein. (Es gibt deren viele.)

Die deutschen Juden bekamen ihre bürgerliche und menschliche Gleichberechtigung nicht von den Deutschen, sondern von den Franzosen. Trotzdem haben die Juden Deutschlands, in wahrhafter Selbstverleugnung, Deutschland gegen die christlich-europäische Welt immer und mit allen Mitteln verteidigt: mit dem Schwert, mit der Feder,

mit dem Pinsel, ja sogar mit der Chemie. Juden waren in Deutschland Ingenieure, Flieger, Wissenschaftler, Dichter, Regisseure, Schauspieler, Verleger, Journalisten. Juden haben in Deutschland nichtjüdische Genies und Talente gefördert. Juden haben Wagner populär gemacht. Juden haben Goethe zum Genie der Nation ernannt. Juden haben die deutschen Romantiker dem übrigen Europa verständlich gemacht. Juden haben die deutsche Presse großgemacht, die deutsche Wissenschaft bereichert, das deutsche Theater begnadet, ja sogar das deutsche Offizierskorps, in dem sie immer Parias waren, mit kriegerischen Talenten beschenkt. Der preußische Heros Bismarck selbst hat gesagt, ein Deutscher sei nur brauchbar, wenn er von Juden abstamme. Seit 1872 waren die nichtjüdischen Deutschen in der Mehrzahl: Feldwebel, Reisende, Schollendichter, Dilettanten, Generäle, die Kriege verlieren, tüchtige Ingenieure – im letzten Fall. Es gibt kein Volk in der Welt, das den Juden so viel zu verdanken hätte, wie das deutsche. Und deshalb dieser Dank! Bei Gott! Die Juden sind töricht, wenn sie jetzt bescheiden nur als Opfer auftreten, nicht als Fordernde. Kein tschechischer, polnischer, russischer Jude darf sich mit einem deutschen vergleichen. Keine der europäischen Nationen hat so viel von den Juden erhalten; ja, erhalten! Seit sechzig Jahren vertraten die deutschen Juden den deutschen Namen in der Welt. Ja, diese Tatsache war so stark im Bewußtsein der deutschen »Intellektualität« heimisch, daß man in jedem nichtjüdischen Talent einen »Juden« zu wittern begann. Man witterte »Juden« in den Brüdern Mann, in Eckener, in dem Regisseur Piscator, in Goebbels sogar. Und mit Recht: denn die Juden waren fruchtbar, gescheit, tüchtig, die nichtjüdischen Deutschen konnten seit sechzig Jahren nichts anderes als exerzieren. Gewiß, es hat Ausnahmen gegeben. Nichts kennzeichnender, als daß man beinahe jeden bedeutenden »arischen« Künstler in Deutschland des Judentums »verdächtigte«. Denn es war in diesem Lande der chemischen Barbaren jeder auffällig, der sich im Reiche des Geistes auszeichnete. Also mußte er ein »Jude« sein.

Was ich über die deutschen Juden geschrieben hatte, bezieht sich keineswegs auf die Juden anderer Nationen. Die Deutschen sind ein ganz besonderer Fall. Die deutschen Juden leider ebenfalls.

II

Ich bin weit davon entfernt, ein Gegner der zionistischen Idee zu sein. Ich bezeichnete sie lediglich deshalb als eine tragische, weil ich unter dem Gedanken leide, daß ein Volk, aus dessen Schoß der »Allerweltsgedanke« geboren ist, nunmehr gezwungen wird, eine kümmerliche »Nation« mit »Vaterland« zu werden. Ich anerkenne diese Notwendigkeit. Aber ich bedauere sie. Ich bedauere sie genau so, wie ich die anderen Nationen, die anderen Vaterländer, die anderen »Schollen« bedauere. Ich wünsche überhaupt keine Vaterländer. Ich möchte auf dieser Erde nichts anderes sehen als ein einziges »Vaterland«, das Land Gottes, unser aller Vater, in dem jedermann ohne Paß, ohne Namen herumwandern oder bleiben kann, wie es ihm beliebt oder seiner Natur entspricht. Ist es nun schon traurig genug, daß andere Völker »Vaterländer« bilden – um wie viel trauriger ist es nun – so meinte ich –, daß auch noch das Volk Israel, aus dessen Schoß der Heiland kam, ein »Vaterland« bilden muß! Gewiß bin ich einsichtig genug, um diese Notwendigkeit zu erkennen. Aber sie ist – so hoffe ich – eine zeitliche Notwendigkeit. Eine ewige ist sie nicht! Man möge also, um den zeitlichen Notwendigkeiten zu genügen, den Juden ein »Vaterland« geben, wie es die anderen haben. Aber: reicht es auch für alle Juden? Reicht dieses »Vaterland« nicht, nach optimistischen Berechnungen, für kaum drei Millionen Juden? Und es gibt nicht nur deren sechzehn in der Welt. Sondern: innerhalb dieser sechzehn Millionen streben zwei Drittel durchaus nicht zu einem palästinensischen Vaterland, sondern zu einer (restringierten) »Assimilation« an die Nationen, innerhalb deren sie leben! Ist unter diesen Umständen der Zionismus eine wirkliche Lösung der jüdischen Frage? Im besten Falle werden drei Millionen Juden in Palästina Vaterland, Obdach, Heimat finden. Aber die anderen? Es gibt sechzehn Millionen Juden!

III

Es gibt keine andere Möglichkeit als die, daß die Juden, die nicht in ihren Ländern »aufgehen«, und jene, die nicht nach Palästina gehen und die dennoch Juden bleiben, die Träger des Gedankens vom allge-

meinen Vaterland werden. Unser Vaterland ist die ganze Erde. Jesus Christus, der Sohn Gottes und der Juden, hat es gesagt. Es wäre die vornehmste Aufgabe der Juden, es zu widerholen. Ich glaube nicht, daß Gott ein Volk 6000 Jahre leben läßt, damit es schließlich wieder eine »Nation« werde, die von einem ordentlichen Universitätsprofessor der Jurisprudenz Gesetze erhalte, nachdem es auf dem Sinai Gesetze erhalten hat. Die Geschichte der Juden ist so merkwürdig, daß selbst einem Menschen, der nicht wie ich gerne geneigt ist, an das Wunder zu glauben, die besondere Aufgabe dieses Volkes selbstverständlich sein müßte. Die Juden haben die Physiognomie dieser Welt gestaltet: Moses, die Propheten, Jesus. Ein Irrsinn, nicht zuzugeben, daß es ein sonderbares Volk ist, für das die gewöhnlichen Gesetze der anderen nicht gültig sein können.

Nachschrift

In einer lächerlichen Briefkasten-Notiz glaubte der »Gegen-Angriff« eine durchaus unglückliche Anlage zur Ironie mit einem geglückten Hinweis auf mein literarisches Werk verbinden zu können. Innerhalb des Pathetischen ist der »Gegen-Angriff« gewißlich stark. Ich zweifle nicht daran. Auf das Gebiet des Ironischen möge er sich lieber nicht begeben. Der Hinweis darauf, daß ich der Nachfolger meines »Hiob« sei, ist wie ein Witz, den einer der Stalinschen Stiefel gemacht haben könnte. Radek würde sich schämen. Ich empfehle dem »Gegen-Angriff«, den ich (im übrigen) sehr schätze, für den »Briefkasten« witzige Redakteure zu verwenden, nicht pathetische.

Anm. der Redaktion: So gerne wir dem Schlußwort des Autors Raum geben, glauben wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß Joseph Roth unseres Erachtens mit seinem generellen Verdammungsurteil gegen das deutsche Volk weit übers Ziel schießt. In dieser Beziehung vermögen wir uns weder mit Joseph Roth noch mit dem Diskussionsbeitrag Felix Stössingers zu identifizieren. Wir glauben vielmehr, daß hier der gleiche Fehler gegenüber den Deutschen begangen wird, den die Deutschen des Dritten Reiches gegenüber den Juden begehen. Die Gerechtigkeit gebietet es festzustellen, daß es auch

heute noch Millionen Deutscher gibt, die von dem preußisch-lutherisch-hitlerischen Gift nicht angefressen sind. Das hat die Volksabstimmung bei der letzten Hitler-Wahl, der heroische Kampf der christlichen Kirche (Kardinal Faulhaber, Pfarrernotbund), das haben die ungebeugten Märtyrer der Konzentrationslager und der deutschen »Volksgerichte« zur Genüge bewiesen und beweisen es täglich aufs neue.

Die Wahrheit (Prag), 6. 10. 1934

GOTT IN DEUTSCHLAND

Seit jenen denkwürdigen Tagen, in denen noch der mondäne Gottsucher der »Frankfurter Zeitung«, Herr Friedrich Sieburg, den lieben Gott in Frankreich getroffen zu haben glaubte, hat sich, wie man weiß, die Beziehung Deutschlands zu Gott entschieden geändert. Der Baldur von Schirach hat den Wotan eingeführt – gewissermaßen der Untergott den Obergott – ein Beweis dafür, wie lebendig es immer noch in der germanischen Götterwelt zugeht. Hitler hat den alten Hindenburg, den getreuen Ekkehard, nach Walhall gewiesen. Schleicher, der böse Loki (einst mit dem oben erwähnten Sieburg liiert, als dieser noch Gott in Frankreich und Reichskanzler in Deutschland suchte), ist, da er nicht gleichgeschaltet war, endgültig ausgeschaltet. Der christliche Gott ist, wie man weiß, seiner Familienbeziehungen zum Judentum wegen höchstens noch ein Staatsbürger zweiter Klasse. Er hat nicht einmal die englische oder amerikanische Staatsbürgerschaft, obwohl sich von Zeit zu Zeit die »Times« und der »New York Herald« Seiner annehmen. Da Gott zwar allgegenwärtig, aber unsichtbar ist, kann man Ihn aus dem Dritten Reich nicht ausweisen. Wohl aber kann man annehmen – in dem Maße, in dem es einem armseligen Menschen erlaubt ist, die Wege des Ewigen zu erkennen –, daß Er die Lenker des Dritten Reiches längst verlassen hat. Da die jüdische Religion die Großmutter der christlichen ist, verfolgt man deren Priester und Söhne. Da man aber gezwungen ist, die Katholiken des Saargebiets zu gewinnen, versucht man neuerdings, Gott sozusagen ein Konkordat anzubieten. Denn der Neu-Heide glaubt natürlich, der Ewige sei leichter zu betrügen als der Heilige Vater. Indessen erweist es sich manchmal, daß die einfachen Schafe vorsichtiger und mißtrauischer sind als der Hirt, der sich mit dem Wolf in Verhandlungen einläßt. Also ist zwar Gott in Deutschland wenig geachtet. Aber das Dritte Reich in den Augen der Gottgläubigen noch weniger.

Es war eine plumpe Naivität der Philosophen des Dritten Reiches, die Freidenker und die Freimaurer zu verbieten und *gleichzeitig* den christlich-jüdischen Gott. Es hätte wenig gefehlt – und diese engstirnigen Barbaren hätten den Baldur von Schirach nach Rom geschickt, wie sie den Rosenberg, den Nagaika-Diplomaten aus dem Baltikum, aus-

gerechnet nach London geschickt haben. Diese Barbaren, die sich eingebildet hatten, ein Herr namens Rosenberg könnte der Londoner Aristokratie imponieren, während er doch in England höchstens angestaunt wurde als eine Kuriosität, weil er nämlich mit diesem Namen eine antisemitische Gesinnung verbindet – diese Barbaren wären auch imstande gewesen, anzunehmen, der Baldur könnte ein Konkordat mit Pacelli schließen, und zwar einfach als ein Gegner der proletarischen Freidenker. Beinahe sieht es wie ein Zufall aus, daß der Papen nach Rom gegangen ist. Es hat lange gedauert, ehe es in Deutschland klar wurde, daß es nicht genügt, Freidenker zu verbieten und Juden zu verfolgen, um als ein christlicher Staat zu gelten. Wenn der Papst ein Photo von Hitler sieht, fängt er an – mit Recht –, den Freidenker vorzuziehen. Und was den lieben Gott betrifft, so neigt Er wahrscheinlich schon nach einer Betrachtung Papens dazu, die Gottesleugner sympathischer zu finden als die Heuchler.

Nein! nicht die Katholiken in Österreich und nicht die Katholiken im Saargebiet werden dem plötzlichen Bekenntnis Hitlers zum Christentum glauben. Selbst die Väter Hitlers, jene Deutschen, die noch gesagt hatten, sie fürchteten Gott und sonst nichts in der Welt, haben schließlich eine gründliche Niederlage erlitten. Wie mag es erst mit diesen Leuten des Dritten Reiches werden, die auch Gott nicht mehr fürchten, sonst aber alles auf der Welt, sogar die Juden?!

Dieses Dritte Reich wird nur *einen* Sieg davontragen – und den hat es schon: den gegen die Juden. Es ist der Sieg gegen die Kinder, die Gesegneten, die Verfluchten Gottes. Bevor sie zur Macht kamen, spotteten diese braven Heiden über die »Einbahnstraße nach Jerusalem«. Nun, da sie den polnischen Korridor verloren haben, Österreich und (bald) die Saar, werden sie sich nur eines einzigen Erfolgs zu rühmen haben: des Sieges über eine halbe Million Juden, der Einbahnstraße nach Jerusalem.

Es ist Zeit, daß ein Sieburg ein neues Buch schreibt: »Gott in Palästina, Wotan in Deutschland, Schleicher in Gott«.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 8.9.1934

NATIONALE PYROMANIE

In der Nähe von Dravograd in Jugoslawien hat, nach einem Bericht der Belgrader »Prawda«, einer der österreichischen Nationalsozialisten, die nach der Ermordung Dollfuß' nach Jugoslawien geflüchtet sind, eine Bäuerin vergewaltigt, zwei Frauen ermordet und hierauf das Haus angezündet, in dem er seine Verbrechen begangen hatte – um, wie es heißt, »alle Spuren zu verwischen«.
Die sogenannte »Pyromanie«, bis zur Ankunft Hitlers lediglich in der Psychiatrie und in der Kriminalwissenschaft bekannt, war freilich mit dem Reichstagsbrand in Berlin auch ein politischer Begriff geworden. Man wird zwischen der alten deutschen Tradition der »Sonnenwendfeuer« und der unbezwinglich scheinenden Neigung der modernen Deutschen, bei jeder Gelegenheit irgendwelche Brände zu stiften – wirkliche oder metaphorische –, eines Tages einen wissenschaftlich fundierten Zusammenhang finden.
Dies nur nebenbei, lediglich als Hinweis auf die Tatsache, daß noch den letzten österreichischen nationalsozialistischen Landsknecht zumindest die Psychose der Pyromanie mit seinen höchsten reichsdeutschen Führern verbindet; eine Psychose freilich, die eine verbrecherische Überlegenheit nicht ausschließt. Die germanischen Sonnenwendfeuer dienen nicht nur dazu, Feste zu erhellen, sondern auch dazu, die Spuren neudeutscher Verbrechen zu verwischen.
Die Opfer des 30. Juni wurden verbrannt; hätten die Nationalsozialisten in Wien gesiegt, die Leiche des Bundeskanzlers Dollfuß wäre verbrannt worden; der Reichstag ist verbrannt; ein armes jugoslawisches Bauernhaus hat der österreichische Legionär verbrannt; die Bücher sind auch verbrannt.
Aber die Neigung, überall Feuer zu legen, ist nicht allein charakteristisch für die deutschen Kämpen unserer Tage. Es ist vor allem jener bestimmte seelische Zustand, für den bis heute weder die Psychiatrie noch die Kriminologie einen Namen oder eine Definition gefunden haben.
Ich würde vorschlagen, nicht mehr nach neuen Namen zu suchen. Es ist der gute alte »furor teutonicus«.
Dieser bewirkt, unter anderem, daß ein Mann, soeben dem Tod entronnen, gastlich aufgenommen in einem fremden Lande, eine Angehö-

rige eben dieses Landes schändet, sie und ihre Gefährtin ermordet und das Haus anzündet.
Mögen sich die gastfreien Jugoslawen darüber wundern. Wir, die wir schon seit langem die neudeutschen Helden kennen, wundern uns nicht über die Verbrechen des nationalsozialistischen Legionärs, sondern weit eher darüber, daß einer dieser Burschen eine jugoslawische Bauernfrau geschändet hat, nicht einen Bauernjungen aus Dravograd. Es ist ein schwerer Bruch mit der Tradition der SA, der nationalsozialistischen Partei überhaupt.
Vielleicht kann man daraus den Schluß ziehen, daß die österreichischen Nationalsozialisten eine besonders normale Gruppe von Mordbrennern darstellen, innerhalb der gesamtdeutschen Perversen.
Immerhin ist die Assimilation der österreichischen Nazis an die deutschen beinahe vollkommen. Der echte deutsche Mann schändet, mordet und zündet nicht nur, wenn er als friedlicher Eroberer in ein fremdes Land kommt, sondern auch, wenn er es als hilfesuchender Flüchtling betritt.
Im übrigen beweist so ein »kleiner Zwischenfall«, wie ungenau die offiziellen Nachrichten sind: Hatte nicht die jugoslawische Regierung in mehreren Kommuniqués kundgetan, daß sie die aus Österreich geflüchteten Nazis in Konzentrationslager gesperrt habe?! Wie?! Sind diese Lager so schlecht bewacht, daß ihre Insassen schänden, morden und brandstiften können?!...
Man versteht, daß deutsche Gilden von derlei Lagern unwiderstehlich angezogen werden und daß alle Nazis von Österreich lieber nach Jugoslawien fliehen als nach Italien.
Seit der Zeit der Wandalen und der Goten, der Vorfahren der Nazis, fühlt sich der brave deutsche Mann überall dort heimisch, wo man schänden, morden und brandstiften kann.
Die Wandalen sind in Oberitalien geblieben. Ich fürchte, die Nazis werden in Jugoslawien bleiben.
Die Wandalen konnten sich noch an die Römer assimilieren.
Ob aber die Nationalsozialisten sich an die Jugoslawen assimilieren können, ist heute noch nicht zu entscheiden.
Manchmal kann der simple »Polizeibericht« ein besonderes Licht auf die Staats- und Weltpolitik werfen, wie in diesem Fall.
Hätte ich das Recht, den Jugoslawen Ratschläge zu geben, ich würde ihnen sagen: »Ein Italiener in Waffen ist weniger gefährlich als ein

entwaffneter deutscher Nationalsozialist, der sich zu euch flüchtet.« Viele Gebote der primitivsten Menschlichkeit kennt der moderne Deutsche nicht oder wenig, am wenigsten aber kennt er die Gesetze der Gastfreundschaft. Der Fremde, der ihn um Schutz bittet, wird erschlagen und das Haus des Fremden, den er, der Germane, um Schutz bittet, zündet er an.

Man sage nicht, daß ich »verallgemeinere«. Faule Ausrede der trägen Herzen, die sich nicht empören wollen! Es gibt Handlungen eines einzelnen, die nicht ihn allein charakterisieren, sondern die Gruppe, der er angehört.

Schändung, Mord, Brand, Frechheit, Verletzung des Gastrechts sind die Kennzeichen des »Dritten Reiches«. An einem Nationalsozialisten, der sich all dieser Schandtaten schuldig macht, ist nichts verwunderlich, außer der Tatsache, daß er eine Frau in Dravograd schändet.

Fast könnte man glauben, es sei der Versuch päderastischer Barbaren, sich an die gesunde Normalität der serbischen Bauern zu assimilieren und das Vertrauen des Volkes von Jugoslawien zu gewinnen: eine Art Sexual-Propaganda des Dritten Reiches.

Pariser Tageblatt, 8.9.1934

WASSERMANNS LETZTER ROMAN

Als ich das letztemal Jakob Wassermann sah – es war in Zürich –, hatte ihn der Tod noch nicht gezeichnet. Er sprach mit Eifer, ja zuweilen mit Leidenschaft. Von Deutschland sprach er, seinem Vater- und Mutterland, dem Lande seines Herzens. Denn er war ein Jude, wie man weiß, und ein deutscher Jude gehört zweifach Deutschland an: er gehört in selbstloser und wirklich tragischer Liebe Deutschland an. Er sprach auch mit Bitterkeit: ja, mit Bitterkeit. Noch nicht der Tod, aber schon die Bitterkeit, die Vorläuferin des Todes, hatte ihn gezeichnet. Er war seinen Weg als Deutscher und Jude nicht zu Ende gegangen. Dieser Weg führte zu keinem Ziel. Er führte vor eine plötzlich aufragende Mauer aus Haß und Brutalität. Vor dieser Mauer mußte Jakob Wassermann umkehren, den alten jüdischen Wanderstab in der Hand, und das Exil aufsuchen. Dennoch sprach er von seiner Heimat mit der

Liebe eines Deutschen und mit dem Gerechtigkeitsgefühl eines Juden. Es war kein Hohn in seiner Rede, kein Schimpf, nicht einmal Empörung. Im Gegenteil: sein Glaube an das ewige deutsche Reich war größer als seine Verzweiflung über das, seiner Meinung nach, kurzlebige Dritte. Für ihn war Deutschland ewig und Deutschlands Verirrung eine psychotische Episode. Daß er schon vor dieser jämmerlichen Episode einen kummervollen Weg als Deutscher und Jude hatte zurücklegen müssen, wie ihn nirgends in der europäischen Kulturwelt ein Schriftsteller jemals zurückgelegt hatte, sah er nicht oder wollte er nicht sehen. Er war ein Gerechter. Er lebte von der Gerechtigkeit. Wer an sie glaubt, ist ein ewiger Optimist. Aus Gerechtigkeit beging er Irrtümer. Aus Liebe irrte er. Als er noch lebte, durfte man es ihm vielleicht vorhalten, und ich war unbescheiden genug, es zu tun. Nun, da er tot ist, bitte ich ihn um Vergebung. Er war ein großer Gerechter, ein großer Liebender und ein großer Schriftsteller.

Wie groß und umfassend er gewesen ist, zeigt und bezeugt sein Werk. Innerhalb eines Zeitraums von 37 Jahren hat Wassermann 38 Werke geschaffen. Sie haben die Welt erobert. Wenn nichts anderes sein Genie bekundete, der Fleiß allein täte es. Es liegt für jeden, der selbst durch das Wort die Welt zu gestalten versucht, hier ein kaum faßbares Wunder vor. Allein in diesem kaum faßbaren Fleiß ist schöpferische Kraft erkennbar. Nicht der Fleiß macht das Genie – nach dem bekannten Wort –, wohl aber erzeugt das Genie immer Fleiß. Man kann ohne wahre Genialität nicht Nacht für Nacht an seinem Schreibtisch sitzen, drei- bis viermal, wie es Jakob Wassermann getan hat, jede Seite umschreiben, mit zierlicher Schrift, in deren graphologischer Physiognomie allein schon die kräftige Zartheit der Empfindung, die grüblerische Gewissenhaftigkeit, die Gnade des schöpferischen Nachdenkens sichtbar werden.

Noch vor dem Ausbruch des Dritten Reiches hatte Jakob Wassermann die billigen Vorwürfe nutzloser Literaten, ehrfurchtloser Schmarotzer, schwächlich piepsender Zaungäste der Literatur zu erleiden. Sie trafen ihn. Denn wo gäbe es einen schaffenden Künstler, der nicht das Recht hätte, Anspruch auf Anerkennung allerseits zu erheben? Und wer hätte mehr Recht gehabt auf diesen Anspruch als ein Mann, der durch mehr als vierzig Jahre Nacht für Nacht Zeile für Zeile gearbeitet hat? Er gehörte zu jenen, an die sich der schöne antike Vers wendet: »Ihr, deren nächtliche Lampe das Dunkel der Erde erhellt.« Das Licht, das

jede Nacht an seinem Schreibtisch brannte, erhellte einen großen Teil der Welt. Vor dieser Fülle schöpferischer Kraft beugen wir uns in Ehrfurcht.

Nichts könnte den harmonisch vollendeten Sinn dieses Leben besser beweisen als das letzte hinterlassene Werk Wassermanns: der Roman »Joseph Kerkhovens dritte Existenz«. Nachdem er den letzten Federstrich getan hatte, legte er sich hin und starb. Sein wuchtigstes Werk war vollendet. Sein Vaterland hatte er verloren. Seinen Weg als Deutscher und Jude war er umsonst gegangen. War er ihn wirklich umsonst gegangen? – Das Mittelstück dieses Romanes, das Herz dieses Romanes ist betitelt: »Ganna oder die Wahnwelt«. Der Schriftsteller Alexander Herzog, eine Figur dieses Buches, schreibt die Geschichte seiner Ehe. Es gibt heute bereits, wenige Monate nach Erscheinen des Romans, viele Menschen, die eine Frau charakterisieren, indem sie ihr den Namen »Ganna« beilegen: So endgültig hat Wassermann die weibliche Besitzhysterie unserer Ära dargestellt. Großartig hat er die gesellschaftliche Formation nachgebildet, in welcher die Gannas wachsen; in dem Abschnitt »Negerdorf« ist der Gruppenegoismus der bürgerlichen Familie mit unübertreffbarer Meisterschaft geschildert. Und großartig hat er in den Seelenmechanismus dieser Gannas hineingeleuchtet und den Weg aufgehellt, auf dem diese Frauen immer tiefer in ihre Wahnwelt hineingejagt werden.

Das Problem des Wahns, Zentralproblem dieses Buchs, ist es dann, in das die Geschichte der Ganna ebenso einmündet wie die vielen parallelen Geschichten dieses unerhört reichen, bisweilen verwirrend reichen Romans. Um die Erscheinung des Wahns kreisten Wassermanns letzte bohrende Gedanken. Deshalb hat dieses Buch eine vielleicht ungewollte, aber für jeden Leser dieser Tage geradezu unheimliche Aktualität. Vielleicht mutet es wie eine Vergewaltigung an, wenn wir die Deutung, die dieses Buch einer Reihe von Ehewirren gibt, auf die politischen Wirren dieser Tage übertragen: Aber Wassermanns Beitrag zur Erkenntnis von Geburt und Blüte des Wahns ist tatsächlich eines der aufhellendsten Lichter im Dunkel dieser Tage. In seinem letzten Werk, im Vaterland angefangen und im Exil beendet, versammelt er gleichsam all seine gnadenreichen Kräfte, einem Heerführer ähnlich, der zum letzten Sieg seine Truppen sammelt, alle die uns unbekannten, unerklärbaren Kräfte der unerklärbaren dichterischen Gnade. Zum zweitenmal nach dem »Weg als Deutscher und Jude« wurde Wasser-

mann in diesem Werk persönlich; hier aber mit der Distanz des wahren Epikers. Zum erstenmal erzählt er, der schamhafte und taktvolle Dichter, alle Bitterkeit, alle Scham, alle Schmerzen seines Lebens. Er transportiert sie, wie es das Gesetz der Epik erfordert, in fremde Gestalten. Dennoch durchdringt die episch-objektive Form die Glut der privatmenschlichen Empfindung; die geplagte Seele des Dichters ruft aus jeder Zeile. Hier durchbricht zuweilen auch das Lyrische, also sozusagen das Private des Epikers, das Epische, ganz ohne es zu zerstören.

Daß ich als Schwester dich so spät erkannte,
als geisterhafte Freundin mir erwählt,
mit Namen meiner Seele dich benannte
und mit der deinen erst im Herbst vermählt:
das ist wie Strafe und zu wissen bitter,
denn meine Jahre haben raschern Sturz
als eines Vogels Flug im Vorgewitter,
und gnadenlos ist mir der Abend kurz.

Nur ein strenger Meister der Erzählung wie Jakob Wassermann kann es sich leisten, derart die Grenzen der Epik zu verlassen, ohne sie zu verletzen. Er durchbricht sie nicht. Sein Herz ist voll und verströmt seine Klagen. Die Bitterkeit, die ihn schon gezeichnet hatte, als ich ihn zum letztenmal sah, begriff ich erst recht, nachdem ich sein letztes Buch gelesen hatte. Eine gebändigte Bitterkeit, ein wahrhaft geformtes Leid. Er empfand noch vor seinem Tode die Notwendigkeit, dem Kerkhoven-Roman ein Schlußwort hinzuzufügen. Seine Witwe, Frau Marta Wassermann-Karlweis, teilt es am Schluß des Buches mit. Er wollte der Welt seine Haltung zu Deutschland erklären, die so oft mißverstanden worden war. Seine Haltung Deutschland und der Welt gegenüber ist aber durchaus nicht mehr mißverständlich, nachdem man sein letztes Buch gelesen hat. Es enthält sehr unmißverständlich das Problem der großen Persönlichkeit und ihrer ewig tragischen Beziehung zur Umwelt. Der Tod selbst hat Jakob Wassermann das Nachwort geschrieben. Nach diesem Roman, der alle Bitterkeit und alles Glück eines menschlichen Daseins gestaltet, konnte kein anderer mehr als der Tod das Nachwort schreiben. Dieser Roman ist die Vollendung eines literarischen Lebens. Daß Wassermann sich darnach hinlegte und

starb, ist ein Beweis dafür, daß er ein Liebling der Götter war. Sie schenken Bitterkeit und Kummer, aber auch Vollendung, die eben aus dieser Bitterkeit und aus diesem Kummer erstehen. Er starb nicht am gebrochenen Herzen. Er starb an einem übervollen.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 29.9.1934

»MARIA THERESIA«

Der österreichische Historiker *Karl Tschuppik* hat das Leben der großen Maria Theresia mit starken und zugleich zarten Strichen nachgezeichnet (Allert de Lange Verlag, Amsterdam). Man kennt die Meriten des Schriftstellers Tschuppik: Er verbindet Gründlichkeit mit Lebhaftigkeit, Kenntnis mit Temperament, diskrete Noblesse mit der Fähigkeit, das interessant »Private«, das heißt: das gültig Private, mitzuteilen, die gebotene Objektivität des Historikers mit der leidenschaftlichen Sensibilität des Gestalters, die Farbigkeit des Ausdrucks mit dem seltenen Sinn für die »Richtigkeit« des nackten Wortes. Er ist ein »homo Austriacus« unter den Historikern, und er war wie kein anderer berufen, die größte Österreicherin aller Zeiten darzustellen. Daß er für sie Partei nimmt – gegen ihren Widersacher Friedrich von Preußen –, ist selbstverständlich – und auch von der Zeit aus gesehen, in der wir leben, *objektiv gerecht*. Maria Theresia hat Schlesien verloren, das große Österreich ist zugrunde gegangen, fürchterlich hat Preußen und das prussianisierte Deutschland triumphiert, aber das Besiegte hat recht behalten – wie es oft geschieht, daß die Geschichte noch nachträglich gleichsam die Gnade des edlen Unterlegenen praktisch bestätigt. Die Geschichte hat eine Art laizistischer Heiligsprechung.
Eine große, mütterliche, edle Kaiserin und ein infernalisch begabter, im weitesten (weltlichen) Sinne des Wortes ungläubiger König, ein skeptischer Feldwebel unter den Königen; die universalistische Idee des Heiligen Römischen Reiches gegen die enge, absolutistische, barbarische Idee des staatlichen Dynamismus; die wahre Würde des freien Menschen gegen die verfälscht aufklärerische des »befreiten«; die personifizierte fruchtbare Mütterlichkeit gegen die geschlechtslose Impotenz: das ist der Sinn des Tschuppikschen Buches über Maria There-

sia. Auch Demeter, die fruchtbare Göttin der Erde und der Saaten, muß sich dem unseligen Gesetz des Königs der Schatten unterwerfen. Ewige Wiederkehr der klassischen Weisheit! Maria Theresia, Mutter von sechzehn Kindern, königliche Vollstreckerin des Willens der Natur, unterliegt im Kampfe gegen den unfruchtbaren König disziplinierter, subalterner, sklavischer, klassischer, preußischer Schatten! Damit beginnt zwar nicht das Unglück Deutschlands – (und Europas) –, aber es wird dadurch entscheidend. Als Adolf Hitler in Potsdam seine Regierung begann, stand er an der *echten* Gruft Friedrichs des »Großen«. Als er am letzten Parteitag in Nürnberg die deutsche Kaiserkrone seinen Getreuen zeigte, war's *eine falsche Kaiserkrone*. (Die echte liegt in Wien.)

Die Geschichte liebt zuweilen pikant ironische Parallelen (weshalb sollte man nicht auf sie hindeuten?). Mit dem impotenten Friedrich beginnt die Herrschaft Preußens über Deutschland. Mit dem sexuell rätselhaften Adolf verstärkt sie sich (und hört sie eines Tages hoffentlich auf). Dem bekannten Witzwort – es stammt von Karl Tschuppik –, Hitler sei die Rache Österreichs für Sadowa, könnte man hinzufügen, er sei, vor allem im Sexuellen, der Nachahmer Friedrichs. Von allen Eigenschaften dieses preußischen Königs ist die Impotenz, hilft nur die Natur großmütig, am leichtesten nachzuahmen. Etwas schwieriger – aber immerhin noch zu versuchen – ist die Eroberung Österreichs.

Das macht das Werk Tschuppiks so aktuell. Es ist voll von halb ausgesprochenen, ganz angedeuteten Parallelen. Es enthält ein unvergleichliches Kapitel vom Charakter und vom Unglück Preußens – Deutschlands –, dessen Unglück sein Charakter ist. (Unser aller Unglück ist er übrigens.) Es ist ein großes, ethisches Werk. Ethisch nicht nur, weil es die gesegnete Frucht eines ehrlichen wissenschaftlichen und literarischen Bemühens ist: sondern auch, weil es imstande ist, allen, die die Geschichte der Welt lenken – heute noch lenken –, den Weg zur Umkehr, zur Besinnung, zur Rettung zu weisen. Ich zögere nicht zu sagen, daß es das bedeutendste historische Buch dieser Tage ist.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 24. 11. 1934

UNERBITTLICHER KAMPF

Antwort auf eine Umfrage

Seitdem es Dichter gibt, haben sie keine andere Aufgabe als diese: ihre Werke zu gestalten. Solange es Dichter gibt, werden sie keine andere Mission haben.

Aber Ihre Frage, was die Aufgabe des Dichters in dieser unserer Zeit sei, erfordert wohl die Auskunft: ob der Dichter Stellung zu nehmen habe zu der Grausamkeit, zu der Niedertracht, zu der Unmenschlichkeit der Welt von heute.

Darauf ist zu antworten: daß der Dichter so wenig wie jeder andere ein Recht hat, keine Stellung zu nehmen zu der Unmenschlichkeit der Welt von heute;

daß der Dichter niemals – und auch heute nicht – das Recht hat, sich auf seine »Berufung« zu berufen und auf seine angebliche Pflicht, sich um »zeitlose« Dinge zu kümmern. Talent und Genie befreien keineswegs von der selbstverständlichen Pflicht, das Böse zu bekämpfen.

Ein Dichter, der zum Beispiel heute gegen Hitler und gegen das Dritte Reich nicht kämpfte, ist gewiß ein kleiner, schwacher Mensch und wahrscheinlich auch ein wertloser Dichter.

Es gibt kein wahrhaft wertvolles Talent ohne die folgenden Eigenschaften: 1. Mitgefühl für die unterdrückten Menschen; 2. Liebe zum Guten; 3. Haß gegen das Böse; 4. Mut, das Mitgefühl für die Schwachen, die Liebe zum Guten, den Haß gegen das Böse auch laut und unzweideutig, also deutlich, zu verkünden.

Wer diese Eigenschaften nicht besitzt und nicht offenbart, ist gewißlich ein mittelmäßiges Talent oder ein Dilettant.

Die Aufgabe des Dichters in unserer Zeit ist – um Ihre Frage ganz präzise zu beantworten: der unerbittliche Kampf gegen Deutschland, denn dieses ist die wahre Heimat des Bösen in unserer Zeit, die Filiale der Hölle, der Aufenthalt des Antichrist.

Pariser Tageblatt, 12. 12. 1934

EUROPA IST NUR OHNE DAS DRITTE REICH MÖGLICH

Es gibt immer noch – auch heute noch – eine Sehnsucht, ein Heimweh nach einer europäischen Solidarität, nach einer Solidarität der europäischen Kultur. Die Solidarität selbst besteht leider nicht mehr, es sei denn in den Herzen, in den Gewissen, in den Köpfen einiger großer Menschen innerhalb jeder Nation. Das europäische Bewußtsein – ich möchte es das »europäische Kulturgewissen« nennen – begann in jenen Jahren zu verkümmern, in denen das nationale Bewußtsein erwachte, das nationale Gewissen. Man könnte sagen: *der Patriotismus hat Europa gemordet.* Patriotismus ist Partikularismus. Ein Mensch, der seine »Nation« oder sein »Vaterland« über alles liebt, kündigt die europäische Solidarität. Lieben heißt: den geliebten Gegenstand schätzen, meist sogar: überschätzen. Sehend: das heißt: mit Kritik zu lieben, ist nur wenigen Menschen möglich, den auserwählten. Die meisten Menschen werden durch die Liebe blind. Die meisten Menschen, die ihr Vaterland oder ihre Nation lieben, sind arme Blinde. Sie sind nicht nur nicht imstande, die typischen Fehler ihrer Nation und ihres Landes zu sehen, sondern sogar geneigt, diese Fehler als die Muster menschlicher Tugenden zu empfinden. Das nennt man, sehr stolz: »Nationales Selbstbewußtsein«.

Indessen: die europäische Kultur ist weitaus älter als die europäischen Nationen. Griechenland, Rom und Israel, Christentum und Renaissance, die französische Revolution und Deutschlands achtzehntes Jahrhundert, die österreichische übernationale Musik und die slawische Poesie: diese Kräfte haben das europäische Antlitz gebildet. Alle diese Kräfte haben die europäische Solidarität gebildet, das europäische Kulturgewissen. Jede einzelne dieser Kräfte kannte keine nationale Grenze. Alle diese Kräfte sind die natürlichen Feinde der barbarischen Macht: des sogenannten »Nationalstolzes«.

Die stupide Liebe zur »Scholle« tötet die Liebe zur Erde. Der Stolz, in einem bestimmten Lande, innerhalb einer bestimmten Nation geboren zu sein, vernichtet das europäische Universalgefühl. Man kann entweder alle Völker in gleichem Maße lieben oder ein einziges allen anderen vorziehen. Das heißt: man kann entweder Europäer sein oder ein blinder »Patriot«... und die meisten Patrioten sind blind, müssen blind

sein, wie Verliebte blind sein müssen. Wären sie nicht blind, so wären sie nicht verliebt.

Sie fordern mich auf, zu sagen, ob es möglich sei, die europäische Kultur zu retten. Gewiß! Auch heute noch!
Auf die – nicht unbeträchtliche – Gefahr hin, daß mich Ihre Leser für einen »weltfremden Utopisten« halten, erlaube ich mir, ihnen mein Rezept vorzuschlagen:
1. Man komme überein, man statuiere an einer Stelle, die allgemein – heute noch – anerkannt ist, daß jeder, aber auch jeder »Nationalstolz« ein Unsinn sei und die Berufung auf ihn ein Zeichen des schlechten Geschmacks.
2. Man dekretiere in Genf, im Völkerbund, daß alle Menschen aller Rassen gleichwertig seien, und *verbiete jener Nation, die anderer Meinung ist, den Zutritt zum Völkerbund.*
3. *Man verbiete dem heutigen Deutschland, dem Dritten Reich also, die gleiche Würde,* derer sich alle europäischen Nationen rühmen dürfen. Denn: von allen europäischen Ländern und Völkern ist es Deutschland allein, das sein angebliches Recht auf eine besondere Mission verkündet. *Man isoliere Deutschland: dann wird die europäische Solidarität hergestellt sein.* Es gibt nur *einen* Feind der europäischen Solidarität heute: Dieser Feind ist das »Dritte Reich«. Dieser Feind ist Deutschland.

Ich bitte die Leser, mich nicht allzuschnell eines »Ressentiments« oder eines »Hasses« zu bezichtigen. Möge man sich lieber vor jener falschen »Objektivität« hüten, die schließlich dazu führt, daß man auch den Mördern die Türen öffnet, damit sie ja nur ihren Opfern nicht vorwerfen, diese hätten nicht loyal gehandelt.
Ich empfinde keinen Haß gegen Deutschland; eher Verachtung. Lächerlich und kindisch erscheint mir der Hinweis auf Deutschlands Vergangenheit. Das Deutschland seit 1870 unterscheidet sich vom alten Deutschland noch mehr als das moderne Griechenland vom antiken. Man wird zum Beispiel einen griechischen Minister von heute nicht deshalb anerkennen, weil er ein Landsmann von Perikles ist. Also höre man auch endlich auf, aus der großen deutschen Vergangenheit die Hoffnung zu beziehen auf eine große deutsche Zukunft. Eher ist Venizelos mit Achilles verwandt als Goebbels, Göring, Hitler auch

nur mit Hagen von Tronje. Es ist ein gewaltiger und gefährlicher Irrtum, dieser deutschen Nation von heute trotz ihren Barbareien den Kredit zu gewähren, zu dem sie ihre Vergangenheit angeblich zu berechtigen scheint. Wenn man die Gräber Lessings und Schillers auf den Friedhöfen bewahrt, ist man deshalb lange noch nicht der Erbe Lessings und Schillers.

Die Akropolis steht noch in Athen. Es fällt keinem Menschen ein zu behaupten, das griechische Parlament von heute sei die Erbin der Agora. Weshalb noch dem Deutschland von heute den Kredit gewähren, der seinen längst von ihm verleugneten, ja: von ihm *umgelogenen* Vorfahren gebührt hätte?

Ein Volk, dessen Lessing der Goebbels wird, hat noch weit weniger Verwandtschaft mit dem alten Deutschland als die Neu-Hellenen mit Agamemnon!

Es gibt *eine* Möglichkeit, auch heute noch, die europäische Solidarität wieder herzustellen: das ist: der Ausschluß des »Dritten Reiches« aus der europäischen Solidarität.

Es gibt keine europäische Solidarität mit Deutschland, mit dem »Dritten Reich«. Mit ihm ist Europa ein Unfug. *Ohne Deutschland ist Europa eine Macht.*

Die Wahrheit (Prag), 20. 12. 1934

Der Antichrist
(1934)

DER ANTICHRIST IST GEKOMMEN

»Wie einsam wird es in solchen Zeiten um den, der nur am Geistigen hängt! Ach, für wen soll man noch schreiben, wenn inmitten des politischen Gebelfers und Geschreis die Ohren taub geworden sind für die feinen Zwischentöne, ... mit wem über die Gotteslehre theologisch disputieren, seit sie in die Hände der Doktrinäre und Zeloten gefallen ist, die als letztes und bestes Argument ihres Rechthabens die Soldateska aufrufen, die Reiterhaufen und die Kanonen? Eure Treibjagd... hat begonnen: mit Morgensternen und Henkerschwertern glaubt man dem Christentum zu dienen... Rom, die Herrlichkeit der Welt, haben die Landsknechte verwüstet – o Gott, welche bestialischen Instinkte toben sich in Deinem Namen aus! Nein, die Welt hat keinen Raum mehr für die Freiheit des Herzens...! stirb auch du, Erasme! –«

Stefan Zweig: *Erasmus von Rotterdam*

Der Antichrist ist gekommen: derart verkleidet, daß wir, die wir ihn seit Jahren zu erwarten gewohnt sind, ihn nicht erkennen. Schon wohnt er mitten unter uns, in uns selbst. Und über uns lastet der schwere Schatten seiner niederträchtigen Fittiche. Schon schwelen wir in der eisigen Glut seiner höllischen Augen. Unseren ahnungslosen Kehlen nähern sich bereits seine würgbereiten Hände. Schon beleckt er mit seiner lästerlichen, brandtragenden Zunge unsere Welt. Schon hebt er seine feurigen Füße, sie auf die schwachen und leichtentzündlichen Dächer unserer Häuser zu setzen. Längst hat er Gift gestreut in die unschuldigen Seelen unserer Kinder. Aber wir merken es nicht!

Denn mit der Blindheit sind wir geschlagen, mit der Blindheit, von der geschrieben steht, daß sie uns befallen wird vor dem Ende der Zeiten. Wir erkennen in der Tat nicht mehr, seit langem nicht mehr, das Wesen und das Angesicht der Dinge, die uns begegnen. Ähnlich den kör-

perlich Blinden haben wir lediglich Namen für alle Dinge dieser Welt, die wir nicht mehr sehen: Namen! Namen! Laute ohne Gestalt: hohl tönende Gewänder für unvorstellbare, also körper- und lebenslose Erscheinungen. Sind es Gestalten? Sind es Schatten? Der Blinde unterscheidet nicht die einen von den anderen. Wir, die Blinden, unterscheiden sie nicht. Echten Dingen geben wir falsche Namen. Hohle Klänge tönen in unseren armen Gehirnen, wir wissen nicht mehr genau, was welchen Namen zu tragen hat. Wir erkennen keine Formen, keine Farben, keine Maße mehr. Wir haben nur die Namen und die Bezeichnungen für Formen, Farben und Maße. Da wir blind geworden sind, wenden wir Namen und Bezeichnungen unrichtig an. Wir nennen einen Großen klein, einen Kleinen groß; das Schwarze weiß und das Weiße schwarz; den Schatten Licht und das Licht Schatten; das Bunte tot und das Tote bunt. Also verlieren Namen und Bezeichnungen Inhalt und Bedeutung. Es ist schlimmer als zur Zeit des Turmbaus zu Babel. Damals waren nur die Sprachen verwirrt, und einer verstand den andern nicht, weil jeder die gleichen Dinge verschieden benannte. Heute aber sprechen alle die gleiche, aber falsche Sprache, und alle Dinge haben die gleichen, aber falschen Bezeichnungen. Es wird gleichsam ein horizontaler Babylonischer Turm gebaut, aber die Blinden, die das Maß nicht kennen, glauben, der Turm sei vertikal und würde immer höher; und alles sei in Ordnung, denn sie verständigen sich einträchtig, untereinander... während sie sich doch über die Maße, Gestalten, Farben der Dinge lediglich so verständigen wie Blinde; das heißt: sie wenden ursprünglich richtig angewandte, den Erscheinungen dieser Welt angepaßte Bezeichnungen falsch und verkehrt an: das Erhabene nennen sie flach und das Ebene erhaben; das Ragende liegend und das Liegende ragend. Denn ein Blinder weiß nicht, was hoch und was flach ist. Zur Zeit des Turmbaus zu Babel waren lediglich die Zungen und die Ohren der Menschen verwirrt. Immer noch konnten sich ein paar unter den Erbauern durch Blicke verständigen, durch die Sprache der Augen, den Spiegel der Seele, wie man sagt. Jetzt aber sind die Augen der Menschen geblendet (und die Zungen sind nur Knechte, dieweil die Augen Herren sind, innerhalb der Hierarchie der menschlichen Sinne). Wie kann man noch hoffen, der Antichrist sei noch nicht gekommen? Auch dieser Glaube noch, auch diese Hoffnung noch sind Beweise für unsere Blindheit. Denn ebenso wie man einem Blinden einreden könnte, die Nacht sei der Tag und der Tag sei die Nacht, so kann man

uns, die Geblendeten, glauben machen, der Antichrist sei nicht in der Welt, wir schwelten nicht im Feuer seiner Augen, wir stünden nicht im Schatten seiner Fittiche.

Aber noch schlimmer ist unsere Blindheit als die gewöhnliche körperliche Blindheit, deren Eigenschaften wir uns eben zugeschrieben haben. Denn unsere Blindheit ist eben eine, mit der man nur vom Antichrist geschlagen werden kann und von der wir im Anfang sagten, sie sei uns vorausbestimmt vor dem Ende der Zeiten. Eine höllische Blindheit: denn obwohl wir geblendet sind, glauben wir zu sehen. Wir sind in der Tat eher »Geblendete« als »Blinde«. Wir erkennen den Antichrist nicht, weil er im Gewande des kleinen Bürgers daherkommt, im Gewande des kleinen Bürgers eines jeden Landes. Nach der legendarischen Vorstellung, die wir von ihm hatten, hätte er mit dem höllischen Zubehör kommen müssen, mit den überlieferten Attributen: Hörner, Schwanz und Hinkefuß, im Gestank von Pech und Schwefel, mit dem gesamten theatralischen Requisit, das unsere kindliche Phantasie von einem Wesen seiner Art und Herkunft verlangt. Der Mensch liebt es nicht, sich vorzustellen, daß er durch ein ihm gleiches, ähnliches oder ebenbürtiges Wesen untergehen könnte. Unsere Eigenliebe verlangt in der Stunde unseres endgültigen Todes nach einem gewissen Zeremoniell. Der Antichrist aber versucht, uns zu überlisten. Im alltäglichen, bescheidenen Gewand des Kleinbürgers ist er angekommen, ja sogar ausgestattet mit allen Abzeichen der kleinen Gottesfurcht des kleinen Bürgers, seiner niedrigen Frömmigkeit, seiner ungefährlich scheinenden, gemeinen Gewinnsucht und seiner großartig, sogar erhaben dünkenden Liebe für bestimmte Ideale der Menschheit: wie zum Beispiel: Treue bis zum Tode, Liebe zum Vaterland, heroische Bereitschaft zum Opfer für die Gesamtheit, Keuschheit und Tugend, Ehrfurcht vor der Überlieferung der Väter und der Vergangenheit, Zuversicht für die Zukunft, Achtung vor sämtlichen Paraden der Phrasen, von denen der durchschnittliche Europäer zu leben gewohnt und sogar genötigt ist. In dieser ungefährlich scheinenden Maskerade ist der Antichrist neulich in die Welt gekommen. Sein großartig theatralisches Auftreten hatten wir seit Jahrhunderten erwartet. Nun aber, da er ankam, nicht als ein nach Schwefel stinkender Zerstörer, sondern sogar manchmal als ein nach Weihrauch duftender Frommer; nun, da er sich bekreuzigt und gleichzeitig salutiert; Vater-

unser betet und an der Börse spielt; die menschliche (und zur »bürgerlichen« herabgesunkene) Tugend preist, um sie zu zerstören; die europäische Kultur mit den Waffen zu verteidigen vorgibt, mit denen er sie vernichtet; die Vergangenheit zu ehren verspricht und eine Zukunft verheißt (weil er weiß, daß es nach ihm keine mehr geben wird); die Menschlichkeit und die Menschheit erlösen zu helfen verspricht und zugleich Menschen umbringt – als wüßte die lügende Zunge nicht, was die mordende Hand verübt: Nun, da er also verlogen und verkleidet gekommen ist, haben wir ihn nicht erkannt, den Antichrist.

Ich aber habe ihn erkannt: Ich durchschaue ihn, wenn er im Osten dieses untergehenden Kontinents die Arbeiter zu befreien verheißt und die Arbeit zu adeln; wenn er im Westen die Freiheit der Kultur zu verteidigen verspricht und die falschen Fahnen der Humanität über den Dächern der Gefängnisse hißt; wenn er in der europäischen Mitte (das heißt zwischen Osten und Westen) einem Volk Segen und Wohlfahrt verheißt und den Krieg vorbereitet, in dem es untergehen soll; wenn er das insularische Volk Europas, die Engländer, die Matrosen des alten Kontinents, zur Gleichgültigkeit überredet gegenüber all dem, was auf dem Festland noch vorgehen kann – wie man die seefahrenden Matrosen, die Söhne der Festländischen, überreden kann, sich nicht mehr um das Schicksal der Häuser zu kümmern, in denen sie geboren wurden; wenn er den Söhnen der europäischen Berge, den Schweizern, und den harmlos rührenden Kindern der Küste, den Holländern, Segen und Gewinn verspricht, sobald die anderen sich zu töten beginnen; wenn er Gelbe gegen Weiße, Schwarze gegen Gelbe und Weiße ausspielt; wenn er den Italienern die Macht des alten Roms zusagt und den heutigen Griechen den Glanz des alten Hellas. Ja, selbst wenn er, der Fürst der Hölle, den Vatikan besucht und ihm Konkordate diktiert... erkenne ich ihn, den Antichrist.

Und obwohl seine Macht weit größer ist als die meine, fürchte ich ihn nicht – und will versuchen, ihn zu entlarven.

EINE GEWALT HAT SICH ZWISCHEN UNS UND DIE GNADE DER VERNUNFT GESTELLT

> »Man hat auch dies versucht, um sich gegen das Überraschende zu wehren: man imitiert es, man sucht ihm zuvorzukommen durch die Maschinen. Man fabriziert technische Überraschungen, es soll scheinen, daß es überhaupt nur noch diese gibt, keine seelischen mehr. Das Überraschende ist mechanisiert. Es gibt eine Maschinerie des Überraschenden heute. Überhaupt: es ist ein so ungeheures Potential in der Technik heute, daß alles möglich erscheint. Alle Möglichkeiten sind in dieser Maschinerie enthalten, sie brauchen gar nicht mehr Wirklichkeit zu werden. Und das, was Wirklichkeit wird, erscheint dann niemals überraschend – man weiß ja, daß alles in der großen Maschinerie schon enthalten war.«
>
> MAX PICARD: *Das Menschengesicht*

Wir sagten vorher, der Antichrist sei nicht mit Pech und Schwefel gekommen, wie wir uns seine Ankunft vorgestellt hatten. Seine Ankunft war dermaßen trefflich vorbereitet, daß die höllischen Elemente lange vorher schon verwandelt worden waren in scheinbar natürliche, selbstverständliche und irdische. Nicht etwa, daß wir reden wollten im Sinne der plattköpfigen Verfechter der Meinung: Industrie und technische Zivilisation seien das Werk der Hölle. Nein! Wir sind weit entfernt von dieser Auffassung. Denn wir glauben, daß Gott selbst uns den Verstand gegeben hat, zu forschen, zu fragen, Antwort und Lösung zu finden, noch bessere Antworten und noch bessere Lösungen und immer bessere Antworten und bessere Lösungen. Der Verstand ward uns gegeben, damit wir mit seiner Hilfe die schwere Not unserer Hände entlasten und damit wir allmählich lernen, unsern Kopf, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, aufrecht zu tragen, immer aufrechter, damit er dem Himmel entgegenrage, wo er gleichsam sein erhabenes und ewiges Spiegelbild findet. Als der Mensch aus dem Paradies vertrieben und verurteilt worden war, im Schweiße seines Angesichts die Erde zu bebauen, gab ihm die grenzenlose Milde Gottes – denn Er segnet auch dort noch, wo er straft – die Gnade der Vernunft auf den schweren Weg mit, gleichsam ein Andenken an das Paradies, ein leuchtendes Andenken, ein kleines Edelsteinchen aus der unendlichen

Krone der göttlichen Weisheit. Die Güte Gottes gab dem Menschen den Segen der Vernunft, damit der Fluch der Arbeit gemildert und gemindert werde. Es sind also Toren und Narren, die sagen, die Erfindung und die Entdeckung sei ein Fluch, die Maschine ein Laster. Wohl aber ist es ein Laster, die Erfindung und die Entdeckung und das Ergebnis der forschenden Vernunft und die Erkenntnis des menschlichen Geistes als einen Sieg zu bezeichnen und zu feiern, den der menschliche Verstand über die ewig geheime Weisheit des Unendlichen davongetragen habe. Wie ein winziges Steinchen zu einem gewaltigen Fels: so verhält sich unsere Fähigkeit, zu entdecken und zu erfinden, zu der Weisheit der Macht, die uns regiert. Denn haben wir auch z.B. (für eine Weile) die Lüfte erobert, so sind wir doch nicht imstande, in den Himmel zu fliegen. Es ist nicht nur dafür gesorgt, wie das Sprichwort sagt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen: auch die Menschen können ihn niemals besuchen. Und niemals werden wir erleben, daß aus einem Piloten ein Engel werde. Ja, man könnte sagen, daß der Himmel sich immer höher von der Erde entferne, je weiter und höher wir zu fliegen vermögen. Und wenn wir die sogenannte Stratosphäre erreichen, so haben wir doch damit nichts anderes getan, als unser Irdisches in eine Sphäre zu bringen, die bis jetzt noch kein Irdischer gekannt hat. Wir hätten also gewissermaßen die Erde emporgetragen; keineswegs aber den Himmel herunterbeschworen. Und vermöchten wir selbst eine noch höhere – ich weiß nicht, wie genannte Sphäre – zu erklimmen: der Himmel wiche vor uns immer höher hinauf. (Man nehme das alles als ein Bild. Man sage sich, daß es eben das Wesen der unerforschlichen Weisheit Gottes sei, unerforschlich zu bleiben.) Ach! wir wissen ja nicht, was oben und was unten ist. Wir sind ja Blinde! Und wenn wir in »blindem Vertrauen« nach oben weisen, sooft wir Gott meinen, so ist es doch in Wahrheit vielleicht kein Oben. Und die Torheit jener, die da meinen, sie hätten die Leere des Himmels entdeckt, weil sie ihn mit Stratosphärenflügen durchforscht und in ihm keinen Gott gefunden haben, wäre ja noch hundertfach größer, als es die Blindheit der Gläubigen ist, die nach oben weisen, wenn sie den Ursprung und die Quelle ihrer Gläubigkeit meinen. Was ist Oben? Was ist Unten? Ach! die Welt ist nicht nur von lauter Blinden bevölkert! Die Blinden sind auch noch verworren! Manche unter ihnen sagen, daß sie weise sind, weil sie die Erkenntnisse dort gefunden haben, wohin sie die anderen, nicht nach Erkenntnis dürstenden Blinden ge-

wiesen hatten. Und da ein Teil der Blinden behauptet hatte, Gott sei »oben«, macht sich ein anderer Teil der Blinden nach »oben« auf den Weg und sieht Gott nicht und kommt wieder und sagt, Er sei nicht vorhanden. Indessen sehen sie Ihn nicht, weil sie eben blind sind. Wären sie sehend, sie brauchten sich gar nicht auf einen Weg zu machen, den ihnen ihre blinden Brüder zeigen! Man sieht Gott nicht mit den leiblichen Augen! Man riecht Ihn nicht mit der leiblichen Nase! Man hört Ihn nicht mit den leiblichen Ohren! Man fühlt Ihn nicht mit den leiblichen Händen! Denn Er hat uns keineswegs ohne Grund nur fünf Sinne geschenkt! Hätte Er den Wunsch gehabt, daß wir Ihn zur Zeit unseres irdischen Lebens erkennen, so hätte Er uns nicht fünf, sondern tausend Sinne geschenkt. Er aber hat uns lediglich fünf Sinne gegeben! Vielleicht damit wir unfähig bleiben, Ihn zeit unseres Lebens zu erkennen.

Und nun, hochmütig, wie wir sind, glauben manche unter uns, Ihn leugnen zu dürfen, eben infolge der Ohnmacht, Ihn zu erkennen. Also rächen wir uns an Seiner Strenge. Da Er uns die Gnade vorenthält, Ihn zu erkennen, sagen wir, Er sei nicht vorhanden.

Wir sind, wie unter uns, den allgemein Blinden, die besonderen Blinden: Ihnen kann man nicht erklären, wodurch sich der Tag von der Nacht unterscheidet.

Wie aber haben wir also unsere Vernunft mißbrauchen können? Und wie kam es, daß sie, die doch ein Geschenk Gottes war, wie gesagt: das einzige und letzte Andenken an das verlorene Paradies, uns zur Torheit und zum lasterhaften Hochmut und zu frevlerischen und falschen Einsichten geführt hat?

Es war keineswegs töricht oder frevelhaft oder hochmütig, die Vernunft zu gebrauchen (wie wir oben gesagt haben). Aber während wir sie anwandten, muß sich eine Gewalt, die wir nicht fähig sind mit Hilfe unserer fünf Sinne zu erkennen, zwischen uns und die Gnade der Vernunft, derer wir teilhaftig wurden, gedrängt haben, dergestalt, daß die Gnade zum Fluch wurde. Dieweil wir noch klar und folgerichtig zu denken glaubten, wie sie etwa zur Zeit des Turmbaus zu Babel stattgefunden hatte, sondern gewissermaßen eine Verwirrung *innerhalb* der Klarheit. Und auch diese Klarheit ist nicht etwa mit der falschen Klarheit eines Wanderers in der Wüste zu vergleichen: Nein! es war so, daß die Wirklichkeit selbst eine Fata Morgana wurde. Sie zerrann nicht in Luft, wenn wir sie erreicht hatten. Sie war körperlich, sie war greifbar.

Nicht unsere ermüdeten Sinne erlagen einer Täuschung, sondern unsere frischen und ausgeruhten. Wir befanden uns, während wir irregeführt wurden, keineswegs in einem Zustand, den man einen krankhaften oder überreizten hätte nennen können, sondern in einem ganz natürlichen, wie uns schien. Unversehrt war unsere Vernunft; wach waren unsere Sinne; und das Ziel lag sehr klar vor uns. Wir erreichten es auch. Aber es war dennoch ein Trug. Und also gleichen wir etwa Wanderern durch die Wüste, die imstande wären, die trügerische Luftspiegelung, die sie gelockt hat, tatsächlich zu erreichen; die imstande wären, Wohnung zu nehmen in den Häusern und Palästen, die nicht vorhanden sind; den Durst zu stillen aus den Quellen, die keine Quellen sind; im Schatten von Palmen zu rasten, die keine Palmen sind; und sich an Datteln zu laben, die keine Früchte sind. Sie glauben dann, ihr Durst sei gestillt, und sie sind immer noch durstig; ihr Bauch sei gefüllt, und sie sind immer noch hungrig; sie hätten ein Obdach, und sie haben keines. So ist es: unsere Sattheit ist immer noch Hunger und Durst; unsere Heimat ist immer noch Obdachlosigkeit; und das, was wir Wirklichkeit nennen, ist immer noch Trug: denn alles, was wir Erkenntnis nennen, ist Lüge. Wir glauben, aus vollen Quellen zu trinken, und es sind trockene Brunnen, die selber dürsten.

HOLLYWOOD, DER HADES DES MODERNEN MENSCHEN

»Daran erkannte man die alten Gesichter. Sie waren alle voneinander verschieden als Zeichen der Unerschöpflichkeit und der Fülle Gottes, und sie waren zugleich einander ähnlich, weil ihnen bewußt war, daß alle Mannigfaltigkeit von einem einzigen Schöpfer geschaffen ist. Diese ewige Mischung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, beides durch Gott, charakterisiert die alten Gesichter.«

Max Picard: *Das Menschengesicht*

Zwar können wir, um ein schwaches Beispiel aus dem gewaltigen Bereich unseres Fortschritts zu nennen, über Tausende Meilen miteinander sprechen: aber können wir uns dabei verständigen? Sprechen wir denn die Wahrheit zueinander, wenn wir zwischen uns das Wunder gelegt haben, das darin besteht, unsere Stimme vernehmbar zu machen über Tausende von Meilen? Und wenn ein Freund, der sich in Australien befindet, zu seinem Freund spricht, »auf drahtlosem Wege«, wie man sagt, der sich in Kolumbien befindet: verhindert etwa das »technische Wunder«, daß sie gegenseitig ihre Stimme vernehmen können, Tücke, Falschheit und Verrat ihrer Reden? Ja, ist es nicht leichter zu lügen, wenn man einander nicht Aug' in Auge sieht? Und selbst wenn es möglich gemacht wird, daß ich das Angesicht meines Freundes in Kairo sehe und er das meinige in Paris: Werden wir dann einander besser erkennen, als wenn wir uns leiblich in einem engen Raum gegenüberstünden? Werden wir einander vielmehr dann nicht noch weniger erkennen? Kann denn ein Fernrohr die Unfähigkeit meines Auges, zu erkennen, in eine Erkenntnisfähigkeit dieses meines Auges verwandeln? Im Gegenteil: das Fernrohr, auch das vollkommene, verstärkt lediglich die Sehkraft eines Auges – ob es nun falsch oder richtig sehen kann; aber es verwandelt ein trügendes und lügenhaftes Aug' nicht in ein echtes und wahres. Und wenn das falsche Herz eines falschen Freundes über Millionen Meilen hinweg und mittels des gewaltigsten Lautsprechers seine Liebe zu mir erzählte: so hätte das sogenannte Wunder der Technik die Falschheit jenes Herzens doch nicht in Ehrlichkeit verwandelt, sondern nur verstärkt. Und wenn wir es zu-

stande gebracht haben, daß sich Schatten auf der Leinwand der Kinotheater wie lebendige Menschen bewegen und sogar sprechen und singen, so sind doch keineswegs ihre Bewegungen, ihre Worte und ihr Gesang echt und ehrlich; vielmehr bedeuten diese Wunder der Leinwand das eine: daß die Wirklichkeit, die sie so täuschend nachahmen, deshalb gar nicht schwierig nachzuahmen war, weil sie keine ist. Ja, die wirklichen Menschen, die lebendigen, waren bereits so schattenhaft geworden, daß die Schatten der Leinwand wirklich erscheinen mußten.

Begegnet mir zuweilen ein Schauspieler, dessen Gesicht und Körper mir aus den Schaustücken des Kinos bekannt sind, so scheint es mir, daß ich nicht ihm selber, sondern seinem Schatten begegne; wo es doch gewiß ist und meine Einsicht es mir sagt, daß er der Urheber jenes Schattens ist, den ich von der Leinwand her kenne. Dennoch wird er also, wenn er mir begegnet, wie er leibt und lebt, der Schatten seines eigenen Schattens. Müßte ich doch, ginge es mit rechten Dingen zu, das heißt: wären wir wirklich imstande, unsere Schatten zu beleben, die wir auf die Leinwand mit Hilfe der Technik werfen, in dem lebendigen Schauspieler geradezu noch mehr sehen als ihn allein, einen lebendigen Menschen: sondern einen Menschen, der so reich wäre, daß er selbst noch seinem Schatten lebendigen Atem verleihen könnte. Es ist also eine unheimliche Gewalt, die einen lebendigen Menschen, das Geschöpf Gottes, und noch eines, dem Er die Gnade geschenkt hat, seinen Schatten zu beleben, den Er also gewissermaßen doppelt belebt und begnadet hätte, dazu verurteilt, als der Schatten seiner selbst zu erscheinen. Ja, man kann sagen, daß er noch weniger ist als der Schatten seiner selbst; da doch dieser seine eigentliche Existenz ausmacht; während er gar nicht mehr sich selbst darstellt, sondern gewissermaßen seinen eigenen Doppelgänger – einen Doppelgänger, den es gar nicht gibt: Er ist, dieser Schauspieler, der Doppelgänger seines eigenen Schattens, den er tagtäglich auf die Leinwand ins Kinotheater schickt. Ein einziges Mal: Für alle Ewigkeit aber bleibt das Flüchtigste aller Flüchtigkeiten unserer irdischen Existenz: nämlich der Schatten, eine reale Begebenheit. Der Doppelgänger seiner selbst zu sein wäre schon eine schreckliche Begebenheit! Was aber soll man dazu sagen, daß die Doppelgänger ihrer eigenen Schatten unter uns, den Lebendigen, wandeln, leben, essen, trinken und lieben?

Und es ist *noch* schrecklicher. Denn auch ein Doppelgänger muß ster-

ben – eines Tages sterben das Original *und* sein Doppelgänger. Und wenn ein Mensch stirbt, ist auch sein Schatten dahin. Der Schauspieler aber, der im Kino spielt, der bleibt in alle Ewigkeit auf der Leinwand, der einzigen Realität, auf der sich sein echtes Leben abspielt, immer lebendig. Das heißt: sein Schatten, oder richtiger: seine Wahrheit (denn er selbst ist ja nur der Doppelgänger seines Schattens) ist »ewig«. Das heißt also: es gibt eine Art Menschen, die nicht als Menschen gelebt haben, sondern als Schatten: und es sind auch Menschen, die nicht sterben können. Sie können nicht sterben, weil sie niemals gelebt haben. Sie wurden Schatten. Sie wurden freiwillig Schatten. (Mehr oder weniger freiwillig – das versteht sich.) Sie verkauften für Geld ihren Schatten und sagten dabei, das sei nicht ihr Schatten, *das seien sie selbst.* Und sie verkauften nicht nur ihr Leben: sie verkauften auch ihren Tod. Sie bekamen Honorar von Hollywood. Dafür war die Seligkeit dahin. Man war nicht nur sein Leben lang ein Schatten, *man blieb es auch nach dem Tode.* Auf der Leinwand, für die man gelebt hatte, als man noch lebendig gewesen war, als man noch die Möglichkeit gehabt hätte, lebendig zu sein, bleibt man also ewig. Da man bereits zu Lebzeiten seinen Schatten als sich selbst betrachtet und als sich selbst verkauft hatte, war doch auch der Tod – und dieser erst recht, unter solchen Umständen – keine Erscheinung, mit der man sich befaßt, sobald man einen Vertrag mit Hollywood geschlossen hat. Ein Mensch rechnet vielleicht noch mit der ewigen Seligkeit. Ein Mensch aber, der davon lebt, daß er schon zu Lebzeiten ein Schatten ist, er hat ja sozusagen seine *eigene* ewige Seligkeit! Er ist überzeugt – und nicht ohne Unrecht –, daß ihn die Leinwand, für die er als körperliche Erscheinung bereits gelebt hat, ihm eine verständliche, rational begreifliche Ewigkeit garantiert, auch nachdem er gestorben ist. Der Erfinder des Kinos hat den Menschen jene Unsterblichkeit verheißen, die sie noch zu Lebzeiten begreifen. Die antike Welt kannte den Hades, den Aufenthaltsort der Verstorbenen, die zu Schatten geworden waren.

Die Welt, in der wir leben, kennt den Hades der Lebendigen: Das ist das Kino. *Hollywood ist der moderne Hades.* Dort werden die Schatten schon zu Lebzeiten unsterblich.

Ja, von den antiken Menschen unterscheiden sich die »modernen« Menschen dadurch besonders, daß sie den Hades, das Reich des Schattens, bereits auf Erden eingeführt haben: Der Hades des modernen Menschen ist Hollywood.

SO WURDE DIE ERFINDUNG, DER SEGEN DES GEISTES, ZUM ELEMENT DES ANTICHRIST

Aber es wäre billig und töricht, wie wir schon deutlich gesagt haben, die Erfindung zu verwünschen und die Vernunft, der sie entstammt. Denn der Erfinder hat doch nichts anderes getan, als die Vernunft anzuwenden, die Gabe Gottes. Wendet man aber ein göttliches Geschenk an und erhält es dann einen bösen Sinn, so muß das böse Element sich zwischen die Stunde der Erfindung und die der Anwendung gedrängt haben. Und so wie etwa das Gold, das doch ebenfalls eine Gabe der Natur, ein Segen der Erde, hätte sein müssen, ein Element des Teufels geworden ist, so wurde auch die Erfindung, der Segen des Geistes, zum Element des Antichrist. Denn darin wird der Antichrist am deutlichsten erkennbar, daß er gerade das im Wesen Edle in Gemeines verwandelt. Es ist ja gerade der Sinn seines Daseins und Treibens, das Heilige zu schänden, das Erhabene zu erniedrigen, das Rechte zu verkehren, das Schöne zu verunzieren. Nicht zufrieden damit, daß ihm die Herrschaft über das im Wesen Gemeine – denn auch dieses ist ein Bestandteil der irdischen Welt – gegeben ist, versucht er, seine Herrschaft auszudehnen über das Edle. Da es aber, bliebe es edel, niemals unter seine Zucht geraten könnte, verwandelt er es zuerst in ein Böses. Er gleicht einem gewalttätigen König, dessen eigenes Land wüst ist und der, um die umliegenden Länder, die blühend sind, zu erobern, zuerst diese blühenden Länder in Wüsten verwandelt, damit sie dem seinigen gleichen. Machte er sie nicht dem eigenen gleich, sie würden ihm auch nicht untertan werden *können*.

Aber er ist, der Antichrist, deshalb schlimmer als solch ein gewalttätiger König, weil man eben diesen sieht, hört, fühlt und leidet. Während der Antichrist die Macht hat, das Blühende in Wüstes zu verwandeln und uns dabei derart zu verblenden, daß wir glauben, just das Wüste sei das Blühende. Und während er vernichtet, glauben wir, er baue. Wenn er uns Steine gibt, glauben wir, er gebe uns Brot. Das Gift aus seinem Becher schmeckt uns wie ein Lebensquell. Und ihn selber, den Fürsten der Hölle, betrachten wir als einen Sohn des Himmels und der Erde zugleich; was uns, solange wir leben, mehr erscheint als der Sohn des Himmels allein. So tritt er auf, so spricht er: »Man wollte euch den Himmel versprechen. Ich aber gebe euch die Erde. Ihr solltet an einen

unfaßlichen Gott glauben: Ich aber mache euch selbst zu Göttern. Ihr glaubt, der Himmel sei mehr als die Erde: aber die Erde ist ja schon ein Himmel!« – Und da es in unserer Natur begründet ist, daß wir uns immer danach sehnen müssen, Gott zu werden – weil wir niemals unseren Ursprung vergessen und wir die Spiegelbilder sind, die zeitlebens nach ihrem Urbild suchen –, werden wir vom Antichrist verführt. Unsere adeligste Sehnsucht verwandelt er auf eine so billige Weise in gemeinen Neid. Denn Sehnsucht und Neid sind Zwillingsgeschwister, das eine schön, das andere häßlich, und dennoch beide miteinander zu verwechseln. Es ist in unserer Natur begründet, daß wir Götter werden wollen. Der Antichrist aber sagt uns, wir seien schon Götter. Und da es in unserer unvollkommenen Natur auch gelegen ist, daß wir müde werden und daß unsere Sinne sich blenden lassen, nutzt er unsere Fehler aus und verwandelt die Meilensteine, die auf unserem langen Wege stehen, in Ziele. Und wir glauben ihm. Wir suchen ja, solange wir leben, unsere ewige Heimat. Aber lange noch, ehe wir sie erreicht haben, glauben wir, dank der List des Antichrist, wir hätten sie bereits erreicht. Und da unsere Füße müde geworden sind, glauben wir ihm leicht. Die Heimat ist noch unendlich weit. Aber wir wandern ihr gar nicht mehr entgegen. Wir bleiben im wüsten Land und bilden uns ein, hier seien schon die Gefilde unserer Heimat.

Wie leicht gibt sich ein Armer, sobald er nur müde geworden ist seiner Armut, mit ihr zufrieden und glaubt, sie sei Reichtum. Ein Gefangener, der zu lebenslänglichem Kerker verurteilt ist, glaubt nach zehn Jahren Einzelhaft, der Hof seines Kerkers sei schon die Freiheit. Und so glauben wir auch, sobald wir imstande sind, unsere Schatten von unserem Körper zu lösen, daß sie selbständig handeln wie Menschen, wir hätten schon die Gewalt Gottes, etwas zu beleben, was gar nicht vorhanden ist.

Welch ein Trug! Wir haben ja nichts belebt! Wir haben ja von dem kurzen Leben, das uns geschenkt ward, nur noch den größten Teil abgegeben, an unsere Schatten! Wir haben nicht Leben gezeugt, wir haben Leben verloren! Nicht erschaffen haben wir, wir haben verschwendet! Und wir haben sündhaft verschwendet.

DAS IST DAS ZIEL DES ANTICHRIST: EIN WUNDER DURCH DAS ANDERE ZU ENTWEIHEN

Es ist nicht möglich, vom Antichrist zu sprechen, wenn man ihm nicht begegnet ist; wir meinen, wenn man nicht dem leibhaftigen Antichrist wirklich begegnet ist. Was uns betrifft, er ist uns leibhaftig entgegengetreten. In vielen Gestalten. Seit meiner frühen Jugend tritt er mir entgegen. Wir sprachen zuerst so ausführlich vom Theater der Schatten, weil er uns eben dort zuerst begegnet ist.

Meine erste Begegnung mit dem Antichrist vollzog sich also vor vielen Jahren, als ich noch ein Knabe war und als zum erstenmal das Wunder des lebendigen Schattens zu mir kam. Damals kam ein großer Wagen daher, von unsichtbaren Kräften gezogen, blieb auf einem freien Platz vor der Stadt stehn und schickte zuerst eine große Maschine vor, von einem kleinen Zelt aus Leinwand bedeckt, und hierauf ward ein großes Zelt, ebenfalls aus Leinwand, ausgebreitet und gewölbt, und trat man hinein, so war das Innere der Wölbung ein blauer Himmel, gestirnt mit vielen goldenen und silbernen Sternen. Und es war wie ein Firmament. Weil nämlich das menschliche Auge nicht imstande ist, vom wirklichen gestirnten Himmel mehr zu fassen, als was ein geräumig ausgeblähtes Zelt vom Himmel darzustellen vermag, sahen die Augen der Menschen so viel oder so wenig, wie sie vom wirklichen Himmel sehen können, wenn sie des Nachts emporblicken. Blau war die Wölbung, und die Sterne waren ebenso unerreichbar und ebenso nahe wie die wirklichen Sterne. Denn da der Mensch nicht einmal so groß gewachsen ist, um die Kuppel eines von seinesgleichen gebauten Zirkuszeltes zu erreichen, war es dem Menschen, der unter der Wölbung saß, gleichgültig, ob sie der echte Himmel sei oder ein nachgemachter. Weder diesen noch jenen konnte er mit seinen Händen fassen. Infolgedessen glaubte er gern, dieser sei jener oder jener sei dieser. Und da es ganz dunkel ward unter und innerhalb dieser Wölbung aus Zeltleinwand, war der Mensch überzeugt, er sitze inmitten einer hellen, bestirnten Sommernacht. Man hörte ein ganz unbekanntes Rattern und Surren und Summen und Wispern und Flüstern und Donnern einer fremden Gestalt. Und sah man hinter sich und über sich, so erblickte man eine Art von einem vielkantigen Kegel, dessen Ursprung und gewissermaßen Mutterschoß ein winziges, helles, viereckiges Loch war,

umgeben von schwarzen Wänden, und der gleichmäßig und allmählich über den Köpfen der Menschen im fahlen Licht anschwoll, immer voller und immer eckiger, bis er die Leinwand erreichte und sie bedeckte, ganz wie wenn ein Fluß aus fahlem Schein in ein Meer aus Fahlheit mündete und dieses erst durch seine erhellte Fahlheit belichtete, daß es sichtbar werde als das, was es ist, nämlich als viereckiges Meer. Und man sah die Kreuz- und Querfäden dieses viereckigen, aufrecht stehenden, ausgespannten, trockenen Meeres. Und der Kegel, der viereckige, surrte über unserem Kopfe ein merkwürdiges Gesurr, und sah man den Kegel an, so glaubte man zu wissen, daß dieses Geräusch davon kam, daß sich die Milliarden winziger Staubkörperchen, die in ihm wirbelten, aneinander rieben. Und das war unsern Ohren das Merkwürdige, daß so winzige Körperchen aus Staub und Nichts – und wären es auch ihrer Milliarden – ein solch hörbares Gesurr verursachen konnten. Damit wir aber nicht mehr das Gesurr dieser Staubmoleküle hören könnten, begann vorne, unter der Leinwand, eine menschliche Musikkapelle Märsche und Walzer zu spielen. Und sie übertönte das Gesurr der Staubmoleküle in der Tat...

Und als die ersten lebendigen Schatten auf dem viereckigen, aufrecht stehenden, trockenen Meer erschienen und die Musik dazu Märsche und Walzer spielte und die Pauke schlug und die Tschinellen klingelten, hörten wir nicht mehr das Surren der miteinander kämpfenden Staubmoleküle innerhalb des viereckigen Kegels. Aber wir fühlten wohl, daß über unsere Köpfe hinweg, eben aus dem winzigen, viereckigen Loch, dem Geburtsort des staubigen Kegels, auch die großen, lebendigen Schatten ihr Leben und ihre Hurtigkeit gewannen. Ja, sie entsprangen dem winzigen, viereckigen Loch, und sie verstanden es, den ganzen gewaltig anschwellenden Kegel hindurch unsichtbar zu bleiben, bis sie, ihre täuschende Lebensgröße erreichend, sich erst auf der Leinwand sichtbar zu machen beliebten. Ja, sie waren Schatten! Sie waren weniger als die Luftstäubchen, die im Lichtkegel mit so viel Gesurr ihre winzigen Körperchen aneinander rieben. Es gelang ihnen, diesen Schatten, unbemerkt von den Milliarden Stäubchen, zwischen diesen ihren Weg von dem kleinen, viereckigen Loch des Apparates hinter unserm Rücken bis zu dem größeren, viereckigen Meer von unsern Augen zu nehmen.

Damals sah ich zum erstenmal nackte Frauen, das heißt: Schatten nackter Frauen.

Wir sind weit entfernt davon zu sagen, daß dieses das Mittel der Versuchung durch den Antichrist gewesen ist.
Denn den nackten Menschen hat Gott geschaffen und nicht der Antichrist. Und ebensoweit, wie wir davon entfernt sind, in dem nackten Menschen die Sünde zu sehn, genausoweit ist der Antichrist davon entfernt, uns durch die Nacktheit allein verführen zu wollen. Nein, nicht durch Nacktheit zeigt er sich und verrät er sich; sondern durch den Zweck, zu dem er Nacktheit wie auch Bekleidung des Menschen verwendet.
Man zeigte auf der Leinwand die ägyptische Prinzessin. Nackt badete sie im Nil im Gefolge ihrer nackten Gespielen. Sie fischte ein Kästchen auf, innen und außen mit Pech beklebt. In diesem Kästchen lag Moses, der Führer der Juden, der Gesetzgeber der Welt.
Ganz winzig, verschwindend winzig war das Kästchen, in dem Moses, der Führer der Juden und der Gesetzgeber der Welt, lag.
Aber groß und schön waren die Brüste und die Schenkel der Prinzessin und ihrer badenden Freundinnen, und obwohl doch der Gesetzgeber der Welt mehr ist als eine weibliche Brust, verschwand das Kästchen, in dem er lag, alsbald, wie zurückgeschluckt von dem leuchtenden Staubkegel, und die Prinzessin plätscherte dem Ufer entgegen, und man sah ihren Rücken, wie man vorher ihre Brüste gesehen hatte.
Und da alles in der Welt seinen Rang und seinen Grad hat, glauben wir, daß man auch die Wahrheit der wahren Dinge verfälscht und umlügt, benützt man sie als Vorwände für die erhabenen und gewaltigen. Und da man die wunderbare Auffindung des Gesetzgebers der Menschen dazu verwandt hat, die schönen Brüste und den schönen Rücken der ägyptischen Töchter zu zeigen, hat man auch die Schönheit ihrer Brüste zerstört.
Und auch das war das Ziel des Antichrist. Es ist immer sein Ziel – *ein* Wunder durch das andere zu entweihen. Auch daran vermögen wir ihn zu erkennen.

Später zeigte man den Krieg. Es war der Krieg Rußlands gegen Japan. Ganze Regimenter marschierten. Sie zogen nicht von rechts nach links, oder umgekehrt: sondern sie kamen, klein zuerst wie Staubkörner aus dem Hintergrund der Leinwand, der ja gar kein Hintergrund war, wuchsen immer mehr, schwollen an und marschierten also geradewegs, immer riesiger, auf uns zu, schon wollten sie mit ihren benagel-

ten Stiefeln die erste Reihe der Zuschauer niedertrampeln, schon hob die erste Doppelreihe der Heranmarschierenden die klobigen Füße, sie auf unsere Nacken zu setzen, und schon duckten wir uns, die Tritte zu empfangen. Aber da verschwanden sie, eben wie Schatten verschwinden. Denn außerhalb der Leinwand hatten sie nichts zu suchen. Sie hatten das Äußerste erreicht, was Schatten erreichen können. Sie hatten wachsen können, zu Kolossen anschwellen. Aber in dem Maße, in dem sie riesiger wurden, in dem gleichen Maße wurden sie auch flüchtiger und nichtiger, und schon zeigte sich zwischen der kolossalen Gefährlichkeit ihrer beschlagenen Stiefel das Gewebe der Leinwand. Zwar wurden sie groß, die Schatten; aber auch porös. Löcher erschienen, helle Löcher, mitten zwischen ihren gewaltigen Körpern, und je mehr sie drohten, desto ohnmächtiger wurden sie. Die erste Doppelreihe löste sich auf, die zweite, die dritte, die vierte, die zehnte. Und bald wußten wir, daß wir uns nicht mehr zu ducken brauchten. Hierauf aber, nachdem dieser Schrecken überwunden war, überfiel uns ein noch größerer. Und dieser bestand darin, daß wir wußten, die Regimenter, die ja gegen unsere Reihen heranmarschierten, seien ja die Abbilder wirklicher Doppelreihen. In dem Augenblick, indem man sie aufgenommen hatte, waren sie ja als Lebendige so marschiert. Dadurch allein aber, daß man sie aufgenommen hatte, waren sie schon Schatten geworden, die sie erst später hätten werden sollen und die sie eine Weile nach der gelungenen Aufnahme auch wurden. Der Schrecken, der uns bei ihrem Anblick erfaßte, bestand also darin, daß wir, die wir noch damals nicht gewohnt waren, wie die Menschen von heute, lebendige Schatten zu sehen oder lebendige Körper, nicht im Augenblick wußten, ob es nicht schon die Schatten der gefallenen Soldaten waren, die da gegen uns heranmarschierten. Indessen mochte in dem und jenem die Erinnerung an die biblischen Bilder wieder erwacht sein, das heißt, an die Brüste der badenden Ägypterinnen. Und da auch diese schon, wie jedes Kind wissen mußte, seit vieltausend Jahren tot und vermodert waren, so bestätigt gleichsam auch dieses Bewußtsein den Tod der Soldatenschatten.

Indessen: von dem wirklichen Wunder, das uns erhebt oder mit inbrünstiger Wonne erfüllt, unterscheidet sich das sogenannte technische Wunder, das uns lediglich erschreckt oder verblüfft oder mit Hochmut auf unsern Fortschritt erfüllt. Denn wir wissen ja, daß es nur mit »natürlichen Dingen« zugehen kann. Also erholen wir uns schnell von dem Schrecken der Verblüffung (und nur der Hochmut wird noch

stärker), und wir denken nach und kommen zu dem Schluß, daß die badenden Ägypterinnen lebendige Zeitgenossen sind, die ihre Kleider abgelegt haben und den Schatten ihrer nackten Körper für Geld verkauft haben, und zwar weil er ihnen bezahlt wurde, wie auch die wirklichen Körper bezahlt werden in dieser Welt. War dies aber mit den Mädchen der Fall – wie stand es nun mit den Soldaten? Diese hatten ja ihre Schatten nicht für Geld verkauft? Und welche Ungerechtigkeit, welche besondere Ungerechtigkeit dann, selbst mitten in der so selbstverständlich gewordenen Ungerechtigkeit des Diesseits, die wir langsam schon als Gerechtigkeit anzusehn gewohnt sind? Hatte man doch den Mädchen, lediglich für eine gesunde und angenehme Beschäftigung, nämlich das Baden in einem Fluß, Geld gegeben! Während man den Soldaten, die da dem Tod entgegenmarschierten, um wirkliche Schatten zu werden, gar kein Geld für ihre Schatten bezahlt hatte. Ja, in dem Augenblick, wo sie in ihre Not gingen, in die letzte Stunde ihres Lebens, hatte man ihnen ihre Schatten gestohlen; in einem Augenblick also, wo sie gar nicht daran denken konnten, Geld zu verlangen! Wir aber bezahlten mit unseren Eintrittspreisen für sie, das heißt dafür, daß wir sie sehen durften, wie sie in den Tod gehen, so wie wir sahen, wie die nackten Ägypterinnen baden. Und da die Soldaten gar keine Belohnung für ihre Schatten verlangten, bezahlten eigentlich *sie* die Schatten der badenden Mädchen! Und beging der Mensch auch einen gemeinen Betrug, wenn er vorgab, die Auffindung Mosis zu zeigen, indem er nur ein winziges Kästchen, aber ansehnliche weibliche Schatten vorwies, so investierte er doch in *diesen* Betrug wenigstens etwas Geld; Geld, von dem sogar die Gesetze sagen, es rechtfertige dies und jenes. Den Soldaten aber, die in den Tod gingen, hatte jener Mann auch kein Geld gezahlt. Er hatte den Soldaten ihre Schatten gestohlen. Und auch in unserer Welt, in der Geld für die Gerechtigkeit eine Rolle spielt, wird ein Diebstahl bestraft. Der Mann aber, der das Kino mit den Schatten belebte, konnte nicht bestraft worden sein, denn man hätte sonst nicht ungestraft die Folgen seines Verbrechens gegen Eintrittsgeld gezeigt. Ja, wenn er den Soldaten, die in den Tod gingen, ihre Schatten gestohlen hätte, um uns zu beweisen, wie viele Menschen für eine Sache, die jeden einzelnen von ihnen gar nichts angeht, in dieser Welt sterben müssen: aber nein! Er hatte ihnen ja nur die Schatten gestohlen, wie er die der nackten Mädchen gekauft hatte. Er wußte ja, daß wir Menschen sind, und fleischliche Lust und tödli-

chen Graus bot er uns. Auf unsere Wollust war er bedacht, auf unsere Wollust, die ebenso auf das Fleisch des lebendigen Bruders und der lebendigen Schwester hinzielt wie auf den grausigen Untergang unseres Nächsten. Unsere menschliche Schwachheit nützte er aus, wo er konnte, durch Diebstahl, und wo er nicht stehlen konnte, durch Geld. Und also stellte er ein sogenanntes »Programm« zusammen; ähnlich, wie es heute noch zusammengestellt wird in den vollkommener gewordenen Kinos der Welt.
Wer aber kann es sein, der eine Frucht der menschlichen Vernunft, der göttlichen Gnade also, vom ersten Augenblick ihrer Anwendung an, zur Verkehrung unserer Vernunft benutzt?
Welche von allen Gewalten, die unser Dasein bestimmen, ist mit so viel Tücke und Macht ausgestattet, daß sie die badenden Mädchen bezahlt und die sterbenden Männer bestiehlt? Wer nimmt den noch Lebenden eine Stunde vor ihrem Tod ihren Schatten? Ist das noch ein gewöhnlicher Dieb? Ist das nicht vielmehr derselbe, der die Mädchen gegen Lohn entkleidet und ins Wasser schickt und zugleich die Männer ausrüstet und in den Tod schickt und der einen wie der anderen Schatten gegen Eintrittsgeld verkauft? Hat er wirklich den Soldaten ihre Schatten geraubt? Ist er nicht weit mächtiger als ein Dieb und ein Räuber? Wer nimmt die wunderbare Rettung des Gesetzgebers der Welt zum Anlaß, arme Mädchen zu entkleiden? Wer spielt so mit unserer Wollust, die blühendes Fleisch mit gleicher Gewalt ersehnt wie grausigen Tod? Wer verkehrt so in Fluch den Segen der Vernunft? Wer hat die Macht, die Mädchen, die lediglich baden, zu bezahlen und die Schatten, die sterben, zu berauben? Und beides zugleich? Hat er nicht einen Krieg zwischen Rußland und Japan veranstaltet? Ebensoleicht wie ein Bild nackter Mädchen? Hat jener nicht just den Augenblick gewählt, in dem unsere Vernunft anfing, wunderbare Dinge zu vollbringen, um uns zu verblenden? In dem Augenblick gerade, in dem wir glauben mußten, wir seien gar nicht zu verblenden, da wir doch sogar sogenannte Wunder vollbringen? Kann man Götter verblenden? Und hielten wir uns nicht für Götter, weil wir im Begriffe sind, den Göttern das Wunder abzusehn und es sogar verständlich zu machen? Geeignet ist dieser Augenblick für den Antichrist, dieser Augenblick, in dem wir uns für Götter halten müssen, weil wir Wunder tun, die wir verstehen; und wo wir dennoch keine Götter sind.
Das ist seine Stunde; das ist die Stunde des Antichrist.

UND AUCH ICH WURDE SOLDAT

Und es kam der große Krieg in die Welt, den man den Weltkrieg nennt, und wir wurden Soldaten, und auch ich wurde Soldat.
Auch bei den Soldaten ist, wie in aller Welt, seit alters her der Antichrist vorhanden, man weiß es. Bei den Soldaten, die doch eigentlich gezwungen sind, das Leben geringzuschätzen und dem Tode ständig nahe zu sein; denn eigentlich ist *er* ihr Vater, nicht der Kaiser, und die andere Welt ist ihr wirkliches Vaterland, schon zu ihren Lebzeiten. Es ist also merkwürdig, daß auch die Söhne des Todes sich von irdischen Dingen verführen lassen, ja daß gerade sie von irdischem Glanze leben und ihn lieben. Kann der Böse sie auch selten durch die klingenden Münzen verführen, die die anderen in ihre Börsen tun, so verführt er die Soldaten durch ähnliche, etwas größere Münzen, die sie an ihre Brust heften. Und er verführt sie auch durch Sterne und Knöpfe, durch Streifen, Borten und Passepoils. Ich habe gesehn, wie manche, eine Stunde bevor wir auszogen, um unserem Vater, dem Tod, in die Arme zu sinken, durch List, Gemeinheit, schäbige Kunststücke eines törichten Ehrgeizes und selbst durch körperliche Gewalt schnell noch einen Stern, einen Knopf, eine Borte eroberten, um sich durch derlei Dinge von den andern zu unterscheiden, in der Sekunde, in der sie alle sterben sollten. Und der Eisenbahnzug, der uns alle zum Schlachtfeld führte, enthielt verschiedene Wagen, und in den besseren saßen jene, die mehr Borten und bessere Knöpfe hatten. Vorher, ich will sagen: in der Zeit, in der man uns noch lehren mußte, mit den Waffen umzugehn, hatten wir hie und da verschiedene nicht lebensgefährliche Dienste zu tun. Und ich gelangte eines Tages in eine Gruppe von Soldaten, deren Aufgabe es war, das Metall zu sammeln in der ganzen Stadt, aus dem man Kanonen und Kanonenkugeln zu machen gedachte, Klinken, Leuchter und überhaupt alles Hausgerät aus Kupfer, Messing, Nickel, Eisen und Stahl. Es wurde ein großer, von Leinenzelt überdachter Wagen in den Hof der Kaserne geführt, und er sah jenem Wagen ähnlich, mit dem das erste Kinotheater in unsere Stadt gekommen war. Wir waren vierundzwanzig Soldaten, und der fünfundzwanzigste, das heißt, eigentlich der erste, war der Feldwebel. Als die Pferde angespannt waren und der Kutscher schon die Zügel anzuziehen gedachte, ward das Tor der Ka-

serne weit aufgetan, und in den Hof rollte ein schwarzes, großes Automobil, mit zarten Vorhängen an den breiten Fensterscheiben. Aus dem Wagen stieg ein sehr freundlicher, schwarzgekleideter Herr mit einer schwarzen Aktentasche. Alles an ihm war ebenso würdig wie gütig: sein grauer Spitzbart und sein sanfter, dichter Schnurrbart und seine guten braunen Augen, mit denen er uns musterte. Aus den Taschen seines Mantels zog er Schokoladetafeln und Zigarettenpäckchen, und jeder von uns bekam von einem wie vom andern. Wären wir hundert gewesen oder tausend, keiner von uns wäre leer ausgegangen. Wie ein guter, mächtiger Vater war dieser Herr. Und seine milde, schenkbereite Hand hatte die Macht, kaum erreichte sie die Tiefen der Tasche, drinnen Gaben zu erzeugen, die er gar nicht mitgebracht hatte. Er lächelte uns zu, stieg in seinen Wagen und fuhr uns davon. Und wo er hielt, hielten wir auch, gingen in die Häuser und brachten den Hausrat in unsern großen Wagen. Nachdem wir viele Häuser ausgeleert hatten, hielt das schwarze Automobil vor einer Kirche. Hier stieg der milde Herr aus und eilte die Stufen hinauf, den Hut in der Hand. Wir folgten ihm und standen, die Mützen in der Hand, im goldenen Dämmer der Kirche. Der Küster kam. Der Herr murmelte. Der Herr winkte, und wir folgten dem Küster. Wir kamen in einen kleinen Hof, der an die Kirche grenzte. Im Hof standen zwei Glocken, Kirchenglocken, von Grünspan eingehüllt wie von blaugrünen Samtmänteln. Es waren alte Glocken. So wie Menschen sich im Alter mit der Würde des Silbers bekleiden, so bekommen alte Glokken die Würde des Grünspans, das ist ein Moos für Metalle, und sie erinnern an den Boden dichter Wälder und an uralte Felsen, Mauern, Gesteine aller Art. Die Glocken waren schwer. Und da es der erste Tag war, an dem wir solch ein Geschäft zu verrichten hatten, mangelte es uns an geeigneten Vorrichtungen, und während wir überlegten, wie die Glocken zu tragen wären, kam der sanfte Herr und sagte, wir möchten sie zuerst umlegen und dann zum Hof hinausrollen. Also legten wir die Glocken um, und es waren hohle Glocken, ihnen fehlte der Klöppel, das ist die Seele der Glocken, es waren also taube und schon verstorbene Glocken. Der Herr bückte sich, und wie er nun sah, daß die Klöppel fehlten, stellte er den Küster zur Rede. Und zwei von uns gingen mit dem Küster fort und kamen bald mit den Klöppeln zurück. Nun rollten wir die Glocken hinaus, und zwar mit den Händen, obwohl es leichter gewesen wäre, sie mit den Füßen zu

stoßen. Aber wir wagten es nicht. Auf den Steinen des Hofes klangen die Gehäuse der Glocken dumpf und dröhnend. Dann zogen wir dicke Stricke durch die Ösen, banden das obere Ende der Stricke an je einer Wagenwand fest, hoben vom Wagen aus die Glocken hoch und fuhren dann weiter, zwei tote Kirchenglocken zu beiden Seiten unseres Wagens. So fuhren wir vor ein großes Gebäude aus roten Ziegeln außerhalb der Stadt, und in einer großen Halle, in der schon Tausende metallener Geräte von der Art, wie wir sie mitgebracht hatten, und Hunderte von Glocken lagen und standen, luden wir auch den Inhalt unseres Wagens ab, die Beute unserer Arbeit. Und die Klöppel kamen auf einen großen Kessel aus Zink, und als man sie hinlegte, schlugen sie tönend auf, als hätten sie sich erinnert, daß sie Glockenklöppel sind, die zu tönen haben.

Aus den Glocken entstanden Kanonen. Und später ging ich in den Krieg. Und am Rande einer der vielen Straßen, durch die wir zogen, stand ein milder Herr, noch jung an Jahren, von Kopf bis Fuß in braunes Leder gekleidet, mit einer großen Brille, die zusammengewachsen war mit seiner ledernen Haube. Und an dieser ledernen Haube fehlte etwas, ich wußte es nicht, aber man sah genau, daß etwas an der Haube fehlte. Erst lange Zeit später wußte ich, daß es die Hörner waren, die der Haube fehlten. Dieser lederne Herr gab uns allen Schokolade und Zigaretten aus einem geräumigen ledernen Sack, den zwei Soldaten trugen. Dann eilte er an den Straßenrand zurück, und wir marschierten noch einmal an ihm vorbei, wie man sonst nur an Generälen und anderen hohen Militärgewalten vorbeizieht, und er drehte an einer Kurbel eines schwarzen Kastens, der ein gläsernes, rundes Auge in der Mitte hatte. Dieses Auge verschlang alle unsere Schatten. Und so wußte ich, daß man vor vielen Jahren die Schatten der russischen und der japanischen Soldaten mit Schokolade und Zigaretten gekauft hatte. Und ich sah schon unsere Schatten auf den Leinwänden der Kinos im ganzen Lande.

Und vor Weihnachten, das man das Christfest nennt, kam ein schwarzes Automobil daher und hielt knapp hinter dem Schlachtfeld, auf dem die toten Soldaten lagen, und einige Herren stiegen aus dem Automobil, und ein besonders gütiger und würdiger unter ihnen, der uns allen sofort gefiel, besonders wegen seines milden grauen Bartes. Wir hatten Rast, das heißt in der Sprache des Krieges, daß wir uns

ausruhen konnten, bevor wir wieder anfangen sollten, zu schießen und zu sterben. Und man stellte uns auf, nicht weit von dem schwarzen Automobil. Und der sanfte Herr sprach zu uns. Und was er sagte, gefiel uns allen, denn er hatte eine gütige, wohltönende Stimme. Und dann ließ er viele geräumige lederne Säcke holen und zwanzig von uns schleppten die Säcke und holten daraus Schokolade und Zigaretten für jeden Soldaten. Indessen zog über unseren Köpfen ein Flieger seine Kreise. Und da es ein Flieger von unsern Feinden war (in der Sprache des Krieges heißt es: ein feindlicher Flieger), warf er eine Bombe ab. Und dann war das große schwarze Automobil verschwunden, Rauch und Gestank erhoben sich an der Stelle, auf der es gestanden hatte. Der gütige Herr kehrte um und entfernte sich, und mit ihm die anderen, die etwas strenger waren, und es kam ein großes graues Automobil, das dem General gehörte, und dieses führte die guten Herren davon, daß wir sie nicht mehr wiedersahen.

Und wie wir in der Nacht, in der Jesus Christus geboren wurde, noch einmal auf das Schlachtfeld zurückkehrten, das man in der Sprache des Krieges den Schützengraben nannte, starben viele von uns, die Zigaretten und Schokolade noch in den Taschen hatten. Und diese guten Gaben nahmen die Überlebenden den Gefallenen aus den Taschen. Und es donnerten die Kanonen, die aus den Glocken entstanden waren, über unseren Köpfen den Menschen entgegen, die man in der Sprache des Krieges kurzwegs den Feind nannte.

Und weil wir von den Glocken sprechen, will ich sagen, daß ich nach dem Kriege an sie erinnert wurde, weil ich arm war und Arbeit suchte. Es gab Arbeit in dem großen Gebäude aus roten Ziegeln, wo wir einst die Metalle und die Glocken abgeladen hatten und das man das Arsenal nennt. Dorthin gingen wir, die wir Arbeit suchten. Und in der großen Halle lagen ganze, beschädigte und zerbrochene Kanonen. Hier stand der sanfte, graubärtige Herr mit den milden, goldbraunen Augen und befahl uns, was wir zu tun hätten. Auf eiserne Karren luden wir die zerbrochenen Waffen, und manche unter uns zertrümmerten die unversehrten Waffen mit Hämmern. Und draußen erwartete uns ein großer, mit Leinenzelt überspannter Wagen. Auf diesen luden wir die Trümmer der Kanonen, und als der Wagen so schwer war, daß er nichts mehr aufnehmen konnte, fuhren wir mit ihm vor eine große Fabrik, und dort luden wir die Reste der Kanonen und Geschütze ab.

Der Wächter der Fabrik gab acht (und er sah aus wie unser Feldwebel), daß alles abgeladen werde. »Was macht ihr damit?« fragte ich den Wächter. »Allerhand Nützliches«, sagte der Wächter. »Der Krieg ist aus, mein Freund! Wir erzeugen Klinken, Schlösser, Türen, Leuchter, Mörser und auch Glocken, ja, Kirchenglocken.«

DIE GESCHÜTZE UND DIE GLOCKEN

Und seit dieser Stunde, sooft ich den Gesang der Glocken höre, ist es mir, als schwängen Geschützrohre über den Dächern und Türmen der Kirchen und als würden sie nicht von braven Küstern oder von heiteren Knaben geschwungen, sondern von jenem, von dem hier die Rede ist. Hat er es nicht schon vermocht, die Ohren mancher Menschen so sehr zu verwirren, daß ihnen der Donner der Kanonen angenehm und sogar süß klingt und der Gesang der Glocken häßlich? Und hat er nicht diesen Menschen, deren Ohren also verkehrt sind, sogar die scheinbare Berechtigung verliehen, verkehrte Ohren zu tragen und noch auf sie stolz zu sein? Man frage einen der Menschen in jenem großen Lande, in dem die Toren sich »Gottlose« nennen, noch ehe Gott sie verlassen hat, und nur deshalb, weil sie meinen, Ihn verlassen haben hieße schon von Ihm verlassen sein, was ihnen die Glocken denn getan haben, daß sie sie von den Kirchen entfernen, so wird man zur Antwort bekommen: »Sie bimmeln und dröhnen und stören unsere Ruhe.« Und fragt man sie weiter, ob denn das Dröhnen der Glokken häßlicher sei als zum Beispiel das Heulen der Sirenen oder der unmusikalische Gesang der Volksmenge in den Straßen bei allerhand festlichen Anlässen oder gar zehn Grammophone, die gleichzeitig in einem einzigen dünnwandigen Hause spielen; und man wird antworten: »Aus den Sirenen und Grammophonen hat man seinerzeit keine Geschütze gemacht, um uns damit zu töten.« Und sage weiter: »Dann müßt ihr also auch die Klinken und die Mörser aus euren Häusern entfernen?« Und man antwortet: »Die Klinken und die Mörser hat man uns mit mehr oder weniger Gewalt genommen.« »Aber«, fragst du darauf, »Gewalt hat man auch den Kirchen angetan, als man ihnen ihre Glocken nahm, ihre goldenen Zungen?« Und die Antwort wird

lauten: »Als man mit den Geschützen zu schießen begann, begannen auch diese goldenen Zungen zu läuten, eben um zu verkünden, daß jetzt die Stunde des Tötens gekommen sei. Und es war ganz in Ordnung, daß die Glocken dann selber zu töten begannen, Geschütz und Geschoß wurden. Da sie einmal gelogen haben, wie sollen wir glauben, sie sprechen jetzt wahr? Deshalb ist uns der Donner der Kanonen, der falsche Gesang der Menge, das Grölen der Apparate, das Heulen der Sirenen angenehmer als der Klang der Glocken.«
Also frage ich weiter: »Aber auch die Menge lügt und das Grammophon und die Sirenen, und die Kanone lügt und mordet zugleich?«
Und die Leute antworten: »Das glauben wir nicht.« Diese Antwort geben sie, weil die Menschen leichtgläubig sind dem Neuen gegenüber, das sie noch nicht auf einem Trug ertappt haben; dem Altverehrten gegenüber, das sie belogen hat, sind sie sehr grausam.
Auch ist es dem Antichrist leichter, das Ehrwürdig-Unbegreifliche zu verhöhnen, indem er die Vernunft des Menschen als Richter einsetzt und ihr schmeichelt und also dem Menschen. Nichts gefällt einem Menschen so sehr. Sagt man ihm, er sei schön, stark, mutig, herzlich, gütig – und er ist erfreut. Sagt ihm, er sei klug – und er ist beseligt. Und er glaubt euch auch, und lediglich, weil ihr ihm gesagt habt, er sei klug, und er also annimmt, ihr könntet doch niemals wagen, einen Einsichtigen zu belügen.
Was uns aber betrifft, die wir ja von vornherein wissen, daß der Antichrist es leichter hat, die wunderbaren Ergebnisse unserer Vernunft mit seinem Atem zu verpesten als die geweihten Gegenstände unserer Gläubigkeit – mag es ihm auch leichter fallen, diese zu verunglimpfen: Wir stehen erschrocken vor der Fülle der Macht, die er bereits innehat. Hat er die Söhne Edisons, die Edi-Söhne, die Söhne Edoms, in seine Gewalt bekommen: Was ist dabei? – Aber er hat sich auf die Dächer der Kirchen geschwungen, und er sitzt schon rittlings auf ihren Kuppeln, und er holt die Glocken aus ihren Stühlen, und er macht die Kirchen stumm, und er reißt die Klöppel aus den Glocken und macht die Glocken taub, und ja, haben wir nicht mit eigenen Augen gesehn, wie er sich mit einem einzigen Satz von der Kuppel der Kirche, auf der er eben noch gesessen hatte, auf das Kreuz schwang und es oben und unten, rechts und links mit der häßlichen Kraft seiner Schenkel und Arme umbog und verkrümmte?
Und dies erschreckt uns mehr als seine Macht über die Resultate unse-

rer Vernunft. Denn er hat hier zum erstenmal die abgründige Frechheit gehabt, seinem Namen ein sichtbares und ein siegreiches Zeichen zu geben. Und er ist hier zum erstenmal hervorgetreten aus der Namenlosigkeit, innerhalb der er sich verborgen hatte. Und er hat die Kühnheit besessen, sich eine Visitenkarte drucken zu lassen. Um sich zu erkennen zu geben als der, der er ist, nämlich der Antichrist, *durch das Antikreuz*.

DER HERR ÜBER DIE TAUSEND ZUNGEN

Nachdem wir alle Bestandteile der Kanonen, die früher Glocken gewesen waren, in die Fabriken abgeliefert hatten, in denen sie wieder zu Glocken gemacht werden sollten, waren wir alle ohne Arbeit, und jeder von uns suchte eine, die ihm am besten passen mochte.

Ich ging jeden Morgen vor eines der mächtigen Häuser, in denen die Zeitungen hergestellt werden, die tausendzüngigen Botinnen, auf deren Rücken jeden Tag Menschen und Stellen gesucht werden, unter dem Titel »Arbeitsmarkt«, das heißt also, wo mit der Arbeit gemarktet wird.

Und da ich keine Arbeit fand, trieb mich die Eitelkeit an, in das große Haus zu treten und nicht, wie die anderen, wieder davonzugehn. Auch dachte ich in meiner Torheit, daß in dem Inneren eines Hauses, an dessen Toren und Wänden mit Arbeit gehandelt wurde, noch mehr Arbeit gehandelt werde und daß dieses Haus nach außen nicht alles verraten möchte, was es in seinen Tiefen wisse.

Und ich kam zu dem Herrn dieses großen Hauses und fragte ihn, ob er Arbeit habe.

Auf den ersten Blick glaubte ich ihn zu erkennen. Aber ich wußte nicht, wo ich ihn schon gesehn hatte. Es war ein sanfter Herr, ohne Bart. Und ich dachte, daß ich ihn schon einmal als einen Bärtigen gekannt hatte, aber ich wußte wirklich nicht, woher.

Er hatte eine wohltönende Stimme und einen gütigen Blick. Als er mich ansah, glaubte ich sofort, er sei mir wohlgesinnt, und da er mir so bekannt vorkam, glaubte ich, auch ich sei ihm seit langem wohlvertraut.

Und da er mich fragte, ob ich ihm dienen wolle, sagte ich: ja, ich wolle es gerne.
Und ich begann, ihm zu dienen, und so wurde ich eine der tausend Zungen, mit denen die Zeitung jeden Morgen in die Welt hinein redete. Und ich sah bald, daß, was meine eigene Zunge sprach, nicht nur dasselbe war, was die anderen Zungen sprachen, sondern daß unser aller tausend Zungen einander widersprachen; daß aber auch dieser Widerspruch kein unabänderliches Gesetz war, sondern daß unsere Zungen bald übereinstimmten, bald einander der Lüge ziehen – und das abwechselnd in jedem Augenblick.
Manche Zunge wiederholte, was die meine gesagt hatte; aber sie wiederholte es anders, und zwar derart, daß wir beide nicht recht hatten. Ich wußte nicht mehr, ob ich Wahres oder Falsches gesprochen hatte, ob die anderen recht oder unrecht hatten; und ich dachte daran, daß die Welt auf einmal alle unsere tausend Zungen sprechen hört, so verstand ich, daß es ihr ganz unmöglich war, die Wahrheit zu hören; aber auch unmöglich, die Stimme der Wahrheit zu erkennen, in dem Falle, daß sie sich wirklich einmal vernehmen lassen sollte.
Stellte ich aber eine der tausend verwirrenden Zungen dar, die die Stimme der Wahrheit unkenntlich machten, so war auch ich schuldig an der Verwirrung der Welt. Und ich erkannte, daß ich in die Dienste des Antichrist getreten war, der da saß in diesem großen Hause, als Herr über die tausend Zungen, und sanft war und lächelte mit gütigen Augen. Und manchmal, damit ihn nicht jemand just an seiner Sanftheit erkenne, spielte er auch einen Zornigen. Und auch daran hatte er noch seinen Gewinn. Denn wenn er so seinen Zorn verrauchen ließ und wieder zu lächeln anfing und alle, die unter seine Befehlsgewalt gegeben waren, wieder aufatmeten und sich beruhigten, erschien er ihnen noch sanfter und angenehmer und besser und reiner als zuvor – und man lobte ihn und schätzte ihn über Maß und schätzte sich selbst glücklich, daß man just unter seine Befehlsgewalt gekommen war und nicht unter eine andere.
Da mir aber allmählich der Verdacht aufkam, daß ich in den Diensten des Antichrist stehe, beschloß ich eines Tages, ihm den Dienst aufzusagen. Ich ging zu ihm und sagte ihm, daß ich satt sei seiner Aufgaben und er auch meiner Dienste.
Er lächelte und zog aus der Tasche eine goldene Zigarettendose, ließ mich niedersitzen und sagte, ich solle rauchen.

Da erinnerte ich mich seiner – und ich erkannte ihn. Wie oft schon hatte er mir Zigaretten gegeben!
Und um ganz sicher zu sein, daß ich mich nicht irre, sagte ich zu ihm: »Herr, mir scheint es manchmal, daß wir uns schon lange kennen; ja, daß Sie mir nicht zum erstenmal Zigaretten geben!«
»Ich wünsche«, erwiderte er, »daß wir uns schon wirklich lange kennten. Denn ich habe Sie gern. Und ich werde auch nicht auf Ihre Dienste verzichten. Für mehrere große Aufgaben habe ich Sie auserwählt. Sie sollen die Welt kennenlernen und sie mir beschreiben. Ich schicke Sie in ein fremdes Land. Dort ist Revolution. Dort scheint die wahre Hölle ausgebrochen zu sein. Und da Sie einen Blick für diese Hölle haben, werden Sie eben hingehn.«
»Sie selbst haben einen besseren!« sagte ich.
»Nein«, sagte er, »die Hölle werde ich nach meinem Tod erst kennenlernen. Aber lassen wir die verschiedenen Abteilungen des Jenseits – solange ich lebe. Ich gebe Ihnen Geld, und Sie gehen – und Sie sagen mir alles, was Sie dort gesehen haben.«
Und weil mich jetzt die Neugier trieb, wie mich früher die Eitelkeit getrieben hatte, nahm ich das Geld – und ging in das Land, in dem die Hölle ausgebrochen war.
Ich schrieb von dort aus alles, was ich sah. Und ich sah vieles.
Ich wohnte in einem der großen Häuser, die man Hotels nennt: Hotel Excelsior hieß es, also ein großes, ausgezeichnetes Hotel... ich hatte Geld.
Meinen Fenstern gegenüber stand eine alte, ehrwürdige Kirche. Und ich sah von meinem hochgelegenen Fenster aus in den Glockenstuhl der Kirche.
Und ich hörte zu einer Stunde, in der man in der Stadt aus Kanonen schoß, gegen jene Bewohner der Stadt, die man die Aufrührer nannte, das starke Läuten der Glocken, und ich sah auch von meinem Fenster aus, wie die schweren Glocken schwangen.
Ich ging also in die Kirche und fragte den Küster, der an den Strängen zog, warum und wozu er die Glocken läute.
»Der Herr Pfarrer gab mir den Befehl!« sagte der Küster.
Ich ging zum Pfarrer, der saß in der Stube und las in der Bibel.
Es war schon Abend geworden. Auf dem Tisch des Pfarrers brannte eine Lampe unter grünem Schirm. Wir hörten das Dröhnen der Glokken ganz nahe und den Donner der Kanonen von ferne.

Es war ein sanfter Mann, der Pfarrer. Er hatte ein glattes Gesicht und gütige Augen und eine wohltönende Stimme.

»Ich kann Kanonen nicht hören«, sagte er zu mir. »Ich habe befohlen, die Glocken läuten zu lassen, solange die Kanonen schießen.«

»Euer Hochwürden«, sagte ich, »sind Sie vielleicht der Bruder meines Herrn, der mich hierherschickt? Denn ich glaube, er hätte so gehandelt wie Sie!«

»Nein«, sagte der Pfarrer. »Ich kenne Ihren Herrn nicht.«

Und er begann, weiter in der Bibel zu lesen.

Ich blieb im Dienste des Herrn, der über die tausendzüngigen Boten befahl, deren Zungen selber die Botschaften verfertigen. Und er schickte mich dahin und dorthin, in viele Richtungen, wo immer sich etwas ereignete und Unruhe war. Es war überall Unruhe in der Welt.

DIE STÄTTE DES FRIEDENS

> »Von nun ab ist seine Liebe überall dort, wo Bildung und Buch herrschen; nicht Länder und Flüsse und Meere teilen für ihn mehr den Kosmos ab, nicht Stand und Rasse und Klasse; er kennt nur zwei Schichten mehr: die Aristokratie der Bildung und des Geistes als die obere Welt, den Plebs und die Barbarei als die untere.«
>
> STEFAN ZWEIG: *Erasmus von Rotterdam*

Aber ich kam auch an eine friedliche Stätte, in eine friedliche Stadt. Hier hatten sich die Abgesandten aller unruhigen Völker aus allen unruhigen Teilen der Welt versammelt, um zu beraten, auf welche Weise die Ruhe in der Welt wiederherzustellen sei. Das heißt: sie meinten gar nicht die wirkliche Ruhe der Welt, sondern den herrschenden Zustand der Unruhe, der ihnen wie ein Zustand des Friedens und der Ruhe vorkam. Diese Abgesandten der verschiedenen Völker wollten nicht den wirklichen Frieden in die Welt bringen, sondern den Unfrieden, der in der Welt herrschte, derart in ihr heimisch machen, daß die Welt zu glauben anfange, er sei bereits der wirkliche Frieden. Daran kann

man erkennen, daß ihre Geister wirklich verwirrt waren. Der Antichrist hatte ihre Geister dermaßen verwirrt, daß sie Unfrieden hielten und daß sie sich bemühten, jenen zu befestigen. Also glichen sie den Ärzten, die einen Todkranken nicht sterben lassen können, weil es Gewissen und Gesetz ihnen verbieten, und die dem Todkranken einreden, er sei gesund, nur deshalb, weil er nicht sterbe. Die Welt aber gleicht einem Kranken, der sich wirklich einbildet, er sei gesund, nur deshalb, weil er am Leben erhalten wird. Und die Stätte, von der wir sprechen, so friedlich sie auch war, glich dennoch einer Kampfstätte, nämlich einer, auf der die Ärzte gegen den Tod kämpfen, und man roch den Geruch, der in ärztlichen Konsilien sich erhebt, und eigentlich stand man am Krankenbett der todkranken Welt, die man nicht sterben lassen konnte. Es roch also nach Kampfer und Jodoform, und genauso, wie die wirklichen Ärzte tun, sprechen auch diese Ärzte der Welt lateinisch, und der Kranke verstand nur jedes zehnte Wort von dem, was sie sagten.

An diese friedliche Stätte kam ich, im Auftrag meines Befehlsgebers, des Herrn über die tausend Zungen, und weil ich Lateinisch verstand, wußte ich auch, wovon die Ärzte redeten. Und ich war willens, alles mitzuteilen, was ich gehört und verstanden hatte, und schrieb es auch auf und schickte es an meinen Auftraggeber. Der aber nahm einen von den vielen roten, blauen und grünen Bleistiften, die auf seinem Schreibtisch liegen und die nicht dazu da sind, damit man mit ihnen schreibe, sondern lediglich, damit man mit ihnen streiche, und er strich also alle Wahrheiten aus meinen Mitteilungen, derart, daß die Welt nicht erfuhr, sie sei todkrank und man lasse sie nur nicht sterben. Und er handelte also, wie ein besorgter Angehöriger des Todkranken. Man darf einem Todkranken nicht sagen, er sei ein Todkranker. Er könnte sonst früher sterben, und es hieße dann, die Ärzte seien schlechte Ärzte.

Unter diesen Ärzten der Welt befanden sich einige, die so aussahen, daß ich glauben konnte, ich hätte sie schon einmal irgendwo gesehn. Manchmal, wenn mir der eine oder der andere unter ihnen eine Zigarette gab, glaubte ich fast, im nächsten Augenblick würde er mir auch Schokolade reichen. Dies aber tat er nicht, denn er glaubte, ich könnte ihn also nicht erkennen. Und es waren die sanftesten unter den versammelten Ärzten. Und sie waren so gütig, und sie kannten ihren Kranken so gut, daß sie genau wußten, an welchen Gliedern und Kör-

perteilen die Welt am schwächsten sei. Und gegen die schwächsten Glieder und Körperteile benahmen sie sich am allersanftesten, noch sanfter fast, als sie schon von Natur waren.

So berieten sie zum Beispiel in einer besonderen Kommission, aber auch hier nur in lateinischer Sprache, auf welche Weise man den farbigen Völkern helfen könne.

Die farbigen Völker: das heißt in der Sprache dieser Welt, jene Menschen, deren Haut nicht weiß ist, sondern braun, schwarz, gelb oder rötlich. Und obwohl es doch jedermann klar und sichtbar sein sollte, daß die Farbe der menschlichen Haut genauso von Gott gewollt ist, wie Er das menschliche Antlitz und die menschliche Gestalt gewollt hat, glauben die Menschen doch, welcher Farbe sie auch sein mögen, gerade durch ihre Farbe hätte Gott sie ausgezeichnet vor den anderen Farben. Während es doch klar geschrieben steht, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat, den Menschen also, nicht seine Farbe. Er hat graue, schwarze, grünliche, rötliche Bäume und Pflanzen geschaffen: Und es sind alles Bäume und Pflanzen. Graue, braune, rote, gelbe Tiere hat er geschaffen, silbrige und goldige Fische, grünliche, rötliche und bläuliche Gewässer, blaue, grüne, silberne und goldene Sterne, Wolken in allen Farben, die unser menschliches Auge erkennen und unterscheiden kann: Aber alles sind Wolken, Sterne, Gewässer, Tiere, Fische und Vögel. Und könnte der schwarze Rabe mit Vernunft reden (und nicht nur mit der Zunge), er würde nicht leugnen, daß der rotgrüne Papagei ein Vogel sei wie er, der schwarze Kolkrabe. Das kommt eben daher, daß die Tiere, die Gewässer, die Wolken, die Pflanzen nicht ausgeliefert sind der Schlange, der Urschlange, dem Antichrist. Wir Menschen aber sind ihm ausgeliefert, und also sagt ein weißer Mensch, er sei mehr als der schwarze Mensch, und umgekehrt; während es doch jeder Mensch jeder Farbe für einen Irrsinn hielte, hörte er sagen, ein grünes Zimmer sei besser als ein blaues oder ein rotes; es *sei* besser – meinen wir; nicht etwa, dem oder jenem *gefiele* es besser – meinen wir: das rote Blatt im Herbst *sei* besser als das grüne im Frühling: nicht etwa, es *gefiele* ihm besser.

Und anstatt Gott zu danken, daß er den Menschen nach Seinem Ebenbild geschaffen hat, und zwar mit jener göttlichen Großmut, die wir an Ihm preisen, in allen möglichen Farben, leugnen die Menschen Gott, eben dadurch, daß sie sagen, Er hätte nicht alle nach Seinem Ebenbild geschaffen. Wir wissen nicht, welche Farbe Adam hatte, der erste

Mensch. Da aber in der Schöpfungsgeschichte nicht nur jedes Wort einen bestimmten Sinn hat, sondern auch jede Unterlassung, müssen wir annehmen, daß die Hautfarbe Adams erwähnt worden wäre, hätte Gott einer bestimmten den Vorzug gegeben. Aber ebensowenig wie von der Muttersprache, der Rasse oder der Nationalität des ersten Menschen, von dem wir alle abstammen, die Rede ist, ebensowenig wird auch von seiner Farbe gesprochen. Und es ist viel eher anzunehmen, daß er, der Ursprung der Menschheit, den Urgrund aller Sprachen, aller Rassen, aller Völker, aller Hautfarben in sich getragen hat. Und Adam war die Krone der Schöpfung. Gott selbst hatte sich fünf ganze lange Tage Zeit gelassen, um ihn zu erschaffen. Und es waren gewiß nicht unsere kurzen, menschlichen Tage, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, sondern es waren gewaltige Tagräume, nach der Zeitrechnung der Ewigkeit und nicht nach der des Kalenders. Es ist also eine kaum faßbare Ehre, die uns durch diese lange Überlegung Gottes zuteil geworden ist. Viele Unterschiede trennen uns Menschen von den Tieren. Aber der wichtigste ist eben der, daß Gott fünf Tage gewartet hat, um den Menschen zu erschaffen und daß Er ihm allein Seinen Atem eingehaucht hat, also dem Menschen, nicht einem so oder anders gefärbten Menschen. Das ist auch der einzige erlaubte Stolz, den wir fühlen dürfen und der keine Sünde genannt werden kann. Eine doppelte Sünde aber begehen wir dann, wenn wir den berechtigten Stolz, Menschen zu sein, in den niederträchtigen verkehren, weiße, schwarze, braune oder rote Menschen zu sein. Und wie es schon in unserer alltäglichen Welt für schimpflich gehalten wird, wenn ein unanständiger Bursche seinen Großvater verleugnet, so müßte es Todsünde sein, und es müßte gebrandmarkt werden ein jeder, der unser aller Stammvater Adam verleugnet. Damit leugnet man Gott selbst, mit dem wir doch zuerst eben durch jenen göttlichen Hauch verbunden sind, der Adam belebt hat.

Nach Seinem Ebenbild hat Gott den Menschen erschaffen. Man lästert Ihn also, wenn man die krumme Nase des Juden, die schiefen Augen des Mongolen, den großen Mund des Negers verspottet oder schlechtmacht. Da sie alle Menschen sind, muß sich in dem unfaßbaren erhabenen Antlitz Gottes jeder besondere Zug und jede besondere Färbung einer jeden menschlichen Rasse wiederfinden. Beleidigt man die Nase des Juden oder den Mund eines Negers oder die Augen des Mongolen oder die Bleichheit des weißen Menschen, so beleidigt man damit auch

die Nase, die Augen, den Mund und die Farbe Gottes. Man schmäht auch Seinen Hauch, den Er dem ersten Menschen geschenkt hat. Denn in diesem Hauch waren alle Tugenden aller zukünftigen Menschen schon enthalten. Darin war der wunderbare Gesang der Neger, die Schlauheit und auch die Inbrunst der Mongolen, der Edelmut der Indianer, die Klugheit der Juden – und so fort.

In jener Kommission der Farbigen aber sah ich, daß nicht nur die Mächtigen hochmütig waren gegen die Ohnmächtigen, sondern auch diese sich mit dem gleichen Hochmut gegen die Mächtigen wehrten. Und da in dieser Zeit, in der wir leben, gerade die Menschen von weißer Farbe mächtiger sind als jene, die anders gefärbt sind, bemühten sich die weißen Menschen, die noch Gewissen hatten, um die Befreiung der farbigen Menschen. Unter diesen aber wie unter jenen hauste schon der Antichrist. Und er ließ die Farbigen, die ja noch gar nicht befreit waren und die noch Sklavenarbeit für die Weißen leisten, die Sitten und die Unsitten und die Ansprüche der Weißen nachahmen... Und die Braunen wie die Schwarzen wie die Gelben wohnten gesondert, aßen und tranken gesondert. Die Braunen waren stolz auf ihre Braunheit, die Schwarzen auf ihre Schwärze, die Gelben auf ihre Gelbheit. Und man sah deutlich, daß sie sich nicht vor allem als Menschen betrachteten, sondern als gefärbte Menschen. Auch verlangten sie vor allem in allen ihren Reden und Entschließungen weniger jene Freiheiten, die eigentlich die menschliche Würde kennzeichnen, als jene anderen, unwürdigen Freiheiten, die sich nur die Macht herausnimmt. Was sie verlangten und was sie auch immer wiederholten, lautete: »Wir wollen Herren in unserem Lande sein.« Ja, Herren wollten sie sein, nichts anderes. Und in ihrem Lande. Anstatt zu sagen: In allen Ländern der Welt wollen wir Menschen sein, sagten sie, in ihren Ländern wollten sie Herren sein. Und daran erkannte ich, daß auch unter ihnen der Antichrist schaltete.

Dieses sagte ich einem von ihnen, einem Mann mit gütigen Augen, mit wohlklingender Stimme. Er stammte aus Indien. Er sagte: »Da ihr zu uns gekommen seid mit Gewalt und List und uns den Alkohol und die Syphilis gebracht habt, wir aber nicht zu euch gekommen sind mit List und Gewalt, müssen wir, um uns euer zu erwehren, mit den Worten sprechen, die ihr gelehrt habt, mit den Waffen schlagen, die ihr führt.« Darauf antwortete ich ihm, er habe viele Torheiten in zwei Sätzen gesagt, aber er habe mit einem einzigen seine große Torheit bewiesen,

und zwar mit einem kleinen Wort, nämlich mit den Worten ihr, euch, euer. Denn ebensowenig wie ich leider sein Land gesehn habe, ebensowenig könnte ich etwas dagegen haben, daß er mein Land als das seinige betrachtete. Und auch betrachtete ich sein Land als das meinige. Und brächte ich irgendeine Krankheit oder eine Schlechtigkeit dorthin, so könnte ich doch wahrscheinlich eben dort gebräuchliche und heimische Krankheiten und Schlechtigkeiten annehmen. Denn aus Tugend und Sünde sind wir alle gemischt. Und gerade weil alle Menschen gleich aus Tugend und Sünde, Stärke und Schwäche, Güte und Bosheit, Krankheit und Gesundheit bestehen, sehe ich nicht ein, warum jedes Land just auf die Schwächen, Schlechtigkeiten und Krankheiten so eifersüchtig ist, von denen es sich einbildet, es seien seine eigenen und besonderen. Was aber mich betreffe und diese Stunde, in der wir uns unterhalten, wie ein Mensch zum anderen spricht, so frage ich ihn, ob er mit mir spreche oder mit der Farbe meiner Haut. Denn er sage doch ihr zu mir, der ich nur einer sei.

Hierauf erwiderte er, daß er sich daran gewöhnt habe, weil gerade die Menschen meiner Farbe angefangen haben, zu den Menschen seiner Farbe ihr und euch zu sagen.

»Nehmen wir an«, so sagte ich ihm, »es gebe eine bestimmte Stadt, und in dieser Stadt lebten recht viele Mörder. Würden Sie dann zu jedem Bewohner dieser Stadt ›ihr Mörder‹ und ›bei euch Mördern‹ sagen? Und«, sagte ich weiter, »ich habe gelesen, daß es in eurem Lande sehr viele Weise gibt. Werde ich nun zu jedem Menschen Ihres Landes ›ihr Weisen‹ sagen?«

»Menschen Ihrer Art sind mir selten begegnet«, sagte er, um mir zu schmeicheln.

Und daran erkannte ich ihn und sagte ihm, daß er so aussehe wie ein Zwillingsbruder meines Befehlsgebers – des weisen Herrn über die tausend Zungen. Und dann sagte ich geradewegs: »Auch in Ihrem Lande geht der Antichrist um. Und das ist schlimmer als die Syphilis.«

Das schien er nicht zu verstehen. Er sagte nichts. Da ihm aber daran gelegen war, mich zu versöhnen, suchte er, ganz nach der Art des Antichrist, nicht etwa nach einem Gegenstand, den wir beide lieben mochten, sondern einem, von dem er glaube, ich würde ihn hassen. Und er sagte:

»Am schlimmsten sind die Mischlinge.«

»Nein«, sagte ich, »am schlimmsten sind jene, die so etwas denken und

sagen. Denn wir sind alle Menschen, und wenn Menschen miteinander zusammenkommen, ist es natürlich und der Wille Gottes, daß zwischen ihnen alles vorgeht, was zwischen Menschen vorkommen kann. Sie können miteinander sprechen, sie können sich hassen, sie können sich lieben, und sie können auch miteinander schlafen. Die Liebe zwischen einem roten Mann und einer gelben Frau ist natürlich. Denn wollte die Natur nicht, daß diese Liebe sei, so würde sie es auch verhindern, daß sie Früchte trage. Da Kinder aus solch einer Liebe entstehen, sind die Kinder nicht besser und nicht schlimmer als andere. Wenn aber zwei Frauen oder zwei Männer gleicher Farbe einander lieben, so ist dieser Vorgang ein widernatürlicher, mögen auch die Menschen der besonderen Artung ihrer Körper gehorchen müssen. Denn gewiß gibt es innerhalb der Schöpfung viele Erscheinungen, die den allgemeinen Gesetzen der Schöpfung nicht unterliegen, sondern eigenartigen, sonderbaren und merkwürdigen. Sie zu verdammen, haben wir kein Recht. Sie aber für natürlich zu halten, ebenfalls nicht. Das ist, als wollte man die von Geburt Blinden für ebenso sehend halten wie die Sehenden, nur deshalb, weil die Natur selbst sie blind gemacht hat und nicht ein Unfall. In dieser Welt aber, in der der Antichrist sogar die Sehenden blendet, kommt es vor, daß Menschen sagen, eine unnatürliche Liebe zwischen zwei weißen Männern sei besser und edler als natürliche Liebe zwischen einem weißen Mann und einer gelben Frau. Und dies nun ist eine doppelte Sünde. Denn der Gebrechliche hat sein Gebrechen in Demut zu tragen, und ein Lahmer kann den Gesunden nicht vorschreiben, wie sie laufen sollen. Ich kenne einen, der den Ziegen beischläft, aber einem Chinesen nicht die Hand gibt.«
Ein anderer, der mich so reden gehört hatte, kam zu mir und sagte, er könne alles verstehen, was ich denke. Denn er sei zwar aus einem sehr fernen Lande, nämlich Japan, aber auch er stehe in den Diensten eines Herrn über tausend Zungen. Und genau wie ich ging er überallhin, wo Unruhe in der Welt war.
»Ich bin älter als Sie«, sagte er. »Ich gebe Ihnen den Rat, niemals so zu sprechen wie vorhin. In Wirklichkeit gibt es andere Sorgen, bei Ihnen, bei uns, in allen Ländern, wo Menschen leben. Es wird ein groß Geschrei wegen der Rassen erhoben, aber nur, damit man nicht das große Geschrei der Gepeinigten aller Rassen, innerhalb jeder Rasse, vernehme. Den Armen und Geschlagenen ist die Hautfarbe gleichgültig. Wer nichts zu essen hat, spürt Hunger. Wer lange geschlagen wird,

blutet. Die gebildeten Leute, die da sagen: ›Wir wollen Herren in unserem Lande sein‹, sind ja schon die Herren in ihren Ländern! Sie möchten nur noch, die neben ihnen Herren sind, aus den Ländern vertreiben. Nur die Herren kommen zu den Konferenzen. Und wir, die wir von den Herren hierhergeschickt worden sind. Es hat keinen Sinn, sich zu ereifern. Sehen Sie, was mich betrifft, ich war ein Wahrheitssager. Ich habe niemals eine Lüge sagen können. Erst seitdem ich angestellt und dafür bezahlt werde, die Wahrheit mitzuteilen, lüge ich. Und auch Sie werden eines Tages tun wie ich. Sie werden, auch wenn Sie sich weigern zu lügen, dennoch Ihre Wahrheiten derart verunstaltet finden, daß Sie es vorziehen werden, lieber selber gelogen zu haben. – Leben Sie wohl!« – Das sagte er und verließ mich.

DIE ROTE ERDE

> »Erasmus hat viele Dinge geliebt, die wir lieben, die Dichtung und die Philosophie, die Bücher und die Kunstwerke, die Sprachen und die Völker und ohne Unterschied zwischen ihnen allen die ganze Menschheit... Und er hat nur ein Ding auf Erden wahrhaft... gehaßt: den Fanatismus.«
>
> STEFAN ZWEIG: *Erasmus von Rotterdam*

Hierauf ging ich in das Land, von dem man mir sagte, dort gebe es kein Geschrei mehr von Armen und Geschlagenen; dort bemühe man sich, Wahrheit, Gerechtigkeit und Vernunft leuchten zu lassen; dort sei das Gold besiegt, das Metall des Antichrist; und man habe dort die natürliche Achtung vor jedem einzelnen Menschenleben, und ein jedes sei heilig.

Ich kam also in die Hauptstadt dieses Landes. Es ist eine alte Stadt, eine schöne, weite Stadt mit vielhundert alten Kirchen. Sieht man diese Stadt von einem hochgelegenen Punkt, so erblickt man die grünen, gewölbten Kuppeln zwischen flachen und spitzen Dächern wie riesige, verstreute Edelsteine. Jedes Jahrhundert scheint solch einen Edelstein dieser Stadt vermacht zu haben.

Manche dieser Kuppeln und die Kirchen, die sie überwölben, besuchte

ich, und ich sah, daß man in vielen Kirchen nicht mehr betete und daß man aus den Glockenstühlen die Glocken entfernt hatte und die Kreuze von den Kuppeln und innen von den Wänden.

»Wir haben Gott zur Strecke gebracht«, sagte mir der und jener. – »Das soll uns einer nachmachen! Wir haben, wie Sie selber sehen mögen, nicht nur den Reichtum abgeschafft, das Gold, den Kaiser, die Henker, sondern auch den Himmel leergefegt von allem Unrat, der sich dort im Lauf der Geschichte angesammelt hat. Jetzt ist die Erde sauber und der Himmel leer.«

So war es in der Tat. Sie hatten zwei Besen in die Hand genommen, einen für die Säuberung der Erde, den andern für die Säuberung des Himmels. Und sie gaben den Besen sogar Namen. Der eine hieß Revolution. Und der andere hieß menschliche Vernunft.

Aber es gab noch viele in diesem Lande, die nicht einverstanden waren mit diesen beiden Besen oder mit einem von ihnen.

Einige von diesen Menschen konnten zwar glauben, die Erde sei gesäubert, weil sie die Erde sehen konnten.

Da sie aber den Himmel nicht sehen konnten, mißtrauten sie dem Besen, genannt menschliche Vernunft.

»Wenn ihr eurer eigenen Vernunft mißtraut«, sagten die Besenträger, »so kommt es davon, daß ihr zuwenig davon habt.«

»Vielleicht aber«, antworteten die anderen, »vertrautet ihr der Vernunft so sehr, gerade weil ihr es seid, die zuwenig davon haben. Und vielleicht habt ihr sogar mehr als wir, aber vielleicht gibt es außer der menschlichen Vernunft noch eine andere, eine göttliche nämlich. Und selbst eure Vernunft – und wäre sie noch so groß – reicht ebensowenig aus wie unsere armselige, die göttliche zu erkennen. Ihr glaubet zu wissen. Wir aber glauben.«

»Und selbst wenn ihr recht hättet«, erwiderten die Besenführer, »und selbst wenn es wirklich eine göttliche, über die unsrige gestellte Vernunft gäbe, so dürfen wir sie nicht mehr gelten lassen. Denn erinnert euch, daß unser aller Unterdrücker sich auf diese nicht erkennbare göttliche Vernunft beriefen und daß sie uns in ihrem Namen unterdrückten.«

»Das geben wir zu«, antworteten die klügeren unter den Gläubigen. »Es war die Sünde der Unterdrücker, daß sie frech verkündeten, sie allein und nicht wir könnten die Absichten des göttlichen Willens erkennen. Und hätten sie ihn selbst wirklich erkannt, so war es eine

doppelte Sünde, uns unter Berufung auf diese ihre Erkenntnis zu unterdrücken. Denn sowenig wir auch wissen, dies eine weiß jeder Gläubige, daß Gott keine Unterdrückung will. Und wir waren auch töricht, da wir den mächtigen Unterdrückern glaubten, sie wüßten mehr als wir von den göttlichen Zielen. Das war unsere Schuld. Wir geben sie zu.

Aber die eurige ist es, etwas zu leugnen, von dem ihr zumindest nicht wißt, ob es da ist oder nicht da ist. Wißt ihr denn zum Beispiel, woher der Mensch kommt und wohin der Mensch geht? Wißt ihr, was vor eurer Geburt war und was nach eurem Tod sein wird? Habt ihr schon mit einem Toten gesprochen oder mit einem noch nicht Geborenen?«

Die Besenführer sagten: »Könnten wir selbst mit noch nicht Geborenen oder mit den Toten sprechen, wir täten es nicht. Wir haben zu viel mit dem Elend der Lebendigen zu tun. Wir haben nicht soviel Zeit wie ihr. Wir halten uns an das Wort: ›Religion ist Opium für das Volk.‹«

»Nun«, sagten die klugen unter den Gläubigen, »wenn ihr keine Zeit habt, so werden wir warten. Denn wir haben Zeit. Wir haben Zeit bis an das Ende der Zeiten.«

Und die Gläubigen gingen beten.

Aber man ließ sie nicht in Frieden. Denn es war merkwürdig, daß gerade jene, die gesagt hatten, sie hätten keine Zeit, mit Toten zu sprechen, selbst wenn sie es könnten, dennoch Zeit genug fanden, die Gläubigen zu stören. Sie schrieben über das Bild der Muttergottes, die aufgestellt war vor einem der Tore zum Palast der Besenführer, den Satz ihres Propheten: »Religion ist Opium für das Volk.«

Welch ein Satz! Töricht wie alle Sätze, die die Kraft haben, sich in die Ohren der Menschen einzuschmeicheln wie eine Schlagermelodie. Und so weit von der Weisheit entfernt wie ein Gassenhauer von Musik. Man könnte diesen Satz umdrehen, wie man jeden Gassenhauer von rückwärts nach vorn singen kann, ohne daß sein musikalischer Sinn verändert würde. In diesem Satz haben die Worte nicht ihre ursprüngliche Bedeutung, sondern eine angewandte. Ganz wie die Töne einer Schlagermelodie. Man könnte den Sinn dieses Satzes in sein Gegenteil verkehren, und es klänge dem leichtfertigen Ohr ebenso schmeichelhaft. Man könnte zum Beispiel sagen: Unglaube ist Opium für das Volk. Oder, nach Belieben: Opium ist die Religion für die Reichen; oder, nach Belieben: Die Reichen sind Opium für die Religion; oder, nach Belieben: Die Mächtigen – und zwar die jeweils

Mächtigen und nicht die Religion – sind Opium für das Volk. Das Wort eines Philosophen? – Keineswegs! Es ist der Schlager eines Parlamentariers!
Diesen Schlager also schrieb man über das Bild der Muttergottes. Aber unbeschadet dessen beteten jeden Tag viele Menschen vor diesem Bild. Und es war, als bäten sie die Muttergottes um Verzeihung für den Schlager, den man ihr aufgesetzt hatte. Und da es in diesem Lande keine Reichen mehr gab, waren es Arme, die da vor der Muttergottes knieten und beteten. Arme von Geburt, oder arm Gewordene: immerhin Arme. Und also Volk. Und in ihrer scheinbaren Ohnmacht gegenüber der Macht des Gassenhauers war die Muttergottes würdig, weil sie eben sichtbarlich ohnmächtig war und nur noch die anscheinend kümmerliche Macht hatte, verspottete Arme heranzuziehen, also Volk! Sie versprach nichts, sie tat kein Wunder, sie hielt keine Rede, sie wurde verhöhnt, und es fanden sich Menschen, die zu ihr hielten und sich verspotten ließen, mit ihr zusammen.
Alle waren sie arm. Und da in der Tat, denn man muß gerecht sein, in diesem Lande alles für das Volk getan wurde, was immer möglich war unter den gegebenen Umständen, fragte ich mich, weshalb diese Armen noch immer beteten? Und was mochte sie einer unbekannten Gewalt entgegentreiben, da sie doch sahen, daß die ihnen bekannten Gewalten willens waren, ihnen zu helfen? Es mußten also Nöte sein, von denen man mit den bekannten und sichtbaren Gewalten nicht reden konnte. Dieser Mutter starb ihr Sohn: Und die Mediziner im Spital waren ohnmächtig gegen den Tod; und der Arzt gab ihm wirkliches Opium, damit er nicht leide; und es war alles, was er machen konnte. Jene Frau wollte ein Kind bekommen, und die rätselhafte Natur gab es ihr nicht. Und dort eine wollte ihr Kind, das sie trug, nicht bekommen, und es tat ihr weh, daß sie es nicht hatte zur Welt bringen wollen. Und ein Mann weinte um seinen toten Bruder, den ihm die verbesserte Ordnung dieser Welt nicht wiederbringen konnte. Und andere beteten einfach deshalb, weil ihr Herz voll war. Ohne jeden Grund. Denn hatten die Besenführer auch die Erde von allerhand Unrat gesäubert, die menschlichen Herzen waren nicht von unerklärlichem Kummer zu leeren, der sie manchesmal ohne erkenntlichen Grund erfüllt. Und hätten die Besenführer auch vermocht, was gewiß in ihrer Absicht lag, Hunger und Durst zu stillen, Obdach allen zu geben, die unter freiem Himmel nächtigen müssen, Betten und Arzneien den Kranken, Krük-

ken den Lahmen, Führerhunde den Blinden: Es blieben immer noch Herzen übrig, die etwas anderes wollten, eben was man von irdischen Gewalten keineswegs bekommen kann. Manche gibt es, die ungerechte Liebe der lieblosen Gerechtigkeit vorziehen. Manche gibt es, die wollen gar geschlagen und geliebt werden. Und sie sind nicht glücklich, wenn man sie nicht liebt und nicht schlägt.

Denn zwischen dem, was das berechenbare Glück des Menschen ausmacht, und dem, was sein unberechenbares Glück ausmacht, ist ein breiter Raum, den man mit vernünftigen Maßregeln nicht ausfüllen kann. Aus Fleisch und Geist sind wir gemacht. Wenn eine Katze zufrieden ist, hat sie nur Milch und Butter gegessen, so ist ein Mensch noch lange nicht befriedigt, wenn er gegessen und getrunken hat. Und hat man ihm auch Bücher gegeben und Theater gezeigt und seine Neugier nach irdischen Erkenntnissen befriedigt: So gibt es dann einen Augenblick, in dem er fragt, wie das Kind, das er niemals zu sein aufgehört hat: »Warum, warum?«

Und es gibt keine Antwort auf alle seine Fragen. Auch nicht, wenn er fragt: »Vater, warum hast du mich verlassen?«

In Blindheit hatte man das Volk vorher gehalten. In jenem Lande aber dachten alle, diese Fragen würden von selbst aufhören, wenn man nur ausreichende Antwort gäbe auf die Fragen, die man vorläufig beantworten könnte.

Und man begann, alle Fragen, die vorläufig eine Antwort finden, den Einwohnern des Landes vorzulegen, auch wenn sie selbst gar keine Lust hatten, derlei Fragen zu stellen.

Man lehrte also den Menschen, Fragen zu stellen: aber nur solche Fragen, auf die man von vornherein bereits eine Antwort hatte.

Diejenigen Fragen aber, auf die man keine Antwort zu geben hatte, ließ man auch ohne Antwort, selbst wenn sie gestellt worden waren.

Weil das Volk dieses Landes gläubig von Natur war und weil man es lange Jahre vor der Revolution ebenso gewaltsam in Unwissenheit und Blindheit gehalten hatte, wie man nach der Revolution anfing, es zu Wissen und Bildung zu zwingen, gelang es auch, die übernatürlichen Wunder, an die es zu glauben gewohnt war, durch die sogenannten natürlichen noch zu übertreffen.

Die Menschen dort waren kindliche Menschen. Man konnte ihnen einreden, die Heiligen des Himmels kümmerten sich um eine kranke Kuh und um ein lahmes Kalb.

Man kam nun mit Tierärzten zu dem kranken Vieh und bewies, daß ein gewöhnlicher Tierdoktor mehr vermag als ein Heiliger.
Im südlichen Teile dieses Landes, in den Dörfern, glaubten die Leute zum Beispiel, der heilige Elias mache Donner, Blitz und Regen. Und wenn die Felder ein Gewitter brauchten, beteten die Leute zum heiligen Elias.
An dem Tage, der das Fest des Heiligen war, beschlossen die Machthaber, die den Himmel leergefegt hatten, den Leuten in den Dörfern zu beweisen, daß kein Heiliger Gewitter mache. Es kamen also kundige Menschen in die Dörfer, just an diesem Tage, mit großen physikalischen Apparaten. Und man zeigte den Leuten, wie nach den Gesetzen der Physik Donner, Blitz und Gewitter entstehen.
Da die armen Leute nun sahen, daß Menschen Gewitter mit Apparaten machten, hörten sie auf (nicht alle auf einmal freilich), an die Kraft des heiligen Elias zu glauben.
Dafür aber begannen die Leute, an die Kraft der Apparate und an die übernatürliche Kraft der Menschen zu glauben. Und da es ein trockener Sommer war und die Felder ein Gewitter brauchten, verlangten die Bauern von den gebildeten Männern ein richtiges Gewitter.
Diese Apparate seien zu klein für all die weiten Felder, sagten die gebildeten Männer. Die Leute mögen nur warten, bis man die großen Apparate gebaut haben würde.
Diese Antwort oder Ausflucht war so schlau, daß mich die Lust anfiel, mit so gescheiten Männern zu sprechen.
Ich sagte ihnen, sie müßten doch selbst einsehen, daß sie gelogen haben.
»Natürlich haben wir gelogen!« antworteten sie. »Denn wir müssen auch um den Preis der Lüge den Bauern den Elias austreiben. Denn vom heiligen Elias bis zum Zaren ist nur ein Schritt.« Da fragte ich sie, was sie denn glaubten: ob der Zar den Heiligen oder der Heilige den Zaren unterstützt habe? Und warum es denn nicht möglich sei, daß man einen Apparat begreife und auch einen Heiligen verehre? Und ob denn die Heiligen Feinde der Physik seien? Und ob sie denn nicht wüßten, daß es in der Natur des Menschen liege, jeden Heiligen, den man ihm genommen habe, durch einen neuen zu ersetzen? Und ob denn der sogenannte blinde Glaube an den Heiligen weniger wert sei als der blinde Glaube an einen Menschen?
Sie wollten aber keinen blinden Glauben, sagten die Gebildeten darauf.

»Es gibt aber etwas Schlimmeres«, sagte ich ihnen, »und das ist das blinde Wissen. Wir haben nur zwei Augen, um zu sehen. Aber es gibt in der Welt so viel zu sehen, daß wir tausend Augen haben müßten. Und mit den armseligen zwei Augen können wir alle diese Dinge nicht erblicken. Und deshalb können wir auch nicht sagen, wir wüßten alles und könnten alles groß lehren. Und ebenso, wie es falsch ist, die Augen freiwillig zu schließen, damit wir nichts mehr sehen, ebenso falsch ist es auch, sie für allsichtig zu halten. Keiner von uns hat den heiligen Elias gesehen. Aber wir wissen nicht, ob wir ihn deshalb nicht gesehen haben, weil er nicht da ist, oder deshalb, weil wir ihn nicht zu sehen vermögen.«

Die Herren lachten und sagten, sie hätten andere Sorgen als ich. Und sie wollten sich wieder mit mir unterhalten, wenn sie erst die anderen Sorgen aus der Welt geschafft haben würden.

Da meine Sorgen aber im Grunde die gleichen waren wie die der Bauern, weiß ich, daß die Herren nicht folgerichtig dachten. Und es ist auch leichter, die Leichtgläubigen durch einen vernünftigen Apparat zu überzeugen, als mit den Gläubigen zu disputieren.

Den Begründer ihrer Welt, er heißt Lenin, legten sie nach seinem Tode in einen gläsernen Sarg. Sie balsamierten seine Leiche, spritzten Paraffin in seine Wangen, so daß er für Jahrzehnte noch unversehrt erscheint, wie ein schlafender Lebendiger, nicht wie ein Toter. Den durchsichtigen Sarg stellten sie in der Mitte des Hofes auf, in dessen Mauern sie das Erbe des Toten verwalten. Und jedermann im Volke und jeder Gast des Landes kann den Toten anschauen, der so aussieht wie ein schlafender Lebendiger.

Manche kindlichen Menschen glauben, er schlafe wirklich und ruhe sich nur vorläufig aus.

Fragt man sich, wozu und aus welchem Grunde man den Toten balsamiert und in eine Art feierliches Schaufenster gestellt hat, so kommt man bald zu dem Schluß, daß viele Gründe dafür vorhanden sind und mehrere Zwecke verfolgt wurden. Man wollte der Ewigkeit wenigstens ein Stück von dem entreißen, was ihr zugehört. Und da man den Tod noch immer nicht besiegen kann, so wollte man wenigstens den Leichnam besiegen, dessen Gesetz der Zerfall ist, nicht die Beständigkeit. Und es ist wie eine prunkvolle, aber natürlich zugleich kindische Drohung dem Tod gegenüber, dem man gezeigt hat, man könne sein

Opfer dennoch aufbewahren, wie etwa einen Schmuck, den man nicht mehr trägt.
Und dies augenscheinlich zu beweisen war eines der wichtigsten Ziele. »Du hast ihn uns genommen«, sagten die Besenführer zum Tode. »Wir aber werden dir zeigen, daß wir ihn behalten. Und aller Welt werden wir ihn so zeigen, wie er zu Lebzeiten ausgesehn hat.«
Und wenn sie imstande gewesen wären, die Antwort des Todes zu vernehmen, so hätten sie etwa folgendes gehört:
»Eure Drohung ist kindisch, euer Stolz ist töricht. Nicht sein Angesicht von dieser Erde zu nehmen ist meine Aufgabe, sondern das, was sein Leben war und was ihr liebtet: seinen Atem. Er ist erloschen wie eine Lampe, ich habe Docht und Öl genommen, mögt ihr das Gefäß behalten, es geht mich nichts mehr an. Ihr habt doch seine Flamme geliebt und sein Licht! Was tut ihr jetzt so stolz mit dem kümmerlichen Gefäß? Viele große Lichter habe ich schon ausgelöscht, man setzte ihnen Denkmäler. Und das ist klüger, als was ihr tut! Denn ein Denkmal leugnet nicht, sondern bestätigt das Gesetz, nach dem ich handle. Und gerade weil es mich bestätigt, besiegt es mich auch. Denn ein Denkmal, so billig es auch sein mag, ist das Zeichen des Angedenkens der Lebenden an den Toten und eine machtlose, aber ehrfürchtige Art, auf irdische, unzulängliche, aber fromme Weise den Toten auferstehen zu lassen. Ihr aber laßt den Toten nicht auferstehn: ihr laßt seine Leiche dauern. Ihr verhindert sie zu vermodern. Warum soll denn eine Leiche nicht Staub und Asche werden? Ist denn der Mensch aus Paraffin und Wachs gekommen, daß er wieder Paraffin und Wachs werde? Und habt ihr soviel Achtung vor dem Toten, wie ihr sagt, seht ihr nicht, daß man ihn nicht ausstellt wie ein Barbier seine Wachsbüsten mit Perücken? Was tut ihr so stolz gegen mich, den Tod? Mir habt ihr nichts entrissen. Euch selbst habt ihr die Würde genommen: eure eigene und auch die Würde eures Toten.«
Aber, wie gesagt, es war den Besenführern unmöglich, die Stimme des Todes zu hören.
Und er sprach ja auch gar nicht zu ihnen. Er sprach so für sich und voller Mitleid.

In der Nähe der Stadt wohnte ein gerechter Mann, und man riet mir, ich solle ihn aufsuchen. Es war gewiß einer von den sechsunddreißig Gerechten, von denen geschrieben steht, daß der Bestand der Welt von

ihnen allein abhängig ist und daß sie, unerkannt von den Menschen in ihrer Bedeutung und Gewichtigkeit und nur im Himmel angesehn, verstreut auf Erden leben und daß sie die Sprache der Tiere, den Gesang der Vögel und sogar die Stummheit der Fische zu deuten verstehen.

Zu diesem Gerechten ging ich also.

Er lebte kümmerlich, aber so einsam, daß die Enge seiner Stube gar keine Enge mehr war, sondern wie eine Weite. Die königliche Pracht der Einsamkeit umgab ihn, und in ihr verlor sich alle irdische Kümmerlichkeit wie ein Staubkorn in einem weiten und starken Wind.

Man hatte ihm Unrecht getan; denn es steht geschrieben, daß der Gerechte leiden muß.

Darin aber ist der Gerechte wie Gott, und diese Gnade wurde ihm gegeben, damit er nicht nur ein Ebenbild Gottes darstelle, wie wir alle, sondern auch ein erhabenes Ebenbild des Schöpfers: Der Gerechte wird niemals ungerecht, auch nicht gegen die Ungerechten, wie du und ich. Und nur deshalb, weil wir in Wahrheit einen Gerechten nicht zu erkennen vermögen, sagen wir, er *vergebe* seinen Feinden.

Der Gerechte, von dem hier die Rede ist, war in den Kerker geworfen worden. Und man hatte von ihm gesagt, er wolle die Freiheit des Volkes vernichten; von ihm, der die Sklaven haßt und die Freien liebt und der dafür lebte, daß es lauter Freie und gar keine Sklaven gebe.

Darin aber gerade zeigte sich, daß er einer von den sechsunddreißig Gerechten war, daß man seine Gerechtigkeit nicht erkannte und daß man ihn in den Kerker warf unter dem Vorwurf der Ungerechtigkeit.

Deshalb ertrug er auch die Haft, den Hunger und körperliche Schläge mit der Würde des Gerechten. Auch im Kerker war er einsam. Immer umgab ihn der starke Panzer aus Einsamkeit, die stärker ist als Eisen.

Und zwischen den Schlägen, die ihn treffen sollten, und ihm selbst war der Panzer der Einsamkeit; so daß er sich manchesmal geradezu gewünscht haben mochte, die Schläge wirklich schmerzhafter zu spüren.

Mit diesem Manne sprach ich. Ich sagte ihm, daß ich in diesem großen, reichen und schönen Lande die Zeichen des Antichrist sehe und daß ich fürchte, er allein hätte hier gesiegt. »Er hat aber nicht gesiegt«, sagte der gerechte Mann. »Nur die Spuren seiner bösen Finger hat er da und dort und überall so stark eingedrückt, daß man glauben kann, alle neuen Werke seien das Werk seiner Hände. Aber es ist nicht wahr. Sie tragen nur die Spuren seiner Finger, die er ihnen aufgedrückt hat.

Aber noch etwas ist da, was Sie nicht sehen können«, fuhr der Gerechte fort, »weil Sie ein neuer Gast in unserem Lande sind. Der Antichrist hat nicht mit der neuen Zeit dieses Landes begonnen, sondern schon vor Jahren, also in der alten Zeit. Er verführte, schlau wie er ist, nicht die Empörer zuerst, sondern zuerst und vor allem die Bewahrer. Nicht die Erneuerungssüchtigen, sondern die berufen waren zu erhalten. Zuerst nahm er Aufenthalt in den Kirchen und hierauf in den Häusern der Herren. Denn das ist seine Methode, darin ist er untrüglich zu erkennen, und es ist ein Irrtum, ein Irrtum der Welt, wenn sie glaubt, man erkenne ihn daran, daß er die Demütigen und Geknechteten aufreizt und aufwiegelt. Das wäre Torheit – und der Antichrist ist schlau. Er führt nicht die Unterdrückten zur Auflehnung; er verführt die Herren zur Unterdrückung. Er macht keine Rebellen: sondern er macht Tyrannen. Hat er erst die Tyrannei eingeführt, so weiß er, daß von selbst die Rebellion kommt. Und er hat doppelt damit gewonnen. Denn er zwingt die Gerechten, die ihm ja sonst widerstehen, gewissermaßen in seine Dienste. Er redet nicht etwa den Knechten ein, sie müßten Herren sein; sondern er macht zuerst die Herren zu seinen Sklaven. Hierauf – und da sie in seine Dienste getreten sind – zwingt er sie, die Ohnmächtigen, die Armen, die Arbeitsamen, die Bescheidenen und die Gerechten zur Sklaverei zu erniedrigen. Hierauf empören sich von selbst die Armseligen und Bescheidenen gegen die Gewalt; und die Einsichtigen und Gerechten müssen sich gegen die Dummheit und gegen das Unrecht empören. Und diese geben den Armseligen die Waffen in die Hand. Sie müssen es; denn sie sind ja Gerechte.
Es ist also falsch, wenn man in der Welt sagt, der Antichrist führe die Empörer an. Im Gegenteil: er verführt die Bewahrer. Er kann ja seiner Natur gemäß gar nicht so leicht an die Leidenden heran wie an die Mächtigen. Denn wer leidet, der ist immer stärker gerüstet gegen das Böse, als wer herrscht und befiehlt und genießt. Auf Gerechtigkeit beruht die Welt. Und dies gerade ist die besondere Tücke des Antichrist, daß er es versteht, sich mit der Maske des Empörers zu verkleiden, damit ihn seine Gegner nicht sofort erkennen – und ihn unter den Reihen der Empörer suchen, während er in Wahrheit in den Reihen der Herren wütet und wüstet.
Es steht geschrieben, daß der Gerechte leiden muß. Und die Leidenden sind zwar nicht von vornherein gerecht; aber hätte ich die Aufgabe, eines Tages nach Gerechten zu suchen: in den endlosen Reihen der

Leidenden würde ich nach ihnen suchen. Ihnen zuerst ist es gegeben, die Gerechtigkeit dieser Welt wiederherzustellen. Und während sie bemüht sind, die vom Antichrist und seinen Sklaven, den Herren, gestörte Gerechtigkeit wiederherzustellen, müssen sie auch den Verdacht tragen, vom Antichrist getrieben zu sein. Daran aber gerade erkenne ich, daß sie die Gerechten sind. Denn sie leiden doppelt. Sie leiden unter den Schlägen der Ungerechten und unter dem Vorwurf der Gerechten.«

»Aber sie wollen Gott nicht erkennen«, sagte ich, »und sie sagen, sie selbst seien Götter.«

»Sie haben Gott niemals gekannt«, erwiderte der gerechte Mann. »Zwischen Gott und sie hatte sich eine menschliche Macht gestellt, und genauso wie der Antichrist zuerst aus den Herren Tyrannen gemacht hatte, bevor er deren Opfer zur Rebellion trieb, genauso machte er zuerst Lügner aus den Priestern, bevor er die Gläubigen zur Leugnung Gottes trieb. Da die Priester Gott umgelogen hatten, leugnen die Leugner Gottes – oder, wie sie sich nennen, die Gottlosen – ja nicht Gott: Sie leugnen das falsche Bild, das man ihnen von Gott überliefert hat.

Hat man ihnen nicht gesagt, daß Gott den Mord wolle, die Ungerechtigkeit, die Tyrannen, das Gold, die Peitsche? Und, was noch schlimmer ist, Er sei dabei dennoch der Gott der Liebe? Und haben nicht die Mittler Gottes die Glocken läuten lassen, die goldenen Zeugen des Glaubens, zur Feier der Stunde, in der die schwarzen Schlünde der Kanonen, die Mäuler des Todes, sich öffneten?«

»Über dem Bilde der Muttergottes«, sagte ich, »vor dem jeden Tag Hunderte beten, haben sie den Satz angebracht: ›Religion ist Opium für das Volk.‹ Welch ein Satz!«

»Ein lügnerischer und ein dummer Satz«, sagte der Gerechte. »Aber ist er etwa schlimmer als der Satz im Munde unserer Priester: ›Der Glaube ist Honig für das Volk‹? Es ist das verlogene Echo auf diesen verlogenen Satz. Man kann nicht Lügen in die Welt schrein und erwarten, daß das Echo die Wahrheit wiedergebe.

So ist es, mein Freund! Die faule Frucht fällt vom Baum, das welke Blatt verdorrt, die gestorbene Quelle versiegt, die leere Wolke schüttet keinen Regen aus, der kraftlose Wind bringt keinen Sturm, das leere Herz hat keine Güte, und der Lügner sagt niemals die Wahrheit. Der festgefügte Thron erträgt keinen schwachen Kaiser, der Herr, der ein

Sklave des Teufels geworden ist, kann kein Herr mehr bleiben, und der Untertan dieses Herrn ist kein Untertan mehr. Eines Teufels Sklave kann nicht mehr herrschen. Der lügende Mittler Gottes leugnet den Herrn, und nicht der belogene Gläubige. Die Mittler Gottes hat der Antichrist zuerst verführt. Dann erst kamen die Gottlosen, von selbst kamen sie dann.

Und auch wer sich einen Gottlosen nennt, ist lange noch nicht ohne Gott. Der Gottesleugner, Gott-Umleugner, ist schlimmer, als wer sich einen Gottlosen nennt. Und sagt mir einer, er glaube nicht an Gott, so bin ich traurig über ihn. Sagt mir aber einer, er glaube an Gott und die Ungerechtigkeit sei Gerechtigkeit, so verfluche ich ihn.

Unsere Menschen in diesem Lande«, sagte der Gerechte weiter, »leugnen den Bestand Gottes, aber sie lügen ihn nicht um. Und es ist gewiß sündhaft zu sagen, Gott sei nicht vorhanden. Aber noch sündhafter ist es – denn die Sünde hat so unzählige Abstufungen wie die Hölle–, Gott zu verfälschen und die Menschen mit seinem verfälschten Bild zu betrügen. Hierin ist die Sünde.«

Ich nahm nun Abschied von dem gerechten Mann und ging durch das Land.

Und ich sah, daß sie neue Häuser gebaut hatten, neue Denkmäler, neue Fabriken, neue Spitäler, neue Theater und neue Kinotheater, neue Schulen, Mittelschulen und Hochschulen für ältere Leute, die nicht lesen und schreiben konnten.

Man arbeitete in den Fabriken, man wohnte in den Häusern, man heilte und starb in den Spitälern, man spielte in den Theatern, man lehrte und lernte in den Schulen.

Und überall, auch wo er nicht aufgeschrieben stand, fühlte man den Satz, der ebenso töricht ist wie jener von der Religion, die ein Opium sein soll: nämlich den Satz: »Bildung ist Macht.«

Und auch in diesem Satz haben die Worte nicht ihre ursprüngliche Bedeutung, sondern eine angewandte. Man könnte nach Belieben sagen: Macht ist Bildung; oder, nach Belieben: Bildung ist Schwachheit; oder, nach Belieben: Bildung macht schwach oder stark, je nachdem.

Da ich aber schon bei dem gerechten Mann gewesen war, bemühte ich mich, ein wenig mit seinen gerechten Augen zu sehn, und ich erkannte, daß so törichte Sätze entstehen mußten, weil, die so lange ohnmächtig gewesen waren und ohne Bildung, glaubten, die Bildung

oder dies oder jenes, was sie so lange nicht besessen hatten, gäben und erhielten die Macht der Mächtigen.
Während ja dieser Satz schon deshalb falsch war, weil doch in der Tat die Mächtigen keineswegs Bildung haben, sondern eher, im Gegenteil, ungebildet sind.
Auch ist es kindisch, den Menschen die Bildung schmackhaft zu machen, dadurch, daß man ihnen sagt, sie verleihe die Macht.
So verspricht man den Kindern törichterweise Zuckerwerk, wenn sie gehorsam und fleißig sein sollen. Man führt sie aber dadurch irre und erweckt in ihnen die Vorstellung, Gehorsam und Fleiß trügen nicht in sich selbst den Lohn, sondern brächten einen andern Lohn für Zunge und Gaumen, die doch nichts mit Gehorsam und Arbeit zu tun haben.
Also infolge dieses dummen Satzes mußten auch die Leute, die so lange ohnmächtig gewesen waren, den Kindern gleich, glauben, daß die Bildung irgendeinen andern Lohn bringt als jenen, der sie selbst ist, nämlich Bildung.
Es konnte übrigens auch lediglich ein Einfall des Antichrist sein, den Menschen die Macht zu versprechen.
Wäre es nicht ein Einfall des Antichrist gewesen, der Satz hätte etwa lauten müssen: Bildung macht uns gerechter, als wir gewesen sind. (Denn auf Gerechtigkeit ist die Welt gebaut, und nicht auf Macht.) Da man den Menschen wie Kindern das süße Gift der Macht versprach, begannen sie, sich mit allem Eifer, dessen nur Kinder fähig sind, zu bilden. Da aber der Lehr- und Wissensstoff, den man Bildung nennt, nicht durchaus die endgültige Wahrheit enthält, sondern nur die jeweilige und jeden Augenblick zu überholende oder zu widerlegende, lernten die guten Menschen Wahres und Falsches durcheinander – und sie lernten am schnellsten, beides zu verwechseln.
Denn die menschlichen Erkenntnisse sind nicht göttliche Wahrheiten, sondern nur die Wege zu diesen Wahrheiten. Manche sind krumm, andere sind gerade, die einen führen zu den Zielen, die anderen in die Irre. Wenn man aber ihre Ziele, das sind nämlich Wahrheit und Gerechtigkeit, nicht angibt, sondern sagt, *das* Ziel sei die Macht, so erkennt der Mensch nicht, ob er einen krummen oder geraden Weg dahin geht.
Also irren die Menschen in diesem Lande, obwohl sie so fleißig lernen. Diejenigen, die noch nicht lesen und schreiben konnten, lesen und schreiben Tag und Nacht mit Eifer. Nun aber kommt es ja nicht darauf

an, ob man Buchstaben entziffern und zeichnen kann, sondern was für Buchstaben man entziffert und zeichnet und was für einen Sinn sie ergeben. Und ergeben sie einen falschen oder einen billigen Sinn, so ist es schlimmer, als wenn die Leute gar nicht erst die Buchstaben gelernt hätten. Dann ist nämlich die Bildung in der Tat nicht Macht (nicht einmal Macht), sondern nur Ohnmacht und Sklaverei. Und der Antichrist macht es, daß die Menschen Buchstaben lernen, und er verspricht die Macht, nur damit die Menschen *noch* ohnmächtiger werden.

Die Menschen in diesem Lande aber sind sehr stolz auf alle Erkenntnisse, zu denen die menschliche Welt bis jetzt gelangt ist. In diesen Erkenntnissen sehen sie Wahrheiten. Und obwohl sie lernen, daß die eine Erkenntnis von gestern von der von heute widerlegt ist, glauben sie doch fest an die Erkenntnisse von heute; als gäbe es kein Morgen mehr und kein Übermorgen. Deshalb haben sie mehr Achtung vor einer Maschine von gestern als vor einer Wahrheit, die morgen oder übermorgen kommen kann.

Sie verehren geradezu die Maschinen, wie manche Völker Götzen verehren, genauso wie diese Völker, die doch gesehn haben, daß ihre Götzen aus Gold oder Holz von Menschenhand gemacht sind; dennoch verehren sie die Götzen.

Man verehrt die Maschinenbauer *und* die Maschinen; genauso wie die Kinder Israels Aaron verehrten und dennoch um das Goldene Kalb tanzten, das sie ihn selbst verfertigen gesehn hatten.

Lehrt man die Menschen nämlich, daß Gott nicht vorhanden ist, so schaffen sie sich Götzen.

Genauso ist es wie vor fünftausend Jahren: als Moses, der den Gott vom Dornbusch verkündete, auf die Dauer von vierzig Tagen auf dem Gipfel Sinais verschwunden war, verlangten die Kinder Israels nach dem Goldenen Kalb.

Und nimmt man ihnen den heiligen Elias, so tanzen sie um den physikalischen Apparat.

Und gehen sie nicht mehr in Prozessionen mit, so tanzen sie um den Traktor.

Wir sind weit davon entfernt, den Traktor zu schmähen und den Ochsen zu loben.

Denn, wie wir schon eingangs gesagt haben: Der Fluch Gottes, daß wir im Schweiße unseres Angesichts die Erde bebauen, ward gemildert

durch die Gnade der Vernunft, die uns den Traktor erfinden ließ, mit dem wir die Erde bebauen.
Aber auf den Traktor stolz zu sein, haben wir ebensowenig Grund, wie auf den Ochsen stolz zu sein. Vielleicht hat es eine Zeit gegeben, in der die Toren den Pflug anbeteten und seinen Erfinder. Den Ochsen, den Pflug, den Traktor hat uns Gott geschenkt. Ihn allein dürfen wir anbeten.
Wenn man aber Seine Gaben und Gnaden für menschliche Verdienste hält – und schlimmer noch: für Beweise gegen Seine Existenz: So geschieht dies unter dem Befehl des Antichrist.
Auch den physikalischen Apparat, mit dem wir Donner und Blitz nachmachen können, hat Er uns geschenkt, ebenso wie den echten Donner und den echten Blitz. Denn die Vernunft, mit der wir den Apparat erfunden haben, hat Er uns gegeben.
Donner und Blitz, den Segen des Regens und des Korns, der Früchte auf den Bäumen, den Schrecken des Hagels, das Leben und den Tod in einem gesagt, gibt uns jene Macht, die wir den Herrn nennen.
Er gibt uns auch den Verstand, Seinen Segen zu vervollkommnen und Seinen Fluch zu mildern.
Anstatt Ihn dafür zu loben, glauben wir just in den Ergebnissen Seiner Gnade zu erkennen, daß Er gar nicht vorhanden sei.
Also gleichen wir jenem Bettler und Schnorrer, der einmal bei einem Reichen ein Almosen bekam, das später Früchte trug und den Bettler selbst reich machte. Dann aber sagte er: »Der Reiche hat mir gar kein Almosen gegeben. Ich allein habe mich reich gemacht.«
Ich kenne keinen andern Reichen.
Man bemüht sich in diesem Lande, die Würde aller Menschen wieder gültig zu machen. Daran erkannte ich die Herrschaft des Antichrist auch in diesem Lande, in dem man sich bemüht, die Würde aller Menschen, ohne Unterschied, wieder gültig zu machen.
Aber gültig kann die Würde des Menschen nicht werden, der ein Ebenbild Gottes ist, überall dort nicht, wo die Würde des Menschen als sein Verdienst betrachtet wird, und nicht als eine Gnade. Und man mag in diesem Lande Häuser bauen, so hoch wie die Häuser in Amerika, und ein neues Hollywood einrichten, ein Hölle-Wut, wo die Seligkeit der Schauspieler gelegen ist, und tausend neue Fabriken, und tausend Spitäler, und tausend kleine und große Schulen: Man wird nicht ruhig in den Häusern wohnen, man wird keine Schatten selig

machen, man wird nicht in den Fabriken glückliche Waren erzeugen, man wird in den Spitälern die Todgeweihten nicht retten und in den Schulen die Schüler nicht weise machen... ohne Gnade, ohne das, was wir »Gnade« nennen.

DIE HEIMAT DER SCHATTEN

> »Im Menschengesicht heute ist nichts gewachsen, alles darin ist herausgerissen aus der Fläche oder herausgestoßen – und wundert sich, daß es überhaupt da ist.«
>
> »Das Bewegliche, Eilige, Provisorische, Verschwindende des Gesichts von heute ins Mechanische übertragen: das ist das Kinogesicht. Das Kino konnte überhaupt nur darum erfunden werden, weil es das Gesicht von heute gab. Vor der Monumentalität eines Menschengesichtes, wie es früher war, hätten sich die Bewegungen auf der Kinoleinwand niemals getraut, sich in ein Bild, das einem Gesicht gleicht, zusammenzufassen. Die Bewegungen wären auseinandergefallen und zerflattert vor dieser Monumentalität.«
>
> MAX PICARD: *Das Menschengesicht*

Ich ging in das Land, wo die Häuser so hoch gebaut werden, daß sie die Wolken kratzen. Man nennt sie deshalb Wolkenkratzer.
Das Land ist groß und weit, aber teuer. Infolgedessen bauen die Menschen dort nicht ein Haus neben das andere, sondern ein Haus *über* das andere, denn die Luft kostet dort noch immer nichts.
Also kratzen die Leute lieber die Wolken, als daß sie sich an die Erde schmiegen.
Und daraus noch beziehen sie ihren Hochmut.
In diesem Lande kann ein Mensch, wenn er eine gelbe oder schwarze Hautfarbe hat, nicht in dem gleichen Zimmer mit einem Menschen sitzen, der von weißer Farbe ist.
In diesem Lande gibt es Tausende von Kirchen. Aber in diesen Kirchen sammelt man Geld mit Hilfe von Andachten. Die Menschen führen Gott im Munde, wie man von einem reichen und vornehmen On-

kel spricht, der den Kredit erhöht, wenn man erwähnt, daß man sein Neffe sei.
Manche Menschen in diesem Lande sind auch gar nicht die Kinder, sondern die Neffen Gottes; die Erbneffen Gottes. Die Armen bitten Ihn um Geld, und die Reichen bitten Ihn um noch mehr Geld.
Und manchmal tut Gott in diesem Lande so, als ob Er ein Erbonkel wäre. Manchen Armen gibt Er Geld, und manchen Reichen gibt Er noch mehr Geld.
Er mehrt die Schornsteine der Fabriken und die Almosen der Bettler, und Er verhärtet manchmal die Herzen der Harten, und Er zerbricht manchmal die Herzen der Weichen, und Er gibt denen, die etwas haben, und Er nimmt jenen, die gar nichts haben.
Das sind Seine besonderen Gesetze in jenem Lande. Die Würde des Menschen liegt in der Macht begründet. Die Freiheit steht als eine Statue *vor* den Toren des Landes: Man hat sie ausgesetzt. Und sie ist versteinert.
Ich kam nach Hollywood, nach Hölle-Wut, nach dem Orte, wo die Hölle wütet, das heißt, wo die Menschen die Doppelgänger ihrer eigenen Schatten sind. Das ist der Ursprung aller Schatten der Welt, der Hades, der seine Schatten für Geld verkauft, die Schatten der Lebendigen und der Toten, an alle Leinwände der Welt. Dort kommen die Träger brauchbarer Schatten zusammen und verkaufen die Schatten für Geld und werden selig- und heiliggesprochen, je nach der Bedeutung ihrer Schatten.
Die lebendigen Mädchen und Knaben in der ganzen Welt, die diese Schatten sehen, nehmen den Gang, das Antlitz, die Gestalt und die Haltung dieser Schatten an. Daher kommt es, daß man manchmal Männer und Frauen, lebendige Menschen, in den Straßen trifft, die nicht selbst Doppelgänger ihrer Schatten sind wie die Schauspieler des Kinos, sondern noch weniger: nämlich die Doppelgänger fremder Schatten.
Es ist also ein Hades, der nicht nur seine Schatten an die Oberfläche schickt, sondern auch aus den Lebendigen der Oberfläche, die ihre Schatten gar nicht verkaufen, Doppelgänger seiner Schatten macht.
Das ist Hollywood.
Die Hölle wütet. Dort tummeln sich die Unternehmer der Schattenspieler, die Schattenhändler und die Schattenmakler und die Schattenarrangeure, die man die Regisseure nennt, die Schattenbeschwörer und

die Schattenverleiher. Und es gibt welche, die verkaufen ihre eigenen Stimmen dem Schatten eines anderen, der eine andere Sprache spricht. Auch sah ich dort, nämlich in den Fabriken, welche die Schatten ankaufen, in großen Zimmern an die zwanzig Leute sitzen, jeder vor einem Telephonapparat. Und jede zweite oder dritte Minute surren ein paar Apparate, und die Männer nehmen die Rohre zur Hand und sagen: »Nothing.« Und das heißt: nichts zu machen.

Denn den ganzen Tag melden sich die Menschen in der Schattenfabrik, die ihre Schatten verkaufen möchten. Und da es so viele gibt, die ihre Schatten anbieten wollen, hat die Fabrik zwanzig Neinsager angestellt. Und sie sagen jede dritte Minute: »Nothing« – den ganzen Tag.

Sonst sagen sie gar nichts.

So zahlreich sind jene in dem Lande, die danach dürsten, ihre Schatten zu verkaufen.

Und es sind nicht etwa Besitzer gewöhnlicher Schatten, wie du und ich, sondern Besitzer merkwürdiger Schatten. Der ist ein Riese, der andere ein Buckel, der dritte ein Zwerg, der vierte hat das Antlitz eines Pferdes oder eines Esels, der fünfte kann klettern wie ein Affe, der sechste tanzt auf Stelzen, der siebente auf einem Seil und so weiter. Andere sind Doppelgänger berühmter Männer, die man gelegentlich in geschichtlichen Schaustücken brauchen kann, und also doppelte und dreifache Doppelgänger. Sie sind nicht nur die Doppelgänger ihrer eigenen Schatten, sondern auch die fremder Schatten, die merkwürdigerweise auch ihre eigenen sind. Manche sehen aus wie Napoleon oder Cäsar. Und sie verkaufen den Schatten ihrer Nasen, die gar nicht ihre eigenen Nasen sind, sondern Nasen der berühmten Toten. Braucht man nun gerade diese Nasen nicht, so antworten jene zwanzig Neinsager. Braucht man aber gerade einen derartigen Nasenschatten, so antworten die Jasager, die in einem andern Zimmer sitzen, ebenfalls vor Telephonapparaten. Auf den Plätzen und Straßen dieser Stadt stehen manche Denkmäler berühmter Männer, wie in anderen Städten auch. Aber in allen Städten der Welt haben die Denkmäler keine andere Aufgabe, als den Ruhm dessen zu bezeugen, den sie darstellen. In dieser Stadt aber haben manche Denkmäler die Aufgabe, verschiedene Waren anzukündigen und anzupreisen. Manche berühmte Persönlichkeiten in Stein und Marmor oder Erz und Bronze trinken aus einer Schale einen preiswerten und schmackhaften Kaffee zum Beispiel, oder sie essen Hustenbonbons gegen die Heiserkeit. Und während man in

dieser Stadt dem lebendigen Menschen den Schatten nimmt mitsamt der Lebendigkeit und also den ursprünglichen Besitzer des Schattens zum Schatten dieses Schattens macht, stattet man die toten Denkmäler mit den Bedürfnissen lebendiger Menschen aus, so daß man eigentlich sagen könnte, in dieser Stadt, die von lauter Schatten bewohnt wird, seien nur die Denkmäler Menschen; ohne guten Geschmack zwar, aber immerhin Menschen.

Und wie die Menschen Schatten sind und die Denkmäler Menschen, so sind auch die Pflanzen in dieser Stadt Denkmäler. Die Palmen von Hollywood zum Beispiel wachsen nicht in dem Boden, in dem sie zu wurzeln scheinen, sie sind in diesem Boden lediglich eingegraben, wie Denkmäler. Es sind Pflanzen, die statt der Wurzeln Fundamente haben. Aber während Denkmäler für gewöhnlich längere Zeit auf dem Fleck bleiben, auf den man sie einmal gestellt hat, ist es keineswegs also mit den Palmen. Denn die Menschen, die sich mit dem Palmen-Verleih beschäftigen, tragen die Bäume bald in diesen, bald in jenen Garten, und während die Bäume, was ihre Eigenschaften betrifft, in den Boden eingestampft zu werden, den Denkmälern ähnlich sind, so gleichen sie dank ihrer Eigenschaft, den Aufenthalt zu wechseln, auch den flüchtigen Schatten. Und also ist es erreicht, daß eines der beständigsten Wesen der Erde, nämlich der Baum, fast ebenso flüchtig wird wie die flüchtigste Erscheinung der Erde, nämlich der Schatten. Überdies müssen auch diese Palmen hie und da ihre Schatten an die Leinwand abgeben. Und da sie wandern können von Ort zu Ort, wie wir eben gesehen haben, kann man auch von ihnen wie von den Menschen sagen, sie seien ebenfalls die Doppelgänger ihrer Schatten. Und selbst der natürliche Schatten, den sie spenden müssen, in ihrer Eigenschaft als Bäume, auch er wird nun der Doppelgänger seines Schattens.

Auch Schatten von Wolken und also auch von Wolkenschatten werden in dieser Fabrik angekauft und in irgendeinem passenden Zusammenhang verwendet. Es ereignet sich nun, daß Männer und Frauen kommen, denen es gelungen ist, in schwer zugänglichen Bergen oder sonst in gefährlichen Gebieten Wolken aufzunehmen. Und diese Leute verkaufen der Fabrik die Wolkenschatten zu bestimmten Preisen.

Und wie man das Leben zu Schatten verwandelt, so auch das Sterben. Denn in manchen Schaustücken müssen die Schatten sterben. Und ist es schon sehr schwierig, genauso zu leben, wie es die besonderen Gesetze der Schattenwelt erfordern, so ist es noch schwieriger, ihren Ge-

setzen gemäß zu sterben. So schwer ist auch der schwerste ehrliche Tod nie und nimmer.

Denn ich habe gesehn, daß der Herr der Schatten die Doppelgängerin eines hübschen Schattens neunzehnmal sterben ließ, bevor er ihren Tod für echt und wahr erklärte. Und er verlangte von ihr, sie solle ihren Schatten nicht allein in Schönheit, sondern auch in Eitelkeit sterben lassen. Sie legte sich also hin und entblößte ihre Beine, die schönen Doppelgänger der Beinschatten. Denn der Herr der Schatten war immer noch derselbe, der damals vor vielen Jahren, als ich noch ein Knabe gewesen war, die badenden Ägypterinnen und die toten Soldaten gezeigt hatte, dermaßen unsere Wollust kitzelnd, die ebenso auf das Grauen des Todes gerichtet ist wie auf das blühende Fleisch. Und wie dem Tode, so ist man in dieser Stadt auch der Geburt gegenüber gesinnt. Wenn ein Kind geboren wird, erwacht in der Mutter die Hoffnung, daß es ein anständiger, gutbezahlter Schatten werde.

Denn es kommt in der Tat da und dort ein Säugling dazu, seinen winzigen Schatten und seine Stimme an die Leinwand abzugeben.

In dieser Stadt leben auch viele fromme Schattenanbeter. Und da es ihnen nicht genügt, lediglich die Schatten anzubeten, ist ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet, die Doppelgänger der angebeteten Schatten zu erblicken, zu sprechen, zu umarmen und zu bejubeln. Diese Anbeter wissen nämlich nicht, daß die Urheber der Schatten nur noch Doppelgänger sind. Die Anbeter glauben, die Schauspieler seien noch die Herren ihrer selbst und ihrer Schatten. Und ebenso, wie manche Bücher- und Literaturgläubige die Sehnsucht haben, die Urheber der von ihnen geliebten Werke zu sehen, wie sie lieben und leben, so möchten auch die Schattenanbeter die angeblich lebendigen Schauspieler sehen und hören und fühlen. Indessen begegnen sie lediglich den Schatten berühmter und geliebter Schatten.

Aber auch diese Schatten berühmter und beliebter Schatten bilden sich selbst ein, sie lebten noch wie alle anderen Menschen. Und in dieser Einbildung werden sie eben erhalten und bestärkt durch die Verehrung der Anbeter, dermaßen, daß so ein Doppelgänger seines beliebten Schattens sehr unglücklich wird, wenn man ihn heute nicht so begrüßt wie gestern und wenn man seinen Kollegen herzlicher grüßt als ihn selbst.

Und diese Eitelkeit und dieser Neid könnten selbst uns beinahe glauben machen, die Schatten der Schatten seien so etwas wie Menschen.

Bei anderen Anlässen aber überzeugen wir uns, daß sie ganz anders sind als Menschen.
So zum Beispiel haben wir gesehen, daß den Frauen, die schwanger wurden, verboten wurde, noch weiterhin ihre Schatten zu verkaufen.
Sie verließen also die Schattenfabrik ohne ein Wort. Es erschien ihnen ganz natürlich.
Wenn man nämlich in den Schaustücken der Kinos schwangere Frauen zeigt, so verwendet man just nichtschwangere Frauen, die unter den Kleidern und über dem Schoß ein Kissen anziehn. Und wie man die künstlichen und wandernden Palmen den echten und wurzelnden vorzieht, so auch die Pölster den gesegneten Mutterleibern.
Wunderbar ist allerdings, daß die Doppelgängerin eines Schattens noch die natürliche Kraft hat, hie und da schwanger zu werden, vielleicht gar von der Umarmung eines Doppelgängers seines eigenen Schattens.
Darin aber wollen wir die unermeßliche Güte Gottes sehn.
Seine unermeßliche Güte ruft den weiblichen Schatten eben wieder ins weibliche Leben zurück. Dadurch aber gerade, das heißt, weil sie durch das in ihrem Fall doppelte Wunder der Mutterschaft ein lebendiger Mensch geworden ist, kann sie in der Welt der Schatten keine Rolle mehr spielen – in der wahren Bedeutung dieses Wortes. Und man jagt sie aus dem Tor der Schattenfabrik. Deshalb wollen wir bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß in allen Ländern der Welt, die man die gesittete nennt, die Gesetze der Menschen und der Religionen den Frauen verbieten, die keimende Frucht ihrer Leiber abzutreiben.
Hätten wir aber die Macht, im Namen des göttlichen oder irdischen Rechts Gesetze zu erlassen, so würden wir die Schattenfabriken von Hollywood allein schon deshalb verbieten, weil sie die Frauen zwingen, die keimende Frucht aus ihren gesegneten Leibern abzustoßen.
Und dies verwundert uns höchlichst, daß die religiösen und irdischen Gesetzgeber die unmenschlichen Gesetze der Schattenfabriken nicht kennen oder nicht beachten.
Wird doch in allen Ländern dieser gesitteten Welt eine hungernde Bettlerin eingekerkert, wenn sie den Segen ihres Leibes ausstößt.
Aber ein Schattenfabrikant, der die Frauen gesegneten Leibes ausstößt, wird nicht eingekerkert.
Gott sieht all dies. Und Er wird auch die Gesetzgeber richten, ebenso wie die Schattenfabrikanten. Die Bettlerin aber wird Er nicht richten.

Nicht die Armen wird der Herr richten. Auch wird Er zum Unterschied von den irdischen Gesetzgebern keineswegs die Armen richten, die sich in die Häuser einschleichen, in die fremden Häuser.
Derlei Arme haben wir auch in Hollywood gesehen. Dort verkaufen auch die Armen ihre Schatten. Nur heißen dort die Armen nicht so, sondern: Statisten.
Und es kommt vor, daß man für dieses oder jenes Schattenstück viel Schattenvolk nötig hat, das zum Beispiel in einem prächtigen Palast wohnen muß.
Aber dieses Volk darf eben nicht als Volk in dem Palast wohnen, sondern nur als Volk-Schatten, als Schattenvolk.
Nachdem es aber seine Schatten verkauft hat, darf es nicht in dem Palast wohnen.
Es kommt aber vor, daß manche unter den Armen, die man in Hollywood Statisten nennt, kein Obdach für die Nacht haben.
Und obwohl sie ihre Schatten verkauft haben, damit diese in den Palästen schlafen, dürfen sie selbst, als Urheber oder Doppelgänger ihres Schattens, in diesen Palästen nicht nächtigen.
Sie sind keine römischen Legionäre mehr, keine nubischen Sklaven mehr, keine gepanzerten Ritter mehr, keine Janitscharen, keine Kreuzritter mehr. Sie sind nur obdachlose Arme. Man nennt sie in dieser Stadt Statisten.
Auch die Wahrheit ist hier Schatten. Und nachdem ich diese Stadt gesehn hatte, wußte ich, daß sie eigentlich – und sie allein – die echte Hauptstadt dieses großen Landes sei. Und ich hatte keine Lust mehr, die anderen Städte und Dörfer dieses Landes zu sehen.
Zwar lebte das Oberhaupt dieses Landes in einer anderen Stadt.
Zwar lebten die Reichen und die Geschäftigen dieses Landes wieder in einer anderen; aber Hollywood war die Hauptstadt dieses Landes. Diese Stadt – dies hatte ich erkannt – war nicht nur die Hauptstadt des Landes, sondern auch die Hauptstadt der ganzen Welt.
Denn sie ist die Hauptstadt der Schatten, und Schatten sind es, die die Welt regieren.
Alle Schatten haben in Hollywood ihre Residenz. Ja, als ich diese Stadt verließ und in andere Städte kam, glaubten meine Augen nicht mehr der Wirklichkeit der Dinge und der Menschen in anderen Städten.
Und betrachtete ich einen Wolkenkratzer, so glaubte ich, er sei nur für die Dauer einer Woche aufgerichtet, um seinen Schatten an die Lein-

wand abzugeben, für ein bestimmtes Schauspiel, in das Wolkenkratzer gerade passen.
Und in der Tat sagte man mir, dieses Haus würde jetzt abgerissen und jenes dort sei erst vor einer Woche aufgeführt worden.
Flink und flüchtig wie Schatten und noch flüchtiger als die Wolken, die sie kratzen, sind in jenem Lande die Häuser.
Und auch die Denkmäler werden abgetragen, denn die Menschen bedürfen keiner Erinnerungen. Gutherzige Menschen haben wir dortzulande auch gesehn, aber Menschen ohne Zeit.
Und wie der Schatten keinen Raum mehr hat, so hat dortzulande der Mensch keine Zeit.
Die Güte aber bedarf der Zeit und des Raumes.
Auch die Wahrheit ist in diesem Lande ein Schatten.
Die Gesetze der Wahrheit werden von der Hauptstadt der Schatten aus verkündet.
Das ist die Wahrheit der Schatten und nicht die der Menschen.

Aber auch in diesem Lande traf ich einen Gerechten. Er mahnte mich, Geduld zu zeigen und nicht so hastig zu sein wie die Schatten, von denen ich Schlechtes sprach.
»Dieses Land«, sagte der Gerechte, »wird vielleicht all seine Schatten und Wolkenkratzer den anderen Ländern abgeben und selbst zum Leben und zur Wahrheit kommen. Vielleicht wird man hier eines Tages Zeit haben und kleine Häuser bauen und jeden Menschen jeder Farbe und die Beständigkeit lieben und die Flüchtigkeit hassen und das Geld verachten. Dieses Land ist ein junger Erbe alter Länder. Und die Erben haben geerbt, noch ehe die Alten tot waren. Liegen sie erst einmal unter der Erde, die Alten, so kann es sein, daß die Jungen prächtige Erben werden.
Sie müssen Geduld haben!«
Ich aber, der ich kein Gerechter bin, habe nicht die Tugend der Geduld.
Ich bin ein schwacher Mensch; und ich fürchte mich vor dem Antichrist.

UNTER DER ERDE

Noch in vielen anderen Ländern war ich, im Auftrag des Herrn, der über die tausend Zungen gebot.
Ich stieg achthundert Meter unter die Erde hinab und sah Menschen acht Stunden jeden Tag, acht Stunden täglich, auf dem Rücken liegen, achthundert Meter unter der Erde. Über sich klopften sie mit Händen die Kohle ab, die unter der Erde gedeiht.
Von giftigen Gasen wurden sie bedroht, von abfallendem Gestein, von Felsen, die sich plötzlich vor den Ausgang senken. Und viele Arbeiter waren auch schon eines solchen Todes gestorben.
Gott selbst hat die Kohle unter der Erde wachsen lassen, damit sie uns wärme, damit sie uns heile, unsere Maschinen antreibe und die Werke unserer Vernunft unterstütze.
Ich lernte aber Menschen kennen, die mit der Kohle handeln. Und diese lagen nicht acht Stunden täglich achthundert Meter unter der Erde auf dem Rücken.
Nun ist es gewiß, daß Gott ihnen den Geist gegeben hat zu handeln, wie dem anderen die Kraft und die Ausdauer, auf dem Rücken zu liegen und über sich die Kohle zu hauen.
Der Mann also, der mit den Kohlen handelt, ist gewiß nicht vor Gott weniger als der Mann, der die Kohlen gewinnt.
Vor Gott, so sagten wir, sei er nicht weniger. Aber vor den Menschen ist er weniger, weil er weniger und leichter arbeitet und mehr Geld verdient.
Denn die Gerechtigkeit der Menschen ist keine so vollkommene wie die Gerechtigkeit Gottes. Die Menschen sehen nach dem Grad der Mühe und dem Grad des Verdienstes.

Jede halbe Stunde führte ein Lift die Menschen hinunter, achthundert Meter tief. Ist man unter der Erde angelangt, achthundert Meter von dem Licht der Welt getrennt, so verliert man nicht nur das Licht der Welt; sondern man sehnt sich, man hat Heimweh nach dem Himmel.
Wir sind nicht als Hamster, Molche oder Maulwürfe oder Würmer geschaffen worden, sondern als Menschen: unter unsern Füßen die Erde, über unsern Köpfen der Himmel.
Aufrecht daherzugehn, sind wir geschaffen, auf zwei Beinen, nicht auf

vier Füßen. Unsere Arme und Hände sind nicht dazu da, die Erde zu treten, sondern Arbeit zu tun, den geliebten Nächsten zu umarmen und sich gegen den Himmel zu strecken. Dadurch auch unterscheiden wir uns von den Tieren: daß wir allein, unter allen Wesen der Schöpfung, das Vermögen haben, unsere Arme und Hände gegen den Himmel zu strecken.

Dadurch unterscheiden wir uns von den Tieren genauso wie dadurch, daß unser aller Großvater Adam einen Hauch Gottes empfangen hat. Es ist, als könnten wir die Arme gegen den Himmel ausstrecken, weil wir uns nach dem Urbild dessen sehnen, dessen Spiegelbild wir sind.

Steigen wir aber unter die Erde, so können wir nicht mehr die Arme nach dem Himmel ausstrecken. Wir können nicht mehr mit unserm Körper das Zeichen der Erlösung, das Zeichen des Kreuzes, nachbilden, im Stehen. Das Kreuz ist nämlich nicht nur das Marterinstrument, an dem der Erlöser der Menschen gelitten hat. Das Kreuz ist zuerst die einfachste Darstellung des Menschen, der die Arme ausbreitet, die Füße gegen die Erde gerichtet, den Kopf gegen den Himmel. Jeder Mensch auf Erden, der die Arme in der Not ausbreitet, bildet ein Kreuz. Er erlöst sich also gleichsam von seiner Not durch das Zeichen des Kreuzes, das er nicht macht, sondern selber darstellt.

Achthundert Meter unter der Erde aber kann man nicht aufrecht stehn. Man kann auch die Arme nicht ausbreiten. Wie ein Tier kriecht man durch finstere und schmale Gänge auf allen vieren. Wasser tropft von den Wänden. Wasser und Schlamm greifen die Hände und die Füße. Die dumpfe Luft lähmt die Lungen und verkürzt den Atem.

Und man sieht, daß wir nicht geschaffen sind, den Himmel zu entbehren. Ja, erst wenn man unter die Oberfläche der Erde gestiegen ist, weiß man, daß wir nur dann wirklich leben können, wenn über unsern Köpfen der Himmel sich wölbt.

Deshalb auch nennen die Bergarbeiter die schwere irdene Decke, die über ihnen lastet, achthundert Meter stark, den »Himmel«.

So wenig können die Menschen ohne Himmel auskommen, daß sie eine dicke Erdschicht von achthundert Metern ebenfalls Himmel nennen.

Das Wort allein tröstet sie über den Verlust des wirklichen Himmels.

So nennen Auswanderer, die ihre alte Heimat verlassen und sich in fernen Ländern eine neue suchen, die Städte und Dörfer, die sie gründen, mit den Namen ihrer alten Dörfer und Städte.

Unsere wahre Heimat ist nämlich der Himmel – und Gäste nur sind wir auf dieser Erde.
Unter der Erde selbst, wenn wir achthundert Meter hinuntersteigen, hören die Menschen ebenfalls nicht auf, den Himmel als eine Heimat zu fühlen, deshalb nennen sie die schwarze Decke über ihren Häuptern den Himmel. Alle blaue Süßigkeit des echten Himmels legen sie in dieses Wort, wie mancher, der die Heimat verlassen hat, ein Lied seines Landes vor sich hinsingt – und alle Süße der Heimat liegt in diesem Lied.
Aber sie müssen, die Menschen, die Decke über sich, die sie den Himmel heißen, mit Hämmern, Meißeln und Bohrern bearbeiten. Sie legen sich flach auf den Rücken und bohren Löcher in ihren armseligen Himmel. Und sie gewinnen Kohle aus ihrem Himmel. Manchmal stürzt dieser Himmel über den Menschen zusammen und begräbt sie unter seiner schwarzen Wucht. Dennoch nennen sie ihn immer noch Himmel.

Der Mann, der mich hinunterführte, zeigte mir sein Haus. Es war ein Sonntag. Der Mann war alt. Seit dreißig Jahren stieg er jeden Tag in den Schoß der Erde, achthundert Meter und noch tiefer. Jeden Sonntag kam er in sein Haus, kümmerte sich um seinen Garten und seine Kinder. Er hatte sechs Söhne. Fünfmal war er unter der Erde verschüttet gewesen und gerettet worden. Von allen Genossen seiner Jugend war keiner mehr am Leben. Alle hatte der schwarze, gnadenlose Himmel verschüttet und getötet.
»Und was machen Ihre sechs Söhne?« fragte ich. »Sie sind alle Bergsteiger«, erwiderte er. »Mein Großvater ist im Bergwerk erstickt, mein Vater, ich werde auch dort ersticken, vielleicht auch meine Kinder. Vielleicht aber erleben sie auch die Zeit, wo man größere und sicherere Gänge baut. Dann aber wird die Kohle nicht lohnen, denn die Preise sind zu niedrig. Die Ingenieure sind teuer. Wenn man möglichst sichere Gänge schafft, kann man nicht genug an der Kohle verdienen. Dann schließt man die Gruben, und wir haben nichts zu essen.«
»Was verführt Sie aber«, fragte ich ihn, »das Leben Ihrer Ahnen, Ihr eigenes und das Ihrer Kinder in den Preis der Kohle einzukalkulieren, die sie ja gar nicht verkaufen? Weshalb halten Sie die Kohle für wichtiger als das Leben?«
»Das sagte ich nicht«, erwiderte der Mann. »Die Kohle selbst sagt es.

Wir sind Gefangene der Kohle. Verkauft man sie nicht, müssen wir alle sterben. Verkauft man sie aber zu guten Preisen, so wird nur einer oder der andere sterben; aber nicht alle auf einmal. Deshalb rechnen wir den Preis unseres Lebens ein in den Preis der Kohle, genauso wie unsere Herren es tun, unsere Brotgeber. Genau wie sie, so rechnen wir auch.«
»Lieben Sie das Leben nicht?« fragte ich den Mann.
»Ich habe einmal ein Buch gesehn«, sagte er, »da sah man und las man von den Schiffen des Altertums, die man ›Dreiruderer‹ nennt. Diese Schiffe wurden von Sklaven gerudert, jeder von ihnen war gefesselt an seinen Sitz, und er hatte nur einen Arm frei, eben den, mit dem er ruderte. Von Zeit zu Zeit ging ein Aufseher mit einer Knute durch die Reihen der rudernden Sklaven. Und wenn einer von diesen müde wurde und das Ruder zu lahm bewegte, bekam er einen Knutenhieb.
Dennoch liebten diese Ruderer ihr Leben noch, genauso wie der Herr des Schiffes oder vielleicht noch mehr. Und sie ruderten mit allerletzter Kraft, um einer Klippe, einem Felsen, einem Sturm zu entgehen, obwohl sie doch eigentlich gar nichts zu verlieren gehabt hätten, wenn sie gegen einen Fels, eine Klippe, mitten in einen Sturm das Schiff geführt hätten.
Aber da, lieber Herr, war zuerst einmal die Peitsche des Aufsehers und dann die Peitsche des Willens zum Leben und die Peitsche der Angst vor dem Tod, drei Peitschen.
Deshalb retteten die Sklaven das Schiff und das Leben ihrer Herren und ihr eigenes. Deshalb, weil das Leben des Schiffes ihr eigenes Leben war.
Und ich, auch wir, lieben das Leben.«
Und ich nahm Abschied vom Bergmann.

DER MENSCH IM KÄFIG

Der Herr der tausend Zungen schickte mich auch in Fabriken, in Schulen, zu allem, was neu war und Unruhe zu verbreiten versprach und unruhig war von Geburt und Unnatur.
Ich sah also, wie man Häuser baut aus Glas und Stahl und verchromtem Metall, nicht aus Ziegel und Stein. Und ich sah, daß jede Art von

Mensch sich das Haus baut, das ihm gemäß ist. Und ich erkannte daran, daß sich die Menschen viel schneller wandeln als andere Wesen. Seit der Erschaffung der Welt bauen die Vögel ihre Nester, die Spinnen ihre Netze, die Hamster ihre Löcher, die Füchse ihre Baue, die Ameisen ihre Haufen, alle in der gleichen Weise. Die Menschen aber wohnten zuerst in Höhlen, in Hütten, hierauf in Häusern, und jetzt leben sie in Käfigen. In Käfigen aus Glas und Stahl.

»Laßt Sonne herein!« sagen sie. Ein Satz, so töricht wie die Sätze, von denen wir schon sprachen: »Religion ist Opium für das Volk« – und: »Bildung ist Macht«.

In einer Höhle, in einer Hütte, in einem Haus ist man nicht gefangen. In einem Käfig aber ist man gefangen. Es ist, als ob der Mensch, ungefähr in der Zeit, in der er anfing, sich in die Lüfte zu erheben wie ein Vogel und sich befreit zu fühlen von allen Fesseln der Erde, auch bestraft worden wäre mit dem Verlangen, das Unglück zu verspüren, das die Vögel manchmal betrifft: nämlich, im Käfig zu wohnen.

In einer Höhle, einer Hütte, einem Haus aus Stein und Ziegel ist der Mensch geborgen. In einem Käfig aber ist der Mensch gefangen.

Der neue Mensch, das heißt der, in dem schon der Antichrist zu wirken begonnen hat, der sagt: »Laßt Sonne herein!« – als wäre er nicht mehr imstande, jederzeit, wann immer es ihm behagt, die Sonne zu genießen, das Haus zu verlassen.

Deshalb sind die Käfige aus Glas und Metallstäben gemacht, weil die gefangenen Tiere eben nicht Sonne und Luft genießen können, wann immer sie es brauchen.

Baut sich der Mensch aber freiwillig einen Käfig, so muß in ihm bereits das Gefühl sein, daß er eigentlich ein Gefangener ist. Und hat er auch einen Schlüssel zu seinen modernen Käfigen, er ist doch ein Gefangener.

Wer aber hält ihn gefangen und läßt ihn sich scheinbar freiwillig in einen Käfig sperren?

Der Antichrist hält ihn gefangen.

Die Höhle, die Hütte, das Haus aus Ziegel und Stein: Sie schirmen und schützen vor Sturm, Blitz und Sonnenbrand und Feind und Gefahr aller Art. Die neuen Häuser aus Glas und Metall aber sind offen, auch wenn Türen und Fenster geschlossen sind. Offen und geschlossen sind sie gleichzeitig, wie eben nur Käfige sein können.

Es gibt keine Stille und keine Einsamkeit in solch einem Haus. In diesen Häusern lärmt sogar das Licht, das stumme.
Ein Fisch könnte dort anfangen zu schreien und ein Taubstummer zu schwatzen. Während der Mensch, dem die Gnade der Sprache gegeben ist – das ist eben der Hauch Gottes –, in diesen Häusern verstummen muß, will er etwas Menschliches zu seinem Nächsten sagen.
Und wie der Mensch vor dem Tier die Gnade der Sprache voraushat, so hat er auch die Gnade des Verschweigens, des Geheimhaltens und der Scham. In diesen dünnen Häusern voller Licht und Luft gibt es kein Schweigen, sondern höchstens eine Stummheit; kein Geheimnis, sondern ein Zurückgelegtes und Verdrängtes; und keine Scham, sondern höchstens eine Schande.
Kommt man in so ein Haus aus Glas und Dummheit und verchromtem Metall, so ist eine Wohnung neben der anderen, wie ein Käfig neben dem anderen ist in den zoologischen Gärten, in den sogenannten Vogelhäusern der zoologischen Gärten.
Und die Menschen, die in solchen Häusern leben müssen, sind wie Tiere und wie Obdachlose zugleich. Sie nächtigen in der Straße. Und schlimmer noch: die Straße nächtigt bei ihnen. Und es ist, als nächtige zugleich jeder einzelne bei seinem Nachbarn.
Die Zärtlichkeit eines Liebespaars im Bett ist sichtbar wie das Kosen der Vögel im Käfig.
Man könnte sagen, die Sonne, die man hereinließ, brächte alles an den Tag.
Die Menschen, deren Aufgabe es ist, derartige Häuser zu bauen, sagen, sie seien praktisch und gesund. Und außerdem gehörten die Menschen zusammen. Und nichts Menschliches hätte dem Menschen fremd zu sein.
Diesen Häuserbauern aber ist eben alles Menschliche fremd. Die Einsamkeit, das Schweigen und das Geheimnis ist dem Menschen ebenso wichtig wie die Gesundheit, die Sonne und die Luft. Zwar ist es im Wesen des Menschen gelegen, daß er in Gemeinschaft lebe mit seinesgleichen. Aber diese Gemeinschaft erträgt er nur, wenn er auch allein sein kann. Denn dies ist das Wesen des Menschen: Allein will er sein, und auch zusammen mit seinesgleichen will er sein. Es steht geschrieben, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe.
Aber der Mensch, das Ebenbild Gottes, besitzt auch eine der göttlichen Eigenschaften: die Fähigkeit, allein und zusammen mit andern zu

sein. Ja, er hat Heimweh nach der Einsamkeit, wie er Heimweh nach dem Himmel hat, weil er eben nach dem Ebenbilde, das heißt nach den Eigenschaften Gottes geschaffen ist.
Er kann nicht in der Gemeinschaft leben, wenn sich sein Heimweh nicht befriedigen läßt. Und er stört die Gemeinschaft, statt ihr zu nützen.
Nur in der Stunde der Gefahr, wie etwa im Kriege, kann der Mensch die ständige Gemeinschaft mit seinesgleichen ertragen; und dies nur deshalb, weil der Tod in der Nähe ist und der Tod jeden einsam macht, weil er jeden einzelnen zu sich nimmt, mag er auch in einem Augenblick Tausende auf einmal wegnehmen.
In den Häusern aber, von denen wir sprechen, leben die Menschen nicht im Angesicht des unmittelbaren Todes. Und sie sehnen sich nach der Einsamkeit.
Die Erfinder und Erbauer dieser Häuser aber sagen: »Wir haben vor allem den Armen Obdach zu geben und nicht Überfluß. Und Einsamkeit ist Überfluß.«
Gerade aber dann, wenn diese Häuser für Arme bestimmt sein sollen, müßte man daran denken, daß es zu den schlimmsten Flüchen der Armut gehört, daß der Arme nicht allein sein kann. Und es wäre besser, wenn er hungerte, zuweilen, als daß er niemals in die Lage käme, allein sein Brot zu schneiden.
Manchmal ist er lieber allein unter freiem Himmel in der Nacht als zusammen mit anderen unter einem Dach.
Denn ebenso, wie es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, ebenso schlimm ist es auch, wenn der Mensch genötigt ist, mit anderen zusammenzusein.
Dies aber wissen die Erfinder und die Erbauer der neuen Häuser nicht.
Also leben die Menschen heutzutage wie Vögel. Sie können fliegen, und sie wohnen in Käfigen.

DER SEGEN DER ERDE: NAPHTHA, KALI, GIFT

In eine der Gegenden kam ich, wo sich Petroleumquellen befinden. Und ich schrieb von dort an den hochmächtigen Herrn der tausend Zungen:

Hochmächtiger Herr über die tausend Zungen,
ich bin eben in einem der interessantesten Länder, in dem sich berühmte Petroleumquellen befinden. Am Rande des Gebirges liegt es, und eine sehr merkwürdige Stadt ist sein Mittelpunkt. Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird hier Petroleum gewonnen. Die dunklen hölzernen Bohrtürme stehen auf einem Gebiete von etwa fünfzehn Quadratkilometern.
Weniger grausam und gewissermaßen der Erdoberfläche weniger gefährlich erscheinen sie mir, vergleiche ich sie mit Bohrtürmen anderer Länder, der Länder, die auf ihrem Angesicht jenen Fluch der Unfruchtbarkeit tragen, der wie ein Ausgleich für den Segen in ihrem Innern ist. Hier in dieser Stadt ist die Sonne gemäßigt, Wälder gibt es noch, die nur zögernd vor den Türmen weichen und sie eher friedlich zu umgeben als feindselig zu fliehen scheinen. Der Blick darf von den verschalten Quellen weg zu den grünen Hügeln schweifen.
Aber Staub ist da, weiß und außergewöhnlich dicht. Es ist, als wäre er nicht das zufällige Produkt aus Abfall und abgesonderter Körperlichkeit, sondern als wäre er ein selbständiges Element, wie Wasser, wie Feuer und Erde, und als wäre er dieser weniger verwandt als etwa dem Wind, vor dem er in dichten Schleiern einherwirbelt. Wie Mehl, wie Puder oder Kreide liegt er auf der Straße und hüllt jedes Gefährt und jeden Fußgänger ein, als hätte er einen Trieb oder einen Willen. Er hat eine ganz besondere Beziehung zur Sonne, wenn sie brennt, als hätte er einen Auftrag, ihre Aufgabe zu vollenden. Und regnet es, so verwandelt er sich in eine aschgraue, feuchte, klebrige Masse, die in jeder kleinsten Höhlung zu einem grünlichen Tümpel gerinnt.
Hier also wird Petroleum gewonnen. Diese Stadt war vor ein paar Jahrzehnten noch ein Dorf. Heute leben hier etwa dreißigtausend Menschen. Eine einzige Straße – ungefähr sechs Kilometer lang – verbindet drei Ortschaften, ohne daß man sehen könnte, wo die eine aufhört und wo die andere beginnt. Hart an den Häusern entlang zieht

sich ein hölzerner Gehsteig, von kurzen, stämmigen Pfählen getragen. Ein Trottoir zu errichten ist unmöglich, weil Rohre unter der Straße das Öl zum Bahnhof leiten. Der Unterschied zwischen dem Niveau des Gehsteigs und der Fahrbahn, aber auch der kleinen Häuser, ist ein erheblicher, und der Fußgänger erreicht oder überragt die Dächer der Häuser und sieht aus schräger Höhe in die Fenster. Alle Häuschen sind aus Holz. Nur einige Male unterbricht ein größeres Haus aus Ziegeln, weißgetüncht und von steinernem Aspekt, die triste Reihe der schiefen, faulenden und verbröckelnden Behausungen. Alle sind sie über Nacht entstanden: zu einer Zeit, als sich der Strom der Naphthasucher hierher zu ergießen begann. Es ist, als hätten diese Bretter nicht menschliche Hände hastig aneinandergefügt, sondern als hätte der Atem der menschlichen Gier zufällige Materialien zufällig zusammengelegt, und kein einziges dieser flüchtigen Heime scheint dazu bestimmt, schlafende Menschen zu beherbergen, sondern um die Schlaflosigkeit aufgeregter zu erhalten und zu verstärken. Der ranzige Geruch des Öls, ein stinkendes Wunder, hat sie herbeigezogen.

Die selbst geologisch unberechenbare Sinnlosigkeit unterirdischer Gesetze erhöhte die Spannung des Gräbers bis zur Wollust, und die unaufhörlich akute Möglichkeit, durch kaum dreihundert Meter von Goldmilliarden getrennt zu sein, mußte einen Rausch erzeugen, stärker als der Rausch des Besitzes. Und obwohl alle der Unberechenbarkeit einer Lotterie und eines Roulettespiels ausgeliefert waren, so ergab sich doch keiner dem Fatalismus des Wartens, das die Enttäuschung schon sachte vorbereitet. Hier bei den Quellen des Petroleums gab sich vielmehr jeder dem Wahn hin, daß er durch Arbeit ein Schicksal zwinge, und sein Jagdeifer vergrößerte das traurige Resultat zum Unheil, das er nicht mehr ertrug.

Aus dem unerträglichen Wechsel von Hoffnung und Mutlosigkeit befreite den kleinen Grubenbesitzer erst die mächtige Hand des Großen und der »Gesellschaften«. Sie konnten viele Terrains auf einmal kaufen und mit relativer Gelassenheit, die eine männliche Tugend des Reichtums ist, die Launen des unterirdischen Elements belauern. Zwischen diese Mächtigen, denen die Geduld gar nichts kostete und die schnell Millionen säen konnten, um langsam Milliarden zu ernten, schoben sich die mittelgroßen Terrain- und anderen Spekulanten, mit dem mittelmäßigen Kredit und der mittelmäßigen Risikotapferkeit,

und verringerten noch die Chancen des kleinen Abenteurers. Diese gaben allmählich ihre Träume auf. Sie behielten ihre Hütten.
Manche schrieben ihre Namen über ihre Türen und begannen zu handeln, mit Seife, mit Schnürsenkeln, mit Zwiebeln, mit Leder. Sie kehrten aus den stürmischen und tragischen Regionen der Glücksjäger in die traurige Bescheidenheit kleiner Krämer heim. Die Hütten, die für ein paar Monate gebaut worden waren, blieben indessen lange Jahre stehen und stabilisierten ihre provisorische Hinfälligkeit zu einem charakteristischen Lokalkolorit. Sie erinnern an gestellte Bilder in Filmateliers und an primitive Buchdeckel-Illustrationen in kalifornischen Erzählungen und an Halluzinationen. Es scheint mir, der ich mehrere große Industriegebiete kenne, daß nirgends die nüchternen Geschäfte so phantastische Physiognomien tragen. Hier schweifte der Kapitalismus in Expressionismus aus.
Und es scheint, daß dieser Ort seinen phantastischen Aspekt behalten wird. Die Stadt wandert nämlich – und keineswegs etwa nur in einem metaphorischen Sinn. Während die alten Quellen zeitweise stagnieren, eröffnen sich neue, und die staubige Straße wandert dem Petroleum nach.
Sie schiebt ihre Häuschen vor, schlängelt sich zu einer Biegung und dehnt sich beflissen den Launen des Petroleums entgegen.
Und ich kann mich von der Vorstellung kaum befreien, daß diese Straße einmal unendlich sein wird, ein langes, weißes, staubiges Band über Höhen und Tiefen, verschlungen und gerade, provisorisch und dennoch während, hinfällig wie das menschliche Glück und dauerhaft wie die menschliche Begierde.
Ich will Ihnen gestehen, daß der Anblick dieser großen Stadt, die hauptsächlich aus einer großen Straße besteht, mich die realen Gesetze ihrer Gesellschaftsordnung vergessen ließ. Für einige Stunden schienen mir die Spekulation und die Leidenschaft des Geldverdienens elementar und beinahe geheimnisvoll. Die grotesken Gesichter, die hier die Gewinnsucht schnitt, die fortwährend gespannte Atmosphäre, in der sich die unheimlichen Übernachtkatastrophen jeden Tag ereignen konnten, weckten mein Interesse mehr für die literarisch behandlungsfähigen Schicksale als für die alltäglichen. Die Tatsache, daß es auch hier Arbeiter und Angestellte, Lohntaxen und Arbeitslose geben mußte, verschwand oft hinter der romanhaften Qualität der Individuen. Die Phantasie war lebhafter als das Gewissen.

Immerhin geht es den Erdölarbeitern unvergleichlich besser als etwa Grubenarbeitern. Es sind Qualitätsarbeiter, auch hier. Die Arbeitsbedingungen sind verhältnismäßig günstig. Man arbeitet in einem wenn auch nicht luftigen, so doch luftnahen Raum, und der Geruch des Erdöls ist keineswegs unangenehm und soll sogar für die Lungen heilsam sein.

Dem Laien erscheinen alle Instrumente, mit denen man bohrt, fast enttäuschend primitiv. Motore treiben die Bohrer an. Ein Mann geht fortwährend langsam im Kreis um eine Art Bassin, eine horizontal gelegte Eisenstange in der Hand. So simpel seine Bewegung und seine Tätigkeit auch aussehen, so schwierig mögen sie in Wirklichkeit sein. Die Fachleute berichten, daß die Kunst des Arbeiters darin besteht, den Grad und die Art der Bohrungschwierigkeit beziehungsweise die kleinen und großen Widerstände des Gesteins in der Hand zu fühlen. Die Hand des Arbeiters muß also eine stark entwickelte Tastempfindlichkeit haben und teilweise die Funktion des Auges ersetzen, das bei der Erdölgewinnung ja überhaupt ausgeschaltet ist. Wird zufällig durch einen hineingefallenen Gegenstand, eine große Schraube etwa, das Bohrloch verstopft, so wendet man sinnreiche und listige Mittel an, das Hindernis wieder hervorzuholen, Instrumente von schlauer Griff- und Fangfähigkeit, die im Finstern tasten. Ihre Bemühungen erinnern etwa an die Versuche, einen Pfropfen, der in ein dunkles und enghalsiges Gefäß hineingefallen ist, wieder ans Licht zu bringen. Dabei gehen Stunden, Monate und Geld verloren.

Geld, Geld, sehr viel Geld! Bedenken Sie, daß eine Bohrung bis zu fünfzehnhundert Metern etwa neunzigtausend Dollar kostet. Es ist ein Lotteriespiel für Leute, die es eigentlich nicht mehr nötig haben, für Banken und Konsortien und amerikanische Milliardäre. Die Menschen, denen hier einmal das Glück aus der Erde entgegenspringt, haben eigentlich schon das Organ verloren, das uns befähigt, durch materiellen Gewinn glücklich zu werden. Es ist ein gewisser Gegensatz zwischen der märchenhaften Art der Erde, Schätze zu spenden, und dem Aktienbesitz der Naphthagräber und der stoischen Ruhe, mit der sie das Wunder erwarten dürfen. Diese armen Schatzgräber sitzen sehr weit entfernt vom Schauplatz der Naturwunder in den großen Städten des Westens, und der Umstand, daß sie fern, mächtig, unsichtbar und fast unpersönlich sind, verleiht ihnen den Glanz von Göttern, die mittels geheimnisvoller Ausstrahlung Ingenieure und Arbeiter dirigieren.

Der allergrößte Teil dieser Gruben liegt im Besitz ausländischer Finanzgewalten. Aus einer Art mystisch gefüllter Kassen werden die Arbeitskräfte bezahlt. Irgendwo weit, auf den großen Börsen der Internationalität, werden Aktien gehandelt, und Transaktionen vollziehen sich nach unerforschten Gesetzen. Das Werden und Vergehen der Himmelskörper im Weltenraum ist den Astronomen besser bekannt als den Grubenverwaltern und den Direktoren der Wechsel der Grubenbesitzer. Die kleinen Beamten dürfen nur dasitzen und zittern, wenn ihr Ohr der Widerhall größerer Gewitter auf den Weltmärkten trifft. So wurden zum Beispiel in diesen Tagen drei große Unternehmungen an ein westliches Konsortium verkauft. Eine kleine Konferenz war es auf einem der Weltmärkte. Drei oder vier Herren zogen ihre Füllfedern und wischten ihre Namen unter Verträge. Und hier in diesem Petroleumgebiet werden fünfhundert Beamte brotlos, und der Hunger sieht durch ihre Fensterscheiben: Schon klinkt er ihre Türen auf, weil der Herr über die tausend Petroleumquellen ein kleines Sätzchen gesagt hat: Es werde zentralisiert!

Skeptiker wollen wissen, daß die neuen Besitzer nur ein Börsenmanöver planen und lediglich den Verkauf der Aktien zu hohen Preisen und eigentlich nicht die Ausbeutung der Gruben.

Und die Arbeiter gehen mit der gleichmäßigen Sicherheit heim, mit der nur Bauern von der Feldarbeit kommen, und es ist, als trügen auch sie Sensen auf den Schultern, wie ihre Großväter sie noch getragen hatten. Ein paar arme Leute stehen am trüben Wasser und schöpfen verirrtes Öl in Kannen. Sie sind die kleinen Kollegen des großen Pariser Dreyfus. Sie haben nicht Aktien, sondern Eimer. Sie verkaufen das gefundene Öl in ganz winzigen Quantitäten und beleuchten damit ihre provisorischen Bretterbuden. Das ist alles, was ihnen die verschwenderische Natur zugedacht hat. Ihre Hütten stehen schief, braun und ergeben im goldenen Sonnenglanz. Es scheint, daß sie noch mehr zusammenrücken, kleiner werden und vollkommen verschwinden wollen. Und morgen vielleicht werden sie nicht mehr vorhanden sein.

Ich hoffe, daß ich Ihnen eine Ahnung von der Atmosphäre dieses östlichen Kaliforniens vermitteln konnte. Ich beschrieb es Ihnen, um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht durchaus Idyllisches aus diesem Land zu berichten entschlossen bin.

Inzwischen verbleibe ich
Ihr ergebener J. R.

Hierauf kam ich in eine Gegend, wo man Gifte erzeugt. Diese Gifte können töten. Aber weil jedes Ding auf dieser Erde zwei Seiten hat, geschieht es auch, daß die Gifte nähren können. Eines dieser Gifte nennt man Ammoniak. Damit düngt man die Erde und tötet man die Feinde des Vaterlandes.

Eines der anderen Gifte heißt Kali.

In jener Gegend war ein Dorf; in dieses kamen eines Tages gebildete Ingenieure. Sie prüften die Äcker und Wiesen und fanden, daß sich aus der Erde dieses Dorfes sehr viel Kali gewinnen lassen könnte.

Und sie fuhren zurück, in die Fabrik der Gifte, und berichteten den Herren über die tausend Gifte, daß in diesem Dorfe Kali sei.

Hierauf schickten die Herren der tausend Gifte kluge Händler in das Dorf. Diese Händler sagten den Besitzern der Äcker und Wiesen nichts von dem Kali. Sie boten nur Geld, sehr viel Geld für die Äcker und die Wiesen.

Die Bauern liebten zwar ihre Äcker und Wiesen, aber noch mehr liebten sie das Geld.

Und also verkauften sie die Äcker und die Wiesen den Herren über die tausend Gifte und baten sich aus, daß sie noch zehn Jahre in ihren Häusern, auf ihrer Erde sitzen durften.

Dies ereignete sich aber ein Jahr vor dem großen Krieg, den man den Weltkrieg nennt.

Und als der Krieg ausbrach, brauchte man Kali und auch Ammoniak, nicht nur, um die Erde fett zu machen, sondern auch, um die Feinde des Vaterlandes unter die Erde zu bringen und auch sie, die Feinde, in fetten Dünger zu verwandeln. Also nahm man den Bauern, obwohl die zehn Jahre noch nicht um waren – aber was gilt das Recht des Friedens vor dem des Krieges? –, die Äcker und Wiesen – und was darunterlag, das Kali.

Eine riesige Maschine kam, man nennt sie Bagger, das ist eine höllische Maschine, die Erde frißt und alles zerstört, das auf ihrer Oberfläche wächst, leibt und lebt. Und diese Maschine zerstörte die Häuser und Gehöfte und die Scheunen und Ställe und Äcker und Wiesen.

In diesem Dorfe stand auch eine Kirche, in der Mitte eines Friedhofs. Die Bauern sagten, sie wollten die Toten und die Kirche nicht hergeben, und gäbe es auch noch soviel Kali neben den Gebeinen der Toten. Denn den Friedhof hätten sie den Herren über die tausend Gifte nicht verkauft.

Da zahlten die Herren über die tausend Gifte Geld, noch einmal Geld. Und man grub die Toten aus, jedes Grab einzeln, und führte die Reste der Toten in das nächste Dorf über, wo es kein Kali unter der Erde gab. An einem bestimmten Tage versammelten sich die Bewohner des Dorfes in der Kirche, um von ihr Abschied zu nehmen.
Während sie nun in ihr beteten und von ihr Abschied nahmen, begann draußen der Bagger die Erde zu erschüttern. Und das Dach der Kirche stürzte ein, mitsamt den Glocken, und also kamen vierhundert Menschen um, und das Kreuz stürzte in die geöffnete Kaligrube. Aus den Glocken machte man Kanonen, aus den vierhundert Toten machte man Ammoniak. Und mit dem Ammoniak vergiftete man die Feinde.

In dieses Dorf kam ich. Es ist kein Dorf mehr, es ist eine einzige große, weite Grube aus Kali und Ammoniak.
Ein Gestank von Pest und Verwesung herrschte in der Luft.
Ein alter Mann, der Wächter, der noch das lebendige Dorf gekannt hatte und dessen Angesicht schon vom Tod gezeichnet war, sagte mir:
»Ich denke manchmal an das alte Dorf. Aber es täte mir nicht so weh, daß es gestorben ist, gäbe es noch die ständigen himmlischen Gäste dieses Dorfes. Als es hier nach Ammoniak zu riechen begann, verschwanden die Vögel. Unter diesem Himmel trillern keine Lerchen mehr. Die Schwalben bauen hierzulande nicht ihre Nester. Von den Störchen nicht zu reden. Aber selbst die Raben und die Krähen meiden im Winter unsere Gegend. Ja, und auch die Spatzen haben sich entfernt. Seit zwanzig Jahren habe ich keine Vogelstimme mehr gehört. Hätte ich Geld, ich führe weit fort, um noch vor meinem Tode die Stimme eines Vogels zu hören.«
So sprach der alte Mann. Und in der Luft herrschte ein Gestank von Pest und Chemie.

In jener Gegend stellt man auch Gift her, es heißt Nitroglyzerin. Damit kann man Häuser, Städte, Felsen in die Luft sprengen. Bleibt aber etwas von diesem Nitroglyzerin übrig, so schickt man es in die benachbarte Fabrik, wo man Kunstseide erzeugt und Waren aus Kunstseide. Dort macht man die Strümpfe für Frauen, von daher kommen die Strümpfe, welche die Doppelgängerin ihres schönen Schattens trug, als sie neunzehnmal in Hollywood starb und im Tod ihre Waden zeigte. Nitroglyzerin umkleidete ihre Waden.

GIFTGASE SIND NUR WÖLKCHEN

Und der großmächtige Herr über die tausend Zungen sagte mir: »Betrachten Sie einmal die Schlachtenbilder, welche die Menschen malen, damit sie den Krieg nicht im Frieden vergessen.« Und ich schrieb an ihn:

Hochmächtiger Herr über die tausend Zungen,
die alten Schlachtenbilder sind nicht schrecklich, sondern eher rührend. Das blutige Rot, das einmal auf ihnen vorgeherrscht haben mag, ist ziegelrot geworden, ein bißchen Karotten-Rot. Die zerfetzten Fahnen wehen der Schlacht voran. Zwar sind sie von Säbeln zerschnitten, von Lanzen zerrissen, von Kugeln durchlöchert. Aber schon die Tatsache, daß sie, zarte Gebilde aus Stoff und Seide, den üblichen Waffen begegnen können und viele Schlachten überleben, bestätigt den Eindruck, daß vor alten Zeiten die Kriege in der Wirklichkeit harmloser waren, als sie in den Büchern der Geschichte dargestellt werden. Die Anwesenheit zahlreicher Gefallener ist unleugbar. Ihr Tod aber scheint kein endgültiger zu sein. Sie haben noch Zeit, mit einem Fluch auf den Lippen zu sterben oder mit einem Segen für die Sache, für die sie gekämpft haben. Offenbar ist ihnen in der Sekunde des Todes ganz klar, daß sie entweder durch ein Wunder wieder zum fröhlichen Kriegsleben erwachen, oder sie sehen schon die militärische Abteilung des Himmels, in die sie kommen werden.
Kein Wunder! Die Feinde sind gewöhnlich ungläubig; Türken, Janitscharen, Tartaren, im Grunde vielleicht Monotheisten, aber nur mit einem gründlichen Mißverständnis. Das beweisen schon ihre krummen Schwerter. Die auf unserer – der christlichen Seite – kämpfen, haben gerade Schwerter (für den Charakter der Kämpfer symbolisch) mit einem Griff, aus dem jederzeit ein Kreuz herzustellen ist. Während die Janitscharen, die Tartaren, die Sarazenen kleine, flinke und rötliche Pferde bevorzugen, reiten die okzidentalen Helden auf Schimmeln, die an Gralstauben erinnern. Die prominenten Helden werden im letzten Augenblick von der gewöhnlichen Mannschaft gerettet. Der Retter wird zumeist tödlich verwundet. Aber man ahnt bereits, daß seine Nachkommen ein Leben erhalten werden, sobald der Prominente geheilt sein wird.

Die Schlacht spielt sich gewöhnlich in der Ebene ab, deren Charakter durch umliegende Hügel bestätigt wird. Auf diesen Hügeln stehen die ganz Großen, diejenigen, in deren Namen gekämpft wird. Unsichtbar, hinter den Hügeln, stehen wahrscheinlich ihre weißen Zelte, in denen die schwarzhaarigen Kurtisanen lagern und den Daumen halten. Geht die Schlacht ungünstig aus, so sind diejenigen, in deren Namen sie geführt wurde, die ersten, umzukehren und in die Zelte zu gehen. Diese müssen dann zwar in aller Eile abgebrochen werden. Aber immerhin hat der Besiegte noch Zeit, seine Geliebte flüchtig zu umarmen.
Manchmal nur geschieht es, daß der Hügel – und was hinter ihm liegt – nicht rechtzeitig geräumt wird. Dann stürmen die Sieger aus der bequemen Ebene hinan, und die ersten, die oben stehen, winken jenen, die noch unten sind. Das Winken spielt überhaupt im Krieg eine große Rolle. Immerhin winkt einer dem andern: zum Sieg, zum Ruhm, zum Tod. Und den Winkenden ist deutlich anzusehen, daß sie ganz genau wissen: sie seien Beispiele und würden als solche auf die Nachwelt kommen. Die Sache, für die sie kämpfen und winken, ist eine gute. Die Nachfolgenden ahnen es bereits und zögern nicht.
Der Himmel ist blau, die Sonne heiß und gelb, der Staub weiß. Die Kehlen der Kämpfer sind trocken, der Zuschauer verdurstet schon beim Anblick der Schlacht. Diverse Wunden dürften Fieber verursachen und den Durst verstärken. Man möchte einen Eimer frischen Wassers hintragen und den Leuten helfen, die da im Sonnenbrand ihre schwere Pflicht erfüllen. Man möchte die Streiter laben. Es geht nicht! Kein Quell ist in der Nähe und vor allem kein Eimer zur Hand! Man tröstet sich, nach der Schlacht werden sie trinken.
Die Schlacht ist zu Ende, wenn der Abend kommt. Man weiß, daß der besonnte Teil des Tages ungefähr zwölf Stunden zählt. Sobald die Sonne hinter einem der ihr zur Verfügung stehenden Hügel untergeht, blasen die Trompeten den Rückzug, selbst wenn die Schlacht noch nicht entschieden ist. Die Mondsichel klimmt langsam den Horizont hinan und erinnert an die Schwerter der Feinde. Die Unverletzten legen sich schlafen. Und die Verwundeten beginnen zu stöhnen.

Nichts Schrecklicheres als die Tatsache, daß der *letzte Krieg* schon anfängt, ein Gegenstand dieser idyllischen Kriegsmaler zu werden. Knappe zehn Jahre, nachdem er aufgehört hat! Besonders in den Sie-

gerländern, die sich einbilden, ungefähr in der Art gesiegt zu haben, wie die Ritter der Christenwelt dereinst über Heiden. Die Giftgase sehen aus wie niedliche Wölkchen einer die Auferstehung garantierenden Vernichtung.

Die Kanönchen speien ein liebliches Feuerchen. Die Aeroplänchen surren eilig durch die Lüftchen. Rührende Feldpostkärtchen schreiben die Heldchen an die Liebchen daheim. Besonders beliebt sind die Sturmangriffe. Genauso wie bei den Sarazenen! Man stürmt mit Bajonetten gegen besetzte Hügel. Man verhakt sich mit den Eingeweiden im Drahtverhau. Und man winkt! Zum Sieg, zum Ruhm, zum Tod!

Und wir leben noch. Wir, die Sarazenen und die Christen. Und wir sehen zu, wie sie uns malen, unsere Väter, unsere jüngeren Brüder. Sie machen Filme von uns und Kriegsbilder, an die Wändchen zu hängen. Auf daß die Enkel wieder Lust bekommen. Vor unsern eigenen lebendigen Augen porträtieren sie unsere Eingeweide. Schon verniedlichen sie unseren eigenen Tod. Schon machen sie Feldherrnhügel aus unseren Leichenhügeln. Kaum zehn Jahre. Zehn Jährchen! Sie bauen auf – schon wieder! – und sie malen!...

Aber das Rot, das sie jetzt verwenden – und das ist unser einziger armseliger Trost! –, wird niemals die friedliche Ziegelnuance bekommen. Es wird rot sein, rot wie Blut und Feuer. Unser Blut, unser Feuer. Die Farben von heute haben eine andere Substanz. Wirkliches Blut ist ihnen beigemischt. Und unser Tod war der letzte Tod, der noch idyllisch umzulügen ist. Der Tod unserer Maler wird ein anderer sein, nicht mehr zu malen. Ersticken werden sie, zu Hause, im Atelier – die Palette in der Linken und den Pinsel in der lügenden Rechten!...

Dies, hochmächtiger Herr über die tausend Zungen, ist meine Betrachtung von den Schlachtenbildern.

Ihr ergebener J. R.

PS: Wohin soll ich jetzt, hochmächtiger Herr über die tausend Zungen?

SEIN IST DIE RACHE

Der Herr über die tausend Zungen schickte mich zu dem Volk, das verstreut ist unter allen Völkern der Erde, nämlich zu den Juden.
Es steht geschrieben, daß dieses Volk verstreut sein wird unter allen Völkern der Erde. Sie haben also kein eigenes Land. Und will man dieses Volk besuchen, so weiß man nicht, wohin gehen. Überall unter uns allen sehen wir Juden. Wohin soll man nur gehen, um nur Juden zu sehen?
Der Herr über die tausend Zungen sagte: »Gehen Sie dorthin, wo die Juden zusammenleben, zusammengedrängt in Dörfern oder in kleinen Städten.«
Ich ging also zu den Juden.

Und ich traf dort Menschen, die Juden waren, das heißt, alle Welt ringsherum nannte sie Juden. Aber ich sah keinen Unterschied zwischen ihnen und anderen Menschen, es sei denn, in gewissen Sitten des täglichen Lebens und des religiösen.
Und ich schrieb dem Herr über die tausend Zungen den folgenden Brief:

Hochmächtiger Herr über die tausend Zungen,
wie ich schon die Ehre gehabt hatte, Ihnen von Angesicht zu Angesicht zu sagen, daß ich mich nicht imstande fühle, in Ihren Diensten zu bleiben, so erlaube ich mir heute, Ihnen mitzuteilen, daß ich nicht imstande bin, die Juden, zu denen Sie mich geschickt haben, als ein besonderes Volk unter den anderen Völkern dieser Erde zu betrachten.
Ich wiederhole Ihnen, hochmächtiger Herr über die tausend Zungen, bei dieser Gelegenheit, daß ich überhaupt nicht imstande bin, bestimmte Völker von den anderen zu unterscheiden und Ihnen bestimmte Berichte über bestimmte Völker zu schicken, derartige, daß das Volk, dem Sie angehören, glauben könnte, dieses oder jenes Volk sei verschieden und merkwürdig.
Ich halte alle Menschen der Welt für merkwürdig und auch für gleichmäßig selbstverständlich.
Ich halte überhaupt dafür, daß die Menschen vor allem Menschen sind.
Und solange nicht in aller Welt, in allen Sprachen dieser Erde, die

selbstverständliche Wahrheit gesagt ist, daß alle Menschen einander viel mehr gleichen, als sie sich voneinander unterscheiden, glaube ich, daß es eine Sünde ist, die Unterschiede der verschiedenen Völker vor ihren Ähnlichkeiten und Gleichheiten bekanntzugeben.
Gewiß gibt es Unterschiede zwischen Rassen und Völkern.
Diese Unterschiede sind aber erstens nicht so groß wie die Unterschiede zwischen einzelnen Menschen, die der gleichen Rasse angehören oder dem gleichen Volk.
Zweitens sind diese Unterschiede so viel geringer als die Ähnlichkeiten und Gleichheiten, die Volk und Volk, Rasse und Rasse verbinden, daß ich glaube, ich täte Gott selbst unrecht und ich beginge also eine Todsünde, wollte ich die Besonderheit eines bestimmten Volkes hervorheben und nicht seine Ähnlichkeit mit allen anderen Völkern.

Denn alle Völker stammen von Adam, dem Gott Seinen lebendigen Atem verliehen hat.
Und wenn ich die Kinder Adams unterschiedlich behandle, so sagte ich damit, daß Gott nicht einen, sondern verschiedene Atemzüge ausgehaucht hat, *um verschiedene* Menschen zu schaffen.
Und ich sehe in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zuerst.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebener Joseph Roth

Und der Herr über die tausend Zungen antwortete mir folgendes:

Lieber Freund,
schreiben Sie mir weder von sich noch von anderen die Dinge, die ich schon kenne.
Betrachten Sie die Juden mit Ihren Augen. Dies allein verlange ich von Ihnen.

Ihr Herr über die tausend Zungen

Also begann ich, die Juden zu besuchen.
Und ich sah vor allem, daß man sie deshalb als ein ganz besonderes Volk betrachtete, weil in ihrem Schoß zuerst der Gedanke geboren wird, daß die Völker der Erde, der ganzen Erde, gleiche Kinder Gottes seien.
Eben weil sie zuerst gesagt hatten, alle Menschen aller Völker seien die

gleichen Kinder Gottes, sagte man jetzt, sie, die Juden, hielten sich für besondere Kinder Gottes.

Denn also ist es in dieser Welt, in der der Antichrist vorläufig herrscht: daß die Menschen, die da sagen, sie wollten das Gute, des Schlechten bezichtigt werden.

Die alten Juden sagten, sie seien das von Gott auserwählte Volk.

Aber zu welchem Zweck sagten sie es?

Zu dem Zweck, den Erlöser zu gebären, den Jesus Christus, der für *alle* Menschen der Welt am Kreuze starb.

Der Hochmut der Juden war also in Wahrheit Demut.

Sie waren nicht nur in der Tat auserwählt, weil – wie wir ja wissen – aus dem Schoße der Juden der Erlöser der Welt kam, sondern auch, weil sie den einzigen Sohn der Menschen hervorgebracht haben, auf den stolz zu sein *kein* Hochmut ist. Und sie demütigten sich und büßten sogar das, was man ihren Hochmut fälschlich nannte, durch die Tatsache, daß sie selbst es waren, welche die Blüte ihres Schoßes kreuzigten.

Sie wußten, daß ihnen eine Krone gegeben war. Aber sie traten die Krone mit den Füßen.

Sie gebaren nicht nur den Erlöser: sie leugneten ihn auch. Sie waren wirklich das auserwählte Volk Gottes. Sie sind doppelt auserwählt: und zwar nicht nur deshalb, weil sie ihre Herzen verstockten und nicht zugaben, der Sohn Gottes sei der Erlöser der Welt.

Sie sind also, die Juden, doppelt auserwählt: erstens, weil sie Jesus Christus hervorgebracht haben; zweitens, weil sie ihn verleugnet haben. Sie waren, die Juden, ausersehen, den Erlöser hervorzubringen und ihn durch ihre Leugnung zum Erlöser zu machen.

Durch ihre Tugend wie durch ihre Sünde haben sie die Erlösung der Welt vorbereitet.

Freiwillig haben sie auf sich die Last der Sünde genommen, wie manchmal ein Vater, der nicht teilhaben will am Ruhm seines Sohnes.

Deshalb ist, wer an Jesus Christus glaubt und die Juden, seinen irdischen Schoß, haßt, verachtet oder auch nur geringschätzt, der Bruder des Antichrist.

Die Heiden ehren selbst noch alle jene Orte, an denen sich ihre Heiligen und Propheten in ihren menschlichen Schwächen gezeigt haben.

Die falschen Christen aber verachten oder hassen oder schätzen gering den Schoß des Heilands: nämlich die Juden.

Denn die Juden sind der irdische Schoß Jesu Christi.
Wer über die Juden gering denkt, der denkt auch über Jesus Christus gering.
Wer ein Christ ist, der achtet die Juden.
Wer sie verachtet oder geringschätzt, ist kein Christ, und er höhnt Gott selbst.
Wenn nämlich die Juden auserwählt waren, den irdischen Tod Jesu Christi herbeizuführen, so haben sie dadurch den Bund Gottes mit Abraham bestätigt, den Bund, mit dem die Erlösung dieser Welt begonnen hatte.
Und wenn Gott die Juden auserwählt hat, Jesum Christum nicht nur hervorzubringen, sondern auch ihn zu verleugnen, so geschah es deshalb, weil Er selbst die Kinder Israels mit Blindheit schlug.
Und Er selbst ist es auch, der sie ferner schlagen darf, Er allein. Sein ist die Rache, und Sein ist auch der Gegenstand Seiner Rache.
Wer aber sich an den Juden selbst rächen will, im Namen Gottes, als Sein Stellvertreter sozusagen, der ist vermessen und ein Todsünder.
Und wer in Anbetracht dessen, daß er getauft sei, der Jude aber nicht, an dem Juden die Rache nehmen will, die nur Rache Gottes ist und keines anderen, der ist ein doppelter Sünder. Denn er maßt sich infolge der Gnade der Taufe die Befugnisse an, Rache zu üben. Er verrät, daß der Heide in ihm lebendig ist, der Heide, der die Gnade der Taufe nicht verdient.
Wer die Juden haßt, ist ein Heide und kein Christ.
Wer überhaupt hassen kann, und sei es wen immer, ist ein Heide und nicht ein Christ. Und wer glaubt, er sei nur deshalb ein Christ, weil er nicht ein Jude sei, der ist doppelt und dreifach ein Heide. Ausgestoßen sei er aus der Gemeinschaft der Christen!
Und stößt ihn die Kirche nicht aus, so stößt Gott selbst ihn aus.
Die Juden, die ich sah, in den Dörfern und kleinen Städten des europäischen Ostens, unterschieden sich in Charakter und Natur nicht von anderen Menschen.
Das heißt: ich sah an ihnen keine besonderen Merkmale, es sei denn jenes, das wir kennen, daß nämlich die Juden männlichen Geschlechts beschnitten sind.
Ich sah jüdische Bauern und jüdische Handwerker, jüdische Händler, jüdische Soldaten, jüdische Künstler, jüdische Arme und Reiche,

jüdische Edle und jüdische Gemeine, satte Juden und hungrige Juden, arme und reiche Juden.
Und ich sah ringsum andere Menschen, die keine Juden waren, und die sagten: »Die Armen, die Reichen, die Satten, die Hungrigen, die Soldaten und Künstler, die Händler und die Handwerker: es sind alles Juden. Sie glauben nicht an Jesus Christus.«
»Sie glauben nicht an Jesus Christus«, sagte ich ihnen. »Aber *ihr* seid noch schlimmer: denn *ihr* glaubt an einen *falschen* Jesus Christus, *der nach eurem Ebenbild geschaffen ist.*
Ihr seid Ungerechte.
Also habt ihr einen ungerechten Jesus Christus. Ihr dürstet nach Rache und Blut. Ihr habt euch also einen rache- und blutrünstigen Jesus Christus gemacht. Man hat euch getauft. Aber ihr seid keine Christen. Zwar habt ihr die Gnade der Taufe. Aber sie wird erst nach eurem Tode wirksam. Solange ihr auf Erden lebet, benehmt ihr euch wie Heiden. Denn ich sehe selbst, daß die ungetauften Juden arbeiten, hungern, Geld verdienen, betrügen und ehrlich sind wie ihr selbst. Sie lieben und sie hassen; sie zeugen und gebären; sie machen Musik und allerhand andere Künste: es sind Schuster und Schneider unter ihnen, ganz wie unter euch.«
»Aber sie sind gescheiter als wir«, sagten die Leute.
»Und wären sie selbst gescheiter, als ihr seid«, sagte ich, »so würde das nicht nur heißen, daß ihr ihnen ihren Verstand neidet – und Neid ist eine Sünde –, sondern auch, daß ihr ihren Verstand züchtet, dadurch eben, daß ihr sie unterdrückt.
Euer Neid wäre also demzufolge so gewaltig, daß ihr euch nicht nur damit zufriedengebet, ihm Nahrung von den bereits vorhandenen Gegenständen eures Neides zu liefern, sondern auch darauf eifrig bedacht wäret, immer neue Nahrung zu liefern!
Vielleicht – ihr habt es ja aber auch noch niemals versucht – waren die Juden noch dümmer, als ihr seid, gäbet ihr ihnen nur niemals die Möglichkeit, genauso töricht zu sein, wie ihr seid, und dennoch zu leben, wie ihr lebet.
Da ihr sie aber ungerecht behandelt und sogar unterdrückt, züchtet ihr ihren Verstand; und auch den Gegenstand eures Neides.
Ihr seid vom Antichrist besessen.«

So sprach ich zu den Leuten.
Sie antworteten aber: »Wie sind wir vom Antichrist besessen, da wir doch den Antichrist unter den Juden bekämpfen; unter den Juden, wo er allein sich noch heimisch fühlt und zu Hause ist?«
Ich sagte ihnen: »Nicht unter den Juden ist der Antichrist zu Hause, sondern unter euch. Und nicht nur *unter* euch, sondern auch *in jedem einzelnen von euch*. Ihr seid selbst der Antichrist. Nicht nur, daß ihr jemanden hasset, – ihr macht die Gegenstände eures Hasses schlechter, als sie waren, eben damit ihr sie *noch* mehr hassen könnet.
Ich sehe keinen Unterschied zwischen euch und den Juden, die unter euch wohnen. Es sei denn jenen, daß aus dem Schoße der Juden der Heiland geboren ist.
Und wäre es so, daß ich wüßte, daß ihr neidet den Juden, daß sie der Schoß des Erlösers seien, ich würde es euch zugute halten.
Dem ist aber nicht so.
Ihr neidet den Juden, daß sie irdische Güter verdienen. Dies ist die Wahrheit.
Ihr wolltet selbst alle irdischen Güter. Unter euch und in euch ist der Antichrist.«

Ich ging weiter unter das Volk der Juden, und alles, was ich sah, bestätigte meine Überzeugung, daß es unter ihnen Gute und Schlechte gab, ebenso wie ihnen ihr Glaube Feiertage und Wochentage befahl.
Und in einer kleinen Stadt sah ich einen ihrer Feiertage, das war der höchste, nämlich der Versöhnungs- oder der Sühnetag, und die Juden nennen ihn Jom Kippur.
Der Jom Kippur aber ist kein Versöhnungs-, sondern ein Sühnetag, ein schwerer Tag, dessen vierundzwanzig Stunden eine Buße von vierundzwanzig Jahren enthalten.
Er beginnt am Vorabend, um vier Uhr nachmittags. In einer Stadt, deren Einwohner in der Mehrzahl Juden sind, fühlt man das größte aller Feste wie ein schweres Gewitter, wenn man sich auf hoher See auf einem schwachen Schiff befindet.
Die Gassen wurden plötzlich dunkel, weil aus allen Fenstern der Kerzenglanz brach, die Läden eilig und in furchtsamer Hast geschlossen wurden – und gleich so unbeschreiblich dicht, daß man glaubte, sie würden erst am Jüngsten Tag wieder geöffnet.
Es war ein allgemeiner Abschied von allem Weltlichen, vom Geschäft,

von der Freude, von der Natur und vom Essen, von der Straße und von der Familie, von den Freunden und Bekannten. Menschen, die vor zwei Stunden noch im alltäglichen Gewand mit gewöhnlichen Gesichtern herumgegangen waren, eilten verwandelt durch die Gassen, dem Bethaus entgegen, in schwerer, schwarzer Seide und im furchtbaren Weiß ihrer Sterbekleider, in weißen Socken und lockeren Pantoffeln, die Köpfe gesenkt, den Gebetmantel unter dem Arm, und die große Stille, die in einer sonst fast orientalisch lauten Stadt hundertfach stark wirkt, lastete selbst auf den lebhaften Kindern.

Alle Väter segneten jetzt ihre Kinder. Alle Frauen weinten jetzt vor den silbernen Leuchtern. Alle Freunde umarmten einander. Alle Feinde baten einander um Vergebung. Der Choral der Engel blies zum Gerichtstag. Bald schlug Jehova das große Buch auf, in dem Sünden, Strafen und Schicksale dieses Jahres verzeichnet sind. Für alle Toten brannten jetzt Lichter. Für alle Lebenden brannten andere. Die Toten waren von dieser Welt, die Lebenden vom Jenseits nur je einen Schritt entfernt.

Das große Beten begann. Das große Fasten hatte schon vor einer Stunde begonnen. Hunderte, Zehntausende Kerzen brannten neben- und hintereinander, beugten sich zueinander, verschmolzen zu großen Flammen. Aus tausend Fenstern brach das schreiende Gebet, unterbrochen von stillen, weichen, jenseitigen Melodien, dem Gesang der Himmel abgelauscht.

Kopf an Kopf standen in allen Bethäusern die Menschen. Manche warfen sich zu Boden, blieben lange unten, erhoben sich, setzten sich auf Steinfliesen und Fußschemel, hockten und sprangen plötzlich auf, wackelten mit den Oberkörpern, rannten im kleinen Raum unaufhörlich hin und zurück; ekstatische Wachtposten des Gebets, ganze Häuser waren erfüllt von weißen Sterbehemden, von Lebenden, die nicht hier waren, von Toten, die lebendig wurden, kein Tropfen netzte die trockenen Lippen und erfrischte die Kehlen, die so viel des Jammers hinausschrien – nicht in die Welt, sondern in die Überwelt. Es war furchtbar zu wissen, daß in dieser Stadt heute und morgen niemand essen und trinken würde. Alle waren Geister geworden, mit den Eigenschaften von Geistern. Jeder kleine Krämer war ein Übermensch, denn heute wollte er Gott erreichen. Alle streckten die Hände aus, um Ihn am Zipfel Seiner Gewänder zu erfassen. Alle, ohne Unterschied: Die Reichen waren so arm wie die Armen, denn keiner hatte etwas zu

essen. Alle waren sündig, und alle beteten. Es kam ein Taumel über sie, sie schwankten, sie rasten, sie flüsterten, sie taten sich weh, sie sangen, riefen, weinten, schwere Tränen rannen über die alten Bärte, und der Hunger war verschwunden vor dem Schmerz der Seele und der Ewigkeit der Melodien, die das entrückte Ohr vernahm.

Ich fragte die Leute, die ringsumher wohnten und die Juden haßten oder geringachteten, ob sie denn nicht die Gottesfurcht und die Frömmigkeit der Juden bemerkt hätten.

Und einer von den Gerechten, die ich fragte, und es war ein Jude, der sagte:

»Glauben Sie nicht den Bösen rings um uns, die uns vernichten wollen, aber glauben Sie auch nicht den Lügnern und den Bösen unter uns. Scheinheilige gibt es in unseren Reihen – und der Mensch wird nicht besser, sondern eher schlimmer, wenn er vom Haß, vom Unglück verfolgt wird. Manche fürchten die Strafe Gottes, deshalb beten sie. Und andere möchten Gott verlocken, daß Er ihnen eine Belohnung schenke – deshalb beten sie. Manche klammern sich an das Leben, und sie fürchten, in diesem Jahre würden sie gestrichen werden aus dem Buche der Lebendigen, und sie fürchten den Tod, und deshalb beten sie. Und ich kenne welche, die, sobald der Ton des Schofars hörbar wird, der das Ende des Sühnetages verkündet, eilen an ihre gedeckten Tische eifriger als einen Tag vorher an die gedeckten Tische Gottes. Denn sie sind Menschen, und sie verlangen Trank und Speise. Aber noch andere eilen viel schneller zu ihren schlechten Geschäften und bösen Gedanken, schneller als zu den gedeckten Tischen. Denn sie glauben, sie haben mit einem Fast- und Sühnetag Gott besänftigt, damit Er, wie man sagt, ein Auge zudrücke bei ihren fluchwürdigen Handlungen. So gab es unter den alten Juden, unsern Vorvätern, welche, die geglaubt haben, mit einem Schäfchen oder einem Lämmchen erkaufen sie sich das Recht, sündhaft zu sein. Sie wollen ja Gott nicht versöhnen, sie wollen Ihn, gelobt sei Sein Name, bestechen. Fluchwürdiger noch sind sie als jene, die Ihn leugnen. Denn sie schaffen sich einen Gott nach ihrem Ebenbilde, und das ist nicht einmal mehr ein Gott nach menschlichem Bilde, sondern einer nach teuflischem. Und dies ist die höchste der Sünden: Gott anzubeten, damit Er milder werde gegen das Unrecht – Er bewahre uns davor!

Aber auch die Eitelkeit und der Hochmut sind in unserm Volke zu Hause. Ich war einmal durch allerhand Mißgeschick gezwungen, in

einer fernen Stadt im Westen Europas unsern Sühnetag zu begehen. Und da mich die Juden jener Stadt erkannten als einen Mann, der einen frommen Ruf genießt, baten sie mich, vor ihnen ein paar Gebete zu sprechen – und ich tat es auch. Und auch sie beteten in einem großen und schönen Saal, dessen Wände allerhand Verzierungen trugen, Malereien und Statuen. Und weil uns der Glaube verbietet, Bilder und Statuen herzustellen, denn es steht geschrieben, man solle sich kein Bild machen neben dem Bild des unsichtbaren Gottes, gelobt sei Er in Ewigkeit, fragte ich sie, woher sie in einem Gotteshause zu diesen Bildern und Statuen gekommen seien.
Und da sagten sie, dieser Saal sei eigentlich kein Bethaus, sondern nur gemietet für den hohen Feiertag. Denn die Juden in dieser großen Stadt des Westens beteten nicht jeden Tag oder jeden Sabbat, wie die Juden bei uns, sondern sie beteten nur an hohen Feiertagen. Dann aber lohne es sich nicht, ein eigenes Gotteshaus zu bezahlen. ›Gewiß, gewiß‹, sagte ich. ›Denn man kann den Herrn überall anbeten – und jeder Ort wird heilig, wo immer man Ihn anruft. Aber man soll Ihn auch jeden Tag anrufen – und man soll nicht sparen, wenn man ein Haus braucht für Ihn, zu Seinem Ruhme.‹
›Bei uns zulande‹, sagte der andere, ›sind Menschen anders. Die Geschäfte, sehen Sie, die Geschäfte nehmen uns viel Zeit. Und man muß Geld verdienen! Ach, wenn nur das Geld nicht wäre!‹ sagte der Mann und seufzte dabei und erhob die Augen zum Himmel, als flehe er Gott an, das Geld abzuschaffen.
›Wenn das Geld nicht wäre‹, sagte ich, ›würdet ihr es noch einmal erfinden.‹
›Nein!‹ rief er, ›bewahre uns der Herr vor solch einem Gedanken.‹ Und ich ließ ihn stehen und betete weiter.
Am Abend aber, als der Schofar geblasen wurde und die Menschen das Haus verließen, sah ich vor dem Eingang zwei große und buntbemalte Tafeln und neben der Tür einen Kassenschalter. Und ich sah hinter dem Kassenschalter ein schönes, geschminktes Mädchen, das verkaufte den Menschen die Karten. Und viele von den Glaubensbrüdern, die mit mir gebetet hatten, gingen zu dem Mädchen und kauften sich Karten. Sie sagten, sie gingen nur etwas essen und kämen bald wieder. So war es auch. Sie gingen in die Gasthäuser, tranken, aßen und kehrten wieder, und in dem Raum, in dem sie vor drei Stunden noch gebetet und gefastet hatten, ja, auf den gleichen Sitzen, genossen sie das Schau-

spiel von Schatten, die auf der Leinwand dahin und dorthin eilten und huschten. Und da mich der Mann, mit dem ich vorhin gesprochen hatte, einlud, am nächsten Tage Gast in seinem Hause zu sein, ging ich hin und kam auch in ein reiches Haus. Ich sah also, daß Gott ihm Wohlstand gegeben hatte – und ich achtete ihn auch deswegen. Und ich fragte ihn nach der Art seiner Geschäfte. Hierauf lächelte er und sagte: ›Das große Theater der Schatten, in dem Sie gestern gebetet haben, gehört mir. Ich kaufe die ersten Filme der Welt zuallererst. In meinem Theater haben mehr als 1 500 Menschen Platz. Der Raum ist gut gelüftet. An heißen Sommertagen ist er gekühlt, denn ich habe Eiskeller unter dem Fußboden und an die hundert Ventilatoren. Aber an den hohen Feiertagen vermiete ich das Theater zu Gottesandachten. Und ich würde es auch nicht vermieten, sondern umsonst herleihen, wenn nur das Geld nicht wäre!‹

Da erkannte ich, daß ich es mit dem Bösen selbst zu tun hatte. In seinem Hause hatte ich gebetet und dann gegessen. Und ich verließ ihn auf der Stelle.

Und es war dabei«, schloß der gerechte Jude, »ein ganz angenehmer Mann. Er hatte einen sanften Blick und eine wohltönende Stimme.«

Dies erzählte mir der gerechte Jude.

Da erkannte ich, daß der Antichrist auch in der Mitte der Juden weilt, wie in aller Welt. Und er sitzt schon in den Gotteshäusern, wie er auf den Kuppeln und Kreuzen der Kirchen reitet.

DER EISERNE GOTT

Ich bekam eine Botschaft von dem Herrn über die tausend Zungen, ich möchte eiligst zu ihm zurückkehren.

Ich hätte schon, sagte er, viele Völker und Städte besucht, ich solle mich ausruhen, das eigene Land besichtigen und wie immer ich es selber wolle.

Also besuchte ich das eigene Land, das heißt das Land meines Herrn über die tausend Zungen.

Dieses Land liegt in der Mitte Europas zwischen Osten und Westen – und ist ein merkwürdiges Land, das heißt, viele Menschen, die dort

wohnen, erscheinen mir merkwürdig. Manche unter ihnen rühmten sich, sie seien von Gott auserwählt. Und als ich einen von ihnen fragte, zu welchem Zweck sie Gott auserwählt haben könnte, sagte er:
»Um der Welt die richtige Ordnung zu geben, das Licht unserer Gedanken, den Reichtum unserer Sprache, die Wahrheiten, die unsere Gelehrten fast jeden Tag entdecken.«
»Zu all dem, was Sie da sagen«, erwiderte ich, »können alle Menschen und Völker der ganzen Welt auch gelangen. Gott hat niemals jemanden auserwählt, damit er irdische Taten vollbringe; es sei denn solche, die dem Himmel dienen. Es müßte ein merkwürdiger Gott sein.«
»Es ist auch ein merkwürdiger Gott«, erwiderte der Mann. »Es ist nämlich unser Gott. Unser eigener Gott. Der Gott unseres Volkes. Der Gott, den alle anbeten, ist der Gott der Liebe, ein jämmerliches Geschöpf. Aber unser Gott ist stark. Er ist der Gott der Kraft. Er hat das Eisen wachsen lassen. Es ist ein eiserner Gott.«
»Sie beten«, so sagte ich ihm, »nicht das Goldene Kalb an, sondern das eiserne.«
»Wir beten nicht an«, sagte er, »wir kämpfen, das ist unser Gebet.«
»Ihr kämpft also nicht nur gegen die anderen Völker«, fragte ich, »sondern auch gegen den Gott der anderen Völker?«
»Ja«, sagte er, »wir sind noch niemals besiegt worden.« »Dann«, sagte ich, »mögt ihr nur weiterkämpfen. Denn ihr seid schon Besiegte, noch ehe der Kampf begonnen hat.«
Und er verstand mich nicht und entließ mich ohne Abschied.
Und als ich sein Haus verließ, sah ich einen Mann vor seiner Tür, der trug auf seiner Kopfbedeckung, über der Stirn und am rechten Arm das Zeichen des Kreuzes. Aber es war kein gewöhnliches, sondern ein Kreuz, das rechts und links und am oberen und unteren Ende gebrochen und geknickt war. Es sah so aus, als ob der Mann das heilige Zeichen des Kreuzes zuerst mutwillig zerbrochen und hierauf vergessen hätte, wie es richtig wieder zusammenzusetzen wäre. Auch war es so, als ob das Kreuz selber Schmerzen litte, da es so verkrümmt und verbogen war. Und da ich Mitleid hatte mit dem Mann und auch mit dem Kreuz, sagte ich: »Lieber Herr, Sie haben Ihr Kreuz nicht richtig. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zeige, wie ein Kreuz aussieht?«
»Nein«, sagte er, »mein Kreuz ist das richtige. In diesem Zeichen werden wir siegen und nicht in jenem, das Sie meinen.«
»Sie irren sich«, erwiderte ich.

Da schlug mich der Mann über den Kopf, daß ich hinsank und für eine Weile wie tot dalag.
Und mitleidige Menschen hoben mich auf und trugen mich in ein Spital.
Und als ich nach langer Zeit wieder zu mir kam, schrieb ich noch einmal an den Herrn über die tausend Zungen folgendes:

Hochmächtiger Herr über die tausend Zungen,
Ihr Land kann ich nicht besuchen, denn man schlägt mich über den Kopf, und ich liege da wie ein Toter.
Aber auch dieses würde mich nicht hindern, das Land zu sehn, solange ich hoffen kann, wieder gesund zu werden.
Etwas anderes aber hindert mich daran, nämlich die Tatsache, daß man andere Götter hat als Gott, den einzigen, in Ihrem Lande. Ich war in einem Lande, wo es heißt, Gott sei nicht vorhanden. Und in jenem anderen Lande, wo die Menschen sagten, Er sei ihr Erbonkel. Und bei den heidnischen Völkern, die sagten, Er sei viele Götter auf einmal. Aber noch niemals habe ich ein Land gesehn, in dem die Leute Gott anbeten und schmähen in einem Atemzug. Und wo sie dem Sohn Gottes nicht etwa nur nicht folgen, sondern ihn auch hassen; und ihn nicht nur hassen, sondern auch ihn verachten, seinen Tod und seine Liebe und seine Demut. Denn sie haben sein Kreuz verkrümmt und sagen, dies sei das rechte und das echte Kreuz. Und es sei gar nicht verkrümmt oder verbogen. Ihr Gott sei ein eiserner. Und ich weiß, daß in der Apokalypse Johannis geschrieben steht, die Diener des Antichrist würden ein Malzeichen tragen an der Stirn und an der rechten Hand. In diesem Lande tragen die Leute schon dieses Malzeichen. Und sie bereiten den Weltuntergang vor, und ich vermag nicht, gerecht von ihnen zu reden, denn sie schlagen mich über den Kopf. Wo man Gott leugnet, kann es immer noch vorkommen, daß man Ihn eines Tages erkennt. Wo man Gott verwechselt oder verkennt, kann Er sich noch offenbaren. Wo man Gott aber in einem einzigen Atem lästert und anbetet, offenbart sich nur der Antichrist. Als die Kinder Israels das Goldene Kalb anbeteten, waren die Zehn Gebote noch nicht verkündet worden. Nun aber, da die Kinder Ihres Landes das eiserne Kalb anbeten, galten die Zehn Gebote schon fünftausend Jahre, und zweitausend Jahre leuchtet das Kreuz über der Welt. Entlassen Sie mich nun aus Ihrem Dienst, hochmächtiger Herr über die tausend Zungen.

Seine Antwort lautete:

Ich entlasse Sie mit heutigem Datum (Datum des Poststempels) aus meinen Diensten.
Sie sind eine widerspenstige Zunge. Ich habe bereits eine neue und willige gefunden.
Meine Zeit, unsere Zeit, ist angebrochen.
Ich brauche nicht mehr höflich mit Ihnen umzugehen.
Und ich schließe mit der Wahrheit:
Heil das Antikreuz!

Unterschrift: Der Herr über die tausend Zungen

DER MENSCH FÜRCHTET DEN MENSCHEN

Und ich verließ das Land des Herrn über die tausend Zungen und ging über die Grenze in andere Länder.
Ich nahm Aufenthalt in einem der Häuser, die man Hotels nennt.
Und dorthin kamen allerhand Menschen, die mich noch gekannt hatten, als ich eine der tausend Zungen gewesen war.
Es kamen: ein Reicher, ein Armer, ein Frommer, ein Gottesleugner, ein Jude, ein Judenhasser, ein Heide, ein Christ, ein Vertreter des Herrn über die tausend Schatten, einer, der die Rebellion in der Welt ersehnte, und ein anderer, der die Erhaltung der Welt wünschte, so wie sie ist, einer, der den Frieden wollte, und ein anderer, der den Krieg wollte.
Sie alle hatten einmal die Wahrheiten gelesen, die ich geschrieben hatte.
Und sie kamen, die einen, mich zu fragen; die andern, um mich auszuhorchen; die dritten, um mich zu verführen. Und aus allen redete der Antichrist.
Jeden Tag saß ich also – und sitze ich noch heute – in dem Gasthof.
Viele Menschen suchen mich auf – und sie glauben alle, ein jeder glaubt es, ich glaubte ihm und seinen Worten. Indessen warnt mich die Angst vor dem Antichrist und behütet mich vor dem falschen Wort meiner Gäste, aber auch vor dem ehrlichen.
Denn sie glauben manchmal, sie redeten ehrlich; indessen redet aus ihnen der Antichrist.

Sie selber wissen es nicht. Und ich verstehe sie. So, wie ich selbst einmal, als ich noch ein Soldat war, meinen Schatten dem Antichrist verkaufte, ohne es zu wissen, so verkauften sie ihre Worte dem Antichrist, ohne es zu wissen, und aus ihren Mündern kommen nicht die Worte selbst, sondern die vom Antichrist verwandelten Schatten der Worte.

Manchmal kommen sie zusammen, der Starke und der Schwache, der Reiche und der Arme und so fort.

Und sie geben einander die Hand. Aber sie hassen einander.

Und sie möchten einander töten, aber sie sprechen miteinander. Und dermaßen voller Falsch und Gift sind ihre Worte, daß es schlimmer ist, als wenn sie einander töten.

Freundlich und mörderisch zugleich sprechen sie. Es ist die Sprache des Antichrist, es ist ihre Muttersprache.

Die Sprache des Antichrist ist die Muttersprache der Menschen geworden.

Und statt daß sie alle zusammen Furcht vor dem Antichrist hätten, haben sie Angst voreinander. Der Arme fürchtet den Reichen und umgekehrt; der Jude den Judenhasser und umgekehrt und so fort.

Denn wie die Liebe und die Gerechtigkeit aus der Furchtlosigkeit kommen, so kommt der Haß aus der Furcht, und die Ungerechtigkeit kommt aus der Furcht.

Die Furcht aber ist die Tochter des Antichrist. Wir meinen: die Furcht des Menschen vor seinesgleichen.

Der Löwe fürchtet nicht den Löwen; der Tiger nicht den Tiger; das Lamm nicht das Lamm; der Ochse nicht den Ochsen; der Rabe nicht den Raben; der Karpfen nicht den Karpfen: wenn nicht das eine das andere bedroht. Damit zwischen dem einen und dem anderen Wesen gleicher Art Furcht entstehe, bedarf es einer Feindschaft zwischen beiden, aus bestimmtem Anlaß.

Der Mensch aber fürchtet den Menschen ohne Anlaß, ja, die Furcht des Menschen vor dem Menschen ist nicht die Folge, sondern die Ursache ihrer Feindschaften und ihrer Kriege. Tiere fürchten den Menschen. Sie fürchten ihn noch mehr als die geborenen Feinde unter den Tieren. Das stärkste der vierbeinigen Raubtiere fürchtet das Gift der Schlange. Aber die Schlange *und* das Raubtier fürchten in gleichem Maße den Menschen.

Also gefürchtet von allen Wesen der Schöpfung, könnte der Mensch wirklich der Herr sein.

Aber da der Mensch sich *auch vor seinesgleichen fürchtet, hört er auf, der unumschränkte Herr der Schöpfung zu sein.*
Hätte der Mensch nicht Furcht vor seinesgleichen, er hätte nicht einmal Angst vor dem Versucher, vor dem Teufel, vor dem Antichrist.
Der Antichrist pflanzt die Furcht des Menschen vor seinesgleichen in die Herzen der Menschen, damit er nicht selbst ohnmächtig werde.
Er sät die Furcht. Und aus diesem Samen sprießt die Zwietracht.
Und wie ein einzelner Mensch sich vor dem andern einzelnen fürchtet, so fürchtet sich auch ein Volk vor dem andern Volk.
Und innerhalb eines jeden Volkes fürchtet sich dennoch jedes einzelne Volksglied vor dem anderen.
Und sobald die Furcht aller Einzelglieder eines Volkes vor dem ganzen Nachbarvolk größer geworden ist, als es die Furcht der einzelnen innerhalb des Volkes voreinander war, entsteht ein Krieg.
Der Soldat, der in den Krieg geht, fürchtet seinen Vorgesetzten, aber der Vorgesetzte und der Soldat zusammen fürchten beide noch mehr den Feind, das heißt: das andere Volk.
Deshalb wird es niemals Frieden auf der Welt geben, solange die Furcht des Menschen vor den Menschen besteht.
Auch kann, solange der Mensch den Menschen mehr fürchtet als Gott selbst, keine wirkliche Gottesfurcht auf der Welt wachsen.
Ja, der Antichrist sät die Furcht des Menschen vor seinesgleichen, damit der Mensch eben nicht dazu komme, Gott zu fürchten.
Gott fürchten, das heißt: nicht nur Gott lieben, sondern auch die Menschen lieben. Den Menschen fürchten aber heißt: die Menschen hassen und von Gott entfernt sein und dem Antichrist nahe.
Und dies ist der Zustand der heutigen Welt.
Weiter als je sind wir von der Stunde, in der das Raubtier mit dem Haustier friedlich zusammen weidet.
Nicht einmal der Mensch mit dem Menschen weidet friedlich zusammen.
Alle Tiere der Schöpfung fürchten den Menschen. Aber noch mehr als alle Tiere der Schöpfung fürchtet der Mensch den Menschen heutzutage.
Denn der Mensch kennt die Furchtbarkeit von seinesgleichen besser als das Tier.
Das ist die Stunde also, in der, wie es geschrieben steht, der Mensch schlimmer ist als ein reißendes Tier.

DIE VERSUCHER

Ein falscher Gerechter kam zu mir und sagte: »Ich komme aus dem Lande, wo der Herr über die tausend Zungen lebt, in dessen Dienst Sie gestanden haben.«

»Gehen Sie nicht dorthin zurück?« fragte ich. »Es fehlt dort an Gerechtigkeiten!«

»Man hat mich vertrieben«, sagte der falsche Gerechte, »und andere mit mir. In allen anderen Ländern der Welt werden Gerechte nur geschlagen und müssen Unrecht leiden. Aus diesem Lande aber vertreibt man die Gerechtigkeit. Man setzt das Unrecht auf den Thron des Rechts. Man nimmt der Gerechtigkeit die Binde von den Augen.«

»Also macht man sie endlich sehend?« fragte ich. »Nein«, erwiderte der Gerechte. »Man nimmt ihr nicht die Binde von den Augen, damit sie sehe. Obwohl es falsch wäre, auch das. Denn es ist das Wesen der Gerechtigkeit, daß sie urteile, ohne zu sehen. Ihre zarten Hände, die messen und wägen, sind sicherer als das Auge. Sie hat eben nicht das Maß der Augen anzuwenden, das Augenmaß, sondern die Waage, das Maß der Hände, das Händemaß. Schon wenn die Gerechtigkeit sehen kann, hört sie auf, eine zu sein. Dem Gesetz folgt sie, von dem geschrieben steht, es sei *verkündet* worden und *nicht gezeigt*! Aber die Ungerechten haben der Gerechtigkeit ja auch nicht die Binde von den Augen genommen, damit sie sehend werde! Sie haben ihr die Binde abgenommen, um sie zu blenden; *sie haben ihr die Augen ausgestochen.*

Hierauf verließen die Gerechten das Land.

Dennoch können wir«, fuhr der Gerechte fort, »die Gerechtigkeit nicht verlassen. Und wir bemühen uns, noch dem Lande Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das die Gerechtigkeit geblendet hat.

Ich habe lange nachgedacht, weshalb die Leute der Gerechtigkeit die Augen ausgestochen haben. Und ich glaube auch, den Grund gefunden zu haben: Die Leute waren eher töricht als böse. Sie kannten das Wesen der Gerechtigkeit von Anfang an keineswegs. Von Anfang an hatten sie Angst, die Gerechtigkeit könnte selbst eines Tages die Binde abnehmen und sehen. Und da Toren ungeduldig sind, kamen sie ihr zuvor. Und als sie den Blick der Gerechtigkeit sahen, erschraken sie und stachen zu. Es sind arme Toren.«

»Und was soll ich nun?« fragte ich den Gerechten.

»Auch gegen dieses Land noch gerecht werden«, antwortete er. »Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.«

»Ich beuge mich vor Ihrer Gerechtigkeit«, sagte ich, »aber ich kann nicht selbst ein Gerechter werden. Ich bin ein Mensch – ich habe Angst vor dem Antichrist – ich will versuchen, Rache an ihm zu nehmen –, und über meine Seligkeit wird der Herr selbst eines Tages entscheiden. Ich achte die Gerechten. Aber ich bin nicht groß genug, sie zu begreifen. Ich bin ein Mensch. Ich fürchte das Böse. Und ich hasse es.«

Da verließ mich der falsche Gerechte – und er grollte mir.

Und da ich mich fragte, weshalb er mir mehr grolle als den Ungerechten, die ihn vertrieben und die Gerechtigkeit geblendet hatten, erwachte der Verdacht in mir, auch in dem falschen Gerechten arbeite und wühle der Antichrist.

Und ich gestehe, daß ich seit dieser Begegnung auch Angst habe vor den Gerechten, allzu Gerechten, und vor jenen, die alles verstehen wollen, und vor jenen, die meinen, alles verzeihen zu können.

Gewiß gibt es derlei Gerechte. Aber die Menschen, die hassen und lieben können und die den Haß hassen und die die Liebe lieben: Diese Menschen sind meinesgleichen.

Denn ich fürchte, der Antichrist verbirgt sich auch hinter einem allzu Gerechten, einem falschen Gerechten.

Und es kam ein Mann zu mir, der nannte sich selbst einen Ungerechten. Mit Stolz sprach er zu mir und sagte:

»Ich bin nur einer von den vielen Millionen Ungerechter, ein namenloser Ungerechter, aber auch darauf bin ich stolz. Bald werde ich noch weniger Name sein, als ich heute schon bin, denn die Zahl der Ungerechten wächst mit jeder Stunde, und bald werden wir Milliarden Ungerechter sein, zahllos wie Ameisen.

Auch ich komme aus dem Lande des Herrn über die tausend Zungen, in dessen Diensten Sie gestanden haben.

Und ich komme, weil ich eben gesehen habe, daß mein Feind, unser Feind, der Gerechte, Sie soeben besucht hat.

Was er Ihnen gesagt hat, war Lüge und Unrecht. Ich komme, um Ihnen die Wahrheit zu sagen.«

Ich antwortete:

»Da Sie selbst sagen, Sie seien ein Ungerechter – wieso zeihen Sie nun einen Gerechten des Unrechts?«

Darauf sagte der Ungerechte:
»Das ist eben die Veränderung der Welt, die Sie nicht zu kennen scheinen. Es ist jetzt so, daß die Ungerechten recht haben und die Gerechten unrecht. Also wollte ich Ihnen mitteilen, daß Sie selbst ungerecht werden, wenn Sie dem Gerechten recht geben.
Denn bedenken Sie, daß es nur ganze sechsunddreißig Gerechte in der Welt gibt, aber Millionen Ungerechter – und bald werden es Milliarden sein. Wie können sechsunddreißig arme einzelne gegen Milliarden recht behalten? Und wäre das gerecht, wenn sechsunddreißig gegen Milliarden recht behielten?«
»Recht ist Recht«, erwiderte ich, »und Unrecht ist Unrecht, und die Zahl hat damit gar nichts zu tun.«
»Und wer hat das Recht durchgesetzt«, fragte der Ungerechte, »wenn nicht die Zahl? – Viel Tausende Menschen bekannten eines Tages, dies sei Recht und jenes Unrecht, und erst seit diesem Tage gibt es beides.«
»Nein«, sagte ich, »immer haben einzelne Gesetz und Recht gegeben – Lykurgos zum Beispiel und Moses und Mohammed und Jesus Christus. Denn das Recht ist göttlich – und Gott wählt sich nicht Tausende Fürsprecher auf einmal, sondern nur einzelne – und daran erkennt man eben, daß Recht und Gerechtigkeit göttlich sind. Die Zahl unterscheidet über die Wahl einer Schönheitskönigin zum Beispiel, wie es heute üblich ist, eine zu wählen, aber nicht über die Göttin der Gerechtigkeit. Es kann immer noch andere geben, die sagen, die Königin der Schönheit sei ihnen nicht schön genug. Denn über diese Wahl hat die Zahl entschieden. Und immer wo die Zahl allein entscheidet, gibt es andere, wenige oder zahlreiche, die eine andere Meinung haben. Wo aber Gott entscheidet, gibt es keinen Widerspruch. So ist eben die Schönheit Sache des Geschmacks, Gerechtigkeit aber nicht. Wo aber die Gerechtigkeit von der Zahl entschieden wird, dort ist Ungerechtigkeit.«
»Aber auch die einzelnen können irren!« sagte der Ungerechte.
»Dort, wo sie irren«, sagte ich, »wird ihr Gesetz Willkür. Und es mag sein, daß Tausende und Millionen und selbst Milliarden ihre Willkür als Recht und Gesetz ansehen. Aber diese Tausende und Millionen und Milliarden anerkennen die Willkür nur deshalb, weil sie sich als Recht verkleidet.
Es ist zwar so, daß Gott Recht nur durch einzelne verkündet. Aber *dieses* Recht ist eben in allen Menschen ohne Unterschied lebendig. Sie wissen noch nicht, wie es heißt und wie es aussehen wird, bevor es

verkündet wurde, aber sie haben ihm schon sein Bett bereitet, und sie ahnen, welcher Art dieser Gast sein wird, den sie erwarten.

Nun ist es wahr, ich muß Ihnen leider recht geben, daß es in der Welt vorkommt: Man erwartet einen Gast, der heißt so und so, und es kommt ein anderer, der nennt sich so – und dann empfängt man ihn, weil der Mensch eben kein Wahrseher ist. Immer aber nennt sich der Fälscher ein Wahrer, der Dieb ein Ehrlicher, der Mörder ein Liebender. Wer eine Lüge als Wahrheit ausgeben will, der nennt sich einen Wahrheitsliebenden. Der Mörder kommt in der Nacht, mit süßen Worten begehrt er Einlaß. Der Ungerechte spricht von der Gerechtigkeit – wie Sie ja eben selbst tun, mir gegenüber. Weshalb sagen Sie denn nicht, Ihre Ungerechtigkeit sei Unrecht? Weshalb nennen Sie sie Recht? Weshalb sagen Sie denn nicht, die Zahl sei Macht, sondern Recht? Weil Sie mich verführen wollen!«

»Sie tun mir unrecht«, sagte der Ungerechte. »Denn zu den Forderungen der Gerechtigkeit gehört es auch, daß die Zahl entscheidet. So erfordert es die Gerechtigkeit, daß, wenn zum Beispiel zehn Männer nicht *einer* Meinung sind, die Abstimmung unter den zehn entscheidet. Und wenn sieben dafür und drei dagegen stimmen, folgen auch die drei den sieben.«

»Ja«, sagte ich, »wenn zehn Einsichtige und Gerechte beisammen sind, ist die Abstimmung eine gerechte Sache. Wenn aber neun Narren sich mit einem Klugen zusammengefunden haben, hat der eine Kluge recht und die neun Narren unrecht. Abstimmen kann man nur unter Gleichen. Und ebensowenig wie man zwei Äpfel und vier Fische zusammenzählen kann, ebensowenig kann man die Stimmen von zwei Weisen und vier Narren zusammenzählen. Zwar ergeben zwei und vier immer sechs. Aber nur, wenn die Zahlen 2 und 4 dieselben Arten von Gegenständen, Tieren oder Menschen darstellen.«

»Also hätten sechsunddreißig gegen Milliarden recht?« fragte der Ungerechte.

»Gewiß«, sagte ich, »gegen Milliarden kann auch ein einzelner recht haben.«

»Dann werden Sie die Macht der Milliarden zu fühlen haben!« sagte drohend der Ungerechte.

»Und hierauf alle Milliarden die Macht des Rechts!« sagte ich.

Und er schied in Unfrieden – wie es auch anders nicht möglich gewesen wäre.

Hierauf kam ein Schwacher zu mir – es war einer von jenen, die gerade heute die schwächsten Opfer der Mächtigeren sind, nämlich ein Jude.
»Ich komme zu Ihnen«, so begann er, »weil ich soeben aus Ihrer Tür den Ungerechten, meinen Feind, hinausgehen sah. Und ich muß Ihnen sagen, daß die Mächtigen unrecht haben. Sie quälen die Schwachen. Sie sagen, die Mehrzahl sei schon das Recht und die Gerechtigkeit.
Sie verletzen und verhöhnen nicht nur das Gastrecht, sondern auch das Recht der Menschlichkeit.
Schon das Gastrecht war ein Hohn auf die Menschlichkeit.
Denn welch eine Welt, in der man erst durch ein besonderes Recht feststellen mußte, dies sei der Wirt und jener der Gast? Hat Gott nicht die Häuser gegeben? Und wer kein Haus von Gott bekommen hat, darf er nicht das Haus des Nächsten, das auch Gottes Haus ist, bewohnen? Aber mag dies so sein: Wer ein Haus hat, möge den Stolz genießen, es zu haben, und den Stolz, Gastfreundschaft zu gewähren. Auch wir Juden hatten einmal ein Haus. Aber bei uns stand geschrieben, daß der Fremdling wie ein Heimischer sei in unserem Hause. Und alle unter uns hielten sich an dieses Gebot. Ja, wir gaben den Fremdlingen auch dieses Gebot noch mit. Und bei uns lernten sie – aber sie vergaßen es schnell –, Gastfreundschaft zu gewähren, was noch besser ist, als sie zu genießen.
Jetzt aber sagen sie, wir seien ihrer Häuser nicht wert.
Ja, sind es denn ihre Häuser und ihre Länder? – Und ist denn der Mensch ein Baum, daß er sich nicht bewege von Ort zu Ort? Und pflanzt man nicht selbst Bäume um, und sie wachsen in anderen Ländern? Und von welchem Zeitpunkt an beginnt denn ein Volk, dieses oder jenes Land als sein eigen zu betrachten? Hat nicht jedes Volk sein Land einem anderen Volk genommen? Hat es denn Land gekauft? Wenn ich das Gut meines Nächsten raube, wird es dann mein nach Ablauf von zehn, hundert oder tausend Jahren? Und kommt der frühere Besitzer des Landes nach Ablauf einer bestimmten Frist, habe ich das Recht, ihn hinauszujagen? Nur wer gegeben hat, hat auch das Recht zu nehmen. Und da Gott selbst den Völkern Länder gegeben hat und uns kein Land, schickt Er uns nicht selbst in die Länder, die Ihm und Ihm allein gehören? Und haben wir etwa mehr gesündigt als die Besitzer der Länder? – Gesetzt den Fall, es gäbe wirklich Wirte und Gäste – und nicht Gott wäre der einzige Wirt und alle Menschen wären nicht Seine Gäste –, haben wir mehr Fehler begangen als die Wirte?

Und ist etwa ein Fehler nicht ein Fehler, wie eine Tugend eine Tugend, gleichgültig, ob der oder jener Fehler oder die Tugend hat?«
»Gott hat die Häuser verteilt«, sagte ich, »und auch die Heimatlosigkeit. Gerechtigkeit hat Er geschenkt – und auch Ungerechtigkeit. Vernunft hat Er gegeben und auch Dummheit. Wer nun, wie Sie, Vernunft hat und dennoch Gerechtigkeit auf Erden verlangt, tut Unrecht. Und würden Sie, hätten Sie selbst ein Land, die Menschen aufnehmen, die zu Ihnen kämen, wenn Sie keines mehr hätten, und etwa nicht mehr Tugenden von ihnen verlangen als von Ihresgleichen? Und sind Sie der Meinung, daß Gott die Häuser und Länder vergibt, so wissen Sie doch auch, daß Er allein Ihrem Volk das Gesetz gegeben hat. Und Er allein hat die Juden schwach gemacht. Und Er allein hat die Menschen ungerecht gemacht. Und da Sie so viel Unrecht erlitten haben, wollen Sie immer noch Unrecht zufügen? Und wenn Sie Unrecht am Juden sehn, schmerzt Sie das Unrecht allein, oder schmerzt es Sie doppelt, weil es ein Jude ist, der es erleidet?«
»Beides«, sagte der Schwache.
»Wenn dem so ist«, erwiderte ich, »könnte es geschehen, daß Sie eines Tages ein Grausamer werden. Den Keim des Unrechts tragen Sie in sich. Und mit welchen Gründen kommen Sie zu mir, den Ungerechten anzuklagen?«
Da verließ mich der Schwache mit einem Seufzer, der aber klang wie ein Fluch. Er seufzte und fluchte zugleich.
Und daran erkannte ich, daß auch ihn, den Schwachen, der Antichrist befehligt.
Die Kraft zu seufzen kam von Gott.
Der Fluch darin aber kam vom Antichrist.

Die aber die Juden hassen, schickten hierauf einen der ihrigen. »Ich bin ein Hasser der Juden«, sagte er. »Ich nenne mich Antisemit.
Die Juden verpesten die Welt mit ihrem Atem, ihren Geschäften, ihrem Geist, ihren Büchern, ihren Liedern, ihren Bildern, ihrem Glauben. Sie sind blutrünstig und golddürstig. Sie sind machtgierig und rachsüchtig.«
»Darauf kann ich nichts erwidern«, sagte ich, »viele Böse habe ich gesehn. Aber ihre Schlechtigkeit war eine menschliche Schlechtigkeit, denn der Mensch ist schwach und neigt zum Bösen. Und ihrer eigenen irdischen Bosheit war nur ein Gran (und manchmal ein paar Gran) jener

Schlechtigkeit beigemischt, die ich erkannte als die höllische Bosheit des Antichrist.
Aus Ihnen aber, Antisemit, spricht ganz die Bosheit des Antichrist. Denn Sie leben von dem Haß, den alle Menschen dieser Welt auch kennen, aber den sie nicht alle ausüben: dem Haß gegen die Juden.
Sie erfüllen sich ganz mit diesem Haß – und diesem allein. Und Sie haben noch weniger Mühe als andere Eiferer, Ihren Haß unter den Menschen zu verbreiten.
Denn, wie gesagt, in allen Menschen dieser Erde finden Sie bereits den glimmenden Funken dieses besonderen Hasses.
Sehen Sie: Alle anderen Hasser müssen sich wenigstens mühen, ein ganz eigenes Feuer in den Herzen der Menschen zu entzünden.
Sie aber verbreiten den gewöhnlichsten und schon in den meisten glimmenden Hassesbrand.
Sie gleichen also nicht einem gewöhnlichen Brandstifter, der sich die Mühe nimmt, den Zunder zu legen in die Scheune und in das Dorf, den Zündstoff zu suchen und zurechtzumachen.
Sie sind der bequeme Brandstifter. Sie legen Feuer, wo der Funke schon glimmt.
Sie sind nicht der Brandstifter aus eigener, menschlicher Liebe zum Brand. Sie sind der Helfer des Antichrist.
Er ist es, der die Funken entfacht. Und Sie sind bei ihm, in seinen Diensten, als Brandstifter angestellt. Sie arbeiten nicht im Auftrag Ihrer eigenen Bosheit. Sie arbeiten im Auftrag der mächtigen Bosheit des Antichrist.
Ich habe viele Böse gesehen. Aber in jedem von ihnen war noch die Ritterlichkeit, jene menschliche Eigenschaft, aus der, selbst wenn in ihnen die Liebe und die Güte gestorben sind, immer noch die Gerechtigkeit entstehen kann. Das aber ist bei Ihnen unmöglich.
Es gibt die bösen Schwachen, welche die bösen Starken hassen und die bösen und die guten und die schwachen Menschen.
Wer aber nur jene haßt, gegen die in allen der Funke des Hasses schon glimmt, der ist schlimmer als ein gewöhnlicher Hasser: der ist ein Hasser ohne Ritterlichkeit.
Denn die Juden werden gehaßt von den Gläubigen und den Gottlosen; den Unterdrückern und den Unterdrückten; den Gesunden und den Kranken; den Reichen und den Armen; und, wie man heutzutage sagt: den Kapitalisten und den Proletariern, von jenen, die sagen, alle Men-

schen seien gleich – und von den anderen, die sagen, alle Menschen seien nicht gleich; von den Weißen und von den Farbigen.
Und gesetzt den Fall, mich käme die Lust an zu hassen, ich suchte mir andere aus als die Juden. Ferner müßten Sie eben an der merkwürdigen Tatsache, daß alle ohne Unterschied die Juden nicht mögen – wenn sie sie auch schon nicht hassen –, erkennen, daß hier Gott selbst die Juden mit dem Haß der Menschen geschlagen hat.
Gott allein hat das Recht, die Juden zu strafen. Er selbst, Gott selbst, haßt die Menschen, die die Juden hassen.
Gewiß wirkt, gewiß lebt der Antichrist auch in den Juden. Aber wer nur sie allein haßt, der macht, daß alles andere nicht gehaßt werde, alles andere, dessen sich der Antichrist bemächtigt hat.
Und auch daran erkenne ich, daß der Antichrist die Antisemiten befehligt. Weil sie nämlich von ihm dazu ausersehen sind, alle andern Bosheiten, die er anstiftete, nicht merken zu lassen.
Der Antichrist arbeitet wie ein Taschenspieler: Während er mit der rechten Hand den Zauberstab schwingt, hält er in der Linken schon das Wunder, von dem er gesagt hat, er schüfe es durch den Stab.
Sie sind, Antisemit, die rechte Hand und der Zauberstab des Antichrist. Sie machen alle Schlechtigkeit des Antichrist unsichtbar, dieweil seine Linke schon die Juden heranzaubert.
Sie sind das verhüllende Zaubertuch und die lügnerische Tischdecke des Antichrist.«
Hierauf ging der Antisemit. Er grollte mir. Aber ich war stolz darauf, daß er mir grollte.

Noch einen Gerechten aber verführte der Antichrist, daß er zu mir komme und mir beweise, daß auch er, dem ich doch glauben müßte, den Antisemiten begreife.
Dies und jenes Böse, sagte er, hätten die Juden verübt. Und man müßte verstehen.
Hierauf sagte ich ihm, daß es nicht die Sache der Menschen sei, das Böse zu verstehen, wenn es vom Bösen erklärt werde. Da aber der Böse, der sich Antisemit nennt, das Böse des Juden erkläre, könnte man den Antisemiten nicht verstehen.
Überhaupt käme es mir vor, so sagte ich diesem Gerechten, daß jenes angeblich edle Wort, das da sagt, alles verstehen heiße alles verzeihen, vom Antichrist selbst geprägt sei.

»Es ist die Sache Gottes«, sagte ich, »alles zu verstehen und alles zu verzeihen. Und wie der Antichrist dem Menschen auch andere göttliche Eigenschaften eingeredet hat, so die, alles verstehen und alles verzeihen zu können.
So zum Beispiel könne ein Mensch fliegen. Aber eines Tages stürzt er ab.
Er ist kein Engel. (Engel stürzen nicht ab; nicht einmal Vögel.)
Und ebenso kann ein Mensch glauben, er verstehe alles. Plötzlich aber stürzt er ab aus der Höhe seiner Vernunft.
Seine Vernunft ist gebrechlich wie ein Aeroplan. Er kann nichts verstehen und nichts verzeihen.
Das ist die Sache Gottes und der sechsunddreißig Gerechten.
Diese aber erkennt man nicht.
Und erkennt man einen von ihnen, wer weiß, ob er da nicht gelöscht wird aus der Zahl der sechsunddreißig, genauso, als wenn er gestorben wäre.«
Und auch dieser falsche Gerechte grollte und verließ mich.

Hierauf schickte der Antichrist einen anderen Mann, der kam und sagte: »Ich liebe das Vaterland. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: ich heiße Patriot.
In meinem Vaterland kann alles Böse geschehen, auch mir selbst kann Böses geschehen. Ich liebe es aber.«
»Wenn in Ihrem Vaterland Böses geschieht«, erwiderte ich, »und Sie lieben es, dann lieben Sie nicht Ihr Vaterland, sondern das Böse.
Wenn irgendwo Gutes geschieht, so liebe ich das Land, in dem Gutes geschieht.
›Wo es gut ist, dort ist mein Vaterland.‹ Das heißt nicht: Wo immer es mir gutgeht, dort ist mein Vaterland.
Sondern das heißt: *Wo Gutes getan wird, dort ist meine Heimat.* Und eine Heimat, die nicht Gutes tut, ist keine Heimat.
Vor allem sind wir Kinder Gottes. Und Gott allein ist unsere Heimat.
Er hat uns Bein und Fuß gegeben, nicht nur, damit wir in allen Seinen Ländern heimisch werden, sondern auch, damit wir eine Heimat verlassen können, in der Böses geschieht. Wo Böses geschieht, ist *nicht* unsere Heimat.
Dazu hat uns Gott die Füße gegeben, damit wir eine Heimat verlassen, in der Böses geschieht.

Wer aber in einer Heimat bleibt, in der man gegen Gott sündigt, der verdient nicht, Füße zu haben. Er verdient nicht, Gott seine Heimat zu nennen. Gott ist unsere einzige Heimat. In Seinem erhabenen Schoß kann nichts Schlechtes geschehen, sondern nur Liebes und Gerechtes. Außer Seinem erhabenen Schoß hat Er uns keine andere Heimat geschenkt als das Paradies; und hierauf die ganze Erde.
Die ganze Erde ist *vorläufig* unsere Heimat. Unsere wirkliche Heimat aber ist der ewige Schoß Gottes.«
Und auch der Patriot verließ mich grollend.

Hierauf schickte man mir einen frommen Mann, es war ein Mann der Heiligen Kirche, er trug eine braune Kutte und eine Kordel um den Leib und ein großes Kreuz.
»Gelobt sei Jesus Christus!« sagte er.
»In Ewigkeit. Amen!« sagte ich.
»Ich sehe«, so begann er, »wie Sie gegen den Antichrist streiten. Ich will Ihnen Hilfe bringen. Ich komme aus Rom, der heiligen Stadt. Ich bin einer der einfachsten Diener des Heiligen Vaters. Aber ich habe die Ehre, oft in seiner geheiligten Nähe zu weilen.
Einmal sah ich an der Stelle des Heiligen Vaters, auf dem Stuhl Petri, einen andern.«
Der Mönch schwieg eine Weile. Dann wiederholte er:
»Einen ganz andern!«
Auch ich schwieg eine lange Weile. Dann sagte ich:
»Es steht geschrieben, daß eine Zeit kommt, dann wird auf dem Stuhle Petri der Antichrist sitzen, angetan mit allen Zeichen der Würde des Heiligen Vaters. – Sagen Sie, ist diese Zeit schon gekommen?«
»Ich weiß es nicht«, sagte der Mönch. »Ich bin nur einer der letzten Diener im Palast des Heiligen Vaters. Aber ich sah eines Tages, daß der Heilige Vater eingeschlafen war.
Er war nur für wenige Stunden eingeschlafen.
In dieser Zeit aber setzte sich ein anderer auf seinen erhabenen Thron.
Und just in diesen Stunden kamen die Abgesandten mancher heidnischen Länder, um Frieden mit der Heiligen Kirche zu schließen.
Es waren drei Länder: drei verschiedene Länder. Aber die Abgesandten eines jeden Landes sagten fast das gleiche, und so sprachen die ersten:
›Wir geben Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Du hast, Heiliger Vater, nur ja zu sagen. Und wir lassen in den Kirchen beten und den Namen des Heilands loben. Dafür aber, Heiliger Vater, bitten wir dich, unsern Kaiser zu segnen.‹
Die Abgesandten der Länder knieten, der Heilige Vater thronte, und ringsum standen die Kardinäle, alle in ihrem vorgeschriebenen Ornat.
Und alle hielten den Heiligen Vater für den Heiligen Vater. Ich allein aber wußte, daß er, der Heilige Vater, eingeschlafen war.
Und ich wunderte mich, daß er auf dem Thronstuhl Petri saß und daß er so freundlich mit den Abgesandten der Heiden redete.
Der erste dieser Abgesandten sagte:
›Wir wollen nur die halbe Welt erobern, Heiliger Vater, nicht die ganze! Dem großen Rom hat einmal die halbe Welt gehört, warum nicht uns? Wir sind die Erben.
Wir wollen nur schießen, Heiliger Vater, nur ein bißchen schießen.
Nichts mehr wollen wir, Heiliger Vater, als stechen, ein bißchen stechen, Heiliger Vater, und Dolche tragen, die man braucht, wenn man stechen will.
Aber wir versprechen, auch zu beten, Heiliger Vater, auch zu beten.
Dich werden wir ehren, Heiliger Vater! Du wirst ein Automobil haben, von der besten Firma unseres Landes. Und einen Apparat, genannt Telephon, aus Gold und Elfenbein. Und alle Edisons, alle Edisöhne, alle Söhne Edoms werden dir ihre Erfindungen weihen. Und wir werden dich, Heiliger Vater, durch die Welt spazierenfahren, in Extra-Zügen, in Extra-Automobilen. Und wir werden alle Feiertage halten und die Kinder zweimal in der Woche die Gebote des Heilands lehren; aber siebenmal in der Woche, nur siebenmal, schießen und stechen lehren.‹

Und der Abgesandte des zweiten Landes sprach: ›Heiliger Vater, wir wollen in aller christlichen Demut nicht die halbe Welt, sondern die ganze.
Aber auch dies nur im Namen Gottes, des Gerechten.
Rom hat einst die halbe Welt beherrscht. Aber wir haben Rom besiegt.
Deshalb gehört uns die ganze Welt.
Erlaube uns, Heiliger Vater, die ganze Welt zu erobern.
Dafür werden wir beten und dafür sorgen, daß wir keinen der Priester mehr foltern, denn wir sind Germanen, und wir foltern nicht gerne, wenn man uns etwas verspricht.

Wir wollen auch schießen und stechen und Messer tragen, und zweimal in der Woche werden wir die Lehren des Heilands unsere Kinder lehren.
Aber nur siebenmal, *nur* siebenmal in der Woche, Heiliger Vater, werden wir stechen und schießen.
Aber auch dies im Namen des Heilands.
Und wir werden nicht nur *ein* Kreuz anerkennen, sondern sogar deren zwei.
Eines, an dem der Heiland gestorben ist. Und das andere, an dem wir nur ein paar moderne Veränderungen vorgenommen haben. Wir nennen es das Hakenkreuz.
Das Kreuz hat einen Haken, Heiliger Vater, erlaube uns, daß es deren vier habe, Heiliger Vater!
Dafür werden wir die Gottlosen ausrotten, die Juden zugrunde richten, den Sonntag durch Schießübungen heiligen, aber auch vor jedem Schuß ein Gebet verrichten lassen.‹
Und der Heilige Vater nickte.

Und es kamen die Vertreter des dritten Landes. Sie sprachen:
›Wir kommen aus Hollywood, manche sprechen es Hölle-Wut aus, aber du glaube nicht daran, Heiliger Vater!
Wir wollen die Welt nicht mehr erobern, *wir haben sie nämlich schon erobert.* Wir sind das Land der Schatten.
Metro-Goldwein-Mayer schickt uns.
Metro-Goldwein-Mayer und seinesgleichen verpflichten sich, den Schatten des Heilands an allen Leinewänden der Welt zu verbreiten.
Kunstgerecht werden wir deine echten Kardinäle und deine echten Priester schminken, damit sie echte Schatten werden.
So werden wir den echten Glauben in aller Welt verbreiten, dargestellt durch echte Schatten.
Denn die Welt von heute besteht aus echten Schatten.
Dafür wollen wir deinen Segen, Heiliger Vater, und auch deinen eigenen heiligen Schatten.
Und Metro-Goldwein-Mayer, mächtiger als die Mächte, mit deren Abgesandten du eben gesprochen hast, wünschte, wir möchten ebenfalls ein Konkordat mitbringen.
Zu Propagandazwecken nämlich.
Denn Metro-Goldwein-Mayer sieht nicht, warum er, die Dreieinigkeit

der Herrscher der Schatten, weniger haben sollte als die Herrscher der Körper, die in Wirklichkeit töten wollen.
Während doch Metro-Goldwein-Mayer *nur Schatten tötet.*‹
Hierauf nickte der Heilige Vater.
Und er schloß ein Konkordat mit Metro-Goldwein-Mayer und seinesgleichen.«
Dies erzählte mir der Mönch.
»Ich glaube Ihnen nicht, Bruder!« sagte ich.
»Sie irren sich! Der Heilige Vater ist nicht eingeschlafen! Der Antichrist sitzt noch nicht auf dem Stuhle Petri!«
Da wurde der Mönch unsicher und sagte: »Ich bin ja nur ein Geringer im Palast des Herrn! – Ein Irrtum ist menschlich.«
Da sagte ich zu ihm: »Gehen Sie! Noch ist das Ende der Tage nicht gekommen.«
Und er ging gehorsam und furchtsam. Und ich sah daran, daß auch er der Antichrist war, oder ein Bote des Antichrist.

Hierauf aber erkannte ich, daß es wirklich ein Bote des Antichrist gewesen war.
Denn am Abend, in einem der Theater, die man Kino-Theater nennt, sah ich meinen eigenen Schatten.
Der Antichrist hatte mich aufgenommen, dieweil er mit mir sprach, als mit dem Feind des Antichrist.
Mitten unter den Schatten der Skiläufer, der Ruderer, der Tennisspieler, der Boxer, der Schauspieler, der Politiker, der Verbrecher zeigte er auch meinen Schatten.
Er hatte mir den Schatten geraubt.
Und ich verließ das Theater.

1935

ANSCHLUSS IM FILM?

In diesen Tagen ist ein »Film-Abkommen« zwischen dem Dritten Reich und Österreich geschlossen worden. Dieses »Film-Abkommen« kann man nicht anders bezeichnen als *den vollendeten »Anschluß« der österreichischen Filmproduktion an die deutsche.*

Es ist anzunehmen, daß der »Bund der österreichischen Filmindustriellen« seinen Anschluß an die »Deutsche Reichsfilmkulturkammer« vollzogen hat, ohne die österreichische Regierung über die einzelnen Punkte des Paktes genau zu informieren. Sonst hätte er wahrscheinlich nicht geschlossen werden können.

Es ist schwer denkbar, daß die österreichische Regierung (vor kaum zwei Wochen) ein österreichisches Kultur-Institut in Rom unter dem Protektorat Mussolinis einweiht und gleichzeitig einen Filmvertrag zwischen Österreich und Deutschland gutheißt, der nicht nur eine Art von »kulturellen Anschluß« bedeutet, sondern auch dem mit so viel Blut und Mühsal erzeugten »österreichischen Bewußtsein« empfindlichen Schaden zufügt.

Die Verhandlungen wurden in *Berlin* – nicht in Wien – geführt. Der österreichischen Delegation präsidierte der Herr Reich; die deutsche Reichsfilmkammer vertraten Herr Scheuermann und Herr Corell. Dies nebenbei: weil nämlich die Phonetik dieser Namen mehr an die alte gute »Branche« denken läßt als etwa an die deutschen Heldensagen.

Wichtiger sind die Bedingungen des Film-Abkommens. Denen zufolge kann Österreich jährlich nach Deutschland mindestens zwölf Großfilme ausführen, frei und ohne Abgaben. Gesichert ist die Einfuhr österreichischer Kultur-, Wirtschafts- und anderer Kurzfilme. Österreichische Schauspieler können unbehindert in Deutschland spielen – *aber sie müssen arischer Abkunft sein (allerdings)*, österreichische Filmproduktionen erhalten, wenn sie auf deutschem Reichsgebiet »drehen«, »volle Unterstützung«. Schließlich – und dies ist die wichtigste Bedingung – *verpflichten sich die österreichischen Filmproduzenten, keine Produktion zu unterstützen, deren Inhalt und Ensemble in Deutschland als tendenziös oder irgendwie verletzend wirken könnten.*

Die wirtschaftlichen Gründe dieses Film-Abkommens sind leicht erkennbar: Der stärkste Abnehmer österreichischer Filme ist Deutsch-

land. Die österreichische Filmproduktion braucht den deutschen Markt. 3 000 Arbeiter, Techniker und Schauspieler sind in der österreichischen Filmindustrie beschäftigt, und Österreich kann sich keine Arbeitslosen mehr leisten.

Aber die Angst vor dreitausend neuen Arbeitslosen der Filmindustrie kann zu verheerenden politischen Folgen für ein Land führen, das den Kampf um seine Unabhängigkeit mit allen Mitteln führen muß, unter Umständen auch mit den Mitteln des Films.

Nach dem Vertrag aber – man kann ihn schon ein »Bündnis« nennen –, den die österreichischen mit den deutschen Filmproduzenten geschlossen haben, kann praktisch in Österreich kein österreichisch-patriotischer Film mehr gedreht werden, der, zum Beispiel, Preußen oder das Neu-Heidentum des Nationalsozialismus angreift. Denn was anderes bedeutet die Abmachung, daß sich die Filmproduzenten Österreichs verpflichten, keine Produktionen zu unterstützen, deren »Inhalt und Ensemble in Deutschland tendenziös oder irgendwie verletzend wirken könnten«?

Man darf also in Österreich, wo der ermordete Bundeskanzler Dollfuß als Märtyrer verehrt wird, keinen Film herstellen, in dem sein tragischer Tod mitsamt den politischen Hintergründen dargestellt würde, das heißt: mit dem Nachweis – *den die österreichische Regierung selbst erbracht hat* –, daß Dollfuß das Opfer des Dritten Reiches ist.

Man kann in Österreich nicht mehr einen Film über Maria Theresia herstellen, in dem Friedrich, der König von Preußen, gemäß der österreichischen Auffassung, als der Räuber Schlesiens dargestellt würde.

Also handelt der »Bund der österreichischen Filmindustriellen« genau *gegen* die Tendenzen der österreichischen Regierung – des »Marktes« wegen –, aber mit Zustimmung der österreichischen Regierung.

Auf Grund dieses Film-Abkommens werden die Deutschen jährlich mit Dutzenden Propagandafilmen Österreich überschwemmen, die gewiß nicht formal gegen die österreichischen Zensur-Gesetze verstoßen, aber das Dritte Reich als Paradies schildern werden, dem sich durch Plebiszit anzuschließen höchste Zeit für die armen Österreicher wäre.

An der Spitze des »Österreichischen Instituts für Filmkultur« steht der Kardinal Innitzer, ein heftiger Gegner des Nationalsozialismus. Hat der Herr Reich in seinem Namen verhandelt? Weiß die österreichische Regierung nicht, welch ein wichtiges Propagandamittel sie aus den

Händen gibt, wenn sie sich von der deutschen Reichsfilmkammer Gesetze für die österreichische Produktion diktieren läßt?
Es ist möglich, daß sich der Herr von Papen in diese Angelegenheit gemischt hat. Nicht umsonst ist er ein »besonderer Beauftragter«.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 23.2.1935

IN DER KAPUZINERGRUFT

Hier schläft mein alter Kaiser, Seine *k. k. Apostolische Majestät, Franz Joseph der Erste*. Er schläft in einem einfachen Sarg, der noch einfacher und schmaler und anspruchsloser ist als das Bett, in dem er zeit seines Lebens im Schloß zu Schönbrunn zu schlafen gewohnt war, und die Majestät, die ihn zeit seines Lebens umglänzt und die er dargestellt hatte, verbündete sich mit der Majestät des Todes, des Kaisers aller Kaiser...
Als man ihn begrub, den Kaiser Franz Joseph, stand ich, einer der zahllosen Soldaten seiner Armee, ein namenloses Glied des Spaliers, das wir damals bildeten, knapp vor der Kapuzinergruft, um seinen hohen Leichnam zu begrüßen. Es war Herbst, ein dunkelgrauer Regen regnete auf unsere Felduniformen, auf die blanken, bläulichen Läufe und die braunen, polierten Schäfte unserer Gewehre, auf die Kappen und die Gesichter und auf die frisch gewichsten Stiefel, auf die weinenden Frauen und Männer in Zivil hinter unseren Rücken und auf die umflorten Laternen. Es regnete sacht und eindringlich und unaufhörlich --- und nie in meinem Leben werde ich diesen Regen vergessen. Ich habe viele Arten von Regen gesehn, Regen im Krieg und Regen im Frieden, Regen vor dem Feind, Regen auf dem Vormarsch, Regen auf dem Rückzug; jener Regen aber vor der Kapuzinergruft, an dem Tage, an dem man den Kaiser begrub, scheint mir ein besonderer Regen gewesen zu sein, gewissermaßen ein Regen, den der Himmel selbst aufbewahrt hatte, bis zu der Stunde, in der Franz Joseph der Erste begraben wurde. Es war, als würfe der Himmel Wasser auf ein Grab; wie Menschen, die einen Leichnam bestatten, Schollen auf Schollen auf den Toten zu werfen pflegen. Es war – ein ganz besonderer Regen. Nie mehr habe ich später seinesgleichen gesehen. Es regnete nicht vom

Himmel her, es weinte von ihm hernieder. Und damals, an jenem Tage, empfand ich zum erstenmal (und zum einzigenmal) die Wahrheit der so oft und billig mißbrauchten Metapher: Der Himmel weint. Mein Herz, gewißlich kleiner als der Himmel, weinte damals noch heftiger als er; und nicht einmal das k.u.k. Dienstreglement, das damals meine Empfindungen regelte, dämpfte und unterdrückte, konnte mich hindern zu weinen.
Ich stand reglos in der »Habt acht«-Stellung. Aber mein Herz war schwer, und meine Augen, befehlsgemäß und soldatisch dem Kondukt zugewandt, füllten sich mit Tränen, so daß ich zwar blickte, aber gar nichts sah. – Wem weinte ich damals nach? – Gewiß dem Kaiser Franz Joseph: aber auch mir selbst, meiner eigenen Kindheit, meiner eigenen Jugend. Und obwohl ich in jener Stunde wußte, daß ich bald, bald für den toten Kaiser und für seinen Nachfolger zu sterben befohlen und bestimmt war, und obwohl ich damals noch so jung war, schien es mir, daß es beinahe unschicklich sei, später zu sterben als der Kaiser, dessen Glanz meine Jugend erleuchtet und dessen Leid meine Jugend verdüstert hatten. Damals fühlte ich, daß ich ein Österreicher bin; ein alter Österreicher. Alle Kaiser von Österreich waren meine Kaiser gewesen. Alle Kaiser von Österreich, die noch kommen könnten, werden *meine* Kaiser sein. Aber das Fürwort »mein«, auf den Kaiser Franz Joseph angewandt, bekommt eine besondere Bedeutung: Es wird gewissermaßen der adjektivischen Steigerung fähig; es wird »meiner« als mein. Alle österreichischen Kaiser sind meine Kaiser. Aber Kaiser Franz Joseph der Erste ist mein *besonderer* Kaiser, der Kaiser meiner Kindheit und meiner Jugend ...
Deshalb pilgere ich, wenn ich das Glück habe, nach Österreich heimkehren zu können, in die Kapuzinergruft, meinen Kaiser zu begrüßen. Und während der brave Führer mein Herz erfreut (indem er in altem kaiser- und königlichen Deutsch die Relativsätze mit einem »was« einleitet statt mit einem »der« oder »die«), halte ich folgende stumme Ansprache an meinen alten Kaiser Franz Joseph:
»Lieber Kaiser! Ich habe dir gedient, und ich habe dich begraben, ich habe einmal, vielleicht im Übermut, versucht, dich zu gestalten --- und ich habe dich überlebt. Im Tode noch aber bist du stärker als ich. Vergib mir meinen Übermut! Alle österreichischen Kaiser liebe ich: jenen, der dir gefolgt ist, und alle, die dir noch folgen werden. Aber dich, mein Kaiser Franz Joseph, suche ich auf, weil du meine Kindheit

und meine Jugend bist. Ich grüße dich, Kaiser meiner Kinderzeit! Ich habe dich begraben: Für mich bist du niemals gestorben!

Dein Joseph Roth«

Wiener Sonn- und Montags-Zeitung, 27. 5. 1935

AN DEN »CHRISTLICHEN STÄNDESTAAT«

Wir brachten seinerzeit eine Würdigung J. Roths von Ernst Křenek, mußten aber dann am Echo dieses Artikels feststellen, daß Roths Werke, insbesondere sein »Radetzkymarsch«, vielfach eine von der unseren einigermaßen abweichende Deutung erfahren. Wir haben das J. Roth mitgeteilt und geben nun mit Freude seiner schönen und von tiefer Liebe zu Österreich zeugenden Antwort gerne Raum, in der er sich gegen diese Vorwürfe verteidigt. D. RED.

Sehr verehrter Herr Redakteur, ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief, in dem Sie mir mitteilen, daß einige Ihrer Leser gegen den Artikel, den Herr Ernst Křenek über meine literarischen Arbeiten in Ihrer Zeitschrift veröffentlicht hat, Einwände erheben. Mehrere Leser – so sagen Sie – behaupten, es verwundere sie, in Ihrer patriotischen Zeitschrift einen Aufsatz über mich zu finden, über mich, der ich wahre »Pamphlete gegen Österreich« veröffentlicht haben soll. Gewiß habe ich es nicht nötig, vor Ihnen, der Sie um meine Schriften, meine Haltung und mein Bekenntnis zu Österreich Bescheid wissen, den geradezu fatalen Irrtum dieser Leser zu bekämpfen. Aber ich sehe mich gezwungen, diese Vorwürfe *öffentlich* zu widerlegen: nicht etwa deshalb, weil sie mich betreffen; sondern, weil sie mir einen ganz bestimmten, außerordentlich bedauerlichen und dem österreichischen Gedanken sogar schädlichen Geisteszustand einiger (vielleicht vieler) patriotischer Österreicher zu kennzeichnen scheinen. Man könnte diesen Geisteszustand mit dem Wort charakterisieren: törichte oder besser: betörte Empfindlichkeit. Sie ist begreiflich in einer Zeit wie dieser unseligen, in der wir leben. Der Bedrohte – und wie furchtbar sind wir Österreicher bedroht – mißtraut sogar der Liebe, die ihn umwirbt und schützen will, sobald sie die gefährlichen Züge der Kritik, des Humors, der Ironie gar angenommen hat. So manche Äußerung über

Österreich, die mein gottseliger Kaiser, Franz Joseph I. (gewiß kein Freund der Ironiker), zumindest verziehen, vielleicht sogar aber auch wohlgeheißen hätte, könnte heute in den patriotischen Österreichern den Verdacht erwecken, der Urheber dieser Äußerungen sei ein »Defätist«. Es ist schön und rührend, daß man die Tradition bis zur stupenden Einsichtslosigkeit verteidigen zu müssen glaubt, selbst gegen einen, der sie selbst verteidigt. Es ist schön und rührend; es ist aber schädlich. In dieser Art einen Schriftsteller anzugreifen, der eben ausgerückt war, um seinen Angreifer zu verteidigen, verrät sich nicht nur geistige Beschränktheit, sondern auch, so fürchte ich, jene unselige geographische, zu der wir Österreicher durch den Friedensvertrag verurteilt worden sind. Wir sind dennoch nicht »das kleine Alpenländchen«, in dem zu leben wir gezwungen sind, wir sind immer noch jener große Gedanke, ohne den nicht einmal unser »kleines Ländchen« eine Woche Bestand haben könnte! Der »Österreichische Gedanke« ist kein »patriotischer«, sondern beinahe ein religiöser. Wir sind nicht »der zweite deutsche Staat«, sondern der erste, sozusagen: *der allererste deutsche und übernationale und christliche Staat!* Jene Leser aber, die einen österreichischen Schriftsteller meiner Art etwa für einen »Kritikaster« halten, sind in der Tat nicht Verteidiger des ersten universalen und katholischen deutschen Staates, sondern des »zweiten« und des »kleinen Alpenländchens«. Es sind brave, wohlmeinende »Gau«-Verteidiger. (Aus dem Stoff, aus dem sie gemacht sind, kann man unter Umständen auch »Gauleiter« machen.) Es sind wohlgesinnte Benützer der Worte: »landfremd«, »Scholle«, »Blut und Boden«. Unösterreichische, antiösterreichische Worte: denn die wahren Worte, die in Österreich »zuständig« sind, wären: universal, katholisch, übernational, gottgläubig und gottwohlgefällig. Wer dieses Österreich liebt, dieses Österreich, das wir wieder erwecken wollen, darf Kritik üben. Wer die Tradition im Blute hat, fürchtet niemals, er könnte sie verletzen. Die wahren Pamphlete gegen Österreich schreiben nur die Pathetiker des »kleinen Ländchens« und des »zweiten deutschen Staates«. Diese braven, ahnungslosen Patrioten, die Gau-Katholiken und die Gau-Österreicher ...

Ich aber bin mit österreichischem, *welt-österreichischem* Gruß Ihr ergebener

Joseph Roth

Der Christliche Ständestaat, 23. 6. 1935

KEIN RASENDER REPORTER

Egon Erwin Kisch zum 50. Geburtstag

Die literarischen Verdienste des Schriftstellers Egon Erwin *Kisch* sind in der Welt bekannt. Dennoch möchte ich sie zum Zeichen der Freundschaft, die uns trotz allen politischen Gegensätzen verbindet, hier nennen:

Egon Erwin Kisch ist kein rasender Reporter; das ist ein Spitzname, den er sich nicht ohne Selbstironie gegeben hat; er ist ein gewissenhafter und gründlicher Berichterstatter. Was ihn aber zum vorzüglichen Schriftsteller macht und seine Berichterstattungen zu literarischen Werken, ist – der Materialist Kisch möge es mir nachsehen – die Gnade, die Gnade des echten Schriftstellers, die darin besteht, daß man die Wirklichkeit beschreibt, ohne die Wahrheit zu verletzen; daß man trotz der dokumentarischen Wirklichkeit nicht versäumt, die Wahrheit zu sagen. Diese Fähigkeit allein ist es, die Egon Erwin Kisch eine ganz besondere, ich möchte fast sagen, einmalige und einzige Bedeutung gibt.

Neue Deutsche Blätter (Prag), Juni 1935

NACHRUF

Das Andenken des jüngst verstorbenen holländischen Verlegers Gerard de Lange müssen wir an dieser Stelle ehren, weil sein Leben von Bedeutung war für einen großen Teil der wertvollen Literatur und weil sein allzu früher Tod einen Verlust für die deutsche Literatur bedeutet. Das Vaterland des echten Schriftstellers ist die Sprache, in der er schreibt; man kann es ihm in Wahrheit gar nicht rauben; man kann ihm höchstens den Reisepaß entziehen; aber ein Stück Heimat ist dem Schriftsteller auch der Verlag, der seine Werke verbreitet: Ein Stück Heimat gab uns der Verleger de Lange.

Kräftig und stattlich, blond und helläugig, Sproß eines adeligen holländischen Geschlechts, stellte Gerard de Lange den guten Typus des chevaleresken Offiziers vor. Er war auch ein chevaleresker Verleger. Er

fühlte die Verpflichtung, die alte holländische Tradition der Gastfreundschaft fortzusetzen, denn er hatte die Tradition seines Landes im Blut. Schnell entschlossen, wie er war, gründete er einen deutschen Verlag, als einer der ersten Verleger im Ausland. Er bereitete uns nicht nur ein Heim, er nahm uns darin auch mit offenen Armen auf. Heiter, gesund und frohgemut kam er uns entgegen. So erschien er uns. Aber auf dem Grunde seiner Seele lagerte eine geheimnisvolle Trübsal. Er war eigentlich traurig, zartbesaitet und empfindlich. Sein leutseliges Gebaren, seine noble Gastfreundschaft, sein gelegentlich hervorbrechender jugendlicher Übermut, seine kraftvolle körperliche Erscheinung konnten die tiefe Melancholie, die in seinem Herzen wohnte, nicht verbergen. Er konnte oft launenhaft sein, aber niemals war er wankelmütig. Seine guten und seine schlimmen Launen hatten immer einen ganz gewissen grandseigneuralen Glanz, den Glanz einer längst entschwundenen Epoche, in der noch das Humane verschwistert war mit dem Feudalen. Unter den zahlreichen kleinbürgerlich rechnenden Verlegern, mit denen wir Schriftsteller leider zu rechnen haben, nahm sich Gerard de Lange wie der Aristokrat aus, der er dem Blut und dem Charakter nach war.

Wer sein Freund war, durfte auf seine Treue zählen. Er war mehr als ein Freund: Er besaß die seltene Eigenschaft, ein Kamerad zu sein. Eine soldatische Eigenschaft, besonders selten im literarischen Leben unserer Tage. Seine Einfälle konnten mitunter unberechenbar sein; sein Gefühl aber war stetig. Er hatte Vorurteile, wie jeder sensible Mensch; aber sie waren nicht imstande, sein Urteil zu trüben. Und sein Urteil war immer ein persönlich-privates, auch wo es sich um Literatur handelte; konservativ aus Überzeugung und von Natur, war er stets geneigt, eine wahre Persönlichkeit anzuerkennen, auch wenn sie im anderen politischen Lager stand.

Er war keineswegs »bürgerlich« – im engen Sinne dieses Wortes. Er war feudal, also freier und großzügiger als ein Bürger. Er war zu hochgemut, um zu »berechnen«, selbst in jenen Fällen, in denen er zu rechnen gezwungen war.

Als ich ihn das letztemal sah, beschattete der Tod schon seine körperliche Erscheinung. Sehr einsam und sehr traurig schien er mir, trotz der Heiterkeit, die er sich zu zeigen bemühte.

Ein Freund ist uns gestorben; ein gütiger Verleger; ein wahrer Mensch.

Pariser Tageblatt, 7. 7. 1935

EINE FILMRUNDFRAGE

»Welches halten Sie für den besten Film?«

Am besten gefällt mir *Chaplins »The Kid«*.
Vielleicht haben andere Chaplin-Filme (filmtechnisch und künstlerisch) mehr Bedeutung als dieser. Aber ich urteile weder als »Filmfachmann« noch als ständiger Besucher des Kinos. Betrachte ich Filme, so ist es mir unmöglich, vom Stofflichen, vom »Sujet« abzusehen. *Alle* Chaplin-Filme sind (meiner laienhaften Meinung nach) zum Unterschied von anderen Filmen nicht bereits musterhaft bearbeiteten Werken entnommen, sondern *a priori* von Chaplin selber primär gestaltete Filmstoffe. Ein guter künstlerischer Film kann ohne dichterische Grundlage nicht bestehen. Alle anderen »künstlerisch« genannten Filme bleiben Kunstgewerbe.
In »The Kid« halte ich für originell und einmalig dargestellt: die Liebe, die nicht nur das zweifelhafte Gesetz des Blutes leugnet, sondern auch die Liebe eines Mannes zu einem Kind ausgestaltet, die so ist, wie die Liebe einer natürlichen Mutter zu ihrem natürlichen Kind.
Wenn ich von einem schon 14 Jahre alten, stummen Film spreche, so möchte ich damit den Leser nicht von der Produktion der Gegenwart ablenken. Sobald man für den Film künstlerische Kriterien postuliert, dürfen Alter und Entstehungszeit eines Werkes nicht in Betracht gezogen werden.

Neue Zürcher Zeitung, 15.7.1935

HABSBURG UND DIE TSCHECHOSLOWAKEI

Sehr verehrter Herr Professor Georg Bernhard,
erlauben Sie mir bitte, Sie auf ein paar Betrachtungen aufmerksam zu machen, die sich im Bericht Ihres Prager Korrespondenten (Samstag, den 13. Juli) befinden; und die, wie ich glaube geeignet sein könnten, Ihre Leser glauben zu machen, der Bericht stamme aus Berlin und nicht aus Prag. Es tut mir nämlich weh, in Ihrem Blatt, dessen Mitarbeiter ich bin, eine Argumentation gegen Österreich zu finden, derer

sich der »Völkische Beobachter« gerade in diesen Tagen bedient und für die allerdings Ihr Korrespondent weniger verantwortlich ist als die unselig widerspruchsvolle und halt- und haltungslose internationale Politik unserer Tage.

Es handelt sich im Bericht Ihres Herrn Korrespondenten um die Aufhebung der Habsburger Gesetze und ihre Wirkung in der Tschechoslowakei. Ihr Herr Korrespondent schreibt: »Das Habsburger Reich hatte die jetzt befreiten Völker unterdrückt... Die Habsburger haben sich nie mit der Herrschaft über Österreich zufriedengegeben und immer wieder versucht, andere Völker unter ihre Herrschaft zu bringen... Darum, wer die Verantwortlichkeit der Führer anerkennt..., wird gut daran tun, alle Restaurationsabsichten der Habsburger im Interesse der Erhaltung des Friedens im Donauraum zu bekämpfen.«

Es ist hier nicht der Platz, und es ist auch heute nicht meine Absicht, näher auf die historischen Irrtümer einzugehen, die Ihr Herr Korrespondent begeht, weder auf die widersinnige, historisch unhaltbare Behauptung, das Haus Habsburg hätte Völker »unterdrückt«, noch auf die Wendung: »Die Habsburger haben sich nie mit der Herrschaft über Österreich zufriedengegeben« -- eine Wendung, die, einzig in ihrer Art, mich glauben läßt, sie stamme vom unsterblichen »Schwejk« und so benachbart seien bereits politische Polemik und Groteske, daß man nicht mehr merken kann, wann man die Grenze zwischen beiden überschreitet.

In Wahrheit hat Österreich niemals das tschechische Volk, das viele Österreicher ebenso lieben wie ich selbst, so unterdrückt, wie der Führer der Sudetendeutschen, Konsul Henlein, es heute unterdrücken möchte. (Und auch zur Zeit der Habsburger waren es die Sudetendeutschen, die, antizipierte Nationalsozialisten, Väter der Hitlerschen Ideologie, immer wieder versuchten, gegen die Habsburger die nichtdeutschen Völker der Monarchie zu vergewaltigen.) In Wahrheit hat nie irgendein Habsburger, in deren Diensten viele hervorragende Tschechen standen, den Tschechen, überhaupt den Slawen gegenüber, jenen abscheulichen plebejischen deutschen Hochmut bewiesen, der ein Kennzeichen der Hohenzollern war und den Herr Hitler heute geerbt und verstärkt hat.

Wenn irgendeiner heute im Donauraum den Frieden gefährdet, so ist es das Dritte Reich und sein Trabant, der Herr Henlein, den die Tschechoslowakei selbst gezüchtet hat. Das tschechische Volk wird nicht

von den Österreichern und nicht von den Habsburgern bedroht, sondern von den Sudetendeutschen – wie einst, in der Monarchie: ja, stärker noch als damals. Das weiß jedes tschechische Kind. Und Ihr Prager Korrespondent sollte es nicht wissen? Wäre es nicht Ihr Korrespondent, sehr verehrter Herr Professor, ich käme auf die Vermutung, er beziehe seine Argumentation entweder aus Berlin oder aber von irgendeinem Presse-Amt aus dem Jahre 1932. Wir zählen aber heute 1935. Konrad Henlein, der Vorposten Hitlers, ist heute der Feind der Tschechen; nicht Österreich, nicht Habsburg.

Ich bin mit ergebener Hochachtung Ihr Joseph Roth

Pariser Tageblatt, 19. 7. 1935

VISION

Die Mörder kamen mit heiter erregten Gesichtern in das Haus des kleinen Kanzlers. Sie freuten sich im voraus mit herzlicher Grimmigkeit auf das Blut, das sie fließen lassen sollten, und weniger auf die Folgen, die sie sich von diesem zu vergießenden Blut erhofften. Sie waren eben echte Mörder: Seit Jahren schon sahen ihre Augen die Welt durch einen roten Schleier aus stetig fließendem Blut, und durch eine starke Wand aus geronnenem waren sie von den Menschen getrennt. Kain, der Urvater ihrer Partei, hatte ihnen längst sein Zeichen auf die Stirnen gedrückt. Dies allein aber genügte ihnen nicht, denn sie fürchteten, der oder jener könnte es nicht sehen, und also machten sie sich noch andere, größere Zeichen aus Metall und aus Leinwand und hefteten sie an ihre Brüste und an die Arme, und zwar an die linken Arme, gleichsam, damit auch die linken Arme teilhaben an der Mordlust der rechten. Seit Jahren schon trugen die rechten Handflächen der Mörder nicht die Linien und Striche, die das Antlitz der menschlichen Hände bilden, sondern die tief eingekerbten Abdrücke der Mordwerkzeuge; eine Pistole war heimischer in ihrer Hand als in einem Futteral, und ein Dolch fühlte sich in ihrer Hand heimischer als in seiner Scheide. Was aber ihre Herzen anlangte und die sehr tief geborgenen Gefühle der Gottesfurcht, die gewiß in ihnen lebten, so hinderte das eiserne Kainszeichen an ihren linken Brüsten, daß ein menschlicher Klang aus den

Herzen der Mörder dringe. An den äußeren Pforten ihrer Seele stand als grimmiger Wächter das Kainszeichen aus Eisen.
Also drangen und stürmten sie mit aufgeräumter Mordlust in das Zimmer eines frommen Mannes. Hier erblickten sie zuerst eine kleine, hölzerne Statue der Heiligen Mutter Gottes, ein bescheidenes und sehr demütiges Werk, gebildet von den demütigen Händen eines frommen Bauern, ein Geschenk an den frommen Kanzler. Die Mörder erregte dieser Anblick noch mehr. Ihnen zugewandt war die Statue der Mutter Gottes, und für den Bruchteil eines Augenblicks dachten sie daran, auf das milde Antlitz zu schießen. Der fromme Mann aber, der, vor ihnen fliehend, ihnen seinen Rücken zuwandte, war ein Mensch aus Fleisch und Blut, und sie waren gekommen, um Blut fließen zu lassen, denn Blut wollen Mörder sehen, zuerst Blut. Deshalb nahmen sie sich vor, erst eine Weile später, nachdem ihr Durst nach Menschenblut gestillt worden war, auch ihren Durst nach Lästerung zu stillen.
Sie schossen also den kleinen, frommen Mann in den Rücken, und da sie so viel größer waren als er, mußten sie dabei ihre Arme ein wenig senken. (Auch Kain war gut um einen Kopf größer als der kleine Abel.) Der Mann fiel nieder. Und von dem lauten Knall zitterten eine knappe Weile alle Gegenstände im Zimmer, und auch die kleine Statue der Heiligen Mutter Gottes erbebte. Hierauf aber war vollkommene Stille. Der Mörder senkte die Pistole. »Ist er tot?« fragte ihn einer seiner Genossen. »Wir wollen sehen!« sagte der Mörder. »Hebt ihn auf und seht nach!« Sie gingen vor, mit zaghaften Füßen, die aber in lärmenden Stiefeln steckten. Sie hoben den frommen Mann auf und drehten ihn um. Seine großen blauen Augen sahen sie, es waren zwei runde Kreise, gleichsam kleine irdische Vertreter des unendlichen Himmels, zu dem die Mörder niemals aufgeschaut hatten. Jetzt erst, indem sie sich über ihr Opfer bückten, sahen sie zum erstenmal einen blauen Abglanz des ewigen Himmels. »Er lebt noch!« meldeten sie dem Anführer -- und sie schleppten ihn und legten ihn mit einem mörderischen Schwung auf das kleine Sofa, unzufrieden damit, daß er ihnen die Qual antat, noch immer zu leben, und wie, um ihn noch einmal zu morden.
Er aber lebte immer noch. Sein rotes Blut floß und floß und strömte und strömte und wollte nicht versiegen, als wollte es selbst den Mördern zeigen, was es heißt, Menschenblut zu vergießen. Die Mörder standen bald ratlos und bald neugierig herum und wunderten sich dar-

über, daß aus einem so kleinen Körper so viel Blut fließen könne. Sie schwiegen zuerst, dann wandte jeder von ihnen seinen Blick von dem strömenden Blut ab, begegnete aber gleich dem drohenden und furchtsamen eines Mordgenossen und fürchtete, dieser könnte ihn der Feigheit zeihen. Schließlich sahen sie alle auf das strömende Blut.
»Ich will das Kreuz sehen, bevor ich sterbe«, sagte der fromme Mann. Sie fürchteten sich aber, die Mörder, sie selber, in dieser Stunde, vor einem Priester und vor dem Kreuz, und jeder von ihnen fühlte, daß er diesen Anblick nicht ertragen hätte. Deshalb holten sie zu dem Sterbenden nur einen der entwaffneten Polizisten. Der Polizist hatte noch niemals vor einem Sterbenden gestanden. Auch wußte er nicht genau, er konnte es auch nicht wissen, daß er von der Gnade Gottes ausersehen war, einen frommen Sterbenden zu trösten. Er war nur ein einfacher Polizist. Da er aber ein guter Mensch war, gab ihm die Gnade Gottes gute und tröstliche Worte ein, und er sagte sie daher. In diesem Augenblick besaß er die Gnade, obwohl er ein ganz einfacher Mann war, ja, *weil* er ein ganz einfacher und weil er ein entwaffneter Mann war. Er besaß keine Waffen mehr. Er hatte auch kein Kreuz bei sich. Der Sterbende aber sah, für einen Augenblick nur, in dem Aug' des Polizisten den erhabenen Widerschein jenes Glanzes, der einst vom Stern von Betlehem ausgestrahlt war. Zwischen Bewaffneten und Entwaffneten konnte der sterbende Fromme nicht mehr unterscheiden. Er wollte gerne glauben. Mitleid hätte seine Feinde in der Stunde seines Todes dennoch erfaßt. Er war sein Leben lang milde gewesen. Aber in der Stunde, in der er starb, war er noch milder als zeit seines Lebens. Er wollte noch die Hände heben, um den Mann zu segnen, der neben ihm stand. Aber nur seine Finger zitterten leise und ohnmächtig. Er wollte noch den Mördern verzeihen, die dicht gedrängt an der Tür standen und in denen bereits die Furcht zu kämpfen begann gegen die aufgeräumte Mordlust, die sie zeit ihres Lebens beseelt hatte. Angestrengt bemühten sie sich, ihre Blicke abzuwenden von dem roten Blut und von dem blauen Himmel, der sich in den brechenden Augen des Kanzlers spiegelte. Es gelang ihnen nicht. Der schwarze Tod kam ins Zimmer. Jetzt stand er neben dem entwaffneten Polizisten. Es war ganz still, man hörte nur das leise Sickern des Blutes in den Stoff des Sofas.
In diesem Augenblick wollte der Kanzler noch einmal sagen: »Das Kreuz möchte ich sehn!« Aber er bewegte nur die Lippen und wußte selbst, daß man ihn nicht mehr hören könnte.

In seiner letzten Verzweiflung wollte er nun versuchen, den Kopf abzuwenden. Da sah er plötzlich, wie die kleine Statue der Mutter Gottes lebendig wurde, aufstand, wuchs und sich ihm näherte. Mit einem goldenen, lichten Glanz erfüllte sie das ganze Zimmer. Hinter dem goldenen Glanz verschwanden die Mörder. Die großen Augen des kleinen Mannes tranken durstig den goldenen Glanz, durstig und unersättlich. Er sah seine Mörder nicht mehr. Die Mörder aber sahen den Glanz nicht. Auch den Sterbenden sahen sie nicht, obwohl sie glauben mochten, sie sähen ihn. Denn ein anderer war er in der Sekunde, in der er starb, als in jener, in der sie ihn gemordet hatten.

Aus Verlegenheit, aber auch, um zu zeigen, daß sie deutsche Männer seien, begannen sie, an ihrem Kainszeichen auf der Brust und am linken Arm herumzubasteln. Aber die Kainszeichen hatten sich gar nicht verschoben! Es war gute deutsche Ware! Marke: Deutsches Reichspatent. (Das verschiebt sich nicht.)

Als Abel starb, sah er es auch nicht, das Kainszeichen, das Reichspatent. Kein frommer Mann sieht in der Stunde seines Todes das Reichspatent. Selbst wenn es ihn tötet, sieht er in seiner letzten Stunde die goldene Gnade der Heiligen Mutter Gottes.

Als Dollfuß starb, war ein großer goldener Glanz im Zimmer. Er überstrahlte und verdeckte selbst die Mörder. So gütig und so stark war er, daß der Sterbende nicht einmal die Kainszeichen sah, die verbogenen und verkrüppelten Kreuze, das Reichspatent Kains, des Brudermörders mit der deutschen Reichsarmeepistole.

Der Christliche Ständestaat, 18. 8. 1935

FÜR ERNST KŘENEK

Ich liebe die Musik Ernst *Křeneks*, und ich liebe seine Sprache. In meine Liebe zu seiner Musik mischt sich Dankbarkeit: Denn ihm, unter allen lebenden, bedeutenden und »modern« genannten Musikern, habe ich die angenehme Erfahrung zu verdanken, daß mein widerspenstiges Ohr nicht ein musikalisch taubes ist, sondern lediglich ein ungeschultes, jedenfalls nur ein ignorantes. Auch meinem Gehirn fehlen Erfahrung und Wissen und die Kenntnis des »fachlichen Ausdrucks«,

der den Lesern dieser Zeitschrift selbstverständlich sein dürfte. Es ist also gewiß eine laienhafte »Umschreibung«, wenn ich sage, daß die Musik Ernst Křeneks mein Ohr sozusagen geweckt hat. Es ist wach geworden, und es hat gelernt zu differenzieren. (Es ist, als wenn ein Schwerhöriger gelernt hätte, den blechernen Klang der musikalischen Lüge von der Stimme der musikalischen Wahrheit zu unterscheiden.)

Die Stimme der Wahrheit vernahm ich auch in der Prosa, die Ernst Křenek schreibt. Ich liebe seine Sprache, weil sie den bescheidenen Glanz der Konsequenz, der Grammatik, der Syntax, *des Gesetzes* hat. In dieser Sprache offenbaren sich: der Mensch der Ordnung, also der Mensch der wahren und legitimen Freiheit; der Respekt vor der Tradition; der wunderbare Widerstand gegen den lügenden, verlogenen und anarchischen Versuch, das Gesetz umzustoßen, weil es angeblich »fesselt«; und also die Erkenntnis, daß die Gesetze nicht fesseln, sondern *verpflichten,* und daß es keine »Freiheit« gibt ohne Verpflichtung.

Man darf bei der Betrachtung bedeutender Persönlichkeiten keinen Unterschied machen zwischen ihrem Wirken und ihrem »privaten« Leben. Es sei mir deshalb bei dieser Gelegenheit gestattet, mich zu dem *Menschen* Ernst Křenek mit großer Freude zu bekennen. Ich liebe nicht nur seine Musik und seine Sprache, sondern auch seine Erscheinung. Ich liebe seinen stillen, klugen und bescheiden prüfenden Blick, seine kritische Aufmerksamkeit und die alles vernehmende (zur Notiz nehmende) ständige Wachheit seines Geistes. Ich liebe seine musikalische, poetische Nüchternheit, seine großmütige Strenge und seine große Fähigkeit, eine harte Nachsicht zu üben. (Es sind dies die Eigenschaften eines wahrhaft Gütigen.)

Ich liebe ihn besonders, weil er ein treuer und echter Österreicher ist. Ich hoffe, daß ich mich zu seinen Freunden zählen darf: Gewiß aber bin ich, daß ich nicht zu unbescheiden bin, wenn ich ihn herzlich begrüße als sein österreichischer Kamerad und als sein dankbarer Verehrer:

Joseph Roth

Musikzeitschrift, 10. 10. 1935

DANK AN ALFRED POLGAR

Ich habe Alfred Polgar viel zu verdanken. Unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart ist er einer der behutsamsten. Die sprachliche Behutsamkeit habe ich von ihm gelernt. Ich gestehe, daß ich versucht habe, sie ihm abzulauschen; daß ich versucht habe, den Geheimnissen der deutschen Sprache nachzuspüren, so, wie er unter wenigen es kann, dank seiner Gnade, zu hören und zu fühlen.
Dankbar war ich ihm noch *vor* dieser Zeit, damals also, als man noch hätte hoffen können, daß das zarte und starke Instrument der deutschen Sprache nicht degradiert werden könnte zum reichsdeutschen Lautsprecher: Heute aber, da dem so ist, wird meine Dankbarkeit gegen Alfred Polgar noch größer. Seine Zartheit ist siegreich gegen den Lautsprecher. In diesen jämmerlichen Tagen, in denen Barbaren und Stotterer die deutsche Sprache mißhandeln, wird das Werk Alfred Polgars bedeutender als es jemals »in ruhigen Zeiten« erschienen wäre. Ich danke ihm von Herzen: für alles, was er für die deutsche Sprache getan – für alles, was er mich gelehrt hat.

National-Zeitung (Basel), 17. 10. 1935

1936

STATT EINES ARTIKELS

Liebe Redaktion,
Sie fragen mich, ob ich nach einer Pause, die Ihnen ungerechtfertigt lang erscheint, nicht wieder einen Aufsatz veröffentlichen wolle. Ich bin nicht mehr imstande, Artikel zu schreiben, von denen ich befürchten muß, sie könnten einen Grad von Pessimismus verraten, den vor einem weitern Publikum – und sei es auch noch so sehr der Wahrheit gewachsen – zu äußern nicht angebracht sein kann. Es gibt für mich – um unsern Metier-Ausdruck zu gebrauchen – kein »Thema«, das mir gestatten würde, einen Artikel mit jenem Mindestmaß von Zuversicht zu schließen, dessen eine Äußerung in einer Zeitschrift selbstverständlich bedarf. Ich lese mit großer Bewunderung die aktuellen Aufsätze deutscher Schriftsteller. Ich beuge mich vor dem Edelmut, der sich in Resolutionen äußert, in Protesttelegrammen, in der Teilnahme an Kongressen, auf denen die Güter der Menschheit verteidigt werden, in Pamphleten, die Europas Führer und Feinde zu demaskieren suchen, in Artikeln, Kritiken und Glossen, in denen sich ein Achtung heischender, elanvoller Glaube an den berühmten »Rest des europäischen Gewissens« täglich äußert. *Nun, an diesen »Rest des europäischen Gewissens« glaube ich nicht.* Ich glaube auch nicht an die Wirksamkeit jener bescheidenen Tröstungsversuche, die aus historischen Rückblikken auf die finsteren Perioden der Vergangenheit bestehen und in die mehr oder minder verhüllte Mahnung münden, doch ja nicht zu verzweifeln: vorgestern habe es beinahe schon so ausgesehen wie heute. Die Erinnerung an ein zwar vergangenes, aber – wie man sieht – *keineswegs überwundenes* Unglück ist nicht imstande, mein gegenwärtiges zu mildern...
Im übrigen aber zweifle ich daran, daß es in der ganzen europäischen Vergangenheit eine Periode gegeben hat, die mit der unsrigen zu vergleichen wäre. Von allen dunklen und grausamen Menschen, die in der Schreckenskammer der europäischen Geschichte verewigt sind, sehe ich keinen einzigen, der die typischen Kennzeichen der zeitgenössischen Tyrannen aufzuweisen hätte: nämlich die Armseligkeit der Persönlichkeit. Selbst ihre Feigheit noch ist ja substanzlos! Ihre Lüge ist nicht nur ein Produkt der Phantasielosigkeit: Sie hat auch in ihrer Unförmigkeit etwas unüberwindlich Infantiles. Der psychotische Cha-

rakter der heute die Welt (nicht etwa Beherrschenden, sondern) Lähmenden und Betäubenden ist durch Schizophrenie, zirkuläres Irresein, Paralyse, Paranoia nicht richtig gekennzeichnet. Es scheint sich hier vielmehr um ein neues psychotisches Phänomen zu handeln, eine Art verschleppter Pubertät, verkalkter Geschlechtsunreife, erwachsener und sogar überwuchernder Unmannbarkeit mit den täuschenden äußeren Zeichen der Männlichkeit (wie vor allem Stimmwechsel). Einst hatten die Schrecken der Welt Substanz, wie mir scheint. Der Wüterich war grausam, der Mörder blutgierig, der Infame verlogen, der Giftmischer schlau, der Verführer hinterlistig. Die Begriffe Grausamkeit, Blutgier, Verlogenheit, Schlauheit, Hinterlist waren geradezu musterhaft, vorbildlich – wenn so was von Lastern gesagt werden darf. Wäre die Wirkung der heutigen Tyrannen nicht so greifbar, man wäre beinah versucht, ihnen ihre Schrecklichkeit nicht ganz zu glauben. Wenn man einen Halbwüchsigen mit einem Maschinengewehr hantieren sieht, ist man geneigt anzunehmen, die Waffe sei ein gelungen nachgemachtes Spielzeug. Beim Anblick der bewaffneten Mental-Halbwüchsigen geht es uns ebenso.
Nun müßte allerdings dieses mein Urteil über die Gewalthaber von heute mich nicht hindern, an jenen berühmten Rest des europäischen Gewissens zu glauben. Allein, die *Vergewaltigten von heute* scheinen mir vernünftigem Zuspruch ebenso unzugänglich wie die Tyrannen. Ihre Hoffnungen sind Schimären zugerichtet, ihre Pläne können kein Ziel haben, und auch jene unter ihnen – und ihrer sind viele –, die »aus Prinzip« an Wunder nicht glauben, leben nur noch vom *uneingestandenen Glauben an irgendein Wunder.* Niemals sind die zur Vergewaltigung Auserkorenen so leutselig den Vergewaltigern entgegengekommen! Niemals hat es einen so großen Andrang des Schlachtviehs zu den Opferstätten gegeben! Wohlverwahrt, unauffindbar ruht der »Rest des europäischen Gewissens« wahrscheinlich bei den Sieben Weisen von Europa.
Welch ein Gewimmel in dieser Welt, eine Stunde vor ihrem Untergang! Die Minister, die Laufburschen Europas, rennen von einem verlorenen Posten zum anderen, und neues Unglück blüht aus den Ruinen! Alle Staaten unterhalten untereinander »freundschaftliche Beziehungen«. Ihre freundschaftlichen Beziehungen beschränken sich in der Hauptsache darauf, daß es dem freien Schriftsteller verboten ist, das Oberhaupt eines Staates einen Roßtäuscher zu nennen, wenn es

zufällig wirklich einer ist; ferner auf dem Prinzip der sogenannten »Nichteinmischung«, das heißt: daß es dem Einwohner Müller vom ersten Stock verboten ist, in den zweiten Stock hinaufzugehen, wenn oben der Einwohner Meier sein Kind zu Tode prügelt. Es gibt nur noch *ein* Staatsoberhaupt in der Welt, das man kränken darf, und das ist der Negus von Abessinien. Und es gibt nur *einen* Staat, in dessen innere Angelegenheiten sich einzumischen erlaubt ist: das ist Danzig. Und diese Einmischung ist nur *einem* Nachbarn erlaubt: nämlich Deutschland. In einer Welt, in der momentan die stabilste aller Währungen just jene ist, die eigentlich nicht existiert, nämlich die Deutsche Reichsmark, möchte ich vorläufig aktuelle Artikel nur in einer Zeitschrift drucken, die nicht erscheint.
Eine ideale Zeitschrift! Ich könnte dort einen Roßtäuscher einen Roßtäuscher nennen, einen Minister einen Lautsprecher, die Niederlage des Proletariats eine Niederlage, die Demokratien Vorwände für den Mangel an Diktatoren, die Diktaturen Vorwände für Mangel an Vernunft, den Völkerbund eine Versammlung, in der seit ihrer Gründung der überflüssige Selbstmord eines jüdischen Journalisten das bedeutendste Ereignis war, die Monarchie der Habsburger in Österreich die sichere Niederlage der borussischen Dritten-Reichs-Ideologie, die Konkordatspolitik des Vatikans ein Unheil, das »andere Deutschland« eine bisher unbekannt gewesene Art von Fata Morgana, die lediglich die deutschen Idealisten erblicken können, und schließlich den weltbekannten Soldaten des Weltkriegs: einen Gefreiten!
Wie gesagt: eine ideale Zeitschrift! Unbekümmert um die Pein der Leser könnte ich den »Trotz-allem-Hoffenden« zurufen, daß sie über ihren optimistischen Kundgebungen die einzige allzu oft vergessen, die ihnen gemäß ist: nämlich die Kundgebung: Vae victis! Um die Zukunft vorauszusehen, bedarf es keiner prophetischen Gaben mehr: Die Zukunft liest sich »von selbst« von den Gesichtern der täglich photographierten Bahnhofspolitiker ab; sie kündet sich in der geheimnisvoll tuenden, verlogene Kommuniqués ausgebenden Geschäftigkeit der Staatsmänner, mit denen kein Staat zu machen ist und deren mysteriöse Banalität noch stolz ist, die angeblich gefährliche Geheimdiplomatie abgelöst zu haben. Die Zukunft beruht auf den Verträgen, von denen jeder einzelne sein eigenes Dementi ist und deren Ratifikation schon fast so aussieht wie ein Vertragsbruch. Zukunft verraten Sektreisende, die Botschafter an den Höfen ehrwürdiger Dynastien werden

und die maritime Abkommen mit jenen Flotten abschließen, denen sie eine Lieferung Henkell Trocken zu verkaufen von Natur bestimmt waren. Welche Illusionen der Opfer, die ihren Schlächtern entronnen zu sein glauben, und der andern, die ihre Schlächter erwarten, während sie des Glaubens sind, sie seien im Begriff, sie abzuwehren! Die Feigheit nennt sich Vorsicht, die Flucht strategischer Rückzug, die Resignation verkleidet sich als Würde, der Geschlagene schreit nicht mehr, weil er sich einbildet, er bekäme keine Schläge, solange er nicht schreit, der Beleidigte kehrt dem Beleidiger den Rücken, damit auch dieser geprügelt werde und nicht nur das Gesicht. Er wendet sich hierauf um und ergreift die freundschaftlich dargereichte Hand, die im preußischen Stiefel steckt, eine Hand, die tritt, wie sonst nur Füße treten konnten. Rom pilgert zur Wartburg, und der baltische Sachsenkönig Widukind Rosenberg kündet das Heil. Es ist eine Stunde vor dem Ende der Welt, oder auf lateinisch: die pax germanica, die Tochter des furor teutonicus. Wo sie sich hinstreckt, rötet sich das Gras.

All dies, oder das meiste, könnte ich in einer Zeitschrift, die ein Publikum hat, nicht noch näher ausführen. Es wäre auch zwecklos, denn ich glaube, wie gesagt, nicht, daß das Wort noch eine *unmittelbare* »aktuelle« Kraft hat, selbst dort, wo es keiner Art von staatlicher Zensur oder redaktionellem Bedenken unterworfen ist. Den Sieben Weisen von Europa erzähle ich nichts Neues. Zu den siebzig Millionen andern spreche ich vergebens. Was soll mein Wort gegen Kanonen, Lautsprecher, Mörder, törichte Minister, ratlose Diplomaten, dumme Interviewer und Journalisten, die durch den Nürnberger Trichter die ohnehin verworrenen Stimmen dieser Babel-Welt vernehmen?

Wenn Sie wollen, veröffentlichen Sie diesen Brief als einen wirklich »offenen« – statt eines Artikels.

In trauriger Resignation, Ihr Joseph Roth

Das Neue Tage-Buch (Paris), 17. 10. 1936

GLAUBEN UND FORTSCHRITT

Vortrag gehalten am 12. 6. 1936

Meine Damen und Herren. Bevor ich das eigentliche Thema meines Vortrages berühre, muß ich Sie um Entschuldigung bitten für den allzu allgemeinen Titel, den ich auf die Ankündigungen und Einladungen habe schreiben lassen. Die Aufgabe, die ich mir heute gesetzt habe, ist eigentlich nicht die, über Glaube und Fortschritt zu sprechen. Wenn die sprachliche Formulierung mir nicht so kühn erschienen wäre, ich hätte Ihnen gerne den Vortrag unter dem Titel »Der Aberglaube an den Fortschritt« angekündigt. Dieser Titel bezeichnet besser den Inhalt und den sogenannten »Tenor« dessen, was ich Ihnen sagen zu müssen glaube.

Es ist keineswegs leicht für einen Schriftsteller, dessen eigentliche Aufgabe es ist, von Angesicht seinen Lesern unbekannt zu bleiben, der sozusagen in einer physischen und physiognomischen Anonymität verharren sollte, der das rein Konkrete zu beobachten und zu gestalten hat, – es ist, sage ich, schwer für einen Schriftsteller, dessen natürlicher Ausdruck das in der Einsamkeit geschriebene Wort ist, zum gesprochenen zu greifen. Damit solches zustande komme, muß das Unheil, das in der Welt grassiert, so groß sein, daß die Stummen zum Reden gezwungen werden. Bevor jene Schergen kommen, denen wir – allerdings, nach dem klassischen Muster, ebenfalls mit der Gewißheit, einen Selbstmord zu begehen – das Noli tangere! entgegenzurufen hätten, drängt es uns, dann und wann einen Versuch zu machen, unsere Gedanken, unsere Warnungen, unsere Einsichten, unsere Mahnungen vor einer noch so restringierten Öffentlichkeit auszusprechen, so mangelhaft auch unser gesprochener Ausdruck sein mag. Denn es ist für einen Autor, der zeit seines Lebens die Wahrheiten, die er erkannt zu haben glaubte, nicht unmittelbar auszudrücken fähig ist, sondern lediglich durch Darstellung, Beschreibung und Gestaltung konkreter Begebenheiten und Erscheinungen, einen sogenannten »belletristischen Autor«, einen »Romancier« oder »Novellisten«, wenn Sie wollen, doppelt schwierig, eine Anschauung und eine Überzeugung nackt und gleichsam ohne stoffliche, ohne verkörperlichende Einkleidung darzustellen. Ich habe es einmal, mit dem unverhofften Erfolg, den ich in der Hauptsache den Lesern dieses Landes, den holländischen Le-

sern, zu verdanken habe, in meinem »Antichrist« versucht. Ich kann der legitimen Versuchung nicht widerstehen, derlei Äußerungen zu wiederholen, sobald meine eigentliche, ich meine: mir gemäße epische Arbeit mir eine Ruhe gestattet; ja sogar geboten erscheint es mir, wenn es meine Kräfte erlauben, einiges direkt beizutragen zur Entwirrung der Verworrenheiten, in denen wir leben. Diese Verworrenheiten sind es ja eben, die es dem zeitgenössischen belletristischen Schriftsteller unmöglich machen, seine Zeit, die Gegenwart, konkret zu schildern und zu gestalten. Sie werden gespürt haben, in welchem Maße die sittlichen Gesetze unserer Welt täglich und fast stündlich außer Kraft gesetzt werden. Nun, der belletristische Schriftsteller, das heißt: derjenige, der gezwungen ist, die Menschen, die Träger und Vollstrecker der sittlichen Gesetze, darzustellen, erfährt, daß auch die psychologischen Gesetze keine Geltung mehr haben. Wir, die sogenannten »Belletristen«, wir könnten sagen, daß wir uns nach jenen Zeiten zurücksehnen, in denen ein Bösewicht noch ein Bösewicht war, ein guter Mensch ein guter Mensch, dem Lügner nicht getraut werden konnte, dem Wahrheitsliebenden Kredit gegeben werden mußte. Nun aber, da die moralischen und psychologischen Kriterien vernichtet erscheinen – zumindest zeitweise, da sie gleichsam in einer Wolke verhüllt sind –, wird der Bösewicht zuweilen für das gehalten, was er wirklich ist; bald darauf aber für einen Gerechten; heute ertappt man den Lügner auf seiner Lüge, morgen schon wird man beirrt durch sein Leugnen; und übermorgen gar ist's fast eine Wahrheit, was er gesagt hat. Ja, auch der Wahrheitsliebende selbst wird irre. Die Macht des Teufels ist in unsern Tagen stärker geworden. Das eigentlich Teuflische nun äußert sich nicht etwa in der primitiven Vorstellung, daß für die Dauer seiner – gewiß vorübergehenden – Herrschaft die Bösen stärker sind als die Guten. Vielmehr wäre, wie Sie wissen, *solch* ein Zustand ein natürlicher, will sagen: ein gewöhnlicher. Auch das Böse ist nämlich ein Teil des Guten: »Nichts findet man in der Welt« – wie der heilige Thomas von Aquino sagt – »was vollständig übel ist.« Aber die Zeiten der Hölle erkennt man nicht an der Herrschaft des schlechtweg Bösen, sondern an unserer Ratlosigkeit, zu sehen, was eigentlich Gut und was eigentlich Böse ist. Es ist nicht Nacht, und es ist auch nicht Tag in der Welt. Es ist gleichsam Sonnenfinsternis. Das erzeugt in uns allen das sogenannte »Weltuntergangsgefühl«. Sie werden in dieser Beleuchtung, die weder Licht noch Finsternis ist, sondern eher eine Art Un-

licht, als Romancier oder Novellist keinen Menschen sehen, geschweige denn gestalten können. Es ist kein Zufall, es ist auch nicht durchaus immer billige Erfolgssucht, wenn die Schriftsteller unserer Tage zeitentlegene Stoffe zu behandeln versuchen. Es ist auch kein Zufall, daß jene Literatur, die Gegenwärtiges behandelt, manchmal so schwächlich, um nicht zu sagen, jämmerlich ist, im Ausdruck und in der Wahrscheinlichkeit. Eine verworrene Menschheit ist ebensowenig fähig, literarisch dargestellt zu werden, wie irre und wahnsinnige Menschen. Deshalb auch muß, so glaube ich, ein Schriftsteller, ein belletristischer, will er sich über die Gegenwart äußern, manchmal zu einer *unmittelbar* erklärenden, wenn auch noch so unvollkommenen Form greifen.

Ich habe Ihnen am Anfang gesagt, daß ich eigentlich vom »Aberglauben an den Fortschritt« sprechen möchte. Diesen nämlich halte ich nicht nur für die *Ursache* unserer Enttäuschungen, welche uns die Menschheit dieser Tage bereitet, sondern auch für eine der entscheidendsten *Ursachen der Verwirrung*, die über die Welt gekommen ist. Wäre ich leichtgläubig oder ungläubig – was mir, nebenbei gesagt, identisch erscheint –, ich wäre eher imstande, jenen harmlosen Naturen recht zu geben, die an Wahrsager, Kartenleser, Sterndeuter und Chiromanten glauben, als den Gebildeten, die seit fast zweihundert Jahren an den Fortschritt glauben. Es gehört zu den paradoxalen Vorgängen in der Geistesgeschichte der Menschheit, daß der Glaube an den sogenannten sicheren endgültigen »Sieg der Vernunft über die Barbarei« naiver ist als *jener* Märchenglaube. Nicht nur, wie gesagt, Enttäuschungen bereitet dieser Glauben, sondern auch teilweise die *Ursachen dieser Enttäuschungen*. Man sollte meinen, es bestünde in einer Zeit, in der auch die Areligiösen und sogar die Ungläubigen an der Lösbarkeit der Rätsel zweifeln, kein Grund, an den sogenannten naturnotwendigen Fortschritt der Menschheit zu glauben. Es erweist sich aber – noch ein Paradoxon! –, daß der wirklich Gläubige, im religiösen Sinn Gläubige, weitaus skeptischer ist als der Ungläubige. Der Gläubige hat eine Ahnung von der Allmacht Gottes, die ihn niemals enttäuschen kann, und er kennt auch genau die Ohnmacht des Menschen, die ihn infolgedessen ebenfalls nicht enttäuschen kann. Jener aber, der glaubt, die irdische Vernunft allein könnte eines Tages die Menschheit regieren, wird *mindestens* alle fünfzig Jahre enttäuscht. Und es ist ein billiger Irrtum und ein noch billigerer Trost, wenn der

und jener, im Angesicht der Greuel, die sich heute vor seinen Augen vollziehen, in den Ruf ausbricht: »Das ist ein Rückfall ins Mittelalter!« Ich glaube, dieser Ruf ist eine schwere Beleidigung des Mittelalters. Die Greuel unserer Tage sind keineswegs mittelalterlich! Sie erinnern auch nicht im entferntesten an die Greuel des Mittelalters, die gewiß nicht zu leugnen sind. Nein, meine Damen und Herren, die Schrecken unserer Tage sind nicht etwa »ein Rückfall« – sondern viel eher authentische blutige Zeugnisse gegen unsere Neuzeit; vielleicht sogar ein *Probe-Ausfall* in die Zeiten, die noch kommen werden. Sie vermitteln uns, diese neuzeitlichen Schrecken, keineswegs etwa einen *Nach*geschmack des Vergangenen, sondern, so fürchte ich, einen entsetzlichen Vorgeschmack des Kommenden.

Die gewiß verdammenswerten Schrecken des Mittelalters nämlich waren immer die Folgen einer verirrten, verfälschten, auch einer in die Irre geführten Gläubigkeit. Das Sündhafte geschah, gewiß unter Mißbrauch Gottes, so doch pro Nomine Dei. Auch dort noch, wo sich um jene Zeit der Zynismus unmenschlich äußerte, war er doch gezwungen, die Maske des gläubigen, Gott zugerichteten Eifers anzulegen. Die Lüge noch hielt sich selbst für eine Wahrheit. Gewiß wurde der Name Gottes mißbraucht: Denn in Seinem Namen tötete man ja. Heute aber tötet man nicht unter mißbräuchlichem und mißverständlichem Anruf des Göttlichen, sondern unter dem Anruf des gang und gäbe Gesetzlichen einer menschlichen Gewalt; im Namen der Vernunft; im Namen der oder jener Klasse; im Namen des National- oder Staatsgedankens; im Namen einer bestimmten irdischen Lehre; auf Grund von Rezepten, die in den Apotheken der rationalistischen Menschheitsbefreier hergestellt werden. Ich sage: der rationalistischen, obwohl sie gelegentlich von der Ratio so weit entfernt sind wie der echte Rationalist von der religiösen Wahrheit. Deshalb ist es *kein* Mittelalter, das wir heute erleben, sondern eine authentische Neuzeit, eine Gegenwart, die aktuellste Gegenwart, eben *unsere Zeit*!

Erlauben Sie mir, etwas Selbstverständliches zu sagen, was Sie wahrscheinlich oft selbst gedacht haben: daß wir nämlich seit den Hexenverbrennungen eine noch tiefere Schmach und Schändung unserer Menschlichkeit erlebt haben; wie die Giftgase, um nur *ein* Beispiel zu nennen. Es wäre billig, alle anderen Beispiele, die Beweise für meine Behauptung sind, aufzuzählen. Die aktuellen politischen Vorgänge der letzten zwanzig Jahre kennen Sie alle. Es ist aber nun keineswegs

meine Absicht, heute vor Ihnen eine Apologie des Mittelalters zu halten. Ich wollte nur den Ruf des Mittelalters retten vor der Schande, daß es mit der Gegenwart verglichen werde, und der Gegenwart die Ehre absprechen, mit dem Mittelalter verglichen zu werden. In der Geistesgeschichte nämlich hört das Mittelalter *viel* später auf als in der gewöhnlichen – nennen wir sie, der Bequemlichkeit halber: körperlichen Geschichte der Menschheit. Das Mittelalter hört erst in dem Zeitpunkt auf, in dem das menschliche Sittengesetz als praktische Norm unabhängig vom Göttlichen wird. Gott ist entweder dann nicht existent oder, wo Er geglaubt wird, eine Art unbekümmerter Lenker der Billionen Welten, den unser Gut oder Böse nichts angeht. Man könnte sagen: Der neuzeitliche Mensch hat gewissermaßen vergessen, daß er das sittliche Gesetz von Gott am Sinai bekommen hat. Er meint, es sei gleichsam *sein* geistiges Eigentum. Man ist versucht zu sagen: Die Neuzeit begann mit einem Plagiat. Der Mensch plagiierte die Zehn Gebote. Er erfindet, unbewußt, um sein Plagiat zu kaschieren, noch weitere zehn oder zwanzig Gebote hinzu, ja, das ganze bürgerliche Gesetzbuch. Der irdische Richter setzt sich an die Stelle des göttlichen. Gott ist nicht mehr *über* uns, sondern Er ist *fern* von uns – wenn überhaupt vorhanden. Auf keinen Fall ist Er nach dem Glauben des typischen Menschen der Neuzeit noch mitten unter uns. Der Mensch ist ein durchaus tugendhaftes Geschöpf. Wenn ihm hie und da Fehler, sogar Verbrechen unterlaufen, so ist er gleichsam daran unschuldig. Es ist nicht das immanent Böse, das ihm von Natur zugewiesen ist – um nicht zu reden vom Fluch der Erbsünde. Der Mensch wird also gleichsam entmündigt – und er gleicht auf ein Haar einem Kinde. Das Kind ist unschuldig. Es ist nämlich unverantwortlich. Der Mensch ist ebenso unverantwortlich. Wenn er fehlt, so geschieht es gewissermaßen nur deshalb, weil er noch nicht so recht erwachsen ist. Ebenso wie das Individuum aus einem verantwortungslosen Kinde zu einem verantwortungsreifen Menschen heranwächst, wird mit der Zeit die ganze Menschheit, hat man nur Geduld mit ihr, zu einer sittlich verantwortlichen Art irdischer, diesseitiger Gottheit heranreifen. Da Gott so weit entfernt ist, ist auch der Teufel so weit entfernt. Man glaubt, die Menschheit wachse wie das Kind mit der Zeit aus den Kinderschuhen. Eines Tages wird sie reif und sittlich genug sein, nicht mehr Hexen im Namen Gottes zu verbrennen. Der Mensch hat nicht das Paradies verloren, nein! er ist erst auf dem Wege, es zu gewinnen. Aber, siehe da!

Kaum, daß er aufgehört hat, die Hexen im Namen Gottes zu verbrennen – und schon fängt er an, seinesgleichen im Namen der Götzen zu verbrennen. Das ist eigentlich das Glaubensbekenntnis der neuen Zeit. Aber, siehe da! kaum hat Moses begonnen, den Sinai emporzusteigen, und schon haben sie ein Goldenes Kalb! Ach, die Menschen haben viel mehr symbolische Kälber, als es auf Erden wirklich gibt. Jetzt haben sie zum Beispiel das *Nationalkalb* und das *Rassekalb*, wieviel mehr Opfer haben diese beiden Kälber allein schon verschlungen als einst das Goldene! Es gibt, meine Damen und Herren, auch ein sogenanntes Klassenkampfkalb! Und auch dies verschlingt gar viele Opfer.

Am gefährlichsten erscheint mir das Fortschrittskalb. Deshalb sprach ich vom »Aberglauben an den Fortschritt«. Dieser Aberglauben hat – wie übrigens jeder Aberglauben – etwas Rührendes, und nichts Ehrfurcht Gebietendes. Denn gewiß gibt es eine menschliche Vernunft. Löst man sie aber von ihrem Ursprung, das heißt: von der göttlichen, so ist sie fast eine Torheit. Und es ist meine Intention, meine Damen und Herren, Ihnen, wenn auch nicht zu beweisen, so doch einigermaßen begreiflich zu machen, daß die menschliche Vernunft, sobald sie ihren Ursprung, nämlich die göttliche, leugnet oder mißachtet oder geringschätzt oder auch nur außer acht läßt, keinen anderen Namen mehr verdient als Irrtum, im besten Fall...

Sie wissen, daß die Vernunft nicht nur eine Gabe ist, sondern auch eine Tugend. Um den heiligen Thomas anzurufen: »Zu den Werken der Sittlichkeit« – so sagt er – »leitet uns die Vernunft an, welche die Regel des menschlichen Handelns ist.«

Zu den Werken der Unsittlichkeit – so könnte man folgern – leitet uns, unter Umständen, der Glaube an *die rein menschliche, irdische Vernunft* an, welche die unsichere und verwirrende Regel des menschlichen Handelns werden kann.

Der Glaube an die rein menschliche Vernunft ist nämlich in der Tat der Aberglaube an den Fortschritt, an den notwendig naturgegebenen Fortschritt der Menschheit. Ich greife auf mein früher gebrauchtes Bild zurück: Der zum analogisierenden Optimismus neigende Verstand betrachtet die Entwicklung der Menschheit ähnlich der Entwicklung des Kindes. Daher die üblichen Redensarten: »Die Menschlichkeit stecke noch in den Kinderschuhen« oder: »sie werde sich schon auswachsen.« Ist es schon höchst fraglich, ob das physische Wachstum des Individu-

ums notwendig und naturgegeben sein moralisches Wachstum bedeutet, so ist es doch gewiß ein Irrtum, das Individuum mit der Spezies zu vergleichen beziehungsweise zu verwechseln.
Man täte mir unrecht, wenn man meine skeptische Stellung zur species humana für einen Pessimismus halten wollte. Ich möchte vielmehr an dieser Stelle, und etwas abweichend von meinem bisherigen Gedankengang, meinem Glauben Ausdruck geben an das immanent Gute im Menschen und meiner Überzeugung von der Vorherrschaft der Vernunft auf dieser Welt. Und nicht etwa, weil ich ein Pessimist bin, der die Menschheit, wie man sagt: »aufgegeben« hätte, spreche ich gegen den Aberglauben an den Fortschritt; sondern, wenn Sie wollen, als gläubiger Optimist: Wenn ich nicht glaube, daß die Menschheit im Laufe der Zeiten immer besser werden könne, so geschieht es darum, weil ich überzeugt bin, daß sie zu allen Zeiten seit ihrer Entstehung gleich gut war beziehungsweise gleich böse. Wobei selbstverständlich zu begreifen wäre, daß auch das Üble bestimmt ist, von vornherein bestimmt ist, zum Guten hinzuführen.
Denn mich, den gläubigen Optimisten, unterscheidet vom ungläubigen Optimisten – der oft identisch ist mit dem Fortschrittsgläubigen – nicht etwa die Tatsache, daß ich etwa meinte, die Vernunft stritte gegen das Metaphysische, dem ich verschworen bin, und also könnte ich sie nicht als oberste Richterin unseres Handelns auf Erden anerkennen. Im Gegenteil: da meinem Glauben nach die menschliche Vernunft nicht nur eine Tugend, sondern auch geradezu ein Gebot ist; da ohne sie ein sittliches Handeln gar nicht sein kann; da sie der einzige und alleinige Ursprung der wirklichen lex humana ist; da sie gleichsam das Echo jenes Atems ist, mit dem Gott den ersten Menschen beseelt hat: Deshalb glaube ich an sie, verehre sie und bemühe mich, ihr überall dort die Wege wieder zu bereiten, wo sie verschüttet worden sind. Nur bin ich mir, erstens, bewußt: daß die menschliche Vernunft begrenzt ist–; zweitens, daß, um der irdischen Vernunft Gehör verschaffen, die verschütteten Wege bahnen zu können, daß dazu mehr als Vernunft selbst gehört: nämlich Gnade. (Wobei es selbstverständlich ist, daß der Gnade teilhaftig nicht immer und nicht ausschließlich nur der in unsern Augen Gläubige werden kann.) Der Glaube nämlich, man könnte der Vernunft Gehör verschaffen, ohne dazu begnadet zu sein, führt zum Aberglauben an den *Automatismus* der wachsenden Vernunft, der moralischen Besserung, des Fortschritts also. Dieser Aberglaube führt

zu Enttäuschungen, notgedrungen, wie *jeder* Aberglaube. Es heißt nämlich das immanent Gute degradieren, wenn man an seinen selbstverständlichen, automatischen, integralen Sieg glaubt. Automatisch kommen nur die Sünde und das Übel. – Ich setze bei all dem voraus, daß Sie bereits wissen, in meinem Sinne sei das Gute gleich dem Vernünftigen. – Indem wir also die irdische Vernunft, die uns gegeben ist, nicht als ein Teil nur der unbegrenzten göttlichen begreifen und an ihren Automatismus gleichsam glauben, verringern wir sie und verringern die Chancen ihres Siegs. Erlauben Sie mir eine billige, eine Allerweltsweisheit: Wer seine Kräfte überschätzt, verliert sicherlich.
Dies ist leider der Fall, seit nunmehr fast zweihundert Jahren. Seit fast zweihundert Jahren kursieren die Ausdrücke und Wendungen: Die Welt geht vorwärts, unaufhaltsam! Oder: In *unsern* Tagen ist so was nicht möglich! – Oder: Religion ist Opium für das Volk! Oder: Die Massen werden immer aufgeklärter! Oder: Der freie Mensch der Neuzeit! Oder: In unserm Zeitalter der Technik! Oder: Der völkerverbindende Sport! *Eine* noch so sinnlos scheinende scholastische Formel aus dem Mittelalter hat mehr Wert als alle diese Phrasen. In unsern Tagen ist *so* was nicht möglich? – Wir sehen, daß in unsern Tagen alles, aber auch *alles* möglich ist. Bildung ist Macht? – Wir sehen vielmehr, daß die Macht in den Händen der Unbildung liegt. – Religion ist Opium für das Volk? – Wir sehen, daß Aufklärung Opium für das Volk sein kann. – Werden die Massen immer aufgeklärter? – Verbindet der Sport die Völker? – Er verbindet höchstens die Manager und Unternehmer der internationalen Sportveranstaltungen. Den wahren Ausbruch niedrigster nationaler Leidenschaften können Sie nirgends in dem Maße erleben wie eben bei jenen Matches, von denen es heißt, sie verbänden die Völker inniglich.
Leider verbinden die Flugzeuge und die Radioapparate – die neuesten Errungenschaften der Technik – die Völker ebensowenig wie der Sport. Sie stellen höchstens geschäftliche Beziehungen her zwischen den Fluggesellschaften und den Fabrikanten der Radioapparate. Ich spreche dabei noch gar nicht von den Kriegsflugzeugen, wohl verständlich! Man könnte ebensogut von dem patenten völkerverbindenden Mittel der sogenannten Fliegerangriffs- und Verfinsterungsproben sprechen, die heute in allen Städten der zivilisierten Welt stattfinden.
Halten Sie mich bitte weder für einen törichten Feind der Technik noch einen des Sports, noch für einen stupiden Gegner der sogenann-

ten Zivilisation! Es handelt sich mir nur um den Versuch, die gebotenen und natürlichen Maße wiederherzustellen und die natürliche Hierarchie der Werte. Ich möchte versuchen, Ihnen nachzuweisen, daß der Aberglaube an den Fortschritt gewissermaßen mit jedem Augenblick, mit dem er seine Kraft schwinden sah und seinen Inhalt, sich an die nichtigsten und oberflächlichsten Vorwände zu klammern begann, an die äußerste Peripherie der Vernunft, an ihre oberflächlichsten und zufälligsten Erzeugnisse: nämlich an die sogenannten Erfindungen. Wollte man in einer paradoxalen Weise denken, man könnte formulieren: in dem Maße, in dem die Gedanken in Europa abgenommen haben, haben die Erfindungen zugenommen. Das Erfinden hat geradezu den Platz des Denkens eingenommen. Und die Ehren, die vorher dem Denken vorbehalten waren, haben wir dem Erfinden eingeräumt; und nicht nur dem Erfinden, sondern dem Erfundenen; und nicht nur dem Erfundenen, sondern dem Nutznießer des Erfundenen. So ist zum Beispiel Zeppelin berühmter als Montgolfier; wer kennt Laplace? wer kennt den armen Österreicher König, den ersten Erfinder des Aeroplans? Sogar Blériot hat man vergessen. – Wer aber, meine Damen und Herren, kennt nicht den Ozeanflieger Lindbergh? – Erlauben Sie mir eine kleine Abweichung ins Politische: Wie wenige wissen, daß der Erfinder des fascio, also des Faschismus, der Dichter d'Annunzio war, und wie viele sind überzeugt, daß es Mussolini ist? – Ich mache diese Abweichung nur, weil ich Ihnen zeigen möchte, in welchem Maße die Überschätzung des rein erfinderischen Genies – Edisons und Marconis zum Beispiel – zu der würdelosen Popularität ihrer Nutznießer führt. Es ist auch gar nicht anders möglich, sobald die Weihe des Gedankens und des Denkens zugesprochen wird der Zufälligkeit des Erfindens. Wer weiß noch was von Lumière, dem Erfinder des Kinematographen? Und wer kennt nicht Tom Mix und Lia de Putti und wie sie alle heißen mögen, die »Helden der Leinwand«, die wahren Leinwandhelden? Die Erfinder erleiden ein schmählicheres Schicksal als die Denker. Ich bedaure es, ich beklage es nicht, einfach deshalb, weil alle Erfindungen, eingeschlossen jene, die wahrscheinlich noch kommen werden, uns nicht einen Schritt höherbringen werden; im besten Fall zehntausend Schritte weiter.

Aber die Probleme der Menschheit sind gewissermaßen nicht horizontale, sondern vertikale. Deshalb sind auch die heutzutage üblichen politischen Begriffe Rechts oder Links so bedeutungslos und so schnell

abgenutzt. Der Begriff »Fortschritt« allein setzt bereits die Horizontale voraus. Er bedeutet ein Weiterkommen und kein Höherkommen. Dies allein aber, das Höherkommen, wäre würdig eines Versuchs, die Menschheit, wenn es überhaupt möglich ist, zu erziehen. Je schneller Sie in horizontaler Richtung weiterkommen, desto schneller gelangen Sie auf dieser Erde, die bekanntlich eine Kugel ist, zu Ihrem Ausgangspunkt zurück. Die Erfindungen und technischen Vollendungen sind gewiß wichtig: aber nicht etwa als Triumphe und Krönungen der Macht menschlichen Geistes, sondern *vielleicht als Voraussetzungen* dafür, daß die Menschheit, zum Teil von der körperlichen Last durch die Mechanismen erlöst, einst die Möglichkeit findet, sich ihrer wahren Würde zu überlassen: nicht dem Weiterschritt, nicht dem Fortschritt, sondern dem Weg nach der Tiefe und nach der Höhe: dem Glauben also; *dem Vertikalen und nicht dem Horizontalen.*

Deshalb nannte ich den Glauben an den Fortschritt einen Aberglauben, weil er eben Götzen schafft. Er lenkt nicht nur vom Glauben an Gott ab, sondern er führt auch irre unser natürliches Verlangen nach der Vernunft, nach den wahren Resultaten der wirklichen Vernunft, meine ich. Wir sind zehntausend Meilen weiter, aber nicht einen Zentimeter höher gekommen durch irgendeine der Erfindungen – es sei denn in physischem Sinne höher durch den Aeroplan, wenn Sie wollen.

Ich scheue mich nicht, selbst auf die Gefahr hin, auf Widerspruch zu begegnen, die Erfindungen unseres gerühmten »Zeitalters der Technik« mit den Kunststücken zu vergleichen, die wir gelegentlich verblüffender Weise von den Ihnen allen bekannten sogenannten Zauberern im Varieté ausgeführt sehen. Und ebensowenig wie einer von Ihnen imstande sein könnte, überzeugt von den Kunststücken, die allerdings verblüffend sind, zum überzeugten Anhänger der Magie zu werden, ebensowenig, glaube ich, könnten Sie durch den allerdings verblüffenden Erfolg der technischen Erfindungen überzeugte Anhänger des Glaubens werden, daß die menschliche Vernunft durch die Technik und den Fortschritt immer vollkommener werde. Ebensowenig wie Sie imstande sind, aus der Tatsache, daß Ihnen der Zauberer im Varieté eine soeben zersägte Jungfrau nach einer Weile wieder lebendig und ganz präsentiert, den Schluß ziehen können, daß der Zauberer mit übernatürlichen Mitteln arbeite – ebensowenig können Sie aus den Tatsachen des Radios, des Flugzeugs, des Fernsehens den

Schluß ziehen, daß die menschliche Vernunft gewachsen sei. Um vernünftig zu sein, brauchen Sie nicht einmal den Pythagoräischen Lehrsatz zu begreifen. Ja, es gibt wahrscheinlich viele Weise unter jenen, die ganz und gar unfähig sind, ihn irgend jemals zu begreifen. Es gibt sehr viele Vernünftige unter jenen naiven Menschen, die noch glauben, die Erde sei eine Scheibe. Und es gibt unzählige Dummköpfe unter jenen, die beweisen können, daß die Erde eine Kugel ist.

Wir hätten nicht so viele und so schwere Enttäuschungen erlebt, wenn wir nicht die Erfindung für den Gedanken genommen hätten; nicht das mehr oder weniger zufällige Ergebnis für das schicksalshafte; nicht den Zauber für wirkliche Magie; nicht den Fortschritt für einen Hochschritt, für einen Höherschritt; nicht die Ergebnisse exakter Wissenschaft für ein Zeichen des Wachstums der menschlichen Natur; nicht das horizontale, ausgedehnte, verbreiterte Wissen für ein Zeichen wachsender Moral. Ich wage mich bis zu der Formulierung vor, von der ich fürchte, sie wird wie eine Lästerung klingen: Man kann das Radio erfunden haben, das Kino – und dennoch ein Schuft sein. Die wirklich Heiligen aber, ich meine nicht nur die kirchlichen, sondern auch die profanen Heiligen, haben gar nichts »erfunden«, sie haben für den sogenannten Fortschritt nicht das Geringste getan: Sie haben gar nichts anderes getan, als was seit zweitausend Jahren das sittliche Gebot der Welt ist, nämlich: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Es ist die simpelste aller Wahrheiten. Es ist die größte aller Weisheiten! Alle anderen sind lächerlich, sie sind nicht nur lächerlich, sondern auch lästerlich. Es ist, als wären alle Fortschritte der Menschheit entstanden nach lästerlichen Grundsätzen, wie etwa: »Fliege höher, oder schneller, als dein Nächster!« – »Übertriff deinen Nächsten!« – »Besiege deinen Nächsten!« – Ja, sogar, nach dem mörderischen Grundsatz: »*Vernichte* deinen Nächsten!«

Das ist der Moment, in dem der sogenannte Fortschritt ausartet zum sogenannten »Rekord«. Hier schließen Sport und Erfindung die Ehe, die wir längst vorausgesehen haben. Der törichte Muskel bemächtigt sich der immerhin noch geistigen Zufälligkeit. *Der* fliegt vierzehn Stunden, zwanzig Minuten, fünfundfünfzig Sekunden über den Ozean – und *jener* zwanzig Sekunden weniger. *Triumph! Triumph!* Wer zweifelt noch am Fortschritt? Siehe da! es ist mehr als ein *Fortschritt*: Es ist ein Fort*flug* geworden! Ist die Welt nicht herrlich? Ist das nicht die beste aller Welten? Kann eine Welt, in der man 20 Sekunden weni-

ger braucht, um über den großen Ozean zu fliegen, noch wirklich böse sein? Sind wir nicht alle Brüder, schon einfach deshalb, weil wir einander so ungeheuer schnell erreichen können? Wir sind deshalb noch keine Brüder, weil wir einander schneller erreichen oder übertreffen. Wir lieben einander deshalb noch lange nicht, weil wir einander aus ungeahnter Ferne sehen und hören können! Wir hassen einander vielmehr abgründig. Wir hassen einander, weil *unser* Schiff das Blaue Band hat und nicht das *eurige*; wir hassen einander, weil *eure* Aeroplane besser sind als die *unsern*; wir hassen einander, weil *ihr* mit eurem stärkeren Lautsprecher *unsere* Sendungen unbedeutend macht; wir hassen einander, weil *unsere* Fußballmannschaft im letzten Wettkampf 2 zu 1 war im Verhältnis zur *eurigen*. Wir hassen einander, weil *wir euch* überlegen sein wollen: im Fußball, im Boxsport, im Fliegen, im Segeln, mit dem Blauen Band, mit dem Violetten Band, mit dem Carmoisinroten Band – was weiß ich, mit welchen Bändern noch! *Der Haß verfügt über alle Farben.*

Gewiß ist der technische Fortschritt der menschlichen Vernunft zu verdanken. Aber ihn glatterdings an die Stelle der menschlichen Vernunft zu setzen beziehungsweise zu glauben, er sei, weil das sichtbarste, so auch das einzige oder das vorzüglichste Produkt der menschlichen Vernunft, ist ein Wahnsinn oder ein Verbrechen. Zumindest ist es ein Hochmut. Und welch ein Hochmut! Es ist gleichsam ein Hochmut, der die schnelle Rache in sich selber trägt. Ein Hochmut, der sich selber rächt.

Ich hoffe, Sie überzeugt haben zu können, daß wir erstens unrecht daran getan haben, den sogenannten sichtbaren *Insignien* – ich möchte sie keineswegs *Beweise* nennen – der menschlichen Vernunft den Vorzug zuzugestehen, den *nur Beweise* verdienen; ich hoffe ferner, Ihnen dargelegt zu haben, daß die sogenannten technischen Errungenschaften noch keineswegs einen Triumph der menschlichen Vernunft bedeuten, sondern im besten Fall, im allerbesten, eine *Voraussetzung* dafür bieten, daß der Mensch zum richtigen Gebrauch seiner Vernunft gelange, indem er durch Hilfe dieser technischen Errungenschaften Zeit gewinnt, seine Vernunft zu nützen.

Ich hoffe drittens, Ihnen dargelegt zu haben, daß der sogenannte Fortschritt, weit entfernt davon, ein unmittelbares Zeugnis für das Wachstum menschlicher Vernunft abgeben zu können, vielmehr gelegentlich sogar einen *Rückschritt* der menschlichen Vernunft bedeuten kann.

Es ist Ihr Recht – und selbst Ihre Pflicht –, mich nunmehr zu fragen, auf welche Weise denn unser göttliches Erbteil – unsere irdische Vernunft, ein Teil der göttlichen – wie anfangs gesagt – wir am besten zu verwalten hätten. Erlauben Sie mir, Ihnen mit Thomas von Aquino zu antworten:

»Die Vernunft ist eine für das menschliche Leid höchst notwendige Tugend. Das gute Leben besteht nämlich im *guten Wirken*. Dazu, daß einer gut wirkt, wird nicht nur das Was erfordert, sondern auch, wie er es macht... Aller menschlichen Werke erste Quelle ist die Vernunft. *Besonders aber für die Werke der Liebe.*«

Es ist, wie wir wissen, ein immanent Gutes im Menschen vorhanden. Es ist, wie wir ferner gesehen haben, nicht möglich, daß dieses Gute ausgeführt werde ohne Vernunft, ... geschweige denn auf eine unvernünftige Weise. Auf eine törichte Weise ausgeübt, gewinnt das Gute nicht nur den Aspekt, sondern auch die Konsequenz des Bösen. Es ist also notgedrungen das Vernünftige ein Bestandteil des immanent Guten in uns – ebenso wie das Törichte und Blöde ein Bestandteil des immanent Bösen in uns ist. – Ich zitiere noch einmal:

»Für alle menschlichen Werke ist die erste Ursache die Vernunft; besonders für die Werke der Liebe.«

Besonders für die Werke der Liebe, und keineswegs für die Werke des Fortschritts. Es heißt: »Wer das Wissen mehrt, mehrt auch den Schmerz.« Es gibt nicht nur kein Wissen ohne Schmerz, es gibt ohne Schmerz auch keine Einsicht und keine Vernunft. In einem alten chinesischen Märchen wird erzählt, wie ein Blinder, der durch ein Wunder plötzlich sehend geworden ist, bei dem Anblick einer Lotosblume in Tränen ausbricht; und da man ihn fragt, ob ihn die Blume so enttäuscht habe, sagt er: »Keineswegs! sie ist vollkommener, als ich sie mir vorgestellt hatte während meiner Blindheit; aber daß man die Wahrheit wirklich sehen kann... das macht mich weinen!«

Ich will Sie nicht durch Allegorien zu trösten versuchen! Insbesondere deshalb nicht, weil ich die stille Empfindung habe, ich sagte nur wenig Neues; und Sie selbst hätten längst, belehrt durch die jüngsten Vorgänge in der Welt und von dem immer eklatanter werdenden Gegensatz überzeugt, der zwischen den zunehmenden Fortschritten und den noch auffälliger abnehmenden Tugenden der Menschheit besteht, längst den Glauben, den Aberglauben an den Fortschritt aufgegeben. Zumindest fällt es Ihnen wahrscheinlich schwer, im Dneprostroj der

Sowjetunion, in den großartigen Straßenbauten des Dritten Deutschen Reiches oder in der Errichtung der Marconi-Apparate in Abessinien irgendeine Spur von Höherzüchtung der menschlichen Seele zu erblikken. Ich fürchte aber – und ich habe es an mir selbst erfahren –, daß das Gesetz der Trägheit auch für die Phrase und die Wendung gilt, deren Bewegung längst abgelaufen ist. Dreiste Phrasen, wie: »Die Menschheit schreitet dennoch vorwärts«, und ähnliche, tönen, eben dank dem schnöden Gesetz der Trägheit, auch in den betrübten Herzen der Skeptiker und Pessimisten fort... der metaphysisch Gläubigen und der metaphysisch Ungläubigen. Was Wunder? – Die Hoffnung ist die Häuptlingsschwester der Sirenen. – Was Wunder? – Wir sind Menschen und blind verliebt in unser eigenes Geschlecht.

Ich wollte Sie nicht durch Allegorien zu trösten versuchen. Obwohl ich mir nicht einbilde, Ihnen durch das heute Gesagte allzuviel Illusionen genommen zu haben – eine so hohe Gnade ist mir nicht zuteil (denn es ist ein Verdienst – und es gehört Gnade dazu –, Illusionen zu nehmen), hoffe ich immerhin, daß Sie mit mir übereinstimmen, wenigstens teilweise übereinstimmen. Wenn Sie mir wohlwollend bis daher gefolgt sind, bitte ich Sie um die Freiheit, einige Axiome äußern zu dürfen:

Setzen wir an die Stelle des Aberglaubens an den Fortschritt den Glauben an das immanent Gute im Menschen;

versuchen wir, durch den festen Glauben an das immanent Gute im Menschen die Macht und die Stimme des immanent Bösen, das ebenfalls in ihm vorhanden ist, zu übertönen;

lassen wir uns weder durch einen eitlen und törichten Optimismus verirren noch durch einen bösen, wenn auch weniger törichten, so doch gleich eitlen Skeptizismus verwirren;

versuchen wir, das Gute zu glauben, das Böse mißtrauisch zu beobachten;

stellen wir vor allem die Vernunft in den Dienst dessen, wozu sie uns gegeben ist: nämlich in den Dienst der Liebe;

vergessen wir dabei niemals, daß sie begrenzt ist, diese unsere Vernunft;

sehen wir ihre Abfallprodukte, die Erfindungen, nicht als ihre Triumphe an;

versuchen wir, nicht der Tyrannei des unbarmherzigsten aller Diktatoren zu erliegen, nämlich der Tyrannei des Fortschritts.

Mögen jene, die areligiös sind oder gar ungläubig, wenigstens ein Bruchteil *der* Skepsis gegen ihre eigene Urteilskraft und den Fortschritt aufzubringen versuchen, der Skepsis, die sie gegen Glauben und Religion aufbringen können.

Und mögen alle es nicht als eine Art Demonstration, sondern als eine ehrliche innerliche Notwendigkeit ansehen, wenn ich mit einem frommen Wort schließe:

In Tuo lumine lumen:
In Deinem Lichte sehen wir das Licht.

De Gemeenschap (Bilthoven), Dezember 1936

1937

DIE VERTRIEBENE DEUTSCHE LITERATUR

Ich sage absichtlich: vertriebene deutsche Literatur und nicht deutsche Emigrationsliteratur, weil der Begriff Emigrationsliteratur einen eigenen historischen Beigeschmack besitzt. Wenn man von Emigrationsliteratur spricht, drängt sich leicht von selbst ein Vergleich zwischen der heutigen vertriebenen und früheren deutschen Emigrationsliteratur auf. Aber wenn man es genau nimmt, dann haben wir es heute weniger mit einer Emigrationsliteratur als vielmehr mit einer vertriebenen Literatur zu tun, weil die in der Emigration lebenden deutschen Schriftsteller heute in Wirklichkeit keine Emigranten, sondern eben Vertriebene sind.

Dieser Umstand erklärt zum Teil, warum sie ihre Mission nicht erfüllt haben. Es ist nämlich so, daß die deutsche Literatur in der sogenannten Emigration versagt hat. Diese Tatsache kann auch durch das optimistische Gehabe der vertriebenen deutschen Schriftsteller nicht aus der Welt geschafft werden, nicht einmal durch die verspätete Anklage, die der Nobelpreisträger Thomas Mann gegen das Regime erhoben hat, die aber eigentlich nichts anderes ist als eine edle und würdevolle Selbstanklage. Die Tatsache, daß ein edler Mensch den Zug versäumt, rechtfertigt sein Zuspätkommen nicht. Aber das nur nebenbei.

In edler Blindheit verharrte eine ganze Reihe von Schriftstellern, deren weltweites Prestige nicht in Frage steht; sie verharrten in einem optimistischen, achtunggebietenden Glauben an ihren Einfluß auf die in Deutschland zurückgebliebenen Leser – ungeachtet dessen, was dort vorgefallen ist.

Es geht mir aber nicht darum, Beschuldigungen zu erheben, sondern Tatsachen zu konstatieren. Da ist einmal das materielle Moment: Es gibt fünf oder sechs wohlhabende zahlende Verlage, die Bücher der Vertriebenen herausgeben. Das sind: Querido und Allert de Lange in Amsterdam, Oprecht in Zürich, Editions du Carrefour in Paris und höchstens noch zwei namhafte Verlage in Prag. In Wien hat unlängst Bermann-Fischer, Erbe des berühmten Verlegers Samuel Fischer in Berlin, einen neuen Verlag gegründet.

Aber alle diese Verlage bringen nur selten ihre Kosten herein. Ein deutscher Schriftsteller ist schon vor Hitler nicht ohne Vorschüsse ausgekommen, vor allem als »Neuling« brauchte er mindestens sechs Mo-

nate einen gesicherten Lebensunterhalt, bevor er ein Buch abgeben konnte. Die Erfahrungen, die die ausländischen Verleger mit der vertriebenen deutschen Literatur gemacht haben, sind – materiell gesehen – so deprimierend, daß sie ganz zu Recht keine Vorschüsse mehr geben wollen und können. Es ist daher in der Praxis ganz unmöglich, daß irgendein neues deutsches Talent in der Emigration sich die materiellen Mittel verschaffen kann, die ihm ein ruhiges Schaffen ermöglichen. Aber das ist heute auch für alte, anerkannte Autoren unmöglich. Schriftsteller wie Heinrich Mann, Döblin und andere, gleichwertige, bekommen heute keine Vorschüsse. Schriftsteller, deren Bücher in Deutschland Auflagen von 40 000 erreichten, haben heute höchstens Auflagen von 3 000 bis 4 000.

Die Tageszeitungen und Zeitschriften der vertriebenen Literatur, wie z. B. die »Pariser Tageszeitung«, »Das Neue Tagebuch«, »Die Weltbühne« und andere, bieten den Schriftstellern keinerlei Möglichkeit, ihre materielle Existenz zu sichern. Diese Blätter sind verhältnismäßig verbreitet, sie haben aber nur eine sehr begrenzte Zahlungsfähigkeit. Ihre Verbreitung steht in einem anormalen Verhältnis zu ihrer materiellen Basis.

Es stimmt, daß die Bücher der bekannten Schriftsteller in fast alle Kultursprachen übersetzt werden. Zahlen aber können nur Amerika und England, und auch dort müssen die Bücher »Glück haben«. In Frankreich, Spanien, Italien, Polen, Ungarn und in den Balkanstaaten bringen die Übersetzungen der Bücher, wenn sie kein »sensationeller Erfolg« sind, nur ganz minimale Einkünfte. Dazu kommt, daß zwischen dem Erscheinen des deutschen Originals und der Herausgabe der Übersetzung mindestens sechs Monate vergehen. Bis dann die verkauften Exemplare eines sogar in Amerika vielgelesenen Buches abgerechnet sind, ist der Schriftsteller in der Zwischenzeit verhungert. So manchem müßte man die Abrechnung auf den Friedhof schicken, wo er begraben liegt. Es besteht eine enorme Diskrepanz zwischen dem Klang der vertriebenen Namen und ihrer materiellen Situation. Man schätzt den Autor, überschätzt ihn sogar manchmal – aber man entlohnt ihn nicht.

II

Zwischen der jetzigen vertriebenen Literatur und der Emigrationsliteratur früherer Epochen besteht ein grundsätzlicher Unterschied. Die Bücher der Schriftsteller, die damals in der Fremde leben mußten, wurden in der Heimat herausgegeben, honoriert, gelesen und verbreitet. Vertrieben war nur der Autor – als Person. Seine Werke konnten aber sogar während der dunkelsten Zensur unter Napoleon oder Metternich in der Heimat erscheinen, Sowjetrußland, Mussolini-Italien und Hitler-Deutschland haben die Schriftsteller nicht nur physisch vertrieben, sondern auch geistig. Heine und Börne haben Honorare aus Deutschland erhalten, Chateaubriand, Victor Hugo und George Sand aus Frankreich. Nur das 20. Jahrhundert kann sich rühmen, einen Schriftstellertyp geschaffen zu haben, der in der Welt Gehör findet, aber für seine Heimat gestorben ist. (Die geringe Anzahl von Büchern, die nach Deutschland hineingeschmuggelt wird, spielt praktisch keine Rolle.)
Aus einem Sprachgebiet vertrieben, in dem (theoretisch) 65 Millionen seine Werke lesen konnten, ist der deutsche Schriftsteller heute auf das enge Sprachgebiet von Österreich, der deutschen Schweiz und einem Teil der Tschechoslowakei beschränkt. Daraus geht hervor, wie wenig Leser und noch weniger Käufer dem deutschen Schriftsteller geblieben sind, sogar wenn man die Nichtdeutschen einbezieht, die deutsch lesen.

III

Die fremde Umgebung, in der der deutsche Schriftsteller leben muß, die materielle Notlage, die man in der Fremde viel stärker spürt, das schwache Echo, das das geschriebene Wort findet, die geistige Vereinsamung, die banalen Schwierigkeiten, denen man begegnet (wie z.B. der Reisepaß, der seine Gültigkeit verliert und den man nicht erneuern kann, weil man in der Zwischenzeit die Staatsbürgerschaft »verloren« hat): All diese Momente sind verständlicherweise nicht geeignet, das literarische Schaffen zu fördern. Wenn der vertriebene deutsche Schriftsteller dennoch ein Buch schreibt, ist das in Wirklichkeit ein unterschätztes Heldentum. Dieses Heldentum erklärt auch manche Schlamperei und sogar manchen Fehler.

IV

Ein Blick in die Zukunft?
Schon eine politische Voraussage ist bekanntlich schwer und gefährlich. Eines kann man aber sagen: Unsachliche Schwätzereien wie »die Fahne hochhalten«, »die Tradition aufrechterhalten«, »den Mut nicht verlieren« – das sind leere Phrasen, die an schreierische, jetzt überall verbreitete deutsche Reklamen erinnern, wie »Deutsche, trinkt deutsches Bier!« usw.
Wir müssen uns eingestehen, daß unsere einzige Waffe das Wort ist. Es ist eine mächtige, gefährliche und sogar magische Waffe, aber sie ist weder scharf noch direkt. Gegenüber den Kanonen von Krupp, den Giftgasen der Leuna-Werke, den Flugzeugen von Göring, den Konzentrationslagern, der Geheimpolizei, der Unfreundlichkeit der Länder, in denen man den deutschen Literaten zwar Gastrecht gewährt, aber in ihnen nur geduldete Ausländer sieht – dem allen gegenüber sind wir nur »arme Schriftsteller«.
Die vertriebenen deutschen Schriftsteller sind fremd, wie Israel in Ägypten fremd war. Überall, so weit das Auge reicht, sind neue Pharaonen zu sehen. Und nur der Glaube an ein Wunder befähigt die Schriftsteller, ihre Existenz physisch und literarisch fortzuführen.
Es ist aber ein berechtigter Glaube an ein Wunder. Denn am Anfang war das Wort – nicht die Phrase.

Nasza Opinja (Lemberg), 7. 3. 1937
(Aus dem Polnischen)

KRIMINALAFFÄRE NOBELPREIS

Die löbliche, die verdienstliche Resolution, die der PEN-Club auf seiner letzten Tagung in der tragischen Angelegenheit Ossietzky gefaßt hat, wird leider wahrscheinlich den Weg aller Resolutionen antreten; den Weg in die Vergessenheit.
Vor der Auszeichnung mit dem Nobelpreis, die sozusagen dem *abstrakten* Ossietzky zuteil geworden ist, will sagen: dem *Begriff* des gemarterten deutschen Schriftstellers im Dritten Reich, nicht aber dem

leibhaftigen – Gott weiß, ob noch lebendigen –, konnte man von Resolutionen einige Wirkungen erwarten.

Nach dieser Auszeichnung ist eine Resolution nicht mehr genügend. Nun könnte höchstens noch ein englischer Ministerratsbeschluß helfen, nicht aber ein Beschluß der Schriftsteller. Und obwohl man mit großer Sicherheit annehmen kann, daß ein europäischer Ministerrat sich eventuell mit einem Pavillon in der Weltausstellung beschäftigen wird, niemals aber mit einem Menschen, der in einer Latrine des deutschen Konzentrationslagers steckt, wäre es die selbstverständliche Pflicht des Nobelpreis-Komitees gewesen, für seinen Preisträger ein paar »Mächtige dieser Erde« zu interessieren und nicht den Ohnmächtigsten dieser Erde, nämlich den Schriftstellern, die Sorge um die Gerechtigkeit, um das Leben Ossietzkys und die Ehre des – Nobelpreis-Komitees zu überlassen. Ich bewundere meine Kollegen, weil sie die Fähigkeit haben, hartnäckig an Methoden festzuhalten, die sich hundertmal als unwirksam, lächerlich und oft sogar als schädlich erwiesen haben. Der Minister und Schriftsteller Goebbels liest die Resolutionen mit dem gleichen Behagen, wie wir einst den »Simplizissimus«. Man kann nicht sagen, daß nach Ossietzky ein Hahn kräht. Im Gegenteil: Alle Hähne krähen nach ihm. In dieser Art, hartnäckig an unfruchtbaren Methoden festzuhalten, werden die Schriftsteller nicht einmal von der seligen Sozialdemokratie übertroffen. Ein dringender Appell an die Welt durch das Radio wäre wirksamer gewesen, obwohl diese Welt wahrscheinlich schon bei den ersten Sätzen den Apparat abgestellt hätte. Ein dringender Appell an den Präsidenten der Vereinigten Staaten hätte für ein paar Tage wenigstens diese taube »Welt« aufhorchen lassen. Aber die »Resolution« eines Kongresses, der eigentlich – seien wir ehrlich! – ein Konventikel ist? Ein Protest *sub rosa*? Wer will das wissen? Hat der PEN-Club auch nur die bescheidenste Anstrengung gemacht, daß seine – für die breitere Öffentlichkeit bestimmten – Reden durchs Radio übertragen werden? Und ist etwa auch nur einmal der Versuch gemacht worden, das dichte Dunkel, das um den Nobelpreis Ossietzkys gebreitet ist, aufzuklären?

Denn es herrscht ein Dunkel um den Nobelpreis Ossietzkys. Erstaunlich, daß nach folgendem so selten oder gar nicht gefragt wird: 1. Wie hat sich Ossietzky – authentisch – zu dem Nobelpreis geäußert? Wem gegenüber? 2. Wer hat das Geld bekommen: der Staat oder die Frau Ossietzky – und, wenn keiner von beiden, wer verwaltet es? 3. Hat

das Nobelpreis-Komitee bei der Regierung des Dritten Reiches Schritte unternommen,
a) um über seines Preisträgers Befinden eine klare Auskunft zu erhalten? Wann? Wo? Wer hat geantwortet? Wie hat die Antwort gelautet?
b) Wenn Ossietzky krank ist, hat ein Vertreter des Komitees mit seinem Arzt gesprochen, hat es auch nur den schriftlichen Bericht des Mediziners eingefordert?
Hierher gehört ein Kriminalist und keine Resolution. Es ist ein Kriminalfall. Hat man es schon jemals erlebt, daß einem ein Ehrenpreis verliehen wird und daß der Verleiher des Preises sich nicht darum kümmert, ob der von ihm Ausgezeichnete krank ist oder gequält wird oder irrsinnig geworden? Es war im Krieg üblich, gefallenen tapfern Soldaten eine postume Auszeichnung zu geben. Es wurde mitgeteilt, im Dienstbefehl verlesen, daß der Ausgezeichnete gefallen sei. Wie ehrlich und sauber sieht hier das Verhalten eines Kommandanten aus, der Kriegspreise zu verteilen hatte! Und wie jämmerlich dagegen ein ethischer Areopag, der Friedenspreise verteilt! Wenn es kein Kriminalfall ist, so ist es eine böse, blutige Komödie. Man kann sich etwa solch einen Briefwechsel zwischen dem Nobelpreis-Komitee und dem Dritten Reich vorstellen:
Anfrage an Seine Exzellenz, den Herrn Lautsprech-Minister Kain in Berlin: »Eure Exzellenz erlauben wir uns höflichst anzufragen, weshalb Ihr Herr friedlicher Bruder Abel, den wir soeben ausgezeichnet haben, seinen Preis nicht abholt. Hochachtungsvoll...«
Antwort: »In Erwiderung Ihres Briefes teile ich Ihnen mit, daß ich die Verleihung eines Friedenspreises an meinen sogenannten Bruder Abel als eine Einmischung in fremde Staatsangelegenheiten betrachte. Herr Abel ist aus Gesundheitsgründen außerstande, Preise entgegenzunehmen. Jede freudige Botschaft könnte ihn töten! Heil! Kain.«
Telegramm des Komitees: »Dank für Auskunft! Sind entschlossen, Abel nicht mehr zu gefährden.«
Aber: Wenn schon das Nobelpreis-Komitee versagt, was taten die Kollegen Ossietzkys, die engeren meine ich: die *Nobelpreisträger*? Man möge, noch einmal, die militärische Kameradschaft der Soldaten mit der Solidarität der sogenannten »Geistigen« vergleichen:
Gesetzt den Fall, der Leutnant X und der Leutnant Y sollen wegen eines gemeinsamen Verdiensts an einem bestimmten Tage bei einer Truppenparade ausgezeichnet werden. Aus unerklärlichen Gründen

fehlt der Leutnant Y. In zehn von hundert Fällen wird der Leutnant X der militärischen Disziplin *nicht* entsprechen und nach dem rätselhaften Ausbleiben seines Kameraden fragen. In fünfzig von hundert Fällen wird Leutnant X der Disziplin gehorchen, aber nicht rasten, bevor er nicht herausgebracht haben wird, wo sein Kamerad Y geblieben sei. Und was taten die Nobelpreisträger, die das Glück hatten, zivilisierten Ländern anzugehören? Sie zogen sich einen Frack an, hielten eine Rede, gedachten nicht einmal mit einem Wort des Abwesenden und gingen mit den Preisen auf die Bank, um sie in möglichst sicheren Papieren anzulegen: Preise verpflichten...

Nur ein Schritt weiter, und nächstens ist der bekannte Schriftsteller Schicklgruber Kandidat für den Friedensnobelpreis. Sein Gesundheitszustand läßt nichts zu wünschen übrig. Er wird bestimmt nach Schweden reisen können.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 3.7. 1937

PROGNOSE FÜR DEN ZIGEUNERKÖNIG

Janusz Kwiek ist in Warschau zum König der Zigeuner gekrönt worden. Die Zeitungen berichten das mit einem kaum verborgenen, das heißt: kaum verborgen sein sollenden mokanten Unterton, jenem übermütigen »Eh scho wissen«-Unterton, der in jedem anständigen Leser eine unüberwindliche Sympathie für den unbekannten Zigeunerkönig hervorruft und gleichzeitig eine ebenso unüberwindliche Antipathie für den – meist bekannten – Berichterstatter. Worüber mokierten sie sich eigentlich, die Berichterstatter? Daß der König der Zigeuner einen Thron und einen Krönungsmantel vom polnischen Staatstheater geliehen hatte; daß die Senatoren, seine Wähler, abgenutzte Smokings, Zylinder und »Melonen« trugen; daß der König eine Krone aus Messing (oder aus Kupfer) aufgesetzt bekam; daß er die Absicht äußerte, die Zigeuner in Abessinien anzusiedeln und jedes Zigeunerkind in die Schule zu schicken, damit es lesen und schreiben lerne.
Für Zeitungskorrespondenten sind Zigeunerkönige vogelfrei, einfach

deshalb, weil sie keine »Staatsoberhäupter« sind. Man sende die gleichen Berichterstatter, die sich über die Krönung des Zigeunerkönigs in Warschau mokiert haben, zu dem Parteitag der Nicht-Zigeuner, der Anti-Zigeuner, nach Nürnberg – und sie werden, diese Herren Berichterstatter, mit distanziertem, wenn nicht gar begeistertem Respekt von der »imposanten«, »monumentalen«, »formidablen«, »pyramidalen« Manifestation zu berichten wissen, deren Anstifter zwar keine ehrliche Messing-Krone aufgesetzt bekommt, wohl aber eine gefälschte, echt goldene deutsche Kaiserkrone herzeigt. Man wird sich wohl über den Zigeunerkönig Janusz Kwiek mokieren dürfen, nicht aber über einen Stammeshäuptling, der zum Unterschied vom König Janusz III. seinen Duzfreund, sagen wir: tödlich desavouiert hat. Man wird sich nicht mokieren über einen Lautsprech-Minister (der als *das* medizinische Phänomen der letzten Jahre: nämlich als Maul- und Klauenseuche des Radios) viel eher in klinischen Fachzeitschriften zitiert werden sollte als in politischen Tageszeitungen. Man wird sich nicht mokieren über einen General, der, nicht etwa wie König Janusz III., seine Uniformen im Warschauer Staatstheater leiht, sondern der, wenn seine Zeit gekommen ist, in den Wäldern Polens den Eber jagt und dabei Europa erlegt. Man wird sich nicht mokieren über einen Reisenden in Sekt »Henkell Trocken«, der mit dem britischen Weltreich so selbstverständlich verhandelt, als wäre es seit eh und je seine Aufgabe gewesen, nicht Flaschen anzubieten, sondern Kompromisse. Nein! Mit den Mächtigen dieser Erde ist nicht zu spaßen. Sie kompensieren nämlich ihre Lächerlichkeit durch Blutrünstigkeit; ihre Illegitimität durch Prestige; ihre Schwachheit durch Schrecken.

Armer König der Zigeuner! Er wird niemals – obwohl ein Teil des diplomatischen Korps von Warschau und die Frau des polnischen Sejm-Präsidenten bei seiner Krönung anwesend waren – jenen mit Furcht gemischten Respekt der Berichterstatter genießen, den nur der Medusenblick der Gewalt hervorruft und den die verblendete Torheit der letzten Europäer, die es nicht nötig hätten, großgezüchtet. Armer Janusz III.! Er setzt seine Hoffnungen auf den obligatorischen Unterricht der Zigeunerkinder! Er ahnt noch nicht, der arme König, daß Analphabeten besser sind als Halbgebildete; daß Tapezierer, die nicht tapezieren konnten, Bücher schreiben und Staaten regieren; daß die Journalisten, die sich gestern noch über seine Krönung lustig gemacht

haben, übermorgen schon, wenn nur ein Schildermaler gerufen haben wird: »Zigeuner, erwachet!«, die kupferne Krone für pures Gold halten werden.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 17. 7. 1937

PSYCHIATRIE (II)

Jeder Psychiater weiß, daß seine Patienten weit mehr physische Anstrengungen aushalten als jene Menschen, die man »geistig normal« nennt. Daher müssen die Irrenwärter besonders kräftige Männer sein. Sie haben obendrein Zwangsjacken und Scopolaminspritzen. Die Zellen, die für Tobende bestimmt sind, haben eiserne Gitter oder Scheiben aus unzerbrechlichem Glas. Jeder Irrenwärter weiß, daß es sinnlos ist, einem tobsüchtig gewordenen Patienten lange zuzureden oder mit ihm zu verhandeln. Zuspruch besänftigt ihn nicht, sondern kann unter Umständen noch die Tobsucht steigern. Ein kaltes Bad ist angemessen. Ja, es ereignet sich nicht selten, daß der Kranke im kalten Wasser sogar »vernünftig« zu sprechen anfängt. Überhaupt ist ein Geisteskranker nicht immer im normalen Sinne unvernünftig oder verworren. Viele Irre haben nicht nur luzide Momente, sondern auch längere oder kürzere luzide *Perioden*. Über ihren wahren Zustand täuschen sie die Angehörigen, die sie besuchen, manchmal auch die Psychiater. Daher das viele Unheil, das die als »geheilt« oder »gegen Revers und auf Verantwortung« ihrer Familien entlassenen Geisteskranken in der Welt anrichten. Die Psychiatrie ist eine noch junge Wissenschaft. Man kennt weder genau die Ursachen der Geisteskrankheiten noch die Mittel, sie zu heilen. Man weiß nur, daß es für die Umgebung der Irrsinnigen und für diese selbst günstiger ist, wenn man sie absondert. Sie sind, wie die Psychiater sagen, »asoziale Persönlichkeiten«.

Nun, jeder Psychiater weiß, daß es schwierig ist, den Familienangehörigen eines Geisteskranken die absolute Notwendigkeit einer Internierung beizubringen. Es ist menschlich, nicht zugestehen zu wollen, daß der Bruder, mit dem man zusammen aufgewachsen ist, mit dem man gestern noch zusammen Mittag gegessen hat, mitten in der Nacht plötzlich den Verstand verliert. Man kämpft verzweifelt gegen diese Vorstellung und gegen den Psychiater. In manchen Stunden spricht

der als krank erklärte Bruder vernünftig und zusammenhängend, manchmal sogar unerwartet klug und oft geistreich. Man unterschreibt also einen »Revers« und holt ihn heim.

Eine Woche später verbirgt er eine Hacke unter dem Kopfkissen. Zwei Wochen später köpft er die ganze Familie.

Was nun die politischen Psychopathen betrifft, nämlich die Diktatoren, so zeigen sie in Anbetracht des Umstands, daß sie bis jetzt nicht interniert waren, keine kalten Bäder und kein Scopolamin bekommen haben, verhältnismäßig lange luzide Intervalle, und ihre Angehörigen, die sogenannte »europäische Völkerfamilie«, halten sie für normale Menschen, die nur von Zeit zu Zeit etwas erregt sind. Man bewahrt also das bekannte »kalte Blut«, durch dessen Schuld so viel warmes vergossen wurde, erträgt Schimpf, Ohrfeige und Rippenstoß und klopft dem aufgeregten Bruder besänftigend auf die Schulter, worauf wieder ein luzides Intervall anbricht.

Aber die Psychiatrie weiß, daß diese Intervalle immer kürzer werden. Beil und Hacke liegen schon geschliffen unter dem Bett. Eines Morgens werden die Söhne eines fernen Kontinents die ganze europäische Völkerfamilie geköpft vorfinden.

»Tragischer Unfall Europas« wird in den amerikanischen Blättern stehn.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 24. 7. 1937

AN KARL TSCHUPPIKS GRAB

Karl Tschuppiks Kunst zu charmieren war allein schon eine geniale Leistung. Auch noch seine menschlichen Schwächen bezauberten. Wenn er einen Irrtum beging, wenn er sich, besser gesagt: in einem Irrtum verfing, hatte er die graziöse Unschuld eines verirrten Kindes. Man konnte ihm nichts »übelnehmen«. Er gefiel. Er hatte die Gnade, Gefallen zu wecken. Er war erfüllt von einer heiteren Harmonie. Eine mühelos verfeinerte persönliche Kultur zeugte von seinem adligen Wesen. Die »kleinen Leute« aus dem Volke in Wien, die einen untrüglichen Sinn für wahre Noblesse haben, nannten ihn den »Baron Tschuppik«. Sie liebten ihn, obwohl sie eine gebührende Distanz zwischen

sich und ihn legten; aber auch diese Respektszone noch war von Liebe erfüllt. Es ist schwer vorstellbar, wie diese kleinen Wiener Leute, deren delikate Herzen Tschuppik so oft besungen hat, in Wort und Schrift, dessen Sinne der Heurige nicht benebelt, sondern eben »anheitert«, bis zu dem Grade, daß zwischen einem Schwall holden Unsinns plötzlich der Urgeist des Volkes hervorbricht und Nestroy persönlich aus dem Schuster, dem Briefträger, dem Schornsteinfeger zu sprechen anfängt: Es ist kaum auszudenken, daß der »Baron Tschuppik« nicht mehr in Grinzing sitzen wird und wie jetzt die Heurigentrinker, die Kellnerinnen, die Musikanten, die Gastwirte und die Gäste, verwaist und ungehört oder gar mißverstanden, ihre kräftigen Aperçus, ihre blühenden Metaphern, ihren lieblichen, zivilisierten »Pallawatsch« dahersagen werden. Ringsum sind nur noch stumpfe, oder noch schlimmer: pathetische Ohren vorhanden, seitdem das feine Ohr Tschuppiks für immer ertaubt ist.
Mit diesem feinen Ohr vernahm er – der Historiker, dessen profane Kenntnis und wissenschaftliche Sorgfalt die Grazie des Schriftstellers nährten – die Untertöne und die Zwischenklänge der menschlichen Geschichte. Noch seine Skepsis hatte einen goldenen Glanz. Sie war wie ein heiterer Sonnenuntergang. Seine Ironie war elegant und versöhnlich. Aber sein Zorn und sein Groll kannten selten eine abschwächende Milderung. Und nachsichtig, ja leichtsinnig oft, wie er sich der Frivolität und der Nichtzugehörigkeit gegenüber zeigte, blieb er hart, wurde er manchmal fast bedrohlich, gegen jede Manifestation der pathetischen Plumpheit, »des tierischen Ernstes«, des brutalen politischen, literarischen, journalistischen, polizeilichen Pöbels. Niemandem war das Pathos mehr verhaßt als ihm. Er konnte es selbst in der Satire und im Pamphlet nicht vertragen – und es erweckte, selbst wenn es auch legitime Größe hatte, leicht seinen Verdacht. Sein ganzes Leben kämpfte er gegen »den Vollbart«. In seiner Jugend gegen die sudetendeutschen Wodansbärtigen, gegen die Schönerianer, gegen die Väter Hitlers, und gegen die deutschnational betonten »Liberalen«, später gegen die Sozialdemokraten mit den Dogmabärten, gegen die »großdeutschen« Historiker, gegen die verderblichen Minister, die nach den Hohenzollern spähten, während sie Habsburg dienten, gegen den hochmütigen Clan, der die übernationale Sendung Österreichs verleugnete, die nichtdeutschen Völker der Monarchie »von oben herab« behandeln wollte und also den Zerfall herbeiführen half. Er

kämpfte später gegen die Verengung des österreichischen Horizonts durch die kretinischen Vorkämpfer der papierenen deutschen Phraseologie, gegen die »Schollenmenschen«, die Blut-und-Boden-Fanatiker, gegen den Anschluß und kurz vor seinem Ende gegen die Hitlerei. Man konnte ihm kein »jüdisches Blut« nachsagen. Er war ein »reiner Arier«, Sohn eines k.k. Staatsbeamten, Nachkomme einer alten Militärfamilie. Seine hohe universale Bildung, sein Witz, seine Kunst, trefflich zu formulieren, waren von bester österreichischer Tradition. Dem preußischen Pöbel freilich, den er haßte wie jeden Pöbel, mußte er ebenso »verjudet« erscheinen wie Grillparzer, Raimund, Nestroy. (Weitherzige Angebote von Verlegern aus Deutschland lehnte er ab. Er mischte sich nicht unter Gemeines.)

Man wird nun heute keine neuen Bücher und Aufsätze mehr von Tschuppik lesen – und es gibt weit und breit kaum noch einen mehr, bei dem man sich, in Angelegenheiten der Historie, einen klaren, detaillierten und zuverlässigen Rat holen könnte. Ein graziles Haus auf einem soliden Fundament, ein diskreter, eleganter und vigoröser Stil; ein Mitteleuropäer mit kosmopolitischem Horizont und europäischem Gewissen; ein Liebhaber des Volks mit aristokratischen Manieren: Dies Köstliche, Kostbare ist nun begraben. Der Korbsessel vor dem Hotel am Wiener Ring wird wahrscheinlich mächtigere, aber keine würdigeren Gäste mehr aufnehmen. Und einer der zwei letzten Wiener Fiaker, der noch vor dem Ring-Hotel auf Angelsachsen wartet, und der Liftboy, der schon graue Haare hat und Großvater ist und der jeden Morgen gewohnt war zu sagen: »Grüß Gott, Vater Tschuppik!«, und der souveräne Chef-Portier, der seinesgleichen nicht mehr hat, und wir Schriftsteller, seine Freunde, du und ich, wir sind einsam. Grinzing, das Griechenbeisl, der »Grüne Anker«: Wir werden sie vielleicht noch betreten, aber wie man Friedhöfe betritt!

Das Neue Tage-Buch (Paris), 31. 7. 1937

ABSCHIED VON KARL TSCHUPPIK

Ein echter Österreicher ist gestorben: *Karl Tschuppik*, einer aus dem alten Geschlecht der k. u. k. Österreicher.

Keine spezielle Berufsbezeichnung kann eine so komplexe Erscheinung hinreichend erklären. Man sagt wenig über Karl Tschuppik aus, wenn man aufzählt, was er gewesen ist, und auch nicht viel mehr, wenn man jene seiner Werke und Aussprüche zitiert, die Bestand haben über den Tod ihres Autors. Was war Karl Tschuppik? – Schriftsteller, Geschichtsschreiber, Politiker, theoretischer Stratege, Journalist. Seine Berufe und seine Berufung, seine reichen Gaben und seine starken Neigungen, sein privates und sein öffentliches Schicksal, seine Sympathien, seine Antipathien, seine private Menschlichkeit, seine öffentliche Haltung, die intime Gebärde, der Dialekt, der ein ausschließlich individueller war, eigentlich ein unnachahmlicher Tonfall einer österreichischen Stimme, die persönliche Kultur und die seines Geistes; alle diese Eigenschaften waren nicht österreichisch »gefärbt«, sondern von Österreich *getränkt* und *gesättigt*, sie waren lebendige Zeugnisse einer universal-österreichischen Vergangenheit, ohne die eine noch so restringierte österreichische Gegenwart unmöglich, eine österreichische Zukunft ausgeschlossen wären. Österreicher ist man durch Schicksal, nicht immer durch Geburt. (Schriftsteller wird man »von Beruf« und dank der Berufung.) Ein wirklicher Österreicher ist – besonders in dieser Welt der nationalen Barbarei, der Schollen-Anbetung, des provinzialistischen Kretinismus – in dieser Welt *ein Phänomen der Gnade* inmitten klotziger Simplizitäten; ein verfeinertes Instrument von jener inneren Kompliziertheit und edlen Schlichtheit, die das Aristokratische kennzeichnet; inmitten einer unsinnlichen Promiskuität, in der amerikanische Saxophone, preußische Regimentspfeifen, diktatorische Hornstöße den Höhepunkt des Höllenkonzerts vorbereiten, nämlich das Aufkrachen der Giftgasbomben: eine alte Geige; umgeben, umringt, bedrängt von lauter Spartanern, gottlosen Asketen, Mördern ohne Leidenschaft, Barbaren ohne Naivität, Menschenfressern ohne Appetit: ist der wahre Österreicher ein Athener von Geist, ein Phäake auch – mit kultiviertem Gaumen –, der einzige Erbe des orientalischen, griechisch-römischen, christlichen und deutsch-abendländischen Reichtums, von slawischen Gaben genährt und diese Gaben

den Spendern wiedergebend. Solch ein Österreicher war Karl Tschuppik.

Ein Wort des Gedenkens an einen Österreicher wäre unvollständig, fehlte darin die traditionelle Anekdote. Sie sei hier erzählt:

Als in diesem der ältesten Wiener Gasthäuser ein Berliner den Ober fragte: »Sachen Sie mal, Herr Ober, wie machen Se den Palatschinken eigentlich?«, sagte Tschuppik statt des Obers: »Ich kann's Ihnen erklären, Herr Nachbar. Zu so einem Palatschinken gehören mindestens 1 000 Jahre Katholizismus und mindestens 500 Jahre habsburgischer Herrschaft.«

Er hätte spezifizieren können: die Kaiserin Maria Theresia und der Kaiser Franz Joseph, die Gegenstände seiner halb verschämten und so stolzen Liebe; der Liebe eines Historikers, eines Wissenschaftlers ohne Pomp, ohne Pathos, ohne die verlogene Feierlichkeit der großdeutschen offiziellen Historiker – selbstverständlich! – Er war schüchtern, wie jeder noble Österreicher: weit eher schüchtern als bescheiden. (Die Schüchternheit ist oft die Maske österreichischer Ironie und Überlegenheit, ähnlich wie die ewig wachende und oft im Ausdruck übertreibende Kritik des Österreichers Liebe zum Österreichischen bedeutet.) Jedem, der einmal sehen konnte, mit welch meisterhaft gespielter Demut, das heißt: hochkultivierter »Tücke«, sich Karl Tschuppik von einem der bekannten, berühmten, »weltberühmten« Kultur-, Literatur- oder Politik-Pfauen zu verabschieden pflegte, wird jenes maliziöse, näselnde, ein ganzes überlegenes Verspotten enthaltende: »Hab' die Ehre, Herr...« niemals vergessen. Die Pfauen begriffen es nicht, es war auch nicht für sie bestimmt! Nur der Zeuge, ein gelernter Österreicher, begriff es. Aber auch für den hatte Tschuppik es nicht gesagt. – Ein Österreicher ist maliziös aus Selbstlosigkeit... Nur so: weil's ihn halt selber freut...

Er wäre im Jahrhundert Metternichs wahrscheinlich ein (anderer) Gentz geworden; vielleicht auch ein Generalstäbler. Er besaß eine profunde und intime Kenntnis der Strategie: aller österreichischen Schlachten; aller österreichischen Regimenter, ihrer Kommandanten, ihrer Inhaber. Sadowa konnte er nicht verschmerzen. Es hatte ihn persönlich gekränkt. (Von Karl Tschuppik stammt das Wort: »Der Nationalsozialismus ist die Rache Österreichs für Sadowa.«) Er haßte das

borussische Deutschtum keineswegs: Er verachtete es nur. Als ihn ein privates Schicksal nach Berlin verschlug, ging er, ein verlorener Grandseigneur, ausgerüstet mit dem ganzen Stolz eines überlegenen Edelmanns, durch die von literarischen Kultursnobs des »Fortschritts« ebenso wie von den brüllenden Horden des Hakenkreuz-Heidentums bevölkerten Straßen der preußischen Hauptstadt, klemmte das hochmütige Monokel ein, als wäre dieser ganze Spuk nicht wert, von beiden Augen gesehen zu werden, und sagte: *»Ich bin hier exterritorial!«* Keine Spur von einem »gesamtnationalen Gedanken«!...

Streichhölzer, von seinen kundigen, zarten Händen auf einem Holztisch in einem Heurigengarten Grinzings oder Sieverings ausgelegt, waren Armeekorps, Regimenter, Bataillone, Kompanien. Es waren die Schlachten von Königgrätz und Solferino; die Heurigenmusik spielte dazu. Der Wirt, die Musikanten, die Kellnerinnen, die Gäste kannten ihn, den »Baron Tschuppik«, den Freund des früher verstorbenen anderen Österreichers, des großen Adalbert Sternberg. – In der Erde ruhen sie nun beide; in der österreichischen Erde; aber unter dem universalen Schatten des schwarz-gelben Doppeladlers. Unter dem Schatten des schwarz-gelben Doppeladlers, wie ihre Freunde und ihre Gegner: die liberalen Juden; die wodansbärtigen Großdeutschen; die simplen, anständigen, begabten und unzulänglichen Führer der »k.u.k. Sozialdemokratie« – auf gut deutsch: die Totengräber der Monarchie.

Ein Toter wie Karl Tschuppik bedarf nicht des »nil nisi bene«. Der Respekt vor ihm erfordert, daß man beim endgültigen, *irdischen Abschied* seine Irrtümer nicht verschweigt. Aber es waren auch vielleicht keine Irrtümer: Karl Tschuppik wußte wohl, daß er dem großen Österreicher Karl Kraus nicht nur Unrecht, sondern auch Unfug zugefügt hatte. In Österreich kann sich das Wunder ereignen, daß die Leichtfertigkeit nicht einen »Charakterfehler«, sondern eine Verirrung bedeutet. Es ist die Gnade, die über dem Phänomenalen ruht. Der Streit ist begraben. Beide Streitenden sind begraben. Der Tod versöhnt nicht nur uns Überlebende mit den Toten, sondern, vor allem, die Toten miteinander.

Das letzte Buch Karl Tschuppiks war sein erstes belletristisches, ein Roman aus dem alten Österreich. Der Autor erwies dem Schreiber dieser Zeilen die Ehre, ihm sein Buch mit folgenden Worten zu widmen: »Dem letzten Ritter meiner Welt!« – Von einem Todgeweihten

zum letzten Ritter der österreichischen Welt erhoben, habe ich den Mut, diesen Abschied vom Österreicher Tschuppik mit den Worten, den nie verbrauchten, zu beschließen: »Austria erit in orbe ultima.«

Der Christliche Ständestaat, 1. 8. 1937

NUR EINE GLOSSE

Peinlich und kurios, vielleicht symptomatisch – jedenfalls aber für diese Welt *charakteristisch* ist die Art, in der der Sohn des Präsidenten der USA auf die Begrüßung des Bürgermeisters von Cannes geantwortet hat: Der junge Hochzeitsreisende warf dem Bürgermeister ein Sektglas an den Kopf.
Den französischen Blättern gebietet die Höflichkeit, zu schweigen, höchstens nachsichtig zu lächeln. Den amerikanischen Zeitungen gebietet die Pflicht, die »Würde der Nation« zu retten, heftig und deutlich gegen den jungen Roosevelt zu werden. Als »fait divers«, wie als »fait accompli« wird diese sonderbare Posse bald vergessen sein; aber den paar heute noch denkenden Menschen, die eine andere Hierarchie der Ereignisse kennen als die übliche, von Zeitungen anerkannte, wird es in der Erinnerung bleiben. Es zeugt nicht minder von der anarchischen Verwirrung der Gemüter als die blutigen Ereignisse und die weit gefährlicheren Wurfgeschosse, mit denen die Staatsmänner – nicht einmal ihre Söhne – nach ahnungslosen Köpfen werfen. Man wird auch nicht umhinkönnen, die sehr *menschlichen* Neigungen innerhalb der Republiken festzustellen – als Vorwurf »Byzantinismus« gegen Monarchisten zum Beispiel bekannt und als Argument gegen Dynastien am häufigsten vorgebracht –, ohne einen anderen, allzu billigen Triumph zu empfinden als den legitimen des im Laufe der Jahre skeptisch gewordenen Betrachters. Zu den Vorzügen eines gewählten Staatsoberhaupts gehört im Sinne der Republik ja gerade die *Nicht-Erblichkeit der Würde.* Und es gehörte die ganze Verwirrung unserer Zeit, die ganze Brutalität, mit der Journalisten, Photographen, Radioschreier das Familienleben eines Staatsmannes, den Stimmwechsel, die Verlobung, die Heirat seiner Neffen und Vettern publik machen und zu öffentlichen Interessen erheben, damit das Enkelkind eines Mini-

sters oder der Stiefbruder des Bürgermeisters von Hollywood zu Prinzen, Kronprinzen, Erzherzögen ernannt werden – bis auf Widerruf. Es gehört freilich dazu auch die Würdelosigkeit *authentischer* Prinzen, die den Kameramann zum Zeugen und manchmal zum Richter ihrer Handlungen ernannten.

Die *Würde* eben ist verlorengegangen.

Sie wird weder auf den »linken« noch auf den »rechten« Börsen notiert.

Noch vor dem hier ausführlich behandelten Feuchtwanger waren andere Schriftsteller von Stalin eingenommen, und die Reihe bekannter, wenn auch nicht »weltbekannter« Schriftsteller, die ehrerbietig vor Hitler defiliert hat, ist auch nicht gering. In einer Zeit, in der Kaisersöhne von Gefreiten Ritterschläge erhalten, Sektreisende von Höfen empfangen, Kulturträger Nachttopfträger bei Diktatoren werden, Biographen von der Wurmperspektive aus ihre Gegenstände sehen müssen, um sich selbst, nicht ihnen, gerecht zu werden – in einer Zeit, in der »freie« Schriftsteller Knechte, in der Verfolgte Verfolger ihrer Mitverfolgten, in der Freunde Verräter, Genossen Spione ihrer eigenen Gesinnung sind: In solch einer Zeit ist ein dünnes Sektglas, so leicht zerbrechlich, als Erwiderung auf die Begrüßung eines Bürgermeisters an dessen Kopf zerschmettert, sozusagen ein Treppen-Sketch der Weltgeschichte. Selbstverständlich keineswegs tragisch: aber wert, in der Erinnerung behalten zu werden.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 28. 8. 1937

VERLEGER IN ÖSTERREICH ODER ÖSTERREICHISCHE VERLEGER?

I

In einer der letzten Nummern des »Christlichen Ständestaates« war in rühmlicher Weise – zum erstenmal – von den »stillen Dichtern« Österreichs die Rede. Die meisten der in diesem Artikel genannten Dichter und Schriftsteller sind leider in doppeltem Sinne des Wortes still. Daß sie in der Stille schaffen und daß ihre Werke eine edle Stille erzeugen,

gehört zu ihren hohen Qualitäten. Daß sie aber in eine echolose, unheimliche Stille seit Jahren hineinsprechen – und oft sogar in eine feindliche –, ist geradezu eine Ausbeutung ihrer vornehmen Bescheidenheit. Es bietet dem Vornehmen keinen Trost, wenn man ihm bestätigt, daß er anonym bleibt, und es heißt überhaupt: die Vornehmheit mit der Anonymität verwechseln, wenn in der schmerzlichen Tatsache, daß es um einen »Stillen« still bleibt, der Beweis geliefert erscheint, daß die Reserviertheit des Autors die der Öffentlichkeit hervorruft und rechtfertigt.

In den Ländern von hoher literarischer Kultur wird gerade die sanfte Stimme der Zurückgezogenen vernommen und gewürdigt. Ein so »schwerer« Schriftsteller wie *Marcel Proust* hatte in Frankreich mehr Auflagen als Peter Rosegger, der leicht zugängliche, in Österreich, und ein so exquisit raffinierter wie *Paul Valery* entzückte im Rahmen der Pariser »Exposition« ein breites Publikum durch öffentliche Vorträge. Eine scheußliche Tradition, eine mesquine Herzensträgheit (seit bald zweihundert Jahren) ist die Ursache dieser Schande, daß die österreichische Öffentlichkeit eine sterile Stille rings um die *Produktion* der »stillen Dichter« erzeugt, dermaßen, daß die Verkanntheit geradezu ein Verdienst und eine literarische Tugend geworden ist und die äußere Erfolglosigkeit ein erstrebenswertes Ziel. Es ist, wie gesagt, keine Neuigkeit, Hofmannsthal, Schnitzler, Bahr – um nur Verstorbene zu nennen – mußten ihre Werke nach Deutschland emigrieren lassen – und auch dort fanden sie den aus der Gegend von Preßburg stammenden, altösterreichische Delikatesse im literarischen Sinn repräsentierenden Juden Sami Fischer, den die österreichische Gleichgültigkeit hatte ziehen lassen, in ein Berlin, das er ohne Zweifel bereichert hat, und dessen private, sicherlich rationalistisch-liberalistische Neigungen vor dem gerechten Instinkt für das Wahre und Wichtige innerhalb der literarischen Welt unsichtbar wurden. Er hat streng katholischen Autoren den Weg zur Öffentlichkeit und zum Weltruhm ebenso geebnet wie den »zivilisatorischen« Schriftstellern. Aber es geschah von Berlin aus, nicht von Wien. Die österreichischen Schriftsteller erschienen außerdem im Insel-Verlag, in der Deutschen Verlagsanstalt, bei Kurt Wolff. In Österreich wurden indessen Kompendien, Lesebücher, höchstens dialektisch gebundene Werke herausgegeben – in jener glücklichen Zeit noch, in der wir ein Weltreich und eine Welt waren und als der österreichische Horizont noch nicht mit dem Regionalismus eines

Dorfes und mit der begrenzten Folklore einer bestimmten Gegend von vielen gleichgesetzt wurde.
Römisch-katholisch-universalistisch war die Monarchie; und dennoch mußten gerade ihre repräsentativen Söhne in der gewalttätigen, protestantischen, aufgeklärten Hauptstadt Preußens eine literarische Heimat suchen. Damals schon! – Die unselige »Republik Österreich«, die sich als einen »Bestandteil des Deutschen Reiches« betrachtete, handelte nur konsequent, wenn sie die Gleichgültigkeit gegenüber österreichischen literarischen Erscheinungen pflegte. Es war die einzige Tradition, die sie vom alten Österreich übernommen hatte. Nun aber haben wir das neue, von dem unsterblichen Dollfuß gegründete, von unserem verehrten, höchst literaturbeflissenen Bundeskanzler Schuschnigg am Leben erhaltene, erneuerte Österreich. Wie steht es nun mit der österreichischen Literatur?

II

Es gibt in dieser Gesellschaftsordnung keine wirkungsvolle Literatur ohne *Verleger*. Es gibt in einem Staat, der sich als selbständiger österreichischer Staat bezeichnet, kein wirkliches »Staatsbewußtsein« ohne eine eigene Literatur. Was hat Österreich, das neue, bis jetzt für einen der eminentesten, katholischen Dichter getan, der infolge seiner österreichischen Gesinnung vom Dritten Reich geschmäht wurde: *Richard v. Schaukal*? – Und wo können – da es doch für das katholische Österreich keine vulgären und heidnischen »Rassen«-Kategorien geben darf – noch die Werke des eminent österreichischen Juden *Beer-Hoffmann* erscheinen? (Wir sprechen »ohne Ansehen der Personen« und ihrer Neigungen. Wir könnten z.B. annehmen, daß es in den Reihen jener, die sich zum österreichischen christlichen Ständestaat bekennen, manche gibt, die *ihre* sonderbaren Bedenken gegen *unsere* Bedenken vorbringen könnten. Wir wissen, daß in Österreich der »Antisemitismus« das »Hintertürl« des Heidentums ist, und solange die römischen Gesetze in Österreich gelten, dürfen wir uns nicht an die Nürnberger halten, wie so viele Brückenbauer es tun, denen der Nürnberger Trichter näher ist als der römische Krummstab.)
Wir bleiben beim Thema: bei der österreichischen Literatur. Und wir stellen fest, daß sich der spezifische österreichische Geist nicht manife-

stieren kann, solange es keinen österreichischen *Verlag* geben wird. Bis jetzt haben wir nämlich nur *Verleger in Österreich*, aber keinen *österreichischen Verlag*. Man sichert die staatliche Selbständigkeit eines Landes nicht dadurch allein, daß man in der Armee die von den Sozialdemokraten eingeführten preußischen Tellermützen abschafft und unsere alten, lieben Kappen einführt, sondern auch und vor allem dadurch, daß man dem in der Zeit des »großdeutsch«-gesinnten Marxismus stumm gemachten österreichischen Geist eine materielle Möglichkeit zu leben gibt. Der österreichische Geist lebt in der spezifisch österreichischen Literatur, die selbst dort, wo sie liberalistischen Charakter und jüdische Influenzierung aufweist, noch schwarz-gelb gefärbt ist, das heißt: österreichisch. Getrauen wir uns, es auszusprechen: Ein österreichischer Jude ist der Kirche und der Krone näher als ein Balte aus der Schule Rosenbergs, als ein Reichsdeutscher von der Couleur der Mathilde Ludendorff, als der »Katholik« Goebbels. Das österreichische Gewand ist mir näher als der preußische Waffenrock.

III

Nun, manche gutgläubigen, ehrlich österreichisch gesinnten »Antisemiten« wird es vielleicht peinlich überraschen, wenn wir ihnen die Eröffnung machen, daß gerade die *jüdischen* Verleger in Österreich eifrig beflissen sind, den Anforderungen der Goebbels und Rosenberg zu entsprechen. Also ereignet sich der groteske Fall, daß der *katholische* Staat Österreich jene *jüdischen* Verleger beherbergt, die den heidnischen Anforderungen der Reichsschrifttumskammer gehorchen. Österreichische Autoren, die aus Gesinnungs- oder »Rassegründen« von der deutschen Zensur abgelehnt werden, können also *in ihrer österreichischen Heimat nicht erscheinen*; und zwar, weil sich *»jüdische«* Verleger den Geboten der Goebbelschen »Reichsschrifttumskammer« unterwerfen; »ausgerechnet« jüdische Verleger, denen das Leben im Dritten Reich unmöglich gemacht worden war, die im nachsichtigen und also depravierenden Schutz Österreichs in gebührender Distanz Rosenbergs Heidentum befolgen, im Schatten des Kreuzes leben, unangetastet von seinen Bekennern, das Hakenkreuzgesetz befolgen. Noch nie hat man eine kuriosere literarische Situation gesehen.
Was ist die Folge? *Literarische Korruption in Österreich.* Die jüdischen

Verleger, die heute in Österreich im Schatten des Krückenkreuzes literarische Werke verbreiten, mit der Lizenz des Heidentums, sind in Wirklichkeit Missionäre dieses Heidentums. Einer seit Jahren bekannten katholischen Schriftstellerin von Rang sagte ein von dem »Absatz« in Deutschland abhängiger Verleger (ein Wiener) folgendes: »Wenn Sie unter einem anderen Namen schreiben, könnten wir einen Vertrag machen.« Es war ein jüdischer Verlag. Er wünschte, um Goebbels zu gefallen und um »sein Geschäft« nicht zu stören, ein Pseudonym einer der literarisch wertvollsten österreichischen katholischen Persönlichkeiten. Die mit der Reichsschrifttumskammer verbündeten Juden schreiben also österreichischen Katholiken »Pseudonyme« vor. Die Autoren des christlichen Staates bekommen Vorschuß und Honorar nur dann, wenn sie den Anforderungen entsprechen, die jüdische Geschäftemacher der Reichsschrifttumskammer, die sich »österreichische Verleger« nennen, diktieren. Die antisemitischen Brückenbauer brauchen sich nicht einzubilden, daß sie allein dastehen, als »reine Arier«. »Reine Juden« sehen sie an.

IV

Es wäre ungerecht, diesen Verlegern den guten Willen generaliter abzusprechen. Jeder Kompromißler hat das geheiligte Recht auf eine Ausrede. Die Ausrede der in Österreich seit längerem ansässigen oder jüngst übersiedelten deutschen Verleger lautet ungefähr so: Es ist unsere Pflicht, »getarnt« zu bleiben und deutsche Kulturgüter zu retten. Es ist die Ausrede auch der anständigen, im Dritten Reich verbliebenen und dort publizierenden Schriftsteller. Diese Ausflucht mag man gelten lassen – individuell. Mit der Würde und (vor allem) mit den Intentionen des neuerwachten, selbständigen österreichischen Staates aber stimmt die Abhängigkeit der Verleger, die in Österreich Bücher veröffentlichen, von der deutschen Reichsschrifttumskammer keineswegs überein. Die wichtigen Aufgaben des österreichischen Schrifttums bestehen gerade im direkten oder indirekten Kampf *gegen* die Anforderungen, die heute an die deutsche Literatur gestellt werden. Die »österreichischen« Verleger aber folgen diesen Anforderungen. Sie wollen, wie es in dem Dialekt ihrer Branche heißt: »absetzen«. Und es ergibt sich der sonderbare Fall, daß im katholischen Österreich jüdi-

sche Verleger im Bezirk der Literatur die Aufgaben sippeforschender Gauleiter erfüllen. Ein österreichischer Katholik, der eine jüdische Großmutter hat, erscheint dem Berlin gefälligen jüdischen Verleger suspekt, dem semitischen Missionär des Rassenmythos, dessen Opfer er selbst, dieser willige Missionär, geworden ist.

Diese Verleger, auf deren Büchern zu lesen ist: Leipzig, Wien, Zürich – sicher ist sicher – und die mit *einem* Fuß auf drei Hochzeiten tanzen wollen, man könnte sagen: mit einem jüdischen Fuß auf drei arischen Hochzeiten – sind dem konservativen Österreich weit schädlicher, als manche »zuständigen«, aber offenbar nicht berufenen Stellen glauben wollen oder glauben können. Es kann nur einen österreichischen Verlag geben, der seine Bücher nicht direkt oder indirekt einer fremden Zensur unterwirft; einen universalen, der Idee Österreich entsprechenden, freilich keinen regionalen, provinzialistischen das Blickfeld einer »Scholle« repräsentierenden Verlag, der die »Bodenständigkeit« mit dem Kretinismus verwechseln würde; im Gegensatz eben zu jenen plötzlich »völkisch« gewordenen Herren, die ihrer eigenen Großmutter einen »arischen« Kretin vorziehen, wenn er nur nachweislich der Großvater eines ihrer Autoren ist. Novarum rerum cupidi, jeder Mode folgend, sind sie, diese Verleger, ihrer Großmütter wegen, obwohl sie doch so »liberal« und »kosmopolitisch« waren, auf einmal beflissene Ahnenforscher für den »Gau Österreich«. Und manche Stellen in Österreich glauben immer noch – es ist Tradition –, Literatur und Verlegerei seien Nebensache oder höchstens »Kulturaustausch«. – Nicht umsonst sind die österreichischen Dichter so »still«.

Der Christliche Ständestaat, 29. 8. 1937

AUS DEM TAGEBUCH EINES SCHRIFTSTELLERS

Montag, im vierten Jahr der
deutschen Apokalypse

Heute sind die Belegexemplare eines neuen Buches angekommen, zwei umfangreiche Pakete, hartes Packpapier, gut verschnürt. Die Exemplare sind für Freunde bestimmt. Ich werde die Pakete nicht öffnen. Die meisten meiner Freunde schreiben selbst Bücher. Sie lesen hoffentlich nur die Werke endgültig toter, überlebender Autoren. Geschenkte Exemplare – und gar noch mit Widmungen versehen – nehmen merkwürdigerweise mehr Raum ein als die gekauften unsterblichen Werke oder für Lebzeiten entlehnte. Manche meiner Freunde haben Wohnungen, Frauen, Kinder, Bibliotheken. Sie stellen die Widmungsexemplare in ein Fach. Vielleicht würden sie auch dieses mein neues Buch adoptieren! Aber ungern, glaube ich. Mit Widmungen versehene Exemplare kann man schwer loswerden. »In treuer Freundschaft!« – »Mit Gruß!« – »In alter Herzlichkeit!« – Sie erinnern mich, die meisten Widmungen, an das Sprichwort, das nicht immer wahr ist: »Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.« – Ich werde die Pakete nicht aufmachen und keine Widmungen schreiben. – Es ist mein achtzehntes Buch. Von den früheren 17 sind 15 vergessen. In Deutschland sind auch die vergessenen verboten. Außerhalb Deutschlands sind sie schwerlich in einer Buchhandlung aufzutreiben. Ein paar kultivierte Narren – gewöhnlich unbemittelte Menschen – sagen mir manchmal, daß sie dies und jenes vergessene Buch kennen.

Donnerstag

Heute ist die Abrechnung des Verlages über mein siebzehntes Buch gekommen. Im ganzen sind 3450 Stück verkauft worden. Der Vorschuß ist noch lange nicht »abgedeckt«. Unter der Abrechnung steht: »Irrtum vorbehalten« und »Einspruch innerhalb der nächsten zwei Wochen möglich«. – Wogegen sollte ich Einspruch erheben? Höchstens gegen die Bemerkung: »Irrtum vorbehalten«. Wenn es tatsächlich einen Irrtum geben sollte, so gewiß keinen zu meinen Gunsten. Mein Verleger ist ein Ehrenmann. Im Begleitbrief schreibt er wörtlich: »Es ist furchtbar, Abrechnungen zu sehn. Die Vorschüsse kommen

nicht herein.« Ich habe schon sieben Verlage gehabt. Dies ist der achte. Ich kenne also bereits acht Ehrenmänner. Es ist viel – für ein so kurzes Schriftstellerleben. Und ich bin nicht der einzige Autor. Die Vorschüsse meiner Kollegen kommen auch nicht herein. Es ist ein merkwürdiges, abenteuerliches Geschäft, das Buchverlegen. Man lebt von Verlusten. Das muß sehr schwer sein, wenn ich bedenke, daß ich nicht einmal von Vorschüssen leben kann.

Freitag

Ich habe gestern den Verlegern Unrecht getan. Sie sind wahrscheinlich wirklich Ersatz-Mäzene. Vielleicht haben sie in der Tat eine größere Leidenschaft für Literatur als ich und gehorchen dabei noch nicht jener »inneren Stimme«, auf die wir Schriftsteller uns berufen. Die Verleger sollten sich auf sie berufen: denn sie verlegen Bücher ohne Gewinn, sogar mit Verlust – wie ich aus meinen Abrechnungen ersehe. Arme Narren! Sie verlegen deutsche Bücher in einer Zeit, in der die deutsche Sprache weniger verbreitet ist als Esperanto und Latein. Die deutsche Sprache meine ich, in der – immerhin – noch ein paar von uns schreiben. Die andere, in der die andern schreiben und sprechen, ist leider allerdings sehr weit verbreitet. Das Schisma der deutschen Sprache muß auf die Dauer die Welt verwirren. Franzosen und Engländer halten heute schon das Deutsch Hitlers für deutsch, insbesondere deshalb, *weil auch die Opfer Hitlers so selten Deutsch können*. Aber die Katastrophe der Nation kündigte sich ja schon lange in der Verwilderung der Sprache an. Daß dich und mich, guter deutscher Schriftsteller, der Deutsche nicht mehr versteht: Damit hatten wir uns schon abgefunden. Aber jetzt können wir auch auf die Ausländer nicht mehr zählen. Ein Engländer, Franzose, Italiener, der sich eine Stunde mit Hitler, Ribbentrop und Goebbels unterhalten hat, wird nie mehr imstande sein, unser Deutsch zu verstehen. Es wird ihm chinesisch vorkommen, wie uns das Deutsch des Dritten Reiches. Das Deutsch Hitlers ist genauso vortrefflich wie das Russisch Stalins. Der letzte Diktator, der seine Muttersprache beherrschte, war Julius Cäsar. Von Alexander dem Großen ist uns nichts erhalten geblieben. Friedrich der Zweite konnte weder Deutsch noch Französisch. Napoleon sprach Französisch wie ein »Zugereister«, obwohl er Corneille (oder Racine?) auswendig konnte. Aber er hat seine Herrschaft durch Schlachten begründet und nicht durch eine literarische Publikation. Also »durch Taten,

nicht durch Worte«, wie der »Führer« zu sagen pflegt. Mussolini ist ein guter Leitartikler, alte Schule des »Avanti«, als Schriftsteller ein italienischer Friedrich Stampfer. Eine Rede ist keine Schreibe. Die Diktatoren müssen zu viel reden.

Sonntag

Es ist ein masochistischer Genuß, Zeitungen zu lesen, und zwar nicht täglich, sondern wöchentlich, jeden Sonntag, wenn das Weekend in Blüte steht, einer der wichtigsten politischen Faktoren seit dem Anbruch der Apokalypse. Ich bin leicht geneigt zu glauben, daß die spärlichen heilsamen Gedanken und Entschlüsse, die in den demokratischen Staatsmännern just am Freitagnachmittag zu keimen begonnen haben, am Samstagnachmittag zu verfliegen beginnen. Die Tyrannen aber haben kein Weekend. Gott schuf die Welt in sechs Tagen, und am siebten ruhte er. Die friedlichen Staatsmänner ruhen am sechsten *und* am siebenten. Achtundvierzig Stunden feiern sie den Tag des Herrn. Sie übertreiben das Gebot der Religion, und sie übertreffen den Herrgott. Merkwürdig ist, daß *Diktatoren nicht Golf spielen*. Der Sabbat ist nicht dem Sport, sondern den Überraschungen gewidmet. Das Golfspiel hat einen beträchtlichen Teil Schuld am Untergang der Kulturwelt. Napoleon spielte Schach, Prinz Eugen Domino. Am vielgescholtenen »grünen Tisch« hat man nützlichere Einfälle als auf dem grünen Rasen. Weihnachten 1916 war ich an der Front. Unser Divisionskommando, der Oberst, der Kompaniekommandant, bereiteten sich auf liebe »Atempausen« vor. Sie hatten vergessen, daß unsere Gegner, die Russen, erst zwei Wochen später Weihnachten feierten. Sie wußten unsere Bereitschaft zur feierlichen Friedlichkeit auszunutzen und überfielen uns: bei Lichterglanz und Frömmigkeit. Wir revanchierten uns – aber freilich erst zwei Wochen später – und ohne Erfolg, weil die Russen die Revanche vorausgesehen hatten. Es ist schade, daß die demokratischen Staatsmänner nicht an der Front – besonders an der russischen – waren. Die Diktatoren verschieben ihr Weihnachten immer um zwei Wochen. Die Demokraten aber feiern immer Präventiv-Weihnachten, Präventiv-Sonntage, und sie haben, dank dieser Methode, bis jetzt bedeutende Erfolge zu verzeichnen: auf den Golfplätzen allerdings.

Mittwoch

Es wird mir »vertraulich« mitgeteilt, aber ich zögerte nicht, es publik zu machen, daß ein mittelmäßiger deutscher Schriftsteller, der emigriert ist – ich weiß nicht genau, warum –, die Mitarbeit an einer neugegründeten Zeitschrift abgelehnt hat, weil Juden an ihr mitarbeiten. Das ist also ein Emigrant, der nach den Nürnberger Gesetzen lebt. In Zürich; warum nicht in Nürnberg? Es gibt mehrere Emigranten, die nicht ihrer »jüdischen Großmutter« wegen geflüchtet sind, sondern justament wegen ihrer »arischen« und die in der Emigration einen Ehrensitz beanspruchen, nur deshalb, weil sie *keine* Juden sind. Sie hausieren bei Jud' und Christ mit ihrer arischen Großmutter. Und sie haben einigen Erfolg, weil viele Emigranten, Enkel jüdischer Großmütter, die Emigration eines Antisemiten für Heroismus halten und bis zu Tränen gerührt sind, wenn sie blonde Mäuse sehn. – Es ist gewiß ein »Pech«, Jude zu sein. Aber es ist, gerade deshalb, vulgär, auch noch außerhalb des Dritten Reiches jene Lorbeeren zu beanspruchen, die der armen Großmutter gebühren. – Seit dem Aufhören des Analphabetentums schreiben so viele Hausmeister deutsch! ... Die emigrierten Hausmeister noch werden in rein jüdischen Verlagen herausgebracht. Ein deutscher Antisemit, der zu Hause bleibt, ist ein ehrenwerter Mann. Einer aber, der auswandert, bei Juden Bücher herausgibt, ist ein Plebejer. Er sollte von Sperrgeldern leben, nicht von Honoraren.

Donnerstag

Merkwürdig, daß immer noch, trotz aller persönlicher Not, einen die »anderen« und das »Öffentliche« so beschäftigen! Ich erhalte die – sehr bescheidene – Rechnung des – kümmerlichen – Hotels, in dem ich mehr Kredit genieße als Behaglichkeit. Ich halte die Rechnung des Hotels neben die Abrechnung des Verlegers. Der Vergleich veranlaßt mich, einen Ausschnitt aus diesem Tagebuch zu veröffentlichen. Über das »Thema« eines »Artikels« nachzudenken, bin ich nicht mehr imstande. Ich reiße ein paar Seiten aus meinem Tagebuch und schicke sie ab wie eine Flaschenpost ...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 4. 9. 1937

RICHTIGSTELLUNG

In Nr. 36 des NTB habe ich erwähnt, daß ein emigrierter deutscher Schriftsteller die Mitarbeit an einer neuen Zeitschrift abgelehnt hat, weil auch Juden an ihr mitarbeiten. *Ernst Glaeser*, den ich gemeint hatte, erklärt mir nun, er hätte nicht mit dieser Begründung eine Mitarbeit an jener Zeitschrift abgelehnt. Der Herr, dessen Darstellung der Anlaß meiner Erwähnung war, hat die damalige Version inzwischen berichtigt. Infolge dieser Umstände ziehe ich selbstverständlich meine Bemerkung mit ebensoviel Bedauern wie Freude zurück.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 6. 11. 1937

HELDEN ZITTERN

Da die Reise Mussolinis zu Hitler vielleicht, nur vielleicht, im Laufe des Septembers erfolgen soll, ist der Chef der italienischen Polizei nach Deutschland, zum Chef der deutschen Polizei, gefahren. Es sind die Chefs zweier *geheimer* Polizeibehörden, von deren Unternehmungen hier die breite Öffentlichkeit erfährt; auch dies – dies besonders – ein Zeichen einer Zeit, in der sogar Geheimagenten gar nichts mehr zu kaschieren haben wollen. Die Geheimpolizei findet keine Veranlassung mehr, wirklich geheim zu arbeiten, denn die Ursache jener Verschwiegenheit, die zu den offiziellen Aufgaben dieser Behörde immer gehört hat, war die *Scham*; die Scham der Machthaber, auch eine (durchaus berechtigte) Furcht zu zeigen. Vor dem Besuch französischer Staatsmänner in Petersburg, vor dem Besuch des Zaren in Kiel, vor der Abreise Franz Ferdinands nach Sarajevo, vor der Ankunft Wilhelms in Konopischt waren Dutzende Detektive unterwegs, das Leben der Gäste zu garantieren – nach Möglichkeit. Aber die Öffentlichkeit erfuhr nichts von jenen Maßnahmen, die das offizielle Hurra-Geschrei der Spaliersteher erst ungefährlich machten und den »Jubel der Bevölkerung« glaubwürdig. Es gab eine ungeschriebene Delikatesse der legitimen Autoritäten, die ihnen gebot, lediglich im Verborgenen Sicherheitsmaßnahmen zu treffen, um ihre eigene Würde nicht zu schmälern

und die Jubelfreudigkeit gutgläubiger Hurra-Rufer nicht zu verletzen. Heute, da ein Diktator den anderen besuchen soll, sind nicht Dutzende, sondern Hunderte von Geheimagenten unterwegs, die Spitzel reiten voran wie Herolde mit Trompetenstößen, und die Machthaber kennen ebensowenig eine Scham wie eine Tradition. Ein kultivierter Usurpator, Napoleon, der seinen Fouché voranreiten läßt, ist undenkbar. Er war zynisch, wie jeder Gewaltige auf Erden. Aber der Parvenu von heute *demonstriert* seinen Zynismus, plakatiert ihn, schreit aller Welt zu: »Ja, seht ihr, so groß bin ich geworden, daß ich sogar Angst haben muß; so wertvoll bin ich, daß ich nicht sterben darf; so sehr glaube ich an meinen Stern, daß ich dem Zufall mißtraue, der manchmal Sternen zum Verhängnis werden kann. Wer wagt, gewinnt! – Wer dreimal gewonnen hat, braucht nicht mehr zu wagen!«

Die Machthaber von gestern und vorgestern haben persönlichen Mut nur dort bewiesen, wo er die legitime Würde erhöhen konnte: in der Schlacht zum Beispiel. Für den Parvenu von heute ist Schwimmen ohne Ziel und Notwendigkeit identisch mit Würde, und eine »Sportleistung« der Tapferkeit gleich. Ja, ein Flug ersetzt beinahe eine Kriegsleistung. Und wäre das Boxen nicht so schwer zu erlernen (in den vorgerückten Jahren, in denen man gewöhnlich Diktator wird, aber als Boxer vom Ring abtreten muß), so wäre vielleicht eine Meisterschaft, errungen in Chicago, Beweis für die Fähigkeit, Afrika zu beherrschen – besonders, wenn man den Neger Joe geschlagen hat. Das *berechenbare* Schicksal herausfordern, aber das *unberechenbare* (eben das »Fatum«) zu korrigieren suchen: Dies ist das Kennzeichen der heutigen Gewalthaber.

Die früheren Gewalthaber schützten sich zwar auch, aber geheim. Sie wußten, daß man Zufälle – die Kinder des Schicksals – nicht vermeiden könne, daß es aber geboten sei, ihnen vorzubeugen. Sie haben es verschwiegen. Wie es ja überhaupt ein Zeichen der Würde ist, schweigsam zu sein: eines der Würdelosigkeit, laut zu sein. Unübertrefflicher Gipfel aber gewalthabender Würdelosigkeit ist eine Geheimpolizei, die sich selbst veröffentlicht; der Mut, der plötzlich sagt: »Jetzt fürchte ich mich!«; der »Irrationalismus«, der auf einmal erklärt: »Hier glaube ich an Polizei, nicht mehr an Gott« und der nicht spürt, wie neu er ist, wenn er erklärt: »Die Wege der Geheimpolizei sind offen.«

Es ist schon oft vorgekommen, daß Helden zu zittern anfingen. Aber niemals bis jetzt, daß sie der Welt verkündeten, sie zitterten, weil sie eben Helden seien.
Aber was erkennt diese Welt schon an einem, der sich vor ihr entblößt? – Sie unterscheidet einen König im Purpur nicht von einem Weltmeister in der Badehose. Es gibt überhaupt keine geheimen Dinge mehr. Weshalb noch eine geheime Polizei? Es ist – übrigens – eine Welt, in der Feiglinge Märtyrer werden. Warum sollten da nicht Helden zittern?

Das Neue Tage-Buch (Paris), 11. 9. 1937

JUDEN, JUDENSTAAT UND DIE – »KATHOLIKEN«

Einer der bekannten neuzionistischen Führer, *Wolfgang von Weisl*, hat im »Christlichen Ständestaat« (in drei Folgen) von der Notwendigkeit des Judenstaates gesprochen, so, wie ihn Theodor *Herzl*, der Gründer des Zionismus, vor 40 Jahren geplant hatte. In seinen Ausführungen wandte sich Wolfgang von Weisl an die Katholiken, um nicht zu sagen: an den Katholizismus. Er warb um Interesse für den Zionismus. Er ist ein gewandter, ja, ausgezeichneter Publizist, dieser Verfasser der zionistischen Artikel. Aber er ist ein religiöser Mensch –, und es ist ihm also auch nicht einen Augenblick eingefallen, daß er sich an die falsche Adresse gewandt haben könnte. Er apostrophiert Katholiken, Katholizismus, Kirche in einer Weise, wie man etwa Staaten, Nationen, Syndikate, Trusts, Gewerkschaften anspricht, wenn man ihr Wohlwollen haben will. Er geht also von falschen, ja, von kindischen Voraussetzungen aus; und es ist natürlich, daß er eine falsche Ansprache hält. (Der Zionismus, beziehungsweise der Herzlsche Judenstaat, ist vielleicht eine Notwendigkeit. Dem Katholiken ist er nicht gleichgültig.) Weisl glaubt, der Katholizismus könnte nur froh sein, wenn die Juden aus den katholischen Ländern, wie z.B. Polen, Österreich usw., in denen der Antisemitismus stark oder beträchtlich ist, auswanderten. Er verbindet, ohne es zu wissen, den *katholischen* Charakter eines Landes mit dessen *antisemitischem*, dieweil doch der katholische Glaube der »Wirtsvölker« nichts mit ihrem Antisemitismus zu tun hat:

man könnte eher sagen: im Gegenteil. Wenn die katholische Kirche in bezug auf das Verhältnis der Gläubigen zu den Juden etwas wünscht, so ist es dies: die Wirtsvölker mögen aufhören, Antisemiten zu sein; und nicht: die Juden möchten aus ihrer Mitte verschwinden... Weisl aber, der keine religiös-jüdische, sondern eine national-jüdische Haltung hat, hält etwa folgende Rede: Ihr katholischen Völker, unterstützt den Zionismus! Wenn die Juden ausgewandert sind, braucht ihr keine Antisemiten mehr zu sein! Dann seid ihr halt Katholiken unter euch! – Von der moralischen immanenten Tendenz des Katholizismus, den Haß nicht dadurch auszurotten, daß man den Gegenstand des Hasses abschafft, sondern nur durch die Liebe zum Fremden, der *durch die Liebe der Nächste wird*, hat Weisl also keine Ahnung. Er bietet den Katholiken »praktische« Vorteile. Aber der Katholik zieht die »unpraktischen« vor. Der katholische Antisemit ist ein Sünder. Sobald er seine Sünde erkannt hat, will er, *muß* er büßen. Aber er wünscht nicht, daß man es ihm bequem mache, indem man ihm den Anlaß seiner Sünde aus den Augen schafft.

(Nun darf man freilich nicht von den Juden verlangen, daß sie sich den religiösen Geboten der Christen zum Opfer brächten. Aber die Auswanderung der Juden den Katholiken *als Katholiken* – nicht als Polen, Österreichern usw. – als wünschenswert darstellen, ist die Naivität eines »Realpolitikers«.)

Solche Sätze, wie: »Direkt interessiert (nämlich am Zionismus) ist das *katholische* Polen... von dem die polnische *Regierung* erklärt, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre eine Million Juden auswandern muß« – zeugen von einer heillosen Blindheit, die den Staat belastet und überzeugt ist, den Katholizismus angefaßt zu haben. Die Auswanderung der Juden mag eine wirtschaftliche Notwendigkeit sein. Aber erstens: sagt es die Regierung deshalb nicht, *weil* sie die eines katholischen Landes ist; und zweitens: ist es töricht, die Katholiken für den Zionismus *dadurch* zu gewinnen, daß man ihnen die wirtschaftlich notwendige Auswanderung der Juden gerade aus *katholischen* Ländern nachweist. Es könnten ja auch heidnische Länder sein? Mohammedanische, buddhistische?

Überhaupt: diese »wirtschaftliche Notwendigkeit!« Einmal erklärt Weisl, daß eine wirtschaftliche Krise Antisemitismus erzeuge; ein andermal, daß Länder ohne Kolonien notgedrungen antisemitisch seien: Man weiß, daß Deutschlands wirtschaftlicher Wohlstand nicht von

Kolonien abhängt; man weiß, daß Spaniens wirtschaftliche Blütezeit die Vertreibung der Juden nicht verhindert hat. Einmal statuiert Weisl, daß eine Minderheit immer von der Majorität unterdrückt werde: als *müsse* es so sein. Und es fällt ihm nicht ein, daß es in der *Tendenz der Kirche gelegen ist*, just gegen die Unterdrückung der Minoritäten durch Majoritäten zu kämpfen. Und es fällt ihm auch nicht ein, daß es lange Jahrhunderte so gewesen ist. Einmal spricht er davon, daß der Übergang einiger Juden zum Christentum in Deutschland »nichts genützt« habe. Und er vergißt, ja, er ahnt nicht, daß er gerade vom unchristlichen, heidnischen Land par excellence spricht – das, notabene, kein »katholisches« genannt werden konnte, als es noch ein christliches war. – Einmal sagt Weisl, Wien, das viele Juden hat, sei weniger antisemitisch als Klagenfurt, wo es wenige gibt. Ein andermal: »... je mehr Juden es in diesem (antisemitischen) Lande gibt, desto größer die Reaktion« (d.h. der Antisemitismus). Aus »Erwägungen«, sagt Weisl, sei der Zionismus entstanden. An einer anderen Stelle spricht er von dessen messianischem Charakter. – Es sind gewiß »nützliche« Erwägungen. Der Zionismus ist vielleicht eine wirtschaftliche, eine politische, ja eine, im irdischen Sinne, moralische Notwendigkeit. – Aber *Messianismus* entsteht nicht aus »Erwägungen«. Und es ist unangebracht, wenn Weisl am Schluß seiner Ausführungen den Psalmisten zitiert, der die Juden sagen läßt: »Großes hat Gott an uns getan, und wir sind darüber glücklich.« Für die realpolitischen Zwecke ist es günstiger, Theodor Herzl zu zitieren. Aus den Worten des Psalmisten geht nicht hervor, daß er den »Neuzionismus« gemeint hat. Viel Großes hat Gott an den Juden getan. (Daß er *das Größte* anerkennt, ist von einem Zionisten freilich nicht zu erwarten.)

Trotzdem aber könnte man von ihm erwarten, daß er glaubte, die Kirche hätte ganz andere Interessen an den Juden als »praktische«, daß ein Katholik, darin nicht ferne einem *gläubigen* Juden, das auserwählte – und auch zum Fluch auserwählte – Volk nicht für eine beliebige, »zufällig« des Vaterlandes beraubte »Nation« hält, wie ein Zionist. Die komplette Unfähigkeit eines areligiösen Juden, demütig und erschüttert vor dem besonderen, dem beispiellosen Schicksal dieses Volkes nicht den Psalmisten, sondern jenes ältere Bibelwort zu zitieren: »Hier ist ein Finger Gottes!«, führt den Neuzionisten zu den naiven Versprechungen: die den Katholiken heiligen Stätten in Palästina würden unter einem besonderen *»Schutzgesetz«* stehen; trotz der Technisierung

des Landes würde die *»charakteristische Stimmung«* erhalten bleiben; unangetastet von der Moderne würden alle Stätten bleiben, »die für den christlichen Pilger einen wirklich hohen *Gemütswert* haben«; zum Beispiel jene, wo der *»Stifter der christlichen Religion« -- »zu Grabe getragen* wurde«...
Unbezahlbare Unbefangenheit des *Ausdrucks*! Der »Gemütswert«, die »Stimmung«: Das scheint der Einfluß des – allerdings nicht-neuzionistischen – Max Reinhardt zu sein. (Die heiligen Stätten brauchen so was Salzburgisches! Das lasse man ihnen!) »Stifter der christlichen Kirche«: siehe: Brockhaus: Heiland. »Stimmungen« wollen wir nicht stören, »Gemütswerte« nicht antasten. Es ist eine »realpolitische« Sprache, in der man bestenfalls das Interesse des *»Christian-Science«*, vielleicht das der *Esperantisten* für den Zionismus wecken könnte. Aber diese Sprache beweist weder etwas gegen den Zionismus noch gegen die Juden, die eine Nation sein wollen, noch auch gegen die publizistische Meisterschaft Herrn von Weisls. Diese Sprache verrät nur *Areligiosität* und kann also Religiöse nicht überzeugen. Schließlich ist dem Gläubigen, selbst wenn er den Judenstaat wünscht und fördert, die Vorstellung peinlich, daß die heiligen Stätten in eine Art Religions-Schutz-Park umgewandelt würden.

II

Es wäre aber gewiß von Nutzen, wenn in einer weniger mißglückten Sprache zu den Katholiken vom Zionismus gesprochen würde. Wolfgang von Weisl sprach zu *Nichtjuden*. Begreiflich, von ihm aus: »Christen« und »Nicht-Juden« sind sogar dem religiös orthodoxen, geschweige denn dem religiös indifferenten nationalen Juden identische Begriffe. Ihm erscheint der Antisemitismus Luegers, zum Beispiel, dem Rosenbergs gleich oder so ähnlich, daß ihn die »kleinen Differenzen« zwischen beiden nicht mehr beschäftigen: während gerade diese »kleinen Differenzen« für den *Christen* entscheidend sind. Ja: Man muß alle Kinder beim Namen nennen: die jüdischen und antisemitischen; *und darf also nicht verschweigen, daß der Neuzionismus den heidnischen Antisemitismus Rosenbergs begrüßt*. Einen besseren Bundesgenossen konnte sich der Zionismus gar nicht wünschen. Was die nationalen Juden und die Zionisten immer gesagt hatten, nämlich: daß

»die Taufe nichts hilft«; oder: »es hat ihm doch nix genützt«, oder: »ein Jud' bleibt er doch«; – Aussprüche, die ein williges Echo auch in vielen Katholiken erzeugen – und die wahrhaftig die billigsten, die schäbigsten Lästerungen der Gnade sind, deren sich Katholiken schuldig machen können (während sie den Juden nur aus Unverständnis oder Bitterkeit gerechtfertigt erscheinen): Diese Aussprüche also werden durch die Rassengesetze des Nürnberger Parteitags in einer unheimlichen Weise bestätigt. Der Materialismus, der den Nationalismus gebar, den Zionismus, den »Rassen«-Begriff, den Kommunismus: Dieser Materialismus verpflichtet seine Kinder zu einer, vorläufig auf einer glatten Ebene der »Tagespolitik« nicht ganz sichtbaren *Solidarität.* Die Zionisten wie die Rosenbergianer, sie möchten beide nicht wissen, daß der Heiland aus dem Geschlechte Davids stammt. Jabotinsky (der »Führer« unter den Zionisten) verachtet Christus, genauso wie Rosenberg es tut. Und gäbe es einen »jüdischen Rosenberg«, er schriebe genauso wie der »arische«, daß Christus nicht der Sohn eines jüdischen Weibes gewesen sei. Beide, Rosenberg und Jabotinsky, verleugnen Christus aus rassischen Gründen. *Der Antichrist eint die (»nationalen«) Juden und die (»modernen«) Antisemiten.*

Dies alles sind Selbstverständlichkeiten. Aber in dieser verworrenen Zeit darf man sich nicht schämen, sie zu sagen; da die Christen ja von Rosenberg *und Jabotinsky* hören, daß die Juden eine »Rasse« oder eine »Nation« seien *wie jede andere* und es den Christen nicht einen Augenblick in den Sinn kommt zu fragen: weshalb der Heiland im jüdischen Schoße geboren sei? Glauben diese gedankenlosen Christen, daß der Heiland auch in Peking geboren worden sein könnte? Nicht in Bethlehem? – Und teilen sie den *materialistischen*, den »historischen« Glauben mit Rosenberg und den nationalen Juden?

Es ist kein Zweifel: Der *neuheidnische Rassen-Antisemit will den »Judenstaat« ebenso wie der Zionist.* Beide als Feinde des Heilands. Beide sind Feinde der Kirche. Ein simpler, christlich gläubiger Antisemit also ist jener, an den sich v. Weisls Artikel wendet: nicht der Katholik, sondern der – katholischgläubige – *Nicht-Jude*, der die Juden lieber am Jordan weiß, als am Donaukai sieht. Das ist abstrus! Weisl, Schulter an Schulter mit Rosenberg! Den »Religions-Schutz-Park«, den Weisl vorschlägt, hätte auch Rosenberg vorschlagen kön-

nen. Beide wollen die Juden aus Europa »los-werden«; »national binden«. Beide spekulieren auf die *heidnischen Residuen, die in den verirrten Christen gewiß noch Unheil anrichten*; aber nicht in den *echten*.

Der Christliche Ständestaat (Wien), 26.9. 1937

GRILLPARZER

Ein Porträt

Verdrossen, verschlossen, griesgrämig, verbarg er seine Scheu vor der Welt hinter einer scheltbereiten Demut, einer Bescheidenheit, die in Wirklichkeit eine hochmütige Haltung war. Er war kein »liebenswürdiger Österreicher«, sondern das Gegenteil: ein höchst unbequemer, sogar ein düsterer. Es war, als fühlte er, kraft seiner Verpflichtung, ein klassischer Repräsentant der Monarchie zu sein, vor allem die Notwendigkeit, die Ansichtskarten-Vorstellung, die sich die anderen deutschen Stämme (noch *vor* der Erfindung der Ansichtskarte) vom »Österreicher« gebildet hatten, zu widerlegen. Zugleich widersprach er auch der in seinem Lande höheren Orts so beliebten Auffassung von dem unbequemen, lebensfreudigen Untertan. Er revoltierte niemals, er rebellierte immer, und zwar aus konservativer Neigung, als Bekenner hierarchischer Ordnung und als Verteidiger traditioneller Werte, die ihm nicht von unten, sondern im Gegenteil von oben her vernachlässigt, angegriffen, verletzt erschienen. Dem Hause Habsburg und dem großdeutschen wie dem übernationalen Gedanken ergeben, den es symbolisierte, stand er mit einiger grollenden Kühlheit der Person des Kaisers gegenüber, und erbittert durch die Erfahrungen, die ihm bewiesen, daß die Verantwortlichen leider nicht Berufene waren, stellte er sich, ein armer, schwacher Beamter und launisch behandelter, der Gunst, der Gleichgültigkeit und der Ungunst ausgesetzter Dramatiker, vor das Erbe hin, das große, mißverstandene Erbe des Römischen Kaisers. Er genoß zwar »Allerhöchste Anerkennung«, die er sich wünschte und die er als eine formale Bestätigung seines idealisierenden Bildes – nicht aus billigen Gründen idealisierenden, eher rekonstruierenden Bildes – lebhaft brauchte: Diese Anerkennung war eine Sonne, die Kälte spendet. Und es fröstelte ihn so sehr! Mißtrauen hatte er! Seine großen, hellen Augen schienen ebenso zum Lauschen wie

zum Schauen geschaffen zu sein, horchende Lichter waren sie. Sie schufen ihm Gegner und weckten neues Mißtrauen. Man liebt in Österreich nicht die Menschen mit hörenden Augen. (Nur Beethoven erlaubte man sie: Er war nämlich taub.)
Selten ergriff ihn das Fernweh, die Sehnsucht, die Grenzen seines weitläufigen, bunten, Fremde und Heimat zugleich bildenden Vaterlands zu verlassen. Einmal machte er sich auf, Goethe zu besuchen. Die »Gebildeten« kennen den kläglichen Verlauf dieser Begegnung eines Demütigen, der seine Bescheidenheit überbetonte, mit dem Großmächtigen, der sich durch distanzierende Allüren ebenso die Welt vom Leibe hielt wie der Besucher, dem es kaum gelang, zum Gast zu avancieren, durch Verdrießlichkeit, den Panzer der Geringen und äußerlich Machtlosen. Es sah aus wie die Begegnung des Kahlenbergs mit dem Olymp: tragisch, weil der Kahlenberg unterschätzt wurde. Grillparzer hoffte, für eine Weile der Mesquinerie seiner Heimat zu entgehen und die Atmosphäre weltenweiter Horizonte zwei Tage lang, zwei arme Tage lang wenigstens, atmen zu können. Und er kehrte mehr erschüttert als gebrochen heim, eher traurig als enttäuscht, um jene Erfahrung bereichert, die sein katholischer Glaube bestätigte: daß ein Mensch kein Halbgott wird und daß auch einem Genie nicht mehr zugezählt sind als fünf Sinne, ein paar Gran Ahnungsvermögen – und manchmal ein äußerliches Glück, das nichts ist gegen die Gnade des Leides.
Er tat diese Erfahrung zu den andern. Er forderte ja selbst die Ungunst des Schicksals heraus. Vielleicht war er zu Goethe gegangen, um das Glück eines irdisch Begünstigten mit eigenen Augen zu sehen, seine Korrektur und sein Gegenteil. Es war, als ob ein Freitag hätte erfahren wollen, wie ein Sonntag aussieht, und als ob er dann zurückgekehrt wäre, zufrieden und traurig, daß er ein Freitag sei.

II

Die Liebe ist ein Wagnis. Man hat einen legitimen Horror vor Wagnissen. Sie sind entfernte Verwandte von Revolten, von Umstürzen, von Störungen. Der Gegenstand der Liebe ist allerdings nicht verantwortlich für den abenteuerlichen, bedrohlichen Charakter des Gefühls, das ja eine »Leidenschaft« genannt wird. Für all dies ist der Gegenstand der Liebe, die Frau, allerdings nicht verantwortlich, aber nur als die

eine, die besondere, die bestimmte Frau. Als Gattung, als »Weib«, repräsentiert sie das Gefährliche, nicht Voraussehbare, Revolutionsherd und Sünde. In einer Welt, in der ohnehin fast nichts mehr fest ist, kann sie noch leichter Veranlassung zum Umsturz geben, zur Plötzlichkeit. Sie kann die Stufen der hierarchischen Skala zersplittern, wie etwa ein Kind Gefallen daran finden könnte, die Stufen einer Leiter aus den beiden Rahmen zu lösen und zu zerbrechen. Grillparzer ist glücklich verliebt. Er fürchtet nur das Geschlecht. Merkwürdiger Nachkomme österreichischer Troubadours, verkehrt er das Gebot der Minnesänger und liebt, vor allem, *bevor* er verehrt: ein Moralist, kein Höfling – ebensowenig, wie er Höfling war in seiner Beziehung zum Kaiserhaus. Denn er schmeichelte nicht, er schwieg: er schwieg Tadel.

So, wie er war – und so, wie er sich darstellte –, hätte er geliebt sein wollen: nicht nur als ein Gramvoller, sondern auch als ein Griesgrämiger, ein »Raunzer« (auf österreichisch), unbequem und penibel, wissend, daß diese Eigenschaften ein Frauenherz stören. Es war Hochmut, Unsicherheit und Wollust des Verzichts. Er erfüllte, nährte, fütterte das Begehren mit der Entsagung.

Also »erkannte« er die Frau nicht, wie es in der Bibel heißt. Und auch Männer wurden nicht seine wirklichen Freunde. Die Liebe berührte ihn zutraulich, körperlich. Er hätte sie greifen können, und er schob sie weg; einem seltsamen Wanderer in der Wüste ähnlich, der eine reale Oase als eine Fata Morgana betrachtet und in die unerreichbare Bläue des Horizonts *freiwillig* verlegt. Er »trat« das Glück, wo es sich ihm bot, nicht »mit den Füßen«: er schob es mit den Händen weg, er lehnte ab, vermied und wich aus.

III

Er hatte die Gabe, in die Ferne zu ahnen, und er tauchte in die Zukunft wie andere in die Vergangenheit. So klar sah keiner seiner beruflich mit dem politischen Klarsehen beschäftigten Zeitgenossen das Kommende wie er, der das Wort schrieb: »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität«: kein Aperçu, sondern ein Angstschrei angesichts des nahenden Zerfalls der Monarchie, des Endsiegs der erwachenden nationalen Barbarei. Ein Angstschrei, nachzufühlen selbst in dem Siegesruf an Radetzky: »In deinem Lager ist Österreich!« Im Hinterland war

dieses nämlich nicht mehr intakt, und die Armee allein repräsentierte es. Sadowa warf seine gewaltigen kleindeutschen Schatten, und Österreich war nur noch bei Lissa, nicht im Norden. Dort wurde nicht die österreichische Armee allein, sondern der Typus des deutschen Weltbürgers zerschlagen von seinem Stiefbruder, dem national gebundenen Deutschen, dessen Devisen waren: zentralisieren, besiegen, unterwerfen, herrschen – die Gegensätze der lateinischen, zu Unrecht verschollenen, weil mißverstandenen und mißbrauchten, für innerstaatliche Verhältnisse falsch angewandten Devise: Divide et impera! In der sinngemäßen Übersetzung heißt es: Dezentralisiere und übe Einfluß aus! *Nicht: Trenne und unterdrücke!*
Aber: wie wenige konnten – damals schon! – richtig Latein verstehen? Seit Joseph II., der den preußischen Zentralismus, die Aufklärung nach friderizianischem Muster nachzuahmen versuchte, der die Kirche beschränkte und – sicherlich, ohne es zu wollen und zu wissen – die moralische und geistige Basis für den späteren nationalistischen Hochmut der deutschen Österreicher gegenüber den anderen Österreichern schuf (die »Diktatur« könnte man sagen), war eine der letzten Zufluchtsstätten des universal Lateinischen von oben her zerstört, obwohl dem katholischen Kaiser selbstverständlich der protestantische und voltairianische »Elan« (heute »Dynamismus«) fehlte. Vielleicht begann mit Grillparzer der (politische) »Weltschmerz« des österreichischen Dichters. Jedenfalls hat ihm Grillparzer den klassischen gültigen Ausdruck verliehen: dem Weltschmerz, der weiß, daß dem Europa des universalistischen, lateinischen, einigenden, die nationalen Verschiedenheiten aufhebenden Mittelalters – das in Österreich immer noch Bestand und Kraft hatte – unweigerlich das Europa der Reformation, der Französischen Revolution, das Europa Napoleons und das Bismarcks folgen mußte. »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität!« heißt: von Erasmus durch Luther, Friedrich, Napoleon, Bismark zu den heutigen europäischen Diktaturen.
Es gab um jene Zeit wenige Vertreter dieses (katholischen, politischen) Weltschmerzes: Der Liberalismus begann, die Tugenden des Österreichischen in Attrappen zu verwandeln, die Leichtigkeit in Leichtfertigkeit; aus dem »Heurigen«, der in Wirklichkeit herb ist, machten Gedichte und Lieder eine süße Limonade. Ein feinhöriges konservatives Ohr vernahm schon den Weltsieg des Walzers und seiner Kinder, der Lehárschen Operetten. Aus der »Grazie«, die ihren Namen mit

dem gleichen Recht aus der hellenischen Antike wie von der katholischen Gratia bezog, wurde der Exportartikel: »österreichischer Frohsinn«, aus der Etikette, der strengen Tochter Spaniens, die seichte »Liebenswürdigkeit«. Kein Wunder diese Melancholie Grillparzers! Es war so viel Jubel rings um ihn, daß er sich nur in der Trauer behaupten konnte. Grundloses Lachen verwundete ihn, auch im privaten Verkehr. Ein äußerst geringer Verstoß gegen die Form, ein unangebrachtes Wort, ja selbst eine ungeschickte Geste verbitterten ihn. Er reagierte aus einer Überempfindlichkeit – die rachsüchtigste aller menschlichen Schwächen – mit manchmal verletzendem Hochmut (der niemals aber die Grenze überschritt, hinter der das Vulgäre beginnt). Und derlei Eskapaden machten ihn noch trauriger. Er hatte eine Art Katzenjammer nach einem Ingrimm wie andere nach einem Leichtsinn.

IV

Spanien grenzt historisch an Österreich. Die Gegenreformation ist eine entfernte raisonnable geworden und veredelt später Verwandte der Inquisition. Die Habsburger sind Spanier, die österreichischen Charakter angenommen und das spanische Zeremoniell behalten haben. Dieses Zeremoniell, rigoros und dennoch assimilierend, hält in Österreich der wachsenden Leichtfertigkeit stand. In der Fahne liegt das Schwarze über dem Gelben. Das Schwarze behütet das Gelbe. Der Doppeladler, golden, über beiden Hälften, behütet die Einheit. Spanien grenzt nicht nur historisch an Österreich, sondern auch literarisch an Grillparzer.

Es gibt keinen Klassiker deutscher Sprache, der vom Spanischen herkäme, außer Grillparzer. Er stammt aus Spanien – wie die Habsburger. Er stammt von Calderón. Es ist nicht nur das Versmaß der »Ahnfrau«. Es ist nicht der Versfuß, sondern eher die »Kadenz«. Es ist der Versuch, das Stark-Hurtige der Kastagnette der dem Jambus ergebenen deutschen Sprache anzupassen. Ein vergeblicher Versuch übrigens. Die »Ahnfrau« bleibt eine klassische Rarität, eine Verpflichtung des Wiener Burgtheaters und der Schulbücher, herausgegeben mit Bewilligung des k. u. k. Kultus- und Unterrichtsministeriums.

Den Vers, den Rhythmus gab Grillparzer später auf, *nicht die Melodie*.

Sie floß, die Spanierin, ganz natürlich in die heimische Wiener Sprache: Die Grandezza des spanischen Zeremoniells vereinigte sich ebenso geschwisterlich mit der österreichischen Leichtigkeit. (Wen die Anfangstrommeln des Radetzkymarsches nicht an Kastagnetten erinnern, hat kein musikalisches Ohr.)
Die Melancholie der erzählenden Prosa ist nicht goldbeglänzte »Wehmut« – der eingeborene Ausdruck österreichischer Traurigkeit –, sondern von strengem Antlitz: Man stelle sich eine liebliche Landschaft schwarz umrandet vor. Die aphoristische Prosa ist nicht satirisch, auch nicht kämpferisch – wie die Prosa Grillparzers –, sondern zornig. Es ist die Aphoristik eines Richters, eines öffentlichen Anklägers; sagen wir's: eines Inquisitors, der Opposition gegen sein eigenes Amt treibt; manchmal mit den Mitteln eines legitimierten Propheten. Niemals wird die Bitterkeit ein Hohn. Niemals wird der Hohn ein Spott. Niemals wird der Spott ein »Witz«. Strenge Zucht gegenüber den literarischen Kategorien. Auch hier, hier erst recht, gelten die Gesetze der Hierarchie. Es ist übrigens ein spanischer Groll, wenn Grillparzer »schimpft«. In Österreich gibt es keinen Zorn, er schmilzt zu einem »Raunzen«: Auch der Groll findet noch ein »Hintertürl«.
Der Groll Grillparzers war der Ausdruck einer durch das lateinische Österreich gemilderten und durch Spanisches wiederum korrigierten, gleichsam in hartem Profil dargebotenen Unerbittlichkeit. Seine Empörung war eine begrenzte, egozentrische, durchaus nicht exzitierende, also ansteckende, im Gegenteil: eine innerhalb der *individuellen Grenzen* beschränkte Rebellion der Noblesse. Er bot das klassische Muster eines Rebellen also, der zugleich ein wahrer Reaktionär ist: eine Erscheinung, die nur die in jüngster Zeit fast obligatorisch gewordene Mode, alles Rebellische, alles sich Empörende, alles Sondergestellte und mit Bewußtsein abseitig Stehende als »revolutionär« zu deklarieren, niemals verstehen kann. Wenn Grillparzer im Gegensatz zum Kaiser steht, so ist er kaiserlicher als der Kaiser. Er rebelliert gegen die Auflockerung des »Zeremoniells« von oben. Er wacht über die berufenen, geborenen Beschirmer der Hierarchie. Er ist, man gestatte den Ausdruck, ein reaktionärer Individualanarchist, also ein »Reaktionär« *par excellence*. Einer frech, diktatorisch die Vergangenheit okkupierenden Nachwelt blieb es vorbehalten, Grillparzer als ein Opfer des reaktionären Österreichs auszugeben, als wäre er eines der ohnmächtigen gewöhnlichen, sozusagen landesüblichen Opfer der Reaktion

schlechthin. Indessen war er ein Rebell aus reaktionärer Gesinnung, freiwillig. Sein Groll gegen das Herrschende kam – um mit heutigen Begriffen zu reden – von »rechts«, nicht von »links«. Spanisch war er wie die Habsburger, römisch wie der Papst: der einzige konservative Revolutionär, den die Geschichte Österreichs kennt.

V

Äußere Erfolge genoß er mit Bitterkeit, beinahe wie Mißerfolge. Es gab ja übrigens in Österreich präsumtive Mißerfolge, Vor-Mißerfolge, eine Parallelerscheinung der Vor-Zensur. Ein Mißbehagen bei Hof, nicht einmal ein ursprüngliches, sondern durch Gebärdenspäher und Geschichtenträger gezüchtetes, durch Intrige, Verleumdung, Mesquinerie genährtes, konnte ja selbst einen »Durchfall« verhindern, nahm ihn vorweg und entzog dem Dichter die Möglichkeit, die Stimme des Publikums zu hören. Vom Spielplan abgesetzt werden, von den Zuschauern verhöhnt, abgelehnt, »ausgepfiffen« werden bedeutet einen ehrlichen, gewissermaßen wohlverdienten Mißerfolg. Aber »Anstoß erregen«, bevor man noch das dem Dichter gemäße Schicksal herausfordern darf, gleichsam einem Schicksal unterworfen sein, das selbst herausfordert und das zu mächtig ist, als daß man wagen könnte, sich mit ihm zu messen, ist ein unheimliches Los, ein österreichischer Fluch. Es ist, wie wenn einer eingesperrt würde, ohne vorher verhaftet worden zu sein. Auch ein Erfolg, nicht einmal eine Ehrung konnte, unter diesen Umständen, Befriedigung, Genugtuung, geschweige denn wirkliche Freude verschaffen. Mit Bitterkeit also genoß man Erfolge ebenso wie Mißerfolge. Vielleicht bereitete der Erfolg sogar Schmerz, der Mißerfolg lediglich eine längst, von vornherein, erwartete, beinah schon ersehnte Trübsal. Im Kummer war man heimisch, man begann allmählich ihn zu lieben wie einen treuen Feind. Es gibt einen Zustand, in dem man sich vor freudigen Überraschungen fürchtet, vor Weihnachten, die zur Unzeit hereinbrechen, vor Geschenken, die Überfälle sind und in deren Anblick man noch lächeln muß. Auch ein Erfolg kann eine Qual sein.

Man hat die Hoffnung entlarvt, deshalb den Zweifel liebgewonnen, aber den Glauben nicht verloren. Den Glauben kann man ja gar nicht verlieren: Es ist der Glaube an Gott. Die Skepsis beleidigt diesen Glau-

ben nicht; im Gegenteil: Sie begleitet ihn, manchmal unterstützt sie ihn sogar. Die Unzuverlässigkeit der Welt ist eine Folge ihrer Unzulänglichkeit. Ihrem Druck, ihrer Laune, ihrer Despotie widersetzt man sich nicht durch offene Revolte, deren Folge nichts anderes sein kann als geradezu katastrophale Unzulänglichkeit, das heißt: Unordnung, die größte aller Gefahren, die der Mensch läuft, sondern durch einen Rückzug in die Tiefe, in die Geborgenheit der Höhle seiner selbst. Eine nicht abzuweisende Assoziation an das Bild der düsteren spanischen Majestät, die sich selbst lebendig begräbt. Man lebt nicht abseits der Welt, sondern in ihrer Tiefe. Von unten aus sieht man auch gesicherter, gerechter, mit einer abwägenden Erbitterung und einer zuchtvollen Bitterkeit die Leichtfertigkeit, die Armseligkeit des Oben und deutlicher das Hoch des Himmels; am Tage die Sterne, die ihn bevölkern (auch am Tage!). Ringsum die Toten sind näher, als die Lebendigen einem oben sein können. Man hört ihren ewigen Atem, den lautlosen Schlaf der Zeitüberwinder. Diese Zeit haben sie überwunden, die einem so mißgünstig ist und die ein so verdächtiges Kolorit hat. Es besteht aus Finsternis und falscher »Morgenröte«, begrüßt von ahnungslosen, optimistischen, edlen, revolutionären Biedermeierhüten, gefürchtet von Griesgrämigen unserer Sorte, die nicht farbenblind ist und genau weiß, wieviel Menschenblut dieses Morgenrot so kräftig macht. Getränkt ist es vom Blut der Großen Revolution, von den Kriegen Napoleons, in denen zum erstenmal der Ruf erscholl: »Nationen, erwachet!« Das Echo, mit dem unsere griesgrämige Spezies darauf antwortet, lautet: »Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität.«

Ach! Welch ein Zeitkolorit! Die hierarchischen Institutionen sind noch unversehrt, aber ihre verantwortlichen Verwalter sind säumige, unbedenkliche und sogar gewissenlose Statthalter. Der Willkür und der Unordnung, die sie zu bekämpfen bestellt sind, geben sie selbst das Beispiel. Sie sind bestellt und nicht berufen. Sie haben die rätselhafte Fähigkeit – eigentlich den Fluch –, unterdrücken und gleichzeitig zurückweichen zu können. Von der herben, im Dienst einer unerbittlichen Idee geschaffenen Grausamkeit der Ahnen und der Erblasser unterscheidet sich die leichtfertige, illegitime Sucht zu drücken, der Tyrannei von Herrschertum; wie finster von Schwarz. Die Anarchie trägt die Maske der Legalität. Sie zu bekämpfen bereit ist die Anarchie, die andere, die der ersten folgen möchte. Einsam und furchtsam ist man

auf der Oberfläche, geschützt in der Tiefe. Karl der Düstere ging lebendig ins Grab; auch er fühlte den Untergang, und auch er hatte keine Bundesgenossen.

VI

Der Untergang des großen, aber fühlbar restringierten und ständig im Zurückweichen begriffenen Reiches hat immer noch einen noblen Aspekt, trotz inneren Brüchen, Verfehlungen, Kleinlichkeiten, Fäulnissen. Man stirbt edel. Die siegreichen Truppen haben etwas vom klassischen Elan der Lipizzanerschimmel, der ritterlichsten Tiere Europas, denen die symbolische Adligkeit der Wappentiere gegeben ist. Die österreichischen Truppen ziehen ja auch in schneeweißen Waffenröcken in die Schlacht. Ihre Siege sind klassische Erfolge einer überlebten Tradition. Ihre Niederlagen haben symbolische Bedeutung. Es ist der letzte Abglanz des alten Rittertums, der gegen die plebejische Technik unterliegt: der ungedeckte Angriff der ungedeckten, geschlossenen Reihen gegen aufgelöste, getarnte, kleinere Einheiten; das weiterhin sichtbare Schneeweiß, eine edle Zielscheibe, gegen das im Nebel unsichtbare Blau (das seither »Preußischblau« heißt); das alte Gewehr gegen den modernen Hinterlader; die Kavallerie-Attacke gegen unsichtbar gemachte Kanonen. So ist der Untergang des Feudalen: Es stirbt in der alten Rüstung, im Kampf gegen den Parvenü, der sich bald die falsche Krone aufsetzen wird, ein juristisch konstruierter Kaiser. Von einem höheren Aspekt aus betrachtet, wird der Junker ein ahnungsloser Nutznießer der Großen Revolution und des einzigen genialen Emporkömmlings in der Geschichte: Napoleons.

Solcher Art ist die Katastrophe, die Grillparzer umweht. Seine Zeitgenossen – auch die bedeutendsten – halten ihr nicht stand. Sie sind zu klein für eine so große Niederlage, für die Entschiedenheit dieser Niederlage, die den Untergang Karls des Fünften bestätigt und den Karls, des Karls von 1918, vorauskündet. Sie flüchten sich in die Schatzkammer des Heimischen, des Österreichischen, das immer noch weit und bunt genug ist und Atem genug hat, aber nur noch mehr »Folklore« als »Welt« ist. Die influenzierenden Ströme, die sie von nun an erzeugen, werden eine andere Richtung nehmen: nach Agram, Sarajevo, Belgrad, Teheran, Konstantinopel; nicht mehr nach Gent, Brügge, Antwerpen,

Amsterdam, Köln, Frankfurt am Main, Mailand, Rom, Hannover und – nach dem brüderlichen Erbfeind Berlin. Die Großen und Bedeutenden in Österreich gewinnen den peripherischen Charakter der Spezialitäten – der Dialekt färbt sie alle, sogar die kosmopolitischen Wiener, nicht nur die provinziellen »Heimatdichter« und »Ladengrößen«. Grillparzer allein hat sich den Ausblick in die Welt erhalten, weil er der einzige ist, der den Schmerz um die verlorene große, herbe Welt leidet. Der Zeit immer ferner wird Calderón, die spanische Herkunft Habsburgs, das heißt: Seine moralische und geistige Herkunft ist noch weniger gegenwärtig als seine materielle Heimat, die Schweiz. Vor zwanzig Jahren noch war lebendig die Vergangenheit da. Jetzt ist es nebelhafte Urzeit. Grillparzer allein bleibt noch da, ein Mal, lebendig im Grab, lebendig ein Denkmal und schon verwitternd. Sein Antlitz erinnert an verwitternden Stein, an gelblichen, als gäbe es eine bestimmte seltsame Materie: steinernes Pergament. Sein Körper auch, mager, knorrig gebeugt, erinnert an Holz, Wurzel, Stein. Das wirkliche steinerne Monument, das ihn darstellen will, ist weniger Stein, verglichen mit seiner realen Physis. Das Herz leuchtet nur in den großen Augen, treuen grauen Spiegeln einer versunkenen Welt, großen, hellen Lichtern, die in die Zukunft lauschten, den Schrecken des endlichen Untergangs schon vernahmen. Als er sie für immer schloß, nicht vorzeitig, nicht rechtzeitig, sondern eher zu spät, denn der Tod ist manchmal so grausam wie das Leben – Charon mit Verspätung –, wußte man nur, daß ein »Klassiker«, ein »Repräsentant«, ein »Burgtheater-Dichter«, österreichische Spezies des französischen Académicien, ein höherer, pensionsberechtigter Beamter dahingegangen war; und man weiß heute noch weniger als damals, wie weitgespannt der Bogen seines Lebens war, nämlich vom Alcazar bis zu Königgrätz; nicht mehr und nicht weniger als von der Grandezza und dem Zeremoniell bis zur Vulgarität und zu Preußen; von Habsburg bis zu Hohenzollern: von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität.

Österreich hat nur Friedhöfe und eine Kapuzinergruft und kein Pantheon. Es ist recht so. Unterm Rasen liegen sie alle: Beethoven, Bruckner, Stifter, Raimund, Nestroy, Grillparzer. Österreichisches repräsentieren heißt: zu Lebzeiten mißverstanden und mißhandelt, nach dem Tod verkannt und durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben werden.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 4. 12. 1937

ILLUSTRIERTER »KULTUR-AUSTAUSCH«

oder Gift im Kaffeehaus

Wir stehen, ohne Zweifel, im Zeichen des sogenannten »Kultur-Austausches«. Das Wort »Austausch«, dem Sprachschatz jüdischer Hausierer entnommen, haben selbstverständlich die Deutschen, will sagen: die Preußen in den internationalen diplomatischen Verkehr eingeführt. Man »tauscht« derzeit »Kulturen« aus, wie ehemals alte Hosen. Ja, es gibt sogar eine offizielle österreichisch-deutsche »Verständigungs-« oder »Kultur-Austausch«-Stelle, geleitet von sogenannten »Großdeutschen«, eine Stelle, deren Sinn und deren Zweck nicht nur dem Schreiber dieser Zeilen, sondern auch den deutschnationalen Österreichern unverständlich sein muß; denn: Entweder sind die Österreicher ein Teil des deutschen, verpreußten Volkes: dann bedarf es keiner besonderen Institution für die Verständigung zwischen Österreichern und Preußen. Oder aber: Die Österreicher sind *keine* prussifizierten Deutschen: *Dann ist eine »Kultur-Austausch-Stelle« nutzlos und überflüssig.*

Jeder bewußte Österreicher (die Herren der Regierung mit inbegriffen – an deren österreichischem Bewußtsein wir nicht zweifeln –) sollte sich endlich einmal über das Folgende klar sein: *Zwischen einem österreichischen Großindustriellen und einem Nationalsozialisten ist genau der gleiche Unterschied wie zwischen einem Israeliten und einem Juden.* Wer könnte sagen, daß er imstande sei, die beiden zu unterscheiden? Wer unterscheidet zwischen einem der »nationalbewußten« Professoren österreichischer Universitäten und einem gebürtigen preußischen Professor, der seine Wissenschaft dem »Führer« verkauft hat? – Es gibt nur *einen* Unterschied: Der österreichische »deutschbewußte« Herr Professor *möchte* nach Heidelberg oder nach Göttingen eine Berufung bekommen; der deutsche Professor *hat* dort bereits sein Katheder. Darin, das heißt: in dem Bestreben, die Wünsche der deutschnationalen Professoren zu unterstützen (und die Wünsche der jüdischen Filmverleiher), besteht der ganze »Kultur-Austausch«.

Ein Staat wie der österreichische, *der fortwährend die Vorderfüße ausstreckt, kann sich niemals auf die Hinterfüße stellen.* Das ist ein physikalisches Gesetz – und die österreichische Regierung sollte es kennen.

Der Versuch, beides zu vollführen, grenzt an Akrobatik – und die Politik ist kein Zirkus!...

Eine Zeitlang war das Wort vom »zweiten deutschen Staat« in der neopolitischen Phraseologie modern. Es war eine historische Lüge, wie jede aktuell-politische Phrase. Denn Österreich ist der erste und überhaupt *der* deutsche Staat – und Preußen ist nicht der dritte und nicht der vierte Staat der Deutschen, sondern überhaupt kein deutscher Staat, sondern die rein äußerliche staatliche Form einer Rebellion der Barbarei gegen das Christentum: seit der in Legende umgelogenen Geschichte des preußischen Friedrich II., des impotenten Freundes der Windhunde, die ihn zum »Großen« ernannt haben – aus Dankbarkeit... Es gibt auch österreichische Windhunde. Einige unterrichten sogar Geschichte auf österreichischen Lehrstühlen...

Seit einiger Zeit ist an die Stelle der Phrase vom »zweiten deutschen Staat« die nicht minder verlogene vom »Kultur-Austausch« getreten. Um wieviel besser, humaner und christlicher wäre es, wenn Österreich zum Beispiel seine einheimischen »Großdeutschen« (die Israeliten unter den Juden), austauschen würde gegen die verurteilten deutschen Mönche und Nonnen! Die in den Konzentrationslagern eingesperrten Nazis kosten den österreichischen Staat zumindest genausoviel wie seine offiziellen »Kultur-Austausch«-Beamten. Die Nonnen und Mönche kosten das Dritte Reich mindestens soviel wie seine staatlichen »Anschluß«-Beamten. Weshalb also kein Austausch zwischen Deutschland und Österreich – zu beiderseitiger Zufriedenheit? Was kann ein christlicher Ständestaat inniger wünschen, als die Opfer teutonischen Heidentums aufzunehmen? Und was kann der heidnisch-germanische Staat inniger wünschen, als die Kämpfer des Kreuzes loszuwerden und dafür die Kämpfer des Hakenkreuzes geliefert zu bekommen?

Fürwahr: Das wäre ein erster, gerechtfertigter »Austausch«. Jedenfalls ein Austausch, bei dem Österreich im Sinne der päpstlichen Enzyklika gewinnen könnte.

Denn: Auf Dauer kann man sich nicht auf den Heiligen Vater berufen und mit Mathilde Ludendorff Austauschgeschäfte machen, der Hausiererin Wotans oder seiner Marketenderin.

Manuskript von 1937, Leo Baeck Institute (New York)

EMIGRATION

I

Die unverdiente Ehre, teilzunehmen an diesem Buche, an dem meine illustren Kameraden allein das Recht haben sollten mitzuarbeiten, verdanke ich lediglich der Gunst des Herausgebers.
Als unverdient empfinde ich diese Ehre deshalb, weil ich im politischen Sinn kein Emigrant bin. Illustre nenne ich meine Kameraden nicht etwa ihrer literarischen Verdienste wegen, sondern wegen ihres Schicksals, politische Emigranten zu sein. Das Unglück griff meist nur Auserlesene, und wer – bevor ihn das Unglück getroffen hat – kein Auserlesener war, wird es eben dadurch.
Deshalb sagte ich, eine Ehre sei mir zuteil geworden.
Das Asylrecht von der Gemeinde der Obdachlosen zu erhalten ist in dem Reich der Sittlichkeit, in dem wir leben wollen, mehr Auszeichnung, als etwa im Bereich des praktischen Lebens eine Staatszugehörigkeit und ein Reisepaß glückliche Zufälle sind.
Ich, der ich noch eine politische Heimat habe, bin stolz darauf, unter den Heimatlosen sprechen zu dürfen.

II

Dies habe ich vorausgeschickt, weil ich mich verpflichtet fühle, in einem vielleicht aufrichtigeren – weil objektiveren Ton – über die deutsche Emigration zu sprechen, als es den meisten meiner politisch und staatsrechtlich betroffenen Kameraden genehm und möglich sein könnte; denn auch jenes armselige Stück Papier, das man Heimatschein, Trauschein, Paß, Dokument heißt, hat einen weit stärkeren Einfluß auf unsere Einstellung und unsere Kritik, als man es im allgemeinen glauben möchte. Das Wort, ein Siegel – auch noch so mißbraucht, auch von noch so unbefugter Verwegenheit mißbraucht oder verweigert –, hat immerhin eine magische Gewalt. Die Tatsache, daß in einem Delirium tremens einer rassistischen Demenz dem größten Teil meiner deutsch schreibenden Kameraden das Heimatrecht abgesprochen worden ist, mußte sie, die Diener des Wortes, notwendig zu

einer – vielleicht nicht ganz gerechten Betrachtung der Emigration führen. Um es direkter zu sagen: Es wäre gefährlich, diese heutige deutsche Emigration mit anderen, vergangenen und gleichzeitigen, zu vergleichen. Sie ist weder mit der weißrussischen Emigration zu vergleichen noch mit der italienischen und noch mit der spanischen. Sie ist auch nicht zu vergleichen mit der französischen und deutschen Emigration in der Vergangenheit.

Heine und Börne konnten zwar in Deutschland nicht leben, aber ihre Schriften erschienen in Deutschland, Voltaire konnte in Frankreich nicht leben, aber er wurde in Frankreich gelesen, Victor Hugo konnte in Frankreich nicht leben, aber er erschien in Frankreich. Der Beispiele gäbe es viele. Unnötig, sie hier alle aufzuführen. Bis jetzt – so scheint es mir – ist noch niemals darauf hingewiesen worden, daß diese Emigration sich von allen anderen dadurch unterscheidet, daß die Literatur nicht nur körperlich, sondern auch geistig aus ihrer Heimat verbannt ist. Ja, es gibt auch Emigranten – zum ersten Male, seitdem die Kulturgeschichte Emigrationen kennt –, die an Leib und Leben nicht bedroht, oder einigermaßen geschont, im Lande geblieben sind und dennoch Emigranten sind.

Unter jenen deutschen Schriftstellern, auf die das Gesetz der Rassendemenz nicht anzuwenden ist, gibt es mehrere, die in ihrer Heimat bleiben dürfen, die nicht einmal schweigen müssen und die dennoch nicht gehört werden. Vielleicht ist das ein größerer Fluch als die leibliche Emigration. Unter jenen deutschen Schriftstellern, die ausgewandert sind, sind die meisten Juden oder jüdischen Blutes – man scheue sich nicht, es von vornherein zu sagen. Vielleicht ist es ein größeres Glück, ein deutscher Schriftsteller jüdischen Blutes zu sein, das leibliche Elend, aber auch die körperliche Freiheit des Exils zu kennen, als in einem Lande geblieben zu sein, in dem die Zunge gelähmt, das Ohr ertaubt, das Aug' geblendet sind und wo die Feder selbst sich sträubt, dem Willen der Hand zu folgen, die sie noch nach dem Gesetz führen darf.

Bis heute gab es keine Emigration nach Rassengesetzen, sondern nur aus politischen. Infolgedessen entstehen bei den Betrachtungen dieser Emigration, bei den teilnehmend und bei den ablehnend gesinnten, undeutliche, ja sogar verworrene Urteile und Meinungen.

Ein Unrecht wäre, nicht zuzugeben, daß unter vielen deutschen Emigranten, die aus sogenannten »rassischen« Gründen Deutsch-

land verlassen haben, manche sind, die aus politischen Gründen keineswegs ausgewandert wären, sondern im Gegenteil die politische Konzeption des Hitlerschen Regimes bejaht und sogar unterstützt hätten.
Unter den jüdischen Emigranten finden sich gewiß zahlreiche Menschen, die ohne die Rassengesetzgebung brave SA- und SS-Männer geworden wären. Wollte man es paradoxal ausdrücken und beinahe frevlerisch, so könnte man sagen, daß Gott die Juden vor Sünden bewahrt hat und daß Er ihnen Glück durch Unglück beschert.
Unter diesem Aspekt allein – so scheint es mir – kann man diese neuartige Emigration betrachten. Jeder historische Vergleich mit früheren, anderen Emigrationen ist unangebracht und verwirrt.

III

Erst nach diesen Feststellungen ist es gestattet, die deutsche Emigration unter dem Aspekt der Menschlichkeit zu betrachten.
Denn: Ein vertriebener Jude – selbst, wenn er ohne Rassengesetze in seiner Heimat ein SA-Mörder geworden wäre, bleibt doch ein Vertriebener, und wir, die wir an Gott glauben, müssen an diesen Vertriebenen die göttliche Gnade erkennen, die ihn verhindert hat, ein Mörder zu werden – und wir haben nicht nach seinen verhinderten Intentionen zu urteilen, sondern nach seinem Schicksal. Arm ist er, elend ist er, er verdient nicht nur Hilfe, er fordert sie mit Recht.

IV

Täuschen wir uns nicht über folgende drei entscheidende Tatsachen: erstens darüber, daß die Mehrzahl der deutschen Emigranten Juden sind; zweitens, daß in den meisten Ländern ein latenter Antisemitismus herrscht; drittens, daß unter den Vorwürfen, die man gegen das Dritte Reich erhebt, jener gegen seinen tierischen Antisemitismus am wenigsten Wirkung haben kann.
Man könnte eher im Gegenteil sagen: Der Anitsemitismus des Dritten Reiches gehörte zu seinen wirkungsvollsten Propagandamitteln.

Er trifft haargenau den latenten bestialischen Instinkt jedes Plebejers außerhalb des Dritten Reiches, der – zum Hassen geboren – das Heimische nur deshalb nicht hassen kann, weil es ihm das Gesetz verbietet, und der sich also mit verzehnfachter Gewalt gegen jenes Element stürzt, das von dem Gesetz weniger oder gar nicht geschützt wird.
Alle Sympathie – und täuschen wir uns nicht, sie ist nicht gering –, die das Dritte Reich außerhalb seiner Grenzen gefunden hat, hat ihren Grund in latentem Antisemitismus. In der Tat ist es dem Dritten Reich gelungen, die ganze Emigration mit dem Judentum identisch erscheinen zu lassen, und die Spekulation war richtig. Von vornherein nimmt man von jedem Emigranten an, er sei ein Jude. Dadurch wird – wenn kein ungerechter, so doch ein schiefer, ein »verquerter« – Blickpunkt erzeugt. Wir werden im folgenden nachzuweisen versuchen, wie falsch und schief und »verquert« er ist.

V

Mögen auch 80, ja 90% der Emigranten jüdisch sein, so sind sie dennoch nicht bezeichnend – ebensowenig, wie eine numerische Mehrheit jemals bezeichnend ist.
Wenn man zugunsten Deutschlands annimmt, daß Hitler es nicht repräsentiert, obwohl er 80–90% seiner Stimmen bekommen hat, so darf man auch von der Emigration nicht sagen, sie sei jüdisch, weil sie zu 80–90% aus Juden besteht. –
Man vergesse nicht die Christen!
In den Augen der Hitlerischen Heiden sind nicht allein die Juden, sondern auch die Christen Kinder Israels – und augenscheinlich ist es jedem Klarsichtigen, daß der Antisemitismus ein Vorwand war und daß er eigentlich ein Antichristianismus ist. Man hat im Dritten Reich mit dem Boykott jüdischer Geschäfte angefangen, lediglich, um zu dem Boykott christlicher Kirchen vorzugehen. Man hat den Davidstern angespien, um das Kreuz anzugreifen. Es war System in dieser Methode. Es war die Theorie Alfred Rosenbergs, des Verfassers des 20. Jahrhunderts, der wohl weiß – und es auch sagt –, daß der Stern Davids und das Kreuz Christi miteinander verwandt sind, niemals aber das Kreuz mit dem Hakenkreuz.

Heute ist es zu spät, den deutschen Christen daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie nicht zeitig genug erkannt haben, in welche Gefahr sie sich begaben, als sie teilnahmslos beinahe, indifferent auf jeden Fall, der Rassengesetzgebung gegen die Juden gegenüberstanden. Vielleicht haben hier zum erstenmal in der europäischen Geschichte die Juden ihre Haut für das Christentum zu Markte getragen, und vielleicht liegt dieses im Sinne der Vorsehung, deren Sinn und Wege wir nicht kennen. Vielleicht mußten hier zum ersten Male die Juden ein geringes Bruchteil jener Schmach erleiden, die dem Erlöser zugefügt worden ist, damit sie zu erkennen anfangen, wie groß die Seine gewesen war! Aber auch das geringste Bruchteil seiner Schmach nachzuerleben mußte den anderen Völkern ein Zeichen sein, daß die Hitlers und Rosenbergs freveln.

Jene lästerlichen Aufschriften, die noch vor vier Jahren nur an jüdischen Tempeln und Synagogen zu lesen waren, stehen heute an den Wänden christlicher Kirchen; und so wie – noch vor vier Jahren – der Name Moses als Schandname galt, ist es heute der Name Jesus Christus. Nein! Man hatte nicht eigentlich den Davidstern gemeint, der ohnehin nicht zu fürchten war. Man hat das Kreuz gemeint, das man weit mehr fürchtet. Man kann nicht umhin, der katholischen Kirche, d.h. der politischen Vertretung der kath. Kirche, den Vorwurf zu machen, daß sie diese Verkettungen nicht rechtzeig erkannt hat. Es heißt nicht, die Autorität der Kirche angreifen, wenn man ihr einen der vielen politischen Fehler nachweist, den sie im Lauf der Jahrhunderte begangen hat, ohne an ihrem Wesen Schaden zu nehmen; denn sie wird Rosenbergs Mythus des 20. Jahrhunderts ebenso überdauern, wie sie die spanische Inquisition überlebt hat, deren Feindin sie auch gewesen ist. Dies muß deutlich betont werden.

VI

Dies muß deutlich betont werden, weil nämlich der deutsch-heidnische Antisemitismus von heute so häufig verglichen wird mit spanischer Inquisition.

Und da man im allgemeinen – wenn man keine genaue Kenntnis jener

Divergenzen hat, die zwischen Spanien und Rom bestanden haben – leicht geneigt ist, Rom für die Inquisition verantwortlich zu machen – dieweil es doch selbst geradezu ein Opfer der Inquisition gewesen ist –, bestünde die Gefahr, daß man auch in der neuheidnischen Judenvertreibung nichts anderes sehen könnte als den Antisemitismus der »Christen« schlechthin; wozu viele Juden neigen.
Indessen ist nicht einmal die auch von Rom befehdete spanische Inquisition mit dem Antisemitismus der heutigen Deutschen zu vergleichen; denn der Antisemitismus der Inquisition war ein religiöses, ein metaphysisches Mißverständnis; der Antisemitismus aber des heutigen deutschen Barbarismus ist kein metaphysisches Mißverständnis, sondern die logische Folge eines heidnischen Rationalismus. Man kann nicht – auch wenn man sich dessen schämt – oft genug wiederholen, daß die heutigen Deutschen die Juden nicht deshalb hassen, weil sie Jesus Christus gekreuzigt haben, sondern weil sie ihn hervorgebracht haben. Und wären die Juden bereit, dem Mythus-Verfasser entgegenzukommen und eine historische Unwahrheit zu bezeugen, sie würden versuchen, in seinen Augen durch das Geständnis zu gewinnen, daß sie Christus gekreuzigt haben.

VII

Die deutsch-katholische Emigration – obwohl an Zahl weitaus geringer als die deutsch-jüdische – scheint mir in ihrer Bedeutung weitaus charakteristischer. Denn im Katholiken erst trifft der Neuheide jenes Ziel, das er zuerst mit seinem Antisemitismus visiert hatte. Dieser Blutglaube der Barbaren, der das Symbol nicht begreifen kann, sieht freilich im Meßopfer eine körperliche Fortsetzung des »Semitismus«, und das Blut des »Juden« Jesus Christus geht – im Sinne dieser Trampel – über in die Adern der Bekenner Jesu Christi. Der Christ – als Bekenner und Träger des Kreuzes – war gemeint, als Rosenberg anfing, den jüdischen Gemischtwarenhändler zu boykottieren; und für den Barbaren, dessen Plumpheit sich gut mit taktischer Schlauheit bindet, war es selbstverständlich, die antisemitischen Instinkte der Ahnungslosen in den Dienst seiner antichristlichen Tendenzen zu stellen. Hätte nicht selbst der Barbar so viel wohlüberlegte Angst vor der Macht des Kreuzes über die Ahnungslosen gehabt, so hätte er den Mo-

ses Leibschütz aus Schleisnitz eher gekreuzigt als an den Pranger gestellt oder verprügelt.

Aber je deutlicher es ihm wurde, daß der Ahnungslose nicht erkannte, es ginge eigentlich gegen das Kreuz und nicht gegen den Leibschütz, desto übermütiger wurde er gegen das Kreuz.

Daher kommt es, daß heute an den Wänden der Kirchen jene Inschriften stehen, die vormals an den Wänden der Synagogen gestanden hatten; ja, daß die Barbaren beinahe die Synagogen über den Kirchen vergessen und daß die Sieben Weisen von Zion in den Augen des Neuheiden weniger gefährlich wurden als der Heilige Vater in Rom.

Sie haben begonnen, die Klagemauer in Jerusalem zu bespucken; und sie meinten die Peterskirche, mit der sie ein verlogenes »Konkordat« geschlossen haben.

Infolgedessen sagte ich, die katholischen Emigranten seien charakteristischer für die Emigration als die jüdischen.

Die Rosenbergs fürchten nicht die zionistischen Weltkongresse, nicht die Sieben Weisen von Zion, nicht den zerstörten Tempel von Jerusalem: Sie fürchten den unzerstörbaren: das Evangelium.

VIII

Der deutsche Protestantismus hat mit dem Anbruch des Dritten Reiches seine größte Überraschung erlebt. Überrascht war auch die Welt, die niemals geglaubt, irgendeine politische Staatsmacht in Deutschland könnte den Protestantismus bekämpfen. Der Antisemitismus war selbstverständliche Tradition. Der Kampf gegen die katholische Kirche war es beinahe ebenso. Wer hätte denken können, daß der Nationalsozialismus auch das Luthertum angreifen würde? Als Hitler an die Macht kam und sein Werk »Mein Kampf« von allen ergebenen Zungen gelobt wurde, war der Vergleich Hitler – Luther geradezu landläufig. Wir haben hier nicht die innere Wahrheit dieses Vergleiches zu prüfen. Dem Verfasser dieser Zeilen scheint es in der Tat, daß das Neuheidentum Hitlers zusammenhängt mit den Thesen von Wittenberg und ohne diese undenkbar wäre. Aber angesichts der Verfolgungen der protestantischen Kirche verstummen die persönlichen Überzeugungen des Autors dieser Zeilen. Verstummt sind ja auch im Dritten Reich diejenigen, die Hitler mit Luther verglichen.

Die Juden waren auf einen Angriff vorbereitet. Die deutschen Katholiken hätten es sich leicht denken können, daß sie vom Dritten Reich verfolgt würden. (Es war seit Bismarck.) Aber die Protestanten?

Die Verfolgung der protestantischen Kirche in Deutschland ist ebenso eine Originalität des Dritten Reiches wie die Rassengesetze gegen die Juden.

Die Protestanten schwiegen zuerst. Zum erstenmal, seitdem es ein neues Deutsches Reich gibt, werden Protestanten verfolgt. Seit dreihundert Jahren haben die deutschen Protestanten sozusagen keine Tradition im Verfolgtwerden. Sie haben sich sehr schnell daran gewöhnen müssen.

Und sie haben sich daran sehr schnell gewöhnt. Ihre Reaktionen waren heftiger und prompter sogar als die der Katholiken. Diese Umstände haben ganz reale Gründe.

Der katholische Priester ist mittelbar abhängig von Rom, und Rom ist weit. Die geistliche Hierarchie der katholischen Kirche ist kompliziert. Es dauert lange, bevor ein Vikar von seinem Bischof, der Bischof von seinem Erzbischof, der Erzbischof vom Kardinal eine Weisung erhält, und es ist so natürlich. Der Vatikan ist ein souveräner Staat. Die protestantischen Geistlichen aber haben mehr politische Bewegungsfreiheit. Sie konnten prompter reagieren. Sie haben reagiert.

Dies war einer der ersten Rechenfehler der neuheidnischen Politik, die Rosenbergianer hatten geglaubt, nach einem Scheinkonkordat mit dem Vatikan sei es ganz leicht, mit der Idee Christi fertig zu werden; die Protestanten seien eh nur »halbe Christen«.

Siehe da: Sie haben sich getäuscht!

Die Protestanten sind ganze Christen und, wie es sich erwiesen hat, von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Grenze des Märtyrertums erreicht. Ja, es zeigt sich noch mehr: Niemals war in Deutschland die Beziehung zwischen Protestantismus und Katholizismus so stark wie jetzt. Niemals das Bewußtsein so fest, daß das Bekenntnis zum gleichen Kreuz und gleichen Heiland wichtiger ist als die Reminiszenz an die Glaubenskämpfe der Vergangenheit. Jener Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, hat hier in einer überraschenden Weise gewütet. Zum erstenmal in der deutschen Geschichte seit der Revolution gibt es eine echte Solidarität zwischen Protestanten und Katholiken.

Sehr wenige Protestanten emigrieren aus Deutschland. Es liegt in der

Natur ihrer Religion, nicht auszuwandern, sondern eben zu bleiben und zu protestieren. Der leibliche Untergang ist ihnen gewiß. Sie befruchten mit ihrem Blut die deutschen Felder, aus denen in den nächsten Jahren schon neue christliche Äcker werden.

IX

Neben den Juden bilden den größten Teil der Emigration die sogenannten »revolutionären« Elemente, Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten. »Illegale«, über die Grenzen geflohen, erleben sie zum erstenmal das Schicksal ihrer geistigen Väter. Erlaubt in Deutschland, sozusagen saturiert von Legalität, waren sie fast schon im Begriff, zwar nicht ihre Ideen aufzugeben, wohl aber jenen »Elan« zu verlieren, der integraler Bestandteil jeder revolutionären Idee ist. Vom historischen Aspekt aus betrachtet, hat das Dritte Reich vielleicht die überlieferten Vorstellungen von der revolutionären Methodik zunichte gemacht; aber es hat den Impetus der revolutionären Individuen enorm gestärkt. In vielen einzelnen Sozialisten und Kommunisten ist jene anarchistische Bereitschaft wieder erwacht, von denen einst die russischen Sozialrevolutionäre beseelt waren, die mit ihren Bomben, dem von Marx und Lenin verdammten Individualterror, dem Bolschewismus den Weg frei gemacht haben. Denn, täuschen wir uns nicht, nicht das »Kapital« von Marx, nicht die sozialistische Doktrin und nicht ihre leninistische Auslegung haben die Revolution in Rußland vorbereitet: sondern gerade die Sonderaktionen jener Terroristen, die Lenin und später Stalin noch schärfer verdammt haben als seinerzeit der Zar.
Wenn es nach Marx und Lenin gegangen wäre, so hätte man die Weltrevolution spätestens zwei Jahre nach [der] bolschewistischen gehabt. Warum kam sie nicht? Warum erfüllte sich nicht einmal die »Prophezeiung« Lenins, daß in Spanien, nach Rußland, die Revolution siegen würde?
Das Gegenteil ist der Fall! In Spanien siegt die faschistische Reaktion, wenn es nicht von Gottes und Englands Gnaden durch eine Monarchie gerettet wird.
Es hatte eben in den anderen Ländern außer in Rußland keine Terroristen und keine Sozialrevolutionäre gegeben. Entscheidend, historisch entscheidend, ist eben immer das Individuum, das Werkzeug, das Gott

bestimmt. Die stupide, buchstäbliche Auslegung der (marxistischen) Doktrin hat den revolutionären Elan, der in jedem Individuum elementar vorhanden ist, gründlich abgetötet. Die abstruse und abstrakte Idee, das Rebellische dem einzelnen zu verwehren, aber erst im Kollektiv dafür die Legitimation zu erteilen, hat nicht nur nicht jenen »Fortschritt« gebracht, der die Religion der Marxisten ist, sondern hat im Gegenteil Faschismus und Nationalsozialismus erzeugt. Man beraubt nicht ungestraft das Individuum seines primären Rechtes: zu rebellieren.
Aus vielen Anzeichen läßt sich erkennen, daß viele die sozialistische und kommunistische Doktrin abgeschworen haben; vielleicht kann man sagen, daß sich eine neue Internationale bildet, die Vierte, die Sozialrevolutionäre, deren Glieder aus allen Lagern kommen – aus den religiösen wie aus den areligiösen, weder von Moskau abhängig noch vom sogenannten Trotzkismus.

X

Es ist nicht leicht, über die sogenannten »bürgerlichen« Emigranten zu sprechen, die – ob sie nun Bürger sind oder nicht – aus ökonomischen Gründen Deutschland verlassen haben. Was die Juden betrifft, so könnte für sie der Satz gelten: Gott wohnt sehr hoch, und man erinnert sich Seiner erst, wenn es einem ganz schlecht geht. Es sind dies Emigranten, die eigentlich die Noblesse, die diesem Begriff impliziert ist, dementieren. Es hätte keinen Sinn, über sie zu sprechen, wäre nicht die Tatsache, daß sie Kinder haben, Brüder, Vettern, die von ihnen leben. Der größte Teil der jüdischen Handel treibenden Kleinbürger wäre ohne den Judenboykott freilich in Deutschland geblieben, und viele von ihnen sind auch dahin zurückgekehrt. Jüdische Bankiers, die vor dem Anbruch des Dritten Reiches sich nicht nur damit begnügten, den Nationalsozialismus für »gar nicht so schlimm« zu halten, sondern auch durch direkte und indirekte Geldzuwendungen sich eine gute Note bei den zukünftigen Machthabern zu sichern versucht haben, haben auch heute noch nicht aufgehört, an die Rückkehr nach Deutschland zu denken. Welche Hoffnung sie dazu verleitet, an diese Rückkehr zu glauben, welch ein tragischer, irriger Sinn, ja welch eine Sinnesverwirrung! Sie sind so! In Deutschland ging das Geschäft gut,

im Ausland geht es schlimmer oder weniger gut – und also vermischt sich auf eine seltsame Weise der Geschäftssinn mit dem Patriotismus, und der Handelsgeist bekommt Heimweh.

Jede Emigration hat ihre widerlichen Erscheinungen. Widerlicheres aber als diese deutschen Geschäftstreibenden hat bis jetzt wohl keine gehabt. Trotz ihrem ganzen Heimweh kaufen sie kubanische Pässe, peruanische Staatsbürgerschaften, und während sie sich schon vorbereiten, den neuen Vaterländern die Steuer zu hinterziehen, weinen sie deutsche Tränen auf die neuen Pässe und Identitätskarten.

Sie sind der Absud der Emigration. Obenauf schwimmen sie – sichtbar –, und da sie Geld einzubringen versprechen, den Gastländern weniger unangenehm als Proletarier, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller. Es gelingt ihnen, in ihrem Heimweh ebenso heimisch zu sein wie in ihrer Gaststätte. Und gäbe es eine Möglichkeit für Behörden, jene Maßstäbe der Sauberkeit, der Gesinnung auf die Aufenthaltsbewilligung anzuwenden, die wir uns wünschen, so wäre es angemessen, ihre Austreibung zu fordern.

Die Russen waren immerhin noch wohlhabend oder vermögend, als sie auswanderten. Die Deutschen waren arm, als das Dritte Reich anbrach. Sie hatten kein Gold, keine Juwelen, keinen Besitz im Ausland wie die russischen Emigranten. Hunderttausende, die auswandern wollten, hätten sich nicht einmal eine Fahrkarte bis zur Grenze kaufen können. Infolgedessen gebietet es die Gerechtigkeit, auch die in Deutschland verbliebenen Hunderttausende der Emigration zuzurechnen. Wie sie leben? Was sie lesen? Wie sie denken? Man weiß es nicht. Man kann sich den Zustand eines Menschen, der ausgewandert und im Land geblieben ist – zu gleicher Zeit –, nicht vorstellen.

Von einigen süddeutschen – insbesondere bayrischen oder rheinländischen – Deutschen hört man, daß sie ihre Hoffnung auf das einzige noch freigebliebene deutsche Land setzen, nämlich Österreich. Auf die bleibende Selbständigkeit dieses Landes hoffen sie.

Manuskript (Fragment?) von 1937, Leo Baeck Institute (New York)

DER MONARCH VERHINDERT DEN DIKTATOR*

...

[Innerhalb]... einer sehr kurzen Zeit haben zwei europäische Diktator-Aspiranten bezeichnende Niederlagen erlitten: Degrelle in Belgien, Mussert in Holland. Die sogenannte linke Presse in der ganzen Welt hat diese symptomatischen Niederlagen mit Freude mitgeteilt, aber unzulänglich kommentiert. Man glaubte, ein Wiedererwachen des »demokratischen Bewußtseins« in allen europäischen Ländern feststellen zu können. Wenn wir die Auflösung der englisch-faschistischen Partei Mosleys ebenfalls als ein bedeutsames Symptom den zwei Wahlniederlagen gleichstellen, so werden wir zwar nicht von einem *Wiedererwachen* des demokratischen Gewissens sprechen können, wohl aber die sehr tröstliche Feststellung machen, daß die echte, die legitime, nicht korrumpierte Demokratie in den Ländern: England, Belgien, Holland ihre *Stetigkeit* bewiesen hat. Auch der fanatischste Gegner des monarchistischen Gedankens wird nicht leugnen können, daß diese drei Länder die monarchische Staatsform haben. Es wäre verwunderlich, wenn der gesunde Menschenverstand des einfachen Mannes aus dem Volke das Symptomatische der Niederlagen Mosleys, Degrelles und Musserts weniger in einem Wiedererwachen der europäischen Demokratie erkennte als in der Tatsache, daß just drei Länder, in denen gefährliche Experimente (man kann wohl sagen: Abenteuer) verhütet wurden, Monarchien sind. Es ist verwunderlich, daß so wenig konservative, der monarchistischen Idee freundlich gesinnte Blätter darauf hingewiesen haben.

Es ist gewiß kein Zufall. Der Monarch, der Monarch allein verhütet den Usurpator. In der Republik muß notgedrungen die Demagogie auf die Dauer stärker werden als die Demokratie. Was hat diese denn jener entgegenzusetzen? Was anderes als höchstens die Argumente einer rein irdischen Vernunft? Was aber ist die irdische, die menschliche Vernunft, wenn sie sich nicht als Tochter der sittlichen, der himmlischen bekennt? Der Irrtum ist dem Menschen in jeder Sekunde eine Gefahr, die Vernunft allein schützt ihn nicht vor der Verirrung. Davor bewahrt ihn allein eine ständige Kontrolle: die Selbstkontrolle.

* Titel stammt vom Hrsg.

Es kann auf die Dauer keine wirkliche Selbstkontrolle geben ohne ein Vorbild. Dieses Vorbild ist der Monarch, der *Nicht-Gewählte*, sondern der *Gesalbte*. Der wählbare und absetzbare Präsident einer Republik manifestiert allein schon durch die im voraus beschränkte Zeit seiner Macht die Flüchtigkeit seiner Würde. Der Monarch als Erbe und Fortsetzer der Dynastie manifestiert die Dauer. Das gewählte Staatsoberhaupt hat ungefähr die Stabilität und die Feierlichkeit eines Zylinders. Der legitime Monarch aber bekundet allzeit die Beständigkeit der Krone, die Jahrhunderte überdauert: Was scheint Euch würdiger: bürgerlicher Filz oder geweihtes Gold?
Es ist der fundamentale Irrtum der republikanisch Denkenden, daß der Gewählte im Zylinder leichter und sicherer zu kontrollieren sei als der legitime Erbe auf dem Thron. Allein schon durch die Tatsache, daß der gewählte Präsident im Grunde ein provisorischer Staatsbeamter ist, macht ihn der Masse des Volkes gleichgültig. Die gleichgültigen, flüchtigen Erscheinungen liebt das Volk nicht zu beobachten und zu prüfen. Das Volk hat überhaupt keine Moden gern. Jene gar, die sich selbst von vornherein als lediglich für die »Saison« gültig bezeichnet, schätzt es gering. Unter einer wirklichen, ständigen, unablässigen, ja, sogar unerbittlichen Kontrolle steht in Wirklichkeit nur die dauernde Dynastie und ihr jeweiliger Erbe. Es ist zwar nicht jedem legitimen Herrscher das Glück zuteil geworden, populär und beliebt zu werden, aber täglich, stündlich mußten sie alle mit dem Urteil ihrer Völker rechnen. Es gibt viele Zylinder, aber es gibt nur *eine* Krone. Das Volk beobachtet das Einzige, das Einsame und das Einmalige.
Dieser Einzige weiß davon, und er beobachtet zuerst infolgedessen sich selbst. Ihm wird der geringste Fehler bitter nachgetragen. Er fühlt die Millionen Augen seiner Menschen auf sich gerichtet. Er erwidert jeden Blick. Er muß jeden Blick erwidern. Auf ihm lastet nicht eine Verantwortung, die er nach 4 oder 7 Jahren ablegen wird, sondern eine, die er bis zur Stunde des Todes, und weiter noch, in die Ewigkeit, mitnehmen wird. Er hat naturgemäß Selbst-Zucht. Und er gibt noch dem Geringsten unter seinem Volke das Beispiel für Selbstzucht. Er ist die sittliche Kompetenz für die Form, das Maß, die Überlegung, die Vernunft. Politische Schwätzer, Hochstapler, Taschenspieler haben es in Ländern ohne Thron und Krone ebenso leicht wie Diebe und Einbrecher in Häusern, aus denen der Hausherr verreist ist.
Gewiß gibt es im Lauf der Geschichte Fälle, in denen historische Not-

wendigkeiten einen Herrscher zwingen konnten, eine starke Persönlichkeit mit außerordentlichen Vollmachten auszustatten. Aber auch dann noch waren diese Persönlichkeiten dem Herrscher untertan, und, haarscharf an jener Grenze, wo sie etwa anfingen, ihre Vollmachten der Willkür dienlich zu machen, mußten sie wissen und fürchten, daß sie das Volk dem Herrscher nur näher brachten. Denn das Volk hat einen edlen und sicheren Instinkt. Es kann oft verführt werden, wie ein Kind, wie Rotkäppchen im Walde. Aber es ahnt in seiner stummen Gläubigkeit, daß eines Tages die Jäger über die Wölfe kommen. Das Volk hat auch vor echten Lorbeerkränzen nicht so viel Hochachtung, wie es scheint. Und zur Krone, zum Zepter, zum Thron viel mehr Zutrauen, als man annimmt.

Deshalb haben die Degrelles, die Musserts, die Mosleys in Republiken gesiegt, aber in Monarchien sind sie geschlagen worden.

Wenn das österreichische Volk keinen Diktator will, so rufe es von jetzt ab: *»Es lebe Kaiser Otto«*.

Manuskript von 1937, Leo Baeck Institute (New York)

MONARCHIE UND PARTEIEN

Brief aus Belgien

Vor zwei Wochen noch war die politische Situation in Belgien durchaus undurchsichtig. Die Gefahr bestand, daß eine wirkliche Erschütterung dies kleine Land gefährden würde. Die Ursache dieser – vermiedenen – Erschütterung war das sogenannte »Amnestiegesetz«. Es handelte sich um die Amnestierung jener belgischen Staatsangehörigen – flämischer oder wallonischer Nationalität –, die während des Krieges, das heißt während der Belagerung Belgiens durch die feindliche deutsche Armee, dem Feinde Vorschub geleistet oder gar in deutsche Dienste getreten waren. Gegen diese Amnestie protestierten nun die belgischen Frontkämpfer. Sie zogen in ansehnlichen Scharen durch die Straßen der Hauptstadt Brüssel und protestierten gegen die Amnestie der Verräter des Vaterlandes. Es kam zu ernsten Zusammenstößen mit der Polizei und der Gendarmerie. Aber: wohin zogen diese unzufriedenen Demonstranten?!

Sie wollten zum König. Sie zogen vor das königliche Schloß. Sie waren unartige Kinder, aber immerhin Kinder des Königs. Aus seinem Munde, aus dem Munde des Monarchen, wollten sie den Schiedsspruch hören. Sie zertrümmerten sogar die Gitter des königlichen Parks, als sie die Polizisten und die Gendarmen am Eintritt zu verhindern suchten. Der junge König empfing ihre Abordnung. Er hörte die Proteste gegen das Amnestiegesetz; er vernahm, daß die Protestierenden die Auflösung des Parlaments und Neuwahlen verlangten. Und er antwortete: »Ich verspreche eines, daß ich tun werde, was in der Macht eines konstitutionellen Königs steht.«

Daraufhin war die Manifestation beendet. Die Demonstranten gingen nach Hause. Es gab keine Zusammenstöße mehr. Innerhalb von zehn Minuten war, dank der Macht eines königlichen Wortes, die Ruhe in der Hauptstadt vollkommen. In den Blättern der verschiedenen Parteien zitterte noch die Erregung nach. Die rechten Blätter nahmen für die Demonstranten Partei, die linken gegen sie. Von einer wirklichen Beruhigung im Lande konnte keine Rede sein – bis zu dem Augenblick, wo der junge König selbst das Wort ergriff.

Er führte aus, daß eine Auflösung des Parlaments, eine Ablösung der Minister verfassungsmäßig unmöglich sei. Das Volk, Flamen und Wallonen, möge lieber in die Zukunft sehen, nicht an die innenpolitischen Gehässigkeiten der Vergangenheit denken. Es war eine kurze Rede. Und sie hatte eine erstaunliche Wirkung.

Im ganzen Lande, von den Zeitungen der äußersten Rechten bis zu denen der äußersten Linken, bei den Flamen wie bei den Wallonen gibt es nur noch *eine* Parole: »Einigkeit« – die Parole des Königs. Der Monarch hat gesprochen: Monarchisten, Nationale, Sozialisten gehorchen, alle Zeitungen, alle Parteien sind mit dem Amnestiegesetz einverstanden. Wer hat das Wunder bewirkt?

Der König, der *Monarch*! In einem nicht monarchistisch regierten Belgien hätte eine heftige Demonstration die unheilvollsten Folgen haben können. Wallonen gegen Flamen, Nationalisten beider Völker, Rechte gegen Linke, Sozialisten gegen Kommunisten: Es hätte eine schier unüberwindliche Krise gegeben. Aber der König, der über Nationalitäten, Parteien, Klassen, Rassen und Zeitungen steht, hat es nicht einmal nötig gehabt, ein sogenanntes »Machtwort« zu sprechen. Es war nur ein *Kraftwort*, ein königliches Wort; und der innere Friede war gefestigt.

Wann kommt die Stunde in *Österreich*, in der ein Monarch, *der Monarch, Kaiser Otto*, solch ein Kraftwort wird sprechen können? Wann endlich wird für Österreich die Erlösung von den *Provisorien* kommen? Wann endlich werden die *Haus-Verwalter* Österreichs den *Hausherren* Österreichs die Macht übergeben dürfen?
Glückliches Belgien: Es hat einen König!
Armes Österreich: Es wartet noch auf seinen Kaiser!

Manuskript von 1937, Leo Baeck Institute (New York)

VORWORT

Joseph Wittlin: Das Salz der Erde

Joseph Wittlin ist ohne Zweifel einer der repräsentativsten polnischen Autoren der Nachkriegszeit, das heißt des neuerstandenen selbständigen polnischen Staates. In jungen Jahren berühmt geworden durch seine »Hymnen« – ein Gedichtband, der leider, soviel ich weiß, nur zu wenig über die Grenzen hinaus bekannt geworden ist –, hat Wittlin beinahe internationale – will sagen, in Kennerkreisen internationale – Bedeutung und Anerkennung erlangt durch seine wahrhaft geniale Übersetzung der »Odyssee«. Es gab vor ihm in polnischer Sprache keine Homer-Übersetzung, die man mit dem Wort »kongenial« hätte auszeichnen können. Die wenigen deutschen Sachverständigen der Literatur, die slawische Sprachen kennen, werden heute genau wissen, daß sich Joseph Wittlin bei seiner Nation ein ewiges Verdienst erworben hat, indem er Homer in die polnische Sprache weit ingeniöser übersetzt hat als seinerzeit der unsterbliche Voß ins Deutsche.
In folgendem Werk werden die Leser Gelegenheit haben, die Kühnheit der Phantasie, die Leidenschaft eines schriftstellerischen Herzens, die echte Gesinnung eines begnadeten Autors kennenzulernen. Nicht immer kann die Übersetzung – so trefflich sie auch sein mag – den Gesetzen der ursprünglichen Sprache folgen. Dennoch bricht selbst durch die Übertragung immer wieder jener Strahl der Gnade, der allein die Auserwählten kennzeichnet.
Zu diesen Auserwählten gehört Joseph Wittlin.
Der Leser wird im vorliegenden Roman das spezifische Kennzeichen

der Wittlinschen Kunst erkennen: Es ist vor allem eine innige Liebe zum Detail, durch die Wittlin es vermag, der scheinbaren Kleinigkeit eine sinnbildliche und sinnreiche Bedeutung zu verleihen. Es ist die Fähigkeit, das Einfache zu adeln, das scheinbar Niedere zu erheben. Das hier Gesagte bezieht sich nicht allein auf den Helden dieses Buches, der der Einfachsten einer ist, sondern auch auf alle toten und lebenden Objekte, mit denen er im Laufe der Handlung zu tun hat. Der Leser wird in Wittlin den slawischen Autor *par excellence* finden: den ohne Rührseligkeit Ergreifenden, den ohne falschen Lyrismus ständig dichterisch Beschwingten, den immer zum Ausbruch aus dem »Epischen« bereiten Schriftsteller, der aber, mit einem wundervollen Maß begabt, genau den Augenblick zu erfassen weiß, in dem er in die epische Form zurückkehrt.

Verlag Allert de Lange (Amsterdam) 1937

1938

»HANDBUCH DES KRITIKERS«

So heißt ein neues Buch von *Alfred Polgar*. Es hätte auch, und wie mir scheint, richtiger: Handbuch des Lehrers heißen können. Aber man weiß ja längst, von welch vielfältiger Bedeutung die Formulierungen Alfred Polgars sein dürfen, ohne ihre Treffsicherheit zu verlieren. Man erinnert sich auch dankbar, daß vieles von dem, was Polgar einst »an den Rand geschrieben« genannt hatte, »mitten ins Ziel getroffen« hätte heißen sollen. Auch die Titel der Polgarschen Bücher verraten jene selbstironische Bescheidenheit, die den Adel seiner Sätze und Prägungen ausmacht.

Unter den Kritikern deutscher Sprache – es gibt ihrer zu viel und zu wenig – ist Polgar ohne Zweifel der delikateste. Ja, die Behutsamkeit ist geradezu ein literarisches Mittel für ihn, eines seiner schriftstellerischen Elemente, keine zufällige oder periphere oder nur privatmenschliche-Eigenschaft. Wie selten sind die Schriftsteller deutscher Sprache, die so genau »treffen« können, ohne zu verletzen, die es verstehen, auch noch der Anerkennung den Glanz einer stillen Ironie zu verleihen, einer Melancholie möchte man sagen, die den Wert des behandelten Gegenstands erhöht und gleichzeitig den behandelnden Autor vor der Übertreibung schützt.

Man kennt die Ahnen Polgars. Gäbe es besondere Institute für literarische Rassenforschung, sie müßten feststellen, daß der Großvater Polgars Nestroy heißt. Man lese die folgenden Sätze: »Die Daten meines äußeren Lebens sind nicht belangreich. Die meines inneren sind es nur für mich ... Meine Bildung besteht zum größten Teil aus Lücken.«

Man wird, auch wenn man es nicht wußte, keineswegs überrascht sein, ein paar Zeilen später die Mitteilung zu finden: »Mein Geburtsort ist Wien.« Man hört sofort den ausgelassenen Titel: die Haupt- und Residenzstadt Wien. Und man versteht auch den bitteren Satz des Autors: »Die sogenannte öffentliche Meinung bewahrt meinen Büchern gegenüber vornehme Zurückhaltung.«

Die öffentliche Meinung ist ein Plebejer, der sich reserviert verhält gegen jede Erscheinung, die einige Symptome von Noblesse verrät, aber auch Symptome der Klugheit und der kultivierten Produktivität. In

dieser Zeit der Stinkbomben, der Stinkbomben-Epoche, wie sie hoffentlich einmal heißen wird, glaube ich dennoch das »Handbuch des Kritikers« empfehlen zu dürfen; ja, es empfehlen zu müssen.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 15. 1. 1938

»DREIMAL ÖSTERREICH«

Bemerkungen zum Buch des österreichischen Bundeskanzlers von Schuschnigg

I

Durch ein Mißverständnis ist das alte Österreich zertrümmert worden. Seine politische Unabhängigkeit hat das heutige Österreich ebenfalls zuerst einem Mißverständnis zu verdanken. Denn die Mächte, die den Frieden von St. Germain diktierten, verboten den Anschluß Österreichs an Deutschland nicht etwa dank der Einsicht, daß die staatliche Unabhängigkeit Österreichs dem europäischen Mittel- und Abendland notwendig sei; nicht etwa der Erkenntnis, daß die deutschsprachigen Österreicher eine *eigene österreichische Staatsnation* darstellten: sondern der Furcht – die im Politischen wie im Privaten alles simplifiziert –, daß Deutschland, das eben besiegte, durch das deutschsprachige Österreich gewissermaßen als ein Sieger aus der Niederlage hervorgehen würde.
Die Mächte hielten das restringierte Österreich ebenso für einen Bestandteil Deutschlands wie der größte Teil der Deutschen und wie jene deutschnationalen (in der politischen Terminologie Österreichs: »großdeutschen«) Österreicher, die Österreich-Ungarn sozusagen als Sendboten des Deutschen Reiches, einen Missionar des Pangermanismus für den slawischen Osten und den slawisch-orientalischen Südosten betrachteten. Will man von einem »österreichischen Wunder« sprechen, so besteht es darin, daß Österreich aus einem großen Mißverstandensein politisch selbständig geblieben ist. Ohne die Furcht der Mächte vor einem vergrößerten Deutschland wäre der erste Paragraph der ersten Verfassung der »Republik Deutsch-Österreich« (einer Verfassung, deren Initiator, wenn nicht Autor, der Sozialdemokrat Viktor Adler war) endgültig geblieben. Der Paragraph lautet: »Die Republik

Deutsch-Österreich ist ein integraler Bestandteil des Deutschen Reiches.« Viktor Adler hatte Österreich mißverstanden, da er es für einen Bestandteil Deutschlands hielt; die Mächte hatten es aus dem *gleichen* Grunde mißverstanden. Aus einem Mißverständnis *gebot* Viktor Adler den Anschluß. Aus einem Mißverständnis *verboten* die Mächte den Anschluß. Die Gründer der deutsch-österreichischen Republik *und* die Mächte waren Dogmatiker, und sie simplifizierten, wie es Dogmatikern eigen ist. Denn die österreichische Wirklichkeit ist kompliziert. Politische und Kultur-Dogmatiker sind ihr nicht gewachsen. Die deutsch-sprechenden Österreicher sind zwar ein deutscher Stamm: Bajuwaren und Alemannen. Sie sind aber zuerst Österreicher: ein Staatsvolk. Die Simplifizierenden, die ein Sigma mit einem Stigma verwechseln, werden den »Dialekt« zum Zeugen anrufen: Die Mehrheit der Österreicher spricht bajuwarisch. Aber die Dialekte des Österreichers sind akustisch-äußerliche Merkmale, nicht wesentliche. Der Tonfall allein macht noch nicht die Musik. Zu untersuchen wäre viel eher (im Gegensatz zu der platten Methode, zum Beispiel jener Literarhistoriker, die eine Literaturgeschichte »nach Stämmen« schreiben, so als ob der in Franken geborene Dichter nicht der Urenkel eines Schlesiers, der Enkel eines Hanseaten, der Sohn eines Berliners sein könnte) die spirituelle *Tendenz* des österreichischen Dialekts. *Denn die geistige Herkunft der österreichischen Sprache ist eine andere als ihre klangliche.* Nicht umsonst haben sich deutschsprechende Menschen jahrhundertelang mit Orientalen, Slawen, Italienern vermischt. Sie konnten nicht mehr anders, als ihre nationale Eigenschaft einer übernationalen, universalen Schickung unterordnen. Es ist kein Zufall, daß die deutsche Gegenreformation in Österreich ihr Fundament hatte; daß die entscheidende Niederlage der Türken vor den Mauern Wiens erfolgt ist; daß Eugen ein französischer Prinz war; Metternich aus dem katholischen Rheinland stammte; daß Wittenberg nicht in Österreich liegt und das jüngst aktuell gewordene Braunau an der Grenze; daß der Kaiser von Österreich König von Jerusalem war. Alle Geschicke der gesamtösterreichischen Geschichte haben der deutschen Muttersprache des Österreichers ihr Kolorit gegeben; dem Denken des Österreichers eine eigene Richtung. Seiner Sehnsucht haben sie Horizonte geöffnet und heimlich gemacht, die den anderen deutschen Stämmen bis auf den heutigen Tag fremd geblieben sind und manchmal sogar unheimlich. Dank der jahrhundertelangen Kohabitation mit

den Slawen des Ostens ist der Deutsch-Österreicher auf dem Wawel heimisch und in Tschenstochau nicht fremd; dank seiner Mittlertätigkeit im Orient kommen ihm Tirana, Belgrad, Sarajevo, Konstantinopel wie übersiedelte Brüder vor; dank der Herrschaft in Venedig, in der Lombardei, in Triest ist Italien in hundert Ausdrücken und Wendungen der österreichischen Sprache lebendig; dank der Intimität mit den Ungarn sind sogar die Ugro-Finnen den Österreichern nicht »Exoten«. Und dank dem universalen Katholizismus, dem frohsinnigen, österreichischen, sinnlich greifbaren Glauben erscheint der Mensch schlechthin niemals *zuerst* als *ein Glied einer Nation*, sondern weit eher als der *Bekenner eines Glaubens*.

II

Solcher Art ist der Österreicher deutscher Sprache. Man täusche sich nicht darüber, daß ihm während des Krieges der katholische Slowake ebenso heilig war wie der protestantische Brandenburger; der Ungar vertraut wie der Sachse; der Pole verständlich wie der Thüringer; der Tscheche nahe wie der Pommer. Das österreichische Wort ist nicht etwa zweideutig; es ist *vieldeutig*, und wer kein »geborener Österreicher« ist, mißversteht es; mißversteht es todsicher. Als das Dritte Reich noch nicht vorhanden und die Anschlußbereitschaft Österreichs in Deutschland kaum bezweifelt werden konnte, ging in Österreich das Wort um: »Immer vom Anschluß reden, nie an ihn denken.« – Es war ein Wort, für den inneren Gebrauch bestimmt; ein geheimer Feldruf; Losung für Eingeweihte. Konservativ, traditionsgebunden, im Grunde ein feudalistischer Mensch (ähnlich, wie der Franzose katholisch gefärbt ist, auch wenn er sich Protestant, Jude, Freidenker oder Atheist nennt), erscheint der deutsche Österreicher als der vollkommene Widerpart des preußischen und des preußisch assimilierten Deutschen, der auch dort, wo er konservativ ist, nur dem Fortschritt die Brücke zur Tradition schlägt; der eher militaristisch als feudalistisch ist; der seine deutsche Nationalität betont, weil er dadurch seine heftige Assimilationspolitik gegenüber den ihm widerstrebenden Teilen der deutschen Nation legitimiert; der die katholische Erziehung des menschlichen Gewissens, die Disziplin der persönlichen Verantwortung des Individuums, gewissermaßen *die private Korrespondenz des einzelnen mit Gott* nicht erfahren hat. Das Vieldeutige und das

Vielseitige steht dem Eindeutigen und Gradlinigen gegenüber; das Anpassungsfähige dem Assimilieren-Müssenden; das unbetont Konziliante der betonten Rigorosität; die feudalistisch gefärbte Urbanität der Unerbittlichkeit eines traditionsarmen, verspätet arrivierten Kleinadels (dessen Noblesse in einer musterhaften Beherrschung von allerhand Tugenden besteht; einer Noblesse ohne Manieren). Deutschland, wie es sich seit der Einigung des Reiches darstellt, das von Preußen überredete, unterworfene und schließlich assimilierte Deutschland hat seine politische Sterilität bewiesen durch eine der kümmerlichsten Republiken, die es in Europa gegeben hat. Der deutsche Österreicher hat durch die Zertrümmerung der Monarchie seinen Hochmut bereits bitter gebüßt. Er mag zwar vielleicht den Sünder, der nicht an die Beichte denkt und nicht an das Jüngste Gericht, um das Leichtgewicht »beneiden«, das die Skrupellosigkeit gewährt; er mag sogar zuweilen verführt werden von dem Schrecken, den der Aspekt der Macht erzeugt; aber er ist eben nur ein Neider und ein zeitweilig Verführter, also das Gegenteil von einem Artgleichen oder auch nur Artverwandten. Man wird nicht von einem Glanz bestochen, den man selber erzeugen kann.
Der deutsche Österreicher ist ein universaler, kein autarkischer Mensch. Der Wahlspruch der Monarchie war: »viribus unitis« – und nicht: »Aus eigener Kraft«. Es ist nicht nur ein Wahlspruch, dieses »viribus unitis« – es ist ein Schicksalsspruch. Dieser Ablativ (wie symbolisch ist hier das Lateinische, das Latein aller österreichischen Wahlsprüche: indivisibiliter et inseperabiliter; Austria erit in orbe ultima!) – dieser Ablativ, der ein »durch« ebenso wie ein »mit« ausdrückt, ist das österreichische, absolut anti-autarkische Programm, geistig, moralisch, politisch. Österreich wäre, *»angeschlossen«* an das Reich, diesem niemals *»eingefügt«*. Als ein staatspolitischer Bestandteil des Deutschen Reiches wäre es ein Fremdkörper, ein rebellierender, ständig gereizter, aufreizender und gehässiger Fremdkörper. Auch als ein selbständiger Staat, aber »totalitär« geleitet, wäre er ein Herd der Unruhen in Europa, neuer Unruhen; eine Zwergdiktatur, die unerträglicher und unästhetischer ist als eine Riesendiktatur. Eine Katastrophe bedeutete es vollends, und zwar eine *deutsche* Katastrophe. Denn Österreich zu treuen Händen abgeliefert sind die positiven Güter des Deutschtums, und Österreich hat die Aufgabe, sie allein zu bewahren, solange das Debakel dauert, ähnlich wie es in Wien die deutsche Kaiserkrone aufbewahrt (deren jüngst nachgemachte Karikatur auf dem Nürnberger

Parteitage gezeigt wird). Dies ist die universale und deutsche Aufgabe der Österreicher. Sie haben den Austritt Österreichs aus dem Staatenbund überlebt, das Reich Bismarcks, die Weimarer Republik. Immerhin eine Leistung! Sie sind heute 6 Millionen gegenüber 60 Millionen. Dieses »gegenüber« kennzeichnet Österreichs Haltung. Es kann sich durchaus ein »für« formen; niemals ein »zusammen«. Die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft während des Weltkrieges, so oft heraufbeschworen von den Grammophonplatten, die man an Gedenktagen anzukurbeln pflegt, beweist erstens noch keine nationalstaatliche Gemeinschaft, und zweitens waren die deutschen Österreicher nicht allein Waffenbrüder des Deutschen Reiches, sondern innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee ein geringer Bruchteil zwischen Ungarn, Polen, Tschechen, Rumänen, Ruthenen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben. Freilich war einem deutschsprechenden österreichischen Soldaten der bosnische Maronibrater aus Sarajevo nahe wie der deutsche Sprachgenosse aus Magdeburg. Eine Kompanie ist eben eine Realität. Über eine »Kulturgemeinschaft« läßt sich streiten.

III

Dies mußte unserer Meinung nach vorausgeschickt werden, damit die folgenden Sätze des Bundeskanzlers *Schuschnigg* unmißverständlich seien: »Österreich«, so schreibt er in seinem Werk *»Dreimal Österreich»*, »kann niemals bei aller Anerkennung jener langen gemeinsamen Wegstrecke, die Volkstum, Sprache und weitere Gebiete der gemeinsamen Kultur bezeichnen, sich von jener großen, entscheidenden kulturpolitischen Linie entfernen, die nicht mehr mit Politik, sondern nur noch mit Weltanschauung zusammenhängt.« Es sind die entscheidendsten, die entschiedensten auch, *die programmatischen* Sätze aus dem bedeutenden Werk des Bundeskanzlers.

Dieses Buch »Dreimal Österreich« ist keine literarische und auch keine politische Publikation. Sie erhebt also a priori keinen Anspruch auf eine »kritische« Würdigung. Sie ist eine Enunziation und ein Glaubensbekenntnis, und sie erfordert infolgedessen jene Beachtung, die man eher gewissen »Staatsakten« beimißt. Sie erfordert auch eine nähere Erforschung, weil der Autor, ein aktiver Staatsmann, dessen politische Begabung eben darin besteht, mit Geduld das Labile ins Gleichgewicht zu bringen, das ursprünglich Stabile nicht labil werden

zu lassen und dennoch das oberflächliche »Lavieren« zu vermeiden, auch als Schriftsteller, auch als Enunziator und politischer Glaubensbekenner nicht nur gelesen, sondern implicite auch gedeutet werden muß. Wenn er zum Beispiel sagt, Österreich könne sich nie von jener kulturpolitischen Linie entfernen, die nur noch mit »Weltanschauung« zusammenhängt, so ist das mehr als der Ausdruck einer Überzeugung: nämlich ein Wunsch, und mehr noch: das Versprechen, daß Österreich niemals vom Ideal der Humanität, des Katholizismus und des *universalen* Deutschtums abgehen werde.

»Es ist ein Eigenes um die Treue«, schreibt Schuschnigg weiter, »wer darum weiß und um die Kräfte, die ihr innewohnen, der beugt sich nicht, um keinen Preis; der geht aufrecht weiter... Jedenfalls... ist es ausgeschlossen, *einer Einschüchterung, und mag sie noch so derb sein, zu weichen.*«

Es ist ohne Zweifel eine Festigkeit in diesen Sätzen, die jeder Leser anerkennen wird, auch wenn er nicht zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Allein, man muß nicht nur zwischen den Zeilen, sondern gewissermaßen auch zwischen den gedruckten *Worten* eines verantwortlichen Staatsmannes lesen können. Man muß das *Vokabular interpretieren.* Man muß die wichtige Feststellung machen, daß zum Beispiel von »Volkstum« (nicht: Rasse) und von »weiten Gebieten der gemeinsamen Kultur« (durchaus nicht allen) gesprochen wird und daß, wenn eine kulturpolitische Linie eingehalten werden muß, die nicht mehr mit Politik, sondern mit Weltanschauung zusammenhängt, sehr wohl jene große universalistische und ewige Politik gemeint ist, die gewissermaßen der praktische Ausdruck einer Weltanschauung ist: Es ist die *säkulare* Politik schlechthin, bei der sich auch die *Tagespolitik* Österreichs Rat holt. Und wenn von einer noch so derben Einschüchterung gesprochen wird, so muß man fühlen, daß in dem Adjektiv »derb« das wahrhaft apokalyptische Adjektiv »terroristisch« enthalten ist und daß es die fürchterliche und nicht nur derbe Assoziation an den Tag hervorruft, an dem Dollfuß, der Erblasser Schuschniggs, unter den Augen seiner nationalsozialistischen Mörder stundenlang verblutete.

Den Einsichtigen – und auch den weniger Einsichtigen – ist es längst klargeworden, daß die alte österreichisch-ungarische Monarchie eine universale Aufgabe zu erfüllen bestimmt war, unter deren Last sie zusammengebrochen ist, und nicht ohne eigene Schuld. Den Hellsichtigen ist es ebenso klar, daß die Fehler des zweiten Österreichs, der

sogenannten »deutsch-österreichischen Republik«, der unheimlichen, verhängnisvollen, makabren Tragik ihres Untergangs entsprachen, wahrscheinlich diesen sogar hervorgerufen hatten. Wenig neue historische Erkenntnisse brächte uns also das Buch Schuschniggs, stützte sich nicht seine These von der »kulturpolitischen Linie«, die nur mit der »Weltanschauung« zu tun hat, auf die Grundsätze, die wir im ersten Teil unseres Artikels ausgeführt haben: daß nämlich das erste, halb leichtfertig verlorene und sogar auch das zweite, zur Preisgabe zwar nicht bereit gewesene, aber fast reif gewordene Österreich immer substantiell österreichisch waren und das dritte vorbereitet haben und also auch daraus nicht wegzudenken sind. Denn Österreich ist traditionell, selbst dann noch, wenn es gegen die Tradition rebelliert (im Gegensatz zu Preußen, das niemals rebelliert und sich infolgedessen allein traditionstreu nennt). Die Tendenz des Schuschniggschen Buches ist selbstverständlich das alte: »Austria erit in orbe ultima!«

Wo gibt es einen wahrhaften europäischen Menschen, der sich nicht darüber freute, daß der verantwortliche Staatsmann Österreichs diese Tendenz geäußert hat, in Anbetracht jener »derben Einschüchterung«, von der heute nicht nur Österreich bedroht ist?

Das Neue Tage-Buch (Paris), 22. 1. 1938

»DIE MACHT DES SCHARLATANS«

Dem freundlichen Zufall, der mir vor mehreren Jahren schon die Bekanntschaft mit dem Verfasser des jüngst im Verlag Benno Schwabe, Basel, erschienenen Buches: *»Die Macht des Scharlatans«* (Grete de Francesco) verschafft hat, verdanke ich die Kenntnis der Tatsache, daß dieses Werk lange vor der Zeit in Angriff genommen wurde, in der der Scharlatanismus anfing, die europäische Politik zu bestimmen und sogar zu vergewaltigen. Es ist ein Indiz, würdig vorgebracht zu werden. Es ist, als ob die sensiblere Natur seit langem schon den Anbruch der als »dynamische Mächte« verkleideten Scharlatane vorausgeahnt und sich inzwischen mit dem Studium ihrer Vorläufer, der medizinischen, zu befassen begonnen hätte. Obwohl dieses Buch also durchaus unpolitischen Charakters ist, hat es eine eminent politische Bedeutung. Es

erhärtet die von dem Verfasser dieser Zeilen gelegentlich im »Tage-Buch« geäußerte Meinung, daß die Beobachtung und Beschreibung der Vorgänge in einigen Ländern Europas nicht den journalistischen Berichterstattern, Diplomaten und Politikern überlassen werden sollte, sondern den Ärzten und Psychiatern. Wenn man in dem populär gehaltenen, aber durchaus wissenschaftlichen Buch des medizinisch gebildeten Verfassers einen Satz liest wie diesen: »Durch physische Rekordleistung (Stimmband-Akrobatik) wurde physische Ermüdung erzielt, und dieser bedurfte der Scharlatan, um gegenüber der erhabenen Inhaltslosigkeit seiner Rede die Kritik einzuschläfern. Eine Propaganda, die genügend Autorität hat, um darauf verzichten zu können, daß ihre Manifestationen Sinn haben, hat es auch nicht nötig, Widersprüche zu schonen... Ihre Kunst der Menschenbehandlung ist auf Menschenverachtung gegründet...«, so glaubt man die Schilderung eines aktuellen politischen Zustands in europäischen Ländern zu lesen; eine Schilderung, die um so wertvoller ist, als sie doch gar nicht politisch gehalten ist, sondern medizinisch. Man lese das in dem Buch angeführte Zitat aus Cagliostros »Rede an seine Freunde und Mithalunken« (aus dem »Diamantenhalsband« von Thomas Carlyle): »Aber dabei, meine Freunde und Mithalunken, *sind wir nicht ohne Religion*, ohne unsern Kultus... Die Christen haben ihr Kreuz, die Moslimin ihren Halbmond; *aber haben nicht auch wir unseren Galgen?*...« Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!

Der Leser, der keine diplomatischen oder politischen beruflichen Interessen hat, empfindet nach der Lektüre dieses Buches ein unsagbares Heimweh nach jener Zeit, in der die Scharlatane auf den öffentlichen Märkten nur Zähne ziehen durften und in der selbst die Bragadinos und die Cagliostros noch nicht die Macht hatten, das Rheinland zum Beispiel zu besetzen oder Abessinien zu erobern. Sogar die leichtgläubigen und »aufgeklärten« Fürsten, wie Friedrich der Zweite zum Beispiel – denn er war ungläubig, also leichtgläubig, fiel einem Grafen von St. Germain herein, aber immerhin noch als Geldgeber und Herr des Scharlatans. (Während zu gleicher Zeit die *gläubige* Feindin Friedrichs, Maria Theresia, den Hochstapler St. Germain abweisen ließ.) Heute, da die Scharlatane Herren, Geldgeber und Befehlshaber der Prinzen geworden sind und Könige die Ledergamaschen der Hochstapler lecken, erweckt ein Buch wie die »Macht des Scharlatans« geradezu eine Sehnsucht nach den Zeiten, in denen Marktschreier noch

Marktschreier hießen und nicht »Diktatoren«, ein Jahrmarkt noch ein Jahrmarkt war und nicht »Weltgeschichte«.
Den Diplomaten und Politikern, die heutzutage so willig von einem Scharlatan zum andern reisen, sei dieses Buch besonders empfohlen: als Zeitvertreib in den Schlafwagen, in denen sie hoffentlich schlaflose Nächte verbringen...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 29. 1. 1938

DER DICHTER PAUL CLAUDEL

Unter den wenigen europäischen Schriftstellern der Gegenwart, denen man mehr als Begabung, Talent, Kenntnisse und Fertigkeiten zusprechen darf, nämlich: Gewissen, steht ohne Zweifel Paul Claudel. Erst das Gewissen macht den bedeutenden Schriftsteller, das heißt jenen, der nicht nur darzustellen und auszusprechen und zu formen weiß, sondern auch auszusagen und zu verändern. Das Gewissen des Autors verleiht seinem Wort die Magie, und allein das magische Wort ist imstande, die Welt zu verändern beziehungsweise zu erneuern. Gewissen ist aber ohne Gläubigkeit nicht möglich. Das Gewissen eines europäischen Schriftstellers hat einen religiösen Grund. Das Gewissen gibt dem Wort die Magie, der Glaube gibt ihm die Weihe.
Paul Claudel ist ein religiöser Schriftsteller. Indem er sich zu Gott bekennt, erneuert er mit den Gestalten, die er schafft, das Wunder der Schöpfung im doppelten Sinne: im literarischen und im religiösen. Es gibt in der ganzen, wirklich bedeutenden europäischen Literatur keine wirklich lebendige Gestalt, über die nicht ein Widerschein des großen Wunders von der Erschaffung des ersten Menschen gebreitet wäre. Jedes einzige Werkzeug des Schriftstellers und der wirklich lebendigen literarischen Gestalt hat den feierlichen Glanz dieses allerersten irdischen Wunders. Und da das Wort erst den Menschen ausmacht, das Wort, der göttliche Atem, der einzige Stoff, der ihm zur Verfügung steht, um zu gestalten, trägt auch das Wort den feierlichen Glanz des ersten Wunders.
Es gibt ein Charakteristikum Claudels: das feierliche Wort. Er gebietet ihm (und er liebt es) mit erstaunlicher Sicherheit. Er liebt das volle

tönende Gefüge der »Wendung«. Von seinen Sätzen könnte man sagen, sie schrillen und klängen zugleich, wandelnde Glocken. Es kann bei einem Schriftsteller von der Art Claudels nicht ausbleiben, daß er, verliebt in den vielfarbigen Tiefsinn des Wortes, begeistert und ergriffen von seiner Magie, dem Wort manchmal sozusagen erliegt. Er gehorcht also und dient dem Gebilde, das er selber erschaffen hat. Dies ist aber gerade ein Kennzeichen der echten Schriftsteller: Sie befehlen dem Wort, und sie sind ihm zugleich hörig.

Die Form der Rede und Antwort ist dem Dichter Claudel die bequemste. Der Reichtum und die Vielfalt seines schriftstellerischen Wesens finden in dieser Form ihren gemäßen und gerechten Ausdruck. Das in deutscher Sprache erschienene, soeben vom Dritten Reich verbotene Werk »Gedanken und Gespräche« gehört zu den kennzeichnendsten Werken Claudels. Man findet in diesem (übrigens ausgezeichnet übersetzten) Buch alle bedeutenden Gegenstände, d.h. alle ewigen dieser Erde. »Moderne« Menschen würden sagen: »alle Probleme der Gegenwart«. Politik, Architektur, Privatleben, Kunst, Literatur, Soziologisches. Die Weisheit ist demütig, das feierliche Wort selbst hat immer den Anschein, es wolle sich gleichsam entschuldigen, und die Verpflichtung, die das Gewissen schafft: Der Behauptung die Gegenbehauptung folgen zu lassen, hat die Form auch dieses Werkes bestimmt. »Für einen Schriftsteller« – sagt Claudel – »hat der Gedanke etwas Erschreckendes, daß er in alle Ewigkeit in der Gesellschaft seiner Gesammelten Werke auftreten muß, daß er in alle Ewigkeit einen Druckfehler, den er zu korrigieren vergessen hat, wie eine Laus im Pelz spürt...«

Man ermesse an dieser sachlichen, handwerklichen Gewissenhaftigkeit des Dichters, wie groß seine menschliche Verantwortung ist und seine Furcht vor Gott. Denn gewiß ist in seinem Munde das Wort »Ewigkeit« kein Synonym für die »Nachwelt«, die der Himmel der profanen Autoren ist, sondern die wirkliche Ewigkeit: die des Jenseits und der Gnade ohne Grenzen.

Der deutsche Weg (Oldenzaal), 6. 2. 1938

DIE KINDER VON BARCELONA

In einer illustrierten Zeitschrift sah ich dieser Tage die Photographie von drei Kindern aus Barcelona, die mitten im Spiel auf der Straße von Giftgasbomben getroffen und blind geworden waren. Sie liegen nebeneinander in drei Spitalbettchen, mit verbundenen Äuglein. Das Magnesium-Licht des Reporters haben sie nicht gefühlt, geschweige denn gesehen. Sie sind erblindet; drei Kinder; mitten im Spiel; auf der Straße. Vielleicht rettet man noch ihre Augen, und sie werden sehen. Was werden sie sehen? Diktatoren? Ich wünschte, daß die Kinder von Barcelona, einmal gesundet, das Licht der Freiheit erblicken – das kein metaphorisches Licht ist. Denn es ist das wahre Licht der Welt, neben dem der Gnade.

Die Reporter, denen ich wünsche, sie würden nicht nur nicht blind, sondern im Gegenteil, eher sehend werden, haben unter das Bild der verunglückten Kinder die lapidare Erklärung gesetzt: »Drei Kinder durch Bomben erblindet«; dieweil man doch glauben könnte, daß die einzige berechtigte Unter- oder Überschrift bei solcher Gelegenheit etwa lauten müßte: »Die Welt durch Diktaturen erblindet!« Welch ein sensationeller Titel! ... Ich warte seit vielen Jahren umsonst darauf, ihn in einer der allzu vielen Zeitungen zu erblicken, die ich lese. Aber der Fortschritt verhindert derlei Titel und Überschriften, und in der Nacht, die nicht einmal er selbst, sondern nur der Glaube an ihn verbreitet, könnten sogar Seher blind werden, geschweige denn Sehende. Und die Seher sind fast ausgestorben, und die Sehenden sind rar geworden. Geblieben sind die Schwachsichtigen allein offenbar. Und ihr trüber Blick verdunkelt noch die Finsternis dieser Welt, sobald er sich anschickt, sie zu durchdringen...

Offenbar hat die sogenannte »Kamera« das menschliche Auge überflüssig gemacht, die Photographie den Beobachter und das Abbild der Geschehnisse deren Deutung. Wenn ich zum Beispiel einen Herrn Reichskanzler photographiert in der Zeitung sehe, wie er die Hochzeit seines Kriegsministers abhält und darauf die Parade feiert, zu der er ihr und sich gratuliert, und dazu die redaktionelle Überschrift über den Bildern lese, so erscheint mir die stupide Kamera intelligenter als ihr Handhaber, und ich wünsche dem Redakteur den halben Scharfsinn einer Zeiss-Linse. Ja, manchmal im Kino, während der Wochenschau,

kommt es mir vor, daß nicht nur die Kurbel geistreicher ist als der Kurbler, sondern daß auch die Zeit selbst den größten Teil ihres Wertes an den »Zeit-Raffer« abgegeben hat, von dem sie sich verschlucken läßt, und an die »Zeit-Lüge«, von der sie einfach zersetzt wird. Und oft, wenn etwas Gespenstisches, Schreckliches, Herzzerreißendes und zur Hölle eher als zum Himmel Schreiendes auf der Leinwand erscheint, mitten zwischen einem Boxmatch und einem Autorennen, glaube ich annehmen zu dürfen, daß die Kurbel, wenn sie nur keinen Kurbler brauchte, um zu funktionieren, menschlicher wäre als der Mensch, der sie benützt; und nichts erscheint mir schrecklicher als etwa eines Tages die immerhin mögliche persönliche Begegnung mit einem jener Herren aus dem Schattenreich, die eine sogenannte »Wochenschau« zusammenstellen und redigieren. Ja, oft steigert sich meine Angst und wird Überzeugung, und ich glaube zu wissen, daß sich die Ereignisse in dieser Welt nach den Bedürfnissen der Wochenschau-Redakteure und der Wochenschau-Spektatoren richten und daß infolgedessen während eines Schönheitswettbewerbs der Nutten von Florida drei Kinder in Barcelona erblinden; und daß, während der König von Schweden Tennis in Antibes spielt, dreihundert Menschen in ein Konzentrationslager eingeliefert werden; und daß in der gleichen Stunde, in der ein Sektreisender Außenminister wird, immerhin noch von anständigen Menschen jener Henkell Trocken getrunken wird, dessen Pfropfenknallen die Trinker an die Schüsse gemahnen sollte, die der Reisende schon vorbereitet...

Der faule Glanz, der Glanz der Fäulnis, der über dem silbrigen Weiß der Wochenschau-Leinwand liegt und der vergleichbar ist dem üblen Terpentingeruch der Zeitungen, ebenso wie der penetranten Würde, die aus Kommuniqués strömt und die Wahrheit verpestet, ruht gleißend über allem Geschehen; über den Reisen der hastigen Minister; über den Berichten der eilfertigen Journalisten; über den Rüstungen; über den Parlamentsdebatten; über den Interpellationen in Genf; über den Parteitagen; sogar noch über den Missetaten, den Morden, den gemeinen Verbrechen. Infolgedessen ist es notwendig, doppelt erforderlich, an die drei blind gewordenen Kinder von Barcelona zu mahnen. Ich wünsche, daß sie wieder sehend werden. Aber was werden sie erblicken? Diktatoren?

Das Neue Tage-Buch (Paris), 29. 2. 1938

VICTORIA VICTIS!

Zur Rede des Bundeskanzlers

I

Die Rede des Bundeskanzlers Schuschnigg ist ohne Zweifel *die beste in deutscher Sprache – seit der Erfindung des Rundfunks* und seitdem das Mikrophon den Redner von seiner Zuhörerschaft trennt, statt ihn mit ihr zu verbinden. Denn es trennt in Wirklichkeit (oder es unterbricht vielmehr) den Redner von seiner im gleichen Raum versammelten Zuhörerschaft einfach durch die physikalische Tatsache, daß es den *Raum sprengt*, indem es die *Welt öffnet*. Der Redner vor dem Mikrophon reagiert gleichsam nicht mehr auf die direkten seelischen und magischen Reflexe seiner Zuhörer, mit denen er sich im gleichen Raum befindet, sondern sucht vergeblich einen unmöglichen, physisch unmöglichen Kontakt mit den unsichtbaren zahllosen Zuhörern der Welt. (Wer weiß, wie die Reden der Demosthenes und Cicero ausgefallen wären, wenn sie vor einem Mikrophon gestanden hätten!)
Das Diffuse ergibt sich notwendig aus der »Diffusion«, das heißt: aus der Verstreuung. Die Konzentration aus dem Lautsprecher ist eine besondere geistige und moralische Leistung »für sich«. Kein einziger Redner deutscher Sprache hat sie bis jetzt geleistet. Der herzhafte und zuweilen ironische Tiefsinn der deutschen Sprache, der den seelenlosen Apparat vermenschlicht, indem er ihn aktioniert und er aus dem Mechanismus ein Agens macht, wenn er das Instrument zum *»Lautsprecher«* ernennt, bezeichnet den unseligen Zustand der modernen Rhetorik am besten. Der Mechanismus enthebt gewissermaßen den Redner seiner Verpflichtung, laut, das heißt eigentlich: deutlich und vernünftig zu sprechen. (Denn im Gebiet des Rhetorischen ist das »laute« gleich dem Vernünftigen und dem Deutlichen.) Es ist kein Zufall, daß der Redner gröber, das heißt: undeutlicher geworden ist, seitdem der »Lautsprecher«, das seelenlose Instrument, angefangen hat, ihn der Welt angeblich »verständlich zu machen«. In Wirklichkeit hat der »Lautsprecher« den Redner nur *absorbiert*. Es ist, als wäre er in ein widertönendes Faß gefallen, in ein hohles selbstverständlich, und seine Stimme in ihr eigenes Echo, das sie gewissermaßen antizipiert.

II

Erst wenn man diese rein technischen Bedingungen eines modernen Redners in Betracht gezogen hat, kann man den Glanz der Schuschniggschen Leistung ganz ermessen. In diesem Augenblick, in dem man allen Anlaß hat, ihn zu loben, darf man mit der Wahrheit nicht sparen und kann also gestehen, daß er nicht immer frei war von der heillosen Verpflichtung der Staatsmänner und Politiker, »Papier« zu reden und die geläufige Phrase in den Dienst seines Gewissens zu spannen. Diesmal aber verzichtete er auf sie. Nicht nur das, er kündigte ihr fristlos sozusagen. Er entließ sie aus seinen Diensten, wie man eine schlechte Magd entläßt. Sie war zu billig, um der Wahrheit zu dienen, die dem Redner am Herzen lag, und zu vulgär, um nicht das diplomatische Vokabular zu stören, dessen er sich bedienen mußte. Denn die Phrase ist der Knecht der Vulgarität, nicht der Diplomatie. Wenn in der letzten Rede Schuschniggs eine vorkommt, so erscheint sie gleichsam gefesselt, verhaftet in der Gendarmeriebegleitung unsichtbarer Gänsefüßchen, und jeder Zuhörer weiß im ersten Moment, daß sie arretiert ist im Namen des sittlichen Gesetzes. Es sind Phrasen, dem Publikum in Handschellen vorgeführt.

Das ist meisterhaft, erinnert an die besten rhetorischen Traditionen, und wir glauben nicht, daß eine allzu kühne Assoziation uns bei dem Satz Schuschniggs: »Bis hierher und nicht weiter!« jenen anderen Satz ins Ohr zurückgerufen hat, der da lautet: *»Quousque tandem, Catilina . . .!«*

III

Noch nie hat in den letzten zwanzig Jahren ein materiell Schwacher so friedfertig stark gesprochen, und noch nie seit dem Kriege hat ein Machtloser dermaßen eindrucksvoll bewiesen, daß er nicht kapituliert. Ja, mehr als dies: Seit dem Ablauf dieses unseligen Krieges und seit dem Ausbruch des noch unseligeren Friedens hat kein Staatsmann der »kleineren Mächte« eine Rede gehalten, in der der immanente Glaube an die wahre Sittlichkeit klüger und sogar geschickter verbunden gewesen wäre mit der diplomatischen Zweckmäßigkeit. Es ist die Rede eines *katholischen Politikers* eben.

Die ganze Kultur einer tausendjährigen Erfahrung, die dermaßen ins Blut übergegangen ist, daß sie jeden »Rassenachweis« überflüssig macht, gehört dazu, um die irdische politische Klugheit mit der übersinnlichen Moral nicht nur zu vereinen, sondern auch jene von dieser gestützt erscheinen zu lassen. Dagegen kommen, trotz dem Lärm, den die Welt heutzutage zu lieben scheint, jene Redner nicht auf, die eigentlich den Namen der Apparate verdienen, in die sie hineinsprechen, und die wahrhaftig der mechanischen »Lautsprecher« nicht bedürften, um selber welche zu sein. Denn geboren werden sie schon als solche, ehe noch die Wissenschaft die gleichnamigen Apparate erfand, die in Wahrheit nach ihnen getauft sind.

Nur ein gläubiger Mensch konnte derart sprechen. Er allein, der Gläubige, der da weiß, daß man stärker ist, wenn man die andere Backe hinhält, ist auch der Magie der Rede fähig, der Gewißheit gewiß, daß die menschliche Sprache Gottes Atem ist, den Er am sechsten Tage dem ersten Menschen eingehaucht hat, und daß der Mißbrauch dieses Atems zu den Sünden wider den Heiligen Geist gehört. Es ist nicht das letzte Verdienst dieser Rede, daß die Welt aufgehorcht hat und vernommen zu haben scheint, wo mit der Ehrfurcht vor dem Wort gesprochen wird.

Ehre, wem Ehre gebührt; und besonders jenem, der die Demut kennt: Der Kanzler Schuschnigg war immer ein umsichtiger, guter Staatsmann. Seit seiner letzten Rede ist er wahrhaftig ein bedeutender.

Der Christliche Ständestaat, 6. 3. 1938

DER MYTHOS VON DER DEUTSCHEN SEELE

I

In den Mythos von der »deutschen Seele« haben sich die ratlosen okzidentalen Intellektuellen geflüchtet. Sie haben sich vor den verwirrenden Spektakeln geflüchtet, die ihnen die deutsche Geschichte bietet. Aber verworrener noch als der Aspekt dieser Geschichte ist die Flucht ihrer Beobachter.

Es gibt, wie jedermann weiß, ganz bestimmte, den Geographen wohlbekannte Gegenden, in denen die Magnetnadel selbst sozusagen ihre eigene Richtung verliert. Trotzdem wird die Bussole noch kein sinnloses Instrument. Denn es gibt nichts Ungesetzliches in dieser Welt; lediglich Überraschendes. Was aber hätte man von jenen Forschern und Weltfahrern gesagt, die, verblüfft von dem angeblichen Versagen der Magnetnadel, nicht getrachtet hätten, die *natürlichen* Ursachen dieses Versagens zu ergründen? Wenn sie sich dem Wahn hingegeben hätten, die Bussole sei »unergründlich mystisch« geworden?
Es ist nichts Mystisches darin, daß in bestimmten Gegenden die Magnetnadel von ihrer Richtung abweicht. Und es ist nichts Mystisches darin, daß in bestimmten nationalen Regionen der Intellekt irregeführt wird. Es ist, wie gesagt, eine bequeme Ausflucht, zu behaupten, daß hier eine außernatürliche Gesetzlosigkeit vorliege. Diese Ausflucht ist gefährlich, wie jede Flucht. Aber gefährlicher noch ist es, daß sie eine Legende gebiert, nämlich die von der faktischen Unergründlichkeit eines Problems und jene »Da-ist-nichts-zu-machen«-Stimmung, in der man eben dem »Unergründlichen« entgegentritt.
Es gibt bereits – besonders in Frankreich, dem klassischen Lande der Vernunft, das eine unglückliche Liebe zum Wahn hat und das sich einbildet, in jedem deutschen Nebelfetzen die wahrhafte Walpurgisnacht zu greifen – die unselige Legende von der »germanischen Seele«. Keine geistige Verwirrung ist schwieriger zu korrigieren als ein geistiger Kollektiv-Snobismus. Die »germanische Seele« ist endgültig definiert als etwas Undefinierbares, und damit basta! Auf die historischen Tatsachen kommt es ebensowenig mehr an wie auf die täglichen, stündlichen, aktuellen. Man hat sich daran gewöhnt, die schändlichen Theaterszenen, die Deutschland von Zeit zu Zeit aufführt, durch jenes Lorgnon zu betrachten, das man in die Wagner-Opern mitnimmt. Der okzidentale Diplomat und Journalist sogar fährt nach Deutschland in der Stimmung etwa, in der ein Theaterbesucher in das Taxi steigt, um sich den »Ring des Nibelungen« anzuschauen. Dieser äußerst bequeme, ja lässige Snobismus nährt sich von der Mythologie. Die okzidentalen Politiker, Diplomaten, Journalisten treiben Germanistik, nicht Politik – und in der Tat sind nicht wenige von ihnen Germanisten von Beruf. Im Grunde sind sie herzlich gern geneigt, die Edda zu interpretieren, während sie dafür bezahlt werden, die Aktualität zu betrachten und zu erklären. Sie bringen das Kunststück fertig, in einem

vulgären Hausmeister, der ein Gestapo-Beamter geworden ist und also gegen Bezahlung morden kann, tatsächlich einen Fasolt, einen Fafnir oder Gott weiß wen zu sehen, in einem gescheiterten Tapezierer zum Beispiel den Siegfried, in einem miserablen Literaten, gegen dessen Hand sich die Feder, die sie hielt, so gewaltsam sträubte, daß er gezwungen war, sich dem wehrlosen Lautsprecher zuzuwenden, womöglich den Loki. Sie sehen in braven Briefträgern, die zum »Arbeitsdienst« gezwungen werden, lauter Nibelungen, Kriemhild in jeder törichten Delikatessenhändlerstochter, die in der Hitler-Jugend tiefe Kniebeugen machen muß, und sobald das deutsche Radio ertönt, glauben sie, die Posaunen Richard Wagners zu vernehmen. Die – ebenfalls verkehrte oder zumindest verquerte, vor einigen Jahren noch gültig gewesene – Auffassung vom »faustischen Drang« des »deutschen Menschen« tritt immer mehr in den Hintergrund zugunsten jener anderen, vom »nordischen«, den man zeitgemäß allerdings mit dem Wort »Dynamik« bezeichnet. Ein Wunder, daß man die braunen Hemden der SA-Leute nicht einfach Bärenfelle nennt.
Diese Art, die deutsche Welt zu betrachten, kennen die heute regierenden Deutschen selbst genau, und sie wissen sie auszunützen: nach innen und nach außen – was bedeutend gefährlicher ist. Sie arrangieren eine Wagnersche Szenerie und machen also eine den Ausländern genehme Oper aus der vulgären Nutz-Politik. Sie kommen dem romantischen Bedürfnis jener törichten Beobachter aus fremden Ländern entgegen, die eine barbarische, simple, gemeine Hinrichtung eines Arbeiters oder einer Frau »durch das Beil« am liebsten vom Standpunkt des Theaterbesuchers betrachten möchten. Denn es ist bequemer, und es liegt in der menschlichen Natur, das allzu Grausame für ein Spiel zu halten. Entweder man schließt die Augen davor, oder man hält ein Opernglas vor die Augen. Man möchte lieber deuten als sehen, schauen, beobachten. Es gibt in der deutschen Geschichte – und besonders in der Literaturgeschichte – Anhaltspunkte genug für eine poetische Auslegung und Auffassung der grausamen deutschen Wirklichkeit. (Auch die Kunst kann unmenschliche Folgen zeitigen.)
Nicht umsonst liebt Hitler Wagners Opern oder gibt es vor, sie zu lieben. Ich glaube nicht, daß er ihren musikalischen Wert schätzt. Er liebt ihre Symbolik – eine falsche Symbolik, nebenbei gesagt – und ihren plakat-politischen Charakter.
Vielleicht liebt er Wagner gar nicht. Er ist vielleicht nur von diesem

genialen Laut-Sprecher ebenso abhängig wie von jenem minderwertigen, den er zu seinem Propaganda-Wagner ernannt hat.

II

Es ist kein Zweifel, daß ein großer Teil der Gleichgültigkeit, welche die Welt den erschreckenden deutschen Symptomen entgegenbringt, zurückzuführen ist auf den Wagner-Snobismus Europas. Man sieht den gemeinen Mord in einem bengalischen Licht. Das Blut, das rot aus der Wunde strömt, bekommt also eine distanzierende violette Tönung gleichsam, und das Opfer wie der Mörder sehen beide so aus, als warteten sie nur auf das Niedergehen des Vorhangs, um sich hinter den Kulissen gegenseitig freundschaftlich den Schmerz, die Wunde und den Hals abzuschminken. Die Deutschen haben die Fähigkeit, seit jeher, mit Musikbegleitung zu töten. Aber deshalb sind sie noch lange keine »nordischen Barbaren«. Unter Friedrich dem Großen vollzog sich das berüchtigte Spießrutenlaufen so, daß die zwei Reihen prügelnder Soldaten, zwischen denen der Delinquent durchlaufen mußte, laute Lieder zum Takt ihrer Schläge sangen, damit sie selbst, die Henker, das Geschrei ihres Opfers nicht hörten. Diese Art Barbarei hat mit der nordischen Grausamkeit ebensowenig zu tun wie mit der nordischen List. Sie stammt keineswegs aus der Edda, sondern aus dem preußischen Dienstreglement. Und die »Stimmung«, die aus dem architektonischen Dekor Nürnbergs über die ausländischen Gäste der Nürnberger Parteitage strömt, hat ebensowenig mit Hans Sachs zu tun – dem echten, meine ich, nicht jenem aus den »Meistersingern« – wie der Berliner Kurfürstendamm mit Wodan und wie Baldur von Schirach, der in Paris eingeladen wird, Vorträge über Goethe zu halten, mit dem mythologischen Baldur, mit Goethe und mit Paris. Ja, der politische Terror, den Hitler gegen seine europäischen Kollegen ausübt, ist noch begründet in dem unbewußten oder unterbewußten romantischen Irrtum der Welt, daß der Herr Gustav Schulze aus Magdeburg, der sich von Haferflocken nährt, wenn er Bauchweh hat, und von Leberwurst, wenn er gesund ist, ein Ritter und Gefolgsmann der Wikinger zumindest sei. Ja, noch die Uniform aus »Ersatzstoff«, in die Schulze gezwängt wird, sieht bei Fackelbeleuchtung aus wie eine Rüstung aus Stahl, und der arme Journalist, der weder die Edda noch das Nibelungenlied, noch die Gudrun gelesen hat, dafür aber alle die Am-

menmärchen von der »germanischen Seele« kennt, kommt nach Deutschland endgültig präpariert, um in dem Deutsch aus Papiermaché, in dem die deutschen Führer sprechen und schreiben, den althochdeutschen Stabreim zu entdecken. Ein lächerlicher Theaterschimmer, den die Menschen für die »deutsche Wirklichkeit« halten, verdeckt die wahre deutsche Wirklichkeit – nämlich die »Pleite« – dermaßen, daß man angefangen hat, die deutsch-jüdische Metapher »Pleitegeier« für den berühmten Raben von Wodan zu halten. Die Gefahr besteht eben darin, daß die jüdischen Bankiers von London dem Raben Wodans mehr Kredit geben als dem »Pleitegeier« jenes berüchtigten Schacht, der nicht umsonst den nordischen Vornamen Hjalmar trägt...

Die deutsche Wagner-Maskerade ist, wie man sieht, vollkommen: Die Täuschungen »Baldur« und »Hjalmar« sind bezeichnend. (Es sind keine Vornamen.) Die preußische Symbolik ist genauso billig, wie die romantische Leichtgläubigkeit der okzidentalen Europäer groß ist. Der mechanisierte Geist, der preußische »Drill«, hat sich mit der germanischen Mythologie drapiert. Und das, was man die »europäische Welt« nennt, ist ihm, wie man nicht nordisch, aber richtig sagt: »hereingefallen«.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 12. 3. 1938

HULDIGUNG AN DEN GEIST ÖSTERREICHS

Meine Damen und Herren,
ich werde in der Folge mir die Freiheit nehmen, meinen Vortrag in französischer Sprache zu halten, und bitte im vorhinein um Entschuldigung dafür, daß meine fremde Ausdrucksweise Ihre Feinhörigkeit verletzen kann. Ich halte es nämlich für wichtiger, in einer vielleicht mangelhaften Weise zu sprechen, als durch ein flüchtiges Résumé vom Zuhörer nur mangelhaft verstanden zu werden.

Meine Damen und Herren,
seien wir uns klar darüber, daß wir jetzt zu einer Leichenfeier versammelt sind und daß uns die Klage angemessen ist und nicht ein Protest. Seien wir uns klar darüber, daß Tote durch Proteste nicht wieder zum Leben erweckt werden. Seien wir uns klar darüber, daß eine ähnliche Versammlung wie die heutige, vor drei Jahren, vor drei Monaten, vor sechs Wochen noch abgehalten, vielleicht diese unsere Trauerfeier überflüssig gemacht hätte. Ich teile den Optimismus nicht, der wahrscheinlich Sie, meine Damen und Herren und meine Kollegen, die Vorredner, beseelt. Ich glaube nicht nur, daß Österreich verloren ist, sondern auch, daß durch die Unfähigkeit Europas, es zu erhalten – und auch Sie, meine Damen und Herren, gehören zu Europa –, Europa verloren ist. Bilden Sie sich nicht ein, daß man in dem kommenden Sommer ruhig in der Seine oder in der Rhône schwimmen wird, solange Hitler in der Donau angelt, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß er aufhören wird, dort zu angeln, und zwar die ganze Donau entlang bis zum Schwarzen Meer.
Meine Damen und Herren, eine Welt und mehr als eine Welt, nämlich eine (Weltanschauung, trennt mich von den Rednern, die Sie gerade gehört haben, trennt mich selbst von Heinrich Mann, den ich bei dieser Gelegenheit um die Erlaubnis bitte, ihn als meinen Lehrmeister zu grüßen – denn ich spreche als Konservativer zu Ihnen. In der Tat bin ich ein österreichischer Legitimist, den Kaiser Otto unglücklicherweise zu früh von seinem Eid entbunden hat. Aber was auch Ihre politischen Ansichten sein mögen, ich hoffe, daß Sie alle sich mit mir darüber klarwerden, und deshalb wurde ich eingeladen, an dieser Veranstaltung teilzunehmen, ich hoffe, sagte ich, daß Sie alle sich mit mir darüber klarwerden,)* daß im Anblick eines Ungeheuers die Unterschiede zwischen rechts und links aufhören und nur zwei Begriffe bestehen bleiben, nämlich: anständig und unanständig, sauber und unsauber, menschlich und bestialisch. Seine Eminenz Innitzer, vielleicht ist er schon Kardinal-Gauleiter zum Beispiel, der gewiß nach den überlieferten Begriffen nach rechts gehört hat – wohin gehört er heute?

* Die durch Verlust einer Seite des deutschen Manuskripts entstandene Textlücke ist hier durch Rückübersetzung der entsprechenden Passage der vollständig vorliegenden französischen Fassung des Vortrags ersetzt. Auf deren Titel »Hommage pour l'âme autrichienne« basiert auch die Herausgeberüberschrift.

wohin gehört Hitler? nicht nach links und nicht nach rechts, sondern sicherlich nach einem Jenseits, einem anderen als jenem, das Innitzer so unwürdig vertreten hat. Dieser Kardinal hat, was Gottes ist, einem Kaiser, einem Cäsar gegeben, der keiner ist. Wollen wir gerecht sein: Obwohl ich von einem konservativen Standpunkt aus spreche, dürfen wir der Solidarität, die wir eben bekunden, nicht das Opfer bringen, eine Wahrheit zu verschweigen: die mit Unrecht sogenannte Linke hat ohne Zweifel die Entwicklung der europäischen Katastrophe gefördert. Sie hat aus doktrinären Gründen, aus einer kurzsichtigen Dogmatik, die Krone und die Religion bekämpft, die einzigen zwei sicheren Bannmächte gegen die preußische Barbarei in der Welt.
Damit ist nicht die österreichische Sozialdemokratie gemeint, die ihre Verfehlungen und Unterlassungen in einer Art hat büßen müssen, die jeder anständige Mensch von rechts verurteilt und verworfen hat. Aber es ist jetzt nicht die Stunde, Abrechnungen zu halten, sondern eine Stunde der Klage. An den Ufern der Seine sitzen wir und weinen. Wir beklagen nicht allein den Sieg der Barbarei, sondern, was noch schlimmer ist, daß diese Barbarei genährt wird von der Neutralität der zivilisierten oder, im neuesten politischen Jargon gesagt, der Nonintervention, die es vorzieht, anstatt zu handeln, Zeuge zu sein am Tatort, wo sie hingerichtet wird.
Jetzt zersplittert unter dem Tritt der preußischen Stiefel das Orchester, das Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert lebendig gemacht hat, es zersplittert um so gewisser, je verlogener und unfreier die Eroberer den Begriff österreichisches Kulturgut behandeln werden. Zerstampft unter dem preußischen Stiefel wird die Sprache der österreichischen Klassiker, welche die Brücke hergestellt haben zur romanischen Welt. Vernichtet durch »Kraft und Freude« ist die Freiheit des arbeitenden Volkes und des edlen österreichischen Proletariates. Vernichtet ist die Anmut des schöpferischen österreichischen Menschen, die Muse verhüllt nicht ihr Haupt, es wird ihr durch das preußische Beil abgeschlagen. Vernichtet ist das Kreuz auf dem Stephansturm durch das Hakenkreuz. Vernichtet ist auch das irdische Heil der großen medizinischen Wissenschaft.
Meine Damen und Herren, man ist gewohnt, immer von »Zentraleuropa« zu sprechen, als wäre es eine Art kontinentale Insel unseres alten Festlandes Europa. Mit dem Einbruch Hitlers in Zentraleuropa, meine Damen und Herren, ist ganz Europa verloren, und uns, den letzten

Europäern, bleibt nichts mehr übrig als dieses wunderbare Ufer der Freiheit, das wir jetzt doppelt und dreifach lieben mit aller Zuversicht, daß es das Ufer der Freiheit bleibe.
Erlaube Sie mir am Schluß noch, auf deutsch und obwohl wir mitten im Frühling stehen, die erste Strophe des Gedichtes von Nietzsche zu zitieren, das den Titel trägt:

Winter
Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein, –
weh dem, der keine Heimat hat!

Commune (Paris), 2. 3. 1938
Aus dem Französischen

TOTENMESSE

Eine Welt ist dahingeschieden, und die überlebende Welt gewährt der toten nicht einmal eine würdige Leichenfeier. Keine Messe und kein Kaddisch wird Österreich zugebilligt. Der Vatikan müßte alle Glocken läuten lassen, aber er ist ohnmächtig wie ein Synedrion und liefert sich obendrein jeden Tag mehr dem Ghetto aus. Die europäische Kulturwelt müßte sozusagen ein Begräbnis erster Klasse veranstalten, im wahrsten Sinne des Wortes: ein »Staatsbegräbnis«; aber sie gleicht einem Gelähmten, der im Rollstuhl Totenwache neben einem Katafalk halten soll. Der preußische Stiefel stampft über älteste europäische Saat. Den Stephansturm, dem ein paar Jahrhunderte lang der Halbmond erspart geblieben ist, wird bald das Hakenkreuz in ein Unwahrzeichen verwandeln. Unter dem milden Himmel, in dessen Wölbung und Wolken die Melodien Beethovens und Mozarts und Bruckners beinahe greifbar schweben, rattern von nun an die stählernen Vögel Deutschlands, die Raubgeier von Preußen, und über der Kapuzinergruft flattert die alte schwarz-weiß-rote Feindin. »Europa« scheint bis jetzt lediglich begriffen zu haben, daß ein kleines Land von einem großen unterjocht worden ist. »Europa« hat kaum eine Ahnung davon,

daß hier eine ganze große Welt, konzentriert (und also von zehnfacher Spannkraft) in einem kleinen Raum und in einer Handvoll Menschen, von einem hohlen, aber wuchtigen Ungetüm einfach zertreten worden ist: eine Welt von einer Un-Welt; ein Land von einem Un-Land; ein Staat von einem Un-Staat; der Mensch von Un-Menschen; ein Asyl für obdachlose Kultur von einem eisengepanzerten Dreck; die Heiterkeit von der Zucht; das Launige vom Unwirschen; das Lebensfrohe vom selbstmörderischen Masochismus. Über ein Land kam nicht die Sintflut, sondern die Kloake.
Dieses »Europa« hat sich lässig, freiwillig beinahe, ein lebenswichtiges Stück aus seinem eigenen Fleisch schneiden lassen – was sag' ich? ein lebenswichtiges Organ aus seinem Innern –, ohne es zu fühlen; narkotisiert, wie es seit ein paar Jahren von dem Basiliskenblick der Diktatoren ist. Eines Jahres, eines Jahrhunderts, aus der Narkose erwacht, wird es einen nicht mehr zu lindernden Schmerz verspüren und die Unfähigkeit, aufrecht zu gehen, zu stehen. Die Glocken von Notre-Dame und von Westminster – und auch die von St. Peter, Eminenz! – klingen anders, wenn die vom heiligen Stephan das Horst-Wessel-Lied spielen oder wenn sie verstummt sind, und der Canal de la Manche und der Rhein sind keine Grenzen mehr, wenn die Anrainer der Spree in der Donau angeln.

Man kann keinen Corneille und keinen Shakespeare mehr hören, wenn Grillparzer verscharrt wird, und man kann bei Molière nicht mehr lachen, wenn Nestroy von Königsbergern gesprochen wird. Selbst wenn Grillparzer, Nestroy, Beethoven, Mozart, Schubert, Bruckner unbekannt gewesen wären in der Welt – und ein Teil von ihnen war es –, so existierte doch die sogenannte »Kulturwelt«, dieses »Europa«, dank ihnen, und ohne sie kann es nicht existieren, und ohne Österreich existiert es nicht mehr. Denn das »österreichische Wunder« bestand darin, daß es nicht eine materielle Heimat des Genies war, sondern eine geistige. Es hat das leibliche Teil des Genies im Gegenteil immer vernachlässigt, aber den Glanz des Genius aufgefangen, bewahrt, zehnfach verstärkt und ausgestrahlt. Es war der einzige Staat mit zahlreichen Verschiedenheiten und den geringsten Gegensätzen. Nur erschienen seine Widersprüche als Gegensätze, und die Welt, die das Barocke nicht begreift – das Barocke, in dem die Lust am Widerspruch lebendig ist, eine Laune und kein Zwist –, diese Welt, die simpel ge-

worden ist, ein Trapez, nicht einmal mehr eine Kugel, zweidimensional und durchsichtig wie ein Wasserglas, sah tragischen Haß dort, wo nur Ursache zur Diskussion bestanden hat. Im alten Österreich hätte man einem ahnungslosen amerikanischen Besucher etwa von Ischl erzählen können, der Sozialdemokrat Friedrich Adler sei der Kaiser Franz Joseph oder zumindest der christlich-soziale Bürgermeister Lueger. Man hätte leicht den Minister Bilinski aus Galizien mit Masaryk verwechseln können und den Juden Mendel Singer aus Mähren mit dem Kroaten Korovec. Immer noch, auch im neuen Österreich noch, war die latente Bereitschaft vorhanden, diesen barocken, produktiven, selbstironischen, agilen Elan zur Mischung, zur »Verschlungenheit«, zur körperlichen, mit Händen greifbaren *Toleranz* also zu erneuern – trotz der tödlichen Sterilisierung durch die Inzucht der in den letzten Jahren politisch aktiv gewordenen »Bodenständigen« und zum Teil mit geographisch bedingten, selten sichtbarem Kropf Behafteten. 600 Jahre Habsburg konnten nicht ausgelöscht werden von der Stupidität der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel. Jetzt endlich sind sie es. Einer aus Braunau hat es getan. Er hat Österreich verlinzert, also ist es verloren.

Die europäische Welt, die Kulturwelt: Es fällt schwer, diese beiden Worte nicht in Anführungsstriche zu setzen. Aber sie gleichsam gefesselt und mit Handschellen dem Leser vorzuführen hieße, die Tragik noch leichtfertig vergrößern, die diese Begriffe umdüstert. Die Kulturwelt wird bald davon überzeugt sein, daß man *eine* Heimat des europäischen Gedankens nicht aufgeben kann, ohne die zweite, dritte und vierte zu verlieren. Die Heiterkeit von Paris ist dahin, seitdem der preußische Stiefel durch Wien marschiert; die Marseillaise hat kein Echo mehr ohne die Marseillaise der Generale, nämlich den Radetzkymarsch; der Londoner Ernst hat eine Nuance von schlechtem Gewissen bekommen, und das »God save the King« hat an jener magischen Beschwörungskraft verloren, von der die Hymnen leben, seitdem das Horst-Wessel-Lied am Stephansplatz gesungen wird.

Eine Welt ist Preußen ausgeliefert worden. Eine Welt? *Die* Welt ist Preußen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb. Auf Verderb viel mehr. Verloren haben sie nicht nur Beethoven, Mozart, Schubert, Brahms, sondern auch das letzte Land, wohin sich die großen Schatten Deutschlands noch geflüchtet hatten, ohne Paß: die Goethe, die Kant,

die Schiller und alle in geistigen Konzentrationslagern mißhandelten Zeugen deutscher Größe. Die Welt verhandelt indessen mit Ribbentrop. Quos Deus perdere vult...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 19. 3. 1938

DER APOKALYPTISCHE REDNER

Die Propaganda des Dritten Reiches – eine Weltgefahr

I

Den Deutschen blieb es vorbehalten – dank dem unerforschlichen Beschluß Gottes –, das diabolische Element in die Politik einzuführen, und zwar durch jenen ihrer Minister, der in Gebärde, Antlitz und Gebrest vom Schicksal und von der Hölle gezeichnet, nicht nur über den Lautsprecher zu verfügen hat, sondern auch der personifizierte Lautsprecher ist. Die Stimme der Wahrheit ist leise, die Stimme der Lüge laut. So wenig sicher ist die Lüge ihrer selbst, daß sie gewaltig schreien muß: als wollte sie sich selbst übertönen.

Wenn es wahr ist, daß Gott demjenigen Verstand verleiht, dem er ein Amt gibt, so gibt der Teufel jenen, die er zu seinen Ministern ernennt, die übernatürliche Macht, die Wahrheit mit Erfolg zu leugnen und zu entstellen. Die Verleugnung und Entstellung der Wahrheit ist gefährlicher als die glatte Lüge, weil diese bricht, jene aber nur auf eine umständliche Weise einem Dementi begegnen kann. Die Entstellung der Wahrheit erfolgt in jüngster Zeit durch die Übertreibung oder die glatte Negierung der Wirklichkeit. Das ist das Geheimnis, die Methode des Propagandaministers Goebbels. Hier grenzt (gestehen wir es offen) das Diabolische an das Geniale.

Das Dritte Reich war der erste Staat, der ein »Propagandaministerium« eingeführt hat, als wäre sein Land eine Seifenfabrik. Wenn die Welt kritischer gewesen wäre und weniger wohlwollend gegenüber legalisierten Briganten, so hätte sie einfach durch die Tatsache, daß ein Staat Propaganda macht – und durch nichts anderes –, gegen diesen Staat mißtrauisch werden müssen. Heute, da die Welt dem extra Propagandaminister aller Zeiten Gehör und Glauben geschenkt hat und ihr Gehör betäubt wurde und ihr Glaube getäuscht, ist sie genötigt, ebenfalls

Propaganda zu treiben. Da sie aber relativ wahrheitsliebend ist und noch keinen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat, wird sie die Meisterschaft des deutschen Propagandaministers nur durch sittliche Mittel erreichen. Die Wahrheit bedarf einer Propagierung, aber keiner »Propaganda«. Übrigens – es sei in Klammern gesagt – hat das von der Sprachreinigungswut befallene Dritte Reich bezeichnenderweise noch keinen adäquaten Ausdruck für das Fremdwort »Propaganda« gefunden. Und das hätte doch des Goebbels erste Aufgabe sein müssen... Die adäquate Übersetzung hätte wohl lauten können: »Ministerium für Entstellung und Verleumdung«. Aber der Teufel liebt, wie man weiß, keine Klarheit. Wir lieben sie und wollen infolgedessen versuchen, die Goebbelsschen Methoden zu analysieren:

II

Die Propaganda des Ministers Goebbels erstreckt sich: 1. auf das Inland; 2. auf das Ausland.

Was die Propaganda im Inland betrifft, so gelten folgende Grundsätze:

a) Verschweigung, Vertuschung;
b) Leugnung;
c) Erhitzung, Begeisterung;
d) Fälschung, Übertreibung.

Die für das Ausland bestimmte Propaganda stützt sich nicht nur auf die vier für das Inland geltenden Grundsätze, sondern auch noch auf die folgenden:

e) Einschüchterung beziehungsweise – materielle oder immaterielle Bestechung fremder Beobachter;
f) Schmeicheleien beziehungsweise Drohungen;
g) unmerkliche Beeinflussungen.

Man sieht: diese Methoden sind plump, aber wirksam. Seitdem es Heiratsschwindler gibt, haben sie den Frauen (besonders jenen im reiferen Alter) gegenüber die gleichen Methoden angewendet: Vertuschung, Leugnung, Erhitzung, Übertreibung, Schmeichelei, Drohung und unauffällige Beeinflussung. Dies sind die Kunststücke des deutschen Propagandaministeriums.

Eklatant sind die Folgen der Goebbelsschen Propaganda in Österreich. Es scheint mir nicht allzu kühn, zu behaupten, daß an dem tragischen

Schicksal Österreichs Goebbels ebensoviel Schuld hat wie Hitler. Man erinnere sich, daß das Juli-Abkommen von 1936 zunächst von einem sogenannten »Pressefrieden« zwischen Österreich und Deutschland eingeleitet worden ist. Es ist System darin, es ist Goebbels' ewige Walze: Zuerst hängt man der Presse des Landes, mit dem man verhandelt oder das man erobern will, eine Art Höflichkeitsmaulkorb an. Man erinnere sich, daß Hitler, in vielem ein eifriger Schüler seines Knechtes Goebbels, von der englischen und französischen Regierung verlangt hat, sie möchte die Presse zu Deutschlands Gunsten zensieren. Das ist Goebbels' erstes Propagandageschoß. Damit pflegt er die Offensive zu eröffnen.
Unangenehme ausländische Berichterstatter bedroht er mit der Ausweisung. Es ist eines seiner infamsten Mittel. Er weiß wohl, daß die private Existenz des Journalisten oft von seiner Tätigkeit in einem bestimmten Lande abhängt und daß im sogenannten Interesse der sogenannten guten Beziehungen zwischen den Staaten die Redaktion des ausländischen Blattes versuchen wird, einen anderen, den Goebbels genehmeren Korrespondenten nach Berlin zu schicken. Noch eine andere Methode dieses wahrhaftig infamosen Propagandaministers besteht darin, daß er Korrespondenzen, Text und Photographien umsonst oder lächerlich billig an Zeitungen verschickt. Und man weiß, wieviel man mit Photos lügen kann, den sogenannten »dokumentarischen« Belegen. Man kann, wie man weiß, auch Photographien »retuschieren«. So konnte man zum Beispiel vor einigen Tagen in einer Pariser Zeitung ein Photo vom General Gamelin sehen, das eher einer Karikatur gleich war, und daneben ein Photo von deutschen Generälen, die ihre ganze fürchterliche Pracht sogar über den Text aller vier Zeitungsspalten verbreiteten. Kein Wunder! Die Photo-Agenturen aller Länder stehen in einem Austauschverkehr, und solange die Weltpresse die Goebbelsschen Photo-Agenturen nicht boykottiert, wird es immer wieder in ausländischen Zeitungen Illustrationen geben, die ein falsches, pseudo-dokumentarisches Bild von Vorgängen und Personen liefern.
Man hat es eben schaudernd erlebt: Österreichs Untergang hat mit dem sogenannten »Pressefrieden« begonnen. Die österreichischen Zeitungen durften die Wahrheit über Deutschland nicht sagen. Aber die deutschen Zeitungen, die über die Zustände in Österreich Lügen brachten, wurden wohl in Österreich gelesen. Einige wichtige Zeitun-

gen wollen sich »das deutsche Geschäft nicht verderben« und wagen also nicht, die ganze Wahrheit zu berichten. Wenn man die Wahrheit über Deutschland erfahren will, so muß man – ein grotesker Zustand! – zu jenen Blättern greifen, die in Deutschland verboten sind. Und die Wahrheit schreiben – aber post festum, wenn man sich in diesem Fall zynisch ausdrücken darf – können nur jene Korrespondenten, die von Goebbels ausgewiesen sind...

Auf die Dauer wird dieser kleinste Literat mit dem größten Lautsprecher nicht nur die Zeitungen seiner Heimat, sondern auch die vieler anderer Länder in Vertuschungsorgane umgewandelt haben.

III

Von den gröbsten Mitteln der Goebbelsschen Propaganda: Kino und Rundfunk, braucht man nichts Näheres zu sagen.

Wichtiger, weil der weiteren Öffentlichkeit unbekannt, sind die sogenannten »kulturellen Austauschbeziehungen«. Wenn ein fanatischer Analphabet wie Baldur von Schirach nach Paris eingeladen wird, um ausgerechnet einen Vortrag über Goethe zu halten, so ist es ebenfalls ein Pfeil aus dem Propagandaköcher des kleinen Goebbels. Er wird noch »Deutsche Musik-Wochen« in Paris und London erfinden, Bayreuth nach dem Bois de Boulogne und dem Hyde Park verlegen. Mit den Bildern geht's leichter. Der Führer und Kunstmaler hat sie verboten...

Bei all dem ist er gar nicht so streng, der Doktor Goebbels! Juden dürfen germanische Filme produzieren, germanische Bücher herausgeben. Non olet!

Man täusche sich nicht darüber, daß Goebbels ebenso gefährlich ist wie Hitler, Goebbels ist der Radio-Herold Hitlers. Er redet ihm sozusagen voran. (Reiten können sie alle beide nicht...)

Habe ich früher »Non olet« gesagt? Ja, es bezog sich auf jüdisches Geld. Nicht auf Goebbels...

Pariser Tageszeitung, 20./21. 3. 1938

VAE VICTIS

Wir müssen eingestehen, daß wir geschlagen sind, und müssen ausrufen: »Vae victis!« Alle Menschen, sie mögen Katholiken sein oder nicht, die ein europäisches Gewissen haben, sollten diesen Ruf hören lassen.

Eine Welt ist zugrunde gegangen, und die Welt, welche zurückbleibt, gewährt ihr nicht einmal ein würdiges Begräbnis. Die geheiligte Stätte, wo das Menschliche seine Überlegenheit über das Barbarische erwies, wo zum ersten Mal auf deutscher Erde die Rettung durch das Kreuz zur Wirklichkeit wurde, das Land zwischen Süd und Nord, zwischen Ost und West, das Herz Europas ist durch Moloch zerbrochen.

Das großartige Werk der Gegenreform ist ausgewischt. Von jetzt an widerstrebt die deutsche Sprache nicht mehr den Worten Apostasie, Gottesleugnung, Heidentum. Das letzte katholische Bollwerk deutscher Sprache ist verlorengegangen.

Der Antichrist zerstört den legitimen Frohsinn der Menschen. Denn Österreich war gerade das Land des Frohsinns. Es war das Vaterland der Lebensfreude und der Frömmigkeit, das Vaterland von allem, was fröhlich eint, verbindet, verschmelzt, des Barocken und des Klassischen, des zum Christentum geführten Heidentums. Selbst Bacchus war hier christlich getauft. Es war das Athen der deutschen Welt, und der Kahlenberg war der deutsche Olymp, fröhlich, menschlich-christlich. Für ganz Deutschland, das jetzt einen so furchterregenden Platz in Europa einnimmt und das nicht Deutschland, sondern nur ein vergrößertes Preußen ist, eine riesige Provinz des Teufels und seines Vertreters Rosenberg – für ganz Deutschland war dieses Stück Österreich der letzte Rest einer unversalistischen Monarchie. Man hörte dort noch die süßen Echos vielfältiger Melodien, es war die letzte Gewißheit der Existenz einer Kulturwelt in Mitteleuropa...

Der deutsche Weg (Oldenzaal), 3.4.1938

(Aus dem Französischen)

BRIEF AN EINEN STATTHALTER

Mein Herr,
ich höre, daß Sie Statthalter des »Landes Österreich« geworden sind, und ich nehme an, daß Sie die sogenannten »laufenden Geschäfte« erledigen, das heißt also: die Liquidierung aller früheren österreichischen Ämter betreiben, um das Land, in dem Sie zwar nicht geboren sind, aber dem Sie hätten dienen müssen, weil Sie sich zu ihm freiwillig bekannt hatten, Ihrem Führer, Herrn Adolf Hitler, von jeder österreichischen Tradition gesäubert am 10. April übergeben zu können. Ich hoffe, daß Sie ebenso wie ich Sinn für eine gründliche – oder, um in Ihrer Sprache zu reden: »restlose und totalitäre« Erledigung auch der geringsten Angelegenheiten haben, die zu der Hinterlassenschaft eines Toten gehören, noch dazu eines, den Sie selbst umgebracht haben dürften. Mein Fall gehört zu den allergeringsten Angelegenheiten der österreichischen Hinterlassenschaft, und ich bitte Sie um Entschuldigung dafür, Herr Statthalter, daß ich vielleicht zu viel Ansprüche an Ihre Skrupelhaftigkeit stelle und daß ich Sie wahrscheinlich in der wahrhaftig bedeutungsvollen Aufgabe störe, die Sie jetzt zu erfüllen im Begriffe sind.
Ich halte es nämlich für unvereinbar mit meinem Gewissen, als ehemaliger österreichischer Soldat und Kriegsteilnehmer möglicherweise in den Listen der preußischen Armee zu figurieren, und fühle mich infolgedessen verpflichtet, meinen Rang niederzulegen. Wenn Sie, Herr Statthalter, Soldat und im Kriege waren, woran ich mir allerdings zu zweifeln erlaube, so werden Sie meinen Abscheu vor der eventuellen Zugehörigkeit zu der feindlichen Armee, die mein Vaterland überfallen hat, befreien – selbst wenn diese meine Zugehörigkeit nur einem Irrtum oder einem flüchtigen Übersehen zuzuschreiben wäre. Da ich zwei Jahre und drei Monate im Feld für Österreich gekämpft habe, allerdings einem fatalen historischen Irrtum zufolge, für den ich nicht verantwortlich bin, an der Seite der Reichsdeutschen, oder, um noch einmal in Ihrer Sprache zu reden, an deren Schulter, auf die sich Ihr Führer vor einigen Jahren geschwungen hat, bin ich heute doppelt oder dreifach verpflichtet, jede Solidarität mit den tadellos disziplinierten Horden abzulehnen, in deren Listen geführt zu werden mehr als ein Unglück wäre, nämlich eine Schande, und von denen abgelehnt zu

sein mehr als ein Glück bedeuten würde, nämlich eine Ehre. Ich bedauere tief, Herr Statthalter, daß Sie dieser nicht teilhaftig werden können; ergreife aber die Gelegenheit, auch nur die leiseste Möglichkeit einer Schande abzulehnen.

Bestimmt fiele es Ihnen leicht, mir zu antworten, daß Sie auf einen alten kaiser-königlichen Leutnant meiner Art gerne verzichten. Was fiele Ihnen nicht leicht, da Sie doch auf Ihr Land nicht nur verzichtet, sondern es auch verkauft haben, um das Linsengericht einer Statthalterei? Dennoch wäre es immerhin möglich, daß Ihr Führer und seine Armee, aller abenteuerlichen Bedenken ledig, die sie gegen mich haben dürften, in der Stunde des großen Abenteuers, dem sie entgegenhasten, eine große silberne Tapferkeitsmedaille und ein goldenes Verdienstkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille für ausreichende Beweise meiner militärischen Qualität halten könnten. Nun, ich habe niemals von meinen Auszeichnungen gesprochen, Herr Statthalter, sondern ich spreche von ihnen in diesem Augenblick erst, in dem Sie mich durch Ihren Mangel an menschlicher Ausgezeichnetheit mittelbar veranlassen, Ihnen zu sagen, daß meine soldatischen Eigenschaften in der Stunde des Abenteuers, das Ihr Führer vorbereitet, nicht Ihrer österreichischen Statthalterei und nicht dem jüngst erfundenen und erzwungenen neuen »Großdeutschland« dienen werden, sondern dessen Feinden. Ich gedenke, Frankreich zu dienen, das Sie anzugreifen gedenken, und ich glaube hoffen zu können, daß mehrere meiner alten Kameraden mit mir, nicht mit Ihnen, sein werden. Ich will es vermeiden, daß ich etwa eine Auszeichnung von einem österreichischen Statthalter Ihrer Art erhalte und bitte Sie, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich kein österreichischer Soldat mehr bin.

Joseph Roth, ehemals kaiser-königlicher Leutnant

Das Neue Tage-Buch (Paris), 26. 3. 1938

DAS PASSAHFEST

In diesen Tagen, in denen die Barbaren versuchen, die Auferstehung zu desavouieren, ist es auch im außerjüdischen Sinne und sicherlich gerade im christlichen angebracht, der unmittelbaren Beziehung zu gedenken, die zwischen der ersten Auferstehung, nämlich: dem Auszug der Kinder Israels aus Ägypten, und der anderen Auferstehung des aus dem Geschlechte Davids stammenden Erlösers besteht.

Heute müssen sich die Juden und die Nichtjuden an die Worte erinnern, mit denen die Hagadah anfängt:

»Dies ist das armselige Brot, das unsere Vorfahren gegessen haben im Lande Mizrajim. Wer bedürftig ist, möge eintreten und mit uns essen. Dieses Jahr sind wir hier, nächstes im Lande Israel. Dies Jahr sind wir noch Knechte und im nächsten Söhne der Freiheit.«

Nur die bei der offiziellen Welt akkreditierten Tiere können behaupten, das Land Israel, von dem in der Hagadah gesprochen wird, sei ein national beschränktes Gebiet, nur für das jüdische Volk angebracht. Nur bei der Welt akkreditierte Tiere können behaupten, das weitherzige und großzügige Wort: »Dies Jahr sind wir noch Knechte und im nächsten Söhne der Freiheit« sei der Ausdruck eines beschränkt nationalen Willens. Nur die bei der zivilisierten Welt akkreditierten Tiere können leugnen, daß die erste Auferstehung, nämlich der Auszug Israels aus Ägypten, die Vorbereitung für die andere war. Es ist kein Zufall, daß das Passahfest der Juden und das Ostern der Welt zusammenfallen. Seit mehr als tausend Jahren sagen die Juden jedes Jahr mit jener inbrünstigen Hoffnung, die nur ein gottgewolltes Leid verleihen kann und kein sogenannter Optimismus: »Dies Jahr sind wir noch Knechte und im nächsten Söhne der Freiheit.«

Es ist, als ob die Juden das Schicksal der ganzen Welt vorgelebt, ebenso deren Hoffnung gewissermaßen vorgehofft hätten. Man könnte beinah sagen, die zivilisierte Welt sei durch die Legalisierung, die sie den Barbaren gewährt hat, selber zu einer »jüdischen Gemeinde« abgestempelt worden. In diesen Tagen, in denen die beiden echten Auferstehungen zwar gefeiert werden, aber die dritte, nämlich die Auferstehung der Bestie, politisch sanktioniert wird, hätte die gesamte Welt die Pflicht, den Satz der Hagadah nachzusprechen: »Im nächsten Jahr sind wir Söhne der Freiheit.«

Ein neuer Pharao ist auferstanden in Ägypten und ein neues Geschlecht, das den Joseph nicht kannte. In diesem Ägypten, das leider nicht durch ein Meer von der Kulturwelt getrennt ist, kaum durch einen Fluß, der nicht überschritten werden kann, erleiden alle Völker der Welt die gleichen Demütigungen wie einst die Kinder Israels im echten Ägypten. Ein Geschlecht, das den Joseph nicht kennt, der das Land vor der Hungersnot gerettet hat, und das die Jahre, in denen es gerettet worden war, nicht die Jahre der Rettung nennt, sondern die Jahre der Schmach. Das Land der Knechtschaft, das einst Mizrajim das I. hieß und heute das Dritte Reich heißt, in dem die Pyramiden gebaut wurden, die dort Walhalla und Kolossalgebäude heißen, unterscheidet sich von dem alten Ägypten nur dadurch allein, daß es noch nicht alle zehn Plagen erlitten hat, deren es bedürfte, um wieder die Würde zu erlangen, die in dem Namen Europa inbegriffen ist. Von allen zehn biblischen Plagen ist es bis jetzt nur von der Finsternis betroffen worden und allerdings auch noch von den akkreditierten Heuschrecken, von denen früher die Rede war.
Dieses Land hat seit Jahren die Gewohnheit angenommen, an jedem beliebigen Sonn- und Wochentag und nicht nur einmal im Jahr Ostereier zu verbergen, sie selbst hervorzusuchen, diese noch auszubrüten und neue, andere, überraschende dafür desto sorgfältiger zu verheimlichen. Dieses Land ist entschlossen, jeder seiner Überraschungen eine Verheimlichung folgen zu lassen, und während es den Platz an der Sonne sucht, offenbar, weil die ägyptische Finsternis so dicht über ihm lagert, versucht es, die Welt durch Scheinwerfer und Leuchtgranaten zu erhellen.
Wer in dieser verzweifelten Welt noch an die immanente Gerechtigkeit zu glauben gedenkt, möge die Fabel nachlesen, mit der die Hagadah schließt:
»Ein Zicklein, ein Zicklein, das mein Vater gekauft für zwei Groschen, das hat die Katze gebissen. Hierauf kommt der Hund und beißt die Katze. Hierauf schlägt der Stock den Hund tot. Den Stock verzehrt das Feuer, das Feuer wird vom Wasser gefressen. Dann kommt der Ochse und trinkt das Wasser, dann schlachtet der Schlächter den Ochsen, dann schlachtet der Todesengel den Schlächter. Darauf kommt der Ewige und tötet den Engel des Todes.«

Was mich betrifft, so glaube ich an die immanente Gerechtigkeit, die zum Schluß den Würgeengel abwürgt und damit die Welt vom Übel erlöst.

Pariser Tageszeitung, 17./18.4.1938

MÄRTYRER UND KÄMPFER

Joseph Roth übergibt uns die nachfolgende Rede, die auf dem gestrigen Ossietzky-Abend des S.D.S. [Schutzverband Deutscher Schriftsteller], über den wir noch berichten werden, verlesen wurde.

Meine Damen und Herren,
es entspricht dem Angedenken des von uns allen betrauerten und verehrten Märtyrers Carl von Ossietzky, daß wir, meiner Meinung nach, sein Angedenken am besten dadurch feiern, daß wir uns bemühen, keine neuen Märtyrer mehr zu schaffen.

Ein törichter Optimismus, ein leichtsinniger Glaube an die Gläubigkeit der Welt, hat uns bis jetzt zuweilen hoffen lassen, daß Menschen, die am Hakenkreuz sterben, das Heil der Welt verwirklichen könnten. Die Opfer, die wir diesem Glauben in den letzten Jahren gebracht haben und die vergeblich geblieben sind, müßten uns eigentlich zu der Überzeugung bringen, daß es sinnlos ist, zu opfern, durch die Heroisierung des Märtyrertums unsere Kräfte zu verlieren und überdies noch etwaige Kräfte zu einem halb freiwilligen und vollkommen nutzlosen Tod zu veranlassen.

Meine Damen und Herren, ich glaube, es sei endlich die Zeit gekommen, in der man aufhören müßte, von dem praktischen Wert der Märtyrer zu sprechen. (Daß sie ihren moralischen Wert erhalten, steht selbstverständlich außer Zweifel.) Ich glaube, daß man das Angedenken unseres Freundes Ossietzky am feierlichsten dadurch ehrt, daß man zu der Überzeugung gelangt:

Wir wollen keine Märtyrer mehr, wir wollen Kämpfer!

Unser Freund Ossietzky möge der letzte sein, der das Opfer geworden ist seiner Überzeugung, man müsse Opfer werden, um zu siegen. Unsere Feinde lehren uns, daß Märtyrer gar nichts nützen. Unsere Feinde

lehren uns, daß unser Glaube an den Sieg des Martyriums ihnen lediglich jene Waffen in die Hand gibt, die wir ihnen nicht gönnen dürfen und wollen.

Wir haben im Laufe des letzten Jahrhunderts keinen einzigen Märtyrer der guten Idee gesehen, der nicht umsonst gestorben und der nicht bald, sehr bald, vergessen worden wäre. Nachrufe waren pathetisch und optimistisch. Hören wir endlich auf mit diesem pathetischen Optimismus! Und machen wir kein billig-heroisches Geschäft mit den Toten, die sich für uns geopfert haben! Und veranlassen wir nicht durch diesen billigen Optimismus lebendige Kräfte, die uns nützen können, sich dem blinden Tod auszuliefern!

Meine Damen und Herren, wir brauchen keine Legenden von toten Heroen! Wir brauchen unlegendäre (und selbst namenlose) lebendige Kämpfer für die Sache der Menschheit. Wir wollen den Barbaren, die sich durch Maschinengewehre vor Attentaten schützen, keine Opfer entgegenhalten, die mit Sicherheit von diesen Maschinengewehren durchlöchert werden.

Unser verehrter toter Freund Ossietzky ist seinem eigenen Irrtum zum Opfer gefallen. Er ist für uns gestorben. Ich glaube, daß wir am besten ihn dadurch ehren, indem wir sagen: Wir wünschten, er hätte mit uns gelebt; und wir wünschten, daß keiner unserer Mitkämpfer seinem Beispiel folge. Er war eines der edelsten Beispiele, gewiß. Aber wenn es befolgt würde, verlören wir unsere edelsten Kräfte. Ich glaube, daß man das Andenken an unseren toten Freund am besten dadurch ehrt, daß man sagt:

Genug der toten Märtyrer!

Es leben die lebendigen Kämpfer!

Pariser Tageszeitung, 11. 5. 1938

DIE TINTE NICHT WERT

Der »Fall« allein, von dem hier die Rede sein wird, wäre die Tinte nicht wert, die dieser Artikel kostet; weil es sich nämlich nur um jenen *»mittelmäßigen deutschen Schriftsteller«* handelt, von dem ich vor einigen Monaten im »Neuen Tage-Buch« schrieb, er hätte jede Mitarbeit

an der von Thomas Mann gegründeten Zeitschrift abgelehnt, weil Juden an ihr mitarbeiten. Obwohl ich keinen Namen genannt hatte, schien sich der Betroffene dermaßen betroffen gefühlt zu haben, daß er sich selbst als der von mir Gemaßregelte erklärte, indem er sowohl das »Neue Tage-Buch« als auch Herrn Thomas Mann, als auch mich um Widerruf bat: Er sei verleumdet worden. Und obwohl sehr selten eine Aufklärung so ähnlich einer Selbstdenunziation gewesen war, wurde jenem Schriftsteller Genugtuung zuteil. Im »Neuen Tage-Buch« schrieb ich, man habe ihn bei mir verleumdet.
Nun aber erweist es sich, daß er, der aus dem Dritten Reich ausgewandert ist und auch während seiner zweifelhaften Emigration, wie immer, jüdische Verleger zu schätzen wußte, sich von Zürich zur sogenannten *Volksabstimmung* über die deutsche Grenze begeben hat.
Es wäre zu billig und auch zu traurig, wollte ich in solch einem Fall über meine instinktive Voraussicht frohlocken. Allein die Not der Stunde gebietet eine unerbittliche Kritik nicht nur an den wohlfeilen Schreibern, sondern auch an den ebenso wohlfeilen Lesern, die, hingerissen von jeder echt arischen Blondheit, die mit ihnen das Flüchtlingsschicksal zu teilen scheint oder vorgibt, fremd und ferne der Agrikultur und (törichterweise) schuldbewußt diese Fremdheit, die blonde Spreu vom blonden Weizen nicht zu unterscheiden vermögen. Sie halten die Blauäugigkeit eines literarischen Radfahrers für eine Garantie, und sie schätzen einen Wandervogel, der zwitschert, höher als einen Juden, der singt.
Man möge sich damit abfinden: Minderheiten haben ihren Snobismus. Sie verlieren die Hälfte ihrer Kritik jedem Mitglied der ihnen feindlichen Mehrheit gegenüber, das gelegentlich vorgibt, sich ihnen zu nähern, und das den Versuch unternimmt, mit »einem Hintern auf zwei Hochzeiten zu tanzen«, wie ein Sprichwort sagt. In ihrer Vernageltheit greifen sie sogar das Bankkonto an, lediglich, um dem treu-blauen Aug' zu gefallen, und den Kredit, den sie zu gewähren sonst so schüchtern sind, spenden sie mit beiden, ja geradezu mit vier Händen jenem, der in künstlerischer Mittelmäßigkeit von einer Mitgift genährt zu werden lechzt.
Unselig ist die Minderheit und jämmerlich die Mehrheit! Unsäglich sogar noch mein Zwang, sie anzuklagen! Wir wollen ihm also nicht weiter nachgeben und nur noch nebenbei den Namen jenes Schriftstellers aufzeichnen, der sich selbst unter dem Prädikat »mittelmäßig« fast

ebenso schnell erkannt hatte, wie er zur Volksabstimmung hingeeilt war: Er heißt *Ernst Glaeser.* Er hatte sich angeblich nicht gleichgeschaltet. Nun hat er sich unverhohlen heimgeschaltet.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 14. 5. 1938

DER WIENER PRATER

I

Als ich jung war, gab es im Wiener Prater eine sogenannte Schreckenskammer, in die einzutreten den Jugendlichen verboten war. Man konnte dort verschiedene Greuel, in Wachs gebannt, besichtigen: Massenmörder und Morde, Henker, Hinrichtungen und Gehenkte, Bauchoperationen, Kaiserschnitte, Skalpelle, Skelette, Eiserne Jungfrauen, besiegte Tartaren, geschleift von im Galopp erstarrten Pferden, eine Zangengeburt, Säuglinge mit drei Köpfen, an Folterräder Gebundene, aus gespaltenen Schädeln hervorquellendes graues Hirn und aus aufgeschlitzten Bäuchen heraushängende Därme, die an gewundene Feuerwehrschläuche erinnerten. Ich gestehe, daß ich als Jugendlicher (eben, weil ich es war) gerne an Sonntagen in jener Schreckenskammer verweilte, sozusagen in meinen Augen als Erwachsener verkleidet und von der Polizei bewußt übersehen. Es war nämlich noch eine Zeit, in der die Regierungen den Jugendlichen gerade noch verziehen, daß sie wächserne, erstorbene Greuelmärchen betrachteten. Es war noch nicht unsere Zeit, in der einige Regierungen Jugendlichen den Auftrag geben, Greuelmärchen zu begehen, das Wahlrecht auszuüben, Zeitgenossen zu skalpieren, Kirchen, Friedhöfe, Synagogen zu schänden und aus einem unsagbaren, einem unsäglichen Unheil einen vermessenen Stolz zu beziehen.

Es gab, in meiner Jugend, auch die sogenannte »Schreckensgrotte«. Man rollte, auf kleinen Wägelchen, von süßen Geschöpfen begleitet, an höllischen Überraschungen aus Pappe vorbei, an gefräßigen Krokodilen und feuerspeienden Drachen, an gehörnten Teufeln mit herausgestreckten roten Zungen und behaarten Schwänzen, die steil und dennoch geringelt, in einer geringelten Steifheit sozusagen, aus feurigen

Hosen ragten. Es gab das Fegefeuer, bestehend aus bengalisch beleuchtetem Papier, tausendfach gezacktem, den Oberteufel, der grinsend einen dreizackigen Spieß den Vorbeifahrenden entgegenhielt, und schließlich Luzifer, den Herrn der Hölle, der, gewaltig, groß, trotz seiner ganzen, gewissermaßen negativen Erhabenheit, die Sünden nicht zu verhindern vermochte, die wir eben, an ihm vorbeirollend, im Begriffe waren, mit unseren lieben Begleiterinnen zu begehen, die in wollüstiger Angst zu schreien liebten – aus Freude an der Sünde, aber auch Freude am Schrei...

II

In dem gleichen Wiener Prater hat vor einer Woche das Dritte Reich eine Konkurrenz der Schreckenskammer improvisiert. Ein paar Juden mußten im wahren Sinne des Wortes »ins Gras beißen«, lebendigen Leibes. Die nationalsozialistischen Heroen haben aus der heroischen Metapher der Deutschen, die den Tod auf dem Schlachtfeld anschaulich, greifbar zu machen bestimmt war, schließlich eine »Hatz« gemacht und die Juden in jenes Gras zu beißen gezwungen, das sie selbst verschmähen. Im Prater, in der Nachbarschaft der »Schreckenskammer« und der »Schreckensgrotte«! Welch eine Konkurrenz! Wer wird sich noch die gruselige Wollust gönnen, gegen Entgeld gähnende Krokodile, feuerspeiende Drachen, Massenmörder, Henker, Zangengeburten, aufgeschlitzte Bäuche und alles andere Monströse im Prater anzusehen, wenn man umsonst auf der Ringstraße, vor dem Hotel Imperial, auf dem Balkon, ein paar jener Herren sehen darf, die während meiner Jugend zweifellos als die bedeutendsten Ausrufer von den Schauerbuden des Praters engagiert worden wären (und es auch gewesen sein mögen)! Wundert man sich etwa darüber, daß man ihnen heute zujubelt? Der Eintritt in die Schreckenskammer hat zu meiner Zeit fünf Kreuzer gekostet; und die Teufel, Drachen und Krokodile waren nur aus Pappe! Und der delirierende Schrei unserer lieben, süßen Begleiterinnen galt ihnen dennoch, ebenso wie uns. Nun aber, da die Ungeheuer lebendig und, wenn nicht alles täuscht, aus Fleisch und Blut bestehend, ohne Entree zu verlangen, vielmehr sich dieses selbst mit Gewalt bereitend, auf dem Balkon des Hotels Imperial erscheinen: Wie sollte man sie nicht begrüßen? Der Fürst der Hölle hat die Schrek-

kensgrotte im Prater aufgegeben und ist in das Hotel auf dem Kärntner Ring übersiedelt. Alle Monstren sind ihm gefolgt.
Verlassen von Besuchern wird also die Schreckenskammer im Prater sein. Lebendige, wirkliche Mörder sind umsonst zu sehen. Man sieht Greuel, wirkliche, die sich im Prater vollziehen. Wozu für den Anblick erstarrter zahlen? Was die Schreckensgrotte betrifft, so haben auch ihre ständigen Bewohner ihre Plätze verlassen, und sie dürfen sich in den Straßen und in den Häusern von Wien ergehen, dank jenen Ministerien, in die sich das »europäische Gewissen« zuweilen flüchtet. Offenbar verbirgt es sich in ihnen.
Man möchte sagen: Es verbirgt sich in den Schreckenskabinetten Europas...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 28. 5. 1938

ÖDÖN VON HORVÁTHS TOD

Ödön von Horváth, einer der besten österreichischen Schriftsteller, deutschsprachiger Ungar von Geburt, ist vorgestern in Paris das Opfer eines jener Unfälle geworden, die wir als »sinnlose« zu bezeichnen pflegen, weil uns das Unerklärliche sinnlos erscheint. Ödön von Horváth wurde bei einem Spaziergang auf den Champs-Élysées von einem umstürzenden Baum getroffen und auf der Stelle erschlagen. Er war gerade vor Hitler aus Österreich geflüchtet, nachdem er schon vorher aus Deutschland vor dem gleichen Hitler geflüchtet war. Er war, heiter und glücklich, der Pest entronnen zu sein, hierher, zu uns gekommen. Bei einem heiteren Spaziergang durch Paris, das er liebte, traf ihn der unheimliche, unbegreifliche Baum.
Man kennt Ödön von Horváth. Man kennt sein berühmt gewordenes Drama »Geschichten aus dem Wiener Wald«, ein Stück von starker Grazie und boshafter Ironie, ein Stück, das den Autor selbst am besten kennzeichnet. Denn er war ein starker Mensch, leichtfertig scheinbar, kindlich und boshaft mit der scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet, die Kinder besitzen. Man wird seinen ersten Roman »Jugend ohne Gott« nicht vergessen, in dem sich der Charme mit der tragischen Bosheit dermaßen innig verbindet, daß man kaum das eine vom andern zu

unterscheiden weiß. Ödön von Horváth hat einen neuen Roman hinterlassen, genannt »Ein Kind unserer Zeit«. Dieses Buch wird bald erscheinen.
Wir werden hier dem toten Freund und unserem Gesinnungsgenossen noch einen besonderen Nachruf widmen.
Wir wollen heute nur diesen uns blinden Menschen blind erscheinenden Tod beklagen. Horváth ging durch die Champs-Élysées, die er liebte, wie er die Freiheit geliebt hat. Und während der fünf Minuten, in denen ein Sturm über Paris wehte, traf ihn der Tod. Gewiß ist dieser Tod besser als ein Leben im Österreich Hitlers.

Die »Bergbahn« war das erste Stück des so »unbegreiflich« Verstorbenen. »Kasimir und Karoline«, von Reinhardt aufgeführt, brachte ihm den ersten, frühen Erfolg. Vor einem halben Jahr erst wurde in Prag »Figaros Rückkehr« aufgeführt, eine Art Fortsetzung des Beaumarchaisschen Dramas. In allen Stücken Horváths, in jeder Zeile seiner Prosa, äußert sich ein unverkennbarer Haß gegen jene deutsche Spießigkeit, die den deutschen Mord, nämlich das Dritte Reich, geboren hat.

Ödön von Horváth war 35 Jahre alt.

Pariser Tageszeitung, 3. 6. 1938

RAST ANGESICHTS DER ZERSTÖRUNG

Gegenüber dem Bistro, in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe – die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern abend stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. Die drei anderen Mauern lagen schon, in Schutt verwandelt, auf dem halb umzäunten Platz. Wie merkwürdig klein schien mir heute dieser Platz im Verhältnis zu dem großen Hotel, das einst auf ihm gestanden hatte! Man müßte glauben, ein leerer Platz sei weiter als ein bebauter. Aber wahrscheinlich kommen mir die sechzehn Jahre, nun sie vergangen sind, so köstlich vor, ja, von Kostbarem erfüllt, daß ich nicht be-

greifen kann, wie sie auf einem so kargen Platz abrollen konnten. Und weil das Hotel jetzt ebenso zerschmettert ist wie die Jahre, die ich darin verlebt habe, verronnen sind, erscheint mir in der Erinnerung auch das Hotel weit größer, als es gewesen sein mochte. An der einzigen Wand erkannte ich noch die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. Gestern schon zog man ein Gerüst, auf dem zwei Arbeiter standen, vor der Wand hoch. Mit Pickel und Steinhammer schlug man auf die Tapete ein, auf meine Wand; und dann, da sie schon betäubt und brüchig war, banden die Männer Stricke um die Mauer – die Mauer am Schafott. Das Gerüst ging mit den Arbeitern nieder. An beiden Rändern der Mauer hingen die Strickenden herunter. Jeder der beiden Männer zog an je einem Strickende. Und mit Gepolter stürzte die Mauer ein. Eine weiße, dichte Wolke aus Kalk und Mörtel verhüllte das Ganze. Aus ihr traten jetzt weißbestaubt, gewaltigen Müllern ähnlich, die Steine mahlen, die zwei Männer. Sie kamen mir geradewegs entgegen, wie jeden Tag, ein paarmal am Tage. Sie kennen mich, seitdem ich hier sitze. Der jüngere deutete mit dem Daumen über die Schulter rückwärts und sagte: »Jetzt ist sie weg, Ihre Tapete!« – Ich lud beide ein, mit mir zu trinken, als hätten sie mir eine Wand aufgebaut. Wir scherzten über die Tapete, die Mauern, meine teuren Jahre. Die Arbeiter waren Demoliseure; Niederreißen war ihr Beruf, für Aufbauen kamen sie niemals in Betracht. »Und das ist recht so«, sagten sie. »Jedem sein Beruf und jedem sein Verdienst! Dies ist der König der Demolierer«, sagte der jüngere. Der ältere lächelte. So heiteren Sinnes waren die Zerstörer; und ich mit ihnen.

Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füße sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und größer, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose.

Unfaßbares geschieht, die Hand bleibt ruhig und greift nicht an den Kopf. Rechts neben mir liegt das kleine Postamt, der Briefträger tritt heraus und legt mir Briefe auf den Tisch, böse Briefe meist; als das Hotel noch stand, pflegte er mir gute zu bringen. Eine Frau kommt – geliebt, und ich lächle, Abglanz eines alten Lächelns, nach dem ich mich auch nicht mehr sehne. Ein Greis in Hauspantoffeln schlurft vor-

bei, und ich beneide ihn um sein Recht, Greis zu sein und zu schlurfen. Lärmfrohe Gäste stehen um den Schanktisch, sie streiten sich munter. Sie tragen unvereinbare, freilich eng miteinander verwandte Meinungsverschiedenheiten aus: Feuerzeuge, Radioapparate, Rennpferde, Gattinnen, Automobilmarken, Aperitifs und manch anderes, was Gemüter ernstlich beschwert. Ein Chauffeur tritt ein. Der Kellner gibt ihm Rotwein. Das Taxi wartet. Der Chauffeur trinkt. Bald steht er allein, der Wirtin gegenüber an der Theke. Der Kellner hängt eine leere Blechbüchse an ein Autorad. Die Gäste lachen. Sie fordern von mir, daß ich mitlache. Warum nicht? Ich stehe auf und lache. Wer lacht denn da aus mir? An meinem Tisch wartet das sanfte, große Elend. Wart, ich lache nur ein bißchen!

Schräg gegenüber steht der Friseur, weiß wie eine Kerze, vor der Tür. Bald werden Kunden kommen, nach des Tages Arbeit werden sie kommen, wenn mir der Händler die Abendzeitungen bringt, jene, in denen von heißen Gefechten und kaltem Blut die Rede ist und die sich – man sollte es nicht glauben – dennoch wie riesengroße, abendmüde Friedenstauben raschelnd auf die Tische der Terrasse heimretten. Den ganzen Schrecken der Welt enthalten sie, den Schrecken des ganzen grausigen Tages, davon sind sie so müde. Wenn die ersten silbernen Laternen erglimmen, kommt gelegentlich ein Vertriebener, ohne Wanderstab, ganz, als wäre er zu Hause, und so, als wollte er in einem Atem zu erkennen geben, daß er zu Hause sei, wie daheim, aber auch durchaus in der Fremde heimisch, sagt er: »Ich weiß, wo man hier gut und billig essen kann.« Und es ist gut so, daß er es glaubt. Es ist gut, daß er unter der silbernen Lichterschnur der Laternen dahingeht und nicht den jetzt, in der anbrechenden Nacht, immer gespenstischer bleichenden Kalk auf dem Platz gegenüber sieht. Nicht alle müssen sich an Schutt gewöhnen und an zerpulverte Mauern.

Der Heimatlose hat die Zeitungen mitgenommen. Er will sie im guten, billigen Restaurant lesen. Vor mir der Tisch ist leer.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 25.6.1938

ZU EINIGEN ALLZU ABSURDEN VERDIKTEN

Der Verfasser dieser Zeilen ist österreichischer Legitimist. Er legt Wert darauf, es zu betonen, um mit einer nachdrücklichen Aufrichtigkeit versichern zu können, daß er das Folgende sine ira et studio mitzuteilen gedenkt. Er folgt dabei einer Art historischer Zeugenpflicht. Die Meinung, die von einer großen Anzahl Zeitgenossen geteilt werden dürfte, daß der österreichische Legitimismus keine Zukunft mehr habe, berechtigt keineswegs zu einer gleichgültigen Haltung, geschweige denn zu einer Verurteilung des Legitimismus und seiner Vertreter. Man wird im folgenden sehen, wieviel Unrecht man ihm tat, als er noch wirken durfte; und daß ihm nicht etwa jene schweren Irrtümer angekreidet werden, die er wirklich beging, sondern just die groben Fehler jener »autoritären Staatsführung« Österreichs, gegen die er immer, selten offen, aus taktischen Gründen häufig, aber verborgen gekämpft hat.
Die billig schablonisierende Tendenz dieser Zeit hat freilich die Verwechslung beziehungsweise Gleichsetzung verschiedener, ja divergenter politischer Mächte in Österreich erzeugt. Unter der Marke »reaktionär« zusammengefaßt waren: Heimwehr, Starhemberg, Dollfuß, Schuschnigg, Ostmärkische Sturmscharen, Deutschnationale (oder Nationalsozialisten) und Habsburg. Der Primitivität jener, denen der Begriff »reaktionär« zur Kennzeichnung oder gar zur Erklärung all der erwähnten österreichischen Erscheinungen genügte, entsprach allerdings die rohe Improvisation des »Christlichen Ständestaates« und die obstinate Heuchelei, mit der sich die so flüchtigen Zimmerer einer verlogenen ad-hoc-Verfassung auf »Quadragesimo anno« beriefen. In Wirklichkeit war der österreichische »Christliche Ständestaat« von der Enzyklika des Papstes fast ebensoweit entfernt wie das Goldene Kalb von den Zehn Geboten. Weder der beinahe antik grausame Tod, mit dem Dollfuß den Arbeiter-Pogrom Feys und Starhembergs gesühnt hat, noch der demütige Jammer, in dem der Kanzler Schuschnigg sich gleichsam zu einer wahrhaften Würde emporbüßt, noch das gräßliche Ende Feys kann die Leichtfertigkeit entschuldigen, mit der ein österreichischer Patriotismus aus Konzessionsdrang mit einem deutschen Nationalstolz verbunden wurde; gegen das Gebot Gottes also Ochse und Esel unter ein Joch gespannt. In diesem improvisierten und selbst-

verlogenen Wirrwarr war es den flachköpfigen Fanatikern der Schablone ein leichtes, Nuancen, Verschiedenheiten und sogar Gegnerschaften mit gewohnter Kritiklosigkeit zu übersehen. Nun, es ist nicht der Zweck des Schreibers, vergebliche Ehrenrettungen vorzunehmen und die verschiedenen Kinder einer staatlichen Mißgeburt mehr oder weniger zu entschuldigen. Ebensogut könnte man versuchen, irgendwen glauben zu machen, daß der Wiener Kardinal schon ein Christ sei. Nützlich aber, im Interesse der historischen Wahrheit, scheint uns die unzweideutige Feststellung: daß der österreichische Legitimismus sich manchmal im offenen, immer im verborgenen Widerspruch zum Ständestaat, vieler seiner Stützen und seiner paramilitärischen Gebilde befand. Im letzten Jahr, also ungefähr heute vor einem Jahr, konnten auch jene Elemente in Österreich, die aus Gefühls- und Gesinnungsgründen, aus Ressentiment und Gewohnheit gegen Habsburg und Monarchie waren, nicht umhin, aus Gründen der Vernunft die Monarchie der Nilpferdpeitsche Hitlers vorzuziehen. Der österreichische Legitimismus war schon in den letzen zwei Jahren durchaus nicht die Bewegung »verkrachter Aristokraten« etwa oder »verkalkter Offiziere«; der Hauptmann Oswald, früher Adjutant Kaiser Karls, trotz seines feudalen Äußeren von den Wiener Arbeitern geliebt und bei jeder legitimistischen Versammlung umjubelt, hatte mehr als 80000 Anhänger in Wien; darunter nicht wenige »illegale«, die nur in legitimistischen Versammlungen offen sagen konnten, sie seien illegal und Sozialdemokraten. Aus einer verhältnismäßig beschränkten Schar alter, getreuer Diener Habsburgs wurde der »Eiserne Ring«, die Dachorganisation des Legitimismus, kaum einen Monat nach dem Mord an Dollfuß, die stärkste, weil die freieste Organisation. Die »Vaterländische Front«, eine verhältnismäßig bösartige Neubildung, bestand aus disparaten Fermenten. Ihre Symbole waren nicht etwa nur abstrakt; sie waren sogar erfunden: erfundene Abstraktionen. Und mochte auch der Präsident des »Eisernen Ringes« Hohenberg heißen; der Vizepräsident Reichlin-Waldegg; der Präsident des »Reichsbundes der Österreicher« Generaloberst Dankl; der Vizepräsident Exzellenz Wiesner; der Präsident der legitimistischen Soldaten Schönburg; die österreichischen Landsmannschaften, die »Freien Studenten«, die »Jüdischen Legitimisten«, die »legitimistischen Ärzte und Advokaten« und die »legitimistischen Arbeiter« waren in der durchaus nicht feudalen »Vaterländischen Front« ebensowenig heimisch wie im »Christlichen

Ständestaat«. Kein Wunder: Vor die Wahl gestellt zwischen Zepter und Nilpferdpeitsche wählten sie natürlich das Zepter. Möge ein herzhafter Zwischenruf, den der Schreiber dieser Zeilen in einer legitimistischen Versammlung kurz vor den Berchtesgadener Präliminarien zur österreichischen Leichenfeier aus dem Munde eines Mannes aus dem Wiener Volke gehört hat, unsere Argumentation besser beleuchten: Der Redner sprach von dem benachbarten Deutschland, das von Plebejern regiert werde; er spielte deutlich auf die Plebejer in Österreich an. Ein braver »kleiner Mann« stieß den Ruf aus: »Mir brauch'n ka Hausmeister net zum Regiern. Hausmeister bin i sölber!«
Unbekannt darf es nicht länger bleiben, daß der menschlich bedauernswerte, politisch keineswegs zu entschuldigende Kanzler Schuschnigg das hartnäckige Hindernis auf dem Wege Österreichs zur Monarchie war. Die Kompromiß-Katholiken, die »Brückenbauer«, wie man sie in den legitimistischen Kreisen nannte, waren die Gegner Ottos – nicht etwa, wie die Fanatiker der Schablone glauben wollen, seine Förderer. Wen das »Heil Hitler!« des Wiener Kardinals überrascht hat, der hat Österreich niemals wirklich gekannt. Wer in dem Bekenntnis dieser unchristlichsten aller Staatsmißgeburten zum Rot-Weiß-Rot nicht den Widerstand gegen das einzig wahre Schwarz-Gelb Österreichs gespürt hat und zugleich das halbverschämte Bekenntnis zum »Gesamtdeutschtum«, der kannte das geistig weit mehr noch als geographisch restringierte Österreich nicht; das Österreich der Braunauer, der Linzer und der Alpenkröpfe, der Bodenständigen kurz und gut. Dieses zudringliche Bekenntnis der österreichischen Machthaber zum »zweiten deutschen Staat« hatte unter anderem den Zweck, das habsburgische Österreich unter den hochmodernen, neu errichteten Kolossalruinen des deutschen Bruders zu begraben. Nachdem der arme Kanzler so lange und so hartnäckig der ganzen Welt versichert hätte, Österreich sei der »zweite deutsche Staat« – betont war obstinat nicht: »der zweite«, sondern: »der deutsche« –, nachdem er sich mit allen Kräften, die leider die Legitimisten ebenso überschätzten wie er selbst, gegen Otto von Habsburg gewehrt hatte, verfiel er selbstverständlich, naturnotwendig, dem deutschen Schicksal; dem zweiten deutschen Schicksal. Auch nach Berchtesgaden noch schlug er die ernsten Warnungen der Legitimisten in den Wind; nicht leichtsinnig etwa! Oh, nein! Sondern gewissenhaft, was schlimmer ist. Dieser »Christliche Ständestaat«, samt seinem Taufpaten Innitzer, war keineswegs der

»reaktionäre« Verbündete Habsburgs, sondern dessen Feind. Der gesunde Instinkt des Volkes sprach nicht nur gegen das Hakenkreuz, sondern auch gegen das Rot-Weiß-Rot der falschen Christen; weit eher – um ganz vorsichtig zu sein und nicht in den Verdacht der Voreingenommenheit zu geraten – für die Krone.

Das Bekenntnis des österreichischen Legitimismus zum Volk und zur Arbeiterschaft war unzweideutig, seit der Ermordung Dollfuß'. Deutlich, dokumentarisch belegbar, war sein Widerstand gegen die Heuchelei des lächerlichen Provisoriums, des blutigen und volksfremden. Von allen Sukzessionsstaaten, die sich gegen Habsburg wehrten, gab es nur einen, der dieses Haus wirklich bekämpfte: Es war der »Christliche Ständestaat«.

Mehr als Stojadinovitsch, Horthy, Beck, und ganz gewiß mehr als Horthy, kämpften Schuschnigg und Innitzer gegen die Krone. Da er leider jetzt endlich ein wahrhaft »deutsches Schicksal« erleidet, seien ihm vorläufig, bis zu seiner Erlösung, weitere Vorhaltungen erspart.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 9. 7. 1938

EIN KIND IM WARTEZIMMER DER POLIZEI

Das Kind lief unbekümmert, ein echtes Kind, mitten durch unsere schaurige Trauer. Wir saßen nämlich im Wartezimmer der Polizei-Präfektur. Wir warteten auf die Erlaubnis, in Paris bleiben oder aber zum Teufel gehen zu dürfen. Wir warteten im Wartesaal. Wo denn sonst wartet ein Mensch? Er wartet in einem Wartesaal.

In einem Wartesaal, meine Herrschaften, gibt es keine gepolsterten Lehnstühle. Man sitzt auf Bänken, die keine Lehne haben. Man sitzt so, wie es sich für Heimatlose gehört, mit gebeugtem Rücken, die Ellenbogen auf den Knien und, wenn man will, die Stirn in gefalteten Händen.

Im Wartezimmer der Polizei-Präfektur gehen die Menschen hin und her, auf und ab, schätzungsweise, sagen wir, sind es etwa zwanzig Menschen; Männer zumeist. Sie gehen auf und ab, hin und her. Gott hat sie offenbar geschlagen. Nicht genug daran, daß sie so viele Meilen hatten zurücklegen müssen, um hierher, in dieses Wartezimmer der

Polizei-Präfektur zu gelangen, müssen sie auch da drinnen noch auf und ab, hin und her wandern. Es ist, als könnten sie gar nicht innehalten im Wandern und Flüchten. Auch im Wartezimmer der Polizei noch flüchten und wandern sie.
Ihre Anzüge sind noch gut, aber ihre Gesichter sind sozusagen zerschlissen. (Niemals kann ein Anzug so zerschlissen sein wie ein Gesicht.) Sie glaubten, die Armen, man könne die Umwelt glauben machen, man sei noch ihrer würdig, weil man, obwohl zu ihr geflüchtet, dennoch sich die Mühe gäbe, genauso auszusehen wie sie, diese Umwelt, der es nicht im Traum einfällt zu flüchten! Denn es geht ihr noch gut, der guten Umwelt!

Mitten also zwischen den Flüchtlingen, die sich selbst keine Ruhe geben können, lief im Wartezimmer der Polizei-Präfektur das Kind umher, ein blondgelocktes Kind, ein süßes, sage ich, weil jede Umschreibung eine literarische Lüge wäre. (Man soll sich nicht scheuen, das Süße so zu nennen.) Das blonde Kind im Wartezimmer der Polizei-Präfektur war süß. Es hatte die gewissen blauen Augen, die man den Engeln zuzuschreiben pflegt. Es hatte, mehr noch, den unbeschreiblichen stillen Glanz jener Unschuld, die das wahre Wissen ist; das einzige, das wir auf Erden schätzen sollten, sobald wir es erkannt haben. Es war ein Kind! Ein dreijähriger Knabe!

Er nahm mir meinen Stock aus der Hand und schlug mit ihm, wie nur Kinder und Engel schlagen können, den Polizisten, der vor der Tür stand, auf den Kopf. Er lief, der blondgelockte Knabe, allen Polizeibeamten zwischen die geschäftigen Beine. Es war ein wunderbares Stückchen Sonne, ein hurtiges, in unserm grauen Wartezimmer der Polizei-Präfektur.
Ich wollte, ich wäre dieses Kindes Vater gewesen.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 10.9.1938

DIE KINDER DER VERBANNTEN

I

In dieser Zeit, in der Tiere über Menschen herrschen und diese, offenbar, um sich bei jenen einzuschmeicheln, sich in Tierschutzvereinen zusammenschließen, hat es vielleicht nur wenig Sinn, von Kindern zu sprechen; besonders von den Kindern der Emigranten. Aber immerhin scheint mir noch eine vage Aussicht vorhanden, daß ein paar Menschen, selbst wenn es ihnen lieber wäre, von Papageien und Schäferhunden zu hören als von Flüchtlingen, noch nicht imstande sind, eine Gleichgültigkeit gegenüber Kindern aufzubringen, die geradezu aus ihren Wiegen vertrieben worden sind, wie die Älteren aus den Häusern. Vielleicht ist es nicht ohne Nutzen, einmal zu zeigen, daß eine gewisse Kategorie von Kindern den altbekannten sogenannten »unschuldigen Kinderblick« nicht mehr hat; die Meduse, der sie begegnet sind, hat eben den Ausdruck ihrer Augen verändert.
Ich habe (allzuoft) Gelegenheit, mit Emigrantenkindern zusammenzusein. Manchmal treffe ich sie im Wartezimmer der Polizei-Präfektur, wo sie, die so lange gewandert sind, endlich einmal warten dürfen: auf Anweisungen, Ausweisungen, Zuweisungen, Abweisungen, Rückweisungen. Ich gestehe, daß ich mich gern in derlei Wartezimmern aufhalte. Der Kinder wegen, aber auch des Leides wegen, das sich hier versammelt. Der gehäufte Schmerz erst wird erträglich.
Zuerst, als ich anfing, mich mit dem Leid vertraut zu machen, das die Gastfreundschaft beschert, hatte ich allen Anlaß zu glauben, daß die Kinder nichts oder nur sehr wenig von dem Unglück wissen, das ihren Eltern beschert ist. Und gerade wegen ihrer Unwissenheit liebte und beklagte ich sie alle mehr als ihre Eltern. Man ist leicht geneigt zu glauben, daß ein unwissendes menschliches Wesen, ein Kind mit dem »unschuldigen Kinderblick« eben, mehr leidet als ein Erwachsener, der sieht und weiß. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich die bittere Erfahrung machte, daß die Kinder mehr wußten als ihre Eltern! Und um wieviel stärker wurde da mein Schmerz um sie! Denn – gibt es Schmerzlicheres, als *wissende* Kinder zu sehen? Sie wissen mehr als ihre Eltern. Sie sehen so scharf und unerbittlich, daß mir vielmehr die Eltern einen unschuldigen Kinderblick zu haben scheinen. Man er-

messe daran, in welch einer Zeit wir leben! Die Kinder wissen – und die sie gezeugt haben, scheinen ahnungslos neben ihnen. Ahnungslos, wie sie in ihr fürchterlich von ihnen selbst vorbereitetes Geschick gefallen sind, stehen sie neben ihren wissenden Kindern, deren unerbittliches Auge beinahe nicht mehr die Klage gegen die Vergehungen ihres Erzeugers ausdrückt, sondern bereits die Verzeihung.
Im folgenden gebe ich zum Beweis ein Gespräch wieder, das ich mit dem achtjährigen Sohn eines österreichischen Schusters im Wartezimmer der Polizei-Präfektur führen durfte. Der Vater wurde ins Büro gerufen, um angewiesen, ausgewiesen, eingewiesen oder hergewiesen zu werden. Er bat mich, den Kleinen zu bewachen.

II

»Kannst du schon Französisch?« fragte ich.
»Bald«, sagte er, »ich bin schon 3 Monate hier.«
»Willst du hierbleiben?«
»Ich weiß nicht. Ich bin zu klein, um zu entscheiden.«
»Warum seid ihr denn weg aus Wien?«
»Wegen der Rassengesetze. Meine Mutter ist Jüdin.«
»Und warum hat sich dein Vater nicht scheiden lassen?«
»Er liebt meine Mutter. Ich auch.« (Lange Pause, dann:)
»So was gibt's!«
»Hast du den Führer gesehen?«
»Ja!«
»Wie gefällt er dir?«
»Sie sind vielleicht ein Spitzel?«
»Nein! Ich bin ja hier mit deinem Vater.«
»Spitzel können alles!«
»Ich bin aber kein Spitzel.«
»Das sagen alle in Wien, sogar in Ottakring, wo wir gewohnt haben.«
»Was willst du machen?«
»Schießen am liebsten.«
»Auf wen?«
»Auf die Schießhunde.«
»Wo findest du sie?«
»Überall! Vielleicht sind Sie auch einer.«

»Möchtest du mit mir in den Zirkus?«
»Nein! Wer denkt jetzt an Zirkus?«
In diesem Augenblick kam der Vater, der Schuster, der – o Wunder! – seine Frau liebte, aus dem Büro des Polizeibeamten. Er hatte nur eine Anweisung bekommen, keine Rückweisung. Er war heiter. Seine Augen hatten den »unschuldigen Kinderblick«, jenen Kinderblick eben, der, sobald er in die Augen von Erwachsenen eintritt, diese zur Torheit nicht nur verpflichtet, sondern auch verdammt.
Er gab mir die Hand und dankte mir dafür, daß ich ihn in die Polizei begleitet hatte. Auf einmal hatte ich die Empfindung, daß ich ihm sagen müsse: »Paß auf! Laß dich von deinem Sohn an der Hand führen!« Aber ich sagte nur zu dem Kleinen: »Lassen Sie Ihren Vater nicht einen Augenblick allein!«
»Ich weiß, ich weiß!« antwortete er. Und er winkte mir zu, klein, schmächtig, ein Bürschchen – und ein Greis.

III

Eben sehe ich in einigen Zeitungen folgendes Photo: Ein englisches Kind, das angeblich seit zehn Uhr auf Chamberlain und dessen Gattin gewartet hatte, kommt endlich am Nachmittag dazu, dieses Ehepaar zu begrüßen und dem Premierminister seinen Dank im Namen der englischen Kinder für seine Friedensreisen nach Deutschland zu überbringen. Es ist ein reizendes, kleines englisches Mädchen.
Gott bewahre es vor dem Wissen, das den achtjährigen Sohn meines österreichischen Schusters getroffen hat.

Die Zukunft (Paris), 12. 10. 1938

IM BISTRO NACH MITTERNACHT

In dem Bistro, in dem ich jeden Tag nach Mitternacht zu sitzen pflege, verkehren die sogenannten kleinen Leute aus dem Quartier: Briefträger, die den ganzen Tag gearbeitet haben, Polizisten, die im Begriff sind, den Nachtdienst anzutreten, und vorher noch einen schwarzen

Kaffee mit Kirsch trinken (denn es handelt sich darum, nicht nur wach zu bleiben, sondern auch in der Laune, wach zu bleiben). Kellner, die vom Dienst heimkehren, Schauspieler, deren Theater eben geschlossen worden ist, auch die Kulissenschieber dieses Theaters, Chauffeure, deren Halteplatz sich just vor meinem Bistro befindet und zufällige Passanten, die eigentlich nur ein harmloses Paket Zigaretten zu kaufen eingetreten waren, aber, verführt von dem verwirrenden, um nicht zu sagen: bunten Anblick der Gäste vor der Theke und den mehrfarbigen Getränken, die vor ihnen stehen, bleiben auch sie, die um harmlose Zigaretten gekommen sind, vor der Theke stehen, trinken und mischen sich ins Gespräch.

Wir Einheimische betrachten sie mißtrauisch. Seit vielen Jahren treffen wir uns jede Nacht vor dieser Theke, und es ist ungefähr so, als wären wir vertraute Reisegenossen in einem Kupee geworden, in dem wir seit vielen Jahren dahinrollen – und plötzlich stiegen wildfremde Reisende ein. Dennoch gelingt es dem und jenem, unsere Sympathie zu gewinnen, dermaßen, daß nach einer feindseligen Stille das Gespräch wieder anfängt, aufklingt, könnte man sagen. Denn nichts kann uns mehr ermuntern als die plötzliche Einsicht, daß der Eindringling, aus einem fremden Bezirk eingebrochen, lediglich um Zigaretten zu kaufen, eigentlich auch in unserem Quartier zu leben wohl geeignet wäre. Hierauf, nachdem wir durch Blick-Einhelligkeit festgestellt haben, daß er an der Theke bleiben dürfe, setzen wir unseren Gedankenaustausch fort.

Ich gebe hier, ungefähr wörtlich, einen Ausschnitt aus einer unserer nächtlichen Konferenzen wieder:

Der Briefträger, ein schmächtiger Mann auf hurtigen Beinen, wie es sich für seinen Beruf gehört, sagte zuerst: »Ich sage euch, es wird ein böses Ende nehmen, wenn die Welt so weiter geht. Sehen Sie hier, wir stehen hier, wir trinken; ob wir es noch in einem Jahr werden tun können?«

»Ganz gewiß«, sagte ein Mann, der wie ein Buchhalter aussah; das heißt: ruhig, seiner Pension gewiß, seines bescheidenen Bankkontos sicher und dennoch von einer ganz vagen Angst geplagt, es könnte sich plötzlich verflüchtigen. Sein Optimismus war gewissermaßen nicht die Folge seiner Sicherheit, sondern eine Beschwörung seiner Befürchtungen. »Jetzt wird man Ruhe haben. Ich fürchte mich nicht.«

»Ich fürchte mich wohl«, erwiderte der Kulissenschieber. »Ich fürchte

mich vor dem Tod. Man wird nicht mehr hier vor der Theke stehen und trinken können. Ich fürchte mich aber noch viel mehr vor dem Leben. Ja, ich fürchte mich selbst vor dieser Stunde, jetzt, da wir so heiter an der Theke stehen. Es ist mir so, als wäre es nicht wahr, daß wir heiter sind. Wenn Sie ein Kulissenarbeiter wären wie ich, hätten Sie wahrscheinlich genau die gleiche Empfindung. Es ist etwas vom Theater in unserem Leben. Dritter Akt vielleicht. Herr B. wird es bestätigen.«

B., ein Schauspieler desselben Theaters, in dem der Kulissenschieber arbeitete, sagte: »Ja«, ohne Überzeugung. Er hatte gar nicht zugehört. Er bildete sich ein, ein Liebling des Publikums zu sein. Er glaubt also, ein einziges »Ja« aus seinem Munde, ohne Überzeugung ausgesprochen, um nicht zu sagen, ausgetönt, hätte bedeutend mehr Gewicht als sämtliche erregten Reden der anderen. Vielleicht war er auch deshalb ein wenig gekränkt, weil die anderen zu ausführlich gesprochen hatten. Denn er war lediglich seiner eigenen, inneren Hohlheit hingegeben, und er horchte nur auf deren taube Stimmen.

»Ja«, sagte der Nachtkellner, »was nennt ihr die Welt eigentlich? Die Welt, von der ihr redet, besteht aus einer Handvoll Menschen. Sie lenken die Geschicke der Welt. Die Welt ist ihnen ausgeliefert. Wer weiß, welche privaten Interessen jeder einzelne hat? Ein Minister ist doch nicht nur ein Minister? Er ist ja auch ein Mensch. Er hat eine Frau, eine Geliebte, einen Sohn. Was hat ihn zu diesem oder jenem Entschluß bewogen?«

Die zwei Polizisten, kräftig, prall, fast schienen sie ihre Uniformen zu sprengen, sagten gleichzeitig: »So ist die Welt. Aber man darf es nicht sagen.« Hierauf bestellten sie noch zwei Cafés mit Kirsch. (Sie haben ermäßigte Preise, einigermaßen.)

»Keine Politik«, sagte der Herr, der wie ein Buchhalter aussah. Er zahlte und wollte gehen. Aber er stieß an der Schwelle mit unserem alten Chauffeur zusammen, den er haßte. Und um nicht zu verraten, daß er ihn haßte, kehrte der Buchhalter um.

Dieser Chauffeur kommt jede Nacht in unser Bistro. Wenn er nicht so bejahrt wäre, könnte man sagen, er sei lieb Kind im Hause. Er ist nicht mehr »bejahrt«, man darf wohl von ihm sagen, daß er bereits »betagt« ist. Er war sein Lebtag Droschkenkutscher gewesen. Als aber die menschliche Periode, die Menschheitsperiode der Pferde aufgehört hatte, war er Chauffeur geworden. Und es ist ein Wunder, daß er es

bleiben kann. Denn so, wie er einst gewohnt sein mochte, seine Pferde an jedem Brunnen Wasser trinken zu lassen, so hatte er selbst jetzt, vielleicht in heimwehmütiger Erinnerung an seine längst geschlachteten Tiere, die Gewohnheit angenommen, in allen Bistros einzukehren, an denen ihn seine Kreuz- und Querwege vorbeiführten. Er war geradezu ein Wunder, daß er so spät in der Nacht vermocht hatte, zu uns zu stoßen. Aber es war ein gewohntes, bereits ein alltägliches Wunder. Er nahm, wie gewöhnlich, sofort das Wort und sagte:

»Verliert euch ja nicht alle in Kleinigkeiten! Redet mir nicht von Politik. Ich weiß, worin das Unheil der Welt besteht, weil ich ein Kutscher war. Das Gewissen nämlich, meine Herren, das Gewissen ist ausgelöscht. Es ist durch die Genehmigung ersetzt worden. Früher einmal hatte jeder lebendige Mensch sein eigenes Gewissen. Dem war er verantwortlich. Meine Pferde selbst noch hatten ihr Gewissen. Heute, sehen Sie, um Ihnen ein kleines Beispiel aus unserem Beruf zu geben: Außerhalb jener Nägel, die man über die Straßen gelegt hat, darf man einen Menschen überfahren. Wenn ein Zollbeamter einen gelähmten oder blinden Passagier an der Grenze aus dem Kupee herauszerrt, um ihn im Amtszimmer zu untersuchen, so spricht keine Spur von Gewissen aus dem Zollbeamten. Er hat nicht nur die Genehmigung; er hat sogar die Befugnis. Und dabei ist ja auch der Zollbeamte ein Mensch. Der Minister hat die Genehmigung, für sein Volk zu verhandeln. Die Genehmigung tötet sein Gewissen. Was gar die Diktatoren betrifft, so besteht das angebliche Rätsel ihrer Existenz darin, daß sie sich die Genehmigung selbst genehmigt haben. Sie wollen das Gewissen nicht nur betäuben, sondern auch töten. Haben sie auch! Die demokratischen Herren wollen es nur betäuben. Haben sie auch getan! Mit nachträglicher Genehmigung. Ich kenne die Pferde, meine Herren! Jedes Pferd hat gezögert, wenn ein Mensch über die Straße gelaufen kam. Mein Taxi zögert nicht. Meine Pferde hatten Gewissen. Mein Motor hat die Genehmigung. So sehe ich den Unterschied in allen Dingen. Zu meinen Zeiten, als ich noch Kutscher war, hatte sogar ein Diplomat Gewissen. Heute, da ich Chauffeur bin, hat sogar ein Abgeordneter nichts mehr als Befugnisse.

Kein Gewissen mehr in der Welt! Kein Pferd!«

So beendete er seine Rede – und alle lachten. Denn sie hielten ihn für angetrunken, und er war es auch. Und es entspricht außerdem den Menschen dieser Zeit, der Wahrheit unter anderem dadurch zu entge-

hen, daß sie, die selbst trunken sind, aus der Tatsache, daß ein Trunkener diese Wahrheit sagt, die Hoffnung schöpfen, er rede nur irre.
Die beiden prallen Polizisten gingen. Zwei Uhr schlug es vom Senat. Und die Wirtin sagte: »Jetzt geht man schlafen.« Und sie begann, die Tische umzustülpen und die Stühle. Es sah aus, als ritten die Stühle nachtsüber auf den Tischen.

Die Zukunft (Paris), 11. 11. 1938

DEM ANSCHEIN NACH

Dem Anschein nach ist die Heiterkeit dieser Welt nicht geringer geworden, seitdem ihre Qualen zugenommen, und es sieht gerade so aus, als wüßte sie nicht abzuschätzen, was ihr alles jede Stunde zustößt. Wollte man lediglich dem Anschein nach urteilen, so könnte man sagen, das subjektive Befinden der Welt sei heiter, indes ihr objektives miserabel ist, wie wir wissen. Man betrachte die stehenden photographischen Aufnahmen in den illustrierten Zeitungen und Zeitschriften und die beweglichen in der Wochenschau. Weit und breit ist zum Beispiel kein europäischer Staatsmann zu erblicken, der nicht beglückt lächelte nach einer beispiellosen diplomatischen Niederlage; kein geschlagener Tennismeister, der nicht erfreut in die Gesichter seiner offenbar keineswegs enttäuschten Anhänger schaute; kein Boxer, der, ein muskulöser Brei in einem Bademantel, nicht durch Blut und Tränen schmunzelte, brüderlich dankbar die Hand des Gegners schüttelnd, der neben dem beseligten Besiegten beinahe traurig aussieht, als wäre er dessen Opfer; kein schwerverletzter Rennfahrer, der auf dem Grat zwischen der Chirurgie und dem Tod nicht noch gleichsam befriedigt röchelte. Es sind keine Phänomene, sondern Symptome.
Selbstverständlich bieten die sogenannten harmlosen, ihrer Natur nach freudigen Ereignisse und deren Urheber erst recht einen unwahrscheinlich freundlichen Anblick. Ein junges Mädchen, das während der letzten Tage in mehreren Zeitungen photographiert ist, weil es eines Tages mit einem Dollar in der Tasche – nach einer anderen Version waren es fünf Dollar – ausgezogen war, um die ganze weite Welt kennenzulernen, hätte zwar Anlaß gehabt, eher ein wehmütiges Ge-

sicht zu zeigen, hätte es diese Welt wirklich kennengelernt. Aber weder sie noch die Zeitungsleute, die sie beschreiben, wissen, daß die Aufgabe offenbar vollends mißglückt ist. Ein Fest, ein Ball, ein Schönheitswettbewerb, eine Hundeausstellung, ein Wettlauf, ein Kabarettier, eine neue Revue, ein eben geschiedener und bereits neuverlobter Filmstar: deren Heiterkeit dürfte eigentlich niemanden wundernehmen. Aber auch die streikenden Arbeiter in den stillgelegten Werken lassen sich, gehorsam dem Willen der Bildreporter, hockend auf den Mauern der Fabrikhöfe photographieren, allem Anschein nach durch eine Welt entfernt von ihrem eigenen Ernst und von jenem, den ihr Streik zur Ursache hat, und auch von jenem, den er zu bereiten wahrscheinlich imstande wäre. Dem Anschein nach, das heißt: nach den Bildern zu urteilen, zieht das Proletariat so munter in den Streik wie jenes Mädchen mit einem Dollar in die Welt. Welch eine geheime, unheimliche Macht bewegt die Arbeiter, einer Redaktion oder einem Aktualitäten-Kino zuliebe auf Mauern zu klettern? Auf jeden Fall eine gespenstische Macht. Es scheint, daß es ihre Absicht ist, die handelnden wie die zuschauenden Personen dieser Zeit geradezu als unverbesserliche Optimisten darzustellen. Die Katastrophen bekommen so die Physiognomie besonderer Glücksfälle. Jene Ereignisse aber, deren Teilnehmern oder Opfern auf keine Weise ein Lächeln, eine Heiterkeit, eine Freundlichkeit abzugewinnen möglich ist, wie zum Beispiel den Bombardierten in Spanien und den Pogromierten in Deutschland, werden überhaupt nicht oder nur äußerst selten photographiert. Also herrscht dem Anschein nach eitel Zufriedenheit in dieser Welt.

Dennoch gesteht jedes der Bilder, die in der ersten Sekunde eine dem Anschein nach noch vorherrschende Heiterkeit wiedergaben, nach der zweiten und dritten bereits eine Verlogenheit. Wie eine eiserne Klammer liegt das Lächeln um den Mund der Diva, der Weltumseglerin, des Ministers, des Boxers, des Tennisspielers. Eine eiserne Klammer? Ein lächelnder Maulkorb vielmehr, freiwillig vom Träger angelegt, damit er der Versuchung oder dem Zwang, die Wahrheit zu sagen, auch sicher widerstehe. Die Photographie wird schneller geständig, als das billige Papier vergilbt, auf dem sie veröffentlicht ist. Man betrachte die Lächler zwei Tage später an jenen verschwiegenen Orten, die sie mit Recht, trotz der Hygiene, immer noch zieren, man betrachte sie bei dem trübseligen Licht, das wahrhaftiger ist als der Scheinwerfer, der die Sekunde der Aufnahme erhellt hat, und man wird feststellen, daß es

trübe Feste sind, die wir feiern und betrachten; saure Trauben, die uns den Mund stopfen; schaler Wein, der uns trunken macht; ein Dummkopf, der Titel und Würde und Amt und Verantwortung leichtfertiger trägt als ein Packesel seine Last; ein Verrat, der nicht mehr begangen zu werden braucht, weil er der Einfachheit halber und damit er einem Vertrag ähnlich sei, von vornherein abgeschlossen wird; ein Stahlbad, in dem die Haifische nach uns schnappen und das die glatte, weil allzu stählerne Oberfläche eines anmutigen Sees hat. Man kann nicht einmal sagen, daß die Lügen gleisnerisch sind, wie es einst ihre Art war. Sie stellen sich matt, damit sie wie Wahrheiten erscheinen. Legierte Lügen. Immerhin können uns die lebendigen Objekte des Photographen nicht in dem Grade täuschen wie die Bilder und die begleitenden Texte. Sobald wir in die trüben Augen der von Zeit zu Zeit obligat werdenden Heiterkeit blicken – Weihnachtsmärkte, Silvesterfeiern, Faschingsmaskeraden erwarten uns –, ist es, als hätten wir graue, versteinerte Lava gesehen, eine Zukunftsschau, die Lava, die der Vulkan bald ausspeien wird, unser Vulkan eben, auf dem wir wirklich, nicht metaphorisch tanzen. Nicht einmal der Schrecken vor seinem Ausbruch beherrscht und färbt diese Heiterkeit, sondern bereits das fürchterlich graue Nichts des erloschenen, versteinerten Schlammes. Der Tod ist noch fruchtbar und ein Engel. Dies aber ist Schatten und Vernichtung.

Denn das Leben dieser Erde ist einheitlich, und ein Lebendiges ist, noch über Millionen Kilometer, mit dem anderen Lebendigen verschwistert, und wenn irgendwo das Böse geschieht, ist es überall geschehen. Vielleicht kann es eine wirtschaftliche »Autarkie« geben; eine sittliche ist unmöglich. Vor einem Kino, an dem ich manchmal vorbeigehe, stehen die Menschen in Zweierreihen geordnet, überwacht von Polizisten; um Eintrittskarten zu bekommen, stellen sie sich geduldig an. Man gibt einen lustigen Film; über den Leuten aber, die auf ihn warten, lagert das Echo jenes namenlosen Wehs, das die Wartenden, ein paar hundert Meilen weiter, in bereits durch Umbau, Neubau, Umgestaltung verwüsteten Städten vor den Konsulaten erfüllt; und die auf den Genuß Harrenden werden jenen ähnlich, die der Erlösung harren. Denn es gibt auch keine Autarkie des Leids. Der Schmerz galoppiert über die ganze Welt, auf einem höllischen Hengst, rundum, rundum, und keinen Flecken läßt er aus.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 3. 12. 1938

DER AHNENPASS IN DER ISOLIERZELLE

Der Leiter des Berliner Volks-Gesundheits-Amtes kündigte an, daß die jüdischen Geisteskranken in eigenen Irren-Anstalten untergebracht werden. Juden werden unter arischer Aufsicht diese Irrenhäuser verwalten. Doktor Conti berichtet bei dieser Gelegenheit, daß die jüdischen Irrsinnigen zehn Prozent der Berliner Geisteskranken ausmachen, obwohl nur drei Prozent der Berliner jüdisch sind.

Ich weiß nicht, ob es auch vor Hitler nur drei Prozent Juden in Berlin gegeben hat. Jedenfalls konnten die jüdischen Geisteskranken nicht flüchten, und es ist wahrscheinlich, daß sie im Verhältnis zu den früher in Berlin seßhaft gewesenen Juden keinen auffallenden Prozentsatz gebildet haben. Sehr wahrscheinlich ist aber, daß viele Juden nach dem Antritt Hitlers (und auch kurze Zeit vorher) in den Irrsinn geradezu getrieben worden sind. Verglichen mit dem Umfang und der Grausamkeit der nationalsozialistischen Schikanen, der Verfügungen und der Art ihrer Ausführung, des gesetzlich geregelten und des willkürlich entfesselten Sadismus der nordischen Rasse, ist sogar die Zahl der irrsinnigen Juden in Deutschland eine sehr geringe. Es erübrigt sich, von einem Vergleich mit der Menge und dem Grad der Gemeingefährlichkeit anderer Irrer in Deutschland zu sprechen – anderer, die nicht interniert sind.

Oder nein! Es erübrigt sich keineswegs! Der steile Weg, den das deutsche Wesen in seinem tobsüchtigen Elan hinanstürmt, führt von einem Gipfel des Aberwitzes zum anderen, noch höheren, und wenn der letzte erreicht zu sein scheint, erweist es sich, daß es nur der vorletzte war. Noch nie hat ein nordischer Berserker derlei Rekorde erzielt, von den schwächlichen Erben des Amok zu schweigen. Das sind die unsystematischen Jammerlappen unter den Tobsüchtigen. Jeder bessere Besessene im Dritten Reich wütet nach einem methodischen, statistisch fundierten Plan, nach mehreren Plänen, von denen man nicht genau weiß, ob sie jener »Weltanschauung« entspringen oder ob sie in eine münden. Als die rein-arischen Blinden in Deutschland zu behaupten anfingen, daß sie den Anblick ihrer jüdischen Unglücksgenossen nicht mehr ertrügen, konnte man vielleicht auch noch einen Protest der deutschen Schäferhunde erwarten, die entschlossen waren, keine jüdischen Blinden mehr zu führen; aber nichts mehr. Nun erscheint – siehe

da! – ein Gesetz, dem eher als eine lange Überlegung des Referenten eine Resolution des Bundes rein-arischer Geisteskranker vorausgegangen zu sein scheint, oder ein Gesuch der armen Irren an den Mann der gesamtdeutschen Vorsehung, er möge sie von der unerträglichen Nähe der semitischen Zimmergenossen und Zellen-Nachbarn erlösen. Beschlossen, getan! Im Januar werden die jüdischen zehn Prozent der Geisteskranken in rein-jüdische Irrenhäuser überführt. Und die jüdischen Ärzte und Irrenwärter, dazu bestellt, die semitischen Kranken zu überwachen, sind ihrerseits der Gefahr ausgesetzt, von arischen Oberkontroll-Instanzen bald, langsam oder »schlagartig«, verrückt gemacht zu werden.
Wahrscheinlich kann man nähere Ausführungsbestimmungen erwarten, betreffend die besonderen Arten, in denen Paranoiker, zyklische Maniker, Schizophrene, Paralytiker ihren Ariernachweis zu erbringen haben, und wie in außergewöhnlichen Fällen vorgegangen werden soll. Denn es könnte sich ja z.B. einer der zahlreichen Größenwahnsinnigen, die sich einbilden, der König Salomo zu sein oder gar der Erlöser, strikt weigern, nicht den Auszug seiner adoptierten Rassegenossen mitzumachen; und, umgekehrt, könnten sich manche Volljuden, die sich Gauleiter oder Obergauleiter nennen, das Recht anmaßen, die Ahnenreihe ihrer Schicksalsgenossen nachzuprüfen. In anderen Fällen könnte es sich erweisen, daß die von vielen Psychiatern hartnäckig verfochtene Theorie von der »Schock-Therapie« sich an plötzlichen Gesundungen bewahrheitet. Die arischen Geheilten müßten ins Arbeitslager kommen und würden Ansprüche auf nachzuholende Weihnachtsgaben und Kraft-durch-Freude-Ausflüge erheben. Und die jüdischen Geheilten fänden kaum noch Platz im Konzentrationslager. Das Ganze kann unübersehbare Folgen haben, an die der Doktor Conti, trotz seiner deutschen Gründlichkeit, vielleicht gar nicht gedacht hat. Wie hat man, zum Beispiel, gegen Paralytiker vorzugehen, die ihre Bresthaftigkeit einer Rassenschande verdanken? Und wie gegen Paranoiker, die sich rettungslos vom »Bund Deutscher Mädchen« bedroht sehen? Was fängt man mit jenen Schizophrenen an, die noch, laut eigenem Geständnis, bei der letzten Volksabstimmung durch ein deutlich geschriebenes »Nein!« die Bewußtseinsspaltung überwunden und zugleich bewiesen haben, was mit einem manisch-depressiven Kranken, der abwechselnd »Mein Kampf« liest und die gesammelten Bankett-Reden Ribbentrops? Und was mit einem psychogen befundenen Deli-

ranten, dem quälende Halluzinationen italienische Südtiroler vortäuschen? – Ach! Es ist kein Ende abzusehen, und wenn nicht alles täuscht, wird der Propaganda-Minister durch Radio-Reden und Sonderausgaben des Deutschen Nachrichtenbüros auf die Verworrenen Einfluß nehmen müssen. Sollte sich aber die Zahl der jüdischen Irren noch erhöhen, so wird Schacht versuchen müssen, sie gegen Devisen fortzuschicken – möglichst weit weg, damit sie nicht etwa, durch die erste Berührung mit der vernünftigen Welt plötzlich gesundet, gegen ihr Vaterland furchtbare Hetzkampagnen einleiten.
Dies wäre möglich. Aber es ist fraglich, ob die vernünftige Welt imstande ist, jetzt endlich, nach der Einführung der Rassengesetze unter Verrückten, das Ausmaß des Wahnsinns zu erkennen, den sie durch Objektivität fördert und durch das Prinzip ermuntert, das da jedem befiehlt, beileibe nicht vor der Tür eines fremden Irrenhauses zu kehren...

Pariser Tageszeitung, 13. 12. 1938

ÜBER VÖLKER UND IHRE VERTRETER

In jenen verwelkten Blütezeiten des Völkerbundes, da noch, den Statuten gemäß, die Leuen mit den Lämmern gemeinsam zu weiden und ihre Jungen sich einträchtiglich zu lagern bereit waren, geriet ich zufällig, halb und halb auch von dem Ehrgeiz getrieben, meine Skepsis gerechtfertigt zu sehen, mitten in den Hochbetrieb von Genf. Überflüssig zu sagen, daß meine inbrünstige Ungläubigkeit einen größeren Triumph erlebte als die Solidarität der in Hotelhallen, in Restaurants und Kaffeehäusern, auf Tribünen und in Couloirs ebenso zerstreuten wie versammelten »Vertreter der Welt«. Nichts da von Leuen und Lämmern! In der Mehrzahl bockige Esel und sanftere Kamele, redselige Papageien und Gänse, die mit Schreibmaschinen schnatterten. Mehrere Vertreter von Nationen, in deren Ländern ich gewesen war, kannte ich wohl, und ich suchte sie auf und zog sie in mein Mißtrauen. Es waren meist die Wortführer entlegener Völkerschaften, die der Westen gewissermaßen mit einem Schauer der Geringschätzigkeit exotisch nennt. Nun, diese Wortführer waren keineswegs geneigt,

exotisch zu sein, und sie aßen Schnitzel und Gulasch, und sie tranken Enzian und Bier mit dem normalen Appetit gewöhnlicher westlicher Politiker, Legationssekretäre, Reporter, einflußreicher Chefredakteure und der sogenannten »stillen Beobachter«.

Während ich also mit ihnen sprach, erwachten in mir die Erinnerungen an Zustände, Umstände, Ortschaften, Dekore in den Heimatländern der jeweiligen Repräsentanten. Diesen hatte ich in Tirana gesehen, jenen in Bukarest, den in Ankara, den in Astrachan und so fort, in Belgrad, Cernagora, Saloniki – und, um just noch den Punkt zu nennen, in dem sich das Folkloristische mit dem Kosmopolitischen drapiert: in Temesvar; freilich in Temesvar...

Ich bemerkte nun, daß diese Leute in Genf durch Berge von Papier, Millionen Morsezeichen, Wüsten und Einöden von Leitartikeln, ein Riesenarsenal von Sensationsmeldungen, von den braven Völkern getrennt waren, die sie zu vertreten und sozusagen in komprimierter Form darzustellen versuchten. Ich stellte mir vor, daß die vielen zerstreuten Telephonzellen, dicht aneinandergereiht wie Badekabinen etwa, die ganze westliche Küste des europäischen Kontinents einnehmen müßten; die Kabinen, in denen die Repräsentanten von Zeit zu Zeit verschwanden, aus denen sie von Zeit zu Zeit herauskamen. Gebärdenspäher und Geschichtenträger mit modernem Komfort. Was hatten sie noch mit ihren Heimatländern gemeinsam, mit Bauern, Hirten, Arbeitern, mit der Mehrzahl ihrer Wähler und Abonnenten? Eine »Elite« stellten sie keineswegs dar, sie waren nicht sublim. Ihre Regungen, ihre Instinkte, ihre Überlegungen, Pläne und Vorsätze konnten den Bedürfnissen ihrer Landsleute nicht adäquat sein. Zwischen den Hirten in der Pußta und dem Chefredakteur aus Budapest bestand nur die gemeinsame Liebe zum Paprika; und so wahr sich ein Operettenschlager von einem Volkslied unterscheidet, so wahr ist ein durchschnittlicher Minister des Äußeren – es sollte: Minister des Äußerlichen heißen – den äußeren politischen Bedürfnissen seines Landes fern, an die er durch irgendeinen Zufall angehängt worden ist wie ein Überzieher an einen beliebigen Haken. Nirgends war dieses Mißverhältnis zwischen Staat und Staatsmann, Volk und Volksvertreter, öffentlicher Meinung und Meinungsmacher so deutlich wie an der von Hotelhallen und Gaststuben umsäumten Peripherie des Genfer Völkerbundes. In diesen Lokalitäten ereigneten sich die Einbrüche des journalistischen Jargons in den Bereich der Meteorologie, und ich

kenne den Namen des Hotels, in dem die unsterbliche Metapher vom Silberstreifen am politischen Horizont direkt aus dessen bereits verbrauchten »Wolken« geboren und stenographisch fixiert worden ist.

Der Völkerbund ist freilich tot. Aber seine Apparatur ist nicht nur unversehrt geblieben, sondern sie hat sich auch vervollkommnet, und sie verdeckt, eine betonierte Grenzlinie, von einem starken Kontingent der Stimmungsmacher, Lärmerzeuger, Lügenfanatiker und Friedenshetzer besetzt, die wirkliche Meinung der Völker. Jeden Morgen lese ich im stillen Hintergrund des Cafés, durch eine matte Glaswand vom Büfett getrennt, die schalen Zeitungen. In den guten alten Zeiten, vor ein paar Monaten noch, konnte ich mich auf die ausgelassenen Mitteilungen zwischen den Zeilen verlassen. Nun aber ist die journalistische Technik so weit fortgeschritten, daß der Berichterstatter noch mehr lügt, wenn er schweigt, als wenn er mitteilt. Und man erkennt, daß diese Welt von lauter Propagandaministern geleitet wird, das ganze Blatt freiwillig oder unfreiwillig ein einziger Inseratenteil ist und nur die Todesanzeigen auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben.
Zum Glück sprechen die einfachen Menschen, die an die Theke treten, um sich vor der Arbeit oder in der Arbeitspause zu stärken, laut genug, daß ich sie hören kann, und meist vernehme ich just das Gegenteil von dem, was ich in den Blättern gleichzeitig lese. Lenker, heimische und fremde, in Artikeln gefeiert, werden an der Theke geschmäht, und der gesunde Menschenverstand der Autochthonen, der Eingeborenen, verspottet die Ausgeburten der politischen Phantasielosigkeit. Liest man den Aktualitätenbrei der Tagespolitik und lauscht man zu gleicher Zeit auf die gesprochenen Äußerungen der Wähler und der Leser, so hat man die Empfindung, daß die Lenker und ihre Deuter Usurpatoren sind, der Gesinnung der Menschen an der Theke fremd und von diesen rätselhafterweise dennoch gewählt und abonniert. Vielleicht dürften die Wahlen nicht, wie es üblich ist, an Sonntagen stattfinden, sondern an Werktagen, in den Arbeitspausen. Vielleicht käme da der Mensch vom Acker, von der Maschine, vom Schreibtisch zu einer skrupulöseren Erforschung seines eigenen politischen Willens, und vielleicht brächte er etwas von seinem beruflichen Pflichtbewußtsein in die Wahlzelle mit. Und Zeitungen sollten nur einmal wöchentlich erscheinen und auch nur an schönen Sonntagen, an denen man lieber spontan spazierengeht...

Das Neue Tage-Buch (Paris), 17. 12. 1938

DIE AUSSTELLUNG

Die faschistische Partei plant eine »antibourgeoise« Ausstellung, innerhalb der schon eröffneten »Ausstellung der Autarkie«. Es wird sich darum handeln, jene Sitten und Gebräuche, die in Italien als spezifisch bourgeoise gelten, auf eine anschauliche Weise zu brandmarken. Der Berichterstatter zählt folgende Brandmarkungsobjekte auf: den Händedruck, das Hutlüften, ein Bankett, Vortragsabende, Gesellschaftsspiele, ein Five o'clock, eine Silvesterfeier, *ein leichtes Leben* und jede Art von Mitleid mit den Juden.
Ich warne Spottlustige. Da gibt es nichts zu lachen! Der Faschismus ist ohne Zweifel in die Wechseljahre gekommen. Seine abstrusen Neuerungen entspringen einer gefährlichen Verworrenheit nicht des »Gemütes» oder des »Geistes« allein, sondern einer völligen Veränderung der Persönlichkeit sozusagen. Die Regelmäßigkeit ist nicht etwa nur unterbrochen, sondern das Unberechenbare, eben das Regellose, ist an ihre Stelle getreten. Von nun ab gibt es keine Wiederkehr mehr zum Gesetz. Selbst dort, wo das Abstruse die Folge der Berechnung und der Schlauheit ist, stößt es die Diagnose nicht um. Tücke und List sind, im Gegenteil, Indizien einer unheilbaren, organisch nachweisbaren Psychose. Und selbst Handlungen, die nachträglich als längst erwogene, geheim vorbereitete und schlechthin ausgeklügelte erkannt werden, sind mit der gefährlichen Komplizität jener rätselhaften, gleichsam aus dem Grab der Seele aufgebrochenen, ausgebrochenen Kraft zustande gekommen. Ich warne Lachlustige. Vor zwei Jahrzehnten, als man noch mit einiger Sicherheit annehmen konnte, daß die Veranstalter und Besucher von Ausstellungen nicht zu den »asozialen Typen« gehören, betrachtete ich einmal Zeichnungen und Malereien, die von Schizophrenen hergestellt waren. Nun, in Rom sieht es heute so aus, als führten nicht Ärzte, sondern die Psychopathen selbst den Besucher durch die antibourgeoise Ausstellung; und wer weiß, ob nicht ein großer Teil der Besucher noch vor dem Eintritt in die Ausstellung ebenfalls der Psychose bereits erlegen ist. Bezeichnenderweise findet diese Brandmarkung der Bourgeoisie auch noch innerhalb der Verherrlichung des Autarkischen statt; und es ist kein weiter Weg von der Neigung eines Kollektivs zur »Autarkie« bis zum Bedürfnis des geistesgestörten Individuums, sich abzuschließen; dem Zwang zur

»Sperrung«. Es ist, als ob die Schizophrenie innerhalb ihrer Region einen Sektor der Zyklomanie eingeräumt hätte, eine seltsame Zyklomanie allerdings, in der das Depressive nicht mit dem Manischen abwechselt, sondern in der beides durcheinandergeht.
Es kommt vor, daß Verfolgungswahnsinnige sich scheuen, die Hand eines Bekannten zu drücken, den Hut zu lüften, an Gesellschaftsspielen teilzunehmen, andern das Leben bis zu dem Maß zu verbittern, daß sie es sich selbst schwermachen. Was den Judenhaß betrifft, so kann er zwar als eine wenig vornehme, dennoch keineswegs imbezille Eigenschaft angesprochen werden; aber das Mitleid mit Juden als eine spezifisch »bourgeoise Sitte« zu betrachten, scheint uns bereits ein bedenkliches Indiz.
Man weiß, daß die Psychiatrie eine noch so junge, vielleicht in alle Ewigkeit zu Tastversuchen verurteilte Wissenschaft ist, daß sie keine Therapie kennt. Sie beschränkt sich auf Definitionen und Nomenklaturen, und selbst ihre Diagnosen sind oft zweifelhaft. Ihre Leistung ist eher eine literarische als eine medizinische. (Die meisten guten Psychiater sind auch gute Stilisten.) Einem künftigen historischen Schriftsteller von Rang wird die Mitarbeit eines Irrenarztes an einem Werk über die Diktatur des XX. Jahrhunderts unentbehrlich sein. Zweifellos leicht wird die Feststellung sein, daß die Diktaturitis Italiens eine verblüffende Progressivität zeigt und verschärft wird durch einen gewaltsamen Trieb zur Anpassung. Ein Parademarsch im Stechschritt, in Siebenmeilenstiefeln, geradewegs bis zu den Urgründen der Edda: Dies scheint eben die »fixe Idee« zu sein.
Die Psychiatrie kann immerhin noch verhüten, daß den Gesunden Schaden von den Kranken zugefügt werde. Es gibt Wärter, Einzelzellen, kalte Bäder, Scopolamin-Spritzen, Zwangsjacken. Voraussetzung ist allerdings ein ausgebildetes Personal in ausreichender Anzahl und Ärzte mit Geistesgegenwart. Und die dürften sich wahrhaftig das Leben nicht so leicht machen wie die europäischen Staatsmänner.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 24. 12. 1938

AM ENDE IST DAS WORT

I

Mit einem trübseligen Widerwillen geht der Leser unserer Tage an das gedruckte Wort heran; mit Mißmut setzt sich der Schriftsteller vor das leere Blatt Papier, obwohl er voll von Worten zu sein glaubt, die treffen könnten, wirken, töten und lebendig machen. Ach! Er weiß, daß des Lesers Ohr schon erfüllt ist von einem Gedränge entstellter, verkrümmelter, zerbrochener, verkrüppelter Worte, monströsen, sinnlosen Silbenkompositionen. Begriffen ohne Unterleib gleichsam, sprachähnlichen Lauten, die der Mensch vom Papagei gelernt zu haben scheint. Die Metaphern, aufgelöst in ihre Bestandteile, die wieder willkürlich zusammengesetzt werden können, taumeln zwischen ihren noch wenigen unversehrt gebliebenen Schwestern umher, makabre Opfer einer barbarischen Sprach-Bilder-Stürmerei; und die Vergleiche suchen vergeblich nach dem eigentlichen Sinn ihrer Existenz: dem tertium comparationis. Man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man verstanden zu sein wünscht. Man müßte die Begriffe auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückführen. So muß es den wenigen Schriftstellern ergangen sein, die nach dem Einsturz des Turms von Babel zurückgeblieben waren.
Man weiß bereits, daß die Achse aus dem Inneren der Erdkugel auf die Oberfläche der Landkarte übersiedelt ist, wo sie Meridiane und Parallelkreise rücksichtslos durchschneidet, und daß sie obendrein noch die Fähigkeit hat, sich je nach Bedürfnis »zu erweitern«, wie man es jüngst in den Zeitungen lesen konnte. Daß der Kern diplomatischer Verhandlungen ein »schwebender Punkt« zu sein pflegt, daß erdhaft, triebhaft, volkhaft, Rassengebundenheit, Mischlingsprodukte, Untermenschen, Achtsechsteljuden und dergleichen das unentbehrliche Werkzeug der Verständigung innerhalb eines einzigen Sprachgebiets und zwischen verschiedenen Sprachgebieten sind, gibt keinem Lebendigen mehr Anlaß zur Verwunderung. Superlative, entwertet von Minute zu Minute wie Inflationsbanknoten, verwirren die primären Vorstellungen und die natürliche Hierarchie der Eigenschaften. Glaubt ihr, das Schwärzeste hätte überhaupt nur den Versuch gemacht, schwarz zu sein? Ist ein Jahrtausend weniger oder mehr als eine Dekade? Nicht zu reden von

den Symbolen der gebildeten Überlieferung: vom Trojanischen Pferd zum Beispiel, das sich die Belagerten selbst schnitzen; von den Tafeln des Gesetzes, die »ehern« sind. Noch fehlt die Achillesferse, auf die ein Lindenblatt gefallen ist. Ein kultivierter Mann, ein mustergültiger Leser, dem ich in diesen Tagen eine Schrift von mir zeigte, machte mich auf zwei mißverständliche Ausdrücke aufmerksam: Ich hatte in meiner Erzählung, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spielt, geschrieben, der Morseapparat im Telegraphenzimmer einer nächtlich-stillen Bahnstation »steppte«. Der »Steptanz« sei aber noch nicht eingeführt gewesen, meinte der Leser. Und ich hatte das Steppen der Nähmaschine gemeint. Von meinem Helden, den ich mit einem »Türmer« verglich, sagte der Leser, man könnte ihn mit einem »Türmer«, der »türmt«, verwechseln. Es empfahl sich, »wachsamer Türmer« zu sagen, um jedes Mißverständnis zu vermeiden.
Weshalb wundert man sich noch über einen »Wortbruch«? Und wie sollte ein Vertrag, bestehend aus verworrenen Wendungen, Wortkrüppeln, gestammelten Versicherungen, kein Papierfetzen sein? Es ist, als ob die Federn, mit denen man heute schreibt, nicht in Tinte, sondern in Gummi-Elasticum getaucht wären. Und was steht, fällt; und was liegt, krümmt sich; und das Feste schwebt.
Wie soll man da noch lesen, wie soll man da noch reden? Vor drei Jahren war nur ein Land von der Epidemie der Sprachverdrehungen und der Sprachlähmung befallen gewesen. Aber seither hat diese linguistische Pest alle Grenzen überwunden.

II

Man glaube nicht, daß ich hier eine philosophische Studie zu schreiben gedenke. Ich will nur den optimistischen Versuch machen, der »unmittelbaren« Herkunft des Begriffs der *Moral*, des Wortes von der *Vernunft* wieder zur Anerkennung zu verhelfen und noch einmal an die sittliche Magie der Sprache zu erinnern. Ich möchte mit Engelszungen reden können, um deutlich zu machen, daß derzeit mit hunderttausend Teufelszungen aus hunderttausend Radios gesprochen wird, daß Volksführer bellen, Minister miauen, Diplomaten schnattern, Schriftsteller Holz sägen und daß von hundert lebenden Menschen ohne Amt und Würde sich kaum fünfzig *verstehen* können. Wie sollten sie sich

gar noch *verständigen*? Vor zehn, vor fünf Jahren noch hatte die stillschweigende Übereinkunft zwischen Schreibern und Lesern, daß eine Nachricht kein Dementi sein müsse, eine relative Klarheit geschaffen. Aber nun erweist es sich wieder, daß Dementis wahre Nachrichten enthalten. Wer soll sich da noch auskennen, wenn man plötzlich Lügen auf langen Beinen angerückt sieht? Ist es wahr, daß jener Minister an die Riviera gefahren ist, um braun zu werden, oder hat seine Reise den Zweck, Bundesgenossen hinter das metaphorische Licht zu führen, dieweil er selbst das reale aufsucht? Und was hat es zu bedeuten, daß der zu seiner gerade dort weilenden Gattin fährt, jener zu seiner Schwiegermutter? Seit wann tummeln sich Frauen, Töchter, Schwiegersöhne in der Weltpolitik so munter umher und betrüben noch die getrübten Gewässer? Kaum ein diplomatischer Besucher, der nicht einen Zipfel des Schlafzimmervorhangs lüpfen, die politischen Reize seiner Frau im Konferenzzimmer zur Schau stellen würde. Und dieweil er Kränze niederlegt, erteilt sie Interviews; und es ist, als ob das schmeichelhafte Wort von der »besseren Hälfte« durch die etwas gezwungene Galanterie der Zeitungen zu neuem Glanz hergerichtet werden mußte, selbst um den Preis einer Kriegsvorbereitung. Also gleitet, unversehens, wie sie selber glaubt, die Mode-Beilage in den Leitartikel, und nächstens wird man sie im Kriegspresse-Quartier lesen können.
Diese Verworrenheit, diese Betäubung, diese Promiskuität sind nicht etwa losgelöst von der Sprach-Unzucht. Man entweiht nicht das Wort, das am Anfang war, ohne alles zu entweihen, Geist, Glauben, Würde, Freiheit. Nur Knechte knechten das Wort, nur Lügner verdrehen es, nur Irrsinnige verwirren die Sprache, nur Böse höhlen sie aus. Es ist kein Zufall, daß die Missetäter den Ruf ausstoßen: »Nicht Worte, sondern Taten!« Welch ein selbstverräterischer Ruf! Und es ist kein Zufall, daß auch der selbstverräterische Ruf nicht einmal eine ernstgemeinte Drohung enthält. Denn nicht Taten folgen ihm, sondern weiterhin seltsame Gebilde, die sich anhören wie Worte, und höchstens Missetaten, und das sind die Mißgeburten von Taten.
Was soll man noch sagen können, in diesem Höllenlärm? In diesen Weihnachtstagen? Kann ein fühlender Mensch noch rufen: Christ ist geboren! – ohne daran zu denken, daß er gekreuzigt wird? Woher den Mut nehmen, dem Nächsten etwas zu wünschen, da die Akustik sogar selbst gestört ist, in dem Maße, daß man nicht sicher ist, ob der Segen nicht wie sein Gegenteil klingt? Was bleibt uns übrig als der inbrün-

stige Glauben an die immanente Kraft des wahren Worts, des ehrlichen, des sinnvollen, des einfachen, an jenes, das von Gott kommt und aus der Seele? – Ich weiß, während wir uns bemühen, Wahres zu sagen, auf einfachem Papier, ist dort schon der Lautsprecher bereit für den Lügensprecher, Kurzwellen beeilen sich, seine Verwirrung, seine Barbarei, seinen gewaltsamen Wahn durch die Welt zu tragen, und der Fortschritt wird noch fortschrittlicher, eigens, um rechtzeitig zur Stelle zu sein, wenn der Böse ihn braucht. Dennoch reden wir, dennoch schreiben wir. Denn wir wissen, daß ehrliche Rede nicht untergeht. Unser Glaube ist stark, weil er die Skepsis nicht fürchtet. Im Gegenteil: Sie stärkt ihn. Auch am Ende wird das wahre Wort sein, so lauter, wie es am Anfang war.

Pariser Tageszeitung, 25./26. 12. 1938

ZUM TODE KAREL ČAPEKS

Der tschechische Dichter *Karel Čapek* ist, achtundvierzig Jahre alt, vorgestern gestorben; nach einer kurzen Krankheit, telegraphiert man aus Prag.

Wir glauben, daß es eine lange Krankheit war, eine lange schwere Krankheit, derzufolge auch die kurzen Krankheiten anständiger Menschen einen tödlichen Verlauf nehmen. Die lange schwere Krankheit ist jene merkwürdige, der Medizin bis nun unbekannt gebliebene Pest, die »Diktaturitis«, von der wir alle befallen sind, ob wir nun das Glück haben, nur kurzen Krankheiten zu erliegen, oder ob wir in körperlicher Gesundheit dazu verurteilt sind, jede Woche, jeden Tag, jede Stunde mörderische Nachrichten zu empfangen, die von der Agonie Europas zeugen. Besonders anfällig scheinen jene Wesen zu sein, die, mit dem Fluch einer optimistischen Konstitution behaftet, dem Glauben an ein europäisches Gewissen erlegen sind, lange noch vor dem Ausbruch der Diktatur-Pest. Die primäre Todesursache des Opfers ist in der Tat schwer festzustellen: Sind sie an ihren Illusionen gestorben oder durch die Brutalität ihrer Feinde umgekommen?

Wir beklagen die edlen Opfer einer Pest, die offenbar nicht allein durch die Bazillen tötet, aus denen sie besteht, sondern auch noch mit-

telbar durch Schmach und Schande. Treubruch-Wortbruch-Verrat-Erzeugung. Die Scham über eine träge Welt, die ihren Untergang durch Ehrlosigkeit beschleunigt, unter dem Vorwand, ihn aufzuhalten, ist zu groß, als daß sie diesen Edlen nur die Röte ins Gesicht triebe: Sie treibt ihnen vielmehr den Tod in die Brust. Den ehrhaften Menschen ist es schwer möglich, ihre Ohnmacht gegenüber einer Koalition von Mordbrennern und andächtigen Zuschauern der Feuersbrunst, aus kriegslüsternen Erpressern und masochistischen Erpreßten lange zu ertragen. Wie leicht wäre, verglichen mit dieser Ohnmacht, die tapfere, die ehrhafte Ohnmacht des körperlich Schwächeren gegen den bewaffneten Wegelagerer zu ertragen? Aber, dem Dolch kaum entronnen, sich in die Arme einer Humanität zu flüchten und von ihnen mitleidig erwürgt zu werden: Dies ist das Schicksal der illusionsbefangenen anständigen Europäer von heute.
Der Kamerad Karel Čapek starb an der Bahre seines Vaterlandes. Also ist er doppelt gestorben.

Pariser Tageszeitung, 27. 12. 1938

DREI PERSONEN TÄGLICH VERSCHWUNDEN

In einem Bericht des – selbstverständlich gleichgeschalteten – »Neuen Wiener Journals« lese ich folgendes:
»Es ist etwas Unheimliches im Leben des Menschen, wenn plötzlich, sei es in der Großstadt oder auf dem flachen Lande, die Frau, das Kind, der Freund oder der Wohnungsnachbar verschwindet, ohne daß die geringste Spur von ihrem Verbleib zu entdecken ist: 4902 Personen sind im Jahre 1937 als vermißt angezeigt worden, aber nur knapp zwei Drittel, 3179, konnten lebend wiedergefunden werden. Genau ein Zehntel. 490 Personen wurden als Leichen geborgen, und von dem Rest fehlt jede Spur. Es sind also täglich in Deutschland drei Personen verschwunden, von denen bisher nichts entdeckt werden konnte.«
Der Bericht stammt von der »Reichs-Zentrale für Vermißte und unbekannte Tote«. Kein Zweifel, daß gründliche Statistiker an ihm gearbeitet haben. Kein Zweifel ferner, daß jeder, der in Deutschland vor 1937 gelebt hat, die Statistik der Reichs-Zentrale für unvollkommen hält.

Kein Zweifel schließlich, daß es dem Statistiker dieser Reichs-Zentrale und dem Redakteur des Wiener Journals nicht einen Augenblick in den Sinn kommt, an die verlorenen Menschen zu denken, von denen ihnen nichts berichtet worden ist.

Aber es ist anzunehmen, daß der Redakteur selbst von zwei, drei näheren oder ferneren Freunden und Wohnungsnachbarn weiß, die verschwunden sind. Und als er von ihrem Verschwinden erfuhr, mag es ihm sogar »unheimlich« gewesen sein. Aber dieses private unheimliche Gefühl hat gar nichts mit der Phrase: »Es ist etwas Unheimliches im Leben des Menschen« zu tun, mit der er seine Notiz »aufgemacht« hat. Ja, die Unheimlichkeit, die er gespürt haben mag, ist von jener, von der er geschrieben hat, so weit entfernt wie die von ihm zitierte Statistik von der Wahrheit und Wirklichkeit. Diese Distanz (gebildet durch Überlieferung, gefördert durch die Gewohnheit und die Trägheit des Herzens) zwischen der Schablone, die man gebraucht, und dem Erlebnis, das man verschweigt, hält nicht etwa nur der Lokal-Schmock für »Schmock-Notizen« ein! Oh, nein! Es scheint, daß auch Zeugen des Unheils, die mit einer größeren Verantwortung belastet sind, dem Gesetz einer besonderen Geständnis-Keuschheit erliegen und daß sie, statt auszusagen, verschweigen, was ist, was sich verändert, was geschieht.

Der Wiener Berichterstatter einer englischen Zeitung, mir seit langem bekannt und vertraut, kam zu mir und erzählte – oh, nichts Ungewöhnliches. Aber etwas, was ihn offensichtlich so stark erregte, daß er es mir als etwas Ungewöhnliches darzustellen gezwungen war: Ein Mädchen, achtzehn Jahre alt, Halbjüdin, Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts, hatte durch seine, des Korrespondenten, Fürbitte, seinen Vater im Gefängnis besuchen können. Der Vater, zum Erschrekken seiner Tochter, die ihm einen Kuchen zu Weihnachten überbrachte, schmiß zuerst die Gabe auf den Fußboden, zertrat sie, kauerte sich hierauf nieder, las mit gierigen Händen die zertretenen und beschmutzten Tortenteile auf und stopfte sie hastig in den weit offenen Mund, ohne seiner Tochter einen Blick zu schenken. Der Wächter, der dabeistand, wandte sich um. Das junge Mädchen kam heim und berichtete dem Journalisten von ihrem Besuch. »Ich kann kein Stück Brot mehr essen« – sagte mir der Korrespondent. »Was soll ich tun?«
Er war in der Tat verzweifelt. »Und was« – fragte ich – »haben Sie vor Weihnachten Ihrer Zeitung berichtet?« – Er dachte ein paar Sekunden

nach, dann sagte er: »Oh, über die veränderten Zeiten, wenig Munterkeit, Weihnachtsbaum mit Hakenkreuz und dergleichen. Was soll ich sonst? In Wien ist für einen wirklichen Korrespondenten kein Platz mehr. Politisch ist dort nichts mehr los. Ich will irgendwohin anders!« – »Und der zertretene Kuchen? – »Oh« – sagte er – »sprechen Sie nicht mehr davon. Schrecklich!«

Er wußte gar nicht, was eigentlich schrecklich war. Er selbst war es, nicht das Mädchen, nicht der Vater des Mädchens. Ja, er war schrecklich: der gute nette Mann! Jeden Augenblick war er bereit, auf Verlangen seinem Weltblatt zu telephonieren: »Hallo! – Es ist etwas Unheimliches im Leben des Menschen, wenn ein Wohnungsnachbar verschwindet. – Haben Sie? – Laut Mitteilung der deutschen Reichs-Zentrale für Vermißte und unbekannte Tote wurden 490 Personen als Leichen geborgen, und von dem Rest fehlt jede Spur. Es sind also täglich in Deutschland drei Personen verschwunden. Gute Nacht, Fräulein!« –

Es ist, wahrhaftig! etwas Unheimliches im Leben der Menschen. Man ist schmerzlich erregt, man lindert fremdes Leid, man macht es sogar zu seinem eigenen. Und sie wissen nicht, was sie tun, was sie Gutes und was sie Böses tun – und Gott im Himmel verzeihe ihnen, denn Ihm allein sind sie nicht unheimlich.

Pariser Tageszeitung, 30. 12. 1938

GEGEN SELBSTMÖRDER

Ich weiß nicht, ob es wahr ist: Ich bin nicht der Himmler: Es wird berichtet, daß der Wiener Schriftsteller Egon Friedell sich zum Fenster hinausgestürzt hat. Vorher soll er auf die Hakenkreuzfahne über seinem Fenster (oder diesem gegenüber) geschossen haben. Vielleicht hat er eine Fahne getroffen und durchlöchert. Es war ein Schuß ins Leere, die Manifestation eines Verzweifelten, sinnlos, ohnmächtig und für uns Überlebende grausam. Verständlich immerhin: Gepeinigte und Beleidigte und Erschrockene, von allen Grenzen Abgesperrte und im wahren Sinn des Wortes von allen Ländern Verworfene, haben sich viele Österreicher, wie vielleicht Egon Friedell, das einzige Reich aus-

gesucht, das man heute noch ohne Paß und ohne Visum betreten darf; das einzige Reich, aus dem man nie mehr an eine irdische Grenze zurückgeschickt wird...

Über den Zustand jener Menschen, die freiwillig in den Tod gehn, etwas Aufklärendes aussagen zu wollen wäre töricht. Immerhin bleibt es ein Rätsel, über das es sich wohl lohnt nachzudenken, weshalb Menschen, die den Mut haben, sich das Leben zu nehmen, das gar nicht ihnen gehört, nicht an die Möglichkeit denken, auch jene in den Tod mitzunehmen, die ihrer Meinung nach die Ursache ihres Selbstmordes gewesen sein dürften. Ich kann mir zum Beispiel vorstellen, daß du und ich Mörder werden. Mord kann einen Sinn, sogar eine »Berechtigung« haben. Der Selbstmörder aber, der sich selber in den Tod schickt, der sich selbst erschießt, dieweil er doch eigentlich woandershin gezielt hat, bleibt mir unverständlich, im wahren Sinne des Wortes »unfaßbar« -- solange ich nicht gestorben und ein Überwelt-Neubürger jener Selbstmörder geworden bin.

Die, zum großen Teil, sozusagen »marxistisch« fundierte Barbarei, der zufolge ein individual-anarchistischer Terror verboten und sogar verpönt ist, kann ich ebensowenig anerkennen wie die Theorie, daß gemeingefährliche Individuen nicht eine Gemeingefahr darstellen, und ebensowenig wie den Glauben, daß sie ausgerottet werden müßten. Auch ist meiner Meinung nach kein Mensch berechtigt, sich das Leben zu nehmen, da es ja nicht ihm gehört. Dennoch muß man sich fragen, woher es kommt, daß so viele sich das Leben nehmen, ohne die Ursachen ihres Selbstmords in den Tod mitzunehmen. Es ist eine theologische, eine metaphysische Frage.

Egon Friedell hat auf die Fahnen geschossen, bevor er Selbstmord begangen hat (wenn es ein Selbstmord war). Wenn dem so ist, so wird sein Tod symbolischer, als er, der Epikureer, es selbst gewußt haben mochte. Er wollte sterben, aber er konnte nicht töten. Er schoß auf Symbole.

Ich gestehe, daß ich ein Barbar bin, im Vergleich zu den vielen edlen Selbstmördern: Hätte ich die Fähigkeit, mich umzubringen, ich ginge nicht so leichten Preises aus dem Leben.

Aber offenbar sind jene, die sich dem Tod weihen, edler, gerechter und sogar weiser als wir. Ehre ihrer Asche! –

Friede ihrer Asche! – kann man nicht mehr sagen.

Manuskript von 1938, Leo Baeck Institute (New York)

ÖSTERREICH ATMET AUF

I

Die Anpassung unserer österreichischen Brüder an die neue deutsche Lebensgestaltung vollzieht sich in einem ungeahnten dynamischen Tempo. Schlagartig hat unser Führer diesen Homunculusstaat, hervorgegangen aus der Retorte der »siegreichen« Alchimisten von Saint-Germain, krampfhaft an seinem Scheinleben erhalten durch die Kampferspritzen der Medizinmänner von Genf, an das große deutsche Mutterland zurückgeführt. Wer das frühere Österreich und das frühere Wien gekannt hat und jetzt das erneuerte Land besucht, kann es kaum mehr erkennen. Aus einem Krüppelstaat, einem Schemenstaat, erfüllt von volks- und landfremden Ideologien, ist ein vollwertiges, seines urdeutschen Charakters bewußtes Glied unserer Brüdergemeinschaft geworden. Ausgelöscht ist jede Erinnerung an das Österreich Habsburgs, jener großen, satten, unheimlichen schwarz-gelben Kreuzspinne, die in der Mitte ihres schon reichlich beschädigten Netzes in der Wiener Hofburg saß, immer neue Fäden mit ihrem Speichel erzeugend, um die alten zerrissenen zu flicken, und die mit ihren langen, dürren und raffigen Beinen Individuen, Völker, Nationen umspann, um die Beute dann auszusaugen. Die deutsche Kaiserkrone ist nicht mehr der zweifelhaften Obhut habsburgischer Lakaien anvertraut. Die Krone, der Krönungsschmuck, die Krönungsinsignien, uraltes, kostbares, echt deutsches Gut, seit Jahrhunderten festgehalten in den geizigen, dekadenten Händen der österreichischen Tyrannen, die wertvollsten Gobelins, Bilder und Teppiche sind ebenfalls ins Mutterland, in die Sicherheit des Mutterlandes gebracht worden, auf daß unser Führer immer ein Stück seiner teuren Heimat greifbar zur Hand habe, wenn ihm seine übermenschlichen Aufgaben eine idyllische Erholung nicht in dem Gau gestatten, in dem seine Wiege gestanden ist.
Die ganze Niedrigkeit dieses »erhabenen« Habsburger Geschlechts hat sich gleich nach der Rückgliederung klar gezeigt. Das Brüderchen des Bürschleins, das seine Ansprüche auf den Thron erhebt, ist mit »seinem« ganzen silbernen Besteck, das deutsches Nationalgut seit Jahrhunderten ist, zu seinen »Freunderln« geflohen. Etwa zwanzig versteckte Offiziere des Bundesheeres, die, in sklavischer Gesinnung, dem

Führer den Treueeid nicht leisten wollten, wurden – wir kennen kein Federlesen! – kurzerhand in Wiener-Neustadt niedergeschossen. Andere Knechte der sogenannten »österreichischen Idee« haben einen feigen Freitod vorgezogen. Viele sind bereits in jenem Reich, *von des Gefield kein Wanderer wiederkehrt*, wie unser großer germanischer Vetter gesungen hat. Die am Leben verbliebenen Legitimisten – meist Juden, Judenstämmlinge und Verjudete, zum Teil adliges, im Mittelalter steckengebliebenes Pack, das auf seinen Gütern hauste, inmitten livrierter Lakaien, und sich hochmütig die nicht umsonst gebogenen Nasen zuhielt, wenn ein braver deutscher arbeitender Volksgenosse in der Nähe war, haben unsere umsichtigen SS-Leute und Gestapo-Beamten in sicheres Gewahrsam gebracht. Sie kommen aus den Polizeigefängnissen in die verschiedenen Konzentrationslager. Der Lagerkommandant Karl S. in B., ein alter Parteigenosse, mit dem ich vor Jahren zusammen gekämpft habe, zeigte mir eines Tages sein Lager. Es war eine Freude zu sehen, wie ein paar frühere Offiziere der kaiserlichen Armee bei den gewöhnlichsten Gelenksübungen versagten. Durch erbliche Syphilis zermürbt, durch Mehlspeisen verfettet, durch vorzeitige Verkalkung ungelenk geworden, fielen sie schon nach der fünfundzwanzigsten tiefen Kniebeuge mit dem Gesicht in den Dreck. Dennoch genügten zwei, drei kräftige Fußtritte in der Regel. Ein Wunder geschah: Die Lahmen konnten gehen.
Es ist Sitte, jeden Legitimisten mit dem Beiwort »Jud« anzureden. Einigen unter ihnen ist es gelungen, über die Grenze zu entkommen. Wir wissen, wo sie sich aufhalten, eines Tages werden wir sie erwischen.

II

Zu Ende ist es mit allen Vorrechten der römisch-jüdischen Kirche. Es gibt keine Einweihung mehr im Beisein des listigen Kardinals, der gedacht hatte, er könnte durch heuchlerische Unterwerfung den klaren Blick unseres Führers trüben. Verwüstet ist sein luxuriöser Palast, zerbrochen liegen seine Kruzifixe in weiß Gott welchen Mülleimern, zertrümmert sind die Statuen jenes Jammerlappen von Nazareth, der so dumm war, sich von seinen eigenen Volksgenossen verraten zu lassen. Dem Nationalsozialismus allein gelang es, allen bewußten Deutschen

die Religion als Opium für das Volk darzustellen, eine Formulierung, die übrigens die Juden Marx und Bebel unserem Rembrandt-Deutschen und auch unserem Künder Moeller van den Bruck einfach gestohlen haben. Es ist übrigens nicht das einzige sozialistische Plagiat. Daß die Schule frei sein müsse von Religionsunterricht, ist eine altgermanische Forderung, keine bolschewistische. Im Gegenteil: Die Juden fütterten gern die Katecheten, damit die deutsche Jugend mit den jüdischen Märchen verdummt und verblödet werde. Dies ist nun vorbei. An die Stelle des Religionsunterrichts ist Sittlichkeitsunterricht, verbunden mit Turnübungen, getreten und die Lektüre leicht faßlicher Stellen aus »Mein Kampf«. Eilig und furchtsamen Schrittes huschen die Dunkelmänner durch die Seitengäßchen Wiens, Salzburgs, Innsbrucks. Ausgeträumt ist der schwarze Traum von »katholischen Universitäten«.

III

Keineswegs besser ergeht es den immer noch verstockten Arbeitern sozialistischer und bolschewistischer Gesinnung. Das erfindungsreiche und wachsame Gehirn unserer Staatspolizei funktioniert, wie ein Kontrollapparat, in allen Betrieben. In jedem Betrieb kommt auf je zehn Arbeiter und Angestellte ein »Fürsorger«, wie ihn der Volksmund nennt. Nur kennt ihn keiner. Also ist jedes echt österreichische, staatsverderbliche »Raunzen« ganz ausgeschlossen. Verbotene Flugblätter, aus dem Ausland eingeschmuggelt und gewöhnlich in den Aborten verteilt, findet man zwar noch. Aber ihre Besteller und Verbreiter sind leicht gefunden und stehenden Fußes zum Verhör gebracht. Mit dem Gesicht gegen die Wand gestellt, müssen sie prompt, schlagartig, auf jede Frage antworten. Pistolenmündungen, an die Schläfen gebracht, helfen den Zaudernden nach. Ich weiß wohl, daß unsere humanitären Jämmerlinge über derlei Methoden Krokodilstränen vergießen werden. Mögen Sie! Es gibt keine andere Art, die seit Jahrhunderten dem österreichischen Proleten von dem »noblichten« Geschmeiß aufgezwungene Schlamperei auszutreiben. Dahin ist das mollige Heurigenleben. Wie es unser Generalfeldmarschall bei seinem letzten Besuch deutlich gesagt hat: »Für Österreich beginnt jetzt der deutsche Ernst des Lebens. Der österreichische Arbeiter, marxistisch erzogen, ver-

wöhnt zum Faulenzen, durch jüdische Rädelsführer zum Rebellen gemacht, hat sich dennoch seinen urdeutschen Kern bewahrt. Es schadet nichts, wenn er auf seine rebellischen »Schnadahüpferln« verzichtet und dafür die getragene, trächtige Wucht unserer nördlichen nationalen Weisen lernt. Mit den Widerspenstigen freilich können wir kein Mitleid haben. Mehr als 6000 sitzen, das heißt arbeiten schon in den Lagern. Es ist feige zu sagen, daß ihnen kein Haar gekrümmt werde. Im Gegenteil: Wenn es nötig ist, krümmen wir ihnen auch den Rükken. Unlängst wurde in Steiermark einer dieser unverbesserlichen Straßenbauarbeiter dabei erwischt, wie er die »Internationale« vor sich, bei der Arbeit, hinpfiff. Zwei Stunden später lag er schon im Lazarett. Er pfeift nicht mehr. Einzelheiten sind überflüssig. Es genügt zu sagen, daß die früher so geschwätzige Arbeiterschaft gelernt hat, zu arbeiten und zu schweigen. Die geballten Fäuste haben sich geöffnet. Man sieht grüßende, erhobene Hände.

IV

Von den jüdischen Untermenschen in Wien und Umgebung braucht man nichts Näheres zu berichten. Solch ein Bericht wäre nur noch ein Nachruf -- und so wehleidig sind wir nicht.

V

Auch an der Veränderung der sehr bezeichnenden rührseligen Äußerlichkeiten haben wir es nicht fehlen lassen. Alles, woran das schmachtende goldene Wiener Herz gehangen hat, verschwindet. Beim Heurigen singt man unsere Lieder »Horst Wessel« und »Wenn's Judenblut...« und »SA marschiert« und die »Ode Österreichs«, verfaßt von einem Linzer Volksschullehrer, bereits vor drei Jahren. Das »Fiakerlied« (vom jüdischen Rechtsanwalt Pick) ist bereits verschollen. Ebenso: »Es wird a Wein sein – und wir werden nimmer sein«. Unsere Parole ist eher: »Es wird *kein* Wein sein, und wir werden *immer* sein!«

Wir gehen daran, die überalterte Kastanienallee in Schönbrunn – bei Gewitter eine Gefahr – in eine glatte moderne breite Fahrbahn zu ver-

wandeln. Die alten Pflastersteine, wo sie überhaupt noch vorhanden sind, werden dem Asphalt weichen. Die weinerlichen, süßlichen Fliederbüsche am Burgtor sind entfernt. Man plant auch, die alte, sozusagen »vornehme« Reitallee im Prater in eine moderne, staubfreie Automobilstraße zu verwandeln.
Die Wiener, die besonders am Fernsprecher immer so »vertratscht« gewesen waren, benutzen das »Telephon«, wie man hier immer noch sagt, überhaupt fast nicht, seitdem sie wissen, daß unsere Staatspolizei das Ohr des Volkes ist. Die Mißgelaunten stecken einander kleine zerknitterte Zettelchen zu. Wir lassen sie gewähren. Mit ihren Papierchen werden sie weder etwas gegen unseren eisernen Willen noch etwas gegen das von unserem Willen beseelte Eisen ausrichten können.

Typoskript vom Frühjahr 1938, Redaktionsarchiv »Die Zukunft«

DAS UNSAGBARE

I

Von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von einem Augenblick zum andern wird es schwieriger, das Unsagbare dieser Welt sagbar zu machen. Der Bannkreis der Lüge, den die Missetäter um ihre Untaten ziehen, lähmt das Wort und die Schriftsteller, dessen Diener sie sind. Dennoch gebietet die Pflicht, die einem die Gnade auferlegt hat, die unerbittliche, bis zum letzten Augenblick, das heißt: bis zum letzten Tropfen Tinte auszuharren, das Wort im wahrsten Sinne des Wortes zu ergreifen, das durch Lähmung bedrohte Wort. Man muß sich heutzutage entschuldigen, wenn man schreibt... und man muß weiter schreiben...
Man muß schreiben, gerade dann, wenn man nicht mehr glaubt, durch das gedruckte Wort etwas bessern zu können. Den Optimisten mag es leichtfallen zu schreiben. Den Skeptikern, um nicht zu sagen: den Verzweifelten, fällt es schwer, und deshalb sollte ihr Wort gewichtiger sein. Es sollten sozusagen Stimmen aus dem Jenseits sein. Umglänzt sollten sie sein von dem Glanz des Vergeblichen. (Denn es hat seinen Glanz, das Vergebliche!)

II

Wer wäre imstande, solch Ungeheuerliches auszudenken, ohne daß er es selbst beginge; das Ungeheuerliche, das heute jeden Tag aus Radios und Redaktionen der Welt mitgeteilt wird; und noch weniger das Ungeheuerliche, das beide verschweigen. Ungeheuerlich ist selbst die Tatsache, daß man, ferne dem Bedrohlichen, noch die Feder unbehelligt in das Tintenfaß tauchen darf, um von jenen Wahrheiten zu berichten, die eine stumpfe, bequeme, taube Welt »Märchen« zu benennen liebt und gar »Greuel-Märchen«, in einer Stunde, in der doch die Wirklichkeit ein derartiges Greuel ist, daß sie selbst ein Märchen wird und ein wirkliches Greuel ein Idyll gegenüber dieser Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist dermaßen armiert, daß kein »Inter arma silent musae« mehr gelten kann und daß man sich gewöhnen müßte an die Version: »Inter arma clamant musae de profundis.«

III

Im Hause Obere Donaustraße 67 in Wien wurde ein zweiundsiebzigjähriger Jude gezwungen, eine Feuerwehrleiter zu erklettern, den Schlauch in der linken Hand, die rechte an der Leiterstange. »Feuerprobe« nannten es die SA-Männer. Als der Hausmeister den Henkern erklärte, er sei bereit, an Stelle des Juden hinaufzuklettern, wurde er mit Verhaftung bedroht und in sein Souterrain zurückgeschickt.

In Wilster hat das Gericht bestimmt, daß Eltern, die ihren Kindern den Eintritt in die Hitler-Jugend verwehren, das »Eltern-Recht« abgesprochen werde. (Mütter abgeschafft!)

Das Oberlandesgericht in Köln hat in einem Urteil festgestellt, daß ein Haus, in dem ein Jude wohnt, als »mangelhaft« zu betrachten sei.

Ein Wiener Cafetier aus der Währinger Straße wurde von den Nazis geblendet.

Ist es genug?

Nein, ich fürchte, es ist nicht genug! Vielmehr muß ich befürchten, setzte ich den Bericht der Wahrheiten fort: Ich würde den »sattsam«

denunzierten, »notorischen« Erfindern von Greueln zugezählt werden, von denen uns die Urheber der Greuel ihre (nicht unsere) Märchen erzählen.
Der mir bekannten Greuel sind viele, und auch die Mitwisser sind zahlreich. Aber wissen! Wer will schon davon wissen? Die Welt ist stumpf und taub geworden und mißtrauisch gegen die Sprecher der Wahrheit und zutraulich den Sprechern der Lüge gegenüber. Ich weiß, daß ich in der Wüste schreibe – und daß wir alle in die Wüste rufen!...
Derlei oben erwähnte Nachrichten – und ähnliche – kommen dem Schreiber dieser Zeilen beinahe täglich zu. Sie zu veröffentlichen wäre die selbstverständliche Pflicht der ausländischen Zeitungsberichterstatter, wüßte man nicht, daß ihren Verpflichtungen Grenzen gesetzt sind und sich also das Ungeheuerliche ereignet! Daß die Boten der Wahrheit von ihren Arbeitgebern verpflichtet sind, dem Kompromiß und, eventuell vor die Wahl zwischen Wahrheit und Lüge gestellt, dieser und jener in gleicher Weise die Ehre zu geben!
Ungeheuerliche Dinge ereignen sich. »Die Augen und Ohren der Welt«, wie es in der »Wochenschau« heißt, verblenden die lebendigen Augen und betäuben die hörbereiten Ohren der Menschen.
Aber es geht ein infernalischer Glanz sondergleichen – der rote Widerschein des Höllenfeuers – noch von der Lüge aus, die sich keineswegs damit begnügt, eine Wahrheit zu vertuschen, sondern die darauf aus ist, sich an ihre Stelle zu setzen und ihren Titel zu erlangen. Es ist ihr gelungen: kein Zweifel! Welch eine Welt, in der die kühnsten Phantasien Balzacs erblassen, die großartigsten Shakespeares erbleichen und in der man sich gezwungen fühlt zu erkennen, daß dieses Jahrzehnt, was seine Intensität an höllischer Schlechtigkeit betrifft, Jahrhunderte schänden könnte...

IV

Ich denke an den zweiundsiebzigjährigen jüdischen Greis, der gezwungen wurde, die steile Feuerwehrleiter hinaufzuklettern. Kein ausländischer Korrespondent war dabei. Und wenn einer dabei war, hat er's nicht berichtet. Und wenn einer es selbst berichtet hätte, wäre es vergessen worden.

Fürwahr! Gegenüber der Gleichgültigkeit der Welt sind die Grausamen der Un-Welt eine Kleinigkeit.
Das schrecklichste Greuel-Märchen, von dem noch unsere Urenkel erzählen werden, ist die Stumpfheit einer Um-Welt, die eine Un-Welt geworden ist; als wollte sie sich lächerlicherweise darauf berufen, daß sie nicht etwa durch das Wort Gottes entstanden sei, sondern durch einen Druckfehler Satans.

Manuskript von 1938, Leo Baeck Institute (New York)

DER MAULKORB FÜR DEUTSCHE SCHRIFTSTELLER

Die wirkliche Heimat des emigrierten Schriftstellers ist die Sprache, in der er schreibt, und seine Freiheit ist die Freiheit, ausdrücken zu dürfen, was er denkt.
Das kann er heute nicht mehr.
Man darf nicht schreiben, was man denkt: ein banaler Ausspruch! Und welch ein aktueller!
Die Zensur der diktatorisch regierten Länder arbeitet beinahe ebenso kollegial mit den Zensoren der freiheitlich regierten Länder wie die Polizei, die Kriminalpolizei nämlich. Und ebenso, wie man einen internationalen Taschendieb ehemals, in jenen seligen Zeiten, in denen nur Kriminalverbrecher den internationalen Steckbrief zu befürchten hatten, zu verfolgen pflegte, scheint man heutzutage angefangen zu haben, auch den heimatlos gewordenen Schriftstellern nachzustellen, deren Aufgabe es ist, nicht nur die Wahrheit über ihr eigenes Vaterland auszusagen, sondern auch das Gastland, in dem sie Unterkunft gefunden haben, vor dem Feind zu warnen.
Aber es scheint, daß die Gastländer gar nicht gewarnt sein wollen; es scheint, daß sie es vorziehen, bedroht zu werden und die Warner zu verschmähen, welche die Feinde denunzieren.
Also wird uns, den Freunden des Auslands, ein Maulkorb angebunden.
Auch diesen noch zu tragen kann ein Verdienst sein.
Fügen wir uns in das, was man gemeiniglich das Unvermeidbare nennt und das in Wirklichkeit das Vermeidliche wäre.

Ich habe mir sagen lassen, daß es auch Hunde gibt, die ihren Maulkorb mit Würde tragen; mit jener Würde, die ihr Herren nicht nur zu beschämen, sondern auch zu schädigen scheint.
Ich habe mir sagen lassen, daß die sogenannten vaterlandslosen Schriftsteller herrenlosen Hunden gleichen und daß ein Mensch, der keinen gültigen Paß besitzt und der dennoch zu schreiben fortfährt, auch im Ausland von einem jener Wasenmeister gefangen werden darf, die das Schreiben mit dem Bellen verwechseln.
Infolgedessen glaube ich im Namen aller heimatlos gewordenen deutschen Schriftsteller den Wunsch aussprechen zu dürfen: daß uns der Maulkorb noch strenger umgebunden werde! Arme deutsche Hunde, die wir sind, werden wir schweigen müssen und keineswegs bellen können, sobald unsere alten deutschen Herren sich gefährlich dem Gastland nähern, das wir zu bewachen die Absicht hatten.
Die Tinte ist ebenso vergeblich vergossen wie das Blut. Finden wir uns damit ab, daß die Welt, für die wir einmal zu schreiben gedacht hatten, taub und stupide geworden ist und daß wir nur noch wenig mehr – vielleicht gar nichts in ihr zu suchen haben.

Manuskript von 1938 (?), Leo Baeck Institute (New York)

1939

LEITFADEN FÜR ZEITUNGSLESER ANNO 1939

Da man annehmen kann, daß die Nachrichten im neuen Jahr so flink und so widerspruchsvoll sein werden, wie sie in den verflossenen Jahren gewesen sind, scheint es angebracht, dem Leser einige Winke und Ratschläge zu geben, wie er einen bereits karg gewordenen Vorrat an Vertrauen am besten verwalten soll. Möge er vor allem wissen, daß die Lüge der Wahrheit ein paar überzeugende Töne abgelauscht und sie zu ihren eigenen hervorragenden Merkmalen degradiert hat. Kein Klang ist mit so viel Vorsicht aufzunehmen wie der pathetische, und Kredit verdient, neben der sachlichen und indifferent vorgebrachten Kunde, der ironisch gefärbte Bericht. Die Wahrheit verbirgt sich nämlich nicht, sie verkleidet sich nur. In Zeiten, in denen sie so eifrig verfolgt wird wie in unseren Tagen, kann es vorkommen, daß sie im Gewande der Übertreibung einherwandert. Man erkennt sie nicht immer an der leichten Verständlichkeit, aber unfehlbar an der Lauterkeit ihrer Stimme, selbst dann, wenn sie flüstern muß. Sie schlägt niemals krumme Wege ein, wohl aber manchmal Umwege und schwer übersehbare. Es ist gewiß schwieriger, ihr zu folgen als der Lüge, die häufig unmittelbar zu sein scheint, mit betont franken Allüren, aufrechter Haltung und blanken blitzblauen Blickes, gesund und elastisch bis ins hohe Alter und geschmückt mit der Würde silbernen Haares. Die Wahrheit dagegen kann auf den flüchtigen Blick gelegentlich hinfällig erscheinen, siech und mißgestaltet, und sie bedient sich, bevor sie zu sprechen beginnt, keiner bestechenden einleitenden Floskeln und Ornamente. Wenn einer einen Satz mit den Worten anfängt: »Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen« oder: »Offen gesagt«... oder gar: »Ein Wort unter Männern...«, so ist ihm gegenüber höchstes Mißtrauen geboten. Aber es ist häufig festzustellen und höchst verwunderlich, wie gerne Unbestechliche oder sogar Mißtrauische der billigen Hypnose einer Versicherung erliegen, die ja ihre Überflüssigkeit schon durch die Tatsache beweist, daß sie abgegeben wird. Sie ist sozusagen ein Ritual der Lügner, und man glaubt ihr, einfach, weil sie zelebriert wird.

Die Zeitungen, die Berichterstatter, die Korrespondenten, die Redakteure bedienen sich uralter, fast unausrottbarer Wendungen, die man gleichsam aus Höflichkeit »stehende« nennt, um die Welt nicht mer-

ken zu lassen, daß sie wankende sind. So ist zum Beispiel eine Nachricht, die zuerst »in wohlinformierten Kreisen verlautet«, bevor sie telegraphisch oder telephonisch übermittelt wird, weder richtig noch unrichtig, weder wahr noch unwahr; ihr gebührt nicht einmal der Rang eines Gerüchts. Höher zu klassifizieren sind schon die Meldungen, die ihren Ursprung »in eingeweihten Kreisen« haben, und am wenigstens anzuzweifeln, wenn auch niemals ohne Vorbehalt glaubwürdig, sind wissenschaftliche Berichte und Nachrichten über Selbstmorde.

Aber all das sind nur elementare Wahrheiten, vielen Zeitungslesern schon bekannt. Kompliziert wurde die Zeitung erst nach dem Kriege, da sie in ein tägliches, stündliches Bild einer durch allzu strebsame Simplifizierung äußerst verwickelten Welt zu bieten hat. Nicht umsonst nennt der Fachmann das bleierne Negativ einer Zeitungsseite: den Spiegel. Man muß zur Rechtfertigung dieses Spiegels sagen, daß er möglichst getreu ist und nicht verantwortlich für das Zerrbild, das er pflichtgemäß widerstrahlt. Der Korrespondent, der Redakteur greifen nur aus Not zu jenen »stehenden Meldungen«, nicht etwa, um etwas, was sich gar nicht oder anders ereignet hat, als ein glaubenswürdiges Geschehnis darzustellen, sondern weil das wirkliche Geschehen so arm an Substanz ist. »Es verlautet« etwas in dieser Welt, statt daß es geschähe. Der Krieg bricht nicht aus, aber der Frieden ist nie geschlossen. Die Diplomatie ist nicht geheim, aber sie hütet Geheimnisse. Aber auch diese Geheimnisse haben ihren Sinn und Gehalt verloren, bevor sie noch durch Indiskretionen oder mit Absicht verraten werden. Und immer ähnlicher wird die Welt einem seltsamen Theater, in dem von Zeit zu Zeit ein Vorhang gelüftet wird, um eine leere Bühne sichtbar werden zu lassen. Es ist, als sprächen da die Zeitungen hinter den Kulissen, um Vorgänge zu kommentieren, die unsichtbar sind; die sich vielleicht – wer kann es wissen? – eine Weile früher, hinter dem herabgelassenen Vorhang zugetragen haben.

Wie sollte es im Jahre 1939 anders werden? Es ist leichtfertig, zu prophezeien, und es ist müßig, mit feierlichem Aplomb all das zu hören, was alle selber denken. Da unser Leben so kurz ist, sind unsere Zeitungen so eng, aber da wir sie wichtig nehmen müssen, erwarten wir wahre Zeitwenden von Kalender-Abschnitten. Und weder die Vorsehung noch »die Geschichte« haben einen Grund einzusehen, weshalb sich etwas ändern müßte, wenn der Silvester abgelaufen ist, noch ein

Silvester! Ob das, was wir »Katastrophe« nennen, worunter wir: Krieg verstehen, über uns kommen wird oder ob der Zustand, der in Wahrheit eine Katastrophe ist, ohne offiziell so zu heißen, uns noch weiter den Atem benimmt, darf man sich nicht vermessen zu sagen. Innere Veränderungen, die den äußeren vorangehen, bleiben unsichtbar, unmerkbar, man kann nur spärliche Schlüsse ziehen. Und muß man also, während man etwas aussagt, fast in dem gleichen Atem vor der Überschätzung dieser Aussage warnen.

Nichts deutet darauf hin, daß Diktatoren aufhören werden, die Welt mit ihrem Frieden zu überziehen; daß diejenigen, die befugt, aber nicht berufen sind, über unser Schicksal zu entscheiden, klüger oder einsichtiger sind als du und ich und jener Zeitungsleser dort in der Kaffeehaus-Ecke. Nichts deutet darauf hin, daß die kindische Gläubigkeit, die wir den Worten, Entscheidungen, dem Trachten und Planen dieses oder jenes Staatsmannes entgegenbringen, auch nur die Spur einer Rechtfertigung finden wird. Wahrscheinlich wird unsere Unfähigkeit, das »kalte Blut« zu bewahren, uns dafür jenen prophetischen Pessimismus bewahren, den wir vor den Geschichtemachern, Weltlenkern und den Verwaltern der »öffentlichen Meinung« voraus haben. Woher werden die Winde kommen, deren Beute wir sind? Wohin werden wir verweht, im neuen Jahr? – Ach! Es ist schwer, Sätze zu schreiben, an deren Ende kein Fragezeichen steht. Und der wichtigste Rat, den man dem Leser erteilen kann, ist der: Er traue rückhaltlos nur den Fragesätzen! –

Und wird er diesen Rat befolgen?

Pariser Tageszeitung, 1./2. 1. 1939

DER FEIND ALLER VÖLKER

Mehrere Antisemiten haben den Jahreswechsel zum Anlaß genommen, die Sorgen zu äußern, von denen sie leben. Unter ihnen an erster Stelle der Prominenteste, wie es sich gehört, nämlich Goebbels. Er möchte, sagt er (im »Berliner 12-Uhr-Blatt«), die anderen Völker nicht unbedingt dazu anhalten, den »Gesundungsprozeß« vorzunehmen, aber er glaube dennoch, daß die Judenfrage eine »internationale Lösung« fin-

den werde. Der Führer der Londoner Faschisten behauptet, daß die Juden den Krieg wollen und sich der Eden, Duff Cooper, Churchill und anderer bedienen, um dem Volk die Notwendigkeit eines Krieges einzureden. Ein französischer Antisemit meint, die französische Aristokratie sei verjudet, der italienische versichert, daß nach einer Generation kein Jude mehr in Italien leben werde, der ungarische fordert, man müsse die Emigration der Juden aus Mitteleuropa beschleunigen. Die müßige Frage, warum die Antisemiten den Juden einen Kriegswillen imputieren, die Durchsetzung der Aristokratie in Frankreich, die Korrumpierung der italienischen Nation und der ungarischen beantwortet sich freilich von selbst mit dem bekannten Witzwort, das da sagt, die Juden und die Radfahrer trügen jede Schuld; ein Wort, beinahe älter als der Anisemitismus und die Fahrräder und das man dennoch nicht entbehren kann. Denn es ist fast unmöglich, einer abgeleierten Platitüde zu entgehen, wenn man von einer tierischen zu sprechen hat. Sinnlosigkeiten lassen sich nicht widerlegen. Jedes Wort, das man darüber noch verlieren wollte, wäre in einem zwiefachen Sinne verloren.
Nicht verloren zu sein schiene mir aber eines, das vor einem Optimismus der vom Antisemitismus körperlich und moralisch Betroffenen zu warnen imstande wäre. Der anständige Teil der Menschheit scheint nämlich seit altersher zwar nicht die deutliche, die deklarierte Unanständigkeit, wohl aber indifferente Labilität zu unterschätzen. Das Gesetz der akustischen Trägheit, das dem Ohr der Indifferenten befiehlt, auch das Abstruse für logisch und selbstverständlich zu halten, wenn es nur häufig wiederholt wird, ist gewaltig, ist naturgegeben. Und überall, wo Böses geplant wird, wo Böses geschieht, ist gewiß das Böse in den Urhebern schuldig. Aber dem Bösen zum Erfolg verholfen haben immer die Gleichgültigen.
Die Geste des Dirigenten Erich Kleiber zum Beispiel, der jetzt infolge der italienischen Rassengesetze sein Gastspiel an der Mailänder Scala abgesagt hat, wäre vor zehn Jahren noch selbstverständlich gewesen; heute ist sie nobel. Aber nichts beweist eben den Niedergang Europas so stark wie die Erhebung des Selbstverständlichen in den Adelsstand. Wenn die Menschlichkeit als außergewöhnlich empfunden wird, so bedeutet es, daß die Unmenschlichkeit gang und gäbe ist. Das Natürliche wird geradezu übernatürlich.
Die noblen Kämpfer gegen die Bestialität rechnen zwar, wie gesagt,

mit der Gefährlichkeit dieser, aber nicht mit der viel schrecklicheren der »Neutralität«. Nichts ist so tierisch wie Gleichgültigkeit gegenüber dem Geschehen im Bereich des Menschlichen. Ein einziger Mensch, dem es egal ist, ob ein Jude geschlagen wird oder nicht, ist schädlicher als die zehn, die den Juden – oder den Neger oder den Rothaarigen oder den Grünäugigen – mit eigenen Händen schlagen. Verglichen mit der »Neutralität« ist die Bestialität geradezu eine human zu nennende Eigenschaft. Die Gleichgültigkeit ist der Feind aller Völker; nicht die Juden; nicht einmal der Antisemit: nur der Gleichgültige.

Pariser Tageszeitung, 3. 1. 1939

DAS BITTERE BROT

Der Tag erhebt sich, und der arme Mann wünscht, die Nacht noch auszudehnen. Es ist zwar Dezember, also ein später Tag, und er kommt dennoch zu früh. Die Morgen sind böse, aber mit der Zeit hat der arme Mann gelernt, daß man sie überstehen muß, um jeden Preis, denn der Tag wartet schon. Nicht alle Tage sind so böse wie ihre Vorläufer, die Morgen. Einige, seltene, waren schon überraschend günstig, mehrere waren ausgesprochen schlecht. Man kann aber des Morgens, beim Aufstehen, noch nicht wissen, wie ein Tag wird.

Es ist ein winziges Hotelzimmer im vierten Stock, mit scharlachroten, von gelben Sonnenblumen unterbrochenen Tapeten. Von der nahen Turmuhr schlägt es acht. In den Röhren der Wasserleitung dröhnt es, weil ein Mieter im ersten oder im zweiten Stock den Hahn aufgedreht hat. Auch der arme Mann tritt an die Wasserleitung. Seit zwei Wochen hängt dasselbe Handtuch über der Messingstange. Der Schmutz der vergangenen Tage klebt am Handtuch, der günstigen, der mittelmäßigen oder der ausgesprochen schlechten Tage. Auch das Bettzeug ist schon vier Wochen alt. Aber des Morgens muß man es nicht unbedingt anschauen, und in der Nacht sieht man es nicht, denn die elektrische Birne an der Decke beleuchtet nur die Mitte des weißen Plafonds, eine Lampe für Fliegen. Die Spinnen aber warten in den finsteren Ecken, hinter den dichten grauen Geweben, die sie selbst gesponnen haben, wahrscheinlich warten sie auf den Augenblick, wo der arme Mann das

Licht auslöscht und tappend, auf nackten Sohlen, von der Tür zum Bett schleicht. Dann verfangen sich wahrscheinlich die Fliegen in den Netzen und werden eingesponnen, ausgehöhlt und aufgezehrt. Denn jedes Geschöpf muß räubern, stehlen, töten, essen, leben. Nur der arme Mann muß Geld haben, sonst kann er nicht leben.

Daß gerade ein armer Mann Geld haben muß, ist längst nichts Neues mehr. Wenigstens ein bißchen Geld muß ein armer Mann haben, viel braucht nur ein reicher. Aber ein reicher Mann bekommt leichter viel Geld als ein armer ein bißchen; und am Ende ist es vielleicht auch ähnlich mit der Spinne. Die in günstigen Winkeln ansässigen und mit dichten, großen Netzen versehenen bekommen mehr Fliegen. Aber auch das kann den armen Mann nicht trösten.

Insbesondere nicht am Donnerstag, und heute ist Donnerstag. Denn an diesem Tage ist die Hotelrechnung fällig. Hätte man einen ganzen Monat vorauszahlen können, so müßte man nicht jede Woche Angst vor dem Wirt haben, und sogar die Donnerstage könnten erträgliche Tage sein. So aber fangen gerade sie sehr unangenehm an. Und heute ist, wie gesagt, Donnerstag.

Dennoch wäscht sich der arme Mann wie Dienstag und Mittwoch, und er versucht, noch eine saubere Ecke im Handtuch zu finden, um sich darin abzutrocknen. Aber ein Handtuch hat nur vier Ecken, und alle sind schmutzig. Von der Mitte kann gar nicht die Rede sein.

Der Überzieher hängt an der Türklinke, denn der Kleiderhaken steckt so locker im viel zu weiten Loch an der Wand, daß er nur noch den Hut tragen kann. Der arme Mann setzt den Hut im Zimmer auf, den Mantel aber zieht er erst auf der Stiege an, und das Zimmer sperrt er nicht zu. Nur den Schlüssel zieht er ab, denn er muß ihn unten abgeben. Er sperrt das Zimmer nicht ab, gewissermaßen aus Auflehnung gegen die Armut und als könnte es irgend jemanden im Treppenflur oder überhaupt irgendwo geben, der ihm etwas sagen würde: Seien Sie doch vorsichtig! – Und als könnte er, der arme Mann, nunmehr Gelegenheit haben, zu antworten: Was sollte man mir schon stehlen? Ich habe nichts! – Aber es fällt keinem Menschen ein, einen armen Mann vor Diebstählen zu warnen.

Alles, was der arme Mann besitzt, nimmt er mit. Es hat Platz in einem kleinen Handkoffer, und man kann nicht einmal sagen, daß alles drinnen wirklich sein Besitz ist: die Bleistifte, die Hemdmuster, die Kragenknöpfe, die Zwirnspulen, die kunstseidenen Strümpfe, die Seifen,

die Parfümfläschchen: Alles hat er »in Kommission« bekommen. Zuerst muß man die Ware verkaufen, den Erlös abliefern, dann hat man ein bißchen Geld. Der arme Mann greift nach der Brusttasche, wo das Notizbuch liegt. Darin sind die wichtigsten »Rekommandationen« verzeichnet, das heißt, Adressen von Leuten, die im Verdacht stehen, mehr Geld zu haben als ein armer Mann, zumindest so viel, daß sie ihre Zimmer abschließen zu müssen glauben. Diese Leute hat man dem armen Mann empfohlen. Aber die Menschen wollen sich nicht bei Bekannten unbeliebt machen. Sie denken, daß es dem armen Mann weniger schadet, wenn er sich unbeliebt macht.
Ohne diese »Rekommandationen« wüßte man wirklich nicht, wohin man den Fuß setzen soll, nachdem man das Hotel verlassen hat. So aber weiß man wenigstens, welche Richtung einzuschlagen ist, und es ist vielleicht besser, höher zu steigen, denn die Hoffnung dauert länger, je höher die Rekommandierten wohnen. Im ersten Stock aber warten, wie es dem armen Mann scheint, gewöhnlich Enttäuschungen. Er will ein Dutzend Bleistifte verkaufen. Man sollte nicht glauben, daß man an Bleistiften mehr verdient als zum Beispiel an Hemdknöpfen und wie schwer sie »abzusetzen« sind. Wenn der arme Mann nur einmal schon ein Dutzend Bleistifte abgesetzt hätte, könnte er sagen, er hätte »einen Abschluß getätigt«. So aber, da er nur einzelne Bleistifte verkauft, sagt er zu sich, von sich selbst, er könne auf den »Detailhandel« rechnen. Und er setzt hinzu: heutzutage. Die Zeiten sind schlecht, kein Zweifel! Für reiche Menschen vielleicht. Der arme Mann rückt ihnen gleichsam näher, wenn er heutzutage sagt.
Dieser Donnerstag aber scheint bessere Zeiten einleiten zu wollen. Denn eine »Rekommandation« hat achtzehn Bleistifte und sechs Hemdknöpfe gekauft und gesagt, der arme Mann solle nicht vor zwei Monaten wiederkommen. Zwei Monate sind für einen wohlhabenden Menschen eine sehr lange Zeit, er schaut im Taschenkalender nach. Das ist alles. Für einen armen Mann sind zwei Monate zwei Ewigkeiten. Wenn sich jemand mit ihm verabreden sollte, zwei Tage später, morgen nur, man könnte nicht zusagen. Man weiß noch nicht, aus welchen Richtungen man heute nach Hause zurückkommen wird. Der arme Mann weiß noch nicht, ob er heute nach Hause kommen wird. Er geht in ein Bistro, trinkt Kaffee und taucht einen Kipfel hinein. Er gibt sich dem Genuß nicht ganz hin, denn er hat nicht vergessen, daß heute Donnerstag ist.

Dennoch ist es ein guter Donnerstag. Denn ehe noch der Abend eingebrochen ist – und im Dezember hat der Tag wenig Zeit und verschwindet schnell –, hat der arme Mann sogar drei Paar Damenstrümpfe verkauft und eine Bestellung auf drei Hemden (mit festem Kragen) entgegengenommen. Wer weiß, was alles er noch heute verkaufen könnte, wenn nicht nur nicht Donnerstag, sondern auch nicht der neunundzwanzigste Dezember wäre. An diesem Tag nämlich muß der arme Mann auch zur Polizei. Er hat ein Papier, auf dem geschrieben steht, wie er heißt und woher er kommt und wo er wohnt. Es steht aber nicht darauf, wie lange er wohnen kann und wohin er gehen darf.

Man sagt ihm nichts. Er wartet. Dann stellt er den Koffer hin und steht an einem Schalter, und ein Herr drückt sofort einen Stempel auf das Papier; so schnell, daß der arme Mann fragen möchte, ob der Herr nicht Bleistifte braucht. Er besinnt sich aber und entfernt sich, der arme Mann. Was braucht er noch? Den Wirt kann er bezahlen. Vierzehn Tage kann er noch bleiben. Eine Wurst, einen Käse, ein Bier kann er bezahlen. Der arme Mann ist von Zuversicht erfüllt. Und dazu an einem Donnerstag.

Er fährt nach Hause, zahlt, steigt ins Zimmer und legt sich ins Bett. Heute macht er gar kein Licht: So zufrieden ist ein armer Mann.

Pariser Tageszeitung, 3. 1. 1939

EINE WIRKLICH FREIE STADT

Im Anschluß an das Dekret der Freien Stadt Danzig, das dem früheren Senatspräsidenten Dr. Hermann Rauschning seine Staatsbürgerschaft entzieht, richtet der Senat einen Aufruf an fünfzig Danziger, sie möchten unverzüglich in die Heimat zurückkehren, widrigenfalls auch sie ihre Staatsbürgerschaft verlieren würden. Die fünfzig Staatsbürger sind Juden oder Sozialdemokraten. Es ist also anzunehmen, daß sie nicht heimkehren und ihre Pässe verlieren werden. Wahrscheinlich sind es Hunderttausende, die in dieser Welt ohne Heimat, ohne Staat, ohne Paß und ohne Schutz herumlaufen. Was sag' ich: herumlaufen? Sie sitzen vielmehr zwischen den Grenzen von Städten,

bestensfalls von Ländern fest, zwischen Gefängnismauern und Lagerzäunen. Auf die fünfzig Danziger kommt es da nicht mehr an.
Die strenge Einhaltung der Form aber, in der ein Staat, der tausendmal Bestimmungen, Verpflichtungen, Gesetze umgeht, verdreht, fälscht, verleugnet und aufgibt, seine fünfzig Bürger auffordert heimzukehren, beleuchtet den Zynismus der Gewalt- und Machthaber greller als die nackte Gewalttat selbst. Der Senat der »Freien« Stadt – wie widerlich höhnt da der Name schon sich selbst – sperrt die Danziger zwar willkürlich, formlos, widergesetzlich ein, aber er bedient sich einer peinlichen formellen Genauigkeit, um die Einzusperrenden bis vor die Gefängnistore kommen zu lassen. Es ist mehr als eine Formalität. Sie gewinnt schon die Schrecklichkeit eines gespenstigen Zeremoniells, einer makabren Etikette. Wenn in früheren Zeiten, in manchen Ländern, der Henker zuerst einen ehrfürchtigen Gruß leisten mußte, bevor es ihm erlaubt war, einen hochgestellten Delinquenten fürstlichen Geblüts zu köpfen, so war die grauenhafte Verbeugung nicht der Ausdruck eines Zynismus, sondern einer respektvollen Gebundenheit an eine bestimmte Symbolik. Auch war Heuchelei in jeder Epoche nach stillschweigender Übereinkunft selbstverständlich. Niemals aber hat man es gesehen, daß Barbaren, aufgebrochen aus ihren Wäldern aus Zement, Beton, Asphalt und Nirosta, verchromtem Stahl und elastischem Scheibenglas, die Formen mit übermütigem Gelächter zertrümmern, sich der Gewalt und des Lasters offen rühmen – und dennoch des mickrigen, winzigen, niedrigen Sadismus eines perversen kleinen Magistratsschreibers nicht entbehren können und des Dranges, Vorladungen zu versenden, und just an jene Menschen, die zu den Opfern der neuen Gewaltmoral gehören. – »Sie werden hiermit aufgefordert, spätestens am 15. Januar 1939 zwecks Verbüßung Ihrer jüdischen Abstammung sich beim Kommandanten des Konzentrationslagers Danzig-Ost zu melden. Der Senat der Freien Stadt Danzig.« Barbarei mit Formalitäten und Formularen! Um einem Menschen den Paß zu entziehen, bedarf man eines Schriftstückes. Überflüssig ist es nur beim Entzug des Lebens.
Oh! All dies hat einen diabolischen Sinn und einen gemein-praktischen Zweck. Der Teufel schließt immer Pakte. Er hält hof. Er unterhält Diplomaten in Uniform und Geheimagenten in Zivil. Botschafter übergeben ihm ihr Beglaubigungsschreiben. Das Diabolische hat zwar die Allüren des Frank-Frisch-Freien, des ohne Umschweife Mörderi-

schen angenommen, aber die Floskel kann es nicht verleugnen. Und in eine klare Sprache übersetzt – wie leicht ist die Übersetzung! –, lautet die Ansprache eines Führers bei dem üblichen Neujahrs-Empfang so: »Eure Exzellenz, ich bin entschlossen, das geschätzte Land, das Sie vertreten, solange es geht, mit friedlichen Mitteln zu unterdrücken. Sie wissen, daß ich Wort halte. Sie können mit gutem Gewissen Ihrem Minister ankündigen, daß wir Ihrem Lande noch in diesen Monaten einen Fetzen Papier zur feierlichen Unterschrift vorlegen werden. Ich glaube, bis jetzt genug Beweise für meinen guten Widerwillen geliefert zu haben. Spüren Sie nur meinen Händedruck, er ist, ohne Hintergedanken abgegeben, wie ein Schraubstock.«

Pariser Tageszeitung, 5. 1. 1939

DIE WILDE, VERWEGENE JAGD

An der ungarisch-jugoslawischen Grenze, in Bechyne, wird Graf Ciano am 19. Januar Jagdgast des jugoslawischen Ministerpräsidenten sein. Man behauptet, daß auch Göring an dieser Jagd teilnehmen wird. Eine Jagd ohne Göring wäre auch merkwürdig. Er war es, der die Usurpierung feudaler Allüren durch brav bürgerliche – oder frisch geadelte – Staatsmänner vorbereitet und den grünen Tisch durch den grünen Wald sozusagen ersetzt hat.
Es ist, als ob man in diplomatischen und politischen Kreisen heutzutage das dringliche Bedürfnis empfände, durch eine wirkliche, ziemlich harmlose Jagd auf Eber und Wildschweine die andere, viel gefährlichere auf ohnmächtige Gegner im Innern der Staaten und auf mächtige Nachbarstaaten zu sanktionieren. Im übrigen laufen schon in den Wäldern so viel staatenlose Nicht-Arier herum, daß die Jagd ein doppeltes Vergnügen werden kann, nämlich sehr wenig verschieden von jener, die man zu Hause in Straßen und Gassen zu veranstalten gewohnt ist. Es fehlt noch ein kleines, und man könnte endlich darangehen, die politischen Jagden nicht in den Grenzwäldern der Staaten zu organisieren, sondern in denen der Niemandsländer, von deren Existenz die Welt, nebenbei gesagt, bis in die jüngste Zeit hinein gar nichts gewußt hat. Es scheint ihrer dennoch erstaunlich viele zu geben. Sie

sind bereits halbwegs allgemein anerkannte geographische Gebilde. Und spräche ihr Dasein allein nicht schon für die Ohnmacht des Völkerbundes, so könnten sie fast verlangen, in ihm vertreten zu sein.
Ach! Welch eine Jagd, welch ein Gedränge von Jagden! Neben der Mitteilung von der in Bechyne liest man in der Zeitung von den 10 000 Juden, die aus der Tschechoslowakei nach Südamerika verjagt werden, von der Jagd des Deutschen Reiches nach den 265 Millionen des Wiener Barons Rothschild – man stelle sich jüdische Raffgierhände vor, wie sie zu germanischen Fäusten im gerechten Habsuchtszorn geballt werden – und von den Opfern der germanischen Judenjagd am 10. und 11. November 1938, nämlich 40 in Wien allein erlegten Menschen, 375 im ganzen Deutschen Reich, das eigentlich das »Dritte Jagd-Revier« heißen sollte.
Es sind viele verwegene Jagden, die da an den Grenzen, an allen Grenzen, stattfinden – und zwar zu jeder Saison, weil nämlich die plebejischen Erben feudaler Sitten selbstverständlich der primitivsten Ritterlichkeit gegenüber dem Wild entbehren müssen. Es gibt keine Schonzeiten und keine Schutzgebiete. Denn die Wilderer haben das Recht, die Förster zu stellen, und diese fangen schon an, sich zu überlegen, ob sie nicht lieber doch Wilderer werden sollen.
Es ist, kann man nur sagen, wahrhaftig »eine Hetz«!

Pariser Tageszeitung, 6. 1. 1939

EIN MANN, EIN EID

Eine aus mehreren Gründen überraschend zu nennende Neuerung innerhalb aller bisher bekannten militärischen Formen und Überlieferungen hat die Sowjetregierung in der russischen Armee eingeführt: Die russischen Soldaten werden den Dienst- und Treueid nicht mehr kollektiv, als Truppenformationen, leisten, sondern individuell. Jeder Angehörige der Land-, See- und Luftmacht wird am 23. Februar dieses Jahres, anläßlich des 21. Geburtstages der Roten Armee, ebenso wie jeder Zivilist, der in einer Militärfabrik oder in einem Militärbüro Dienst tut, einen persönlichen Eid ablegen und ihn durch seine Unterschrift noch bekräftigen müssen.

Es gibt in der ganzen Welt keine Armee, in der diese Art von Eidesleistung üblich wäre. Überall pflegen neu-assentierte Rekruten in Gruppen, eingerückte Soldaten in ihren Kompagnie-, Bataillons- oder Regiments-Einheiten zu schwören. Ja, der Sinn des militärischen Lebens äußert sich gerade darin, daß der einzelne seine Eigenart gewissermaßen aufgibt und diese Aufgabe just durch seinen »kollektiv« abgegebenen Eid zuerst demonstriert. Außerdem ist hier die alte Tradition, derzufolge ein Mann keine stärkere Bindung einzugehen braucht als eben jene, die in der Abgabe seines Wortes besteht, endgültig durchbrochen: auch der Idealtypus des Männlichen: der Soldat nämlich, kann sich nicht mehr damit begnügen, sein Wort abzugeben! Ja, nicht einmal sein Eideswort ist hinreichend: Der Mann, der Soldat muß unterschreiben. Er unterzeichnet einen persönlichen Vertrag mit dem Staat beziehungsweise mit der Armee des Staates, in der er dient, will sagen: mit seinem Vaterland. Es ist eine kühne Neuerung: Dem obligaten Heeresdienst wird hier der Charakter einer gewissen Freiwilligkeit verliehen. A priori wird angenommen, daß jeder Soldat aus freien Stücken in die Armee eingetreten sei – und damit ihm diese Freiwilligkeit deutlich gemacht werde, wird er zur persönlichen Eidesleistung und zur Unterschrift verhalten. Es ist eine ingeniöse Idee – – auch die Sowjetgegner werden es zugeben. Sie verrät eine bedeutende psychologische Erfahrung. Sie spekuliert außerdem noch auf die Bereitschaft des primitiven Menschen, die Schrift, das Schreiben, das Unterschreiben gar für eine geradezu sakrale Einrichtung zu halten. Und die Bedeutung, die sich jeder russische Soldat in dem Augenblick beimessen wird, in dem er in die Hand seines Vorgesetzten schwört und obendrein noch ein »Dokument« unterzeichnet, verpflichtet ihn nicht nur zur Treue, sondern auch noch zur Erkenntlichkeit. Daß aber die Einführung des persönlich, einzeln abgegebenen Eides gerade in dem Lande Wirklichkeit wird, in dem die kollektivistischen Ideen zuerst (und mit einer gewissen demonstrativen Wucht) realisiert worden sind, ist einigermaßen pikant: Was sich um Leben und Tod handelt, muß eben das Individuum entscheiden. Es ist eine der letzten Freiheiten des einzelnen, ob er entschlossen ist, zu fallen oder zu desertieren...

Wahrscheinlich war der Urheber dieser Neuordnung in der Sowjetarmee kein orthodoxer Marxist. Sicher ist er ein glänzender Offizier...

Hamilkar

Pariser Tageszeitung, 7. 1. 1939

MUNKACS, DIE BRAVE STADT

Munkacs ist ein braves, kleines Städtchen. Man spricht dort Deutsch und Jiddisch und Ungarisch und Slowakisch und Ukrainisch, ein bißchen von allem und alles recht gut. In der alten Monarchie genoß es seinen polyglotten Frieden und den militärischen auch. Denn es war gelegentlich der Schauplatz von Manövern. Und man weiß jetzt, wo so viele Para-Militärs in der Welt herumlaufen, wie friedlich ein richtiges, ein echtes Militär sein kann. Ferner weiß man jetzt, da so viele Staaten – nicht nur Staatsbürger – sozusagen über ihre eigenen Grenzen rennen, welch eine Gnade Gottes ein großes polyglottes Staatsgebilde sein kann. Es ist lange her! Damals fiel es den Ruthenen nicht ein, auf Munkacs zu schießen. Zweimal in der Woche war Viehmarkt in Munkacs. Auch damals schlugen sich die Menschen: aber in der Schenke von Salomon Komrower.

Munkacs, die brave Stadt, hätte jetzt ein Recht, sich selbst und die Staatsmänner zu fragen – auf deutsch, jiddisch, ungarisch, slowakisch, ruthenisch –, wieso sie denn eigentlich dazu käme, wie ein Schneeball zwischen verschiedenen Staaten herumgeworfen zu werden, über Grenzen und Demarkationslinien. Es gibt, mir nichts, dir nichts, vierzehn Tote in Munkacs. Die tschechoslowakischen Gendarmen, die vorgestern noch ungarische waren, schießen auf die ungarischen, die vorgestern noch tschechoslowakische Gendarmen waren. Und der Wachtmeister Szatmari kommt nach Haus und erzählt seiner Frau: »Denk dir, ich habe meinen besten Kameraden erschossen: den Zugführer Kaniuk! Er hat mit mir zusammen gedient. Aber er war ein Ruthene! Es ist so schwer, sich in der Demarkationslinie zurechtzufinden!«

Und darüber könnte ein Weltkrieg ausbrechen, schrecklicher als jener, der in Sarajevo seinen Anfang nahm. Immerhin war damals ein Thronfolger erschossen worden. Heute ein Kino! Wem gehört das Kino? Wahrscheinlich nicht dem Salomon Komrower. Wahrscheinlich nicht seinen Erben. Die Gäste, die einst in seiner Schänke zu trinken und sich zu prügeln liebten, gehorchen jetzt den Judengesetzen, unter denen sie selbst genauso seufzen, wie die Juden unter ihnen leiden...

Oh, Munkacs, was ist aus dir geworden! Was alles müssen die kleinen Städte unter den großen Mächten leiden und die kleinen Menschen unter den mächtigen Menschen. Lang ist es her, da hat sich noch Kom-

rower mit Kaniuk verstanden und dieser mit Szatmari. Und sie sprachen doch verschiedene Sprachen. Aber seitdem es Mode geworden ist, daß die Menschen, die auf einem Quadratmeter leben, sich justament der gleichen Sprache, der gleichen Sitten, der gleichen Großmütter bedienen müssen, können sie sich nicht mehr miteinander verständigen. Und Munkacs, die brave Stadt, wird plötzlich symbolisch für die ganze Welt, sie wird geradezu im wahrsten Sinne ein *Brenn-Punkt*! -- und gerade das hat sie niemals sein wollen.

Pariser Tageszeitung, 8./9. I. 1939

UNTERRICHT IN GEOGRAPHIE

In alten Zeiten -- oh, wie alt sind sie schon! -- kannte man keine einzige der Nationen Mitteleuropas. Unter »man« ist hier die okzidentale Welt zu verstehen. So zum Beispiel hat sie keine Karpatho-Russen gekannt. Wer hat was von Karpatho-Russen gewußt? Die okzidentale Welt war gleichsam der Pflicht enthoben, mitteleuropäische Geographie zu studieren. Mitteleuropäische Geographie dürfte wahrscheinlich im Okzident, im amerikanischen wie im europäischen, nicht »obligat« gewesen sein. -- Ein Begriff, der just in europäischen Mittelschulen üblich war, wie zum Beispiel: Zeichnen und Turnen.
Der Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, von dem mir der Ausspruch verbürgt ist: »Wie kommt Galizien zum Weltkrieg?«, zum Beispiel, dürfte die Geographie Europas als inobligaten Gegenstand in seiner Schule gelernt haben. Er stellte diese Frage nämlich ausgerechnet während des Friedenskongresses. Und er meinte: das freilich vom Weltkrieg unberührt gebliebene spanische Galizien: -- indes die Rede ist von jenem österreichischen, heute polnischen Galizien, in dem, beinahe könnte man sagen: symbolischerweise, die erbittertsten Kämpfe zwischen Polen und Ukrainern um die Zeit der Friedensverhandlungen stattgefunden haben. Es gehörte also, wie man sieht, nicht nur ein Weltkrieg und nicht nur ein Weltfrieden dazu, die okzidentalen Mächte die primitivste Geographie zu lehren, die von Mitteleuropa: sondern erst die sichtbar gewordene Katastrophe, sie ihrer geographischen Unkenntnis bewußt werden zu lassen. Es erweist sich, daß zuweilen Men-

schen aus jenen Staaten, die neue Staaten, ohne sie zu kennen, geschaffen haben, in eben die gleichen Staaten reisen, damit diese aufhören welche zu sein.

Als gutherziger Mensch bin ich froh darüber. Denn diese Verwirrung der Staatsmänner drängt dazu, daß Redaktionen Sonderberichterstatter in die von ihnen bis jetzt verkannte, wenig geachtete, um nicht zu sagen: mißhandelte Welt hineinschicken. Denn es handelt sich um Mitteleuropa. Es handelt sich eben um jenes Mitteleuropa, aus dem einmal schon der berüchtigte Funke entsprungen ist, der den Weltkrieg entzündet hat.

Gesetzt den Fall, man hätte im März 1914 so viele Sonderberichterstatter in die Gegend von Serajevo entsandt, wie man sie jetzt nach Chust zu entsenden pflegt, so wäre der Weltkrieg im August höchstwahrscheinlich zwar nicht vermieden worden, aber er hätte einigermaßen mehr Aussichten gehabt, nicht ganz unvorbereitet auszubrechen.

Aber vielleicht wären damals die Sonderberichterstatter auch schon vergeblich nach Serajevo und Umgebung gereist. Und vielleicht nützt es gar nichts, wenn man folkloristische Kenntnisse sammelt. Vielleicht ist es bei den kommenden Friedensschlüssen nach den kommenden Weltkriegen gleichgültig, ob ein kommender Wilson die Hauptstadt Karpatho-Rußlands mit Moskau verwechselt.

Hamilkar

Pariser Tageszeitung, 11. 1. 1939

»EIN KOMÖDIANT KÖNNT' EINEN PFARRER LEHREN«

»Den Menschen muß etwas wahr und heilig sein! Und das muß nicht in seiner Gewalt sein; sonst ist auf ihn kein Verlaß, weder für andere noch für ihn selbst. Was soll doch Einer für Furcht vor Göttern haben, die er selbst inventiert und gemacht hat? Und was kann er von ihnen für Trost erwarten?«

Diese Worte sind von Matthias *Claudius* gedichtet, einem Protestanten; und es ist anzunehmen, daß der Vatikan wenig Ahnung von Matthias Claudius hatte, als er seine unseligen Lateran-Verträge schloß. Damals

wußten seine Diplomaten, die Matthias Claudius nicht gelesen hatten, offenbar noch weniger vom wirklichen Wesen des Antichrist als die modernen, der Scholastik entfremdeten Theologen. Sie wußten noch nicht, daß Berchtesgaden das legitime Kind des Laterans werden sollte, »aus erster Linie«, wie es in allen Familien-Dokumenten heißt. Diese Theologen vergaßen das Wichtigste: daß des Antichrist Wesen eben darin besteht, zuerst so und dann erst anders zu heißen: zum Beispiel »Benito« zuerst und dann Adolf. Benito klang dem theologie-versessenen Kardinal noch vertraut. Als er hinter dem Benito den Adolf vernahm, war er erstaunt! Oh, welch ein Jammer, daß man im Hause der Scholastik diese vergessen hatte!

Ein Fremder -- und welch ein Fremder! -- muß es ihnen sagen: Die *»Regima Fascista«* polemisiert am 6. Januar gegen die Ansprache des Kardinals *Piazza*, in der dieser gesagt hatte: »... dennoch kann man in den letzten Tagen ein größeres Verständnis für die katholische Aktion in Italien feststellen.«

Der Antichrist antwortet:

»Wir können es niemals zulassen, daß die jungen Italiener zwei Glaubensbekenntnisse ablegen: ein faschistisches und ein katholisches. Man kann entweder ein Faschist oder ein Katholik sein.«

Vor dem Abschluß der Lateran-Verträge hätte das auch ein Kardinal sagen können.

Der Heilige Vater, belehrt von einem italienischen Schüler Rosenbergs: Fürwahr, dies ist dieser Zeit vorbehalten geblieben! Daß der Ribbentrop dem Ciano Weisungen gibt, ist selbstverständlich. Dermaßen frisch geadelte Männer dürften einander verstehen. Aber, daß ein Kardinal einen armseligen Freimaurer so gewaltig überschätzt, daß er sich einem veritablen Maurer ausliefert: Dies zu erleben, ist uns, Genossen dieser Zeit, vorbehalten...

Pariser Tageszeitung, 12. 1. 1939

»STIRBE!«

In Italien liest *ein Mensch von sechzehnhundert*, wie der Präsident des Verbandes faschistischer Verleger mitteilte. (Der Präsident heißt Carlatini.)
Das »Regime Fascista« sagt dazu, daß die Italiener es gar nicht nötig hätten zu lesen. Sie »können die Dinge unvergleichlich schneller begreifen als die Angehörigen anderer Nationen«. Ferner hat der Zustand »eines intensiven Lebens« die Italiener verhindert, »sich mit der Lektüre ihrer Lieblingsautoren zu beschäftigen«.
Es ist anzunehmen, daß es »intensivierte« Sorgen alltäglicher und weniger alltäglicher Natur sind, die in Italien wahrscheinlich mehr als anderswo die Leute verhindern, sich der Lektüre hinzugeben. Im übrigen gehört die Anschauung, daß ein Land, in dem ausgiebig gelesen und geschrieben wird, kultiviert sei (und allein deshalb kultiviert), zu den Vorurteilen einer allzu fortschrittsgläubigen Zeit. Der stärkste Beweis für die Ansicht, daß ein geistiger Tiefstand nicht die unbedingte Folge des Analphabetismus sein muß, ist eben die Tatsache, daß ein Redakteur des »Regime Fascista« jeden Tag lesen darf und wahrscheinlich leider sogar schreiben muß. Die Überlegung, daß der Faschismus vielleicht nur deshalb ausgebrochen wäre, weil die Italiener früher schon zu wenig gelesen haben, erübrigt sich, wenn man ihr die Erfahrung entgegensetzt, daß man in Deutschland viel gelesen und dennoch den Nationalsozialismus erlitten hat. Hitler schreibt und kann gelegentlich lesen. Mussolini ist auch kein Analphabet. Die Diktatoren treffen sogar gerne »Kultur-Abkommen«, wie man weiß. In der »Gazetta del Popolo« fand sich zum Beispiel ein Aufsatz über die deutsche Literatur, betitelt: »Von Goethe bis Hitler«; und der italienische Germanist dürfte Hitler so gut gelesen haben, daß er Goethes »Stirb und werde« folgendermaßen zitiert:

> »und wenn Du Das nicht hast
> dieses Stirbe und werde,
> du wirst nur ein truber Gast
> ueber des dunckel Erde.«

Wirklich »trube Gäste« wandern über »des dunckel« deutsche und italienische Erde. Und die Klage der »Frankfurter Zeitung«, die das falsche

Zitat mit jener Nachsicht glossiert, die Achsen-Kumpane einander schuldig sind, schreibt: »Es wird wohl in allen Ländern viel gesündigt, wenn in einer fremden Sprache zitiert wird; niemand, der Gelegenheit zum Zitieren hat, wird ein ganz reines Gewissen haben...« Die petrofakten Glossenbildungen, die von Zeit zu Zeit in dem künstlich erhitzten Gestein der »Frankfurter Zeitung« auftauchen, verraten die Gewissenlosigkeit des Glossators genau so, wie sie das des Achsenbruders monieren! »Es wird viel in allen Ländern gesündigt« -- wann? Nun, eben »wenn in einer fremden Sprache zitiert wird«. – Wer wird kein ganz reines Gewissen haben? – Nun, eben einer, der »Gelegenheit hat, zu zitieren«. Wer hat da kein unreines Gewissen? Ich kenne welche, deren Gewissen nicht rein ist, auch wenn sie nichts mit Zitaten zu tun haben – und Länder, in denen viel gesündigt wird, wenn ein »Volksgenosse« in der Muttersprache zitiert wird – nämlich vor der Staatspolizei, die, in der Meinung, das Zitat stamme von Hitler, das Verhör mit den klassischen Worten beginnt:

»Stirbe, du truber Gast.«

Hamilkar

Pariser Tageszeitung, 13. 1. 1939

DER UKRAINISCHE NATIONALISMUS – EIN DEUTSCHES PATENT

Der moderne ukrainische Nationalismus ist ganz jungen Datums, obwohl die Ukrainer und viele von jenen, die in der letzten Zeit, aus Gründen der Aktualität, über dieses Volk zu schreiben pflegen, das ehrwürdige Alter des ukrainischen Nationalbewußtseins betonen. Das nationale »Erwachen« der Ukrainer, um es mit einem neudeutschen Wort zu kennzeichnen, ist in der österreichisch-ungarischen Monarchie erfolgt, wo überhaupt, ja, dank der falschen Politik der deutschsprachigen Österreicher, nationalistische Instinkte der anderen Völker gediehen. Das ukrainische Nationalbewußtsein ist keineswegs älter als der Herzlsche Zionismus zum Beispiel: Und ebenso wie dieser, ist er das Werk einer intellektuellen oder halb-intellektuellen, sehr dünnen Oberschicht. Weniger noch als die Zionisten, denen das tausendjährige Leid

ihres Volkes und dessen uralte, religös bedingte Abgeschlossenheit, ihre Arbeit leichter machten, konnten die ukrainischen Fahnenträger des nationalen Gedankens eine entscheidende Legitimität für sich in Anspruch nehmen. Aber ähnlich wie der Herzlsche Zionismus – wohlgemerkt kein anderer als dieser; denn es gibt mehrere »Zionismen«, wie man weiß – beruhte auch der ukrainische Nationalismus auf einem Widerstand, nicht auf einer spontan-positiven Idee. Die Ukrainer oder Ruthenen, wie sie im alten Österreich hießen, wurden aus einer Art sozialem Minderwertigkeitsgefühl »bewußte« Ukrainer. Jahrzehntelang war unter ihnen der soziale Aufstieg gleichbedeutend mit einer Polonisierung, einer Assimilation an das polnische »Herren-Volk«. Der ukrainische oder ruthenische Apotheker, Gymnasiallehrer, Advokat usw. ging geradezu selbstverständlich von der griechisch-unierten Kirche zur römisch-katholischen über. Der römische Katholik war im alten Galizien gleichsam Pole. Griechisch-katholisch war ein Synonym für ruthenisch. Römisch-katholisch eins für polnisch. Es gab auch Mischehen: Die Söhne, die ihnen entsprossen, waren polnisch und römisch, die Töchter, also das politisch und sozial schwächere Element, gewöhnlich ruthenisch und griechisch. Die in Rußland lebenden Ukrainer aber waren orthodox. Sie sprachen auch ein anderes Ukrainisch als die galizischen Stammesgenossen. Und wenn sie »sozial emporgestiegen« waren, das heißt: intellektuelle Berufe ergriffen, russifizierten sie sich vollständig. Es ist kein Zufall, daß die Ukrainer nur einen einzigen Dichter von Bedeutung aufzuweisen haben: nämlich Sawezenko. Aber auch der hat sich als ein im Dialekt schreibender Russe gefühlt. Wollte man ihn, wie es die Ukrainer tun, als Nicht-Russen bezeichnen, so wäre zum Beispiel auch Mistral kein Franzose und Fritz Reuter kein Deutscher. Das Provenzalische ist dem Französischen weiter als das Ukrainische dem Russen.

Den Anstoß zum Erwachen des ukrainischen Nationalgedankens gaben immer die Deutschen; die Deutschen Österreichs und die Deutschen aus dem Reich. Ich weiß von meiner Tätigkeit als zeitweiliger Berichterstatter aus Polen und Rußland her, daß die Wilhelmstraße die ukrainischen Separatisten in Polen mit Waffen, Geld und Propaganda ebenso unterstützt hat wie das Ministerium Tschitscherins. Es ist nicht anzunehmen, daß Deutschland, auch in seiner Form als »Drittes Reich«, die Beziehungen zu den polnischen Ukrainern abgebrochen hat: Beziehungen, die zu einer bereits sehr würdigen Tradition deutscher Außenpoli-

tik geworden sind: trotz der zeitweiligen und problematischen Freundschaft zwischen Beck und Neurath-Ribbentrop. Auch heute, wie zu Zeiten »Schwarzer Reichswehr«-Politik, gehen deutsche Waffen und Gelder nach Lemberg. Und während Göring den Polnischen Eber schießt, geht eine ganz andere Munition deutschen Ursprungs an die Herren, die Lewicki, Gargasch und Kanink und noch anders heißen.

Die Zukunft (Paris), 13. 1. 1939

DER MANN DER TAT

Neben anderen, weitaus wichtigeren Gründen ist an unserem aktuellen Unheil außer der billigen Original-Schablone noch dessen Kopie, die noch billigere, nicht unschuldig. War vor zwanzig, dreißig Jahren schon die Phrase, die da den »Mann vom grünen Tisch« jenen »der Kraft« entgegenzusetzen begann, von unheilvoller Wirkung, so wurde im Laufe dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die Verwandlung des Mannes der Kraft in jenen »der Tat« geradezu entscheidend verhängnisvoll. Die vulgäre, ja die niederträchtige Ehrenbezeugung, die der Journalist vor dem Bizeps vollzog, dieser Kniefall des Schmocks vor dem Berserker, hat nicht wenig beigetragen zur Schwächung jener schon seltenen, von Anfang an schwachen moralischen Kräfte, die vielleicht noch imstande gewesen wären, der Barbarei einigen Widerstand zu leisten. Und die Journalisten, die, unbedachterweise, wahrscheinlich sogar von dem absoluten Willen beseelt, den »Männern der Tat« zu schaden, Legenden moderner Art über sie verbreiten, schaden den sittlichen Gesetzen der Welt noch mehr als deren bewußte Zerstörer, die Haupt-Helden dieser Zerstörung.

Man liest zum Beispiel jetzt, während Mussolini im »Mittelpunkt des Interesses« zu stehen scheint, daß er seinen Tag folgendermaßen eingeteilt hat:

Am Sonntag steigt er in den Aeroplan und besucht 5 Flugplätze;

hierauf besucht er die »Akademie der Aviatik« in Florenz; das Sanatorium für Kinder ebenda;

betrachtet neue Flug-Versuche in Pisa;

hält sich unterwegs auf und unterhält sich mit der Landbevölkerung;

fährt im Auto nach Viareggio, um dort zu baden;
kehrt nach Rom zurück und geht ins Konzert!

Keine Rede von einer Messe, selbstverständlich. Sie war in den Lateran-Verträgen nicht vorgesehen, offenbar... Aber dafür: wieviel Taten! Ein Mann »der Tat« fliegt, besichtigt, besucht, unterhält sich, fährt Auto, badet und geht schließlich ins Konzert. Also, wenn das kein »Mann der Tat« ist!

Wann findet solch ein Mann Zeit zu soviel Untaten? Besichtigen, besuchen, sich unterhalten, Auto fahren, baden und Konzerte hören, das kann, wie man weiß, jeder Zweite. Es ist die Zeit – man muß sich damit abfinden – in der eben jeder Zweite der Erste werden kann. Und die ewige Weisheit der Sprache behält recht, in der das »Erst-Beste« das »Letzt-Letzte« bedeutet.

Oh, ewige Ironie der Sprache! Ihre weisen Wendungen sahen die Diktatoren schon voraus, als es noch keine geben zu können schien. Damals schon hieß: »Letzt-Letzter« ein Mensch, den sie den »Erst-Besten« nannte.

Der Erst-Beste ist ein Führer. Man nimmt ein Wort beim Wort.

Hamilkar

Pariser Tageszeitung, 14. 1. 1939

UNSER VATERLAND, UNSERE EPOCHE

In den äußeren Ereignissen der Tagespolitik ist kein tieferer Sinn und kein historischer Zusammenhang zu sehen. Man braucht die banale Weisheit kaum noch auszusprechen, daß die Geschichte von menschlichen Wesen gemacht wird, die sich nur mit den unzulänglichen Mitteln der Instinkte, der Erfahrungen, des Verstandes über die Bedeutung ihrer Worte und Handlungen klarwerden können. Auch jene, die von der Schwere ihrer Verantwortung wissen, mit hohem, bedächtigem Ernst ihre Haltung erwogen haben und jeden Entschluß abwägen, erwerben bald die Überzeugung, daß oft der Irrtum dort wartet, wo sie das Ziel vermutet hatten. Was erst ist von jenen Verantwortlichen zu sagen, die von einem frechen oder auch von einem frommen Irrtum

ausgehen und denen ein leichtfertiges Schicksal gewichtige Aufgaben zugewiesen zu haben scheint? Mühsam genug ist es, nachträglich noch eine Konsequenz in den abgelaufenen Ereignissen zu sehen. Blind tappen wir in unsere Geschichten hinein und blind in unsere Geschichte. Wenn aber auch die Zweckmäßigkeit der Ereignisse nicht zu erkennen ist und alle Versuche, eine nachzuweisen, nur fleißige und beflissene Ausreden sein können, so ist doch an jedem Geschehnis und sozusagen an der Art, in der es geschieht, das Stigma der Epoche zu erkennen. Die Zeitgenossenschaft, muß man sagen, ist bindender, charakteristischer als eine beliebige Landsmannschaft. Entgegen allem Anschein liegt mehr Schicksalshaftigkeit im Zeitpunkt als im Ort der Geburt, und kein Vaterland gibt seinen Kindern so viele nachweisbare gemeinsame Merkmale wie eine Epoche den ihrigen. (Man braucht sich, nebenbei gesagt, nur die Porträts bedeutender und gleichgültiger Menschen bestimmter Jahrhunderte anzusehen!) Das Gesetz, dem zufolge bestimmte Völker bestimmte Territorien bewohnen, erscheint zweifelhaft im Vergleich zu jenem nachweisbaren, unwiderleglichen, dem zufolge Epidemien, Veitstanz, Schwachsinn, Genialität, Güte, Herzensgröße, Vernunft, echte Gläubigkeit in bestimmten Zeiten und fast regelmäßig miteinander abwechseln; und nicht umsonst spricht man von »Zeiträumen« – als sei der menschliche Geist auf der Suche, einen Begriff für jene Vaterländer zu finden, die nicht von Raum, sondern von Zeitgrenzen umgeben sind. Im Laufe der Jahrtausende haben Vaterländer ihre Besitzer gewechselt, nicht unähnlich den »Guthaben«, dem Landbesitz, den Häusern, und ganze Völker haben – von den Millionen Individuen abgesehen – ihre Heimat gewechselt. Aber aus einer Heimat, die einem nur die Zeit zugewiesen hat, kann man nicht weichen und nicht fliehen; und die Methusalems leben deshalb in der Legende, nicht in der Geschichte.
Eher lassen sich Pest, schwarze Pocken, Typhus und Cholera in Sanitätsbaracken an den Ländergrenzen aufhalten als der Schwachsinn, der Fanatismus, die Rohheit des Herzens und wie sonst all jene tödlichen Krankheiten heißen würden, wenn es Mittel gäbe, sie zu bekämpfen, und also medizinische Lehrbücher, in denen sie stünden. Eine Epoche hat eben ihre eigenen Grenzen, und sie kümmert sich nicht um die Grenzen der Staaten, Reiche, Länder. Der Fluch oder der Segen, die ein bestimmtes Jahrhundert kennzeichnen, machen auch vor Parteien, Weltanschauungen, Autoritäten verschiedener Art nicht halt; und es ist deshalb müßig zu glauben, man könnte sich in Zeiten des Übels auf

irgendeine der im Laufe der Zeiten anerkannten, als Mächte des Guten anerkannten Einrichtungen *verlassen*. Nein! Man kann sie nur, man muß sie sogar selbst stützen. Denn, weit davon entfernt, weil ohnmächtig, uns Zuflucht zu gewähren, suchen sie Zuflucht bei jedem einzelnen von uns. Und es ist, als bäte uns das Gute, als bäte es jeden einzelnen unter uns, um Hilfe gegen das Böse, das gar niemanden zu bitten braucht, in diesen Zeiten...

Es ist offensichtlich eine böswillige Epoche; und also versagen alle Autoritäten. Der intensiven Bestialität dort entspricht, das heißt: antwortet die *Senilitas praecox* hier, die in dem Bestreben, sich selbst zu desavouieren, würdelose Imitationen einer barbarischen, falschen Jugend vollführt. Dem pathetischen Aberwitz der Barbaren antwortet zuweilen der humorlose Ernst einer subaltern gewordenen Autorität, zuweilen auch die törichte Nachgiebigkeit, die sich für väterliche Weisheit hält. Manchmal sieht es auf der anständigen Seite dieser Welt – es ist eine zeitliche, keine räumliche Seite – so aus, als simulierten alte Männer Anfälle von Jugend-Irrsinn, um zu beweisen, daß sie noch munter sind; manchmal so, als wüßten sie bestimmt, daß ihre lächerliche Nachsicht das Entartete zur Artigkeit zurückbringen könnte. Immer entspricht ein König, der einen Wegelagerer auf beide Backen küßt, den klimatischen Gesetzen einer Zeit, in der ein Wegelagerer die Größe seiner Nation manifestiert. Immer sind die Wähler genauso groß und klein, genauso edel und niedrig wie der Gewählte. Wenn in Wladiwostok ein Offizier gemeuchelt wird, werden in Cincinnati Neger gelyncht; und schwarze, blaue, grüne, graue Hemden tauchen sozusagen: gleichländrig überall auf. Wenn in Berdiczew ein einziger jüdischer Krämer geschlagen wird, versagt ein Kardinal in Rom, und wenn eine Bombe eine einzige schwangere Frau in Barcelona trifft, sind die Nachkommen eines Weltreich-Ministers samt ihren Stammherrn verflucht.

Wir können, auch nur mit Not und Mühe, aus den Ländern heraus, deren Staatsbürgerschaft wir schleppen. Aber aus der Zeit, in der wir geboren sind, können wir niemals fort, es sei denn durch den Tod. Ob wir von »links« nach »rechts« gehen oder in der »Mitte« bleiben, ob wir rot, grün, blau angezogen sind, hindustanisch reden oder kalmückisch: Wir sind alle Kinder dieser Zeit, gezeichnet von ihr und mehr noch: von ihr gebrandmarkt. Unsere Epoche ist unser Vaterland; unsere »Staatsmänner« sollten: Zeit-Männer heißen. Und unsere Pflicht ist, unser *Gesetz* ist, unsere Zukunft liegt darin, in jenen Sektoren heimatlich

tätig, heimisch also zu werden, in denen wir das Gute heimisch wissen und von denen aus wir seinen Ruf vernehmen. Selbst in unserer Epoche hat es einen Sektor. Dies wäre unsere Heimat, unsere echte. Eine Heimat haben? – Darum handelt es sich nicht. Eine Heimat hat man nur, wenn man sie findet; das heißt: wenn man den Ruf des Guten vernommen hat.

Pariser Tageszeitung, 15./16. 1. 1939

DER FALL ÖSTERREICHS

Das »Journal« veröffentlicht heute den Briefwechsel zwischen Otto von Habsburg und dem armseligen Kanzler des verstorbenen Österreich. Es war kurz vor dem Einmarsch Hitlers nach Österreich. Der Erbe des österreichischen Thrones gedachte die Kanzlerschaft zu übernehmen.
Der unselige Kanzler antwortete dem Thronerben, daß dieser unrecht hätte. Er, der Kanzler, sei der Meinung, daß der Thronfolger sich nicht mischen dürfe in die Geschicke des Landes, seines Landes, wenn diese ohnehin gefährdet seien.
Dazu ist eines zu sagen: Der arme Kanzler ist eingesperrt. Er kann sich heute nicht mehr wehren. Aber er hätte sich wehren können. Und er ist das klassische Beispiel dafür, daß einer ein Märtyrer werden kann, einfach deshalb, weil er sich getäuscht hat.
In alten Zeiten hatte man es schwerer, ein Märtyrer zu werden. Es gibt nicht genug Mitleid in der Welt, das ausreichen würde, das Unglück eines Unseligen zu umfassen. Aber wir alle, die wir uns einmal in die unbarmherzige Welt der Öffentlichkeit begeben haben, müssen gewärtig sein des Urteils, das uns »die Welt«, die mitleidlose, zumißt.
Und so wahr es ist, daß der Erbe eines Thrones aus einer edlen, aber auch einer vielleicht trotzdem politischen Regung heraus den überflüssigen Brief an den Kanzler geschrieben hat, so wahr ist es, daß dessen Antwort geradezu der Vorläufer seines eigenen Unglücks und seines Aufenthalts in dem Hotel Metropole der Gestapo ist.
Private Schicksale berühren uns. Die privaten Schicksale der öffentlichen Männer ebenfalls. Aber es scheint uns notwendig, einmal mit aller sogenannten »Härte« auszusprechen, daß ein privates Geschick unser

Urteil über das Gebaren eines verantwortlichen Staatsmannes nicht ändern kann.
Aus dem Briefwechsel zwischen Otto von Habsburg und Schuschnigg wird erst recht sichtbar, daß dieser, nicht leichtfertig, gewiß! -- aber töricht, sein Land verloren hat.
Er hatte es nie in seinen Händen gehabt. Aber er hat es fallenlassen.

Pariser Tageszeitung, 17. 1. 1939

WO WIRD EINST DES WANDERMÜDEN ...

Bei der Lektüre alter Bücher, Briefe, Gedichte, verfaßt von den Emigranten vergangener Zeiten, verliert man kaum ein Gran von der gewaltigen Trübsal, die uns, die Enkel, vernichtet. Was damals ein Schrecken war, ist heute höchstens eine lästige Affäre. Und was heute eine schmerzliche Lappalie zu sein scheint, wäre damals wie ein schwerer Schlag des Schicksals erschienen. Damals galt schon das einfache Heimweh als ein tragisches Unheil, und es war obendrein leichter, es zu tragen, weil es von den Glücklichen, den Beheimateten beinahe geteilt wurde.
Blaß, wie blaß, sind alle die Schmerzen der Heimatlosen von damals, verglichen mit jenen, die wir gar nicht erst vorbringen! Das Exil war ein Asyl. Und wie eine Art luxuriösen Seufzers hört man die Frage des Dichters: »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?« – Wie? Er hatte noch die Möglichkeit, zwischen den Palmen im Süden und dem Rhein zu wählen; und zwischen mehreren Friedhöfen konnte man sich entscheiden; und wenn man auch das Leben als eine Last empfand, so konnte man doch sicher sein, daß einem die Erde leicht würde, sobald man nur einmal unter ihr zu liegen gekommen wäre. Um heute einen Friedhof zu finden, auf dem Palmen wachsen, braucht man zumindest ein Visum – und das wäre noch der leichteste aller Fälle. Wahrscheinlicher ist, daß man Kautionen erbringen müßte, auf einer Quota-Liste stehen, die Zugehörigkeit zu einer Konfession, wenn nicht gar zu irgendeiner Rasse nachweisen. Nun, das Sterben der Wandermüden ist so schwer wie ihr Leben, obwohl viele jetzt zu sterben verstehen. An ruhigen Gräbern ist keine Aus-

wahl vorhanden, besonders, nachdem es Sitte geworden ist, sie da und dort zu schänden.
Man lese die idyllischen Berichte Fritz Reuters über seine Festungshaft. Die Sorge seiner Korrespondenten bestand darin, daß sie wissen wollten – ob er noch so viel trinke... Die Verbannung gar, in der man dazumal lebte, war reich an Glorienscheinen, die sie ihren Gästen verlieh. Und wie also muß einst das Brot der Fremde geschmeckt haben! Jene Glorienscheine waren sozusagen die Ehrenvisa für Flüchtlinge. Ehrengräber gab es in Hülle.
Die Kirchhofswärter selbst sind ungastlich geworden, und barsch gehen die Totengräber mit Leichen um, als kämen sie nicht um ein Titre de repos, sondern um eins de voyage. Wenn Selbstmörder noch Mittel hätten, zu erzählen, sie würden sagen, daß sie zu voreilig gewesen sind. Vergeblich noch, innerhalb des Makabren ein Stückchen Idyllisches zu finden.
So finster war der Tod niemals. Trachten wir, am Leben zu bleiben.

Christine von Kandl

Pariser Tageszeitung, 18. 1. 1939

DIE KINDER VON TRIEST

Als Mussolini an die Macht kam, verbot er den italienischen Zeitungen neben viel wichtigeren Rubriken auch die Kriminalrubrik. Nach der faschistischen Theorie gefährdeten Mitteilungen über Verbrechen die Seele auch des unschuldigen Lesers.
Vor einigen Tagen ist in Triest ein schwerer Raubmord verübt worden. Man hat eine alte Krämerin im Laden getötet und die Barschaft geraubt. Es bedurfte einer langen Zeit, ehe die Polizei die Verbrecher fand. Es waren zwei junge Mädchen zwischen 16 und 17 Jahren.
Es ist anzunehmen, daß die Kinder von Triest in der »Ballila« aufgewachsen sind, wie alle Kinder Italiens. Eine Kriminalchronik haben sie bestimmt nie gelesen. Gewiß sind sie nicht etwa deshalb Verbrecherinnen geworden, weil sie Kinder der Ballila waren, und gewiß hätten sie ihr Schicksal hervorgerufen und erfahren, auch wenn sie eine Kriminalchronik gelesen hätten.

Das Unheil will, daß die modernen Weltverbesserer sich von der modernen biologischen Gebundenheit, deren Kinder sie ja sind, sich selbstverständlich nicht losmachen können. Sie denken also nicht an das *Schicksal*, das an gar keine bekannten, zu erforschenden Gesetze gebunden ist: Ballila, Zeitungen, Kriminalchroniken.
Die Länder, in denen die »Lokal-Berichterstatter« ihrer Lust, Greuel mitzuteilen, nach Belieben frönen dürfen, können sich höchstens vorwerfen, daß sie die Berichterstatter nicht zum guten Geschmack haben erziehen können. Jene Staaten aber, die »totalitären«, die ein Rezept für alle Tugenden gefunden haben wollen, das zugleich auch gegen alle Laster wirkt, hätten sich vorzuwerfen, daß sie im Angesicht der wirkungslos gebliebenen Rezepte diese immer noch heftig anwenden. Aber ihr Wesen besteht ja eben darin, daß sie sich selber nichts vorwerfen können – konstitutionell: nämlich dank der Konstitution, die sie sich gegeben haben.
Und die zwei Kinder von Triest? Man wird sie in eine jener »Besserungs-Anstalten« geben, deren auch, deren just die totalitären Staaten nicht entbehren können. Und man wird sie gewiß aus den Reihen der Ballila und der Faschistenjugend streichen. Und man wird dort, in jenen Reihen sagen, daß es die größte Strafe für unwürdige Mädchen ist, wenn man ihnen die alten Mitgliedskarten der Ballila abnimmt...
Es wäre hier noch eine Bemerkung zu machen, die sich auf die praktischen Auswirkungen ideologischer Prinzipien innerhalb der Verwaltungsbehörden bezieht. Der Spürsinn der Polizei kann irre werden, wenn er sich von vorgeschriebenen, sozusagen »totalitären« Bedenklichkeiten leiten muß. In anderen Ländern, in denen die Ideologie nicht den Anspruch erhebt, Schicksale zu bestimmen, findet man vielleicht jugendliche Verbrecher, und auch andere, viel schneller.

Christine von Kandl

Pariser Tageszeitung, 19. 1. 1939

ALTE KOSAKEN

Vor zwanzig Jahren kam die Truppe eben aus Rußland, singende Kosaken. Ich kannte sie. Sie machten halt in Berlin zuerst. Dann spielten sie ein paar Wochen in Wien. Dann sah ich sie in Zürich wieder, später in Belgrad, in Bukarest. Ihr Schicksal, das Schicksal fahrender Sänger, das in Konzertagenturen gesponnen wird, trieb sie nordwärts, nach Prag, dann nach Kopenhagen. Von hier kamen sie nach London. Von London nach Paris. Junge, gesunde Kosaken waren sie, in weiß-seidenen Rubaschkas, mit kaukasischen Gürteln und in hohen Stiefeln. Jeder spielte ein anderes Instrument, und jeder konnte jedes Instrument spielen. Sie waren freilich Musikanten und Sänger von Beruf, aber ihr Geschäft verlangte es, daß sie sich Kosaken nannten. Nur einige unter ihnen stammten von authentischen Kosakenfamilien ab. Aber wenn Kleider auch nicht Leute machen, so machen Lieder Kosaken, und meine Sänger sangen und musizierten so, wie es die Originale am Don auch nicht besser konnten. Sie hatten freilich das Heimweh in den Herzen und in den Kehlen und in den obligaten Balalaikas. Aber sie gehörten noch zu den ersten Opfern einer Welt, die damals gerade anfing, Heimatlose zu schaffen, und noch lange nicht, sie zu jagen. Auch konnten meine Kosaken noch hoffen, daß sich die »Verhältnisse ändern« würden. Also lebten sie von der Vergangenheit in den Tag hinein, aber in der Hoffnung, daß gerade er die Zukunft sei. Von der Politik hatten sie keine Ahnung. Sie waren die beruflichen Sänger eines vertriebenen Publikums gewesen und einfach ihren Zuhörern in die Fremde gefolgt.

Auch Frauen gab es unter ihnen, junge, kräftige. Am Vormittag sahen sie vergrämten Mädchen aus dem russischen Volke ähnlich; immerhin waren ihre Gesichter breit und schön, ganze Landschaften. Der Blick spazierte darin umher. Aber am Abend waren sie Prinzessinen in blauen Kleidern, silberne Krönchen im Haar und silberne Schuhe an den Füßen, die wie Kleinodien unter langen Schleppen hervorlugten. Von einer Stadt zur anderen fuhren sie zwar in reservierten Kupees, aber dritter Klasse. Eigentlich reisten sie gar nicht: Sie wurden befördert.

Vor einigen Tagen traf ich sie wieder. Noch einmal hatte sie die Konzertagentur nach Paris geschickt, sie und die Balalaikas und die blauen

Kleider, die silbernen Krönchen, die silbernen Schuhe, die weißen Rubaschkas und die kaukasischen Gürtel. Die Frauen trugen mehr Schminke, mehr Puder, mehr »Intimes«, und die Stiefel der Männer glänzten wie eh und je. Aber wie müde waren die Füße in diesen Stiefeln, weitgewanderte Füße in sorgfältig geschonten Stiefeln! Und die Kosakengesichter waren schwammig geworden. Und zwanzig Jahre sind eine lange Zeit! Das Heimweh altert, und die Hoffnung ist schon tot...

Neue Emigranten sind gekommen. Du und ich zum Beispiel, mit einem Weh, das zwanzig Jahre jünger ist. Und unsere Schicksale werden eher in Ministerien gesponnen als in Konzertagenturen. Aber viele »Tourneen« werden wir noch antreten; und man müßte schon ein echter Kosak sein, um sie zu überstehen.

Pariser Tageszeitung, 20. 1. 1939

WIR MISCHEN UNS NICHT EIN...

Noch einmal erweist es sich, daß die schäbige Gleichgültigkeit der Welt größer und erschreckender ist als ihre Schlechtigkeit. Aufgefordert und berufen, dem blutigen Stück, das eben in Spanien zu spielen anfing, ein Ende zu bereiten, ergaben sich die europäischen Menschen zuerst willig dem Mißverständnis, sie wären zu einer Generalprobe eingeladen worden. Die Mesquinerie, die seit langem sich allein schon darin äußert, daß Kriegsgebiete »Schauplätze« und »Bühnen« genannt werden, Brandstifter und Intriganten »Regisseure«, Morde und Würgungen, zerfetzte Leichen und zerstückelte Gliedmaßen »Handlung« – diese Mesquinerie, die sich sprachlich verrät, ohne es zu wissen, hat sich nunmehr zu einer tätigen halb und halb passiven Gemeinheit ausgewachsen. Seit Jahren, die so erfüllt sind von Graus, daß man sie gar nicht mehr zählen kann, läßt man ein ganzes Volk verrecken in einer Katastrophe, die man »Bürgerkrieg« nennt; in einem »Bruderkampf«, der bestenfalls noch ein »Stiefbrudergemetzel« heißen sollte; und die Welt teilt sich in Zuschauer, die es verstanden haben, aus der Tugend der Kaltblütigkeit ein Laster zu machen, und in Niederträchtige, die Tugendpreise er-

halten und erpressen; Tugendpreise, durch Leichen erkauft und von Sündenrichtern verteilt.
Wer sich heute noch zur »Neutralität« bekennt, der heuchelt sie, oder er ist trägen Herzens und stumpfen Gehirns. Wenn irgendwo, in irgendeinem Menschen jedes Lagers, jeder Weltanschauung, noch ein Sinn für tragische Größe, heldenhaften Schmerz, erhabenen Untergang, kurzum: für Tugend und Glorie lebt, so ist dieser Mensch erschüttert und verzweifelt, er hat den Tod in der Seele und keinen anderen Gedanken im Kopf als den an die iberische Halbinsel. Wie? Dieses schäbige Thersites-Geschlecht, das unsere Welt bevölkert, erhebt den Anspruch auf achilleische Haltung? Diese kleinen Krämer bestimmen, was Heroismus ist und was nicht? Die Meuchelmörder wollen uns erklären, was Männerkampf ist? Diese Eunuchen mit Weiberbrüsten belehren uns darüber, auf welcher Seite die Tapferkeit wohnt, die männlichste aller Tugenden? Diese kastrierenden Kastraten führen Schwert und Spieß? Diese Patrioten, die den Götzenkult des Nationalismus eingeführt haben – als hätten wir der Götzen nicht schon genug gehabt –, wollen uns weismachen, was ein Verräter an Volk und Vaterland ist? Wir, für die nationale Grenzen kein entscheidendes Merkmal der innerhalb ihrer lebenden Menschen bedeuten, sind gerade *wir* heute die einzigen, Einsamen, die noch zu unterscheiden wissen zwischen verratenen, hingemetzelten spanischen Patrioten und den Auswürfen, die mit Hilfe der einzigen gefährlichen Internationale, die es gibt, nämlich jener der politischen Spießgesellen, ihre wohlgeratenen Brüder mörderisch bedrängen?
Seht euch diese Halbinsel an! Flieger mit Giftgasen, aufgestiegen aus den zwei Filialen, die sich die Hölle in Europa errichtet hat, diese Drachen einer unmenschlichen Hybris, bezahlt und gedungen oder zwangsweise verschickt und »transferiert«, werfen Bomben auf Schwangere, die spanische Kinder im Leibe tragen, und, abscheulicher als Herodes, töten sie also nicht nur die Neugeborenen, sondern auch das noch Ungeborene. Der Rechnungsfeldwebel mit Generalsrang, der Kreuze zu schützen vorgibt, bestellt sich Hakenkreuze unter einen christlichen Himmel und bezieht Siege aus den Leuna-Werken und Durchbrüche aus Mailand und Friedenspalmen aus Manchester. Handwerker, ihrem Beruf, der ehrlich war, entlaufen in die wolkigen Höhen selbsterbauter Olympe, wo man nicht mehr erkennen kann, was Verdienst ist und was Scharlatanerie, schleudern Blitze, probe-

weise, auf ein armes Volk, das, wo es auch nur sein Land zu verteidigen glaubt, doch ganz Europa verteidigt. Die Heuchler, die den Ruhm des Leonidas auf der Zunge führen, sehen sie nicht, wo hier die Glorie scheint?

Und kein Sänger ist da, um diese Legende weiterzutragen! Wozu auch? Wird es dennoch kommende Geschlechter geben? Wie jene Flieger, die noch das Ungeborene im Mutterleib töten, so töten wir noch mehr, wir Europäer: nämlich das noch Ungezeugte.

Wir mischen uns nicht ein. Wir mischen uns nicht ein...

Pariser Tageszeitung, 22./23. 1. 1939

FRAUEN VOR DEM SCHAUFENSTER

Manchmal sehe ich ausgewanderte, eingewanderte Frauen in den Straßen, in denen die noblen und luxuriösen Läden den ausgewählten, ja, den raffinierten Geschmack in den Schaufenstern auslegen. Freilich bleiben auch die einheimischen Frauen vor diesen Schaufenstern stehen, aber die eingewanderten verharren länger vor den Auslagen – oder aber sie gehen mit schlecht gespielter Gleichgültigkeit an ihnen vorbei. Da liegen sie: der Schmuck aus grüner Jade, zum Beispiel (und der paßt für das weiße Kleid besonders), wenn man schwarze Haare hat; der amethystene, wenn man blond ist. An die »wirklich teuren« Sachen ist ja nicht zu denken: an das Kollier aus Smaragden. Dort ist das lila Pyjama, lässig hingelegt, als steckte man selber schon drin. Und das blaßblaue Hemd mit der zart-rosaroten Bordierung, das man eigentlich längst nicht mehr trägt – aber wie gerne trüge man es! Und diese Strümpfe – eine Pracht von Strümpfen, keine Dinger, die eine Reklame jahrelang vergeblich dem »wirklich guten« Geschmack als »elegant« einzureden versucht hat – sondern Seide – von echten Seidenwürmern gesponnen. Und Schals, hauchdünn und dennoch warm, der Adel der Wolle selbst – und mattsilberne Agraffen, von denen zusammengehalten die Schals erst Schals werden...

Oh, man ist oft auch in der Heimat vor Schaufenstern gestanden, Sehnsucht im Herzen und Habsucht im Auge. Aber dort war die Armut nur ein Zustand, und hier ist sie ein Verhängnis. So scheint es

wenigstens. Dort war der Wunsch kaum erfüllbar, aber immerhin noch ein Bestandteil der Hoffnung. Hier aber ist er geradezu ein Bestandteil der Hoffnungslosigkeit. Dort war immerhin noch der Neid sogar möglich, wie jede Sünde möglich und menschlich ist. Hier kann man kaum sündigen. Das Billigste an der Fremde ist, daß man bald auch das Bittere nicht mehr spüren wird...

Oh, es ist kein »Luxus«, derartig zu denken und zu fühlen! Auch hier, im fremden Land, gibt es einheimische Frauen, die kaum Gelegenheit haben, vor den Schaufenstern stehenzubleiben; arbeitende Frauen eben, die keine Zeit haben. Aber sie wissen auch wenigstens, weshalb sie nicht stehenbleiben können. Ja, auch zu Hause macht sich der unerreichbare Reichtum breit. Aber dort konnte man sich noch gegen ihn empören. Die Empörung war unfruchtbar, erleichternd und nicht sinnlos. Und eigentlich empörte man sich gegen die eigene Armut...

Die Jahre im Krieg – sagt man – zählen doppelt für Männer. Aber den Frauen scheinen alle Jahre zu schnell, auch die im Frieden. Nun, die Jahre in der Fremde zählen mindestens dreifach.

Und jede Viertelstunde, die man, genarrt von unerfüllbaren Sehnsüchten, vor fremden Schaufenstern steht, dauert eine Woche. Und es gibt unerlaubt viele Schaufenster in dieser Welt, durch die man wandern muß – wenn man ein Mensch dieser Zeit ist; ein Mensch, gleichgültig welchen Geschlechts. Die Schaufenster nehmen keine Rücksicht darauf.

Pariser Tageszeitung, 24. 1. 1939

DER UNBEKANNTE CLOWN VON BARCELONA

In Barcelona, der unglücklichen Stadt, gibt es einen Clown, der die Kinder lachen macht, in den »Unterständen«, in die sie sich vor den Fliegerangriffen gerettet haben. Die Blätter bringen sein Bild. Da steht er in seinem Narrengewand, im Keller, mitten unter den Kindern, die sich vor den Bomben gerettet haben, und macht Späße.

Vielleicht wird ihn und die Kinder im nächsten Augenblick eine deutsche, eine italienische Bombe treffen, den ganzen Keller. In der gleichen Stunde wird vielleicht, sogar wahrscheinlich, das väterliche Haus

zerstört, in dem die Kinder geboren und aufgewachsen sind, die Kinder, die jetzt zu den Späßen des Clowns lachen: im Keller, im Unterstand, auf der Flucht, auf der Zuflucht vor dem Tode.
Wer wird das Ruhmeslied des unbekannten Clowns von Barcelona singen, der selbst in den Unterstand flüchtend, im Angesicht des Todes, und noch schlimmer: den Tod im Rücken, daran gedacht hatte, sein Werkzeug, sein Gewand, seinen »Charakter«, sein Wesen mitzunehmen? Hat jemals ein Mann stärker bewiesen, daß er dem Tod vertrauter sei als ein sogenannter Held? Um Kinder die Todesangst vergessen, ja, um sie lachen zu lassen, stieg der Clown in den Keller.
Was sag' ich: der »Clown«? Wenn überhaupt jemals einer von den vielen Narren, welche die Welt gesehen hat, ihrem beruflichen Namen Ehre eingetragen haben, so ist er es.
Vielleicht hat ihn und die Kinder, die er fröhlich gemacht hat, während es über ihnen dahinflog, der Tod schon getroffen. Sollte man einmal seine Gebeine agnoszieren können, gehörte er in eine besondere Gruft: in ein Grabmal des unbekannten Clowns; des unbekannten Narren von Barcelona.

Pariser Tageszeitung, 26. 1. 1939

AN DER SPANISCHEN GRENZE

Auf einem der Bilder, die jetzt anläßlich des Falls von Barcelona aufgenommen und an die Zeitungen verschickt wurden, konnte man gestern, wenn man nur einen Blick für das Entscheidende hatte, den längst schon angekündigten, den längst schon fälligen Untergang der europäischen Welt sehen: will sagen, der Welt. Photographiert sah man da den Zug, den endlosen, der Flüchtlinge aus Barcelona und über ihnen die Inschrift auf einem der Häuser, der Restaurants, die an der spanisch-französischen Grenze stehen, die Schrift:

Hotel Italien
tout comfort

Ein Journalist, der wahrhaftig dieser Bezeichnung würdig ist, Berichterstatter des »Ordre«, und der gerechterweise den Namen »Honoré« trägt, berichtet seinem Blatt, daß er folgendes erlebt hat: Eine Frau hat sich in einem Restaurant nackt ausgezogen, eine katalonische Frau, ein Flüchtling. Sie hat alle Anzeichen einer Demenz gezeigt, die, psychiatrisch genommen, eine solche »beweisen«. Eine »psychogene« Geisteskrankheit, würden die Psychiater sagen. Die Frau ist an dem Fall Kataloniens und an dem Sturz Europas krank, geisteskrank geworden. Wie sollte man's da auch nicht?

Mir – und jedem, der heute noch das Recht beanspruchen möchte, sich einen Europäer zu nennen und sich also zu dem großen, dem einzigen Vaterland zu bekennen, nachdem die kleinen so schmählich oder so mörderisch (oder auch so schmählich-mörderisch) versagt haben: uns, den letzten Europäern, bleibt noch dieses Photo, heute in den Zeitungen, morgen schon in den sogenannten »Wochenschauen«: ein endloser Zug von flüchtenden Menschen, Müttern, Greisen, Kindern – und vorbeiziehend an einem Hotel, dessen Schild die Inschrift zeigt:

Hotel Italien
tout comfort

Hunderte Hotels in Hunderten Ländern stehen bereit, jenen »tout comfort« allen zu bieten, die aus Barcelona und aus Katalonien flüchten. Und es gibt viele Barcelonas und viele Länder, die Katalonien heißen könnten, und viele Hotels mit dem Namen »Hotel Italien«. Sie könnten sich auch »Hotel Allemand« nennen.

Den »comfort« können wir ihnen nicht glauben.

Pariser Tageszeitung, 1. 2. 1939

UND DER REGEN REGNETE JEGLICHEN TAG ...

»Der Regen ist sehr beruhigend«, sagte der Mann. »Ich kann stundenlang durch den Regen gehn. Und nachts, wenn ich mich hinlege, höre ich gern den Regen an das Fensterbrett klopfen. Ich schlafe schnell ein, und ich schlafe ruhig. Und wenn ich aufwache und ich höre, daß es

regnet, steige ich ruhig aus dem Bett in den Tag hinein. Ich liebe auch die morgendlichen Straßen im Regen.«

»Sie haben ganz recht«, sagte ich zu dem Mann. »Auch ich habe den Regen gern. Er dämpft alle Geräusche in der Straße. Man hört kein Pfeifen, kein Kreischen fast. In der trockenen Luft sind alle Geräusche härter. Es sollte häufiger regnen.«

Und ruhig, doppelt ruhig sozusagen, ging ich nach Haus: durch den Regen, ins Kaffeehaus.

Da wartete schon mein Freund. »Ich bin zu früh gekommen«, begann er. »Gut, daß du schon da bist!«

»Ich kann«, fuhr er fort, »den Regen nicht ausstehn. Es regnet zu viel. Seit Wochen. Niemals ein bißchen Sonne! Auf der Straße ist es nicht zum Aushalten. Und ich gehe so gern spazieren. Aber die ganze Misere, in der ich jetzt lebe, wird gewaltig, unerträglich im Regen. Diese nasse Kälte!« Mein Freund schüttelte sich.

Wir saßen eine Stunde. Es regnete immer noch. Er wollte nicht fortgehn. »Geh nur«, sagte er, »ich warte noch.«

Aber ich blieb. »Du hast ein Vorurteil gegen den Regen«, begann ich, »denk an die vielen Leute, die mit zerrissenen Schuhen durch den Regen gehen müssen.«

»Ja, das ist noch schlimmer«, sagte er. »Zerrissene Schuhe. Man wird ganz krank, seelisch und körperlich auch.« Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Und es gibt Leute mit zerrissenen Schuhen! Man sieht es nicht. Das Oberleder hält nämlich länger als die Sohle. Eigentlich ist es merkwürdig. Der Regen wäre sonst ganz angenehm. Eigentlich hätte ich nichts gegen den Regen. Ich hätte ihn so gern wie du. Aber so: nein!«

»Allein deswegen?« fragte ich.

»Freilich, deswegen!« sagte er.

Pariser Tageszeitung, 14. 2. 1939

Schwarz-gelbes Tagebuch

Mittwoch

Gestern am späten Abend war ich mit einem deutschen Schriftsteller, einem reichsdeutschen wohlgemerkt, zusammen, der keineswegs zu jenen gehörte, die den Anschluß Österreichs an das Zweite Reich weniger bedauert hätten als die Vergewaltigung unseres Landes durch Hitler. Im Gegenteil: Als ich ihn fragte, warum er denn, zum Unterschied von den meisten seiner Landsleute und Kollegen, glaube, daß die Österreicher keine Deutschen seien, sagte er mir mit jener Präzision, die den Norddeutschen auszeichnet und die Folge früherer Überlegungen ist, nicht die Formulierung eines durch das Gespräch bewirkten, mitten im Gespräche geborenen Einfalls: »Die Österreicher sind lateinisch. Sie sind ein Völkchen. Wir sind ein Volk. Ihr Witz behagt mir nicht.«

»Sie wollen sagen«, erwiderte ich ihm, »daß die Österreicher leichtlebig seien, das ist bei Ihnen ein Synonym für leichtfertig. Es ist eine der gefährlichsten Eigenschaften der Deutschen, daß *nicht einmal ihr Neid nackt* ist, sondern, als Geringschätzung verkleidet, durch die Welt schweift, um sie zu betrachten und gründlich zu studieren. Sie reden vom deutschsprachigen Österreicher, als ob er nicht ein Überrest einer Vielsprachigkeit wäre, sondern ein geschlossenes Völkchen. Man hat aber 1918 nicht nur der österreichischen Welt ihre Gliedmaßen amputiert, das heißt die Kronländer, sondern eher noch diesen das Herz. Und der Österreicher deutscher Sprache ist nicht etwa lateinisch ›leichtlebig‹, sondern schmerzerfüllt, ja tragisch. Bei Ihnen ist Tragik: Düsterkeit. Und das Undüstere nennt ihr Anmut. Ihr habt ein echtes Pathos. Ihr betont es, also wird es falsch, zuweilen, oft. Ähnliches ist an Ihrer Gründlichkeit zu sehen. Gewiß habt ihr sie gehabt. Dann finget ihr an, ihr eine Art Propaganda zu machen. Endlich, als die Welt gerade auf dem Punkt war, an sie zu glauben und euch sogar um sie zu beneiden, verschwand sie beinahe aus euren Hirnen und Gewissen. Ihr seid ungeduldig, novarum rerum cupidi – und wieso geht Ungeduld mit Gewissenhaftigkeit zusammen? Ihr seid gewachsen – und Ihr verwechselt Gewachsensein mit Größe oder Reife. Österreich ist ampu-

tiert worden. Aber wie im Zentralnervensystem noch amputierte Gliedmaßen Schmerzen bereiten, so uns alle Stämme und Völker der Monarchie. Aus diesen schmerzhaften Erinnerungen schöpft der österreichische Charakter, wie damals von den Völkern, als sie noch mit uns lebten. Auch damals war es schmerzlich, ein Österreicher zu sein, sehr oft schmerzhaft.«

»Sie werden ja sentimental«, sagte da mein Partner.

Freilich, er ist ein harter Mann aus dem Norden.

Donnerstag

Dem »Osservatore Romano« wirft das töricht-niedrige Blatt von Julius Streicher vor, daß jener das Christentum verrate. Wie von Wittenberg der Weg direkt nach Bayreuth und Berchtesgaden führte, so einer vom Lateran nach Nürnberg. Wie gut, daß die Politik des Vatikans nicht ex cathedra gemacht wird! Und wie wichtig ist es, dies von Zeit zu Zeit zu sagen!

Am gleichen Tag

steht's in den Zeitungen, daß in Amerika eine Abstimmung unter den Schulkindern veranstaltet worden war. Die Kinder hatten sich zu äußern: welche Persönlichkeiten sie für schädlich hielten, welche für gut. Und das Resultat ergab, daß Mussolini und Hitler die bösesten seien. Der Beste war der Präsident Roosevelt, »an zweiter Stelle rangiert Gott«, heißt es wörtlich im Bericht. Fehlte noch, daß der Ahnungslose geschrieben hätte: »läuft Gott«. Einer der unheilbaren, weltgläubigen Journalisten behauptet in einem Kommentar zu diesem Bericht, daß ein solches Urteil von Kindern auf eine großartige Zukunft schließen lasse. Wir brauchten uns keine Sorge zu machen. Wenn sie schon im Alter von Schulkindern wüßten, daß die Bösen wirklich böse seien und daß der Präsident Roosevelt besser als Gott sei. Mit dieser Zukunftssonne im Herzen erklärte man seit dem Untergang der echten Autorität, daß die Welt fortzuschreiten entschlossen sei. Man erkennt dieses Vorwärtsschreiten in der Tat auch daran, daß nicht nur die Großen abstimmen, sondern auch die Kleinen. Das nenn' ich eine Zeit, in der die Erwachsenen 90 Prozent Stimmen für die Bösen abgeben. Wenn diese ganze Möglichkeit des Urteils nicht gegeben wäre, hätten wahrscheinlich die erwachsenen Wahlfähigen ihren jüngern Geschwistern nicht Gelegenheit verschafft, die Bösen zu erkennen. Und die Urteils-

reife der Kinder wird vielleicht später überdies in das Gegenteil umschlagen, wenn sie nur erst älter geworden sind. Wer weiß, ob es nicht besser wäre, den Kleinen wie den Großen *beizubringen*, was Gut und was Böse ist, statt sich es von ihnen *beibringen zu lassen*. Da kann es Überraschungen geben. Aus einem *kleinen Moritz* kann oft ein *großer Baldur* werden.

Samstag

Einer unserer Freunde hat endlich ein Einreisevisum nach Amerika bekommen. Er möge dort alles Gute erleben, wünsche ich ihm. Er hat in Europa so viel Böses erlebt. Wie wir alle. Nur weiß ich nicht, ob das Böse sich nicht über alle Erdteile erstreckt. Auch habe ich gelynchte Neger vor Augen, wie in Deutschland gelynchte Juden, und bei aller Ehrfurcht vor der Menschlichkeit und dem Mut eines Staatsoberhauptes wie Roosevelt kann ich mir nicht die Angst abgewöhnen vor dem vergänglichen Glanz der Gewählten. Wie leicht wandeln sich die Lüste der Menschen. Die Lust nach Freiheit und die Lust nach Zwang, und wie ähnlich können sie sogar beide einander werden. Ich fürchte, ich traue der »Freiheit« nicht mehr. Wann und wo wird man dieses Wort endlich ohne Anführungszeichen sagen dürfen?

Sonntag

Ich habe in den Memoiren Metternichs gelesen, und ich traue der Freiheit noch weniger, wenn ich sehe, daß derjenige, der als ihr Unterdrücker gilt, sie geschützt hat – sogar auch noch mit unzulänglichen Mitteln. Aber jene Konservativen, die eine Heidenangst davor haben, Reaktionäre genannt zu werden, entwickeln eine Art leidenschaftlichen Links-Snobismus, und bald fangen sie an, mit jener banalen Mokkerie vom Konservativen zu sprechen, die sie Fortschrittskämpfern des 19. Jahrhunderts abgelauscht haben. Sie gehen in die entgegengesetzte Richtung, nämlich in jene, aus der die »Linken« gerade zu kommen anfangen. Und so wahr es auch ist, daß es längst kein politisches Rechts und Links mehr gibt und daß es nur noch die Bänke in den Parlamenten anerkennen dürften, so richtig scheint es mir auch, daß das Konservative sein Gesicht zu verlieren beginnt. In jener Zeit, die noch imstande war, Metternichs hervorzubringen, wäre es einem Konservativen unmöglich gewesen, Plebejer in einer Phantasie- oder Sportuniform nicht auf den ersten Blick zu verachten, wie die geborenen

Noblen zu erkennen, selbst im Sportgewand oder im paramilitärischen. Nach den Fehlern der Fortgeschrittenen könnten die der Konservativen erfolgen. Ich fürchte auch die Unfreiheit der Konservativen.

Freitag

Ich habe den Kaiser Otto wiedergesehen. Er war bei der Eröffnung der Neuen Kunstgalerie St. Etienne. Der Österreicher waren einige da, loyale Österreicher. Viele unter ihnen hatten vor einem Jahr noch keinerlei Beziehung zum Kaiser und wahrscheinlich nur eine formale zu Österreich. Es konnte keine andere sein. Die armen rot-weiß-roten Kinder eines Landes, das der Aufgabe nicht gewachsen war, ein Reich, das Reich zu repräsentieren, konnten kaum mehr als Orts- und Provinzialpatriotismus entwickeln. Es war »Heimatliebe«, eine löbliche, aber notwendigerweise begrenzte Gemütsäußerung. Der Habsburgische Kaisergedanke ist zu groß für ein so kleines Land. Und es ist kaum möglich, die Seelengröße all jener zu schildern, zu besiegen, müßte man sagen, die innerhalb der Mesquinerie der vergangenen Jahre die Kraft hatten, Legitimisten zu sein. Die Neubekehrten, die Legitimisten von heute, haben es leichter, gerade weil sie in der Verbannung leben. Aller Welt fühlbar ist die Tatsache, daß der Habsburger, die unsichtbare Krone auf dem Haupt, ein Symbol ist, mehr als ein Herrscher. Diese Tatsache ist so greifbar deutlich, wie jene gewesen ist, als wir noch ein Reich hatten: daß Österreich mehr war als ein Vaterland, nämlich fast eine Religion.
Von allen Österreichern, mit denen ein Legitimist heute zusammentrifft, kommt die Frage: »Sagen Sie, wie ist es eigentlich?« – Eine primitive Frage – und wie entschuldbar! Sie haben so lange ohne Kaiser gelebt, sie wissen nicht, was ein Kaiser ist, sonst fragten sie nicht, *wie* er wäre. Was soll ich ihnen anderes antworten als dies: »Geweiht ist er, und eines Tages wird er mit Gottes Hilfe auch gesalbt sein.« Seine Sache ist es, die menschlichen Tugenden zu pflegen, die ihm mitgegeben sind.
Alle, die ihm einmal nähergekommen, sind sich darüber einig, daß er klug und liebenswert sei. Zwei Eigenschaften, welche die Voraussetzungen für eine kaiserliche sind, die fast allen Herren Österreichs Glanz und Adel verlieh: nämlich der Edelmut. Eine Eigenschaft, die zum Herrscher gehört wie Zepter und Krone und Reichsapfel und dank der das Herrschen ein wahres Regieren wird.

Im Exil aufgewachsen, hat dieser unser Kaiser das heutige Schicksal der Österreicher vorausgelebt. Als wir noch zu Hause saßen, war er schon ein Emigrant, und so jung er ist, das Schicksal des Verbanntseins ist ihm vertrauter als uns. Wie man es würdig trägt, dafür ist er Beispiel und Muster.

Zum erstenmal, als ich ihn sah, war er ein Kind, die Hoffnung Österreichs, und ich einer seiner vielen Soldaten. Man begrub den Kaiser Franz Joseph, und ich stand im Spalier vor der Kapuzinergruft, in der unsere Traditionen ruhen, aber nicht begraben sind. Jetzt, wenn ich den Kaiser Otto sehe, denke ich alter Schwarz-Gelber, Gott sei Dank rettungsloser Schwarz-Gelber, an jenen Tag, an diese Traditionen. Und auch, wenn man in der kleinen, stillen und noblen Neuen Kunstgalerie, also in der *österreichischen*, nicht »Gott erhalte« gespielt hätte, wäre es in mir erklungen, wie immer, wenn ich Otto von Habsburg sehe; und ich glaube nicht, daß es einen einzigen Österreicher in der Welt gibt, in dessen Herz es nicht erklingt, wenn er den Kaiser trifft. Gott erhalte ihn, der uns in die Verbannung vorangegangen ist. Gott beschütze unser Land, über das jetzt der preußische Stiefel stampft.

Sonntag

Früher, wenn ein Papst gestorben war, pflegte die Welt einen Augenblick den Atem anzuhalten; heute aber, da sie den Atem verloren hat, außer Atem, Rand und Band ist sozusagen, fährt sie fort in ihrer Hast, der Trauer nicht fähig, weil der Würde bar. Der Antichrist schreibt Nekrologe. Und niemals hat man das Lachen des Teufels so deutlich gehört wie jetzt, wo die Guten schweigen.

Die Österreichische Post (Paris), 15. 2. 1939

Sonntag

Der tierische Ernst, mit dem diese politischen Hausmeister und Dienstmänner regieren, Gesetze machen, abtreten, mußte freilich eines Tages eine lächerliche Farce erzeugen. Vor zwanzig Jahren hätte ein homerisches Gelächter die Welt erschüttert, wenn in irgendeinem Lande, auch dem geringfügigsten oder »exotischsten«, ein Ministerpräsident zurückgetreten wäre – wegen seiner jüdischen Urgroßmutter. Es ist eine Film-Operette, von Möbelpackern gespielt, nicht verfaßt – denn um so was zu verfassen, dazu muß man aus einem ganz andern Holz geschnitzt sein: aus einem nämlich, das kein Möbelpacker

anrührt. Ungarn hat sonst mehr Witz gehabt. Mit seinen Witzen hat es oft die Welt überschüttet. Zu viel Witz gelegentlich. Wie stumpf müssen Menschen sein, auf die Paprika so wirkt: Pathos erzeugend, ein heilloses Pathos, abgelauscht dem borussisch-deutschen und nicht einmal richtig. Denn bei den Preußen gibt's keine Schlamperei dieser Art. Dort werden die Urgroßmütter einfach abgeschafft, wo sie stören könnten. Und mit fürsorglicher deutscher Gründlichkeit wurden dort, im Lande der Systematiker, schon lange vor Hitler die Friedhöfe geschändet. Oh, es war gar nicht die Absicht, nur der Anschein. Die Absicht war nachzusehen, ob von der und jener Urgroßmutter zufällig noch was irdischen Bestand behalten habe. Es kann nicht schaden, wenn man Grabsteine vernichtet, auf denen die Namen künftiger Führer verzeichnet stehn.

Montag

In der Zeitschrift »Der sozialistische Kampf« lese ich einen Artikel: »Das Schicksal der österreichischen Kultur«. Entschlossen, von der bekannten Rigorosität zeugend, welche die Zweite Internationale ja immer ausgezeichnet hat, lautet der erste Satz des Artikels: »Zu den Toten, die fortgeräumt werden müssen, gehört auch die österreichische Kultur.« Welch ein neuer Ton! Welch ein imperativer Atem so plötzlich in diesen echten Männern des passiven Partizips! Der gute Mann, der gewiß nur lockere Beziehungen zur klassischen Welt hat (in der es ja schon kapitalistische Unterdrücker gab, wie man weiß), erinnert mich dennoch an jene Schatten, die noch im Hades gegen ihre Feinde aus der Oberwelt das Schwert schwingen, wie Ajax zum Beispiel, der im Wahnsinn gestorben ist. Der Hades der Zweiten Internationale ist von solchen Schatten überfüllt. Immerhin hat der Autor eine singulare Beziehung zur Apokalypse. Er spricht zum Beispiel von »*dem* apokalyptischen Reiter, der die österreichische Kultur zertrampelt« hätte. Wenn ich nur wüßte, welcher von den wüsten Brüdern es ist! Wahrscheinlich ist es der großdeutsch gesinnte unter ihnen, der die österreichische Sozialdemokratie geritten hat, Österreich zu einem Bestandteil der deutschen Republik zu erklären. Der gleiche apokalyptische Reiter, der sich später allerdings auf die unglückseligen Schultern Schuschniggs geschwungen hat, um mit ihm nach Berchtesgaden zu galoppieren. Der Verfasser des Artikels behauptet ferner, die österreichische Literatur sei »bei Schuschnigg gelandet«. – Aber viele unse-

rer besten österreichischen Kollegen hatten überhaupt keinen Anlaß, irgendwo zu »landen« – einfach deshalb, weil wir niemals herumgeschwommen sind. Wir waren im Hafen, in Österreich. Wir haben niemals Sehnsucht nach der salzigen deutschen Nordseeluft gefühlt und nach dem frischen Wind, der von Ebert und Scheidemann ausging. Und wenn einer von uns unbedachtsam Schuschnigg Vertrauen schenkte, war es einfach Mißverstand. Mancher war davor bewahrt. Was mich betrifft, ich wäre, hätte ich mich Schuschnigg genähert, wahrscheinlich nicht bei ihm, sondern im Kriminal gelandet... (obwohl mich der »Sozialistische Kampf« in einer seiner früheren Nummern zusammen mit Franz Werfel zu einem der »notorischen Anhänger Schuschniggs« ernannt hat).

Karl Kraus, einer der bedeutendsten Schriftsteller Österreichs, war diesem Artikel nach »absolut einflußlos«. Wenn ich mir den Stil des Verfassers näher ansehe, bemerke ich allerdings, daß Karl Kraus auf ihn »absolut« keinen Einfluß ausgeübt hat. Ich gestehe, daß ich, der ich Karl Kraus nicht leiden konnte, zeit seines Lebens viel von ihm gelernt habe, wie Austerlitz und Karl Leuthner, die besten Federn der Wiener Internationale. Statt Vae victis! zu rufen, wie wir es würdig und schmerzlich 1918 taten, rüsten jene Gespenster zu imaginären Kämpfen, und sie wollen uns Schlachten am Styx liefern, den wir gar nicht erreichen können, weil wir als lebende österreichische Kultur kein Recht dazu haben. Von Karl Kraus habe ich immerhin gelernt, innerhalb der schreibenden Welt Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Und also kann ich mich nicht länger mit dem obengenannten Artikel beschäftigen. Die Urgroßmutter Imredys hätte noch Lebendigeres geschrieben.

Donnerstag

Jeden Donnerstag zwölf Uhr ertönen in dieser friedlichen, heiter-geschäftigen Stadt die Alarmsirenen, um fiktive friedliche Flugzeugüberfälle anzukündigen. Die Sirenen heulen zwar, wie Höllenhunde heulen mögen, aber das Leben der Stadt kümmert sich nicht um sie. Sie sind so selbstverständlich geworden wie die Signale der Autobusse. So geht der Krieg gleichsam in den Frieden ein, mit all seinen fürchterlichen Symbolen. So fürchterlich ist der auch, mit seinen »lokalen« Bürgerkriegen, mit seinen Opfern, den Toten, den heimatlos Werdenden, den im Mutterleib schon samt den Müttern Umkommenden. Jeden Don-

nerstag, wenn die Sirenen am Mittag heulen, denke ich zwar nicht an die friedlichen Flieger, aber eine Formulierung drängt sich mir auf, die lautet: Die Diktatoren haben den Weltfrieden vom Zaun gebrochen.

Samstag

Ich lese in einem der Briefe meines seligen Freundes Karl Tschuppik, einer der letzten Zehn vom schwarz-gelben Regiment, der vor der Zeit, aber dafür auch vor der Un-Zeit gestorben ist, den Satz: »Das Lied hat unrecht. Es wird *kein* Wein wachsen, wenn wir nimmer sein werden. Genauso, wie überall dort der Wein zu wachsen anfing, wo die alten Römer hinkamen, so hört er auf, wo die Preußen hinkommen. Es wird keine schönen Madln geben, wenn wir nimmer leben. Wir haben nichts zu bedauern, lieber Josephus! Nach uns wird es Hitler-Mädchen geben.« (Das klassische Lied wurde an Tschuppiks Grabe gesungen, trotzdem.) Er war ein heiterer Prophet. Über das Grab hinaus trieb er Schabernack. Wenn er nicht gestorben wäre, hätten sie ihn erschlagen. Wenn wir nicht hier wären, hätten sie uns erschlagen. Wir müssen trachten, sie zu überleben. Es ist nicht allzuschwer: Sie sind eiserne Mörder auf tönernen Sockeln.

Die Österreichische Post (Paris), 1. 3. 1939

Mittwoch

An der Grenze zwischen Karpathorußland und Ungarn befindet sich ein sogenanntes »Niemandsland«, in dem Flüchtlinge aus beiden Ländern jetzt anfangen, ein Dorf zu bauen. Vielleicht wird dieses Dorf, vorausgesetzt, daß die Nachbarstaaten die Nicht-Einmischungspolitik strenge einhalten und daß kein Krieg ausbricht, der fruchtbarste und friedlichste Flecken innerhalb des Gebietes der alten Monarchie sein. Der Fluch, der fortzeugend Böses muß gebären, könnte also einmal innehalten, und symbolischerweise vor dem Niemandsland, dem geographischen Ausdruck jenes geräuschvollen Nichts, das er 1918 geschaffen hat. Wieviel Erbarmen hat es damals mit den »von Habsburg unterdrückten Völkern« in der Welt gegeben und wie sorgfältig wurden Grenzen abgesteckt von Professoren, die eine Landkarte so wenig lesen konnten wie die Edda zum Beispiel und denen Indien jedenfalls vertrauter war als Bosnien und Herzegowina. Siebenhundertundachtzig Emigranten schwimmen im Schwarzen Meer herum, seit ein paar Tagen unauffindbar. Die 165 österreichischen Emigranten auf dem

Dampfer »Königstein« sind in Hungerstreik getreten, weil sie, von allen Häfen Zentral-Amerikas abgewiesen, in Gefahr sind, wieder nach Hamburg zurückgebracht zu werden. Da ist also nun die ganze Grausamkeit der Habsburger zu erkennen? Wenn sie der Welt nicht das Beispiel einer tyrannischen Tendenz zur feierlichen Einigung der Völker in der Monarchie gegeben, eine großzügige und weitangelegte Welt- und Völkerpolitik betrieben hätten, von wem hätten die Barbaren gelernt, Flüchtlinge ins offene Meer zu treiben und später unter das Henkerbeil? – Wie schrecklich, wie empörend, man erinnere sich, war es damals unter dem schwarz-gelben Zepter, daß zufällig drei ukrainische Kunstphotographen keine Konzession erhielten! Oder drei Agramer Studenten keine Befreiung vom Schulgeld! Alle harten Herzen der harten Welt schlugen für die unterdrückten Untertanen der Monarchie. Aber Flüchtlinge, Sterbende, zwischen Grenzen Umhergeworfene haben sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben. Und die Länder der Welt, die Allerweltsländer errichten Niemandsländer auf dem Territorium eines wahren Weltreiches. – Schreib's in dein Buch, mein Freund! Ins Tagebuch!

Donnerstag

Ein Freund, aus Rußland geflüchtet, der von Zeit zu Zeit, gleichsam um in seinen Wunden zu wühlen, Gelegenheit findet, das Moskauer Radio zu hören, erzählte mir von den Reden, die drüben, im Lande der Glossomanie, bei der Leichenfeier für die verstorbene Frau Lenin gehalten wurden. Der Kämpe Kalinin nannte sie: »die wichtigste Mitarbeiterin Stalins«. Stroh, gedroschen für Proletarier, nicht von ihnen, nicht von Bauern! Und Blech, gehämmert von Klempnern mit schwieligen Zungen. Ich weiß es von einem der wenigen Freunde der Krupskaja, von meinem Aufenthalt in Rußland her, daß diese bescheidene Frau, der tapfere Schatten ihres hölzernen Genies, seit der Ankunft Stalins schmählich überwacht, bespitzelt, einsam und furchtsam gemacht, sogar zu hassen angefangen hatte. Oh, nicht den Zaren, sondern den Nachfolger Lenins, den Koloß der Plakate und der Plakat-Gedichte sowjetrussischer Staatsdichter. Wie waren sie einst lebendig gewesen, die alten, jetzt verstummten Dichter, die Freunde Lenins und seiner Frau! Und mit welcher Freude las man diese vortrefflichen Verhöhnungen der sozialdemokratischen Pappendeckelsprache! Und welch ein Rückfall jetzt in das Blech der Zweiten Internationale! Um

dies herzustellen, haben die russischen Dichter alle unzähligen Samoware, diese reaktionären Gegenstände, zu literarischem und rhetorischem Material umarbeiten müssen. Die Reiche und die Systeme, die sich mit Ziffern bezeichnen, können gegen ihre Vorgänger, sprachlich zumindest, nicht lange konkurrieren. Bebel, der literarische Flachkopf, berühmter Popularisierer des ohnehin schon Populärsten, dessen größte Banalität nur noch wettgemacht wurde durch die Dichtigkeit seines Bartes, ist ein Meister der Rede und des Stils, verglichen mit Stalin und Kalinin, und seitdem der beste sowjetrussische Literat, Karl Radek, in einem sibirischen Gefängnis, sobald er Papier und Tinte verlangt, nur noch Hammer und Sichel bekommt, die Schreibwerkzeuge der Kommunisten, ertönt kein Laut in Rußland, der nicht an Rosenberg und Goebbels und an den unbekannten Soldaten des »Kampfs« erinnern würde. So sehr erinnert das Deutsch der Dritten-Reich-Stilisten an jenes, das Noske und Scheidemann gesprochen haben, und das Russische der »Prawda« an den Sprachstil eines Balalaikaspielers. Nein! Ich halte nichts von Staaten, die sich numerieren wie Gepäckträger, bevor der Zug einläuft. Wenn es so lange dauern sollte, wird auch noch das Siebenundachtzigste Reich so aussehen wie die Dritte Internationale, die im Sturmschritt retrogradierend schon die Nummer anderthalb trägt.

Freitag

Der Papst ist gewählt. Diesmal freut sich ehrlich auch die nichtkatholische Welt; obwohl ein großer Teil von ihr noch nicht weiß, ob er mit der Freude recht haben darf. Denn gewohnt, die Weisheit der Kirche nicht zu erkennen, die ihre Einsichten aus ganz anderen Quellen bezieht als aus jenen, die in marxistischen Instituten aufbewahrt werden, konnten sie nicht begreifen, daß Klugheit ein politisches Kinderspiel für die Mehrheit der Kardinäle ist. Die Toren, die schon davon überzeugt waren und alles gewettet hätten, daß sich Barbaren in eine Konklave so einmischen könnten, wie es in den Kongressen der Partei tatsächlich und nicht nur metaphorisch »auf der Tagesordnung« steht, kennen sich nicht mehr aus und sind ein wenig enttäuscht darüber, daß die »Dunkelmänner« keine Schwarzhemden tragen. Wie leicht haben sie es sich vorgestellt, wäre eine Beziehung zwischen dem Lichte, das sie nicht sehen, und dem Dunkel, in dem sie leben, genauso wie ihre Verfolger! Ihre Drachensaat ist aufgegangen: sie haben Revolutionen

gesät und haben Hakenkreuze und Liktorenbündel geerntet. Leitartikler, die sie zuvörderst sind, geht ihnen der Atem genauso aus wie der Goebbelsche Sauerstoff der »Berliner Börsen-Zeitung« oder Gajda. Es ist in der Tat ein großes Schweigen in der guten und in der bösen Welt festzustellen. In hoc sogno tacent omnes. In hoc sogno vinces, Pontifex!

Die Österreichische Post (Paris), 11. 3. 1939

Dies ater

Der elfte März ist nicht das Datum eines Todestages. Während der Messe in der Pariser Dominikaner-Kapelle spielte man das »Gott erhalte«, und ich sah Frauen und Männer weinen, bittere Tränen, fruchtbare Tränen. Denn Österreich stirbt nicht, solange man um es weint, und es gibt kaum eine stärkere Beschwörung als die Träne. Niemals war es den Österreichern klar, daß sie ihr großes Land verloren hatten, im November 1918. Erst ihr kleines, rot-weiß-rot angestrichenes mußten sie verlassen, bevor sie sich vollkommen des alten schwarz-gelben bewußt geworden waren. Ich wette, daß Hitler und die deutschen und die österreichischen Nationalsozialisten keine Freudentränen vergießen, an diesem Jahrestage ihres barbarischen Triumphs. Im »Angriff« schreibt der Statthalter des Verrats, daß seit dem Anschluß in Österreich die Arbeit größer geworden sei, das Brot reichlicher, der Lebensstandard höher. Und die »Klassenunterschiede« seien ausgelöscht.
Die »Nationalsozialistische Korrespondenz« freut sich darüber, daß die Zahl der schwangeren Mütter in Wien zugenommen habe. Mit der seit 1935 datierenden »Entvölkerung« Österreichs sei es also zu Ende. Ich kann mir zwar zur Not noch vorstellen, daß man selbst einem so notorisch auf seine Unglaubwürdigkeit bedachten Organ wie der »Nationalsozialistischen Korrespondenz«, einer periodisch erscheinenden Lüge, die sich konstant Lügen straft, noch hier und dort Glauben schenken kann. Wer aber glaubt dem Seyß-Inquart, in Österreich oder in Deutschland? Wie leicht fließt dem der Lug von der Zunge, ihm, dem der Trug so tief im Herzen sitzt? Ich habe ihn mit eigenen Augen bei der Messe knien sehen. Ach! Während er noch vor dem Kreuz sich beugte, kroch er schon zum Hakenkreuz. Ein praktizierender Wicht, trieb er Schindluder mit Eid und Altar. Die schwangeren Mütter, deren Zahl jetzt in Wien so gestiegen sein soll, tragen Söhne in ihrem Schoß, über die sich der Seyß-Inquart und die »Korrespondenz« nicht

freuen sollten. Söhne, in der Knechtschaft gezeugt und im Jammer ausgetragen, können furchtbare Rächer werden. Gnade ihm Gott, der Große und Gerechte, den er kniend so angelogen hat wie uns alle, in Habt-acht-Stellung.

12. März

Ein armes Kabarett in Paris, ein österreichisches, es nennt sich »Melodie-viennoise« und lebt von den spärlichen Geldern geflüchteter Landsleute, hatte am Abend unseres Trauertages geschlossen. Österreichische Künstler, also Notleider, spielen, singen und tanzen dort. Ich weiß nicht, ob ich imstande wäre, ihre Kunst richtig einzuschätzen, aber Takt ist ein wichtiger, wahrscheinlich sogar ein entscheidender Bestandteil der Kunst; insbesondere der österreichischen. Und die Tatsache, daß dieses Kabarett einen Teil seiner gewiß nicht reichlichen Einnahmen dazu verwendet, in den Zeitungen zu annoncieren, daß es am elften März geschlossen habe, ist mehr als eine Geste: Es ist ein geringes, aber edles und symptomatisches Opfer. »In jedem Österreicher steckt ein halber Künstler«, hat sogar der nach Wien vom Nordwind verschlagene Friedrich Hebbel gesagt, das Genie des Heidekrauts und der protestantisch unerbittlichen Ananke. Fast bin ich geneigt, in jedem elend gewordenen Österreicher auch einen *ganzen* Künstler zu sehen. Ich liebe keine Kabarette. Aber diesem hier traue ich Kunst zu.

13. März

Die Zeitschrift »Nouvelles d'Autriche« beschäftigt sich in einer ihrer letzten Nummern mit dem Legitimismus in ihrer Rubrik »Echo des Monats«, die ein gewisser »Audax« zeichnet. Das Pseudonym ist nicht schlecht gewählt. Denn es gehört eine Kühnheit dazu, ohne Talent schreiben und ohne Geschmack urteilen zu wollen. »Audax« schreibt also:

»Die in Paris lebenden Österreicher – es sind ihrer eine ganze Menge und gewiß mehr als achtzig – erfuhren letzthin aus dem ›Paris-Midi‹, daß sie in einer Gemäldegalerie am vornehmen Faubourg St. Honoré ›ihren Kaiser‹ empfangen haben sollten.« Es sei, fährt Audax fort, den Österreichern wohl die Existenz eines Herrn Otto Habsburg-Lothringen bekannt gewesen, aber nichts von einer Wiederherstellung der Monarchie. Man beachte diese exquisite Ironie eines Trampels, das da glaubt, den Legitimismus dadurch dem Volke verdächtig zu machen,

daß man dem Faubourg St. Honoré das Attribut »vornehm« als ein belastendes Indiz anhängt und dem österreichischen Thronerben den Titel eines »Herrn« verleiht. Wahrscheinlich schützt Kühnheit nicht vor der Unfähigkeit zu unterscheiden, was vornehm sei und was nicht. Bescheidener, wie ich bin, und weniger kühn als dieser Audax, wage ich nicht zu entscheiden, ob die Rue de l'Ancienne Comédie, in der sich die Redaktion der »Nouvelles d'Autriche« befindet, so vornehm sei wie die Rue du Faubourg St. Honoré oder weniger. Dessen aber bin ich gewiß, daß auch der Faubourg St. Honoré bedenklich viel von seiner Vornehmheit einbüßen müßte, wenn Audax in ihr hauste und schriebe und wenn dort die »Nouvelles d'Autriche« erschienen.
Indessen bemerke ich zu meiner Verwunderung, daß Plumpheit Leichtfertigkeit nicht ausschließt. Denn mit jener Gewissenlosigkeit, die nach der Meinung der Audaces à la Audax nur die Vornehmen kennzeichnet, bringt die Redaktion der »Nouvelles d'Autriche« auf Seite 77 der gleichen Nummer eine Notiz über die Kunstgalerie, die der Kaiser besucht hatte; und in der Notiz heißt es:
»Es ist ein kleiner Trost, zu wissen, daß es einem Wiener gelungen ist, einige wertvolle Gemälde aus einer früheren Wiener Galerie zu retten. Ein Teil dieser Bilder ist... in einer kleinen Ausstellung... Faubourg St. Honoré zu sehen.«
Was der Seite 77 recht ist, sollte der Seite 45 billig sein, müßte man meinen.
Aber für uns ist es ein kleiner Trost zu wissen, daß die linke Hand, mit der die Redaktion schreibt, nicht weiß, was ihre rechte noch alles aufnimmt.

14. März

Der neue Papst ist gekrönt; und somit fängt mitten im Jahr ein neues Jahr an, ja eine neue Dekade. Der Physiognomie und der Haltung nach ein Asket und ein Mann von Welt zugleich, scheint dieser Papst eines der ältesten Ideale der Kirche darzustellen: die Diplomatie, auf die die Kirche niemals verzichten darf und kann, mit dem Eifer, der die Entbehrung zur Voraussetzung hat und die selbstverständliche Fähigkeit zur Entbehrung. Die römische Kirche ist eine überweltliche Macht, dazu eingesetzt, der Welt Regel und Gesetz zu geben, Gebot und Verbot; ja auch Verbot. Selbst wenn man ihr nicht dient und selbst wenn man ihr nicht angehört, soll man ihre Stimme hören können; und es ist

deshalb eine der billigsten Torheiten zu fordern, die Kirche möge »unpolitisch« bleiben. Die »Universalität« des Katholischen ist gleichsam nicht nur eine horizontal zu verstehende, sondern – und vielleicht eher noch – vertikal. Nicht nur ihre Ausdehnung kennzeichnet sie, sondern auch ihre Tendenz, in die Tiefe zu dringen. Der Katholizismus muß, seinem Wesen nach, sogar zuerst Wurzeln schlagen, bevor er sich ausbreitet. Keinen einzigen Sektor des Lebens kann er außer acht lassen: nicht die Schule, nicht die Familie, den Beruf nicht: und also auch nicht die »Politik«. In diesem höheren, umfassenden Sinne ist die Kirche sogar eminent politisch. – Die augenblicklich herrschenden politischen Tiere der Vor-Apokalypse ahnen schon recht, weshalb sie die Kirche verfolgen. Sie allein ist es, die jene wahrhaft gefährdet. Und mehr, als sie je einen Papst gefürchtet haben, fürchten sie diesen. Sie ahnen nicht nur: sie wissen schon, warum.

17. März

Jetzt, da die Boa constrictor sich um den Prager Hradschin schlingt, wollen wir vergessen – für alle Zeit vergessen –, daß die Gewehre, die vorgestern an die preußische Armee abgeliefert worden sind, vor einem Jahr dazu gedient haben, die ersten Fliehenden aus Österreich von der tschechoslowakischen Grenze zurückzustoßen. Vergessen sei auch jenes bittere Wort: »Lieber Hitler als Habsburg.« Ja, wenn ich all dies erwähne, so geschieht es zu dem Zweck, damit wir es vergessen. Ausgelöscht sei es, wie es bald der Namen unseres gemeinsamen Feindes sein wird.

Ausgelöscht möge auch die Erinnerung an die törichten Versuche der Tschechen sein, die Gunst des Molochs durch eine Art von Rassengesetzen zu erringen und ähnlichem Naturwidrigen und Gottlosen. All dies war nur der Ausdruck des Schreckens, der jedes menschliche Wesen beim Anblick des deutschen Medusenhauptes ergreift, der Walküre, deren Zöpfe und Locken echt blonde Schlangen sind und die blankblaue Blicke versprüht, hergestellt bei Krupp in Essen. Im Unglück sind sie unsere Brüder geworden, wie sie es gewesen waren in der alten Monarchie: Servus, Novak! Servus, Bohumil! Niemals seit dem Umsturz 1918, den ihr ebenso hartnäckiger- wie leichtfertigerweise begrüßt habt, waren wir einander so nahe!

Jenes Geschöpf, dessen Namen man nicht nennen darf, ohne gegen die internationalen Gebote zu verstoßen, die da Staats-Unterhäupter mit

-Oberhäuptern verwechseln, aber auch nicht ohne Gott zu lästern, schickt sich an, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu eröffnen. Denn er, »seinerseits«, um in seiner Sprache zu reden, verwechselt Reiche mit Parteitagen. So war es seit jeher in der Familie der Zollgrenzer in Braunau üblich. Konservative Malernaturen halten sich an Traditionen.

Das Unheilige Reich wird also eine fürchterliche Wirklichkeit werden, und ausgeschlossen aus ihm sind wir und jetzt die Tschechen. Gegrüßt sei diese Brüderschaft. Noch einige Millionen, deren Losung »Habsburg« heißt. Unser Schicksal erfüllt sich. Wir sind aneinander gekettet, Tschechen, Österreicher, Kroaten, Slowaken! Und Ungarn!

Servus, Novak!

Servus, Bohumil!

24. März

Die preußischen Geier, kurze Zeit nur kreisend unter dem nordöstlichen Himmel Europas, haben sich endlich, das heißt: blitzartig, schlaghaft, über Memel niedergelassen. Man hat das längst erwartet. Vor ungefähr sieben Jahren, als ich noch ungestraft mit dem *General Seeckt* sprechen konnte und er (»seinerseits«, wie die Deutschen sagen) ungestraft mit mir, sprach er von dem Marsch nach Memel. Mein seliger Freund *Karl Tschuppik*, den ich schon einmal in diesem Tagebuch zitiert habe, war dabei. Er, der die Preußen haßte wie nur noch ich, ließ nur die Generale gelten: »Die einzigen Preußen, mit denen man halbwegs reden kann, sind noch ihre Generale. Solch ein Volk ist das eben! In Österreich kann man auch mit Unteroffizieren sprechen. In Deutschland nur mit Seeckt.« – Ich sagte damals: »Wozu brauchen Sie Memel? Um Hitler den ›Wind aus den Segeln zu nehmen‹? Schon hat er den Wind, schon hat er die Segel. Warten Sie, Herr General! Lassen Sie den Hitler Memel nehmen. Möge er sich belasten, nicht Sie, nicht ihr!«

Jetzt hat er, der preußische Geier, zwar Memel. Und vielleicht hat er übermorgen schon ganz Litauen. Aber es ist durchaus möglich, daß ihm die Länder, die er *sich dröhnenden Schrittes erschleicht*, justament den Wind aus seinen Segeln nehmen.

Die preußischen Geier können, fern von uns, von Österreich, noch ebenso haßgesinnte Feinde finden wie bei uns!

Man kennt sie schon, die Geier, die Befreier!

Sweiks, Paulunas! Das ist der litauische Gruß. Er ist so – wie: Servus, Bohumil!

Die Österreichische Post (Paris), 1.4.1939

Montag

Ich lese einen Artikel aus der Feder des großen und von mir aufrichtigen Herzens verehrten *Thomas Mann* unter dem Titel: *»Bruder Hitler«*. So stark oder so subtil kann die in den literarischen Kreisen bekanntgewordene Marke »Thomas Manns Ironie« gar nimmer sein, wie es der Gehalt des Wortes »Bruder« ist. Mit Worten dieser Art Ironie zu treiben scheint mir beinahe so verwegen, wenn auch nicht so frevelhaft, wie mit dem Entsetzen Scherz zu treiben. Meinem Sprachgefühl nach verträgt das Wort »Bruder« ebensowenig eine ironische Note wie die Worte: Schwester, Vater, Mutter. Der Artikel Thomas Manns beginnt aber auch mit einem Satz, der den mir schrecklichen Titel nicht durch Ironie, sondern durch Ernst rechtfertigt: »Ohne die entsetzlichen Opfer, welche unausgesetzt dem fatalen Seelenleben dieses Menschen fallen, ohne die umfassenden moralischen Verwüstungen, die davon ausgehen, fiele es leichter, zu gestehen, daß man sein Lebensphänomen fesselnd findet.« Später: »Haß – ich darf mir sagen, daß ich es daran nicht fehlen lasse.« Ferner: »Dennoch fühle ich, daß es nicht meine besten Stunden sind, in denen ich das arme, wenn auch verhängnisvolle Geschöpf hasse.« Ferner: »... wie er, der auch rein technisch und physisch nichts kann, was Männer können, kein Pferd reiten, kein Automobil oder Flugzeug lenken, nicht einmal ein Kind zeugen ...« Ferner: »Künstlertum. Ich sprach von moralischer Kastrierung, aber muß man nicht, ob man will oder nicht, in dem Phänomen eine Erscheinungsform des Künstlertums wiedererkennen? Es ist im Grunde ... alles da ...« (nämlich: was das Künstlertum ausmacht) »das halbblöde Hinvegetieren in sozialer und seelischer Boheme ... dazu das schlechte Gewissen ...« Ferner: »Ein Bruder ... Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder; er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft.« Und schließlich dies: »... und übrigens ist Moral, sofern sie die Spontaneität und Unschuld des Lebens beeinträchtigt, nicht unbedingt Sache des Künstlers.«

Thomas Mann erzählt dann noch, daß er einen Sakraltanz von Bali-Insulanern im Film gesehen habe. Und er fragt sich, wo der Unter-

schied zwischen »diesen Bräuchen und den Vorgängen in einer politischen Massenversammlung Europas« sei?
Zwischen dem »Sakraltanz« der Bali-Insulaner und einer europäischen Massenversammlung besteht ja eben genau der gleiche Unterschied wie zwischen einem Gläubigen und einem Fortschrittsgläubigen; zwischen einem Heiden und einem Zivilisationsbarbaren. Bei den »Sakraltänzen« jener Bali-Insulaner ist die Kunst eben *unbedingt* Sache der Moral, das heißt: der *Religion*, wenn auch der heidnischen. Auch die Sakraltänzer von Bali können weder ein Automobil lenken noch ein Flugzeug. Und: Diese beiden Fähigkeiten in einem Atem zu nennen mit jener, ein Kind zu zeugen, scheint mir eben genauso gottlos wie Rosenbergs Berufung auf ein germanisches Heidentum. Die Balitänzer *glauben* eben, wenn sie tanzen. Und die modernen Volksversammlungen glauben an den Fortschritt. Nicht Instinkte sind es mehr, nicht Götzengläubigkeit, sondern Gottlosigkeit treibt sie zu jenen Verbrechen, die Thomas Mann in so edler und unerreichbar vollendeter Weise rügt. Aber wie kommt er dazu, gerade er, das »halbblöde Hinvegetieren« als ein Kennzeichen seines »Brudertums« anzusehen? »Eine peinliche Verwandtschaft?« Und »die Moral ist nicht unbedingt Sache des Künstlers«?
Nun, just die Moral ist *unbedingt* Sache des Künstlers. Und die »Sakraltänzer« von Bali sind (des bin ich gewiß) ganz meiner Meinung. Und mit ihnen die Volksversammlungen zu vergleichen, gelingt nur einem Fortschrittsgläubigen. Wenn ich zu wählen hätte zwischen zwei Freunden: einem Götzenanbeter und einem Anhänger der Welt, die eine Fähigkeit, Autos zu lenken, als Männlichkeit betrachtet: fürwahr, ich wähle den Götzenanbeter. Und wenn ich gegen Hitler zu kämpfen hätte, gemeinsam mit irgendeinem seiner Feinde, ich wählte dazu niemanden unter jenen Lesern Thomas Manns, die diesen Artikel von ihm begrüßt haben. Kein Bali-Insulaner hätte, wenn er nur wirklich sakrale Tänze vollführt, Hitler auch nur einen »etwas beschämenden Bruder« genannt.

Mittwoch

Es ist gut, sich zu sagen, daß man mit den Worten: Österreich (oder die Tschechoslowakei) würden »niemals untergehen«, keinen Optimismus mehr in den Opfern des Molochs erzeugt. Wir wissen es, wir Österreicher und ihr Tschechen und Slowaken, daß eher ein Götze

von seinem Altar gestürzt, als ein Volk ausgelöscht wird aus der Geschichte. Aus dem Volk ohne Raum hat jener, dessen Namen nie und nimmer in einem Schwarz-gelben Tagebuch genannt sein soll, damit diese Farben nicht beschmutzt werden, einen Raum ohne Volk gemacht. Der Sohn des Zöllners überschreitet Grenzen; geographische und metaphorische. Nicht umsonst lautet das alte deutsche Sprichwort: Grenzer, bleib bei deinem Schranken! Er hört nicht darauf.
Gewiß! Hätte er jemals gelernt, was Hybris ist, er würde bescheidener. Weder weiß er, wo Gott wohnt, noch, was Götter sind. Wenn ihm jemand heute sagte, der Obersalzberg sei der Olymp geworden, er schwiege und ließe seinen gebildeten Minister der Propaganda kommen, damit dieser, der Sicherheit halber, im Lexikon nachschlage, unter dem Buchstaben O.

Freitag

Aus dem Lande der Erfinder, die seit einer bereits allzu geraumen Zeit die Dichter und Denker ersetzen, kommt die amtliche Nachricht, daß die Deutschen keine Eier mehr essen dürfen, sondern sogenannte »Mil-Eier«. Sie bestehen aus Kondensmilch, angeblich. Was mich betrifft, so habe ich seit langem, auch zu Zeiten der Weimarer Republik schon, gegen die preußischen Hühner den schweren Verdacht gehabt, sie legten Kondensmilch in Eiform: sogenannte »Mil-Oster-Eier«.

Dienstag

Leon Degrelle, der Führer der belgischen »Rexisten«-Partei, hat beinahe alle seine Stimmen verloren. Die belgischen Katholiken haben gewonnen. Unter allen Diktatur-Anhängern oder Diktatur-Lüsternen, die es in der Welt gibt, sind jene, die sich auf den Katholizismus beziehen oder auch nur katholischer Herkunft sind, die gefährlichsten. Degrelle nennt sich einen Katholiken. Unser braver *Funder*, Chefredakteur der »Reichspost«, nannte sich auch einen. Als ich ihm mein Buch »Der Antichrist« zuschickte, erwiderte er mir, ich könne von ihm nicht erwarten, daß er mir zustimme. Schlimmer als die Ungläubigen sind die formal Gläubigen. Zwar kann man durch das Kreuz nur das Heil erfahren. Aber wenn man in seinem Zeichen mit der Hölle paktiert, geht man hier schon auf Erden zugrunde. Degrelle wäre beinahe der Seyß-Inquart von Belgien geworden. Und warum ist er es nicht geworden? Weil Belgien eine Monarchie ist. Und Österreich war ein

Ständestaat. Welch ein Unterschied zwischen einer hierarchischen Form und einer Kompromiß-Hierarchie! Die Assoziation zwischen den Worten »Kompromiß« und »kompromittiert« ist allzu zudringlich, als daß man sie abweisen sollte. Etwas Billiges kann auch wahr sein.

Ostersonntag

Nun hat auch der andere, der Kollege aus dem Süden, seinen Streich vollführt, der Mann, der aussieht wie der Golem der Katzlmacher, geformt von einem deutschen Tapezierer. Ritterlich, wie diese Unteroffiziere nun einmal sind, hat er mit drei Divisionen 13 000 Revolver erbeutet und ungefähr anderthalb Flugzeuge. Zwei ohnmächtige Könige, die er beide seine Freunde nannte, hat er bereits in die Flucht geschlagen. Welch ein Held! Begonnen hat er seinen Triumphzug mit dem Verkauf Österreichs, das heißt: mit einem Rückzug. Italien hat schon den Weltkrieg durch Rückzüge gewonnen, wie alle österreichischen Soldaten wissen, die an der Südfront gekämpft haben. Das sozialistische Blatt, dessen Chefredakteur Mussolini war, hieß: »Avanti«! Auch daraus hat er sich siegreich zurückgezogen.
Er wird sich im Laufe seines Rückzuges Belgrad nähern, und also wird es nicht der Weltkrieg sein, der den Mord von Sarajevo gerächt haben wird, sondern der Bundesgenosse Serbiens. Jede neue Gewalttat gibt *uns* recht, das heißt: *der österreichischen Idee*. Die Usurpatoren von heute liefern den handgreiflichen – im wörtlichen Sinne handgreiflichen – Beweis für die Legitimität der alten Monarchie. Die Kroaten und Slowenen, die österreichisch-ungarischen Serben, die Mohammedaner, die Griechisch-Orthodoxen und die Juden: Man frage sie, jeden einzelnen frage man, nicht alle zusammen, in »Plebisziten« (ein Wort, das nicht umsonst von »plebs« hergeleitet wird), wo sie lieber heute leben möchten: in der Sicherheit unter Habsburg oder in der ständigen Furcht vor Abenteurern, die sie umkreisen und fast schon umzingeln. In dem Augenblick, in dem man aus dem Herzstück Europas einen Völkerbrei gemacht hat, einen Staatenbrei, war die Ruhe dieses Erdteils dahin, und sie hatte noch gerade Gelegenheit und Platz genug, an den Ufern des Genfer Sees spazierenzugehen. Man hat den Doppeladler verjagt: und die Aasgeier sind gekommen …

Ostermontag

Der Heilige Vater hat vom Frieden gesprochen, von einem idealen freilich, der nicht zu verwirklichen wäre, solange man Verträge bräche. Das katholische Volk Italiens hat ihm zugehört, nicht in einer *befohlenen*, sondern in einer *gebotenen* Andacht. Vielleicht ist es diesem Papst beschieden, nach einer Katastrophe, die eine Katharsis wäre, die Wiederkehr seiner Autorität zu erleben, seiner weltlichen; jawohl, seiner weltlichen! Es gibt keine Beschränkung des Papstes auf die »seelische« Macht allein. Als ob man den Menschen spalten könnte und einteilen in eine »körperliche« und eine »seelische« Hälfte. Es gibt kein Gebiet des menschlichen Lebens, über das der »Seelsorger«, der Seelen-Hirt, keine Autorität auszuüben hätte. Die sogenannte zivilisierte Welt wird diesen Grundsatz anerkennen, oder sie wird aufhören, zivilisiert zu sein. An Stelle eines jeden Kreuzes, das sie umstößt oder auch nur beschädigt, erhebt sich ein Hakenkreuz, ein Götze, ein Menschenfresser, ein stählernes Kalb, erheben sich Ochsen, verkleidet als römische Wölfe oder als germanische Bären, Lastkutscher, zum Tigersprung bereit, Droschkengäule, die zum Galopp ansetzen, und Dreckhaufen, die Symbole werden...

Dienstag

In einer katholischen Wochenschrift, deren intime Mitarbeiter mit mir befreundet sind, lese ich zu meinem Erstaunen, Befremden, ja Entsetzen einen Artikel, der folgendermaßen beginnt:

»Man konnte doch wieder einige Stimmen hören, die flüsterten: Nun, jetzt ist ein neuer Papst da. Vielleicht ändert sich doch etwas. *Am Ende lenkt der Nationalsozialismus ein wenig ein.* Wir aber sind der Meinung, daß eine Änderung der Haltung Roms doch wenigstens von einigen schwachen Zeichen der Sinneswandlung bei den Nationalsozialisten begleitet sein müßte. Ist das wirklich der Fall?«

Ist das ein Katholik, der diese Sätze schreibt? Er glaubt an »Sinneswandlungen« der Nationalsozialisten – und gar aus dem Anlaß einer Papstwahl? Er könnte ebensogut schreiben, daß in der Hölle alle Feuer erloschen seien, weil ein neuer Heiliger Vater da ist. Noch immer nicht, heute noch nicht, begriffen zu haben, daß der Nationalsozialismus keine politische, sondern eine infernalische Bewegung ist; »Sinnesänderungen« einfach nicht vollziehen kann, weil *ein* Sinn ihr gegeben ist, von Anfang an, nach dem unerforschlichen Willen des Ewigen:

der Sinn der Zerstörung; daß der Mann, dessen Namen die internationalen Gesetze mit Recht zu erwähnen verbieten, einer der hunderttausend Schwänze des Satans ist, die Geißel Gottes; daß jedes Wort aus seinem Maul von der Zunge Luzifers persönlich geformt war: dies, das Metaphysische noch nicht begriffen haben, heute noch nicht, sondern verblieben sein, verhaftet, beschränkt begrenzt und eingesperrt in den billigen überlieferten Begriffen einer rationalistisch politisierenden Welt: dies ist ein eklatanter Beweis für eine christliche unchristliche Lauheit. Ein Christ, der den Teufel nicht spürt, kann kaum noch Gott begreifen. Einen Abgesandten der Hölle hält er für einen Gesandten des Volkes. Wehe uns! Ein Christ, der die Hölle nicht sieht, freut sich nicht auf den Himmel! Reduzieren will er das Teuflische auf das »Politische«. Latent bereit ist er, mit der *bestia triumphans* zu paktieren. Eine »Sinnesänderung« erwartet er noch! Wehe uns! – Oh, seliges Mittelalter! Mit Weihrauchfässern und Kreuzen ist man da gegen teuflische Erscheinungen vorgegangen, nicht mit Hoffnungen auf eine »Sinnesänderung«. Soviel »Greuel« das Mittelalter, das gottgläubige, auch begangen haben mag, mit den Greueln verglichen, die der Aberglaube an den Fortschritt bei den Christen angerichtet hat, sind jene Hexenverbrennungen idyllische Liebkosungen. Die »spanische Inquisition« hat weniger Unheil angerichtet als die naiven katholischen Brückenbauer. Kompromisse gibt es immer auf Erden, zwischen Mensch und Mensch. Zwischen Mensch und Teufel gibt es nur Pakte. Leider hat man sie geschlossen. Wehe uns! – – –

Die Österreichische Post (Paris), 15. 4. 1939

Dienstag

Er, dessen Namen nicht genannt sein darf in den Spalten eines Schwarz-Gelben Tagebuchs, hat verfügt, daß Österreich in »Gaue« aufgeteilt werde. Es gibt kein Österreich mehr – für ihn –, aber auch noch eine »Ostmark« schien ihm gefährlich, weil nicht zu sehr »historisch«. Unter allen Tapezierern, die es in der Welt gibt, scheint er mir der einzige zu sein, der sie in »Gaue« aufgeteilt haben möchte. Einer der originellsten Tapezierer! Er tapeziert »Gaue«! Die historisch gewordenen »Potemkinschen Dörfer« sind eine Kleinigkeit dagegen: Potemkin war ein Fürst und kein Tapezierer von Fach. Deshalb glaubte man dem Fürsten nicht, und er blieb in der Geschichte als Lügner. Er hatte halt nicht rechtzeitig die Tapeziererkunst erlernt. Also glaubt

man dem andern, dem Fachmann. Und also gibt es in der ganzen Welt keinen Staatsmann, der sagen würde: *»Tapezierer, bleib bei deinem Kleister!«*

Mittwoch

Mein lieber Freund *Erwin Wasserbäck* ist gestorben. (Er war Legationsrat in der österreichischen Gesandtschaft in Paris, früher in Berlin »Presse-Chef«.) Er war ein beurlaubter Priester. Er war ein Weltmann und ein Geistlicher zugleich; einer der edelsten, besten Österreicher. Er war in Berlin von Hitler verhaftet worden: Opfer seines reinen, christlichen Glaubens an die immanente Reinheit der Menschen – die in der Tat vorhanden ist, die aber durch die Eingriffe des *Antichrists* vorläufig unsichtbar bleibt –, ist er gestorben, mein lieber Wasserbäck. Gott habe ihn selig! Ich glaube fest: er hat ihn selig!

Freitag

Soeben höre ich von einem österreichischen Freund, der gezwungen ist (freilich, da er mir befreundet ist), in der preußischen Armee zu dienen, daß die »Koppel« der Reichswehr (bei uns hieß es: der Überschwung) die Inschrift trägt: »Gott mit uns!« Und auf der Koppel der sogenannten »paramilitärischen« Mannschaften, das heißt also: der SA und der SS steht: »Blut und Ehre!« Mit wem ist Gott? Mit wem ist die Ehre? Fürwahr, es gehört ein ganzes Schippel (deutscher) Traditon dazu – und preußische »Tradition« ist eigentlich nichts anderes als ein überliefertes Dienstreglement in abscheulicher Sprache –, Blut, Ehre, Gott auf Koppeln zu stanzen. Gott ist bei der Reichswehr eingerückt. Sie haben Ihn einfach einberufen. Oh, süßes Volk! Das »Blut« und die »Ehre« dem Gesinde? Der Führer hat's verfügt.
Wäre ich heute Befehlshaber der Reichswehr, die einem Führer den Treueid geschworen hat, ich befähle ihr, auf die Koppeln zu schreiben – nicht: »Gott mit uns«, sondern: *»Gott sei bei uns!«*

Mittwoch

Nazdar! Servus, Bohuslav! ... In Böhmen und in Mähren haben die Preußen den tschechischen Theatern verboten, patriotische tschechische Stücke aufzuführen. In der Stadt *Police* haben die Einwohner angefangen, ein tschechisches Theater zu bauen; und die Menschen kamen, in ihren Nationalkostümen, und brachten Ziegelsteine zum Bau

des Theaters. Und am Geburtstag jenes, der nicht genannt werden soll, brachten die Tschechen Blumen zum Denkmal des Hus. Und es ergab sich hierauf, daß die Blumen Buchstaben waren. Sie bildeten den Satz: »Wir ergeben uns nicht!« Hierauf kam die Polizei und »gab den Blumen die Form eines Herzens« – wie es wörtlich im Bericht heißt. Eines Herzens freilich. Aber eines Mörderherzens. Wenn man ihn, dessen Name hier nicht genannt sein soll, einmal sezieren wird, so wird man erkennen, daß sein Herz genau jene Form hat, die seine Polizei in Prag den Blumen des Hus gegeben hat. Ich habe den Hus nicht gern, gewiß, man glaubt es mir! Aber jenen anderen, dessen Name auch mit »H« beginnt, möchte ich gerne verbrennen; selbst auf die Gefahr hin, daß sein Volk einmal, nach Jahrhunderten, Blumen auf sein Grab legt. Ich möchte den Tag erleben, da unsere, die *österreichische* Polizei, diese Blumen entfernt. Ich werde ihr die Anweisung geben, den Blumen nicht die Form eines Herzens zu geben, sondern die einer Mördergrube.

Freitag

Noch einmal: Nazdar, Wojtisek! Ein tschechischer Friseur hat an seiner Ladentür ein Schild angebracht: »Hier werden deutsche Soldaten gratis rasiert. Man begnügt sich mit einem Trinkgeld.«
Der germanische Tolpatsch wird mit seinen Tanks gegen die tschechische Ironie nicht aufkommen. Noch der Prager jüdische Golem war geistreicher als der Turnvater Jahn, und ein tschechischer Friseur schlägt mit einem einzigen Plakat einen Maler, der vor dreißig Jahren noch sich glücklich geschätzt hätte, ein Schild für einen tschechischen Friseur herstellen zu können. Wahrscheinlich hat er auch welche hergestellt. Nichts ist mehr nachzuprüfen. Er ist in dem gleichen Maße darauf bedacht, seine Vergangenheit zu verdunkeln, wie er sich bemüht, unsere Gegenwart zu verdunkeln.

Die Österreichische Post (Paris), 1. 5. 1939

AN EINER STRASSENECKE

I

Erst ein paar Jahre ist es her, daß mir ein ungewöhnlich günstiges Geschick die Möglichkeit gab, viele fremde Länder zu sehen, fremde Landschaften, fremde Gesichter, die Sonne und den Nebel, Berge, Tal und Meer. Auch unwirtliche Gegenden bestrebten sich, eben diese ihre Unwirtlichkeit noch für mich gleichsam anziehend zu machen, sie lächelten mich unwirsch an. Und was soll man erst von den selbstverständlichen Gegenden sagen? Und die Schiffe waren weiß angestrichen in den Häfen, wie Bräute erwarteten sie mich. Und wie gute, schnell gefällige Freunde führten mich die Züge über Tausende Meilen und übergaben mich getreulich der Station, in der ich aussteigen wollte. Allmählich bildete sich also in mir die Meinung, daß ich die Welt kenne, oder wenigstens einen großen Teil der Welt. Und auch die Menschen gar wohl zu kennen, bildete ich mir ein. Sie haben nämlich die Eigenschaft, sich darzubieten, wenn man ihnen entgegenfährt, und wenn man gekommen ist, um ihre Gastfreundschaft nicht in Anspruch zu nehmen, rücken sie einem mit ihrer Gastfreundschaft geradewegs zu Leibe. Und ähnlich, wie sogar noch die unwirtlichen Gegenden mir ihre Unfreundlichkeit sozusagen mit vollen Händen darzubieten pflegten, so offenbarten sich auch mit geradezu rührendem Freimut die unangenehmen Menschen als unangenehm. – Seitdem ich aber gezwungen bin, die Länder, die Schiffe und die Eisenbahnen und die Grenzwächter zu meiden, und, auf meinen müden Wanderstab gestützt, seit undenklichen Monaten auf einem und demselben Fleck sitze, in dieser Taverne an einer Straßenecke, die ich gar nicht verlasse, habe ich allmählich gelernt, die Mangelhaftigkeit meiner früheren Welt- und Menschenkenntnis einzusehen. An einer einzigen Straßenecke eines stillen Stadtbezirkes geschieht so viel, so Besonderes und so Gewöhnliches wie in der ganzen Welt; und ich erkenne es besser. Und der für einen Weltreisenden blamable Verdacht regt sich in mir, daß die Einheimischen in den Ländern, die ich ehemals besucht hatte, mich besser gekannt haben als ich sie. Wer da sitzt und beharrt, sieht viel. Und wer da kommt und geht: Was kann er schon gesehen haben?

Nun kenne ich den und jenen unter den Leuten, die in dieser Gegend

leben, in die Taverne eintreten und an ihr vorübergehen, und eine Regung, die häßlich wäre, bemühte ich mich nicht, mir selbst die Tendenz einer mitleidigen Wißbegier zu geben, veranlaßt mich, zu schauen und zu hören. Oh, ich möchte kein Lauscher an der Wand sein, sondern eine Wand, die unschuldigerweise Ohren und Augen hat: Sie kann nichts dafür. Und sie hört und sieht Erstaunliches.

II

Wenn sie allein sind, die Menschen, fällt der Glanz von dem und jenem ab, und nicht nur der äußere. Und die Menschen sind so allein, wenn sie vorübergehen. Was einer meiner Freunde, ein Schalterbeamter vom Postamt nebenan, an zwei Tagen sieht und mir in einer halben Stunde erzählt, habe ich in achtzehn Expreßzügen nicht erfahren können – und in Personenzügen auch nicht. Er sitzt hinter dem Schalter, er sitzt und verharrt. So sitzen oft gelähmte Greise in ihrem Rollstuhle, in der Sonne, vor den Türen ihrer Häuser, und man sagt von ihnen, sie wüßten von nichts, weil sie nirgends hinkämen. Aber bestimmt wissen sie mehr als einer, der läuft. Und das wirklich Wesentliche kann sich an keinem Ort der ganzen weiten Welt anders ereignen als an einer einzigen Straßenecke einer einzigen Stadt. So armselig wenige Variationen gibt es in der menschlichen Gattung wie im menschlichen Geschehen! Auch noch das Ungeheuerliche, das sich heutzutage da und dort ereignet, hat seine Urmuster in dem selbstverständlichen Streit zweier Männer um Frau oder Geld oder beides: an meiner Straßenecke. Und die Diktatoren, die Totalitären, ihre Anhänger, ihre Gegner und die Neutralen, die objektiven Urteiler kommen da vorbei.
Oh, nicht, daß ich gerade auf meine Straßenecke besonders eingebildet wäre! An jeder anderen könnte sich das gleiche ereignen; könnte man das gleiche erfahren oder ähnliches. Man sollte es aber einmal aufschreiben.

Pariser Tageszeitung, 1. 3. 1939

»TUA CULPA«

Zum Buch von Hermann Rauschning
»Revolution des Nihilismus«,
erschienen im Europa Verlag, Zürich

I

Als literarische Leistung allein schon ist das Buch Hermann Rauschnings »Die Revolution des Nihilismus« eine Seltenheit. Wir haben in den letzten Jahren kein einziges Werk gesehen, in dem es vollkommen klargeworden wäre, daß Autor und Arbeit, Schöpfer und Schöpfung notwendig miteinander verbunden wären. Wenn man einen krasseren Ausdruck gestattet: Wir haben die Nabelschnur vermißt, selbst in den Büchern »subjektiver«, will sagen belletristischer Autoren. Eine bedeutende Persönlichkeit hat ein bedeutendes Buch geschrieben. Dennoch läßt es ahnen, daß der Autor vollkommener oder zumindest vollständiger ist als sein Buch und daß er dem Thema, dem er gewachsen, ja, dem er überlegen war, Konzessionen eingeräumt hat. Kein Wunder: Es handelt sich um einen Deutschen, der über das Deutschland von heute schreibt, das degradierte Deutschland. Und es handelt sich um einen an dieser Degradierung beteiligt gewesenen Deutschen. Der Autor war Nationalsozialist und (man weiß es, aber es gehört wiederholt): Präsident des Danziger nationalsozialistischen Senats. Wahrscheinlich ist er selbst unter den enttäuschten Nationalsozialisten einer der Besten. In jener trüben Gegend, in der immer noch eher Geist als Gewissen zu finden wäre, gedeihen eher noch Verbitterte als Enttäuschte. Um so höher ist die moralische Leistung der literarisch gelungenen Beichte zu werten. Wer einmal in Sodom regiert hat, kann ebensoviel Anspruch auf Güte wie auf Strenge erheben. Eitel Jubel über die Reuigen darf sich nur der Himmel leisten. Unsere irdische Freude über einen wichtigen Menschen, der zu uns zurückfindet, kann nur in den relativen Grenzen bleiben, die uns gegeben sind.
Übrig bleibt noch zu sagen, daß wir die Wandlung Hermann Rauschnings als Österreicher betrachten, die wir sind und bleiben wollen, mit Gottes Hilfe. Uns, die wir Seine Hilfe nicht anrufen, »weil wir nicht anders können«, sondern gerade dort, wo wir noch anders könnten, aber *nicht* ohne Seine Hilfe, obliegt es, auch den Standpunkt aufzu-

zeichnen – in Deutschland sagt man: zu »umreißen«–, von dem aus wir eine solch seltene Erscheinung wie den Autor des vorliegenden Buches betrachten. Jetzt erst dürften wir medias in res gehen.

II

Der Autor versucht, den Nationalsozialismus zu erklären, indem er ihm abschwört. Die Gleichzeitigkeit dieser beiden Bemühungen erschwert seine Aufgabe beträchtlich. Alsbald stellt es sich heraus, daß er leichter imstande ist, seinen Irrtum zuzugeben, um nicht zu sagen seine Verfehlung, als den tiefsten Fall des deutschen Volkes begreiflich zu machen. Man kann erzählen, wie es zugegangen ist. Alle, die Augen hatten, zu sehen, sahen es. Man kann es eben nur als ein »negatives Wunder« betrachten. Wenn man es aber einigermaßen »erklären« will: dann von einem Standpunkt aus, der dem Rauschnings entgegengesetzt ist. Rauschning meint, der Ausbruch, dieser vulgäre, revolutionäre Ausbruch, den man weder »Elan« noch anarchisch nennen kann, ohne sich selbst zu degradieren, widerspräche vollkommen der organischen Natur des deutschen Volkes. Es sei, so führt er aus, keineswegs in der Natur des Deutschen gelegen, dem »Trieb«, dem »Animalischen«, den Vorzug vor dem in seiner Konstitution begründeten Ordnungs- und Gerechtigkeitssinn zu geben. Gründlichkeit und Solidität seien die »Grundzüge« des Deutschen.

Nun, man kann aus der Geschichte aller Völker, insbesondere jener der Deutschen, allerhand einander Widersprechendes herauslesen. Zwischen Kleist, Goethe, Hölderlin, Jean Paul, Nietzsche, Bismarck, Moltke, von Stahl – man könnte die Reihe beliebig verändern, verlängern–, welch ein organischer Zusammenhang? Woher bezieht man überhaupt die Legitimation, den »Charakter eines Volkes« zu bestimmen? Und woher gar die Berechtigung, den eines so diffusen und seine Diffusion in seiner Geschichte beinahe Jahrzehnt für Jahrzehnt aufs neue beweisenden Volkes zu bestimmen? Könnte ich nicht etwa den Hagen aus dem »Nibelungenlied«, der, Inbegriff der »deutschen Tücke«, Siegfrieds verwundbare Stelle findet, um ihn zu töten, bei der Übersetzung der Donau später den ersten christlichen Geistlichen zum Spaß ins Wasser wirft, eine Weile später den Kopf des Etzel-Sohnes vom Rumpfe trennt: Könnte ich nicht *ihn* als den klassischen Zeugen

»germanischer List« bezeichnen? Aber nein! Der konstitutionell Konservative Rauschning erliegt dem Irrtum aller national Gebundenen: Er unterlegt, um nicht zu sagen: unterschiebt, seine eigene »persönliche« Neigung der Nation, der er angehört und die er liebt. Man sieht jeden Menschen gerne so, wie man ihn haben möchte, wenn man an ihn gebunden ist. Rauschning sieht in dem nationalsozialistisch gewordenen Deutschen, das heißt: in dem Deutschland, das sich zu sich selbst bekennt, einen zwar seltsam anmutenden, aber dennoch aus »äußeren«, das heißt: politischen Gründen zu erklärenden »Umbruch«. Wollten wir, im Negativen, so ungerecht sein, wie er es im Positiven ist, wir könnten leicht aus der Geschichte Deutschlands seit Luther nachweisen, daß es von diesem über Friedrich den Zweiten, Bismarck, Wilhelm bis Hitler gar organisch, natürlich, ja sogar *selbstverständlich* zugegangen ist. Und ein Wunder wäre es höchstens, daß der Senatspräsident Rauschning von Danzig diese Linie durchbrochen hat. Glücklicherweise!

III

Der Autor verrät durch Imponderabilien, die er freilich selbst nicht merkt, seine Abstammung, wenn er zum Beispiel folgendes schreibt: »Der vulgäre Materialismus und die neuen Lehren der Gewalt... begannen sich auch in den mittleren Rängen (des preußischen Militärs) schon auszubreiten. In der führenden Generalität war das Christentum das unzweifelhaft gültige Fundament... Es ist schwierig, über diese Dinge dem Außenstehenden einen gültigen Eindruck zu vermitteln, weil sich dieses christliche Element im deutschen Offizierskorps hinter einer Form verbarg, die man aus der männlichen Scheu, echte Gefühle zur Schau zu tragen, wohl verstehen kann...« Wenn er dieses versteht und wenn er glaubt, man würde das wohl verstehen können, so irrt er sich: Wir verstehen kaum, weshalb man echte Gefühle *nicht* zur Schau tragen sollte. Und wenn in dieser Eigenschaft die Männlichkeit des preußischen Offizierskorps allein enthalten sein sollte, so zweifeln wir an dieser Männlichkeit! Nicht umsonst hat sie sich also dem Nationalsozialismus unterworfen! Sie ist unfähig, offenbar echte Gefühle zur Schau zu tragen!...

Nein, sie ist unfähig! Sie hält Unmännlichkeit für Männlichkeit – denn

wir kennen nichts Männlicheres als eben: echte Gefühle zu zeigen –, und es ist klar, daß der Nationalsozialismus die natürliche Folge einer Feigheit sein muß. Echte Gefühle haben auch die offiziellen 98, die inoffiziellen 70 Prozent Hitler-Wähler nicht gezeigt. Sie folgten offenbar dem moralischen Ideal der preußischen Armee. Wir haben das längst geahnt.

IV

An einer anderen Stelle schreibt Rauschning: »Unser Volk war aufgerufen zu einer führenden Rolle. Aber es hat diesen Ruf um billiger Erfolge willen überhört.« – Es ist keineswegs einzusehen, mit welchem legitimen Anspruch ein Angehöriger irgendeiner Nation behaupten darf, die seine sei aufgerufen zu einer führenden Rolle. Von da bis zu dem – des Autors sicherlich unwürdigen – Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, ist nur *ein* Schritt. Es gibt keine Nation, die »aufgerufen« wäre. Es sei denn, höchstens zu den Olympia-Spielen etwa. Zu etwas anderem, Historischem, Metaphysischem gar, wird keine Nation aufgerufen. Aufgerufen in diesem Sinne werden nur Individuen.

Zwischen Hohenzollern, Hindenburg, Hugenberg, Hitler sehen Europäer keinen qualitativen, höchstens einen quantitativen Unterschied. Es ist kein Wunder, daß manche revolutionären, sich fälschlich »reaktionär« heißenden Menschen, die aus irgendwelchen Gründen nicht mit dem Nationalsozialismus übereinstimmen, das Buch Rauschnings als im »Argument« lobend ausschreien werden. Es sind jene angeblich taktischen Gründe, deren wir keineswegs bedürfen. Also dürfen wir offen sagen – aber was wäre gesagt, wenn es nicht offen wäre! –, daß der Versuch des Autors, das Unglück Österreichs dem Deutschland anzugleichen, keineswegs, von uns zumindest, gutgeheißen werden kann. Österreich ist mit Waffengewalt unterwofen worden, das Deutsche Reich mit Stimmzettelgewalt. Man kann nicht sagen, wie der Autor es tut, daß die Unterwerfung Österreichs gleich sei der Unterwerfung des verpreußten Deutschen Reiches.

Selbst im gemeinsamen Unglück wünschen wir keinen Anschluß.

V

Aber der Autor Hermann Rauschning gehört zu uns. Geburt und Erziehung, für die wir Menschen zwar nichts können – und Irrtümer, für die wir auch gar nichts können –, dürfen uns nicht hindern, einen konstitutionell Konservativen ehrlich zu begrüßen, auch wenn sein Konservativismus preußische Formen hat, so ehrlich, wie es den konstitutionell Revolutionären nicht möglich sein kann, selbst wenn sie sich konservativ oder reaktionär nennen. Unsere verwandtschaftliche Beziehung zu Hermann Rauschning ist eben an jenen äußerlich unkenntlichen Zeichen zu erkennen, an denen sich die wahrhaft Konservativen erkennen. Wir erwarten das nächste Buch des glänzenden Schriftstellers deutscher Sprache Hermann Rauschning, weil wir hoffen, daß er sich selber darin bestätigen wird. Es wäre der Sinn einer neuen Karriere, die wie keine andere imstande ist, einer abgelegten das Stigma einer verfehlten aufzudrücken.

Die Österreichische Post (Paris), 3. 3. 1939

E. A. RHEINHARDT

Fragt man sich nach den Namen jener lebenden österreichischen Schriftsteller, die unsere spezifisch österreichische Tradition fortsetzen, so befindet sich unter diesen Namen der des E. A. Rheinhardt. Diese literarische Tradition: Sie besteht in einer besonderen, innerhalb des deutschen Sprachgebiets sehr seltenen Eigenart, aus dem Konkreten das Gedankliche herzuleiten. Es gibt selten eine Abstraktion, die sich nicht von einer Metapher herleitet. Man muß das Geheimnis der deutschen Sprache ergründet haben, um zu sehen, daß wir uns durch einen anderen Satzbau von den Schriftstellern aus dem Reiche unterscheiden, sozusagen durch eine andere Satzkontur. Wir haben eine eigene Melodie, und deren Gesetzen unterwerfen wir gelegentlich sogar die Grammatik. Österreichische Schriftsteller jeder sogenannten weltanschaulichen »Richtung«, freilich nicht jeder literarischen Qualität, weisen diese Merkmale auf. Ich finde sie alle in der Person E. A. Rheinhardts, persönliche und historische Schicksale haben ihn nach

dem Kriege in andere Zonen geführt. Seinen Aufenthaltsort und seinen Horizontkreis hat es verändert; in einer österreichischen Weise: das heißt, sie dem »Beharrenden« eingefügt. Er hat 1913 für einen Gedichtband den Grillparzer-Preis bekommen. Nach vier Gedichtbänden, einer Novellenreihe und zwei kleineren Romanen, die über ein ausgewähltes Publikum hinaus nicht die weitere Publizität erlangten, errang er seine ersten sehr großen Erfolge mit seinem »Leben der Eleonore Duse«, »Napoleon III. und Eugenie« und »Josephine«. Das Buch, das ihn in Frankreich am meisten bekannt gemacht hat, ist der »Große Herbst Heinrichs IV.«, der in Fortsetzungen im »Temps« erschienen ist. Er hat Balzac und Flaubert übersetzt und mehrere französische Zeitgenossen. Jetzt, da unsere Heimat vergewaltigt, aber keineswegs verloren ist, lebt E. A. Rheinhardt im französischen Süden und arbeitet an einem großen Roman, in dem er die Zeit seit der Großen Revolution bis 1848 behandelt.

Pariser Tageszeitung, 11. 3. 1939

DIE HINRICHTUNG ÖSTERREICHS

I

Historische Tatsachen, die man aus den letzten Jahren des Bestandes Österreichs hier und dort in Broschüren, Büchern, Artikeln festgehalten hat und aus denen man versucht, die Hinrichtung dieses Landes durch Hitler zu erklären, sind für sich genommen, als »Material«, keineswegs ausreichend, den Elan verständlich zu machen, mit dem diesmal die sonst so legal gewesene Feigheit vorgegangen ist. Um den Sturz Österreichs zu erklären, genügt es eben nicht, die Fehltritte aufzuzählen, die es vorher begangen hat: sondern die konstitutionell bedingt gewesene Bereitschaft aller Regierungen zu einem offenen oder verhüllten »Anschluß«, vom ersten Tag der Republik an bis zum letzten des Christlichen Ständestaates, nachzuweisen. Eine konstitutionelle Bedingtheit übrigens, die sich aus den Irrtümern der *alten* Monarchie noch herleitet und die in der Hauptsache darin bestanden hat, innerhalb eines großen Reiches von sechzehn Nationen die deutsch-

sprachigen Österreicher als eine Art von dominierendem »Staatsvolk« gelten zu lassen. Großdeutsche Professoren wilhelminischer Gesinnung, und beinahe auch wilhelminischen Aussehens, hielten die wichtigsten Lehrstühle der österreichischen Hochschulen besetzt und lehrten dort den Made-in-Germany-Hochmut, der nach Sedan sich anschickte, in der Welt zu grassieren. Da der österreichische Bundesgenosse einen großen, den größten Teil der Zugangsstraßen zu jenen Gegenden besaß, die der Übermut sich erkoren hatte, galt es vorerst, die konziliante Bereitwilligkeit des Österreichers, das seiner Natur Abholde zu bewundern, fleißig auszunutzen. Es gelang. Schon damals. Noch unter Franz Joseph. In allen Parteien. Wenn der Glanz einer Feuerwehrparade, den Wilhelm II. zu entwickeln pflegte, in Wort, Schrift und Geste den österreichischen Deutschnationalen imponierte und den österreichischen Liberalen, so gefiel die preußische Disziplin der deutschen Gewerkschaften der österreichischen Sozialdemokratie noch mehr, deren prominente Führer außerdem konvertierte Deutschnationale waren oder »Großdeutsche«. Der Vater Jahn turnte in allen Parteiklubs Österreichs herum und selbst noch in der Redaktion der christlich-sozialen »Reichspost«, die der Kulturkampf doch noch mehr hätte erschrecken müssen als zwei jüdische Hausierer vor der Taborstraße! Die deutschen Studenten in Österreich waren die stärksten Propagandisten des »Rembrandt-Deutschen« und des Chamberlainschen Antisemitismus. Der Instinkt der kleinbürgerlichen christlich-sozialen Wähler kam ihnen freundlich entgegen. Also wurde vom Zentrum eines Reiches aus, das von Natur dazu geschaffen war, das Muster eines wahren Völkerbundes zu werden, der Sinn dieses komplizierten Staatsorganismus auf die plebejischste, nationalistischste Weise verfälscht, entstellt, geschändet. Eine leichtfertige Aristokratie, welcher die Politik einfach »z'wider« war, selbst wenn sie sich mit ihr zu befassen vorgab, wurde von den oberflächlich, aber moralisch urteilenden Völkern mit den »gewissenhaften« Junkern Deutschlands verglichen, »gewissenhaften«, weil einfach zielsicher erscheinenden. Eine Clique getreuer, unanfechtbarer Hof- und Staatsmänner verhinderte die gesunden Intentionen des Thronfolgers Franz Ferdinand, der die slawischen Völker gerecht liebte. Es ist einer der verhängnisvollsten Irrtümer, daß einer ihrer Repräsentanten gerade Franz Ferdinand erschossen hat. (Aber vielleicht bedeutete er auch eine Gefahr für die serbischen Nationalisten: Vielleicht hätte er ein großes südslawisches

Königreich gebildet, das Serbien unverzüglich angezogen hätte.) Tatsache ist, daß, je mehr die deutschen Österreicher zu Wilhelm II. tendierten, sich die anderen Völker der Monarchie zu einer staatlichen Selbständigkeit drängten. Die Krone liebten sie. Die Pickelhaube haßten sie. Kaiser Karl war zu spät und in der unglücklichen Phase des Krieges auf den Thron gestiegen. »Schulter an Schulter« mit der Hybris der Deutschen gingen die makabre Sterilität, die präponderante Leichtfertigkeit und das deutsche Turnvatertum Österreichs unter.

II

Nun erbten die Kinder des geistigen Turnvaters Hegel die kleine Republik, und ihrer Tradition gemäß war ihnen nichts so dringlich wie der Anschluß an das endlich kaiserlos gewordene Deutschland. Sie verwechselten Kaiserlosigkeit mit Republik. Genauso simpel wie die nationalistische Auffassung, daß »Blut zu Blut« gehöre. Sie waren einfach konsequent. Es fiel ihnen nicht ein, daß Konsequenz nicht vor Torheit schützt. Sie verbanden sich zwar nicht, aber sie »verbandelten« sich wohl mit den Großdeutschen. Sie selber schossen auf Arbeiter. Auch von ihrem, dem »sozialistischen« Standpunkt aus, sahen sie nicht die armselige Haltung der subalternen Scheidemänner, eine revolutionäre Gesinnung, die gerade noch in einer kleinbürgerlichen Kommode hätte Platz finden können. Als in Österreich die Inflation ausbrach, spekulierten selbst die Juden auf Mark – und verloren. Der erste Statthalter seit 600 Jahren, der in Östereich eine »Abreisendmachung der Fremden« anbefahl, war der Sozialdemokrat Sever. Und die »Fremden« waren freilich Juden, nach Galizien »zuständig« und eben verkrüppelt aus dem Kriege gekommen. Es begann ein nicht anders als geradezu »bodenständig« zu bezeichnender Wettlauf zwischen Sozialdemokraten, Großdeutschen, Christlich-Sozialen um die Palmen, die der Antisemitismus zu verleihen hat. Sozialdemokraten und Christlich-Soziale standen am Ende »pari«.
So wurde die Regierung Schober vorbereitet. Die glatte Furcht der Flachköpfe vor einer Soutane hatte das Verständnis für die zarte und auf andere Dimensionen berechnende Diplomatie Seipels freilich nicht aufkommen lassen. Flachköpfe aller Länder und Parteien, vereinigt euch! Der Schober gehörte zu einem Curtius wie ein Besen zu einem

Stiel. Und hätte der Curtius ein Berchtesgaden bewohnt, so wäre auch der Schober dorthin gegangen, und der Pate der Hinrichtung wäre nicht der Bürckel gewesen, sondern der tapfere Severing.

III

Die ganze Tragödie, die nun folgt, ist nur eine selbstverständliche Folge. Die politische Wiege Dollfuß' stand nicht in der »Reichspost«, sondern in ihrer Nähe. Eine trügerische Freundschaft Mussolinis ließ ihn, den Österreicher, vergessen, wozu die »Katzelmacher« alle imstande sind. Seipel war nur sein Gönner gewesen, nicht sein Lehrer. Zweifellos ist Dollfuß' Schuld groß. Die moralische, weil er schießen ließ; die politische, weil er zu wenig tat, um sich nachher zu versöhnen. Aber er starb zumindest so schwer wie nur einer seiner Gegner.
Sein Nachfolger war geradezu geboren in der Redaktion der »Reichspost«, gleich neben dem Zimmer des Chefredakteurs Funder! Ein durch Ehrgeiz gemildertes Christentum, eine echte Frömmigkeit, die aber der Universalität des Katholizismus nicht gewachsen war, eine Deutschtümelei, die aus der »Bodenständigkeit« ein geradezu dem österreichischen Gedanken entgegengesetztes Privileg machte, eine advokatische Fähigkeit, die gewiß Erfolge im Innsbrucker Gericht davongetragen hätte, eine Lust, diplomatisch zu sein, und der Hang, Diplomatie mit Juristerei zu verwechseln. Dies waren die Eigenschaften des Unglückseligen, der ein Legitimist war und aber auch dem Thronerben nicht zuhören konnte, und die ihn ans Ende kommen ließen. Er hätte Legitimisten und Arbeiter und einige Generäle haben können, auch noch in den letzten Tagen. Seine ganze traurige, nur durch Hitler tragisch gewordene Haltung offenbart sich in einem letzten Satz am Radio, so solle kein »deutsches Blut« fließen. Der arme Funder, der auch jetzt sitzen muß, hätte es nicht knapper sagen können.
Seitdem fließt viel Blut in Österreich, deutsches und anderes. Von Berchtesgaden führt eine einzige Blutspur nach Österreich.
Die historische Schuld daran ist alt. Die moralische ist jünger. Man darf nicht jene über dieser übersehen, wenn man die Vergewaltigung Österreichs verstehen will. Alle Schuld ist tiefer und früher gelegen, als es der »Aktualitätssinn« ahnt.

Pariser Tageszeitung, 11. 3. 1939

ÜBER ALBANIEN

Albanien ist ein armes, reiches Land. Es ist reich an Wäldern, Erzen, Mineralien. Es ist arm an Menschen, und besonders an jenen, die es verstehen könnten, die Schätze des Landes auszunützen. Die Albaner sind Hirten von Geburt. Nur unwillig beschäftigen sie sich mit dem Ackerbau. Nur mit Widerwillen geben sie sich städtischen Berufen hin. Sie mögen keinen Handel treiben. Die Geschäfte sind spärlich in den spärlichen Städten, in Durazzo, in Tirana, in Elbassan. Die in den Städten angesiedelten Albaner sind ausgezeichnete Handwerker: Silber- und Kupferschmiede, Töpfer und Schuster. In der offenen Straße, vor ihren Häusern, arbeiten sie. Die Maulesel, auf denen sie bald in den nächsten Flecken reiten werden, warten geruhsam daneben. Auf offener Straße sitzen die Kaffee-Köche. Sie kochen einen schweren, süßen türkischen Kaffee auf offenem Feuer. Man kauft, wie übrigens in einem großen Teil des Orients, Kaffee im Vorübergehen, wie bei uns Kastanien. Man bestellt auch im Vorübergehen Töpfe und Kochgeschirre. Sie werden auf der Stelle gebrannt und gedreht. Die Finger der Töpfer sind flink, und das blaue Feuer ist hurtig. Die Geschirre sind noch heiß und beinahe weich, wenn sie der Käufer davonträgt.
Das Volk lebt abgesondert in einzelnen Stämmen. Die Blutrache ist ein selbstverständlicher Brauch im Lande, ausgenommen jenes Drittel der Bevölkerung, das vor etwa 200 Jahren katholisch geworden ist. In allem anderen sind die katholischen von den mohammedanischen Albanern nicht verschieden. Alle Albaner sind bewaffnet. Alle, die Städter ausgenommen, die Studenten, die Intellektuellen – es gibt ihrer wenige – und jene, die sich in Amerika aufgehalten haben – es gibt ihrer viele –, tragen das traditionelle Gewand: weißes Flanell, breite Hosen, roten oder blauen Gürtel, Pistole und eine schwere um den Hals geschlungene Uhrkette. Die Landbevölkerung lebt in Häusern und Hütten, die in den Felsen eingebaut sind. Wahre Höhlenbewohner, haben sie von Flugzeug-Angriffen nichts zu fürchten.

Die Albaner heißen: Skipetaren. Ihre Sprache ist unbekannten Ursprungs. Sie hat keinerlei Ähnlichkeit mit irgendeiner der europäischen Sprachen. Jedenfalls dürfte sie eine der ältesten Sprachen der Welt sein. Die Skipetaren haben sich mehr als vierhundert Jahre gegen die Türken

behauptet. Kriegerisch und angriffslustig, sind sie eigentlich geneigt, Umliegendes zu erobern, zum Beispiel: Mazedonien. In der langen türkischen Knechtschaft schlau geworden, ungezähmt geblieben und eigenwillig, kann dieses primitive Volk niemals eine leichte Beute leichtfertiger Eroberer werden. Zum Unterschied von den Abessiniern, zum Beispiel, sind die Albaner in der langen, harten Schule der Türken – auch der modernen Türken – Soldaten geworden; Soldaten in europäischem Sinne. Im Weltkrieg haben sie österreichisch-ungarische Truppen erlebt. In der albanischen Armee dienen nicht wenige frühere österreichische Offiziere.
Die »Armee«! Es ist schwierig, die albanischen Hirten und Bauern dazu zu bewegen, Stiefel anzuziehen. Sie exerzieren lieber barfuß, so wie sie gewohnt sind, in ihren Bergen herumzusteigen. Es ist auch schwierig, ihnen eine »militärische Disziplin« im westeuropäischen Sinn beizubringen. Aber wenn sie auch keine »Soldaten« sind, im zivilisatorischen Sinn, so sind sie doch Krieger, in einem viel weniger primitiven Sinn als etwa die Abessinier.
Hier irrt Mussolini. Seine diktatorische Simplizität und die sichtliche Inferiorität seiner Soldaten mag verblüffende Effekte bei *nur* primitiven Völkern in Afrika erringen. Aber das *Wesentliche der Balkan-Völker*, nämlich: das Primitiv-Komplizierte, kennt er nicht, der eiserne Tropf.

König Achmed Zogu war während des Weltkriegs Offizier in der österreichisch-ungarischen Armee. Mit einer nahezu unheimlichen Geschicklichkeit hat er Belgrad und Rom gegeneinander ausgespielt und jede Erinnerung an seinen Vorgänger Fan-Noli im Lande ausgelöscht. Gewiß ist er ein mohammedanischer Albaner. Aber im Grunde ist er ein Wiener Oberleutnant. Als er mich empfing – es war 1928, und man sprach von Krieg zwischen Jugoslawien und Italien –, war er noch Präsident der albanischen Republik und kurz vor der Krönung. Er leugnete ab, daß er König werden sollte. Als ich ihn fragte, ob es wahr sei, daß er bald gekrönt würde, sagte er: »Was fällt Ihnen ein! Ich – gekrönt! Wozu?« – Eine Weile Schweigen – dann: »Nachher können's alles dementieren!« – im österreichischen Dialekt: ein Wiener Oberleutnant.

Das Land ist von einer schönen wüsten Traurigkeit. Den zivilisierten Befehlen Achmed Zogus zum Trotze gehen die Frauen immer noch verschleiert umher. Nur wenn sie nach Tirana kommen, legen sie die Schleier ab. Die ursprünglichen Gesänge der Hirten, die, das Gewehr umgeschnallt, ihre Tiere hüteten, sind kämpferisch und melancholisch zugleich. Nirgends, scheint es, ist der Tod dem Leben so nahe wie in diesen Ländern.

Pariser Tageszeitung, 9.4. 1939

WER IST DR. NOLDA?

Wir lesen im »Ordre«:

»Der Dampfer ›Paris‹ brennt in der Nacht vom 18. auf den 19. April, sinkt in der Morgendämmerung des 19. April. Vom ersten Augenblick an spricht man von Böswilligkeit, von einem Anschlag. Am 19. hört man aus amtlicher Quelle, daß die Polizei schon einige Tage vorher durch einen anonymen Brief alarmiert worden war, dem man sogleich eine außerordentliche Bedeutung beimaß.

Am Nachmittag der Katastrophe verzeichnete eine Mitteilung der S.N.C.F. unter den Opfern eines Unfalles des Schienenautos Paris-Lille den Dr. Nolda, Deutschlands Konsul in Havre.

Wer ist dieser Dr. Nolda? Ein ehemaliger Fregattenkapitän der deutschen Kriegsmarine. Am 8. Januar in Havre ernannt, ist der Ex-Offizier eine der sehr seltenen militärischen Persönlichkeiten, die im Jahrbuch der Kriegsmarine unter der Rubrik ›Verteidigungssektion‹ figurieren, worunter man ›Spionage- und Gegenspionage-Dienst‹ zu verstehen hat. Bis zum Jahre 1937 stand er unter dem direkten Befehl des Admirals Canaris, der bei der Flotte die gleiche Rolle spielte wie der berüchtigte Oberst Nikolai, der Chef der Nachrichtenabteilung in der Armee. Insbesondere wurde er der intime Mitarbeiter der Kapitäne Udo von Bonin und Herbert Menzel, der Hauptangeklagten im großen Spionageprozeß, der kürzlich in New York stattfand.

Es liegt uns daran, zu betonen, daß wir diese Auskünfte in unserer Zeitung vom 9. Dezember 1938 veröffentlicht haben. Es scheint uns

nicht unwichtig, sie heute zu reproduzieren. Allein es ziemt uns nicht, sie zu kommentieren.«

Pariser Tageszeitung, 22.4. 1939

WIEGENFEST

Nicht älter soll er werden! Ich wünsche ihm einen natürlichen Tod – freilich –, aber keinen schnellen und keinen leichten. Tausende, was sage ich: Zehntausende, vielleicht mehr, sind seinetwegen, auf seine Veranlassung unter langsamen Qualen gestorben. Da wir leider aus dem Mittelalter in diese Neuzeit hineingewachsen sind und es also keinen Bannfluch mehr gibt, sehe ich mich veranlaßt, ihm zu fluchen. Obwohl ich kein Amt dazu habe, bin ich dennoch in den Augen aller anständigen Menschen dazu legitimiert. Es kann mich keiner verhindern, das Kreuz zu schlagen, wenn mir einer der vieltausend Schwänze des Gottseibeiuns entgegentritt, in Menschengestalt. Ja, meine Frömmigkeit gebietet mir geradezu, den Weihwedel zu schwingen gegen den Satan.
Er ist nicht verantwortlich: Ich weiß es! Er ist ein Abgesandter, wir wissen alle, woher! Er hat eine Seuche mitgebracht aus den tiefsten Kellern der Hölle, die nur noch eine Dante beschreiben könnte und die ein schwacher Schreiber wie ich gerade noch zu denunzieren fähig ist. Er hat die Pest gebracht und die Lepra und, was noch schlimmer ist, die unsittliche Seuche. Der Teufel hatte sich seit Sodom und Gomorra niemals so weit vorgewagt. Die Schächer, die den Heiland an das Kreuz schlugen, standen im Dienste einer göttlichen Gewalt, die das Kreuz haben wollte. Aber er, der es verkrümmt, ist nicht einmal Judas! Ein Über-Judas ist er! Oder vielmehr: ein Unter-Judas. Er hat den unteren Auftrag, sich nicht mit dreißig Silberlingen zufriedenzugeben. Oh, ich weiß, woher er kommt. Ich weiß auch, daß er nicht schuldig ist. Ein Abgesandter ist er, und er muß seinem Gebieter gehorchen. Mehr als ein Abgesandter ist er: *ein Bote*.
Wäre ich ungläubig, ich sagte: er müsse vertilgt werden. Aber ich darf es nicht, ich kann es auch nicht. Er ist uns auferlegt worden: die Geißel Gottes. Jeder seiner Schritte ist ein Fluch. Jedes seiner Worte ist eine

Schlange. Geplagt ist er selbst, wie alle seinesgleichen, und vielleicht ist er mehr geplagt als wir, die er plagt. Er muß; er kann nicht anders. Er hat das Antlitz einer banalen Meduse und einen panoptikalen Basiliskenblick. Wer ihn sieht, wählt ihn. Immer hat er Mehrheiten und niemals Qualität.
Außer Elefanten, Krokodilen und Schildkröten kenne ich wenig Tiere, die älter als fünfzig Jahre werden. Die übrigen armen Tiere: Warum sterben sie so jung? Und warum leben sie so lang, so lang, so lang: die Abgesandten, die Boten?
Ich schlage das Kreuz, ich schwinge den Weihwedel. Ich erinnere mich an die Apokalypse, in der verheißen ist, daß Wesen kommen werden, die tragen Zeichen an der Stirn und am Arm. Schon sind sie da. Und er hat sie zwar nicht geschaffen, aber hervorgebracht. Sie sind ihm gratis und franko von unten her geliefert worden. Er kann nichts dafür. Nur wünsche ich nichts sehnlicher, als daß ihn jener zurückrufe, der ihn hierhergeschickt hat.

Die Österreichische Post (Paris), 1. 5. 1939

EIN ANTIKER SELBSTMÖRDER

I

Es gehört zu den vornehmsten Pflichten eines Schriftstellers, einem toten Mann öffentlich Ehre zu erweisen, gegen den man, zur Zeit seines Lebens, heftig eingenommen war. Mag auch in dem bitteren Ernst dieser Tage der verspätete Widerruf einer Gehässigkeit wie ein antiquiertes Echo einer bereits vergessenen und als »überwunden« betrachteten Epoche gelten, in der die Ehrenbezeigung noch der Ausdruck der Ehrerbietung war; mag heutzutage auch noch hier und dort gesagt werden, daß es »aktuellere Sorgen« gäbe als die, einem Halbverschollenen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; ich lasse mich nicht davon abbringen, daß die primärsten Gesetze der europäischen Menschheit in aller brennenden materiellen Not noch die höchste, weil stabilste Aktualität behalten. Und einem toten Gegner Abbitte leisten, auch wenn dieser Gegner nicht mehr von Bedeutung ist, heißt für

mich, ein Winziges, ein ganz Winziges, beizutragen zu der Aufrichtung einer versunkenen Moralität, deren Bestand von höchstem »aktuellen« Wert wäre...

Vor wenigen Wochen hat sich der gewaltsame Tod Österreichs gejährt und der ebenso gewaltsame vieler seiner Söhne. Unter diesen befand sich der Major *Emil Fey*, an dessen politische Tätigkeit sich viele, sich die meisten noch erinnern werden. Wo immer es mir, einem politisch nicht kombattanten Österreicher, möglich war, habe ich den Major Fey bekämpft: im privaten Gespräch und in privaten Briefen. Ihn hielt ich für den wahrhaft Verantwortlichen an dem blutigen Krieg des Bundeskanzlers Dollfuß gegen die österreichischen Arbeiter. Ihn, den Offizier und Maria-Theresien-Ritter, konnte ich, ein Soldat, nicht verstehen, als er heil aus der Bundeskanzlei herauskam, nachdem die Nazis dort das bekannte Blutbad angerichtet hatten; als er auf dem Balkon am Ballhausplatz erschien, um mit den Mördern seines Vaterlandes zu verhandeln. Ihn – und nicht den Kardinal Innitzer und nicht den bigotten Dreckhaufen Seyß-Inquart – hielt ich für fähig, Österreich an Hitler zu verraten. Indessen aber, nachdem diese es getan hatten, erfuhr ich aus unbezweifelbaren Quellen, mündlich, von Männern, an denen kein Zweifel sein kann, und aus Abschiedsbriefen, an deren Authentizität ebensowenig zu zweifeln ist, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, ganz anders war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Und mag seine vorübergehende Erscheinung auch nur an die Peripherie der Zeitgeschichte gehören, so weist sie doch allein durch die Art schon, in der sie sich selbst ausgelöscht hat, Züge einer klassischen Größe auf, dergleichen man in den letzten Jahrzehnten nicht gesehen hat. Dieser Tod ist infolgedessen würdig, durch das Wort gewürdigt zu werden.

II

Dieser, im antiken Sinne schöne (freilich unchristliche) Tod vollzog sich in der Nacht nach dem Einbruch Hitlers in Wien. Der Sohn des Majors Fey war Kadettenschüler in der Offiziersschule in Wiener Neustadt. Um den obligat gewordenen Eid für Hitler nicht zu leisten, desertierte der Junge, in der Nacht, ins väterliche Haus. Er findet seine Eltern vor, bereit, beide zu sterben; nicht zu fliehen. Der junge Mann sieht, daß sein Vater schon die Abschiedsbriefe an seine Freunde ge-

schrieben hat. Was hat er noch zu erwarten? Der junge Mann geht ins Nebenzimmer und schießt sich eine Kugel in die Schläfe. Aber er, der Offiziersschüler, hat schlecht geschossen: er hat sich nur geblendet und nicht getötet. »Ich bin nur blind, Vater!« sagt er. Der Vater gibt ihm einen Herzschuß. (Es ist ein Uhr nachts.) Hierauf schreibt der Major seine letzten zwei Briefe. Hierauf erschießt er seine Frau. Dann tötet er seinen Hund. Zuletzt erschießt er sich selbst.
Mich überzeugt die Art, in der ein Mann zu sterben versteht, ich kann nicht anders. Es ist für mich, dem jede Art von Mord und Selbstmord aus konstitutioneller wie weltanschaulicher Haltung ein Greuel sein muß, dennoch kein ästhetisch-literarisches Gefühl allein, das mich heißt, dem Toten öffentlich Abbitte zu leisten. Dieser Tod hat Größe: freilich keine christliche, aber antike Größe. Euripides hätte sich nicht schämen müssen, solch einen Tod zu dichten. Der ganze merkantile Heroismus der Diktatoren, der Führer, der Unterführer, der Gauleiter erhält hier eine Korrektur. Unter den gebildeten Menschen dieser Zeit, aus denen man (mit Absicht, halb und halb im Auftrag einer unterirdischen Macht) die antiken Wertmaßstäbe des wahrhaft Heroischen ausgetrieben hat; unter den Menschen, für die man in wahrhaft diabolischer Systematik die »Realia« erfunden hat statt der »Humana«, werden sich gewiß noch viele finden, die diese Art Tod zu ehren wissen, auch wenn sie ihn nicht moralisch akzeptieren. Diese werden wohl begreifen, daß ich ein peripherisches Ereignis der – ach, so hurtig verhuschenden Zeitgeschichte – in diesen leider so vergänglichen Blättern festhalten wollte.

Das Neue Tage-Buch (Paris), 27.5.1939

AUS DEM BRIEF EINES BEKEHRTEN – UND DIE ANTWORT

Dies ist der Auszug aus einem Briefwechsel zwischen einem früheren nationalsozialistischen Schriftsteller und Joseph Roth.

»...jeder Tag bringt neue Not. Emigrantenleid, ich brauche es Ihnen nicht zu sagen. Auch nicht, daß ich gewiß bin, daß keine Klage aus

meinem Munde in Ihnen irgendeine billige Schadenfreude hervorrufen könnte, weil Sie damals mein heftiger Gegner waren, vielleicht der heftigsten einer. Ich weiß noch nicht, wie weit Sie damals recht hatten. Aber ich weiß heute, daß ich damals unrecht hatte. Unrecht hatten wir, das heißt die kleine Schar echter Schriftsteller ›nationaler Gesinnung‹, damit, daß wir glaubten, alle, die wir hinter der Halenseer Brücke saßen, unsere Gläubigkeit, unsere Inbrunst, unsere ›deutsche Religion‹ würde nicht verstanden, aber begriffen von den Burschen. Wir waren es, wir waren es. Ihr Lateiner sagt: nostra culpa. Wie weit scheint es mir her, daß wir von der ›deutschen Seele‹ sprechen konnten, ohne das stille Lächeln, das Sie dennoch zeigen durften. Ich wenigstens bemerkte es. Wir waren es, wir ›Hüter des Worts‹, wir wußten nicht, daß jede Wendung, aus unserer Brust gekommen, in diesen schleimigen Mündern eine brutale und schmierige Phrase wurde. Zum Beispiel unser Judenhaß, der etwas ganz anderes war, als diese Leute glaubten, mit ihrem Synagogen-Haß, Altar-Haß. Ich lebe in Kopenhagen, ärmer als Sie wahrscheinlich, aber zum Schreiben kann ich nicht kommen und also auch nichts verdienen.«
Meine Antwort:
...ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. So weh getan haben Sie mir niemals, daß ich die große Kraft aufbringen müßte, die zum Verzeihen gehört. Schuld haben Sie, schuldig sind Sie. Sie allein, nicht die Bücher Rosenbergs, nicht Streichers, nicht Hitlers Schriften. Denn Sie haben, als Ihnen die Klarheit des Wortes zur Verfügung stand, die Nebelhaftigkeit, die auch im Worte vorhanden ist, zu Ihrem Instrument gemacht. Damit und dadurch, daß Sie von Juden so sprachen, als wären sie Geflügel, haben Sie die Nacht der langen Messer vorbereitet. Sie hätten auch Bö[...] reden können, aber Sie sprachen so, als wären Ihnen die Verfolgten einfach deshalb schon widerlich, weil sie verfolgt würden. Sie stützen sich dabei auf Ihre Wahrheit, das vulgärste Fundament, auf dem ein Nobler stehen kann, und Sie sagten nicht etwa: Ich bin ein Hausknecht, sondern: Ich bin ein Aristokrat. Als würden alle Hausknechte zu Aristokraten ernannt, die armen Hausknechte! In die gute Sprache, die Ihnen geläufig war, packten Sie Ihre vulgäre Gesinnung. Die Sie sich obendrein noch mühsam abgezwungen hatten, und indem Sie die Verwirrung der Begriffe anrichten halfen, wurden Sie schuldig an der Verwirrung des Rechts. Sagen Sie ruhig: nostra culpa. Dieses erhabene Wort hat noch niemandem geschadet – wie man zu

sagen pflegt–, auch nicht weniger Schuldigen, als Sie einer sind. Wenn wir wieder einmal im Kaffeehaus hinter der Halenseer Brücke sitzen sollten, werde ich nicht mehr die primitivsten Berichtigungen vorbringen müssen – aber hoffentlich kompliziertere. Denn auch ich, der ich die höhere Charge habe, innerhalb der Hierarchie des Geopfertseins, bilde mir ein, in der Emigration zu lernen und gelernt zu haben. Ich sage Ihnen: Leben Sie wohl! Aber auch: Antworten Sie mir! Ihr ergebener früherer Gegner Joseph Roth

Pariser Tageszeitung, 4./5.6. 1939

LESSING, EIN DEUTSCHES GENIE

Lessing bleibt unbestreitbar das größte Kritiker-Genie Deutschlands. Und er ist wohl ein durch und durch deutsches Genie, ja sogar ein durch und durch protestantisches Genie. Für die deutsche Klassik sind Namen wie Klopstock, Herder, Schiller typisch, doch neben dem Namen Goethes steht der von Lessing als einer derer, die wirklich universalen Ruhm erlangt haben. In den Augen der französischen Literaten ist Lessing ein Phänomen, hervorgebracht vom deutschen Geist, genau wie Goethe und Heine. Daher hat Lessing auch heute nichts von seinem früheren Wert und seiner damaligen Bedeutung verloren. Man kann sogar sagen, daß sein Name deswegen wieder genannt wird, um an den endgültigen Bruch zu erinnern, der sich jenseits des Rheines zwischen humanistischem Geist und deutscher Wirklichkeit vollzogen hat. Es ist bekannt, daß im Reich Hitlers Lessings Werke verboten sind. Was ist der Grund? Lessing zählte zu seinen besten Freunden den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn. Außerdem hätte er sich einer Art »literarischer Nestbeschmutzung der germanischen Rasse« schuldig gemacht, weil er in seinem berühmten Stück »Nathan der Weise« im Helden Mendelssohns Tugenden herausgestellt hat. Solch verräterische Handlungen Lessings gegen seine Rasse sind zahllos. In der Tat: Seine Inspiration aus den besten Quellen der Kultur der Antike schöpfend, kämpfte er bis zum Ende seiner Tage mit demselben unermüdlichen Eifer für eine geistige Befreiung aller Menschen.
Seine Vorfahren waren protestantische Pastoren.

Gotthold Ephraim Lessing, dessen geistige Bildung an die Voltaires erinnert, wurde nicht wie der französische Philosoph in einem konfessionsfreien Milieu erzogen; er hatte auch nicht das Glück, die Wertschätzung eines großen Königs zu erfahren, der ein großes Land regierte.

Sein ganzes Leben lang hat Lessing gegen alle Arten von Engstirnigkeit zu kämpfen, auf die er in einem nicht gerade großzügigen Vaterland bei jedem Schritt stößt. Sein ganzes Leben lang muß er sich mit diesen kleinkarierten Lebensbedingungen begnügen.

Lessing wurde 1729 in Kamentz (Sachsen) geboren. Nach der Volksschulzeit in Meißen stürzt er sich in das Studium der Werke von Theophrast, Plautus und Terenz. Und gerade unter dem Einfluß des letzteren schreibt er seine erste Komödie »Der junge Gelehrte«. An der Universität schreibt er sich bei der theologischen Fakultät ein, verspürt aber bald schon keine Neigung zu dem theologischen Studium mehr und wendet sich der Philosophie und den Naturwissenschaften zu. Das geistige Klima, das damals in Sachsen herrscht, ist nicht dazu geeignet, den jungen Lessing zu begeistern, und angezogen von dem falschen Glanz der sogenannten fortschrittlichen Tendenzen, wie sie sich in der preußischen Gesellschaft manifestieren, hat er es eilig, nach Berlin zu gehen – völlig mittellos. Dennoch ist ihm das Schicksal diesmal wohlgesonnen: Ein Berliner Verlagshaus beauftragt ihn mit der deutschen Übersetzung der Werke Voltaires. Das Schicksal meint es noch besser mit ihm, er erhält die bescheidene Stellung eines Kunstkritikers bei der »Vossischen Zeitung«.

Nach der Konsolidierung seiner materiellen Verhältnisse setzt sich Lessing intensiv mit Fragen der Moral auseinander: Er macht in Berlin die Bekanntschaft Moses Mendelssohns, und diese Freundschaft wird entscheidenden Einfluß auf das Werk des großen Schriftstellers ausüben.

Der Siebenjährige Krieg bricht aus. Aber Lessing kümmert sich wenig um Kriege, die von Friedrich II. geführt werden. Sein Arbeitseifer ist enorm. Innerhalb von drei Jahren fließen aus seiner Feder unzählige Essays, Studien sowie mehrere Theaterstücke. Schließlich erhält er eine Stelle als Sekretär bei General Tauentzien in Breslau. In seiner Freizeit beschäftigt er sich damit, seinen »Laokoon« zu redigieren, der wohl das größte Werk der Kunstkritik ist, das jemals in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. In jener Zeit publiziert er auch »Minna von

Barnhelm«, das Stück, das bis auf den heutigen Tag als die größte deutsche Komödie angesehen wird. Lessing zeichnet sich in allen Genres der dramatischen Kunst aus. Und so sehen wir die erste deutsche Tragödie der Moderne entstehen. Lessing hat sich einen hervorragenden Platz in der Literatur erobert. Er verdient genug Geld, um mit dem Lieblingstraum jedes deutschen Dichters zu liebäugeln, sobald er sich eine bürgerliche Existenz aufbaut: Er denkt daran, sich zu verloben.

Vermutlich hegt er tief in seinem Innersten gewisse Ambitionen. Vermutlich denkt er nur noch daran, der Beschränktheit und Enge seines Lebens zu entfliehen. Gerade deshalb kann er seinen Blick allein auf Wien richten.

In Wien regiert zu jener Zeit Maria-Theresia. Lessing ist der langen theologischen Auseinandersetzung mit seinem Hauptwidersacher Klotz, einem in der Theologie vorweggenommenen Hitler, der zutiefst die humanitären Tendenzen des Schriftstellers verabscheut, müde und will Deutschland verlassen, um in Wien zu leben. Obwohl Lessing einer protestantischen Pastorenfamilie entstammt, zieht er schließlich die katholische Kirche und ihren österreichischen Papst allen anderen in Europa vor, weil er die österreichische Regierung als die mildeste und toleranteste in Europa betrachtet.

Er begibt sich also zur Kaiserin Maria-Theresia. Auf ihre Frage, ob er den Prinzen von Braunschweig nach Mailand begleiten wolle, stammelt der eingeschüchterte Lessing ein kaum hörbares »Ja«. Ein charakteristisches Beispiel für die typische Schwerfälligkeit des deutschen Gelehrten. Lessing hat die gewandten Umgangsformen des österreichischen Hofs nicht verstanden. Und die Kaiserin ist mit der Mentalität eines deutschen Gelehrten so wenig vertraut wie letzterer mit den Gepflogenheiten der österreichischen Hofgesellschaft, daß sie dem Verfasser des »Laokoon« lediglich ein routinemäßiges Einführungsschreiben für den römischen Grafen Firmian anzubieten weiß.

Unter diesen Umständen konnte Lessings Aufenthalt in Italien nur von begrenzter Dauer sein. Gleich nach seiner Rückkehr nach Deutschland ersucht er um eine Audienz beim Erbprinzen von Braunschweig, die dieser jedoch abzulehnen geruht. Auch das neu eingeweihte Nationaltheater in Mannheim verweigert ihm die erhoffte Anstellung. Allerdings wird er als ordentliches Mitglied der Mannheimer Akademie aufgenommen, eine Stellung, die mit einer jährlichen Pension von hundert Louisdor dotiert ist. Als Mann von aufrechtem und

loyalem Geist macht er sich an die Abfassung seines Demissionsschreibens, als er sich den Anforderungen des Mannheimer Nationaltheaters nicht mehr gewachsen sieht.
Als Aufwandsentschädigung für seine Reisekosten erhält er schließlich eine kleine vergoldete, mit ungefähr dreißig Kupfermedaillen ausgestattete Schatulle. Aber zur gleichen Zeit wird seinem Verleger offiziell verboten, künftig ohne amtliche Vorzensur auch nur eine einzige Zeile Lessings zu veröffentlichen, denn dieser könnte – im Wortlaut der Verfügung – »die Religion und die guten Sitten verunglimpfen«.
Im Jahre 1777, auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Pastor Goeze, seinem zweiten großen Widersacher, stirbt Lessings Frau im Kindbett. Zutiefst erschüttert, setzt er dennoch all seine Kraft daran, den erst vor kurzem in Angriff genommenen »Anti-Goeze« zur Vollendung zu bringen – ein Werk, das in der Öffentlichkeit großes Aufsehen erregen wird. In dieser Zeit entsteht auch »Nathan der Weise«, ein Drama, das größtes Aufsehen in der deutschen Literatur erregen sollte.
Die Woge von Haß und Verachtung, die dem Dichter nach der Veröffentlichung dieses Zeugnisses eines wahrhaften Humanismus aus allen Teilen Deutschlands entgegenschlägt, ist heute kaum mehr vorstellbar. Er wird gehaßt, verachtet und verfolgt. Denn war nicht Nathan, der Held dieses Stückes, ein aufrechter und ehrbarer Jude, ein gerechter Mensch, eine Verkörperung von Humanität und Toleranz, wie sie die Verfechter des »ewigen Deutschland« schon damals in einem Vertreter der jüdischen Rasse gar nicht zur Kenntnis zu nehmen bereit waren?
Und dennoch sollte es auch hier eine Ausnahme von der Regel geben: Es war seltsamerweise der Herzog von Braunschweig, der die Ideen des Stückes schätzte und es an seinem Hof aufführen ließ.
Zutiefst verunsichert, enttäuscht und mißtrauisch zieht sich Lessing in fast völlige Einsamkeit zurück. Bald schon kann er sich nicht mehr auf den Beinen halten, das Sprechen fällt ihm zunehmend schwerer, und nur noch wenige Freunde nehmen sich seiner an.
Er stirbt am 15. Februar 1781.
Dies waren Leben und Tod eines deutschen Genies, dessen Persönlichkeit und Schicksal so bezeichnend für dieses Volk sind. Die großen Geister der Franzosen hingegen haben es im allgemeinen besser getroffen: Sie hatten große Könige und niemals unter der provinziellen Enge zu leiden, wie sie jenseits des Rheins allenthalben anzutreffen war. Die

Bedeutung Lessings für Zeitgenossen und Nachwelt liegt vor allem darin, daß dieser universale Humanist die großen Ideen der französischen Enzyklopädisten auf eine sehr deutsche Art unter seinen Landsleuten zu verbreiten verstand. Mit dem »Laokoon« schuf Lessing die Grundlage einer Theorie der Künste, eine ästhetische Theorie, die seither nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa ihrer Bestätigung fand.

Lessing hat sich um Europa verdient gemacht, deshalb wird er auch immer zu den ganz großen Europäern zählen. Befangen in der Tretmühle der Provinzialität, verkörpert er dennoch den klassischen Typus des genialen Menschen, der sein bitteres Los mit so vielen geistigen Vertretern seines Volkes teilte. Wie man sieht, sind die deutschen Herrscher allzeit nicht nur gegen die Nachbarn zu Felde gezogen, sondern haben auch und vor allem gegen die geistige Elite des eigenen Volkes gewütet.

Marianne (Paris), 14. 6. 1939

REDE ÜBER DEN ALTEN KAISER

Am Abend vom 17. auf den 18. August

Kaiser Franz Joseph der Erste gehörte zu jenen österreichischen Gestalten, denen die Legende schneller entgegenkommt als die Geschichte. Die Legende verherrlichte sie, und die Geschichte verkleinert sie. Weder um die Gunst der Legende hat sich Franz Joseph jemals bemüht, noch hat er sich um die Ansicht der ihm fernen Historiker gekümmert und jener, die ihn bitter aus der Nähe kritisierten. Es ist nicht richtig, daß er die Wahrheit nicht vertrug. Er erlag nicht Schmeichlern, nur den Formalisten (und auch den Traditionalisten). Das Schicksal trug ihn mit einemmal auf den Thron und stieß ihn zugleich in die Revolution. Er selbst mußte sich, während er Stück um Stück der überlieferten Formen preisgab, in denen er aufgewachsen war, eine neue Tradition schaffen. Er mußte sie einfach als die wirkliche, einzig mögliche Lebensform seiner selbst, seiner Familien, seines Sohnes, seiner Minister, seiner Völker und der Parlamente halten. Seiner Vorstellung nach kam er zeit seines Lebens immer nur den anderen

und allen Forderungen entgegen. Er begriff es vollends nicht, daß man ihm nur Forderungen in nicht genügend traditionalistischer Weise vortragen konnte. In seiner Vorstellung war er, der Kaiser selbst, bereits nachsichtig genug gegenüber der neuen Zeit. Er war eigentlich schon »der Fortgeschrittene«. Was wollte man noch mehr von ihm? Und weshalb setzte man ihm auf eine so formlose Weise zu? Hatte er selbst der immer breiter werdenden Formlosigkeit nicht allzuviel nachgegeben? Schon allzuviel? War er am Ende gar zu leutselig geworden? Hatte er nicht in seiner eigenen, erlauchten nächsten Nachbarschaft entsetzliche Verstöße gegen Etikette, Sitte, Überlieferung wahrgenommen? Hatte er in dieser nächsten erlauchten Nachbarschaft nicht recht behalten mit seinen Warnungen vor jeder Abweichung vom starren Weg der Etikette? Waren die Kaiserin und der Kronprinz nicht Opfer ihrer leichtfertigen Freundschaft für diese sogenannte neue Zeit geworden? Und wer litt unter diesen Opfern? Er selbst, Franz Joseph. Er hatte keine Frau und keinen Sohn. Töchter gehörten nicht zum Ernst des Regierens, sie waren Ferienfreuden. Man wurde älter. Weiß man, ob man jemals die Zeit erleben kann, in der die Enkel schon als Persönlichkeiten agnoszierbar sind? Und was wollten die Ungarn? Hat man sie nicht mit Hilfe der Kosaken rechtmäßig unterworfen? Und hat man dann nicht etwa eine großzügige Amnestie erlassen? Und kann etwa eine von den österreichischen Nationen selbständig bestehen, die ungarische auch? Liebt man sie nicht alle mit gleicher Liebe? Und wünschen sie auch Reformen, weshalb so hastig? Welch eine widerliche Ungeduld ist in die Leute gefahren? Weshalb warten sie nicht auf die Entscheidung des Vaters? Der Vater heißt Franz Joseph der Erste. Er ist nachsichtig, entgegenkommend, aber er ist noch ein wenig Spanier, alter Habsburger, der Liberalismus zerstört die Formen, der Nationalismus, dessen junges Kind, noch heftiger, der Klerikalismus wird dringlich, die Familie selbst wird anarchisch. Man muß also sehr fern werden, sehr einsam, und selbst auf die Gefahr hin, ganz grausam zu erscheinen in der Umgebung, muß man diese Grausamkeit wettmachen durch eine Milde, die in der Form wirkt. So muß man ausgleichen, abwägen, beschwichtigen, zürnen, und vor allem: einsam sein. Das heißt: herrschen. Götter und Könige sind einsam.

Er wird alt, und er bleibt einsam

Also besitzt er die beiden entscheidenden Eigenschaften, um in die Legende noch bei Lebzeiten einzugehen. Er regiert über primitive Völker. Eigentlich sind sie es, die ihm die wahre Legende und Würde schaffen. Die »Wiener« machen dann Operetten aus der Ehrfurcht und die »Tiroler« Gschnadahüpfln aus ihrer Treue. Des Kaisers Arm reicht sehr weit. Von Triest, Sarajevo, Mostar über Budapest, Wien, Prag, Krakau, Lemberg bis nach Tarnopol und Czernowitz und noch weiter. Überall in allen Ländern finden Manöver statt. In den primitivsten Flecken feiert man am 18. August des Kaisers Geburtstag. Nach cisar! Nasz cesarz! Eljen Kiralyi! Cesar ziwiot! In allen Sprachen aller Völker lebt er vielfach, und das private, unwahrscheinliche und bereits unwirklich erscheinende Unglück läßt ihn in den Augen der einfachen, von ihm geographisch entfernten Menschen nur noch legendärer erscheinen. Vom Kaiser aus führt ein näherer Weg zum bosnischen Maronibrater und zum galizischen Talmudjuden als zum sudetendeutschen Historiker der Wiener Universität.

Sie sind es, diese Historiker, die, in preußischer Disziplin aufgewachsen, von Bismarcks Eisen und Blut hypnotisiert, in einem höchst chaotischen, aber langweiligen Rausch von Freiheitskrieg, Paulskirche, Achtundvierzig, Voltaire befangen, der Legende den Weg verstellen, den Untergang der Monarchie vorbereiten, den Weltkrieg und das Chaos.

Berauschte und verworrene Pedanten, gleichen sie etwa den bekannten zerstreuten Professoren, die aber statt der Regenschirme Pulverfässer stehenlassen. »Ich habe es nicht gewollt!« sagte Franz Joseph, als der Krieg ausbrach.

Er hatte es wirklich gesprochen, nicht gelallt, wie die billigen Witzbolde zu erzählen pflegen. Gelallt hatten die Professoren, die aus Franz Joseph einen deutschen Fürsten im Dienste Preußens machen wollten und die slawischen Nationen zu mittelbaren Untertanen Deutschlands. Sie degradierten die k.u.k. Apostolische Majestät zu einer Art Statthalter, der die Aufgabe haben sollte, den Osten und den Südosten im Interesse der Hohenzollern zu germanisieren. Der Kaiser Franz Joseph wußte es wohl.

Er flüchtete sich zur Armee. Er war ein guter Soldat, kein soldatisches Genie. Er war tapfer. Er hat es bei Solferino bewiesen. Er war körper-

lich tapfer wie, nebenbei gesagt, fast alle Habsburger. Und wie jeder soldatische Mensch wollte er keinen Krieg. Nur deutsche Historiker wollen Kriege. Er liebte Manöver. Er liebte die Form, die Zucht, die Parade, die Erziehung. Mitten in der immer chaotischer werdenden Politik der Monarchie flüchtete er sich zur Armee, wie dereinst der große Karl sich ins Kloster geflüchtet hatte. Er war der Verwirrung, die da die berauschten Historiker angerichtet hatten, keineswegs gewachsen. Beim Militär lassen sich die Anzeichen des Drohenden, Chaotischen zuallererst ermessen. Kragen, Blusen, Sterne, Kappen, Säbel, Hosen, Hosenschnallen, Stiefel haben ganz bestimmte Vorschriften. Die Kappen sind nicht höher als drei Mannesfinger, die Form ist konisch. Der Kragen ist niedrig, wie ihn die Soldaten noch bei Solferino getragen haben. Ein Offizier trägt niemals Lackschuhe, sondern blanke Zugstiefel aus Chevreau. Die Hose ist sehr eng und hat Gummischnallen. Er verliert sich in Formalismen, der alte Kaiser. Beinahe kann man sagen, daß er am Ende seines Lebens der einzige Offizier seiner Armee ist, der das Reglement heilighält. Aber die billigen Witzbolde, die zu wissen vorgeben, daß er keine anderen Interessen mehr hat, ahnen weniger von ihm als sein Diener Kettele. Und ebensowenig weiß über ihn sein getreuer Obersthofmeister.
Der Kaiser weiß wohl, daß er unverstanden ist. Nur der Witzbold behauptet, daß man den »Alten« über dies und jenes täuschen konnte. Man konnte ihm in Wirklichkeit gar nichts vormachen. Er war ein ausgezeichneter Schütze, einer der besten Jäger der alten Monarchie. Er besaß das harte Auge des Jägers, das gewohnt ist, lange zu spähen, den Blick, der überlegt und der sich gelegentlich auch die Großmut leistet, dem Objekt, das er visiert hat, das Leben zu schenken. Es ist eine Legende, daß man Franz Joseph das Wild vor die Flinte trieb. (Ich selbst bin in einem meiner Bücher auf diese törichte Legende »hereingefallen«.) Einen Jäger täuscht man nicht. Seine Minister, seine Sektionschefs, seine Hofräte wußten es. Nur die ewigen Witzbolde in den Cafés wußten es nicht.

Keine Menschengattung kann so welt- und wirklichkeitsfremd sein wie die der Witzbolde um jeden Preis

Da sie selbst auf Gemsen nicht zu schießen vermögen, glauben sie, man müßte diese Tiere irgendwo festbinden, damit sie getroffen wer-

den könnten. Da ihnen der Sinn für Hierarchie, Autorität, Ordnung, Überlieferung fehlt, können sie sich den repräsentativen Träger eines Symbols nur als eine Art panoptikaler Person vorstellen. Da sie die disziplinarische Notwendigkeit jener Erscheinungsformen nicht verstehen, die, wie zum Beispiel Paraden, Gewehrübungen, Wachablösung, nur scheinbar äußerliche militärische Manifestationen sind, reden sie von überflüssigen Schikanen. Und weil Kaiser Franz Joseph diese angeblichen Schikanen für notwendig hielt, hielten sie ihn für eine Art kaiserlichen Kommißkopf, und sie glaubten in der Tat, es wäre schwieriger, eine Partie Tarock zu spielen, als der Kaiser von Österreich-Ungarn zu sein. Indessen hätte sie Franz Joseph selbst im Tarock noch geschlagen.

Dem flachen Witz gab der ebenso flache, just zu grassieren beginnende Nationalismus stete Nahrung. Ja, die Leichtfertigkeit wuchs geradezu auf dem von Pathos gedüngten, von Pathos geradezu schwitzenden Boden des Nationalismus. Die durchaus natürliche Formulierung von den vereinigten Königreichen und Ländern erschien auf einmal als die Ausgeburt der Unnatur, der Widernatürlichkeit gar. Die widernatürlichste aller neuzeitlichen Staatsformen, nämlich das Bismarcksche Reich, durch Blut und Eisen entstanden und mit Hilfe dieser zwei untereinander verfeindeten Materien »zusammengekittet«, wie die preußischen Historiker sagen (die Preußen sind bekanntlich Meister der Metaphorik), erschien in Österreich, im deutschsprachigen Zentrum der Monarchie, als ein natürliches Glied innerhalb der von Gott gewollten Ordnung. Aus dem Deutschen Reich strömten die Professoren, blond, bebrillt und sozusagen sendungstüchtig, in die österreichischen Universitäten. Ihre Aufgabe war, den deutschsprachigen Österreichern zu zeigen, was 'ne deutsche Harke ist und wie minderwertig eigentlich unsere slawischen Brüder seien. Die Germanisierung der österreichischen Hochschulen kam der latenten Bereitschaft unserer Sudetendeutschen zur nationalen Arroganz gegen die Tschechen zuvor. Die gleichen Witzbolde, die den Kaiser lächerlich zu machen versuchten, verfaßten witzige Stücke über die Tschechen, und es ereignete sich der medizinisch absurde Fall, daß ein sprichwörtlich goldenes Wiener Herz die Fähigkeit aufbrachte zu wiehern, sobald vom »Bem aus Amerika« oder dergleichen die Rede war.

Der »borussische« Germanismus

Selbst seine Gegner können dem Kaiser Franz Joseph nicht vorwerfen, daß er dem borussischen Germanismus hold war. Allerdings war er langsam von Natur, und das Alter vergrößerte noch seine Langsamkeit. Als er die Krawalle der deutschnationalen Studenten mit Polizei zu unterdrücken versuchte, war es schon halb zu spät. Man kennt seinen noblen, österreichisch gedämpften Abscheu gegen alles Preußische und insbesondere gegen seinen Bundesgenossen Wilhelm den Zweiten. »Schulter an Schulter«, hieß es während des Krieges; es war Franz Josephs kalte Schulter; wie wenige sahen es; wie wenige sprachen es aus. Er haßte den plebejischen Größenwahn des Hohenzollern bis zu dem Grade, daß er es ablehnte, die Ausschnitte aus deutschen Zeitungen zu überfliegen. Es war einer seiner Fehler. In der alten, beinahe schon sakralen Auffassung geboren und aufgewachsen, daß jedes Amt auch eine Berufung sei und der Amtierende also sozusagen von Natur sein Amt im österreichischen Sinne ausfüllen müsse, war er leicht geneigt zu glauben, daß die schon längst preußisch verseuchten Herren vom Kultus- und Unterrichtsministerium und die aus den anderen Ressorts, die vom Ballhausplatz zum Beispiel, schon wissen würden, wie man österreichisch bleibe. Er war in der alten Tradition aufgewachsen. Er wußte, um nur die bedeutendsten zwei Beispiele zu nennen, daß aus dem Franzosen Prinz Eugen und aus dem Rheinländer Metternich ganz große Österreicher geworden waren. Aber er wußte nicht mehr, daß der mit überflüssiger Sorgfalt vom Kultus- und Unterrichtsminister nach Wien oder Graz berufene Professor für Althochdeutsch von der Leipziger Universität, Ode Katschke, erstens kein Neuhochdeutsch konnte und zweitens Österreich prussifizierte. Er glaubte, der alte Kaiser, immer noch an die Assimilierungskraft des alten universalistischen europäischen, österreichischen Gedankens. Er war zu vornehm, um an den Sieg jener plebejischen Dynamik zu glauben, die von Luther über Friedrich, den Flötenbläser, Bismarck, Wilhelm, den zweiten Feuerwehrhauptmann, bis zu dem Herrn führt, den man heute mit Recht nicht nennen darf. Nicht genannt soll er werden, an einer österreichischen Kaisergeburtstagsfeier!

Kaiser Franz Joseph haßte auch noch die österreichische, die bodenständige Vulgarität, die sich christlich-sozial nannte. So bedeutend auch die Persönlichkeit Luegers war, des ersten christlich-sozialen

Bürgermeisters von Wien – und der Kaiser verkannte sie durchaus nicht –, sie kam lange Zeit für Franz Joseph nicht nur nicht in Betracht, er verbannte sie sogar aus seinem Blickfeld. Damals bedurfte der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, selbstverständlich mit Stimmenmehrheit gewählt, vor allem der Bestätigung des Kaisers. Franz Joseph weigerte sich beharrlich, den Lueger anzuerkennen. Er wußte es wohl, der alte noble Kaiser; zum erstenmal hatte ein genialer Politiker seinen Sieg mit Hilfe einer vulgären Spekulation errungen, nämlich durch eine antisemitische Propaganda.
Nun, wenn man auch nicht sagen kann, Kaiser Franz Joseph hätte die Juden geradezu geliebt, ganz gewiß ist es, daß er die Antisemiten verachtete. Und wäre selbst der Antisemitismus in der alten Monarchie legitim gewesen: In den Augen dieses noblen Monarchen verlor er seine Gültigkeit, einfach deshalb, weil die Hausmeister für die Christlich-Sozialen und Lueger gestimmt hatten. Wahrscheinlich freute sich der Alte über die Niederlage der Liberalen. Aber der Instinkt des großen, wahrhaftig vornehmen Herren, der den jüdischen Kleinbürger ablehnt, ist deshalb noch keineswegs bereit, die Ordinärheit des Sperrsechserls anzuerkennen. Es dauerte lange – Lueger war dreimal gewählt worden, die Sozialdemokraten sogar waren im Begriff, Lueger anzuerkennen –, da erst gab Franz Joseph nach. Er bestätigte ihn. Aber er empfing den Bürgermeister nur zweimal in Audienz. Und Kenner versichern, daß er ihn zweimal mit den Worten empfing: »Sein S' stad!«
»Spartanisch« nannten die Historiker sein Leben. »Spartanisch«, weil er ein einfaches Beinfleisch liebte, weil er um vier Uhr morgens aufstand, weil er auf einem kurzen, einfachen, harten Eisenbett schlief, in seinem Arbeitszimmer, weil er jahrelang den gleichen alten, abgeschabten Soldatenmantel trug. »Spartanisch« war ein Lob geworden; das unbewußte Zugeständnis der Idioten an Preußen. Franz Joseph, der in Schönbrunn selbstverständlich einen Bierkeller hatte, schickte seinen Diener jeden Abend ins Wirtshaus hinüber um ein frisches Krügl Bier. Er war eben ein Österreicher. Es gilt eben, sein Andenken vor dem Vorwurf zu bewahren, er sei ein Spartaner gewesen. Er war ein strenger, großer Österreicher.
Als er begraben wurde, stand ich, ein Glied im Spalier, vor der Kapuzinergruft, namenloser Soldat der Wiener Garnison. Hinter dem Sarg schritt der Thronfolger Kaiser Karl. Auf ihn wurden wir einen Tag

später vereidigt. Auch seinen Geburtstag feiern wir heute. Kaiser Karl ist am 17. August geboren, Kaiser Franz Joseph am 18. August. Auch wer darin lediglich einen sogenannten Zufall sieht, möge mit uns feiern.

Ehre und Treue unsern beiden Kaisern!

Die Österreichische Post (Paris), 1. 7. 1939

DIE EICHE GOETHES IN BUCHENWALD

Der Wahrheit die Ehre! Man verbreitet falsche Nachrichten über das Konzentrationslager Buchenwald; man möchte sagen: Greuelmärchen. Es ist, scheint mir, an der Zeit, diese auf das rechte Maß zu reduzieren ...

Erstens hat Buchenwald nicht immer so geheißen, sondern: *Ettersburg*. Unter diesem Namen war es unter den Kennern der Literaturgeschichte dereinst berühmt: Goethe pflegte sich dort oft mit der Frau von Stein zu treffen; unter einer schönen, alten Eiche. Diese steht unter dem sogenannten »Naturschutzgesetz«. Als man in Buchenwald, will sagen: in Ettersburg, den Wald zu roden begann, um dort für die Bewohner des Konzentrationslagers eine Küche südlich, eine Wäscherei nördlich einzurichten, ließ man allein die Eiche stehn; die Eiche der Frau von Stein.

Die Symbolik ist niemals so billig gewesen wie heutzutage. Es ist beinahe ein Kinderspiel, heutzutage sogenannte »Glossen« zu schreiben. Sie werden einem von der Weltgeschichte gratis und franko ins Haus, in die Feder, in die Schreibmaschine geliefert. Es ist geradezu für einen Schriftsteller eine Angelegenheit der Schamhaftigkeit, eine Glosse zu schreiben, die das Dritte Reich betrifft. Die deutschen Eichen, unter denen Goethe mit Frau von Stein gesessen ist, bleiben lediglich dank einem Naturschutzgesetz zwischen der Küche des Konzentrationslagers und seiner Wäscherei bestehen. Zwischen dem »Naturschutzgesetz«, das längst vor den Jahren entstanden war, und dem Unnaturgesetz, das nach diesen Jahren ausgebrochen ist, also z.B.: Um im neudeutschen Tone zu reden, zwischen Wäscherei u. Küche steht die Naturschutzeiche der Frau von Stein und Goethes.

An dieser Eiche gehen jeden Tag die Insassen des Konzentrationslagers vorbei; das heißt: sie werden dort vorbeigegangen. Fürwahr! man verbreitet falsche Nachrichten über das Konzentrationslager Buchenwald; man möchte sagen: Greuelmärchen. Es ist, scheint mir, an der Zeit, diese auf das rechte Maß zu reduzieren: an der Eiche, unter der Goethe mit Frau von Stein gesessen ist und die dank dem Naturschutzgesetz noch wächst, ist bis jetzt, meines Wissens, noch kein einziger der Insassen des Konzentrationslagers »angebunden« worden; vielmehr an den andern Eichen, an denen es in diesem Wald nicht mangelt.

Manuskript – mit dem Zusatz von fremder Hand: »Letzter Artikel vor seinem Tode Montag 22. V. 1939« – im Leo Baeck Institute (New York)

RAST IN JABLONOWKA

Das Dorf Jablonowka lag in meiner Erinnerung geborgen, ein Kleinod. Manchmal gelang's mir, es hervorzuzaubern, seine hellblau getünchten, strohgedeckten Hütten und sein einziges Häuschen beinah städtischen Aussehens; es hatte nämlich Schindeldach und eine rotbraune Tür und zwei flache Stufen davor; zwei, nicht mehr. Die weiße Kirche mit der blechgedeckten Kuppel stand auf dem sanften Hügel, inmitten des umzäunten Friedhofs, eine kleine Weile hinter der letzten Hütte, oder auch vor der ersten, je nach der Richtung, aus der man kam. Links vom Kirchentor stand der Glockenstuhl, mit einer großen Glocke zwischen zwei kleineren, jüngeren. Hinter den Hütten, die an den Rändern der zweimal gewundenen Dorfstraße stehen, steigt sanft das Gelände an, und vereinzelte Hütten scheinen langsam den Hang hinaufzukriechen. Das Dorf Jablonowka hatte ich vor drei Monaten gesehen. Es war am 10. Oktober, an einem silbrigen, kühl-warmen Morgen. Über den Stoppelfeldern wogte der schüttere Nebel.
Es war Krieg. Aber das Dorf Jablonowka, abseits der großen Landstraßen, hatte ein paarmal nur abwechselnd österreichische und russische, in Rast befindliche Truppen und höhere Kommandos beherbergt. Die Frauen, Kinder und Greise und der alte Geistliche hatten nach drei Jahren noch keine unmittelbare Bedrohung kennengelernt.
Pferde und Fuhrwerke gab es wenig, das Vieh sah abgezehrt aus, die

Gänse und Enten auch, nur die Schweine waren noch ansehnlich, aber es gab ihrer nicht viele nach vielen Requisitionen.
Ein paar Stunden nach unserem Einzug in Jablonowka verließen wir es wieder. Durch viele verwüstete Ortschaften sind wir schon gezogen. Diese hier – siehe da – ist verschont. Wenn man hierbliebe, wäre man auch teilhaftig dieses Wunders. Warum nicht? Weshalb soll man nicht hierbleiben können? So viel wert wie jene Ente dort ist auch ein Soldat, ein Einundzwanziger, aber es könnte auch ein Fünfunddreißiger sein. Seht ihr? – sagt dieses Dorf – es kann auch friedlich sein. Hütten müssen nicht brennen, Granaten nicht platzen. Manchmal kann ja ein Flieger kreisen, vielleicht! Am Sonntag können die Glocken läuten. Warum nicht? Und die Feste und Feiertage müssen nicht gestört werden. Und – allerdings – so viele Bauern, geboren in meinem Schoß, in mir aufgewachsen, hätten noch alt werden können, statt zu sterben. Aber ich habe noch Bauernjungen die Fülle. Fremde Soldaten sind ihre Väter, aber gezeugt haben sie hier, auf meinen Wiesen, in meinen Hütten. Ich gedenke jedenfalls, mich abseits der Katastrophe zu halten mit Gottes Hilfe!
So sprach das Dorf, aber ich konnte ihm ja nicht lange zuhören. Bis Mitte Dezember blieben wir etwa zwanzig Kilometer weiter östlich, und es war ein ruhiger Abschnitt. Es war, als strömte das Dorf noch bis in die Schützengräben etwas von seiner Gesegnetheit aus.

Um jene Zeit kamen schon manche voreiligen Weihnachtspakete an, und man öffnete sie dennoch nicht. Selbstverständlich. Nebenbei gesagt: Ich hatte noch keines; ich hätte es bestimmt aufgemacht; um aufrichtig zu sein, einfach um aufrichtig zu sein. Denn ich haßte Überraschungen, meinen Lebtag. Weder mir selbst noch andern wollte ich welche bereiten. Und vollends einsam war ich mitten in dem erwartungsvollen Frohsinn meiner Kameraden. Gewiß, unser Frontabschnitt war glücklicherweise still. Aber im Angesicht des Todes waren wir ja gestanden, standen wir immer noch. Und mich kränkte der Rückfall der Männer, die das Äußerste gesehen hatten, in die billige Wehmut jenes Stanniols und Lamettas, das seit hundert Jahren das Geburtsfest des Heilands in ein bürgerliches verwandelt. Ich zitterte schon, um die Wahrheit zu sagen, vor dem Heiligen Abend selbst, das heißt: vor seinen Begleiterscheinungen. Ich wünschte mir inbrünstig kein Paket aus der Heimat – war sie nicht nur noch ein Hinterland? –

und auch keine tröstende Überraschung von den Kameraden. Niemals war mir der Stall von Bethlehem so nah gewesen und niemals so ferne das »Speiszimmer« mit den »Bescherungen«. »Weihnacht im Felde«: welch ein Fest für Kriegsberichterstatter!

Aber es geschah ein Wunder, kein Ansichtskarten-Wunder, ein wirkliches. Wir gingen nämlich in Rast am 19. Dezember. Wir gingen nach Jablonowka. Siehst du, das gibt's, sagte das Dorf. Jetzt lag es im Schnee. Von den Rändern der Strohdächer hingen die Eiszapfen bis zu den winzigen Hüttenfenstern. Und wenn ich aus der Stube, in der ich einquartiert war, auf die weiße Dorfstraße hinausschauen wollte, mußte ich mit einem Kerzenflämmchen einen durchsichtigen Kreis in den Eispanzer der Fensterscheibe schmelzen. Eine Weile später wuchs die Eiskruste wieder zu. Es war 23 Grad Celsius.
Am Morgen vor dem Heiligen Abend kamen die Bauern in die Regimentskanzlei. Sie baten um sechzehn Kerzen. Der Rechnungsfeldwebel Hanamak lieferte ihnen acht. Er schnitt jede Kerze in der Mitte entzwei. In hohle Kürbisschalen schnitten die Buben Augen, Nasen und Münder, entzündeten die Kerzen in der Höhlung, und jeder hatte drei Kürbisschalen, und dies waren die Heiligen Drei Könige. Fünf Buben, alles Söhne der Frau Olszewska, besaßen eine Krippe, die sie selbst geschnitzt hatten. Es war ein winziges, kaum fünfzig Zentimeter hohes Häuschen, grün bemalt, dreiwandig, eine offene Bühne. Echte Heubündelchen lagen darinnen. Und wenn man den Finger durch den eisernen Ring steckte, der an dem Giebel des Häuschens angebracht war, begann das Ganze gleichsam von selbst zu schaukeln, und drinnen schaukelte die Mutter Gottes das Kindlein, das graue Eselchen schüttelte seine langen Öhrchen, und die drei Heiligen Königlein, die scharlachrot und golden aus der Kulisse links herauskamen, bewegten die zittrigen Ärmchen, die locker mit Fädchen in den Gelenken befestigt waren. Als hätte er das Strohdach mit Gewalt durchgestoßen, funkelte der Stern von Bethlehem drinnen im Stall, und es erwies sich, daß es kein Stern war, sondern eine goldene Rosette, wie sie von unserem k. k. Militärbeamten getragen zu werden pflegten. Es war dennoch Krieg in Jablonowka.
Die Bäuerin, bei der ich einquartiert war, hieß Jozefowa Gargasch, und ich werde sie nie vergessen. Obwohl durch den Krieg schon viele Fauen des Dorfes Witwen geworden waren, nannte man nur sie: die

Witwe. Denn ihr Mann war ein knappes halbes Jahr vor dem Krieg eines natürlichen Todes gestorben. Sie hatte dreijährige Zwillingskinder, zwei muntere Flachsgärbchen. Ein hageres Angesicht schien sie zur Schweigsamkeit zu verpflichten, zur Strenge auch. Aber es war, kannte man sie näher, lediglich ein immer wieder scheiternder Versuch gegen die in ihrer eigenen Brust wohnende, ständig rebellierende Güte. Karl Greiser, Gefreiter, Metzger von Beruf, schlachtete ein Schwein. Die Witwe scheuerte den Fußboden, den Tisch, die drei Stühle. Als der Abend kam, stellte sie eine große Schüssel, an den Rändern blau geblümt und rot gestreift, in die Mitte des Tisches. Zwei gewaltige Steingutteller nahmen sich daneben wie Kinder aus. Drei hölzerne Löffel, orangegelb wie der Tisch, auf dem sie lagen, sahen aus wie dessen Kinder; Holz von seinem Holz waren sie. Die Scheite, kreuz und quer geschichtet, harrten auf dem offenen Herd. Und die Köpfe der Zwillinge rochen nach jener Kriegsseife, die an Senf erinnerte, an Lauge, Schmutzwäsche und Armut; besonders an Armut.

Das Thermometer sank nicht, es stieg auch nicht – und das war gut so. Der Friede zog in mich ein. Ein Nichts von einem Tag tauchte unter in einer Nacht, die klarer war als er. Wer weiß, wie lange wir hier in Rast bleiben werden? Wer weiß, wohin wir dann abkommandiert werden? Ich wehre mich gegen Stimmung. Die Feldpost kommt, zwei Pakete, freilich zwei Pakete. Wir sollen um acht Uhr in der Offiziersmesse sein, Rainacher und ich. Auch er hat Pakete bekommen, auch er wehrt sich gegen Stimmung. Wir wohnen zusammen bei der Witwe Jozefowa. Weil er rangälter ist, schläft er im Bett, ich schlafe auf dem Strohsack. Wir schicken beide Dienstzettel. Wir können nicht zur Messe. Wir werden um Mitternacht den Hügel hinaufgehn, in die Mitternachtsmesse.
Der Himmel schimmert über uns, vor uns schimmert der Schnee. Es ist, als spiegelte der Himmel den Schnee wider. Auf der ausgetretenen Dorfstraße hat es beinahe keinen Sinn herumzuwandern. Der Schnee war so verführerisch, daß es eine Sünde gewesen wäre, nicht in ihn hineinzustapfen, dort, wo er hoch und hart war, edel, jungfräulich, kristallen und singend. Um unsern Kameraden nicht zu begegnen und auch um die Nacht zu genießen und ihre Sterne und ihren Schnee, gingen wir hinter den Häusern den Gang hinauf. Ringsum war es still, es gab keinen Krieg. Zehn-, zwölfmal wandelte ein Scheinwerfer über

den Himmel, er wandelte wirklich, ein friedlicher Spaziergänger, und blasser als seine Brüder, die ich kannte, war er an diesem leuchtenden Himmel.

Die Jungen kamen mit ihren erleuchteten Kürbissen. Sie sangen. Nahe waren Stall und Krippe und Esel, wenn man die Lieder verstand. Sollte man ihnen glauben, so war der Heiland in Jablonowka geboren, nicht weit von der Hütte der Witwe Jozefowa Gargasch, und es war nicht zweitausend Jahre her, sondern höchstens knappe sechzig, und die Großväter erinnerten sich noch daran. Die Fußspuren der Heiligen Drei Könige gar sah man noch gerade im Schnee. Der Stern war mit Händen zu greifen. Die podolische Tiefebene war eingebettet im Glauben, und Gott war in Podolien, und Bethlehem knapp einen Sprung entfernt und näher als die Front.

Ein Licht nach dem andern erlosch, und die Hütten wurden finster. Nur der Himmel und der Schnee leuchteten, als das Dorf den Hügel zur Kirche hinaufwanderte. Ihre doppelflügelige Tür stand weit offen, und es war, bevor man eintrat, als käme der Altar den Eintretenden entgegen, Gäste zu empfangen, in seinem ganzen Glanz. Es gab keine Bänke, die Menschen knieten und standen. Obwohl die Tür offenblieb, wurde es bald warm, es war, als wärmten mich alle Pelze, die fremden, die Kerzen wärmten, und auch die Inbrunst wärmte und das Gloria nach dem Introitus: Dominus dixit ad me: Filius meus es tu, ego hodie genui te. Quare fremuerunt gentes; et populi meditati sunt inania? – Was knirschen die Heiden? Was planen die Völker Torheit? – Et pastores erant in regione eadem vigilantes. – Wachsame Hirten waren in derselben Gegend – hier neben uns, neben Rainacher und mir. Die Witwe Jozefowa Gargasch ging zwischen uns heim. Die Tür war nicht etwa verschlossen, oh, keine Tür in diesem Dorf war verschlossen, obwohl fremde Soldaten, Ungarn und Bosniaken, jetzt hier rasteten. Wachsame Hirten waren in der Gegend.

Wir setzten uns an den Tisch und löffelten den Borscht mit den hölzernen Löffeln. Dann zerschnitten wir das Fleisch mit dem Taschenmesser. Wir tranken Sliwowitz aus dem Teeglas und aus den Feldflaschen. Mein Freund Rainacher, ein Spötter, reckte sich satt mit dem Stuhl, streckte beide Arme aus und sang: Gloria in excelsis. Es war dennoch keine Blasphemie. Um drei Uhr morgens küßten wir die Zwillinge und die Witwe, übergaben ihnen unsere vier Pakete und legten uns schlafen. »Du gehst heute ins Bett«, sagte Rainacher, »ich schlafe auf dem

Stocksack. Du erlaubst mir eine Überraschung.« So war es. Um sechs Uhr morgens weckte man uns. Es war Abmarsch.

Das Neue Tage-Buch, 23.9.1939

DER FORTDAUERNDE »DYNAMISMUS«

I

Der deutsche »Dynamismus« ist nicht von gestern und auch nicht von heute. Der Nationalsozialismus ist nicht etwa eine überraschende, eine verblüffende Umkehr des deutschen Volkes vom humanistischen und vom christlichen und vom humanen Geist zum barbarischen, gottlosen, unmenschlichen und antichristlichen; sondern der Nationalsozialismus ist die *Erfüllung* dessen, was die Deutschen selbst ihr »Wesen« nennen. Ihr sogenanntes »Wesen« ist nämlich: Protestantismus. Der Protestantismus ist der Dynamismus von Wittenberg. Von Luther über Friedrich den Zweiten, Bismarck, Wilhelm, Ludendorff bis zu Hitler und Rosenberg führt ein gerader Weg. Wer das nicht sieht, ist blinder als ein Blinder: nämlich ein »Realpolitiker«.

Der immanente Haß des Deutschen gegen das Beharrende, Bleibende, gegen das Traditionelle ist mir unbegreiflich: Ich kann ihn also nicht erklären. Aber ich halte es für meine Pflicht, ihn zu konstatieren. Seit dem elften Jahrhundert haben die Deutschen nicht weniger als zweimal ihre Religion gewechselt und nicht weniger als dreimal ihre Muttersprache. Zwischen Alt- und Mittel- und Neuhochdeutsch bestehen größere Unterschiede als zwischen Spanisch, Provenzalisch, Französisch. Wenn ein Franzose zum Beispiel aus dem vierzehnten Jahrhundert auferstünde, er würde zwar nicht von den heutigen Parisern genau verstanden werden, aber er könnte sich mit ihnen verständigen. Nicht so mit einem deutschen Auferstandenen!

Die Deutschen waren knapp dreihundert Jahre Christen gewesen, da fingen sie schon an zu protestieren. Ich kann nicht entscheiden, ob die heutigen Deutschen »Germanen« sind oder nicht, aber ich muß feststellen, daß sie sich, aus erblichen oder anderen Gründen, nicht anders benehmen und nicht wesentlich andere Merkmale aufweisen als die

Gestalten des Nibelungenlieds. Erinnern wir uns an die Vorgänge, die dort besungen werden:
Der deutsche Ideal-Held Siegfried hat seine Braut Brunhilde, die er in Walhall erkoren hat, einfach auf Erden vergessen. Er verliebt sich in die blonde Kriemhild. Deren Bruder, der König Gunther, heiratet die Walhalla-Braut Siegfrieds, die Brunhild, kann ihrer aber nicht Herr werden, in der Brautnacht. Hierauf holt er sich seinen Schwager Siegfried, den eine Tarnkappe unsichtbar macht, ins Hochzeitsbett. Der deutsche Ideal-Held Siegfried vergißt nicht, bei dieser Gelegenheit der Brunhild einen Ring vom Finger zu ziehen. Und nobel wie Deutsche sind, sozusagen: dynamisch, schenkt er diesen Ring eben seiner Frau Kriemhilde. Daraus entwickelt sich die tragische Affäre. Die beiden Frauen verzanken sich – charakteristisch für die Deutschen – vor dem Eingang zur Kirche. Hierauf bedient sich die tief beleidigte Brunhild des »finsteren« Hagen als eines Rachewerkzeugs. Hierauf erschlägt dieser tüchtige Weise – deutscher »Dolchstoß von hinten« – den deutschen edlen Siegfried. Und Kriemhild trauert genau so lange, bis sich ein kraushaariger Hunne findet, den das Blonde anzieht und der um sie freit. Nachdem Kriemhild nun einmal mit dem Hunnenkönig Etzel verheiratet und Mutter eines Kindes ist, beschließt sie, ihre ganz Sippschaft aus dem Rheinland einzuladen. Die germanischen Recken folgen der Einladung, überqueren die Donau, und Hagen von Tronje wirft bei dieser Gelegenheit einen christlichen Priester ins Wasser, um zu prüfen, ob der christliche Gott wirklich seine Diener nicht untergehen läßt. Das Wunder geschieht. Der Priester wird gerettet. Die Germanen, am Hofe König Etzels angekommen, werden festlich bewirtet. Bei dieser Gelegenheit zeigt ihnen Etzel seinen Sohn, den er von Kriemhild hat. Was tut nun ein deutscher Recke, wenn er ein Kind sieht? Der Herr Hagen von Tronje zieht sein Schwert und köpft das Kind. Dies ist der Anlaß zu der blutigen Nacht, in der alle, die Nibelungen wie die Hunnen, untergehen. Der einzige Christ, der im Nibelungenlied auftritt, und zwar erst am Schluß, ist der Markgraf Rüdiger von Bechlaren: ein Österreicher.

II

Es liegt mir fern, mit Entsetzen Scherz zu treiben und das Nibelungenlied, sozusagen die Ilias der Deutschen, in einer tendenziösen Weise zu kommentieren. Dieses Nationalepos der Deutschen bedarf ebensowenig eines Kommentars, wie die Handlungen Deutschlands seit Luther eines Kommentars bedürfen. Wir Gläubigen wissen, daß es keine »Zufälle« in der Welt gibt. Es ist kein Zufall, daß Wittenberg in Sachsen liegt und nicht etwa in Tirol oder in der Lombardei zum Beispiel.
Es ist nicht meine Aufgabe, hier zu untersuchen, aus welchen uns unerklärlichen Gründen unter allen Nationen Europas gerade die Deutschen dazu verdammt sind, mit einer unheimlichen Präzision das Diabolische zu pflegen und sogar zu repräsentieren. Ich begnüge mich mit der Feststellung, die mir die Gläubigkeit allein erlauben kann, wo das Wissen aufhören muß: Offenbar muß der Ewige bestimmte Gegenden auf dieser Welt dazu verdammt haben, furchtbare Elite für das Höllische abzugeben. Ich kann, was mich betrifft, bei aller Hochachtung vor den Protestanten, die unsere christlichen Dulder sind, keinen Unterschied sehen zwischen den Schriften Luthers, wie die an den deutschen Adel zum Beispiel, und jenen des Herrn Rosenberg. Die fünfundneunzig Thesen sind eben der »Mythus des sechzehnten Jahrhunderts«. Eine gerade Linie führt von jenem berühmten Tintenfaß, mit dem Luther den Teufel zu bekämpfen versucht haben soll, bis zu dem ebenso berühmt gewordenen »Fetzen Papier«. Wer in dem Verrat Luthers an den Bauern, an den Fürsten, an den Juden nicht schon das Vorbild der politischen Verrätereien des preußisch-protestantischen Leutnants an der Kirche und an der Welt sehen kann, ist geradezu ein idyllischer Narr. Ohne Luther und ohne den Protestantismus wären wahrscheinlich Hegel und Marx in Deutschland nicht möglich gewesen. Und selbst in der »dionysischen« Abwehr Nietzsches ist noch der als Heide verkleidete Protestant zu erkennen.

III

Die törichte, durch die Große Revolution und den Liberalismus töricht gewordene Welt allein ist imstande, den augenblicklich so akuten Antisemitismus der Deutschen für eine überraschende und erschreckende Erscheinung zu halten. Einem Christen erscheint es selbstverständlich, daß ein Volk, das die latente Unfähigkeit hat, kaum länger als dreihundert Jahre christlich zu bleiben, nicht antisemitisch werden könnte. Dieser Haß hat tiefere Gründe, als die Hassenden selbst es wissen. Ich neige dazu – und man möge mich deswegen »mystisch veranlagt« nennen – zu glauben, daß die Deutschen die Geißel Gottes für die Juden sind. Es hieße, den Antisemitismus der Deutschen mißverstehen, wenn man ihn etwa lediglich als eine Abart des bei allen Völkern verständlichen, wenn auch nicht selbstverständlichen, Antisemitismus auffassen wollte. Der Judenhaß der Deutschen hat metaphysische, hat geradezu religiöse Gründe. Sie hassen nicht die Juden, sondern Jesus Christus, den Sprößling aus Davids Stamm. Sie selbst glauben, sie haßten den Zionsstern, aber sie hassen in Wirklichkeit das Kreuz. Sie selbst glauben, sie haßten an den Juden die Neigung zum Geld und zum Wucher und zur Ausbeutung. Aber sie hassen in Wirklichkeit das Leiden, das Leid, das die Liebe ist.
Ihr »Dynamismus« führt in eine dröhnende Leere. Nur das Leid, das sie nicht kennen und das allein sie erlösen könnte, mag sie eines Tages besser machen. Vielleicht am Tage des Jüngsten Gerichts. Bis dahin können wir nur, je nachdem, ob wir Soldaten oder Priester sind, entweder sie bekämpfen oder für sie beten.
Oder auch alles beide.

Manuskript vom »Frühling 1939«, Leo Baeck Institute (New York)
(Aus dem Französischen)

Clemenceau (1939)

GRABREDE, ALS EINLEITUNG GESCHRIEBEN

Der außerordentliche Mensch, der seit so vielen, zu vielen Jahren verstorben ist, hatte in seinem Testament bestimmt, daß ihm keine Totenfeier bereitet werde. Er wurde in der Nacht bestattet, um zwei Uhr, im Regen, und nur die Nächsten standen an seinem Grab. Heute, nach den Jahren, in denen so viele Schriften zu seinem Angedenken erschienen sind, heißt es nicht mehr den letzten Willen Clemenceaus mißachten, wenn man eine Totenrede schreibt. Die Frage, ob man dazu als Nichtfranzose berechtigt sei, scheint mir artifiziell, in dem Augenblick, in dem auch die Europäer nicht-französischer Nationalität die Vergänglichkeit des Clemenceauschen Erbes beklagen, ja mehr noch: seine Zerstörung, seine planmäßige Zerstörung. Und mögen selbst ein paar entscheidende Irrtümer des Erblassers seinen Feinden, die seines Landes Feinde nicht allein sind, sondern die der zivilisierten Welt, ihre verderbliche Arbeit erleichtert haben; und mögen wir selbst sogar im Laufe dieser kurzen Untersuchung auf jene Irrtümer gedeutet haben: so gebietet uns doch die Achtung vor der genialen Persönlichkeit, unserer Trauer über die Zerstörung ihres Erbes unzweideutigen Ausdruck zu geben. Dies befiehlt uns auch das Gewissen des Europäers, das durch Betroffenheit noch geschärfte Gewissen eines leidtragenden Europäers. Es ist eine der äußerst seltenen Gelegenheiten, wo die Sittlichkeit ein »aktuelles« Zitat fordert und wo wir jene Einsichten des gealterten Clemenceau einer vergeßlichen Welt in Erinnerung bringen müssen, die auf gestern, heute und leider noch morgen Bezug haben. Ja, es ist eine dringende Aufgabe, nicht nur über seinem Grabe zu sprechen, sondern das Grab gleichsam mitsprechen zu lassen: Was ist denn – fragt sich Clemenceau – diese »germanische Zivilisation«, der monströse Ausbruch eines Machtwillens, der *offen* droht, die verschiedenen Erfolge der Entwicklung zu zerstören, um die unerbittliche

Herrschaft einer Rasse aufzurichten, deren gebieterischer Wille die eigene Waffengewalt an Stelle der Entwicklung aller Nationen setzt? ... Ich nehme mir keineswegs vor, Deutschland den Prozeß zu machen. Ich wünsche nichts so sehr für mein Vaterland wie den Frieden mit Deutschland. Aber für einen Dauerfrieden müssen beide Parteien eine übereinstimmende Rechtsauffassung und die gleiche Fähigkeit zum guten Willen haben. Allzu viele Männer, die in der Öffentlichkeit stehen, haben, geblendet von übermäßiger Selbstüberschätzung, noch nicht die tieferen Probleme einer dauerhaften Pazifizierung erkannt... Ob wir es wollen oder nicht, das internationale Parlament in Genf wird es nicht sein, das über den Frieden der Zukunft entscheiden wird... Die amerikanische Lösung des Schuldungsproblems der Interalliierten kann auf die mißlichste Art die schicksalsentscheidenden Vorgänge der Zukunft beeinflussen... Alle sind sie da, von den Doktrinären Germaniens bis zu seinen Lyrikern, militärisch ausgerichtet, um dem Gewissen der Völker die Parole zu geben... Die Verträge von Locarno bieten lediglich den trügerischen Schein einer Sicherheit: Sie sind Illusionen, geeignet, leichtfertige Gewissen zu mißbrauchen und wachsame einzuschläfern...

Spricht die Stimme aus dem Grabe nicht laut genug? Und spricht sie etwa zu Frankreich allein? Ist nur ein Teil der noch zivilisierten Welt verpflichtet, sie zu hören, und nur ein Teil berechtigt, ihr ein Echo zu geben? Ist diese Stimme nicht die der humanen Menschheit jeder Zunge, jedes Landes? Sind diese Worte aus dem Grabe noch nicht bestätigt genug? Ja, ist es nicht sichtbar der Wille des Verstorbenen, daß man über seinem frischen Grab zwar keine Nachrufe halte, wohl aber über dem längst geschlossenen mit den Gedenkreden nicht aufhören könne? Europa schweigt oder schwätzt, soweit es atmet und lebt, und nur aus vereinzelten Gräbern spricht seine Wahrheit. Es ist im Begriff, ein Friedhof zu werden, weil es seiner Friedhöfe nicht gedenkt, ein Massengrab zu werden, weil es seine Gräber nicht ehrt, in der Furcht zu sterben, weil es die Ehrfurcht nicht kennt. Ein alter Mann, ein strenger Mann, ein siegreicher Mann, ausgestattet mit einem hellsichtigen Haß und wie von der Natur selbst ausersehen, die Güter der Menschheit zu sichern, schreibt Tag um Tag, Nacht für Nacht seine Beichte, die eine Warnung ist, und muß bekennen, daß seine Vorsicht immer noch zu lässig war, seine Schutzmaßnahmen zu gering, sein Mißtrauen im Rausch des Sieges nicht wachsam genug und der

Triumph zu früh war. Und ihn, einen der genialsten Sparer der Worte, dessen Mund keine Silbe sprach ohne Bedeutung, dessen Feder keine Silbe schrieb ohne Ziel und Zweck, hört man nur bequem und fast ungläubig, liest man zerstreut oder überhaupt nicht. Kein Nachlebender ist erschüttert von dem tragischen Bekenntnis eines Mannes, der zeit seines Lebens selbstgerecht war, ein strenger Richter der Lässigen und der eifrigste Waffenschmied, der einzige rastlos spähende Türmer vor dem Anzug des Unheils und dann, nach dessen Ausbruch, der zäheste Bewahrer der Kriegspotenz und der hartnäckigste Ringer um den Sieg; kein Nachlebender steht erschüttert vor der späten Einsicht solch eines Greises, daß er vielleicht an falschen Stellen Sicherheiten angebaut hat und an richtigen keine. Auch er noch, einer der Unfehlbarsten, will zu erkennen geben, daß er Irrtümern und Schwächen erlegen ist! – Und solche Mahnung schlägt man in den Wind.
Deshalb ist jeder berechtigt, an diesem Grabe zu sprechen, der die Stimme des Toten nicht verhallen lassen möchte. Die Stimme spricht nicht nur französisch, sie spricht europäisch, sie spricht menschlich. Man möge ihr folgen.

DIE HERKUNFT

Die Zeit, die dem Werden und Aufstieg Clemenceaus voranging, war dem Außergewöhnlichen keineswegs günstig: Eine Monarchie, die das Bürgertum verhätschelt, weil sie es nämlich repräsentiert und den Namen eines Genies usurpiert, als gälte es, das Schild einer bekannt gewordenen Firma zu übernehmen, muß dem Außergewöhnlichen abhold sein. Gewöhnlich waren sogar die Gegner des Regimes. Kleinbürgerlich waren auch die Verschwörer, mit wenigen Ausnahmen. Erbärmlich waren auch die Mitläufer. Es bedurfte einer äußeren Katastrophe, damit das alte Frankreich wieder den alten Zug seiner Größe bekomme, der Größe, Selbstbestimmung und der Männer. Einer der größten und würdigsten unter ihnen sollte Clemenceau werden.
Es wurde in Mouilleron-en-Pareds am 28. September 1841 geboren. Er entstammt einer alten, kultivierten Familie aus der Vendée.
Er ist ein »fils de famille«: ein stehender Begriff, unter den eine ganz

bestimmte Kategorie von nicht nur gebildeten, sondern auch begüterten Bürgern fällt. Diese Schicht ist in Frankreich nach der Restauration politisch die einzig herrschende. Aus dieser Schicht rekrutieren sich höhere Beamte, Abgeordnete, Senatoren, Minister: die Staatsmänner aller politischen Richtungen. Ihre Mitglieder können wohl politische Gegner sein; als eine soziale Schicht aber und insbesondere als die Repräsentanten eines ganz bestimmten, fest umrissenen, aber keineswegs begrenzten Kulturbildes sind sie eine Einheit. Sogar ihre persönlichen Feindschaften haben noch die charakteristischen Züge von Fehden, manchmal sogar nur von Zwistigkeiten. Aus dieser Schicht stammen übrigens nicht nur die Politiker, sondern auch viele »Repräsentanten des Geistes«, das, was man die »Elite« nennt, eine sehr bürgerlich gebundene Elite allerdings: Schriftsteller, Musiker, Maler, höhere Offiziere mit bemerkenswert ausgeprägten geistigen und musischen Neigungen, Gelehrte und beamtete Gelehrte: die Professoren. Die Angehörigen dieser Schicht sind geradezu automatisch bevorzugt. Sie beherrschen alle jene Zentren, von denen aus die Verteilung der sogenannten gesellschaftlichen Positionen erfolgt. Mit wenigen Ausnahmen haben diese Söhne aus guter Familie in der dritten französischen Republik ein bemerkenswertes hohes geistiges und moralisches Niveau bewiesen. Die Verwandtschafts- und freundschaftlichen Beziehungen zwischen diesen Söhnen aus besseren Familien haben einen sehr natürlichen Protektionismus zur Folge. Der übertreibende innere und äußere Gegner der Dritten Republik nennt diesen Protektionismus mit übertreibender Ungerechtigkeit Korruption.

Der Protektionismus hat allerdings wahrscheinlich auch Mittelmäßigkeiten unverdiente Machtpositionen verschafft. Er maßt sich aber beinahe niemals an, die natürliche Überlegenheit des Genies zu behindern. Wenn die besondere Gunst des Schicksals ein überdurchschnittliches Talent innerhalb der sozial begünstigten Schicht geboren werden läßt, ist ihm jede Voraussetzung gegeben, schöpferisch zu werden.

Clemenceau gehört zu den begünstigten Schöpferischen. Er entstammt einer Familie von Ärzten, Advokaten, Priestern. In der Clemenceauschen Familienbesitzung in Aubray sind die Ahnenbilder zu sehen, die von der alten Kultiviertheit des Geschlechts zeugen. (Es gab, nebenbei gesagt, einen General in der Familie der überzeugten Zivilisten.)

Der Vater, Benjamin Clemenceau, war Arzt. Erbe einer streng republikanischen Tradition, bildet er sich zum kämpferischen Jakobiner

heran. Auf dem Lande in der Vendée sind die politischen Gegnerschaften um jene Zeit zwischen Klerikalen und Freidenkern heftig. Überflüssig zu betonen, daß der Arzt Benjamin Clemenceau ein Freidenker ist. Ärzte in der französischen Provinz sind um jene Zeit gewissermaßen zum Freidenkertum prädestiniert.

DER KLEINE KAISER UND DER JUNGE REBELL

Die Expedition in die Krim (1854/55), der italienische Krieg, die Expedition nach China, die Expedition nach Syrien und schließlich die nach Mexiko überzeugten das Land, daß der Kaiser keineswegs den Frieden bedeute, sondern den gefährlichsten, den geographisch nächsten aller Kriege nämlich ankündige: den Krieg gegen Deutschland. Die republikanische Propaganda findet also wachsenden Widerhall. Je rigoroser sie von dem starken Apparat einer schwächlichen Macht im Lande unterdrückt wird, desto heftiger wird sie in London, Jersey, Brüssel. Von diesen Städten aus werden die in Frankreich noch lebenden, dem Zugriff der kaiserlichen Polizei entronnenen Republikaner ermutigt und ermuntert. (Felix Pyat und Louis Rollin gründen die »Commune« und die »Revolution«.)
Seit den Anfängen der republikanischen Bewegung ist der Vater Clemenceaus einer ihrer leidenschaftlichsten, mutigsten und aktivsten Anhänger. Auch er fällt eines Tages der Polizei in die Hände. Seine Verhaftung zuerst, seine spätere Deportation nach Algerien hierauf haben die instinktive Rebellionsbereitschaft des jugendlichen Sohnes erst *manifest* gemacht. 1906, als Georges Clemenceau Innenminister war, erzählte er seinem Auditorium in Montaigue in der Vendée die Geschichte von der ersten Verhaftung seines Vaters: Die Zusammenkünfte der Revolutionäre fanden in der Buchhandlung Flancon statt. Georges war damals ein auffallend hübscher achtzehnjähriger Jüngling. Er verriet damals, nach den Berichten der Zeitgenossen, ebensoviel Temperament wie Distinktion. An den geheimen Zusammenkünften seines Vaters und dessen Freunde nahm er seit einigen Monaten teil. Eines Tages, Vater und Sohn waren beim Buchhändler, hörte man die Stimme des Polizeikommissärs: »Im Namen des Gesetzes, öffnen

Sie.« – Der Buchhändler öffnete. Draußen auf dem Pflaster schlugen die metallisch hämmernden Gewehrkolben auf. Der Polizeikommissär trat ein. Er hatte einen Haftbefehl von der »Sûreté Générale« gegen Doktor Benjamin Clemenceau. Der Kommissär war verlegen, Clemenceau berichtet es ausdrücklich. Der Kommissär kannte einige der Anwesenden persönlich. Es waren gewiß häßliche Zeiten damals, unter dem schwachen Tyrannen. Man stelle sich nur einen Polizeikommissär von heute mit einem Haftbefehl vor, der vor den Verschwörern verlegen würde! Man stelle sich einen Verhafteten von heute vor, nicht nur in Deutschland etwa, der zum Polizeikommissär das sagen wollte, was damals der Vater Clemenceau zum Beamten sagte: »Sie werden mich nicht lange behalten können! Es wäre ein Eingriff in die persönliche Freiheit, der Ihren Vorgesetzten wie Ihnen wenig Ehre eintragen würde!«

Der Doktor Clemenceau blieb einen Monat im Gefängnis in Untersuchungshaft. Er wurde dann zur Deportation nach Algier verurteilt. Das Volk von Nantes protestierte – freilich hinter einem doppelten Militär-Kordon. Dem Sohn des Verurteilten gelang es allerdings, den Kordon zu durchbrechen. »Ich werde dich zu rächen wissen, Vater!« rief Georges Clemenceau.

»Wenn du mich rächen willst, so arbeite!«

Georges Clemenceau arbeitete. Er studierte Medizin. Gewiß hatte er dieses Studium nicht nur aus Pietät und praktischer Überlegung gewählt. Gewiß besaß er eine angeborene Neigung für die exakte Naturwissenschaft. Später, als aktiver und berühmter Politiker, pflegte er gelegentlich zu seinen Freunden zu sagen: »Schade! Warum habt ihr nicht Medizin studiert?« Von der Medizin her stammt seine eminente Fähigkeit zur politischen Diagnose, zur politischen Prognose. Von der Medizin her stammt sein Wahrheitseifer. Seine historische Unbestechlichkeit hat naturwissenschaftlichen Charakter. Auch seine besondere Art der Ironie ist unter Ärzten nicht selten. Die Kaltblütigkeit, der völlige Mangel an Wehleidigkeit, an falschem Mitleid mit persönlichen Feinden und jenen Frankreichs; auch die sichere Hand, die ficht, das Auge, das unfehlbar zielt, und das geschliffene Wort, das die richtige, die verwundbare Stelle trifft: Man könnte sagen, sie seien medizinisch geschult, durch die Medizin gefördert.

Er wohnt in Paris, in der Rue de l'Estrapade. Er verkehrt in revolutionären Kreisen (intim zum Beispiel mit dem eben aus dem Exil zurück-

gekehrten Arago). Er ist Mitarbeiter radikaler Zeitschriften (wie »Le Travail«). Zola veröffentlicht dort die ersten Verse. Man ist jung. Man hat neben seiner politischen Überzeugung selbstverständlich literarische Interessen, sogar Leidenschaften. Ja, man erklärt diese durch jene. Man sieht in den Manifestationen des bürgerlich-kulturellen Lebens eine Äußerung sorgloser »Saturiertheit«. (Über Sainte-Beuve sagt Clemenceau: »Il avait toujours l'air d'un rat qui ronge un bout de dentelle.«) Die Zeitschrift »Le Travail« hat wenig bürgerliche Leser. Sie wendet sich an die Arbeiter. Es ist der ewige, immer wiederholte, so häufig gebrochene, frischgläubige Elan der Söhne, die aus der gesicherten Schicht ausbrechen, der Gang der verzichtenden »Erben« zu den »Enterbten«. Wie üblich, klebten die revolutionären Redakteure aufrührerische Plakate eigenhändig an die Wände. Man ist jung. Clemenceau erarbeitet eine Aufforderung, eine im wörtlichsten Sinne flammende. Was fordert er? – Nun, selbstverständlich die Entzündung von »Revolutionsfeuern« vor der Bastille. Er wird verurteilt. Er sitzt 73 Tage in Haft in Mazas.
Nach der Freilassung geht er für eine kurze Zeit nach Nantes, kehrt nach Paris zurück und begründet den »Matin«. Er verfertigt und verbreitet, gemeinsam mit seinen Gesinnungsgenossen, verbotene Flugblätter und größere Druckschriften. (Einer seiner späteren Freunde berichtet, daß Clemenceau später, als er Minister des Innern war, Gefallen daran fand, in den konfiszierten Jugenderinnerungen zu stöbern.) Systematiker, der er ist, verbindet er die Vorbereitung auf seinen praktischen Beruf mit seinen literarisch-politischen Bestrebungen. Er beendet sein Studium. 1865 wird er Doktor der Medizin.
Sie sind nicht häufig, die jungen Doktoren in Paris, die, statt an die Begründung einer »Ordination« und an eine zahlungsfähige »Klientel« zu denken, der Wißbegier gehorchen und dem noblen Drang, Fremdes kennenzulernen. Clemenceau wandert: planmäßig, »raisonnable«; über Brüssel, wo er sich aufhält, London, wo er länger bleibt, nach den Vereinigten Staaten. Gewiß führt ihn die Hoffnung, das Land der perfekten Freiheit zu sehen, die »liberté« persönlich; ihn, der damals schon wie später der »homme enchaîné« war; der, hätte er lediglich der Polizei entkommen wollen, auch in Belgien oder in England hätte bleiben können, wie viele seiner Gesinnungsgenossen. Seine amerikanischen Berichte erscheinen im Pariser »Temps«. Die Artikel bringen wenig ein. Clemenceaus Barschaft ist karg. Der Vater schickt unwillig.

Dem braven Arzt in der Provinz erscheint, selbst wenn er ein zweifellos überzeugter und konstitutionell ein Revolutionär ist, ein so unbändiger Wandertrieb nicht durchaus gerechtfertigt. Dem Sohn, der in London Herbert Spencer und Stuart Mill kennengelernt hat, verspricht die Fremde noch viele ungeahnte geistige Abenteuer – politische auch. Man ist jung. Man hat nichts zu verlieren, viel zu lernen. Clemenceau wird französischer Sprachlehrer in einem Mädchenpensionat.

Jung sein, Franzose sein, Lehrer, Sprachlehrer für junge amerikanische Mädchen: Gründlicher kann man das Unausbleibliche nicht heraufbeschwören. Clemenceau verliebt sich in eine seiner Schülerinnen. Er verlobt sich. Auch die Liebe noch gibt ihm Gelegenheit zu rebellieren. Dies ist ihm vorbestimmt. Das latente Rebellentum charakterisiert auch noch das Private. Seine Braut ist die Nichte eines Pastors – eines amerikanischen Pastors. Eine Heirat ist also obligat. Freilich widersetzt sich nun Clemenceau solchem Zwang. Wahrscheinlich aus einem anarchischen Widerstand gegen eine »bürgerliche Institution«. Wahrscheinlich ist es auch Angst um den endgültigen Verlust der persönlichen Freiheit. Man will keinesfalls, man möchte auf keinerlei Art, um keinen Preis ein »homme enchaîné« sein. Man wird vielleicht später einmal heiraten; später, in Frankreich. Inzwischen genießt er die Liebe und die Freiheit. Er fährt nach dem Süden Amerikas. Er studiert die Verhältnisse der Neger, die grausamen Beziehungen der weißen Farmer zu den befreiten Sklaven. Charakteristisch sein Erlebnis in Fernanda (Florida). In der Schankstube der Herberge, wo er eingekehrt ist, lernt er einen Farmer kennen. Beide Männer finden aneinander Gefallen. Sie kommen ins Gespräch. Ein Neger tritt ein, wird im Nu von den Gästen niedergeschlagen. Ein Schuß ertönt. Der Neger ist tot. Die Leute beruhigen sich. Sie trinken heiter aus ihren mächtigen Weinkrügen.

Clemenceau fragt seinen Nachbarn, ob derlei Mordszenen sich oft ereigneten. »So ein paarmal täglich!« erwidert der Farmer sachlich. »Das ist eben die Folge der Sklavenhalterei. Sie hätten unrecht, wenn Sie, da Sie doch Ausländer sind, wie ich annehme, diesem Vorfall zu große Bedeutung beimessen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sage, daß es vor allem zwischen den Weißen und den Schwarzen einen solchen Unterschied gibt wie zwischen einem Schimpansen und einem Maki. Ich will damit sagen, daß es, sofern sie nicht alle Lügner,

Diebe, Säufer oder Gauner sind, aus ökonomischen Gründen notwendig war, die Schwarzen den Weißen zu unterwerfen.«
»Ich verstehe eher *dieses* Argument!« sagte Clemenceau. Nach einem Augenblick erhob sich der Farmer und nannte seinen Namen. Er heiß James Baker und war aus Albany.
Auch Clemenceau nannte Namen und Nationalität.
»Ich verstehe«, sagte der Siedler, »daß Ihre fortschrittliche Überzeugung sich gegen die Sklavenhalterei empören muß.«
»Ich höre zu. Ich studiere. Ich urteile noch nicht«, sagte Clemenceau.
Der Farmer lud ihn auf seine Plantage ein. Sie lag in der Nähe von Fernanda.
Clemenceau fuhr am nächsten Tag hinaus. Die Neger begrüßten ihn mit ihrem »Tam-Tam«.
»Ich habe Ihnen gestern gesagt«, erklärte Baker, »daß ich als Farmer gegen die Emanzipation der Neger bin. Sie wäre der Untergang aller Grundbesitzer.«
»Und als Christ? Wie stellen Sie sich zur Emanzipation?«
»Als Mensch und als Christ finde ich alles sehr menschlich und gerecht, so, wie es jetzt ist, obwohl die Neger alle große Kinder sind, die nichts vom Leben verstehen. Sie ahmen die Dummheiten und die Laster der Weißen nach, niemals unsere guten Eigenschaften. Sie haben bemerkt, wie sie sich, Ihnen zu Ehren, ›zivilisiert‹ angezogen haben?«
»Und, glauben Sie, daß die inferioren Kasten im mittelalterlichen Abendland intelligenter waren als heute die Neger? Das wahre Unglück der schwarzen Rasse ist, daß sie kein eigenes Land besitzt und daß es deswegen keine wirkliche Emanzipation gibt.«
Nach dem Frühstück sagte Baker: »Kommen Sie! Jetzt werde ich Ihnen bald zeigen, was Neger sind. Worüber beklagen sich eigentlich unsere Gegner? Über die Mehrbelastung, die wir den Negern auferlegen? Das ist eine Lüge! Das Tagwerk eines Sklaven ist nicht ermüdender als das eines freien Arbeiters!«
»Befreit den Menschen, sprengt seine Ketten, gebt ihm Gerechtigkeit, dann werdet ihr sehen, was Freiheit ist! Ihr werdet sehen, mit welcher Macht der frei gewordene Menschengeist arbeitet.«
»Die Neger feiern jetzt jeden Abend den Sieg der Nordstaaten und ihre eigene Befreiung«, sagte Baker.
Sie gingen ins Negerdorf. Sie sahen ein seltsames Schauspiel. Männer

und Frauen tanzten verzückt, wild, mystisch-obszöne Tänze. Clemenceau wandte sich nachdenklich zu Baker.
»Nun, was halten Sie davon?« fragte der Farmer.
»Ich denke daran, daß die Sklavenhalterei, und nur die Sklaverei, schuld ist an der Vertierung der Schwarzen. Diese Sitten nehmen bei ihnen die Stelle Gottes ein. Von Priestern werden sie verkündet, wie bei uns im Mittelalter. Würde gibt es nur in der Freiheit! Intelligenz nur in der Freiheit! Erzieht die Neger zu einer bestimmten Aufgabe, und lehrt sie das Leben: Das ist das Programm, das euch alle retten kann!«
Baker antwortete nicht.
»Wird dieser Traum je Wahrheit werden?« fragte sich Clemenceau. »Eine Rasse, die, sich selbst überlassen, in ihrer Geschichte keine Spuren von Zivilisation gelassen hat, kann die sich verändern? – Durch einen Kontakt mit unserer Rasse, und zwar in einem solchen Maß, daß sie alle Zwischenstadien überspringt und daß wir einer gemeinsamen Zukunft entgegengehen? Wird die Leichtfertigkeit der Schwarzen ihnen gestatten, den Wettlauf mit den Weißen aufzunehmen? So viele Fragen, die im voraus zu beantworten gefährlich wäre und deren Lösung die Zukunft verbirgt!« (Mitgeteilt aus »Clemenceau« von Georges Suarez, Les Editions de France 1934.)

DER ABERGLAUBE AN DEN FORTSCHRITT

Wir wissen: bis heute ist noch keine Lösung gefunden. Von uns aus, rückwärts betrachtet, erliegen beide Gesprächspartner, der rohe Farmer und der kultivierte Europäer, dem gleichen Fehler: Sie glauben beide an den Fortschritt. Der Farmer gibt selbst zu, daß seine Meinung über die Behandlung der Schwarzen den Ohren des »fortgeschrittenen« Franzosen ungeheuerlich klingen müsse; dem Franzosen scheint der Fortschritt so gewiß wie etwa der astronomisch zu berechnende Ablauf der Gestirne, wie Sonnen- und Mondfinsternis. Auch für Clemenceau, wie für die meisten dem Aberglauben an den Fortschritt Ergebenen von heute, ist das Mittelalter »finster« und die Tanzsitten der Neger vergleichbar dem religiösen Kult der verhaßten vergangenen

Jahrhunderte. Man kann ein Genie sein, sogar ein prophetisches, wie Clemenceau es später in bezug auf Deutschland und die Deutschen war, und trotzdem den Irrtümern seines Jahrhunderts, ja seines Jahrzehntes verhaftet.

In diesem Jahrhundert nimmt man das Jenseits nicht nur nicht ernst; es schaltet aus, es hat sich selbst ausgeschaltet. Man lehrt »das Leben«. Das Jenseits gibt höchstens Anlaß zu einem Scherzwort à la mode de Voltaire. Die gleiche Skepsis, mit der man dem Menschen begegnet, wird immerhin dem Schöpfer der Welt gegenüber nicht angewandt. Für ihn hat man eine gewisse Rankühne bereit. Eine lässige Rankühne, aus dem Hemdärmel geschüttelt, wie sie gegenüber schwächlichen Feinden angebracht ist, die sich verbergen. Wahrscheinlich verbergen sie sich nur, weil sie sich dem kritischen Geist des Menschen nicht stellen wollen. So furchtsam verbergen sie sich, daß man zweifeln muß, ob sie überhaupt existieren. Wenn dies aber trotzdem der Fall ist, verdienen sie nichts mehr als Ironie. Sollte man ihnen dereinst nach dem Tode begegnen, so wird man Rechenschaft von ihnen fordern. Man wird über den Schöpfer zu Gericht sitzen, ein Ankläger und ein Richter, ausgerüstet mit dem ganzen Kampfmaterial der Enzyklopädie, gestützt auf die Ideale, die man während des irdischen Lebens verfochten hat, basierend auf den philosophischen Elementarbegriffen von der Freiheit des Menschen, seiner Gleichheit, seiner Kraft, sich von Vorurteilen zu befreien, das Mittelalter zu überwinden, aus den Kinderschuhen, die ihm die Religionen anziehen, herauszuwachsen und hinein in die Siebenmeilenstiefel des Wissens, der Bildung, des Fortschritts. Wie kleinmütig wird dann der Schöpfer dastehen? Am Ende stellt es sich heraus, daß er nicht einmal Rousseau gelesen hat.

Aber bis dahin hat man Besseres zu tun, nämlich zu »leben«. Zu leben in jeder Weise; alle Dimensionen des Lebens nach Möglichkeit auszufüllen. Leben heißt: stark sein und die Kraft in Tat umwandeln. Erst wenn man handelt, lebt man. »Man muß wissen, was man will; sobald man etwas will, muß man den Mut haben, es zu sagen; und wenn man es sagt, muß man den Mut haben, es zu tun«, sagt später der alte Clemenceau. *Ausführen* muß man, *zu Ende führen*. Die Überzeugung, daß man es »kann« und daß zum Können nur ein »rechtes Wollen« gehört, entspringt dem konstitutionellen, dem vitalen Optimismus Clemenceaus genauso, wie sein Skeptizismus Intuition zuerst, später der Erfahrung und der Einsicht entstammt. Erfahrung und Einsicht

aber finden sich harmonisch in diesem außerordentlichen Menschen mit der optimistischen, vitalen Konstitution vereint. Seine Philosophie ist die des achtzehnten Jahrhunderts, vielmehr das, was man damals »Philosophie« genannt hat: ein die Grenzen der menschlichen Natur in Kauf nehmendes Streben nach größtmöglicher Besserung der Welt. Clemenceau huldigt darüber hinaus noch dem »Rausch des Lebens«. Es ist der »große Plan«, den er später literarisch gestalten wird, eine Art übertragener Anbetung des heidnischen Gottes, den man gleichsam allein schon aus vitalem Bedürfnis an die Stelle des jüdisch-christlichen Gottes setzt. Diesem ist es nämlich zuzuschreiben, daß die Schwäche eine Tugend geworden ist. Aber auch der edelste aller Schwachen, der Heiland, ist umsonst am Kreuz gestorben. Denn jene, die ihn anbeten und sein Zeichen machen, sind in Wirklichkeit Lügner und Heuchler. »Ich analysiere die Gefühle eines Christen, der stirbt, den Frieden in der Seele. Ich suche nach dem Motiv seiner Handlungen. Was finde ich? Eines der tiefst zu verachtenden Geschäfte zwischen dem Menschen und dem Herrn des Weltalls. Man hat es hundertmal gesagt. Man wird es noch hundertmal wiederholen. Die ganze Lebensführung des Christen ist nur ein Wechsel auf die Ewigkeit. Man erkennt wohl, daß die Söhne Abrahams hier im Spiel waren. Ich werde das Gute tun, sagt der Mensch, aber bar für bar: Ich erwarte ein Entgelt! – Mach's nur, sagt der Schöpfer, denn wenn du dich dagegen wehrst, kommt die ewige Verdammnis über dich. Dies ist der Handel, kompliziert wie alle Tauschgeschäfte, mit tausend Prozedurformen – Dogmen und Riten –, wo der Priester die Rolle einer Art Notar spielt, dem beide Kontrahenten vertrauen.« – Man sieht die kurze, aber recht bequeme, breite Straße, die vom Weltverbesserer zum Ordnungszerstörer führt und vom Kettensprenger zum Altarstürmer. Lebte er heute, er, Clemenceau und seine Vorläufer und seine Mitkämpfer, sie wären gewiß erstaunt über die Kumpanen, die mit den Argumenten, ererbt vom jakobinischen Idealismus, gegen den Schöpfer und die Söhne Abrahams kämpfen. Man lese den folgenden Text – eine der zahlreichen Clemenceauschen Thesen über das Leben und die Lebensfreude, die in einen strikten Gegensatz gebracht wird zur Demut und Gläubigkeit:

»Das Hochgefühl des Lebens ist unmeßbar; es behagt uns, unbedeutenden Fragmenten, in Beziehung zur Unendlichkeit der Erscheinungen zu treten; der Irrwahn erfaßt uns, daß wir von den Kräften des

Alls Rechenschaft fordern sollen, die keine anderen Gründe dazusein haben als eben dazusein. Wir maßen uns das Recht zum Pessimismus oder zum Optimismus an, je nachdem wir das Weltall als für unsere Ziele geschaffen betrachten oder nicht! Als ob unsere Lebensgefühle, veränderlich im Verlauf von Stunden, bald gute und bald schlechte, in einem Soll und Haben zusammengefaßt werden könnten! ... Man muß sich dem Gesetz (dem blinden Gesetz der Natur, meint Clemenceau) unterwerfen: Dies ist die letzte Erkenntnis von der Freiheit des menschlichen Willens. Selbst die Götter des Olymps unterstanden dem Gebot der Fatalität.«

Clemenceaus Großvater mütterlicherseits hatte einmal gesagt: Er wäre stolz darauf, wenn sein Enkel Georges dereinst eine schöne Rede in der Kammer halten würde. Noch ist Clemenceau nicht Deputierter, und er bringt von Amerika aus mehr zustande als nur eine schöne Rede im Parlament. Er will einen tödlichen Schlag gegen Napoleon führen. Er erreicht unter Berufung auf die Monroe-Doktrin, daß die französischen Truppen, die den Kaiser Maximilian zu schützen und zu unterstützen nach Mexiko gesandt waren, in die Heimat zurückgeschickt werden. Das Prestige des Kaisers ist in der Tat erschüttert, als der Marschall Bazaine aus Mexiko abzieht. Die Katastrophe Maximilians macht die Stellung Napoleons fast unhaltbar. Mittelbar trägt sie den Kaiser in das tragische Abenteuer des deutsch-französischen Krieges.

Als wäre Clemenceau mit jedem Zug auch seines privaten Lebens dem großen Willen der Geschichte untertan, verlegt er seine Heimkehr in das entscheidende Jahr 1870. Er etabliert sich als praktischer Arzt im Quartier Montmartre. Er beginnt eine bürgerliche Existenz. Er heiratet. Er lebt bescheiden.

Das Unglück Frankreichs bereitet sich vor. Am Unglück seines Landes noch wächst er. Jetzt kann er sein Versprechen halten: Er wird seinen Vater rächen. Die Zeit naht, in der er anfangen wird, auch sein Vaterland zu rächen. Der Krieg ist ausgebrochen und die Niederlage fast gewiß.

Der Krieg erzeugt nur eine kurze anhaltende Spannung im Lande. In den ersten Wochen schon, in denen man noch hoffen darf, schwebt schon der Schatten der Katastrophe über Paris. Die Belagerung bereitet die Stadt auf den Einzug der Preußen vor. Und die politisch Verantwortlichen, die gewöhnlich von ihren eigenen Niederlagen so

überrascht werden, daß sie dem Sieg des Feindes noch zuvorkommen, denken schon an die Preisgabe Elsaß-Lothringen.

In dieser Zeit organisiert Clemenceau den öffentlichen Unterricht in seinem Arrondissement. Er kümmert sich um die Ausrüstung und Verpflegung der Nationalgarden und um die Gesundheit seiner Patienten. Er ist, man weiß es, eines der hervorragendsten Mitglieder der Commune. Bei den Wahlen für die Kammer, die in Bordeaux tagen wird, erhält er 96 000 Stimmen. In der Kammer gehört er der republikanischen Minderheit an. Hundertundsieben Deputierte verweigern ihre Zustimmung zur Ratifizierung des Friedensvertrages. Unter ihnen sind: Hugo, Carnot, Clemenceau. Diese Gruppe protestiert gegen die Abtretung Elsaß-Lothringens und verteidigt die Selbstverwaltungsrechte der Stadt Paris.

Clemenceau legt sein Mandat nieder und kehrt nach Paris zurück, in die Mairie seines Arrondissements. Es ist durch die Kapitulation demoralisiert. Er hat hier manches wiederaufzurichten.

Über die Auslieferung eines Teils der Pariser Geschütze an den Feind macht er vermittelnde, maßvolle Vorschläge. Er wünscht, daß die Kanonen auf Grund friedlicher Verhandlungen übergeben werden. Aber die Preußen warten die Verhandlungen erst gar nicht ab. Über die Kanonen verhandeln einfach die französischen und deutschen Truppen untereinander. Damals werden die Generäle Thomas und Lecomte getötet. Gegen Clemenceau wird Haftbefehl erlassen. Er flieht und verbirgt sich. Den Einzug der Preußen in Paris erlebt er nicht unmittelbar.

Im Juli 1871 wird er als Vertreter des Montmartre in den Pariser Stadtrat gewählt. Vier Jahre bleibt er im Rathaus als Abgeordneter. Er wird Vizepräsident, schließlich Präsident. Im Jahre 1876 wird er wiedergewählt.

Er unterhält Beziehungen zu Gambetta, den er schon lange kennt. Es sind lockere Beziehungen, obwohl Clemenceau dem von Gambetta geführten radikalen republikanischen »Komitee der Achtzehn« angehört. Er schätzt den Schwätzer nicht, er braucht ihn. Schon am 5. Oktober 1858 hat er über Gambetta an seinen Freund Ranc folgendes geschrieben:

La Roche-sur-Yon, 5. Oktober 1858

Mein lieber Ranc,
ich habe bei Ihrem Freund Leon Gambetta im Quartier Latin gefrühstückt. Wir sympathisieren wenig, aber da ich Ihre Freundschaft für ihn kenne, schreibe ich Ihnen.
Lafontrement saß mit uns und schlürfte die Worte dieses Südländers. Ein Mann mit energischen, entschlossenen Gesichtszügen, schwarzen Haaren und schweren, ungraziösen Schritten. Ein Lächeln auf den Lippen, drückte er jedem die Hand und begann sogleich mit sehr lauter Stimme, die keinen Widerspruch duldete, eine Diskussion über die französische Revolution.
Bei der Suppe eroberte er die Bastille, stimmte er für den Tod des Königs; der Hasenbraten kommt, indessen pazifiziert Gambetta meine Vendée. Man bringt den Braten, er rührt ihn nicht an; aber er redet ununterbrochen, verjagt die Fremden und rettet Frankreich. Beim Salat hat er die Revolution von 1830 beendet und beim Käse jene von 48. Aber sowie die dicke Kellnerin, die dunkle Coelia, ihm die Speisen bringt, essen ihm seine Freunde, Dusolin und Deluns-Montaud, die ihn nicht verlassen und ihm zuhören, ohne falsches Schamgefühl das Menü weg und ohne daß er es bemerkt.
Endlich bestellt er einen Apfelstrudel, den er sehr schmackhaft findet, und ist überrascht, daß er trotz allem noch hungrig ist. In der Tat, er glaubt, er hätte bereits gefrühstückt. »Es ist merkwürdig«, sagt er, »dieser Apfelstrudel ist viel weniger nahrhaft als der von Benedetta.«

Auf Wiedersehn, mein Freund,
Georges Clemenceau

(Mitgeteilt von Georges Suarez, »Clemenceau«, Editions de France 1934.)
In diesem Brief ist der ganze Gambetta; nur ein Stückchen Clemenceau.
Gambetta, der später eine gewisse Annäherung an Deutschland vollzieht, bleibt freilich nicht mehr auch nur in noch so lockerer Beziehung zu Clemenceau. Mehr als Louis Blanc, Ledrun-Rollin, Schoelcher und die anderen Radikalen bekämpft Clemenceau die spärlichen und stumpfen Reaktionen der französischen Politiker (und der europäischen) gegen die preußische Habgier. Die Preußen haben Schlesien geraubt, Polen aufgeteilt; Österreich hat Sadowa vergessen; Italien

weiß noch nicht, daß die Deutschen auf Triest spekulieren; der Zar weiß nicht, daß Preußen das Baltikum haben will. Das ewige Preußen! Wer sieht nicht die Parallele? Aber wo ist Clemenceau? – Wir zählen 1939.

Der Clemenceau der neunziger Jahre weiß wohl, daß Preußen Elsaß-Lothringen nicht genügen würde. Preußen will das demokratische Frankreich isolieren und vernichten. Bismarck ermunterte Frankreich, Kolonialexpeditionen zu unternehmen, die bewaffnete Macht in fernen Erdteilen zu zerstreuen. Clemenceau weigert sich, die Notwendigkeit kolonialer Ausbreitung anzuerkennen. So sehr beschäftigt ihn die Gefräßigkeit des Nachbarn, so sehr haßt er die Deutschen, so sehr zittert er vor Ungeduld, Frankreich zu rächen, daß er koloniale Ruhmestaten nicht anerkennt (er wird später bekennen, daß er sich geirrt hat), daß er sich Gegner und sogar Feinde unter Verbündeten schafft, unter denen zumindest, die seine Verbündeten hätten sein müssen.

In jene Zeit fällt die Finanzierung der Zeitschrift Clemenceaus »Justice« durch den bekannten Bankier Cornelius Herz, der in den Panamaskandal verwickelt wird. Die Gegner Clemenceaus beschuldigen ihn, in seiner Zeitschrift die dunklen Transaktionen unterstützt und für englische Interessen gearbeitet zu haben. Clemenceau verklagt seine Verleumder. Sie werden verurteilt. Aber er selbst muß den Parlamentssitz aufgeben.

Er setzt sich an den soliden, alten, von Papieren überhäuften und tintebekleckten Tisch in der Redaktion. Er schreibt politische Artikel. Er schreibt über soziale Fragen, über Literatur, Kunst, gesellschaftliche Ereignisse. Er beginnt, an zahlreichen französischen und ausländischen Zeitungen mitzuarbeiten. Er schreibt ein paar Novellen, Geschichten aus dem Leben der Juden, unter dem Titel »Am Fuße des Sinai«, in denen er sein unmittelbares Causeurtalent verrät und eine schamhafte Güte hinter Ironie zu verbergen sucht; ferner: »Gestalten aus der Vendée«, ebenfalls ein Novellenband. Sein Einakter: »Der Schleier des Glücks« wurde 1901 in der »Renaissance« aufgeführt.

Dennoch ist er kein »geborener« Schriftsteller. Er ist ein Redner, der schreibt. Ein Redner, der ausgezeichnet schreibt. Man lese ein paar Worte aus seinem »Großen Pan«:

»Pan befehligt uns. Man muß handeln. Handlung ist Prinzip, Handlung ist Mittel, Handlung ist Ziel... das uninteressierte Handeln ist wichtiger als die kindischen Ruhmseligkeiten, als die Belohnungen, die

Unsterblichkeitsräume versprechen, als die Hoffnungslosigkeit nach verlorenen Schlachten und vor dem unvermeidlichen Tod; das Handeln für die Evolution des Idealen: einzige Kraft und vollkommene Tugend...«
Ein Redner, der ausgezeichnet schreibt: Man lauscht ihm, während man ihn liest.
Sein Stil ist ein einheitlicher und unveränderlicher, von der ersten bis zur letzten Zeile seiner Schriften, von der ersten bis zur letzten Rede, vom ersten bis zum letzten Brief, von der ersten bis zur letzten seiner Wendungen, die in Tausenden von Anekdoten, echten und nur wahrscheinlichen, weiterleben. Zwischen dem Redner und dem Schriftsteller ist kein Unterschied. Er selbst hat von sich gesagt, er könne »nur in aufrechter Stellung« arbeiten. Seine Beziehung zur Tribüne scheint primär gewesen zu sein. Am Tisch, vor dem leeren Blatt Papier, fühlt er sich gehemmt – behauptet er selbst. Aber fast alle Zeugen, die ihn öffentlich reden gehört haben, sagen aus, daß er vorsichtig zu formulieren pflegte und daß ihm die »Rede keineswegs von den Lippen floß«. Er gestaltete aus dem Stegreif. Er suchte sichtbar nach der vollkommenen Formulierung. Er überzeugte durch das Argument und nicht durch seinen Elan. Vielmehr: er stellte seinen Elan in den Dienst des Arguments. Seltene Ornamente haben höchstens den Zweck, eine Pause auszufüllen zwischen einem Hieb und einem Stich. Ein souveränes Hirn zügelt den Reichtum der Assoziationen. Eine skrupulöse Selbstkritik unterdrückt das überflüssige »bon mot«, selbst dort, wo es in durchaus legitimer Weise die Argumentation unterstützen könnte. Dem »Einfall« wird nur der ihm gebührende Platz innerhalb der privaten Auseinandersetzung zugewiesen. Aber auch in der privaten Unterhaltung findet sich kein überflüssiges Wort, trotz der zahlreichen unbedachten Urteile. Und trotz der wohlbedachten öffentlichen Rede ist andererseits die Spontaneität keineswegs von der Überlegung unterdrückt. Denn auch der plötzliche Gedanke stammt aus dem satten Reservoir von Betrachtungen, Erfahrungen, Überzeugungen, aus einer fertigen, unerschütterlichen »Weltanschauung«. Unmöglich ist hier ein abstrakter Ausdruck, ohne daß er eingebaut wäre in eine konkrete Wendung. Beheimatet im Diesseits, so, wie er ist und ohne Zweifel bleiben muß, bleibt der Geist Clemenceaus auch der Unzulänglichkeit des Irdischen verbunden, und strebend nach den vollkommenen Idealen, weiß der Erfahrene doch, daß es unerreichbar sei. Das Streben

nach Vollendung ist allein schon Verdienst. Auch die irdische Unzulänglichkeit ist bejahenswert und wunderbar, verglichen mit einer niemals zu realisierenden Vollkommenheit, die Schwärmer träumen und Fanatiker predigen. Innerhalb des Irdischen gibt es Unerklärliches genug, so viel jedenfalls, daß man staunen, verehren, Demut bezeugen kann, ohne des Glaubens an eine »andere Welt« und an »höhere Mächte« zu bedürfen. Wenn Gott überhaupt vorhanden ist, so freilich an der Peripherie unseres Lebens, hinter der er sich ja freiwillig aufhält. Man beschäftigt sich mit Gott nur aus Zeitvertreib höchstens. Wenn keine anderen sittlichen Maßstäbe zur Verfügung stehen als die in der menschlichen Gesellschaft üblichen, kann man von Gott mit Recht enttäuscht sein. Wenn Gott die Welt wirklich geschaffen hat, so ist die Schöpfung mißlungen. Und wie könnte ein Wesen vollkommen sein, dem das Werk so jämmerlich mißlingt? Sobald Gott sich gleichsam stillschweigend mit der Gebrechlichkeit des Menschen einverstanden erklärt und keinerlei Anstalten macht, ihn zu korrigieren, muß der Mensch selbst sich bemühen, nach Möglichkeit besser zu werden. Zu den erfolgreichsten Mitteln dieser Besserung gehört die »Bildung«, das »Wissen«. Je mehr Bildung, desto weniger Grausamkeit, Roheit, Schlechtigkeit. In sechs Generationen, in zwanzig, werden die Menschen zwar noch immer unvollkommen sein, aber sie können – vorausgesetzt, daß keine Rückfälle erfolgen – zumindest erträglich werden. Verbrechen gar kann man zweifellos auf ein Minimum reduzieren.

VOM »PLAN« BIS ZUR »AFFÄRE«

Clemenceaus Gegner, die Sozialisten, Monarchisten, Klerikalen, haben ihn aus dem Parlament vertrieben. Sie hören nicht mehr seine gesprochenen Angriffe. Er hat eine neue Art gefunden, sie aus ihrer Ruhe aufzuscheuchen, die sie sich erkauft zu haben glauben, als sie ihn aus der Kammer vertrieben. Er hat den General Boulanger nicht vergessen, den er gerade noch Zeit gehabt hatte zu stürzen (obwohl er sich ihm früher genähert hatte; damals hatte er im General den kommenden Feldherrn des nahenden Revanchekrieges gesehen, 1887, als ein Grenzzwischenfall im Elsaß eine neuerliche Auseinandersetzung mit

Deutschland unvermeidlich erscheinen ließ). Er hat seinen alten Feind Déroulède nicht vergessen, auch nicht Jules Ferry, den er 1883 ebenfalls gestürzt hatte. Er hat auch Preußen und besonders Bismarck nicht vergessen. Dieser denkt mit begründeter Angst an ihn – Clemenceau weiß es – seit jenem Tage, an dem er zu Bülow gesagt hatte: *»Herr Clemenceau hat ja da neulich schöne Sachen vorgebracht; den Mann muß man im Auge behalten!«* Clemenceau hat niemanden vergessen. Seine Verzweiflung hat kaum ein paar Wochen gedauert. Aus der kleinen Redaktion in der Rue Chauchat gehen die gedruckten Fanfarenstöße über das französische Land und in die europäische Welt. Indessen bereitet sich der aktive Politiker die philosophische Basis seiner politischen Aktivität. Er legt sein entscheidendes Glaubensbekenntnis in dem hier schon oft genannten, weil vorzüglich charakteristischen »Pan« ab.

Der Fortschrittsgläubiger offenbart sich keineswegs als ein billiger »Aufgeklärter«. Der Mann, der in der Religion, und insbesondere in der katholischen, teils die humanisierten Expressionen eines atavistischen Barbarentums sieht, teils die bewußt von den »Stützen der bürgerlichen Gesellschaft« der »herrschenden Klasse« anerkannte verbündete Macht; der Clemenceau, der in den exzentrischen und lasziven Kulttänzen der Neger nichts anderes sehen konnte als Rituale, die jenen des christlichen Mittelalters verwandt wären; der Clemenceau, der im kirchlich gestalteten Christentum eines der Machtmittel der Mächtigen erkannt haben wollte; den lediglich ein dem Genie eingeborener nobler Instinkt daran hinderte, die banalen Argumente des Jahrhunderts gegen die religiösen Formen in der Praxis zu realisieren; der Clemenceau, der, in dieser Hinsicht mit den »Aufgeklärten« einig, Jesus Christus zum Zeugen anrief gegen die Diener der Kirche; der Clemenceau, der sich Gott nur denken kann, wenn er ihn anthropomorphisiert, und der also Gott genau so einschätzt, als wäre der Ewige gleichsam nach dem Ebenbild Clemenceaus geschaffen; der Leugner, der dennoch ein zu reich instrumentiertes Geschöpf ist, um in der flachen Öde der Gottlosigkeit atmen und klingen zu können: flüchtet sich zum großen Pan, *in* den großen Pan. Pan lebt in den Wäldern, auf den Hügeln der heimatlichen Landschaft, im Elternhaus, in den Träumen und Abenteuern des Knaben und des Jünglings, in der technischen Zivilisation der großen Städte, in den politischen Spannungen und Leidenschaften, im Krieg, im Haß, in der Liebe, in der Rache, er

manifestiert sich im Duell und im Krieg, an den Grenzen der Staaten, in den Fabriken, in der Redaktion, in der leidenschaftlichen Feder, die hurtig, wütend, fordernd, tötend, forschend, klärend und erklärend über die weißen Blätter läuft, in den Setzereien, im Blei der Buchstaben, die der Gedanke fügt zu Wort und Satz, im Terpentingeruch der Druckerei und der frisch erschienenen Zeitung, in der Redaktionsstube noch und im echo-bereiten Innern des gebannten Lesers ebenfalls. Pan ist ein hymnischer Gott, nicht unsichtbar wie jener, den man nicht begreifen kann, sondern greifbar, überall vorhanden, treibende, frohlockende Kraft, Sieg, Rausch, Verwandlung des Untergangs in ein neu Erstehendes, Werdendes, schon wieder aufblühend im allzufrüh Verwelkenden, ein Gott für gesunde Streiter, dem Sinnlichen Verhaftete und dem *begreifbar* Idealen Entgegenstrebende; dem Sittlichen, dem Harmonischen, dem Schönen, der Freiheit des Individuums, der Gerechtigkeit, der »justice«, der Mutter der »liberté«. Justitia fundamentum mundi. Justitia mater libertatis. Libertas hominum dignitas.

»La joie de vivre«, die Freude, leben zu dürfen, mehr als nur »Lebensfreude«, die kein paisibler Genuß ist, sondern eine Dynamik, eine Kraft, die neue Kraft gebiert; diese »joie« ist der einzige wirkliche begreifliche Gottesdienst. Pan ist der einzige Gott, der keine Opfer verlangt. Er lebt und läßt leben. Er jubelt und läßt jubeln. Einmalig ist das Leben, aber nichts von dem, was einmal lebendig gewesen ist, kann verlorengehen. Es bleibt im Weltall. Wie kommt man dazu, noch Wunderbares zu fordern und zu glauben? Das Natürliche allein ist wunderbar. Übernatürliche Wunder erwarten nur Toren und Verführte, Narren und Priester. (Aber auch die Priester lügen, genauso wie die Reichen ihrer Gemeinde.) »Fürwahr, die armselige Phantasie der Gläubigen bekümmert mich und entmutigt mich.« Denn verglichen mit den Wundern des Alltags, sind die verkündeten Wunder aller Religionsstifter, aller Propheten krankhafte Phantasmagorien.
Ist deshalb etwa die Welt – und so, wie sie eigentlich sein sollte, wenn nur nicht soviel Heuchelei, Lüge, Torheit, Haß, Gläubigkeit, Religion, Kirchen in ihr wäre, zu bejahen; so aber, wie sie jetzt ist, mit Reich und Arm, Lüge und Wahrheit, List und Ehrlichkeit, Stark und Schwach, zu verneinen? Gehört nicht auch der Reiche, der Mächtige, der Tyrann, der Lügner, der Ausbeuter zu den Geschöpfen des Universums, das ja, wie man weiß, grausam ist? »Der gesunde Mensch«,

sagt Clemenceau, »akzeptiert die Welt mit allen ihren Existenzbedingungen...« Man lehne sich nicht gegen die Welt auf! Man konzentriere alle seine Energie darauf zu handeln und mache dadurch das Leben besser und schöner. Man »handle«! Einziges Rezept, das uns ein Mensch von Genie zu geben weiß. Es erinnert an die Allheilmittel jener Sekten, die Knoblauchessen empfehlen, Wandern, Nacktsein, Wassertreten, Atemgymnastik; alles »an sich«. Kein Zweifel: Agiere und es wird besser! Auf Grausamkeit ist die Welt gegründet. Aber sie verlangt doch, gerecht gemacht zu werden. Das Lamm fürchtet den Tiger, das Schwache fürchtet das Starke. Aber man kann den Tiger bekehren, das Starke »zivilisieren«. Er ist ein Widerspruch – mit Händen zu greifen. Wenn man die Sünde und den Trieb, die »Kraft«, die »Dynamik«, die »Tat« akzeptiert, wodurch will man sie denn zügeln? Dynamik durch Dynamik? Kraft durch Kraft? Den Menschen durch den Menschen? – Ein einziger Schritt noch... und es empfiehlt sich schon, den *»Übermenschen«* zu züchten. Wer sieht da nicht den »Diktator« aus den »Urtiefen der Natur« emporsteigen?!...
Wer ihn nicht sieht? – Der geniale Jakobiner eben. Er will nicht wissen, daß die Welt von Anfang an auf Gerechtigkeit gegründet ist. Er weiß nicht, oder er will es nicht zur Kenntnis nehmen, daß die Zehn Gebote, die auch die gerechten unter seinen eigenen Ansprüchen legitimieren, auf Stein geschrieben sind, voneinander unlösbar. Kein Gebot von allen zehn kann ohne die anderen neun gültig sein. Es ist kein Papierblock mit losen Blättern zum Herausreißen, und die Gebote sind keine Notizen. Wer sich die Freiheit nimmt, ein Ebenbild neben dem Schöpfer zu verehren, der wird auch seinen Nächsten töten, und wer nach dem Weibe seines Bruders begehrt, kann auch dessen Ochsen und Rinder stehlen. Wer nicht einsieht, daß der Mensch geboren ist, das Böse *zu überwinden, um es zu büßen*, kann es nicht abschaffen durch die *»Tat«*. Wer nicht weiß, daß das Gute nicht angestrebt wird, damit es »schöner« auf Erden werde, sondern damit die Vollendung auch nur *vorbereitet* werde, der ist nicht berufen, den Menschen zu »bessern«. Selbst einem Ungläubigen, der nur imstande ist, die *Unvollkommenheit der Welt* zuzugeben, müßte ein Lohn im Jenseits immer noch plausibler erscheinen als ein Lohn auf Erden –– wollte der Ungläubige nur konsequent seine Skepsis bis zu Ende denken. Aber das Fatale der Aufklärer ist ihre Inkonsequenz. Daß zum Beispiel ein Laplace kein Mörder sein kann, scheint ihnen außer Zweifel. Die Einsicht

des Skeptikers hält erstarrt und gelähmt vor dem Dogma der Wissenschaft inne und vor der Vollkommenheit ihrer Priester. Hier hört sogar die Allmacht des großen Pan auf...
Aber der alte Gott der Verkündungen, der Offenbarungen und der »übernatürlichen Wunder« ist gnädig und großmütig -- und auch seine Spötter erhebt er noch zu seinen Werkzeugen.

DAS WERKZEUG DER GERECHTIGKEIT

Eine Katastrophe ist im Dezember 1894 ausgebrochen. Eine Katastrophe, in ihrer fast allzu deutlichen Symbolik wie eigens dazu geschaffen, ein Exempel zu werden für kommende Zeiten, allen verständlich: *die Affäre Dreyfus*, die Tragödie der Gerechtigkeit. Sinnhaft ist hier die Tatsache, daß der flammende Streiter für Gerechtigkeit, Clemenceau, gladius justitiae, Monate und Jahre im Dienste der Willkür steht und die Ungerechtigkeit verficht, auf der Seite der Ankläger und der »Staatsraison«. So stark ist die atmosphärische Gewalt des Verleumderischen, sobald es die Interessen der Nation vorschützt, daß die Klarsichtigkeit des Klugen getrübt wird von der Bangnis des Patrioten. Wie? Ein Mitglied der französischen Armee, die von der Gerechtigkeit selbst dazu bestimmt ist, dem preußischen Barbaren die Beute wieder abzuringen, eines Tages (und dieser Tag ist nahe), liefert am Vorabend dem Feind – und just diesem – die Waffen aus? – Der zum exakten Prüfen Geborene wird flugs ein Verurteiler. Freunde, weniger geeignet als er, sine ira et studio zu prüfen, machen ihn erst auf seinen Irrtum aufmerksam. Zum erstenmal erfährt er, daß nicht einmal er unfehlbar ist. Zweifellos beschämt ihn sein Irrtum. Dem Starken ist nur *eine* Form der Buße möglich: die leidenschaftliche Kriegserklärung an den Irrtum und an die Erzeuger dieses Irrtums. Der hinters Licht geführte Gerechte nimmt doppelte Rache: für sich selbst und für die geschändete Gerechtigkeit.
Die handelnden Personen der Tragödie sind nebensächlich. Sie sind medioker, subaltern oder von käuflicher Niedrigkeit. Die Aufrechten und Edlen sind nur durch diese ihre Tugenden bedeutend. Die einzige Persönlichkeit im Drama ist die von Richtern verurteilte und geschän-

dete *Gerechtigkeit.* Man hat das Fundament der Welt angegriffen. Die sinnliche Namensymbolik der Clemenceauschen *»Aurore«* wird geradezu eklatant, als Zolas: *»Ich klage an!«* auf ihrer ersten Seite erscheint. Der Redner Clemenceau, der ein Schriftsteller geworden ist, macht Platz dem Schriftsteller Zola, der ein Redner wird. Diese Begegnung hat klassische Größe und Shakespeareschen Atem. Sie hat auch eine schöpferisch-verwandelnde Kraft: Die Edelmütigen werden adelig und die käuflichen Knechte Schurken...

Die Peripetien der Affäre und ihr Ausgang sind aller Welt bekannt. Der Triumph der Gerechtigkeit ist vollkommen und zugleich die Revanche Frankreichs, die moralische, die vor der materiellen erfolgt und diese eigentlich vorbereitet. In Clemenceau verschwistern sich also, bis zur Identität, Liebe zur Gerechtigkeit und Liebe zu Frankreich. Man kann sagen: Der französische Patriotismus hat die Weihen bekommen. Uns, denen im Rahmen dieser Betrachtung die Affäre nur insofern nahe ist, als sie die Persönlichkeit Clemenceaus entwickelt, deutet und beleuchtet, bleibt noch übrig festzustellen, daß hier zum erstenmal eine Art persönliches tragisches Verhältnis des Gerechten zum Gott der Gerechtigkeit sichtbar wird. Clemenceau hadert mit Gott, und wenn er auch an Ihm verzweifeln wird, wie bis jetzt nur an den Menschen, so wird er Ihn doch zumindest *angerufen* haben. Die anthropomorphisierende Gottvorstellung ist freilich nicht imstande, vor der stummen Unsichtbarkeit der Allgewalt einen Schrei der Empörung zu unterdrücken. Gott ist ja, in den Augen Clemenceaus, nichts anderes als eine Art übernatürlicher Clemenceau, und Er ist ungerührt geblieben. Dennoch hat man hier den Versuch gemacht, Ihn zu erreichen. Wahrscheinlich war man Sein Werkzeug. Werkzeuge brauchen nicht immer die Hand zu kennen, die sie führt.

Im Januar 1905 wird Rouvier Ministerpräsident. Clemenceau charakterisiert das neue Kabinett folgendermaßen: »Das ist kein Ministerium, es ist ein Verwaltungsrat.« Delcassé ist Minister des Äußeren. Er sucht Annäherung an England und mißtraut Deutschland. Clemenceau ist ohne Einschränkung seit Jahren für diese Politik. In jene Zeit fällt der plötzliche und die Welt erschreckende Besuch Wilhelms II. in Tanger. Es scheint, daß man kaum einen Monat vom Krieg entfernt ist. (Clemenceau stürzt dennoch, gegen seine eigene Überzeugung, Delcassé. Was die menschliche Schwäche des genialen Politikers offenbart: Er

kann seine politische Gesinnungsgemeinschaft mit einem persönlichen Gegner nicht aufrechterhalten. Delcassé hat einmal einen Diplomaten *trotz der Fürsprache Clemenceaus* nicht wieder in den Dienst aufnehmen wollen.) Sarrien wird Ministerpräsident, Clemenceau Innenminister. Unruhen brechen aus: in einer Kohlenmine in Pas-de-Calais streiken 32 000 Arbeiter. Es kommt zu Gewaltakten zwischen Arbeitern und Gendarmen. Der Streik entwickelt sich zu einer Meuterei, Militär greift ein. Ein junger Offizier wird erschlagen. Es gibt verwundete Soldaten. Clemenceau, der selbst in das Kohlenrevier fährt, in der Hoffnung, daß seine Anwesenheit die Erregten beschwichtigen könnte, richtet eher in den ersten Stunden das Gegenteil aus. Er beweist bedeutenden persönlichen Mut und überzeugende Beharrlichkeit. Schließlich gelingt es ihm, die Delegierten der Unternehmer und der Arbeiter zusammenzubringen. Aber nur eine einzige Unternehmung schließt ein Übereinkommen mit den Arbeitern.

Die Streikwelle verebbt zwar, aber Jaurès greift Clemenceau unerbittlich in der Kammer an. Dennoch erhält die Regierung das Vertrauensvotum. Die Neugruppierung der Parteien in der Kammer erfordert trotzdem eine neue Zusammensetzung des Ministeriums. Clemenceau wird Ministerpräsident.

Er trägt ein Stigma seit den blutigen Streiks. Er erfährt zum erstenmal die tragische Konsequenz einer Stellung zwischen Gesinnung und Pflicht, Gefühl und Macht. Wie stark muß ihn, den fanatischen Kämpfer für soziale Gerechtigkeit, der offene Brief eines Anklägers getroffen haben. Wir zitieren ihn im folgenden:

Offener Brief an Clemenceau

Jawohl, Herr Minister, ja, Sie haben schlecht gehandelt, denn jene, die man getötet hat, waren gute Franzosen. Es waren Arbeiter, aufgebracht durch das Elend. Wenn der Hunger sie plagt, kann man wohl in Zorn geraten. Wenn man Kinder hat, die rufen: »Vater, ich habe Hunger«, hat ein Vater wohl das Recht, Brot zu verlangen. Und Sie haben sich über das unglückliche Volk lustig gemacht. Hinter Ihren Gewehren, indem sie »Feuer« kommandierten, riefen Sie: »Füsiliert die Kanaillen.« Das nennt man ein Verbrechen und nicht eine Schlacht. Und Sie haben Ihre Vergangenheit beschmutzt, durch Tropfen Blutes, die man nicht auslöschen kann. Sie haben Soldaten in Kosaken verwandelt. Sie sind ein Schlächter von Rang geworden. Über Leichen steigen

Sie, um an der Macht zu bleiben. Nichts anderes wissen Sie als zuschlagen, und voraussehen können Sie nicht. Niemals seit dreißig Jahren, niemals war ein Minister so schlecht wie Sie, und es gab keinen, der so grausam gewesen wäre. Man muß sich fragen, ob Sie nicht wahnsinnig sind. Denn Ihre größten Kanonen sind für Sie lediglich Spielzeuge. Denn es war vorbereitet. Alles war von vornherein abgemacht: Der Verbandstoff war vorbereitet, die Tragbahren, die Ambulanzen. Sie hätten auch diesen makabren Anblick noch ganz gut vollkommener machen können. Man hat Schädel gespalten und Gehirne zermalmt. Man hat überall grausam mit Säbeln dreingehaut, bis hinunter in die Keller. Einer Ihrer Offiziere hat Louvet erdrosselt, der im Begriffe war, zur Arbeit zurückzukehren. Um auf ein derartiges Verbrechen zu stoßen, auf eine derartige Schande: oh, sagen Sie's selbst: In welche Zeiten muß man da zurücksteigen? Ich beklage Sie, Herr, daß Sie die Schmach tragen müssen. Niemals werden Sie Ihr Haupt erheben können! Sie werden zitternd einhergehen, mit bleichen, verkniffenen Lippen. Sie, der Sie einst so schöne Probleme behandelt haben! Denn Sie waren ein Sozialist und sogar ein Fahnenträger. Sie waren die Gerechtigkeit -- oh, diese Zeit war schön! Alles das haben Sie in einen blutigen Schlamm getaucht. Sie haben die Arbeiter fallengelassen: für jene, die Renten besitzen. Aber wir sind stärker als Sie und Ihre Gewehre. *Wir* werden *Sie* fallenlassen, indem wir unsere Werkzeuge aus der Hand legen. Wenn wir wollen, morgen. Paris ist ohne Licht. Oh, Sie glauben nicht an die Einigkeit der Arbeiter. In Ihren Augen sind wir ein Haufen schmutziger Taugenichtse. Das sind Ihre eigenen Worte. Wollen Sie sie dementieren? Ich habe derlei Taugenichtse gesehen, deren stolze und freie Gesichter wahrhaftig schön waren unter den alten, weißen Haaren. Sklaven der Arbeit, arme, alte Erdarbeiter, sie dienten als menschliche Zielscheibe dem erstbesten Kürassier! Von den ruhmreichen Siebzehnern. Ja, ich habe den Ruhm betont, denn ich wollte diese Seite der Geschichte vollkommen kennzeichnen. Wenn ein Regiment in einen Streik eingreift, ruft man wacker ihren Ruhm den Soldaten entgegen. Und das soll ihnen sagen: »Ihr seid die Söhne Frankreichs und nicht die Wächter der Großfinanz«; das soll ihnen sagen: »Männer, wißt es gut, daß ihr trotz allem dennoch Bürger seid!« – und das will ihnen, mit heiliger Erregung, deutlich machen, daß, wer auf das Volk schießt, die Nation ermordet.

Unterschrift: Montibus

Auch als Ministerpräsident hat Clemenceau keinen leichten Stand: Streiks, Spannungen zwischen Frankreich und Deutschland, Nachwirkungen der Dreyfus-Affäre. Der Oberstleutnant Picquart, bekannt von der Affäre her, wird Kriegsminister. Clemenceau schafft das Arbeitsministerium. Er überträgt es René Viviani. Clemenceau realisiert die längst vorbereitete Trennung von Kirche und Staat. Der Kultusminister Briand will von einer Wiederaufnahme der Beziehungen zum Vatikan nichts hören. Es folgen Zusammenstöße mit Jaurès. In Narbonne schlägt man sich auf den Barrikaden, auf beiden Seiten gibt es Tote und Verwundete. Vergeblich bringt Millerand eine Interpellation ein. Die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland nimmt bedrohliche Formen an. Es handelt sich um einen recht banalen Zwischenfall bei der Fremdenlegion. Im Hafen von Casablanca wird ein Boot mit einigen desertierten Fremdenlegionären deutscher Abkunft von französischen Wachmannschaften angehalten. Ein Deutscher, Nichtlegionär, nimmt sich der verhafteten Deserteure an. Es erweist sich, daß er ein deutscher Konsulatsbeamter ist. Die Franzosen lassen ihn infolgedessen frei. Die Affäre wird vor den Haager Schiedsgerichtshof gebracht. Aber Deutschland ist mit einer juristischen Auslegung des Streitfalles nicht zufrieden. Es beordert seinen Botschafter Radolin, in Paris Genugtuung zu verlangen. Das Gespräch zwischen dem Botschafter Radolin und Clemenceau ist für den »Tiger« in Clemenceau charakteristisch: *Radolin:* »Sie werden mich doch nicht in die Zwangslage versetzen, meine Pässe zu verlangen?«
Clemenceau, zieht die Uhr heraus: »Exzellenz, der Zug nach Köln fährt um neun Uhr, jetzt ist es sieben. Wenn Sie ihn nicht verfehlen wollen, müssen Sie sich beeilen.«
Zum erstenmal nach siebenunddreißig Jahren gab Deutschland nach.

Mit 212 gegen 176 Stimmen von Delcassé gestürzt, kehrt Clemenceau wieder zur Literatur und Publizistik zurück – das heißt: heim. Man kann von dem Unermüdlichen keineswegs sagen, daß er sich etwa ins Privatleben zurückgezogen habe; obwohl um jene Zeit einer, der nur seinen neuen, kleinen Jagdbesitz in Bernouville gesehen hätte und ihn inmitten seiner Freunde: de Giverny, Claude Monet, Geoffroy, die jeden Sonntag zu ihm hinausfuhren, Clemenceau für einen saturierten Mann hätte halten können, der seine Schulden bezahlt, seine Tochter verheiratet hat und sich nunmehr auf seine publizistischen Arbeiten im

»Homme libre« beschränkt, von Zeit zu Zeit einem rustikalen Leben hingegeben und allerdings – immer noch – auch Senator ist.
Aber es ist ein Senator, der schon anfängt, in die Geschichte einzugehen. Bei Lebzeiten schon in sie einzugehen und dennoch ein Mensch zu bleiben, mit Schwächen, Irrtümern, Sünden: Dies ist die vornehmste Tugend Clemenceaus. Die Geschichte konnte sich seiner Menschlichkeit nicht bemächtigen. Sie konnte es nie, auch später nicht, als er nach dem Siege sein eigenes Monument einweihte, ein uralter, aber ein urlebendiger Mann. Wenige historische Gestalten genossen noch zu Lebzeiten die Auszeichnung eines volkstümlichen Epithetons. Napoleon, der große General, hieß »Père la Violette«. Der hartnäckige Zivilist Clemenceau hatte zwei äußerst kriegerische Beinamen. Er hieß: »le Tigre« und »Père la Victoire«.
Vielleicht war er nicht jener Zivilist, für den er sich mit soviel Eifer ausgab. In Wirklichkeit war er ein Krieger, er, der gesagt hat: »Im Kriege haben mir die Generäle nichts dreinzureden!« Es sollte heißen, daß sie nur vor ihm, und vor ihm allein, nichts zu sagen haben; weil nämlich in der Hierarchie des Kombattantentums der *Soldat von Natur* höher rangiert als der *Soldat von Beruf*. Das ständig ausgeübte Metier führt oft zur fachmännischen Mittelmäßigkeit; Clemenceaus Genialität bestand aber gerade darin, daß er auf keinem Gebiet (mit Ausnahme der Medizin) »Fachmann« sein *konnte*, aber in allen heimisch, wo es immer erforderlich war. Er ist ein Mann und kein Fach-Mann; zu einer Zeit, in der die Fachmänner die Männer just abzulösen begannen. Bevor er seine Karriere begann, hatte man ihm prophezeit, daß er es trotz seiner Gaben zu nichts würde bringen können, weil er kein Maß besäße. Er hätte an einem Stehpult schreiben mögen, nicht an einem Schreibtisch. Er war ein Kämpfer, er befand sich in der vertikalen Stellung des Angreifers. Er ist ausfallend und rücksichtslos anderen wie sich selbst gegenüber. Er gehört zu jenen Persönlichkeiten, deren Ausfälligkeit durch eine wache Selbstkontrolle legitimiert wird und durch das hohe Niveau dieser Ausfälligkeiten. Er hat etwas von der rätselhaften Plötzlichkeit eines asiatischen Menschen; der physiognomische Ausdruck ist deutlich durch den mongoloiden Zug um die Augen. Man könnte sich ihn zum Beispiel als eine Art gallischen Khan vorstellen. Seine Schlagfertigkeit und sein moralischer Mut korrespondieren mit seinen körperlichen Tugenden. Ein glänzender Fechter, ein vortreffli-

cher Schütze, ein guter Reiter und ein Liebhaber war er; *im adeligsten Sinne des Wortes: ein Häuptling.*
Und er war ein gewissenhafter Arzt. Regelmäßig empfing er Sonntag und Mittwoch Patienten in der Rue des Trois Frères Nr. 23. Gegenüber der menschlichen Spezies, deren körperliche Schwächen er ebenso kennengelernt hatte wie ihre moralischen, gibt es für ihn keine andere Haltung als eine skeptische. Seine konstitutionelle Skepsis nährt sich von seinen naturwissenschaftlichen und medizinischen Erfahrungen. In seinem Drama, das in China spielt, wird ein Blinder geheilt. Und er beklagt seine Fähigkeit zu sehen. Was an latenter Bereitschaft zur Religiosität in Clemenceau bestand, nahm eine patriotische Färbung an. *Frankreich war nicht nur ein Vaterland, es war eine Religion.* Kraft eines religiösen Patriotismus macht Clemenceau das Wort »Revanche« sakrosankt, Frömmigkeit, christliche Frömmigkeit hätte ihn gehindert, ungebunden nach Rache zu schreien, den Feind zu hassen. Und man kann nicht umhin, diesen Freidenker zu den *wunderbaren* Erscheinungen der französischen Geschichte zu zählen, wie die Jeanne d'Arc. Zweimal ist Frankreich durch individuelle Potenzen gerettet worden: durch die Jungfrau von Orleans und durch den Freidenker aus der Vendée.

DER ERBFEIND

Caillaux hatte den Vertrag mit Deutschland vorbereitet, der die Grenzen zwischen den französischen und deutschen Besitzungen in Afrika für alle Zeiten festlegen sollte. Im Jahre 1911 wurde der deutsche Dampfer »Der Panther« nach Marokko beordert. Unruhen waren in Fez ausgebrochen. Frankreich mußte intervenieren. Einige Tage lang war der Krieg zum Greifen nahe. Caillaux unterzeichnet den Vertrag von Agadir. Im Februar 1912, Poincaré war Ministerpräsident, sollte der Senat über den Vertrag abstimmen.
Clemenceau sagt ungefähr folgendes: »Über diesen Vertrag, den man uns zur Ratifizierung vorlegt, hat man unter der Bedrohung durch die deutschen Kanonen von Agadir verhandelt. Ich glaube nicht, daß er einen dauerhaften Frieden verbürgt. *Sonst* würde ich mit Ja stimmen.

In den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hat es sich gezeigt, daß zwischen Deutschland und Frankreich allzu viele tiefgehende Unterschiede, ja Gegensätze bestehen, und zwar solche moralischer Natur. Ich spreche ohne Haß; Deutschland hat durch seine Siege 66 und 70/71 das europäische Gleichgewicht verändert. Unsere napoleonischen Soldaten waren freilich auch keine durchaus bequemen Sieger. Aber unsere Art, zu okkupieren und siegreich zu sein, ist eine andere. In allen fremden Städten wurden unsere Armeen begrüßt. Als Bismarck Paris besetzen wollte, fürchteten wir, daß er die Stadt in Trümmer schlagen würde. Wir wollten die Okkupation um jeden Preis verhindern. Damals sagte unser Favre zu Bismarck: ›Ist es nicht Ruhm genug für Sie, Paris besiegt zu haben?‹ – ›Das Wort Ruhm hat bei uns keinen Kurswert!‹ erwiderte Bismarck. – Was also *für uns der Ruhm* bedeutet, ist *für die Deutschen die Macht.* Im Jahre 71 ist in Frankreich nur die katholische Kirche aufrecht geblieben. Alle sozialen und politischen Bande waren zerrissen. Erst die republikanische Partei hat das Land wiederaufgerichtet. Frankreich kann heute kämpfen und siegen. Die Idee einer Annäherung an Deutschland stammt aus den *Kreisen der Finanz*, die für die auswärtige Politik nicht zuständig sind. Wir sind zwar besiegt, aber nicht unterjocht worden. Wenn wir den Vertrag nicht ratifizieren, so ist es zwar ein Sprung ins Ungewisse. Aber wenn wir ihn ratifizieren, ist es ein Sprung ins nur allzu Gewisse.« Wir zitieren noch wörtlich im folgenden zwei Stellen aus dieser Rede: »Eines Tages werden der ›Schnabel der Ente‹ und die ›Griffe des Omars‹ auswachsen; *eine Konzession führt immer eine neue nach sich.* Ich glaube nicht an eine Politik der geringsten Anstrengung. Es gibt im Leben der Menschen, wie in dem der Völker, Stunden, in denen man sagen muß: ›Herr Bethmann-Hollweg wird nicht zufrieden sein!‹ – Nun, dann wird er eben nicht zufrieden sein ... England findet diesen Vertrag ausgezeichnet. Soll es auch. Wir befreien die Engländer von der Gegenwart der Deutschen in Marokko, indem wir Wilhelm II. eine französische Kolonie einstecken lassen.«
Der Senat ratifizierte den Vertrag. Und bis zum Ausbruch des Krieges wurde er auch strikt eingehalten ...

Clemenceau war damals der einzige französische Politiker und Staatsmann, der die Deutschen – die neuen, die borussifizierten Deutschen – *begriffen* hatte; *gekannt* mögen sie vielleicht auch noch andere haben ...

Es ist eine im Westen fast selbstverständliche Vorstellung, daß man »Land und Volk kennt«, wenn man seine Sprache gelernt, in seinen Städten gewohnt, seine Dörfer, Wälder und Straßen durchwandert hat; besonders, wenn man Gelegenheit gefunden hat, mit möglichst vielen Individuen aus möglichst vielen Schichten zu sprechen. Indessen erweist es sich, daß es Völker gibt, deren Sitten, Gebräuche, staatliche und politische wie gesellschaftliche Formen so häufig wechseln, daß ein Fremder, der nach fünf Jahren in das seiner Meinung nach gründlich erforschte Land zurückkehrt, es aufs neue zu erforschen gezwungen ist. Die meisten Forschungsreisenden sehen nämlich nur jene Eigenschaften eines Volkes, die nach alter Überlieferung als dessen »entscheidende Merkmale« gelten: Sprache, Kleidung, Sitten, Landschaft. All dies ist gültig – auch nur relativ gültig – in Ländern, die einen stabilen Charakter haben, eine beharrende Kraft, eine konsequente Entwicklung und eine große Freiheit der individuellen Lebensgestaltung. Ein Clemenceau, selbst wenn er niemals die Redaktion des »Homme libre« verlassen hätte, wäre sicherlich maßgebender für die Beurteilung der Deutschen als seine Landsleute, die Germanistik in Göttingen studiert, Nürnberger Giebel betrachtet, pommersche Weihnachten gefeiert haben und Botschaftssekretäre, Militärattachés und Zeitungskorrespondenten geworden sind. Zwischen dem borussischen Deutschland und Frankreich kann es keinen »ewigen Frieden« geben, nur eine kurzlebige Verständigung. Wenn Preußen einmal sogar aufhören sollte, der »Erbfeind« Frankreichs zu sein, so zöge sich doch immer noch ein Erbmißverständnis zwischen beiden Ländern hin, gewissermaßen statt einer bedrohten Grenze. Innerhalb von knappen siebenhundert Jahren haben die deutschen Sitten entschiedene Veränderungen erfahren, haben die deutschen Landschaften ihre Physiognomien gewechselt. Obwohl sie sich nicht vom Fleck rühren, sehen sie aus, als wären sie weitgereist. Nicht weniger als dreimal hat sich das deutsche Volk neue Muttersprachen geschaffen, von denen die letzte der ersten ungefähr nur so ähnlich ist wie eine sechzehnjährige Enkelin ihrer neunzigjährigen Großmutter. Geblieben sind freilich ein paar latente Eigenschaften, die durch Sprach- und Volkssittenkenntnis allein keineswegs zu eruieren sind. Zu »eruieren« sind sie überhaupt nicht. Man kann sie nur ahnend erraten. Man muß sich in einem besonderen, den äußeren Erscheinungen abgewandten Zustand befinden, den die Furcht oder der Haß manchmal hervorrufen: im Zustand des Hellse-

hers und des Hellhörers. Manche unter den gelegentlich besiegten Nachbarn Deutschlands erreichen diesen Zustand, zum Beispiel Polen, Franzosen, Österreicher; diese besonders, weil sie durch zwei Merkmale befähigt sind, die Deutschen zu scheuen: Erstens haben sie eine gemeinsache Sprache und können also jedes Bedrohliche unmittelbar apperzipieren; und zweitens haben sie einen verschiedenen Charakter. Und also sind sie in der Lage, sich in *voller Klarheit und Einsicht* gefährdet zu wissen. Dem Staatsmann, der mehrfach Irrtümer begangen hatte und nur selten Fehler, darf man unter diesen den schwersten vorhalten; den schwersten, weil Clemenceau ihn gegen sich selbst begangen hat. Es war der Fehler, Ressentiments in Friedensverträge zu mischen; der typische Fehler einer unmittelbaren, fast animalischen Vitalität.

DER SPRUNG DES TIGERS

Am 4. August 1914 geleitet Clemenceau das erste französische Opfer des Weltkrieges, Jaurès, zu Grabe. Es ist ein symbolisches Grabgeleit. Wenn Wilhelm II. gesagt hat, er kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche, so klingt es, abgesehen davon, daß es innerlich falsch war, auch noch wie ein Plagiat, begangen an dem stillschweigenden Entschluß des Galliers Clemenceau. Der kannte in der Tat keine Gegner mehr, nur noch Frankreich. Und Deutschland kannte er obendrein.
Das sind seine Worte, geschrieben im »Homme libre«:
»Und nun zu den Waffen! Alle. Ich habe welche weinen gesehen, die nicht bei den ersten Kämpfen sein werden. An alle wird die Reihe kommen; kein einziges Kind unserer Erde gibt es, das nicht dieser großen Schlacht gehörte! Sterben ist nichts; man muß *siegen*. Dazu brauchen wir die Armee aller. Der Schwächste noch wird sein Teil am Ruhm haben. *Eine* Nation: das ist *eine* Seele.«
Und man höre diesen Kriegsruf:
»Wir treten vor euch mit dem einzigen Gedanken an einen integralen Krieg, keine pazifistische Kampagne mehr, keine deutschen Quertreibereien mehr, kein Verrat und kein halber Verrat mehr! Nur Krieg, nichts als Krieg! Unsere Armeen werden nicht zwischen zwei Feuer

genommen werden... Das Land wird wissen, daß es verteidigt wird...«
Und diese Weissagung:
»Eines Tages werden Wogen lauter Begeisterung unsere siegreichen Fahnen empfangen, unsere Fahnen getaucht in Blut, in Tränen, von Granaten zerrissen, ein herrliches Erscheinen unserer großen Toten. Diesen Tag heranzubringen, den schönsten Tag unseres Volkes heranzubringen; es liegt in unserer Macht.«
Die Deutschen siegen vorläufig. Die Franzosen räumen den Norden. Der Ministerpräsident Viviani will Clemenceau für sein Kabinett gewinnen. Clemenceau zieht eine kritisierende, kontrollierende Freiheit in der Opposition vor -- oder die Ministerpräsidentschaft. Er will grundlegende Reformen: in der Armee, in der Verwaltung. Er will aufrichtige, nichts beschönigende Nachrichten aus dem Kriegspressequartier. Der erste ernste, ja erbitterte Streit zwischen Clemenceau und dem Präsidenten der Republik, Poincaré, bricht aus. Der Streit wird eine lange Feindschaft einleiten. Sie wird bis zur Bildung des Kriegskabinetts Clemenceau dauern. Die Regierung ist in Bordeaux, Clemenceau ist »Président de la Commission de l'Armée«, gefürchtete Kontrolle der höheren Offiziere, Beschützer der Mannschaft. Er ist jetzt fünfundsiebzig Jahre alt. Und er fährt an die Front, kontrollieren, kontrollieren. Er begibt sich in die Reichweite der feindlichen Granaten.
»L'homme libre« wird umgetauft. Clemenceau verleiht seinem Blatt, und das heißt eigentlich: sich selbst, den Titel »L'homme enchaîné«. Aber lieber läßt er sich von der Zensur fesseln, als daß er Minister würde. Er wartet und gibt acht und ist gefürchtet, und man gehorcht gerade dem Gefesselten. Er verlangt vollkommene Härte des Gesetzes gegen Defaitisten: Haft, Kerker, Tod. Man hat zwei Deutsche angehalten. Sie hatten eine Aufenthaltserlaubnis des Minister Malvy (Inneres). Clemenceau weiß es. Ein Österreicher ist 1915 nach Paris zurückgekehrt. Clemenceau weiß es. Es gibt im Lande Anhänger eines schnellen Friedens ohne Sieg, und Caillaux ist ihr Wortführer. Nach der Meinung Clemenceaus gehört Caillaux füsiliert. Die Rechte ist für ein Kabinett Clemenceau. Nach dem Zeugnis des Generals Pétain ist auch die Front für ein Kabinett Clemenceau.
Poincaré, sein alter Gegner, beruft ihn ins Elysée. Clemenceau bildet das neue Kabinett, November 1917. Er hat bereits zum Sprung angesetzt.

Der Haß Clemenceaus gegen die Deutschen war ein natürlicher, ein instinktiver, nachträglich erst politisch erklärter. Es ist der Haß des konservativ-anarchischen Galliers gegen den »anderen« Zivilisationsgermanen, gegen den Maschinenmissionar in Europa. Von allen Franzosen haben nur zwei das deutsche »Naturell« begriffen: Barrès und Clemenceau. Sie waren die Väter des Revanchekrieges.

DER VATER DES KRIEGES

»'s ist Krieg! 's ist leider Krieg, und ich begehre, nicht schuld daran zu sein.«
Der gute, sanfte, große Matthias Claudius hat diese Zeilen gesungen. Ich kann nicht umhin, an dieses Gedicht zu denken, wenn ich das Wort Clemenceaus zitieren soll: »Je fais la guerre!«
»'s ist Krieg, 's ist leider Krieg!« hat auch er immer gedacht und oft ausgesprochen. Aber er mußte fortfahren: »Seht! man zwingt mich, mit schuld daran zu sein!« Auf eine Interpellation des sozialistischen Deputierten Renaudel antwortete er: »Man sagt, daß man Frieden schließen müsse. Ich wünsche den Frieden, auch ich. Aber nicht durch ein Meckern wird man den preußischen Militarismus zum Schweigen bringen! Man hat mich nach meinem Programm gefragt. Hier ist es: Die innere Politik? – Ich führe Krieg! – Die auswärtige Politik? – Ich mache Krieg! Ich führe immer Krieg! – Ich versuche, uns das Vertrauen unserer Bundesgenossen zu bewahren. Rußland hat uns verraten? – Ich führe weiterhin Krieg! Das unglückliche Rumänien muß kapitulieren? – Ich führe weiter Krieg! Und ich werde so fortfahren, bis zur letzten Viertelstunde; denn wir sind's, denen die letzte Viertelstunde gehören wird!«
Es ist, wenn man diesen alten Mann hört, als konzentriere sich in ihm allein die ganze Kraft der individualistischen Epoche vor ihrem Untergang. Die Energien, die um jene Zeit Millionen Soldaten und Zivilisten, Tausende Generäle, Zehntausende Spione, Agenten, einfache und doppelte und dreifache Verräter, Hunderte Politiker und Diplomaten ausströmen, sind gewiß gewaltig, aber nicht entscheidend. Entscheidend ist jene letzte Viertelstunde, die der Greis vorbereitet. In fünf-

zehn vollen, schicksalsträchtigen Minuten will er sein ganzes, sattes Leben komprimiert wissen: Prophetie, Irrtum, Liebe, Haß, Rachsucht, Geduld, Leid, Enttäuschung, Verteidigung, Angriff. Er allein zwingt den verbündeten englischen und amerikanischen Armeen die *einheitliche Kriegsführung* auf – *unter französischer Oberaufsicht.* Er, der Greis, steigt in den Schützengräben herum, eine Pelerine um die gebeugten Schultern, den Stock in der Hand, in hohen Gamaschen. Er kommandiert die Kommandanten an der Front und im Hinterland die Politiker, die Beamten, die Presse, die Polizei, die Fabrikanten, die Arbeiter, die Lieferanten, Intendanten, die Landwirte, die Handwerker. Woher diese Kraft? – Sie kommt von der Fähigkeit zu warten. Er kann auf die letzte Viertelstunde warten. Er lehrt sogar den Tod Geduld. Der Alte wird bestimmt nicht vor der letzten Viertelstunde sterben. Nachher, später – lang erst *nach* der Viertelstunde, später...

Eine der letzten großen Verzweiflungsoffensiven der Deutschen erfolgt im Juli. Die Schlacht an der Marne entscheidet sich. Die »Dicke Berta« beschießt Paris. General Mangin säubert drei Tage später das linke Marne-Ufer. Foch wird Marschall von Frankreich, Malvy zu fünf Jahren Verbannung verurteilt. Noch drei Wochen – und Ludendorff gesteht, daß ein »Siegfrieden« unmöglich ist. Clemenceau ist *siebenundsiebzig Jahre alt*, als er an der Westfront die Waffenstillstandsbedingungen diktiert. Gegen die zögernden Vertreter der verbündeten Staaten setzt er die Reparationsforderungen durch. Am 8. November kommen die deutschen Bevollmächtigten, einen Tag vor der Abdankung ihres Kaisers. Am 11., in der fünften Morgenstunde, ist der Waffenstillstand eingetreten. Nun ist sie da, die »letzte Viertelstunde«.

»Wenn die Überlebenden«, sagt Clemenceau in der Kammer, »durch den Arc de Triomphe marschieren werden, wollen wir sie grüßen. Gegrüßt seien sie für das große Werk des sozialen Wiederaufbaus im vorhinein. Dank ihnen wird Frankreich, gestern der Soldat Gottes, heute der Soldat der Menschheit, immerdar der Soldat des Ideals sein.«

Das ist sie, die »letzte Viertelstunde«! Nun, kommt jetzt schon der Tod? Zögert er? Warum zögert er? Ist die Schale des Lebens noch nicht voll? Kann man noch mehr ertragen als solchen Triumph? als die vollkommene Rache am gehaßten Feind? als die jubelnden Zurufe der Gegner von gestern? als den gewaltigen Atem des gewaltigen Friedens? als den Gruß gesunder Sieger und das absolvierende Lächeln des lahmen? als die Tränen der Witwen, der Waisen, der einsam gewordenen

Mütter und Väter, die dem Sieg erst die Weihe des Schmerzes verleihen? Kann ein Greis noch mehr ertragen als vor dem Fenster die Rufe der Menge: »Clemenceau! Clemenceau! Clemenceau!« -- sobald er, noch älter geworden, um eben jene »letzte Viertelstunde« älter, in der er sein ganzes Leben aufs neue durchgelebt hat, sich müde in den Lehnstuhl fallen läßt? Die freundschaftliche, alte Lampe auf dem Schreibtisch strömt, wie sonst, ihr Licht auf das Papier, leere Blätter, beschriebene Blätter. Die Feder wartet, neben dem geschlossenen Tintenfaß. Was wird man noch zu schreiben haben? Alle Artikel sind geschrieben, alle Bücher, alle Notizen, alle Briefe. Unter dem Fenster ruft die Menge: »Clemenceau!« – Was wollen sie noch von ihm hören? Sind nicht alle Reden schon gehalten? Was hätte man noch zu sagen? Einen Ruf nur gibt es zu rufen. Der Alte geht ans Fenster, winkt der Menge zu und spricht nur die drei Worte:
»Vive la France!«
Nun sitzt er allein da. Hat er überhaupt noch Freunde? War er je so allein gewesen? Niemals, soweit er sich erinnern kann; auch damals nicht, als er gestürzt, verleumdet, des Verrats an Frankreich beschuldigt, krank und Mund und Herz voll Bitternis am Redaktionstisch saß, in dem verrauchten Büro; war er jemals einsam gewesen? Vielleicht, jawohl, oft, fast immer: das weiß er. Aber allein war er nicht. Mitarbeiter saßen da und Freunde, Aufgaben türmten sich, Berge von Aufgaben! Gelüste lockten, Wünsche verführten, Träume schmeichelten, der Zorn zitterte, der Haß schrie, Hirn und Herz gebaren Sätze, die Feder lief, stockte, setzte an zu neuem Fluß, im grauen Morgen schon, beim Schein der Lampe noch, das Wort blitzte wie der Degen, die Zunge zielte sicher wie das Auge, mit jedem einzelnen Gegner fielen Hunderte nieder, mit jedem Gegner fiel eine Mittelmäßigkeit oder ein Böser, ein Schädling oder ein Tor, und mit jedem Gegner wurde eine Hoffnung des großen Feindes zunichte: *des Feindes jenseits der Grenze, des Erbfeindes.*

Der Friede zieht ein. Es regnet Ehren und Lorbeer, man wird in die Académie française gewählt, und man weiß schon, daß man sie niemals besuchen wird. Clemenceau will keine Antrittsrede halten. Alle Reden sind schon geredet. Was ist übrigens eine Ehrung, wenn man den Ruhm erworben hat? Man erntet ihn, volle Garben des Ruhms, im lothringischen Metz, im elsässischen Straßburg. Man kennt die Bilder,

die Aufnahmen von Straßburg; das delirierende Volk; die jungen Mädchen, die Poincaré und Clemenceau umarmen.
Nach Paris zurückgekehrt und fast vom Tage der Rückkehr an, erscheint Frankreich wieder verändert. Es ist nicht mehr das von Rausch und Dankbarkeit erfüllte Land. Clemenceaus altes, qualreiches Leben hebt wieder an: die täglichen, kümmerlichen Kämpfe gegen die Bittsteller, ehrgeizige mediokre Gegner, Ehren- und Portefeuillehascher.
Jetzt wird er nun bald *neunundsiebzig*. Die »letzte Viertelstunde« ist verronnen; zögert der Tod noch? Worauf wartet er? Was kann ein Greis noch alles nach dieser letzten Viertelstunde ertragen? Wird er an der Schwelle der Achtziger noch einmal die Bitterkeiten seiner Vierzigerjahre erleben? Wird er weiterhin noch Ordnung schaffen müssen, achtgeben, kontrollieren, kämpfen, hassen, verachten -- und vielleicht selbst noch töten?

DIE GRENZE

An Elsaß-Lothringen entzündete sich Clemenceaus politische Leidenschaft. Er wäre ohne den verlorenen Krieg von 70/71 wahrscheinlich ein bedeutender Politiker geworden, aber gewiß nicht der überdimensionale Staatsmann, der nationale Heros Frankreichs, ein historisches Wunder, internationale Gestalt einer internationalen Legende. An Elsaß-Lothringen, an dem Verlust dieser Länder und an ihrer Wiedereroberung, ist Clemenceau eigentlich »geworden« der Hasser, der Rächer und der Vater des Sieges. Um eine Vorstellung von seiner Verbundenheit mit Elsaß-Lothringen und auch eine Probe der wahrhaft klassischen Rhetorik Frankreichs zu geben, wo sie bereits demosthenische Reife erlangt, bringen wir im folgenden die Rede Clemenceaus, die er am 8. Dezember 1918 gehalten hat. Es war die erste Sitzung der französischen Kammer nach dem Sieg. Die Rede ist an die heimgekehrten Deputierten von Elsaß-Lothringen gerichtet:

»Brüder von Elsaß-Lothringen! Das siegreiche Frankreich drückt euch ans Herz. Aus einem schrecklichen Drama von Tränen und Blut strömt eine unendliche jubelnde Süßigkeit.

Während der stärksten Krise dieser fürchterlichen Tragödie sah ich euch, in Bordeaux, aus unseren Armen gerissen; in Ketten folgtet ihr dem Triumph der Barbarei. Euer Fahnenträger, unser Kuß, der Bürgermeister von Straßburg, fällt hin wie eine Eiche vom Blitz getroffen. Und die Nationalversammlung, aufrecht wie heute, geschüttelt von einem tödlichen Schauer, sah, wie ihr stolz vorbeigingt, schweigsam erstarrt im Unglück, aber voll Hoffnung und Willenskraft, wie wir alle.
Das kam daher, daß wir alle Frankreich waren, daß wir nicht aufhören konnten, Frankreich zu sein, geeint oder getrennt – wir waren Frankreich, daher, daß ihr ein Stück von Frankreich mit euch getragen und ein Stück von Frankreich immerdar bewahrt habt vor der Besudelung durch den Feind. Das Stück Frankreich bringt ihr uns wieder aus den Tagen der Knechtschaft, die dank euch Tage des Stolzes geworden sind.
Das Glück will es, daß der letzte Überlebende aus der Zahl der Protestierenden es ist, der heute aufsteht, um euch in Übereinstimmung mit den Vertretern des Landes, im Namen der Regierung, inmitten der patriotischen Begeisterung der neuen Künder unserer Republik, ein flammendes Wort des Willkommens zuzurufen; ein Wort, das eure schöne, grandiose Heimkehr für alle Zeiten auch offiziell bestätigt.
Es gibt Gemütsbewegungen, welche die menschliche Sprache nicht ausdrücken kann. Damit wir uns verstehen, damit wir uns lieben, damit wir uns inniger zusammenschließen in den glücklichen Stunden des nationalen Erlebens, genügen ein Blick, eine Geste! Sie lassen allein schon die Hingabe unserer Seelen erkennen.
Aber das Morgen kommt, und das wiedereroberte Reich wird nur der Schauplatz neuer Aufgaben sein; ein imposanter Zug neuer Pflichten. Möge in uns das Gedenken an diesen Tag gegenwärtig bleiben, der sich um so viel schöner gestaltet, je mehr wir aus ihm Mut zum Schaffen schöpfen. Handelt es sich nicht darum, von dem Wege unserer Bestimmung die ewige Bedrohung schmerzlicher Fatalitäten abzuwenden? Die schicksalhaften Begleiter jener Völker, die von großen Aufgaben verlockt werden? Das Unvermeidliche nehmen wir auf uns! Wir wollen, angefangen von diesem heutigen glanzvollen Vereintsein der Franzosen, niemals aufhören, Frankreich stetig höher steigen zu lassen in der Wertschätzung der Menschen und in der Liebe seiner Kinder.
In der harten Schule dieser Prüfung, wie es deren nicht entscheiden-

dere gibt, haben wir bereits die Notwendigkeit gelernt, einig zu sein, um vor allem die wichtigsten Interessen des Vaterlandes zu schützen. Elsässer und Lothringer! Ihr, deren Anwesenheit unter uns so viel Freude erweckt, nach so vielen Leiden seid ihr unsere Zeugen, unsere Bürgen dafür, daß jenseits der natürlichen und heilsamen Verschiedenheiten der Meinungen ein ständiger Schutz Frankreichs ohne eine unaufhörliche Stärkung natürlicher Freundschaft unter allen Franzosen nicht gesichert sein kann.

Es ist keine vorübergehende Wandlung, unser heutiges Fest! Es ist nötig, daß unsere Erfahrungen die täglichen Zusammenstöße der Meinungen überdauern, die das notwendige Kennzeichen eines freiheitlichen Regimes sind. Wenn man aber eines Tages vergeßlich werden sollte, dann möge sich einer unter euch hier erheben, um uns mit einem Wort, mit einem Zeichen an unsere höheren Pflichten zu erinnern.

Hüten wir uns, dies zu verkennen: Wir werden eine Kraft entfalten, eine energiegeladene Ordnung schaffen müssen, wie sie die Geschichte bisher nur bei gewaltsamen Unternehmungen demonstriert hat. Es ist das Problem unserer Zeit: einerseits das Bestreben, zu erhalten, andererseits die Tendenz, umzustürzen -- von der Eroberungspolitik bis zur Organisierung des Friedens...«

Dieses Elsaß-Lothringen, dessen Heimkehr er mit solch warmer Feierlichkeit begrüßte, war für Clemenceau mehr als nur eine französische Provinz. Im Elsaß, in Lothringen hat der französische Patriotismus die Vorhut aufgestellt. Eine Vorhut ist »gesichert«; sie ist niemals »geschützt«. Durch einen alemannischen Dialekt mit Deutschland (oder mit dem »Deutschtum«) verwandt, aber nicht verbunden, durch eine stark gemischte, fortwährend in Mischung begriffene Bevölkerung scheinbar einer schwankenden nationalen Gesinnung latent ausgesetzt, sind diese Grenzprovinzen dem Franzosen aus dem Süden und dem aus dem Innern des Landes schwer verständlich, ebenso wie dem deutschen Brandenburger, Thüringer oder Bayern. Die platte Bequemlichkeit jener Menschen, die nun einmal seit einem Jahrhundert »Geschichte machen«, liebt seit der wahrhaft makabren Erfindung der »grundverschiedenen Nationen« auch säuberlich geschiedene Grenzen und will Übergänge, Nuancen, Schattierungen nicht begreifen. Elsaß-Lothringen aber ist eine »Nuance«. Es ist für die Historiker die Quelle von Komplikationen, den Staatsmännern ein unbequemer ständiger

Vorwurf. Sobald die mediokren Politiker an Elsaß-Lothringen erinnert werden, mag es ihnen scheinen, daß ihnen die europäische Realität Borniertheit vorhält. Sie betrachten Elsaß-Lothringen als ein »internationales« Problem; indessen ist es ein französisches. Der heimische Dialekt deutschen Klanges, den die Elsässer sprechen, ist gerade ein Beweis dafür, daß die nationalen Grenzen *nicht* durchaus sprachliche sein *müssen*; wie ja überhaupt, der Einfachheit halber, und man ist versucht zu sagen: der Banalität halber, das Nationalitätenproblem in Europa mit dem Sprachenproblem verwechselt wird. Es ist nämlich so bequem, die Philologie zu Rate zu ziehen, wo die Völkerpsychologie nicht ausreicht! ...

Die französische Revolution trifft im Elsaß mit dem französischen Patriotismus zusammen. Dort begegnet auch Clemenceaus Jakobinertum dem Chauvinismus Barrès'. Ein französischer Revolutionär, auch, wenn er einer internationalen Partei angehört, findet seine nationale Heimat und seine revolutionäre Gesinnung in einem einzigen, allen gehörigen Lied: in der *»Marseillaise«*. Es ist kein Zufall, daß die Heimat der »Marseillaise« in den gefährlichen Randgebieten Frankreichs liegt. Es ist kein Zufall, daß die »Internationale« eine Volks- und Parteiversammlungshymne in Frankreich geworden ist, nichts mehr. Die »Marseillaise«, an den Ufern des Rheins entstanden, trägt ihren südlichen Hafennamen auch nicht zufällig. Es ist das ganze Frankreich, vom Rhein bis zum Mittelmeer. Es ist das Frankreich vom Jakobinertum bis zum Patriotismus. Es ist Frankreich vom Revolutionären bis zum Konservativen.

PORTRÄT

Clemenceau ist akkurat gekleidet, er wirkt elegant und fast feierlich. In dunkler, langer Redingote, mit dem hohen, blendenden Kragen und der schwarzen Krawatte, die scharfen, dunklen Augen unter den widerspenstigen, dichten Brauenbüscheln, sieht er aus, als müßte er sich just in der nächsten Stunde zum Pistolenduell begeben. Wenn er spricht, ist auch seine nervige Hand beredt. Sie wächst aus der engen, runden Manschette, eine lebendige Waffe, geeignet und bereit, andere

Waffen zu ergreifen, vertraut mit dem glatten Schwung des Pistolenhalses und mit dem gerippten Griff des Degens: die Hand eines Schützen und eines Fechters. Sie streckt zuweilen den Zeigefinger aus, einen Imperativ und Ankläger. Diese Hand deutet und klärt auf, Helferin des Wortes. Sie birgt Gefahren. Sie schreibt in den frühen, noch der Nacht verhafteten Morgenstunden Artikel und Bücher, korrigiert am Abend die Bürstenabzüge und Manuskripte der Mitarbeiter in der Redaktion. Eine Zeichnung von Evenopoel zeigt den schreibenden Clemenceau. Das Bild stammt aus dem Jahre 1899. Die sehnige, muskulöse Hand, eine weiße, vorgeschobene Manschette, die den unteren Rand des Papiers berührt. Zeige- und Mittelfinger halten den Federstiel an seinem unteren Ende. Das Auge, hinter dem Zwicker, prüfend wach; die Muskeln des rechten Profils stark angespannt. Die Glatze in der Schädelmitte und das ergraute Haar an Schläfen und Hinterkopf scheinen eine Fortsetzung und gleichsam ein Besitztum des Angesichts. Es ist, als wäre das Angesicht im Begriff, den ganzen Schädel, ja weiter noch, den gebeugten Nacken zu seinen Bestandteilen zu machen.

Ich habe den lebenden Clemenceau niemals gesehen. Einmal im Kino, in der Wochenschau, zeigte man ihn. Aus irgendeinem Anlaß hatte ihn wahrscheinlich ein törichter Berichterstatter mit der Kamera besucht. Es dürfte achtzehn Jahre her sein. Der Alte empfing den Reporter auf seinem Landsitz im Garten. Er saß, halb lag er, in seinem Strecksessel. Er trug ein schwarzes Käppchen und eine weite, offene Hausjoppe. Man sah deutlich, daß er mit jener Nachlässigkeit, die Menschen seiner Art eigen ist und die besonders ihn zeit seines Lebens ausgezeichnet hatte, jeder Anordnung des Reporters folgte. Er ließ sich von vorne, von rechts und von links aufnehmen, und da man ihm gesagt haben dürfte, er möchte aufstehen, erhob er sich willfährig und machte, auf den Stock gestützt, ein paar Schritte. Es war jene gleichgültige Folgsamkeit, die von einer Geringschätzung kaum zu unterscheiden ist. Freilich wußte er, daß man ihn jetzt in allen Kinos Frankreichs und der Welt zeigen wollte, zwischen einem Eishockey und einer Eisenbahnkatastrophe. Aber was ging ihn das an. Und weshalb sollte er, dessen Leben so voll war, nicht der törichten Welt auch ein bewegtes, falschlebendiges Porträt hinterlassen? Er hatte diese Welt gerettet, und diese Welt hatte ihn vergessen. Weil man gerade vielleicht den Sieg feierte, erinnerte man sich seiner. *Seinen* Sieg feierte man, jenen, den *er* errun-

gen hatte. Den anderen aber, den wirklichen Sieg, der ihn über die Welt triumphieren ließ, konnte sie nicht feiern, weil sie derlei Siege freilich nicht begriff. Die Welt war in der heute noch festen Hand dieses Greises einmal gelegen. Jetzt umklammerte sie nur noch den Bleiknauf des stützenden Stockes. – Der alte Clemenceau machte noch ein paar überflüssige Schritte, weil man es gerade so gewünscht hatte. Die Folgsamkeit, die fast kindliche Folgsamkeit eines Mannes, dessen Augen dem Reporter gar nichts sagen können, weil sie nur jenem fernen Horizontrand zwischen Erde und Jenseits entgegenschauen, als wären alle Bäume des Gartens durchsichtig und nichts, hatte etwas Hochmütiges, Nachlässiges und Rührendes. Ich vergesse die Gleichgültigkeit nicht, mit welcher der Alte zum Abschied dem Besucher zunickte und sich mit schneller Bewegung abwandte, und es war, als sagte er: So, und diese, die dümmste aller Dummheiten hätten wir also noch mitgemacht! – Wahrscheinlich deuteten die Zuschauer diese Haltung Clemenceaus als eine »Zuvorkommenheit«, wie sie, will man den Schablonen glauben, nach denen die Legenden gestanzt werden, die selbstverständliche Eigenschaft aller »Großen dieser Erde« ist.

FRIEDEN UND RETRAITE

Am 30. Dezember spricht Clemenceau vor einer vom Krieg erschöpften und selbstverständlich auf den ewigen Frieden hoffenden Kammer. Eine kindliche Ferienstimmung: die brav gläubigen Vertreter des Volkes geben sich den braven Träumen einer brav gewordenen Welt hin. Eine begreifliche Reaktion auf den gewaltigen Ausbruch der menschlichen Bestialität. Eine banale Walze, aus Lesebüchern in lässigen Ohren nachklingend, lautet: man erkenne einen Sieger unbedingt an der Großmut. Der pietistische Traum des Amerikaners, der die biblischen Verkündungen und Bilder dermaßen infantil auslegt, daß er glaubt, der Mensch könne da und dort, bei der erstbesten historischen Gelegenheit die Schau des Propheten realisieren und unter Auslassung des Jüngsten Gerichts die Zeit herbeiführen, »wo der Leu weidet mit dem Lamm und einträchtig lagern ihre Jungen sich«, hat mit dem gewohnten raschen Entschluß den Völkerbund gezeugt. Der geschlagene Leu

hatte zwar noch keinen Zutritt zu der Weide in Genf, wo die Lämmer grasten. Aber man gedachte ihn ein wenig später zuzulassen, sobald er nur Beweise dafür gegeben haben würde, daß er zumindest nicht mehr brülle. Er schwieg also auch, wie man weiß.

Clemenceau kannte die fleischfressende Fauna besser. An jenem 30. Dezember sagte er, Père la Victoire und le Tigre in einem, daß er die alte Politik des europäischen Gleichgewichts einem Völkerbund vorziehe und daß ihm weit lieber als dieser gut befestigte Grenzen wären. Im Januar nimmt die Delegation der französischen Bevollmächtigten an der Friedenskonferenz teil. Der bedeutendste Bevollmächtigte nach Clemenceau war, ohne Zweifel, Tardieu, Journalist, Politiker, Unterhändler von Talent. Clemenceau führte den Vorsitz. Im Februar wurde auf Clemenceau ein Attentat verübt. Er wurde verwundet. Es war eine leichte Wunde, aber das Attentat verursachte eine Aufregung in Kabinetten, in Parlamenten, Redaktionen und auf Börsen. Ein paar Tage später begann die Wunde zu heilen. Der alte Tiger setzte zu neuen Sprüngen an. Der fromme Wilson versuchte, ihn zu zügeln. »Der einzige Mensch«, sagte Clemenceau von Wilson, »der sich einbildet, ein Friedensfachmann zu sein seit Jesus Christus. Er hält sich für den zweiten Messias.« Clemenceau ging sogar soweit, dem Amerikaner die Rechnung zu präsentieren: ihn daran zu erinnern, daß die Franzosen La Fayette und Rochambeau während des Unabhängigkeitskrieges für Amerika nicht aus kalter Überlegung gekämpft hatten. Der Messias will seine Politik nicht aufgeben. Die Saar und ihre Bergwerke sollen die Deutschen behalten. Schließlich kommt man überein, wie man weiß: Benutzung der Bergwerke durch Frankreich, Plebiszit der Saarbevölkerung. Es ist nicht der letzte Kampf Clemenceaus gegen die Angelsachsen. Zwischen Lloyd George und dem Alten kommt es einmal zu Handgreiflichkeiten. Clemenceau schlägt Säbel- oder Pistolenduell vor.

Man einigte sich. Die Deutschen unterschrieben am 28. Juni. Aber den außenpolitischen Erfolg bezahlt Clemenceau teuer. In Paris bricht Generalstreik aus. Die russische Revolution weckt offenbar ihr französisches Echo. Da die Manifestationen aller Art verboten sind, schicken die Streikenden einen Demonstrationszug der Kriegswitwen vor das Kriegsministerium. Clemenceau läßt sie durch die Polizei auseinanderjagen. Das Gericht spricht den Mörder Jaurès' frei. Am 1. Mai ist Paris ohne Licht, ohne Wasser, ohne Vehikel. Die Arbeiter greifen die Polizei an. Man schießt. Ein Zug von Demonstranten schickt Kriegsverletzte

vor, Krüppel auf Krücken, Blinde, die »Geules cassées«. Die Polizei schießt auch auf die Verwundeten. Der Generalstreik dauert bis tief in den Juni hinein. Erst am Tage der Siegesfeier offenbart sich aufs neue die Einigkeit des Landes.
Das Ergebnis der Wahlen im November läßt den Sturz des Clemenceauschen Kabinetts voraussehen. Wird Clemenceau Präsident der Republik? Er ist zu hochmütig, um seine Kandidatur aufzustellen. Er selbst zerstörte die Hoffnung der Katholiken, daß er, als Präsident der Republik, die Beziehungen zum Vatikan wiederanknüpfpn würde. Er selbst desavouierte seine Freunde, die seine Kandidatur betrieben. Deschanel wurde Präsident. Clemenceau empfing ihn nicht selbst. Er ließ ihn durch seinen Kabinettschef eher abfertigen als empfangen. Das Kabinett Clemenceau demissionierte.

NACH DER LETZTEN VIERTELSTUNDE

Georges Clemenceau hat keinen politischen Erben hinterlassen, nicht einmal einen Epigonen. Er selbst sagte einmal während der Friedensverhandlungen ungefähr folgendes: »Was ich bis jetzt gemacht habe, ist wenig im Vergleich zu dem, was ich jetzt mache, aber was ich jetzt leiste, ist leicht im Verhältnis zu all dem, was meinen Nachfolgern zu leisten übrigbleiben wird.« Es blieb nicht nur viel zu leisten übrig, sondern auch manches zu reparieren. Man weiß, daß die Irrtümer einer so großen Persönlichkeit kaum zu reparieren sind. Die Irrtümer haben die Dimension und das Gewicht ihres Urhebers. Das Sprichwort, das da sagt, zehn Weise wären nicht imstande, einen Stein fortzuschaffen, den *ein* Narr in den Garten wirft, hat gewiß nicht unrecht. Aber wieviel der Weisen bedarf es erst, um einen Stein zu entfernen, den einer ihresgleichen hingelegt hat?
Dabei hat Clemenceau seine englischen und amerikanischen Freunde fast so gut gekannt wie seine deutschen Gegner. Ein paar Aussprüche mögen hier den unbestechlichen, ja mißtrauischen Blick Clemenceaus beweisen helfen:
Im November 1918, als ein Senator, Mitglied der Radikalsozialistischen Partei, den Idealismus *Wilsons* rühmte, sagte Clemenceau:

»Das ist kein Idealist. Einen Idealisten nenne ich einen Mann, der eine soziale Konstruktion nach seiner idealen Vorstellung schafft. Wilson aber ist ein praktischer Mann, der sich zuerst ein gutes, geräumiges Haus baut, auf einem soliden Fundament. Sobald das Haus fertig ist, setzt er ihm hoch oben auf dem Dachstuhl ein Ideal auf, ähnlich, wie es die Maurermeister mit ihrer kleinen Fahne tun.«
Und weiter:
»*Wilson ist es, der Deutschland protegiert.* Unter dem Vorwand, daß er uns geholfen hat, als wir im Unglück waren, möchte er jetzt den Deutschen zu Hilfe eilen, weil jetzt an ihnen die Reihe ist, unglücklich zu sein.«
Über den Unterschied zwischen England und Amerika äußerte er sich folgendermaßen:
»Die Engländer – oh! Sie verlangen Land, sehr viel Land, aber man muß anerkennen, daß sie einen recht guten Gebrauch davon machen. Was aber die Amerikaner betrifft, so verlangen sie nichts – und das, sehen Sie, das ist das Schreckliche.«
Worin bestand dennoch der Irrtum Clemenceaus? War's nicht ein Verhängnis? – War's ein Zwang, ausgeübt von den Verbündeten? – War's die Folge feierlicher Verpflichtungen, abgegeben in der Not des Krieges, und wurden Rechnungen am Tag des Sieges präsentiert? Man weiß nunmehr, nach dem Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie und dem Tode Kaiser Karls, daß der berühmte Sixtus-Brief echt war. Der Schwager des Kaisers brachte ein unzweideutiges österreichisches Friedensangebot nach Paris. Wien, das heißt der verderbliche Czernin, hätte freilich vor den Drohungen Wilhelms II. nicht zurückweichen und das Friedensangebot nicht ableugnen dürfen. Nach so vielen Irrtümern und Lässigkeiten, die Österreich-Ungarn zum Bündnis mit seinem preußischen Erbfeind geführt hatten – denn *Preußen, nicht Serbien*, war der »Erbfeind« Österreichs –, hätte man nach dem Tode Franz Josephs endlich sehen müssen, daß nur ein Sonderfrieden die Blutschuld abwaschen und zugleich der Doppelmonarchie eine erneuerte legitime Würde verliehen hätte. Mit welchem Recht hätte ausgerechnet Preußen von einem Verrat sprechen können? Es war in den Krieg mit dem Willen gegangen, nach einem gewaltigen Sieg aus Österreich einen durchaus germanisierten Kulturträger »deutscher Belange« zu machen, aus Ungarn ein Werkzeug gegen die österreichische Reichshälfte, für den Fall, daß diese sich gegen den preußischen Willen

widerspenstig zeigen sollte. Aber all dies, wird man einwenden, seien nur Behauptungen! Lassen wir sie im Augenblick beiseite, und halten wir uns an die Tatsache: daß kein Bundesgenosse verpflichtet ist, sich zu opfern, wenn er einsieht, daß sein Partner schnurstracks in den Wahnwitz läuft und daß die Waffenbrüderschaft nicht nur ein Irrtum war, sondern ein Unheil und die Sünde eines leichtfertigen Stutzers. Franz Joseph der Erste hat in seinem ganzen, reichen, satten, tragischen Leben nur einmal ein irriges Wort gesprochen: »Ich bin ein deutscher Fürst!« Er hätte bedenken müssen, daß der Begriff »deutsch« im Munde eines Habsburgers anderes bedeutet als in dem eines Hohenzollern.

Aber Clemenceau? Hatte er nicht mit der lauernden Rachsucht des Tigers auf die »letzte Viertelstunde« gewartet? Konnte ein Sieg, der dem Gegner Gebietsabtretungen, Reparationen und Demütigungen auferlegte und der ihm sonst eine kompakte staatliche Einigkeit unter der Hegemonie Berlins beließ, ein endgültiger sein? Ist die Demütigung des Gegners ein Sieg? Bedeuten Gebietsabtretungen und Reparationen eine entschiedene Niederlage? Hier ist der Punkt, wo der Sieger Besiegte nach einer alten Schablone zu beurteilen beginnt: ein besiegtes Volk müsse leiden und gedemütigt erscheinen. Auch Clemenceau, einer der wenigen genauen Kenner des Borussentums, einer von den ganz wenigen Staatsmännern, die triumphieren können, ohne die Etappen zu vergessen, die zum Triumph geführt haben, ist offenbar einem Rausch erlegen. Kann die sprichwörtliche, zum Überdruß banalisierte »Großmut des Siegers« der so menschlichen und legitimen Rachsucht hemmend in die Arme fallen? Weiß Clemenceau nicht genau, daß die natürliche Struktur des deutschen Staates eine im weitesten Sinne föderalistische ist? Daß zwischen Protestanten und Katholiken, Nord und Süd, Ost und West so große, so entscheidende Unterschiede bestehen, daß sie, weit mehr noch als Gegensätze, zu Gehässigkeiten und Feindschaften führen? Weiß er nicht, daß Bismarck, um sein Reich gründen zu können, nach einem seltsamen Klebestoff suchen mußte, nämlich, gerade nach zwei *inkohärenten* Materien: Blut und Eisen? Damit dieser seltsame Kitt halte, muß er fortwährend erneuert werden: immer mehr Eisen, immer mehr Blut! Clemenceau hätte wissen müssen, daß es gar nichts nützt, Deutschland zahlen zu lassen, ihm Gebiete abzunehmen und seine Vertreter in Versailles hinter Gitter zu sperren, damit sie die billige Hohnlust des Vol-

kes befriedigen! Solange Berlin die Hegemonie behält, solange die märkischen Kiefern nicht allein für die Mark Brandenburg das Holz hergeben, solange der ostpreußische Junker die Reichswehr dirigiert und bildet: so lange blieb Deutschland ein Reich, nicht besiegt und nicht ungefährlich geworden. Dreißig Jahre lang noch hatte es Reparationen zu zahlen, nach fünfzehn Jahren sollte das Plebiszit im Saargebiet stattfinden. Achtundsiebzig Jahre war Clemenceau alt. Es ist die Frage, was einem Greis von achtundsiebzig dreißig und fünfzehn Jahre bedeuten: Sind es lange, sind es kurze Zeiträume?...

Verständlicher wird der Friedensvertrag von Versailles, wenn man den von St. Germain betrachtet. Hier handelt es sich darum, die österreichisch-ungarische Monarchie zu zertrümmern. Sie wäre keineswegs eine Gefahr gewesen, weder für den östlichen noch für den westlichen, noch für den südlichen Nachbarn. Die Offensive lag nicht in der Tradition der Doppelmonarchie. Ihre Kriege waren defensiv. Ihre Komposition war die Folge von Verträgen, nicht von Eroberungen. Später erst, nach dem Tode Clemenceaus, erkannte man, daß sie alle Elemente besaß, um das Urbild eines wirklichen europäischen Staaten- und Völkerbundes darzustellen. Diese Erkenntnis ist heute schon so allgemein, daß es banal ist, sie zu wiederholen. Ebenso banal wäre die Zitierung des Wortes: statt *eines* Nationalitätenstaates mehrere, aber mißratene. Man könnte den Willen der Sieger, insbesondere Clemenceaus, mit »Antiklerikalismus« erklären. Die Monarchie war katholisch, der österreichische Kaiser Apostolischer König von Ungarn und König von Jerusalem. Die Kirche hatte einen erheblichen Einfluß auf die Staatsgebarung, in Cis- wie in Transleithanien. Die Phantasie der Kinder der Enzyklopädie wurde rege bei den Worten: Mönche, Hofburg, Kapuzinergruft; die kindische Angst des »Freidenkers« vor dem »Gewissenszwang«, jener Hang, in der Geschichte der Kirche die Inquisition als die Krönung ihrer Entwicklung zu sehen; ihr die Renaissance entgegenzusetzen, Kopernikus, Kepler, Newton, die Revolution, die moderne Medizin und die Hygiene. Fortschritt war identisch mit Gehässigkeit gegen den schwarz-gelben Doppeladler. Die k.u.k. Monarchie galt in den Augen des Westens als ein überlebendes Stück Mittelalter. Es war der Aberglaube des Rationalisten, der den Aberglauben abgeschafft zu haben sich einbildete. Es war der Veitstanz der Fortschrittbesessenen. Es war die Epidemie der Hygienegläubigen und der Götzenkult der Bilderstürmer.

DIE FALSCHEN WAHRHEITEN DES JAHRHUNDERTS

Allein, all dies reicht nicht aus, die Abneigung Clemenceaus gegen Habsburg zu erklären. Sein Gehirn war zu komplex, als daß es die planen Überzeugungen der Aufklärung einfach übernommen hätte, ohne sie seinen verwöhnten, nahezu luxuriösen Bedürfnissen vorher zu akkomodieren. Nicht einmal ein Enzyklopädist konnte einem Clemenceau Erkenntnisse frisch und fertig als Überzeugungen ins Haus liefern. Er kannte außerdem Österreich gut. Er hatte nahe familiäre Beziehungen zu österreichischen Menschen. Der erste Mann, der dem Schreiber dieser Zeilen von Clemenceau sprach, war ein alter Herr, vollkommener Typus eines k.u.k. Journalisten, getränkt mit der speziellen Atmosphäre des Parlaments und des Ballhausplatzes und in seinen durchaus zivilistischen Bewegungen sogar noch ein wenig beeinflußt vom Rhythmus der Wachablösungs- und Militärmusik. Mit einem in Ehren silbrig gewordenen Spitzbart, den er in einer ganz besonderen Weise zu glätten pflegte, wenn er von großen historischen und immer noch aktuellen Persönlichkeiten sprach; als wollte er durch diese Bewegung eine durchaus zwischen dem Großen und der Redaktion immerhin bestehende Distanz ein bißchen verringern. Ein alter k.u.k. Journalist eben; er hieß Szeps. Wenn Clemenceau nur ihn allein gekannt hätte; er hätte die ganze graziöse, gutmütige und gar nicht mittelalterlich finstere Physiognomie der Monarchie erkennen müssen. Aber Clemenceau kannte noch mehr; er kannte Geschichte und Struktur der Monarchie und die Erbfeindschaft zwischen Preußen und Österreich, genauer: zwischen Hohenzollern und Habsburg.

Man war aber – Alter schützt nicht vor den höchst relativen Wahrheiten des Jahrhunderts, dem man angehört – überzeugt von der Notwendigkeit einheitlicher Nationalstaaten. Ein Staat, der den höchsten Grad der Entwicklung gerade dadurch erreicht hat, daß er verschiedenen Nationalitäten Obdach und Erde war, wurde mit Geringschätzung »Völkergemisch« genannt – als wäre die »völkische Einheit« eine Voraussetzung für staatliche Qualität. Man kann sich also von der Vorstellung nicht befreien, daß das »Nationale« identisch ist mit der staatlichen Selbständigkeit. Man geht so weit, sogar noch das Folkloristische gelegentlich mit dem Nationalen zu verwechseln. Ach, es ist ein recht

simples Jahrhundert! Dank seiner fanatischen Verliebtheit ins Raisonnable verwechselt es das Komplexe mit dem Illegitimen, Unvernünftigen, Unbrauchbaren. Sobald ein Mosaik sichtbar wird, fürchtet das Jahrhundert, darüber zu stolpern. Bald wird die Zeit kommen, wo Teppiche in den Winkel gestellt werden oder zusammengerollt auf den Dachboden verbannt. Auf glattes Linoleum wird man treten, auf staubfreies, hygienisches. Man wird zwar nicht stolpern. Man wird nur ausgleiten...

Also mußte das Mosaik verschwinden. Nationale Majoritäten mit nationalen Minderheiten entstehen, die leicht übersehbar scheinen. Kompliziert sind sie wirklich nicht, sie werden nur Komplikationen schaffen.

Auch dies auszuführen erübrigt sich heute, da wir mitten in den Komplikationen stecken. Hat der Weitsichtige dies nicht voraussehen können? Seine immer wache, sprungbereite Skepsis machte just vor jener Grenze halt, hinter der die wahre Erkenntnis beginnt, nämlich die einfachste aller Erkenntnisse: daß Unzulänglichkeit unser einzig sicheres Erbe ist.

Er hat keinen politischen Erben hinterlassen, aber ein recht umfangreiches politisches Testament, aus dem es ersichtlich wird, daß er besser gesehen hat, als es ihm erlaubt gewesen sein mag zu handeln.

»Worum hat es sich denn gehandelt, wenn nicht um Schritt für Schritt die deutsche Macht wiederaufzurichten? Durch ein wahrhaftes Wunder an Willenskraft richtet sich Deutschland im Frieden gegen all das, was das menschliche Recht durch unseren Sieg gewonnen hatte. *Welche Kräfte werden sich nun in den Dienst der jungen Völker mitten in Europa stellen?* Welche Hilfe werden sie uns und welche Dienste können wir ihnen leisten? Alle Fragen über die Nachkriegsbereitschaft Deutschlands werden wieder aufgeworfen. *Deutschland wird*, sobald es seine Kräfte wiedergewonnen hat, *schicksalschwere Abkommen treffen, und zwar mit der Absicht, Frankreich zu isolieren.*«

»Deutschland irrt, wenn es glaubt, ein Leben von Recht und Gewissen innerhalb der germanischen Gemeinschaft und gleichzeitig eines von schamloser Falschheit in den Beziehungen von Volk zu Volk führen zu können. Dieser Irrtum macht es ungeeignet für die Gemeinschaft der zivilisierten Völker.«

Nun, Deutschland ist für die Gemeinschaft der zivilisierten Völker immer noch unfähig, obwohl es jüngst sogar auf ein »Leben von Recht

und Gewissen innerhalb der herrschenden Gemeinschaft« verzichtet hat. Siehe da! Sogar Clemenceau war noch ein Optimist!...

DIE ECHTE LETZTE VIERTELSTUNDE

Er nahm Abschied vom öffentlichen Leben, endgültigen Abschied, und er war mächtiger als je. Auch die »letzte Viertelstunde« hatte ihn so groß nicht gesehen. Der Tod hat nicht umsonst gezögert. Den Alten, Vielerfahrenen muß das Leben noch einiges lehren, vielleicht das Wichtigste: daß nämlich sich die Kleinheit der Menschen vor dem unbestreitbaren Triumph nicht zurückzieht. Daß die Menschen das Verdienst nicht anerkennen, wußte der Alte längst. Ihm blieb noch die Gunst vorbehalten, die Niedrigkeit auch angesichts des endgültigen Ruhmes in ihrem vollen Betrieb zu erblicken. Der Skeptiker von Geburt und Natur erhielt also die höchste Belohnung, die einem Skeptiker zuteil werden kann: *die endgültige Enttäuschung.*

Der Alte hat sich zwar zurückgezogen, aber nicht zur Ruhe gesetzt. Er unternimmt eine Reise nach Ägypten. Er weiht sein eigenes Denkmal ein. Er fährt, noch einmal, nach Amerika, um dort der eigenen Jugend wiederzubegegnen.

Er kehrt heim, rings um ihn mäht der Tod Zeitgenossen, Freunde, Gegner. In seinem Haus in der Vendée lebt er, einsam, wie er immer gewesen war, aber nicht allein. Jüngere kommen, während die Alten sterben.

Im April 1926 hielt er seine letzte Rede – die Totenrede für den Freund Geoffroy. Er trat ans Grab, auf den Stock gestützt. Es war der Wille des Toten, daß Clemenceau ihm ein Wort nachrufe. Und er sagte: »–... Gustave Geoffroy... hat die eitlen Ehren und das Geräusch der Grabreden vermeiden wollen. Er hat nur Blumen gewünscht, viele Blumen, wie um die Schönheit seines Lebens über das Grab hinaus zu erhalten. Sein Leben und sein Tod gleichen einander. Er hat sich gemüht, er hat gearbeitet, er hat gelitten. Er war glücklich – glaubt es nur! Er hat das Leben gekannt. ––– Wir sind nicht hier, um über ihn zu urteilen... Der Tod ist eine herrliche Reinigung des Lebens.«

Geoffroy war einer seiner letzten Freunde. Clemenceau wußte schon, daß an seinem eigenen Grabe niemand sprechen würde. Das Leben

kannte auch er. Und der Tod erschien ihm schon als die »herrliche Reinigung des Lebens«. Und sein Testament war bereits abgefaßt.

Die Gäste Clemenceaus finden einen herzlichen, gastfreundlichen Greis vor, keinen milden allerdings, aber einen zum Verzeihen immer geneigten. Die Skepsis hatte sich fast zur Güte gesteigert. Der Alte war kein Tiger mehr. Er war ein Gärtner geworden. Er schnitt seine Rosenstöcke, besprengte die Beete. Der Boden seines Gartens war sandig. Die Fachleute hatten behauptet, hier könnten keine Rosen gedeihen. Clemenceau pflanzte trotzdem Rosen, und dem Sand und dem Kenner zum Trotz gediehen sie auch. Irgend etwas irgend jemandem abzutrotzen war des Tigers wildes Vergnügen gewesen. Dem Gärtner ward's eine sanfte Freude. Hundertfünfunddreißig Francs zahlte er Miete im Jahr. Er bewohnte drei Zimmer. Der Fußboden bestand aus blankem Holz, das Bett war hart und schmal, am Fenster stand der Tisch, an dem Clemenceau sein letztes Werk schrieb, »Grandeurs et Misères d'une Victoire«. Die Mahlzeiten nahm er in der Küche ein.
Am 24. November 1929 stirbt er. In der letzten Viertelstunde, der wirklichen letzten Viertelstunde, umkrampft er die Hand seines Dieners Albert und führt sie an die Lippen. Er war achtundachtzig Jahre alt. In der Nacht von Sonntag auf Montag um zwei Uhr wurde er begraben. Acht Männer trugen den Sarg.
Es regnete.

CLEMENCEAU IM PANOPTIKUM

Es war ein Jahr nach dem Tode Clemenceaus, ein regnerischer Sonntagnachmittag: einer der regnerischen Pariser Sonntagnachmittage, an denen man der feierlichen Trostlosigkeit der Straße entfliehen muß. Menschen, die »mit der Zeit gehen«, setzen sich ins Kino. Jene, die »hinter der Zeit zurückzubleiben« entschlossen sind, versuchen dorthin zu gehen, wo die Vergangenheit in relativ dauerhafter Weise festgehalten wird: nämlich ins Panoptikum, in das Musée Grevin.
Bösewichter, Philanthropen, Staatsmänner, Tyrannen, Greuel, Scheusale, Heilige, Mörder und Genies sind im Musée Grevin zu sehen. Es

ist der Luxus, den sich die Natur leistet, im Vorzüglichen wie im Entsetzlichen. Es ist lehrreich, ihn von Zeit zu Zeit wiederzusehen, besonders an verregneten Sonntagen, wenn man nicht unbedingt mit dieser Zeit gehen möchte.

Aber nichts ist dauerhaft in dieser Welt. Auch das Wachs im Musée Grevin wird eines Tages umgeschmolzen. Also kann es geschehen, daß die Materie, aus der die Abbilder unserer aktuellen Mächtigen, der Staatsmänner und der Diktatoren zum Beispiel, hergestellt sind, in fünf, zehn, zwanzig Jahren in noch aktuellere Mißgeburten, Schrekkensgestalten, Unholde neu geschmolzen wird. Eine gewisse Beständigkeit ist nur den Statuen der schon in die *Legende* aufgenommenen menschlichen Bestien und menschlichen Genies gesichert. Denn weit gerechter als die Geschichte ist die Legende; und das Museum der Legende ist das Panoptikum. Mit dem letzten Panoptikum der Welt werden auch die Legenden aufgehört haben.

Im Panoptikum steht also, wahrscheinlich und hoffentlich für lange Zeit, die wächserne Statue Clemenceaus. »So wie er leibt und lebt«, muß man sagen. Denn die peinlich getreue, realistische Imitation vermittelt zwar nicht die »Kenntnis« des Menschen, den sie darstellt, aber sie erleichtert ohne Zweifel besser als die Photographie den Zugang zum äußerlichen Wesen des Objekts. Die Dreidimensionalität der Wachspuppe und die skrupulöse Exaktheit des Details kann die Photographie nicht geben. Sie hat, auch in ihren Anfängen schon, die latente Neigung, den Gegenstand zu *interpretieren*. Die Beschränkung auf Schwarz und Weiß, Licht und Schatten ist zu verführerisch. Die Wachspuppe aber hat keine illegitimen Ambitionen. Die Materie gesteht von selbst und von vornherein ihre Beschränkung. Der Ehrgeiz des Wachsbildners ist die getreueste Nachahmung der Physiognomie und der Gestalt. Die einzige intuitive Freiheit, die er sich gestattet, ist: die charakteristische körperliche Haltung seines Originals zu finden.

Lange Zeit stand ich nun im Musée Grevin vor dem wächsernen Clemenceau. Das Panoptikum war gut besucht. Aber ich stellte fest, daß sich nicht auch nur *ein* Besucher vor dem Abbild des Mannes aufhielt, der für Frankreich den Sieg errungen hatte. Ihm hatten es diese braven Menschen wahrscheinlich zu verdanken, daß sie die Sonntage nicht in preußischen Kasernen verbringen mußten oder zumindest nicht in einer Welt, die ohne Zweifel für ein ganzes Jahrhundert den Aspekt eines Magdeburgs geboten hätte, mit lauter Siegesalleen als »Ein- und

Ausfahrtstraßen«. Ich dachte an das Wort Lichtenbergs: »Die Völker haben die Neigung, die lebendigen Heroen als Bildnisse zu verehren; sobald die Heroen in Stein dastehen, vergißt man die Originale.« – Es war kein Stein, es war nur Wachs. Aber die Vergeßlichkeit der Menschen gilt offenbar jeder Materie.

Clemenceau stand da, wie er auf der Tribüne im Cirque Fernando gestanden sein mochte, einen Fuß leicht vorgestreckt, in schwarzer Redingote, mit schwarzer Smokingschleife, die recht Hand bereit und im Begriff, ein eben sprechendes Wort zu unterstreichen. Es war nichts Triumphales in Gesicht, Gestalt, Haltung; wohl aber ein deutlich Kämpferisches. Es war nur eine wächserne Puppe? – Ich glaube, daß die Magie der wahren Persönlichkeit auf dem Weg durch die Hand des Bildners selbst die Wachsmaterie noch belebt. Die Wendung »bietet die Stirn« kam gleichsam aus der metaphorischen Sphäre wieder in die ursprünglich konkrete zurück. Ein Tiger in der Defensive, im Bereich des Humanen angesiedelt. Der dichte Schnurrbart fällt über die Oberlippe, die hoch am Stirnjoch wuchernden struppigen Brauen stehen wie warnende Hindernisse über der dunklen Glut der Augen. Das »Private« ließ das Historische, auch das »Offizielle« vergessen. Das äußerliche, aber intime Detail weist unter Umständen den Weg zum rein Menschlichen.

Es war Halbdunkel im Panoptikum; ein Halbdunkel, geboren aus dem sparsamen Lampenlicht in fensterarmen Räumen und aus dem Schatten, den die Figuren selbst werfen. Es ist der Dämmer einer künstlichen Unterwelt, ein schraffiertes Grau, das die Überdeutlichkeit der Nachbildungen und die aufgetragene echte Lebensfarbe der Gesichter mildert. Ein leichter Schauer ist unausweichlich. Aber er ist es eben, der diesem Museum einen legitimen Sinn gibt und die poetische Beziehung des Panoptikalen zum Legendarischen herstellt.

DER LETZTE WILLE

Wir wissen keinen würdigeren Abschluß für unsere kurze Untersuchung als:

Das Testament Clemenceaus

Clemenceau schrieb auf ein großes Blatt Papier folgende Zeilen:
»Dies ist mein Testament. Ich will begraben werden in Colombier, an der Seite meines Vaters. Mein Leichnam wird vom Totenhaus an den Ort der Bestattung überführt ohne Leichenpomp und ohne jede Zeremonie. Weder Kundgebungen noch Einladungen, noch Zeremoniell. Rings um das Grab nur ein eisernes Gitter, ohne Namen, wie bei meinem Vater. In den Sarg lege man mir meinen Stock mit dem eisernen Knauf, der noch aus meiner Jugend stammt, und die kleine Kassette in Ziegenleder, die in der oberen Etage, im Spiegelschrank, in der linken Ecke steht. Man lasse das kleine Büchlein, das meine liebe Mutter dort hingelegt hat. Schließlich füge man die zwei kleinen Buketts aus den vertrockneten Blumen bei, die sich über dem Kamin jenes Zimmers befinden, das zum Garten führt. Man stecke das kleine Bukett in die Granatenhülse, in der das größere steckt. All das lege man mir zur Seite. Zu meinen Testamentsvollstreckern ernenne ich meinen sehr lieben Freund Nicolas Pietri. Ich stelle ihm den Herrn Pourmin, Advokat, zur Seite wie meinen Sohn Michel. Ihnen danke ich für die Mühe, die ich ihnen verursachen mag.
Gegeben in Paris am 28. März 1928 Georges Clemenceau«

Ohne Datum

RAINER MARIA RILKES »MARIEN-LEBEN«

Wenn in deutschen Landen die Sitte bestünde, einem Dichter für jeden schlechten Vers eine derbe Ohrfeige zu versetzen, wie es einstens einem Poeten in den seligen Gefilden Griechenlands geschah, so müßte Rainer Maria Rilke für sein »Marien-Leben« eine tüchtige Tracht solcher Ehrenbezeugungen einheimsen. Dieser Lyriker scheint auf der schiefen Ebene des Modernismus unaufhaltsam hinabzurollen. Oder hinaufzuklettern. Vielleicht hat er sogar schon den Gipfel der Moderntuerei erreicht. –
Von seinen schlichten, innigen Liedern, die er uns bei seinem ersten Auftreten vorsang, bis zu seinen letzten, »schwülstig-farbenprotzenden«, heimlichtuenden Wort- und Bilderhäufungen ist freilich ein langer Weg. Aber mit der Geschwindigkeit eines Schnelläufers, der im Wettlaufen Sieger geblieben, hat ihn Rainer Maria Rilke zurückgelegt. Seine letzten Verse sind wie falsche orientalische Teppiche: etwas verstaubt anmutend, sinnlose Ziererei neben- und übereinander, aber auch mit dem Kennzeichen, wodurch sich die falschen Teppiche von den echten unterscheiden: Eine gewisse Symmetrie und Absichtlichkeit ist nicht zu verkennen. Es ist die Symmetrie des Unsinns und die Absichtlichkeit der Kopfverdrehung. Aber an Dinge dieser Art sind wir längst gewöhnt. Futurismus und Kubismus sind *Strömungen* geworden auch in unserer Lyrik. Wenn ein Effekthascher, wie es Rilke offenbar ist, heutzutage noch originell sein will, so bleibt ihm nichts übrig, als Dilettant zu werden oder sich mindestens als solcher zu gebärden. Das ist ja das Traurige unserer Zeit: Die Dilettanten heißen Dichter, und die Dichter werden Dilettanten. Beides gelingt leider nur zu häufig!
Daß besonders das letztere gelingt, beweist das »Marien-Leben« von Rainer Maria Rilke. Zugegeben muß werden, daß der Stoff ein sehr heikler ist. Er ist zumeist episch behandelt worden. Ihn in den zarten, wallenden Schleier der Lyrik zu kleiden, ihm den sanften Hauch der Äolsharfe zu verleihen, mag schwer sein. Es gilt, das Heilig-Unfaßbare heilig-unfaßbar zu besingen. Rainer Maria Rilke hat es kindisch-unfaßbar besungen. Vielleicht wollte er dadurch das Kindlich-Naive der Marialegende zum Ausdruck bringen. Er hat das Kindisch-Naive zum Ausdruck gebracht. Seine Verse sind das Lallen eines Kindes oder eines verzückten Fanatikers. Gesunde Gläubigkeit dichtet anders.

Das »Marien-Leben« besteht aus 13 Stücken. Man will sie alle nicht »Gedichte« nennen. Das, was besonders in ihnen reizt, ist die Prosa. Gereimte, geleimte Prosa. An den Haaren herbeigezerrte Reime. Hapernde Versfüße. Erschreckende Sprachgrausamkeiten. Jämmerliche Neubildungen. Katzenmusik. Ich setze als Beispiel hierher die drei Strophen aus dem ersten Stück: »Geburt Mariä«:

O was muß es die Engel gekostet haben,
nicht aufzusingen plötzlich, wie man auf*weint* (!)
da sie doch wußten: in dieser Nacht wird dem Knaben
die Mutter geboren, dem Einen, der *bald* (!) erscheint.

Das ist Prosa. Es hat die Engel wirklich viel gekostet, nicht aufzusingen, wie man aufweint. Aber viel mehr muß es die Leser kosten, nicht aufzulachen plötzlich ...
Der Dichter fährt fort:

Schwingend verschwiegen sie sich (sic!) und zeigten die Richtung,
wo, allein, das Gehöft lag des Joachim,
ach, *sie fühlten in sich und im Raum die reine Verdichtung*, (!)
aber es durfte keiner nieder zu ihm.

Die Engel »verschweigen sich«. Das wäre noch verzeihlich. Aber auf »Richtung« muß unbedingt ein Reim gefunden werden. Und so muß halt das Lehrbuch der Physik herhalten, ob es den Engeln angenehm ist oder nicht. Die »Verdichtung« wird gefunden, und wenn von der »reinen Verdichtung« die Rede ist, so muß natürlich auch der Begriff des »Raumes« dabeisein. Selbst die Engel sind verurteilt, »in sich« die »Verdichtung« zu fühlen. Also, wir Menschen können uns in schweren Stunden trösten.
Dann folgt die dritte Strophe:

Denn die beiden waren schon so außer sich vor Getue. (!)

Man weiß natürlich nicht, wer diese beiden sind. Das Gehöft etwa und der Joachim? Oder vielleicht zwei Engel? Wenn diese in sich die Verdichtung fühlen, dann ist es schon möglich, daß sie außer sich vor Getue sind.

Eine Nachbarin kam und klugte und wußte nicht wie

Der Leser tut leider dasselbe

und der Alte, vorsichtig, ging und verhielt das Gemuhe

das natürlich auf »Getue« reimt

einer dunkelen (aufgepaßt: dunkelen!) Kuh. Denn so war es noch nie.

Auch in der modernen Lyrik war es *so* noch nie!
Merkwürdig ist dabei nur, wie dieser moderne Dichter meist mit Gewalt »freie Verse« vermeidet. Die häßlichste Vokalschleifung ist ihm oft lieber: »ein wenig *wegzuzerrn* mit beiden Händen« – »wegzuzerrn« ist wirklich ein schönes Wort.
Überraschend sind die Vergleiche: Das Los der Maria ist höher als die Halle und schwerer als das Haus. Maria wird wie ein Lavendelkissen begraben, damit die Erde nach ihr rieche wie ein feines Tuch. Der Heiland kommt zu Maria nach der Auferstehung, und beide beginnen »still wie die Bäume im Frühling [...] die Jahreszeit ihres äußersten Umgangs«. Und noch viele andere.
Wollte man den ganzen aufgehäuften Unsinn zitieren, man müßte fast das ganze Büchlein abschreiben.
Aber wie wenn ein König schlechtes Gewand anlegt, um als Bettler zu erscheinen, und danach das Königliche durch alle häßlichen Lumpen bricht, so bricht das Dichterische in Rainer Maria Rilke durch die Lumpen des Dilettantismus, die er nur zufällig angelegt. »Bettler können dir Bruder sagen, und du kannst doch ein König sein«, singt er selbst an anderer Stelle. In Hinsicht auf sein »Marien-Leben« möchte man ihm zurufen: Dilettanten können dir Bruder sagen, und du kannst doch ein Dichter sein.
Neben sinnlosen Bilderfratzen und gut gelungenen Karikaturen ein verschwenderischer Reichtum packender Szenen. Goldene Klänge der apollinischen Leier, tiefe Weisheitssprüche. Man lese nur das Gedicht »Die Darstellung Mariä im Tempel«. Ich zitiere: [...]

Undatiertes Manuskript, Leo Baeck Institute (New York)

NÜTZLICHE BEMERKUNG FÜR HISTORIKER

Ein Leser schreibt uns:
Es dürfte – gerade in diesen Zeiten – nicht ganz ohne Nutzen sein, auf ein eklatantes Beispiel für die ewige menschliche Unzulänglichkeit auch eines gewissenhaften und scharfsichtigen Politikers und Historienschreibers hinzuweisen – auch wenn dieses Beispiel im übrigen keineswegs von politischer oder historischer Bedeutung ist. Im »Pariser Journal« veröffentlichte der auch Ihren Lesern bestbekannte Winston Churchill einen Artikel über den Mord von Sarajevo am 28. Juni 1914. Ich zitiere nicht den englischen Text, der mir nicht zur Verfügung steht, sondern den französischen – Winston Churchill schreibt:

»Le jour ce là, comme les autres, les hommes allèrent à leur travail aux champs, ils venèrent à leurs occùpations dans les bureaux et dans les ateliers...«

Nun, es sei mit allem Respekt gesagt, den man Herrn Churchill schuldig ist: der 28. Juni 1914 war – ein *Sonntag*...

Undatiertes Manuskript, Leo Baeck Institute (New York)

DER HAUSLEHRER

Ich war arm und hätte eigentlich dritter Klasse fahren müssen. Aber ich stieg in die zweite. Es war meine erste längere Reise, und ich hatte mir vorgenommen, niemals dritter oder gar vierter zu reisen. Ich hasse die Enge der dritten Klasse, das nackte, glattgescheuerte Holz, den schmalen Gang in der Mitte, die Reisenden, die niemals zum Vergnügen fahren, sondern weil sie müssen, und das Essen, das sie auspacken. Ich hasse die abgegriffenen Fenstergürtel aus schmutziger Leinwand, das trübe Licht an der niedrigen Decke, die fettigen Ranzen, die gelben Strohkörbe der Dienstmädchen, die braunen Fahrkarten aus Pappe, die mich an das Holz der Bänke erinnern, und die Pfeifen der rauchenden Männer.

Am schlimmsten sind die Socken der Reisenden, die ihre Stiefel ausziehn und bequeme, bunte Pantoffel anstecken. Ihre Socken sind geflickt, und die Unförmigkeit ihrer kurzen, groben, rohgezimmerten Füße wird sichtbar, die stark dünsten. Manchmal sieht man auch Teile ihrer Unterkleidung. Wenn sie ihre Reisetaschen öffnen, kann ich den Anblick nicht abwenden, obwohl ich nichts sehen möchte. Sie aber drängen mir alle Intimitäten ihres Hauses auf, ich sehe ihre Taschentücher, die Wärmeflasche, die einsam leuchtenden Äpfel und Mandarinen, ein Eßbesteck aus einer Art versilberten Zinns, das sich in Gelenken zusammenfaltet und rostet, obwohl es nach Schmirgelpapier riecht. Alle diese äußerst praktischen Dinge sind mir verhaßt, das Luftkissen, das ein Hinterteil aus Gummi ist, die Zahnbürste in einer Glasvitrine, wie ein vertrockneter Stengel mit Borsten, die klappernde Seife in einer viel zu großen Dose mit irgendeiner Firmenaufschrift, die Geschäftsbücher mit den blauroten, gleichsam gefrorenen Quadraten, die gutverkorkten flachen Cognacflaschen und ganz kleine Polster, die an Säuglinge gemahnen, die der Reisende eben zu Hause gelassen hat.
Dagegen liebe ich das kühle Leder oder den warmen Plüsch der teuren Fahrklassen, die grünen Karten, die wie die Fremde leuchten, ferienhaft und sommerlich, die sehr eleganten Damen, ihre Art, gefallen und gleichzeitig verbieten zu wollen, ihre Erlebnisse, die der Puder bestäubt, ihre Lippen, die mit Wollust den Schminkstift schmecken, ihre Toilettengegenstände aus Leder, Glas und Stahl, ihre Kämme, die nach Haar duften, ihre kleinen Taschentücher, die wie weiße Grüße sind. Die vornehmen Fahrtgenossen verbergen mir alles, die einfachen offenbaren mir alles. Eine reizende Dame kann mich glücklich machen. Wir haben viel Gemeinsames in einem Abteil, wir haben dieselbe Richtung, dieselben Erwartungen, wir schweigen fremd, aber wir sind doch Verbündete gegen alles Zudringliche, Plumpe, Gemeine.
Niemand begleitete mich, ich hatte nicht Abschied zu nehmen, nicht zu winken, nicht zu grüßen. Ich kehrte meiner Heimat den Rücken. Ich sah höhnisch auf ihre Türme, ihre Gesamtansicht lag vor mir wie eine gleichgültige Ansichtskarte. Ich betrachtete die Frau, die mit mir fuhr.
Ihr Aussehn verriet nicht ihr Alter, aber viel Wichtigeres: daß sie jeden Tag badete, ihre Haut salbte, schminkte, daß sie von Geld und nicht von Arbeit, nicht einmal von fremder, lebte und gute Schneider hatte. Sie war dreißig, fünfunddreißig oder vierzig. Sie gehört, so dachte ich,

zu den ersten Kreisen der Hauptstadt, in die ich jetzt fuhr, und es wäre gut, mit ihr zu sprechen. Sie las eine Zeitschrift, gähnte, legte eine Hand vor den Mund und fuhr mit der Zungenspitze zweimal über die Lippen.

Dann ging sie hinaus. Ich klemmte ein Stück Pappkarton von einer Zigarettenschachtel unter die Tür und wartete, bis sie wiederkam. Sie konnte die Tür nicht öffnen. Ich stand auf und öffnete. Die Dame sah, daß ich angestrengt war, neigte den Kopf und sagte: »Ich danke Ihnen.«

Darauf hatte ich gewartet: »Ich danke Ihnen«, sagte ich, »es wäre mir furchtbar gewesen, wenn Sie sich etwa entschlossen hätte, wegen der dummen Türe ein anderes Coupé aufzusuchen. Ich bin glücklich, daß Sie hier sitzen.«

Ich sah sehr bedeutend aus und bemerkte, daß die Dame erstaunt war über meine Antwort und daß sie mich ansah, um mein Alter abzuschätzen. »Sie sind noch sehr jung!« sagte sie.

»Jünger, als Sie glauben!« antwortete ich, obwohl ich keineswegs älter aussah, nur, um anderes zu sagen, als meine Altersgenossen geantwortet hätten.

»Wie stolz Sie auf Ihre Jugend sind«, sagte die Dame.

»Wie eine Frau«, erwiderte ich und sah sie so an, daß es war, als hielte ich gerade sie für jung und stolz.

Ich erzählte ihr später, daß ich in die Hauptstadt fuhr, um zu studieren, daß ich arm war, daß ich aber in der zweiten Klasse saß, weil ich die dritte nicht leiden mochte.

»Sie halten mich zwar für sehr jung«, sagte sie, »aber ich habe schon beinahe einen erwachsenen Sohn.«

Ich legte einen kleinen Schrecken in meinen Blick und sah sie an.

»Er ist dreizehn Jahre alt«, fuhr sie fort, »und kein Lehrer kommt mit ihm zurecht. Sie könnten ihn vielleicht unterrichten. Sie sind gewiß ein guter Philologe.«

»Ein sehr guter!« sagte ich, um nicht bescheiden zu sein.

»Sie sind eingebildet!«

»Gewiß nicht!«

»Würden Sie meinen Sohn unterrichten?«

»Sehr gerne.«

Es entstand eine Pause. Dann sagte ich ganz leise:

»Ihretwegen.«

Als ich dieses Wort leise gesagt hatte, begann auf einmal ein hilfreicher Abend zu dämmern. Er ermöglichte es mir, näher an die Dame zu rücken, denn in der Dunkelheit bedarf es keiner Ausreden, und die Handlungen sind ohnehin nicht mehr nackt. – So wurde ich Hauslehrer.

Undatiertes Typoskript, Berliner Nachlaß

REGINA ULLMANN*

Regina Ullmann ist ein frommer Dichter. Es wäre lächerlich, auf sie die liberalistischen Begriffe: »Weltfrömmigkeit« oder Naturfrömmigkeit anzuwenden. (Es sind Formulierungen der aufgeklärten Literaturgeschichte, die sich gezwungen glaubte, die wahre Frömmigkeit eines Dichters gleichsam zu entschuldigen; zu entschuldigen vor dem stupiden Hochmut des bewußt »Unfrommen«.) Sie ist nicht »weltfromm«, sondern christlich und fromm, jede ihrer großartig präzisen kleinen und größeren Geschichten ist ein Kind der Verwunderung der Autorin, ein Wunder also. Es ist gleichsam, als täte die Autorin einen Kniefall vor jeder der Gestalten, die sie »beschreibt«. Sie sind bedeutend, weil sie so unüberlegen ist, und sie »beherrscht« ihre Menschen gerade deshalb, weil sie ihnen mit williger Demut unterlegen ist. Es ist, als stände sie selbst unverständig vor jeder ihrer Geschichten und vor jedem ihrer Sätze und wunderte sich und dankte Gott, nicht, daß es ihr »gelungen« sei – denn dazu eben ist sie zu fromm –, sondern daß es ihr gegeben sei, so etwas versucht zu haben; so etwas versucht haben zu können. Es hat kaum einen bescheideneren Dichter gegeben. Von Geburt zur edlen Bescheidenheit ausersehen, wurde sie als Dichterin und als Christ in den Adelsstand der Demut erhoben. Aber: ein katholischer und österreichischer Mensch, ein wahrhaft inniger Schriftsteller von einer natürlichen Sprachkraft, die jede Übersetzung erlebt. Regina Ullmann (erleidet) das Los aller wahren österreichischen Katholiken. Sie finden nur noch wenig erkennende Katholiken in Österreich: Die einen bauen Brücken nach Potsdam, die anderen nach Hollywood.

* Titel vom Hrsg.

Was soll sie da, die fromme Regina Ullmann? Meisterin der Sprache, ohne es zu wissen, ohne es wissen zu wollen, hält sie es wahrscheinlich noch für seltsam, daß man sie rühmt: Würde einer christlichen Dichterin, die noch lange nicht die österreichische Mesquinerie entschuldigt (...).

Undatiertes Fragment, Leo Baeck Institute (New York)

STIERKAMPF

Französische Zeitungen berichten von einem Unglücksfall, der sich in der großen Arena von Nîmes vor einigen Wochen zugetragen hat. Ein Zuschauer, der über die Barriere sprang, um aus plötzlich erwachter Kampfeslust sich unberufen am Stierkampf zu beteiligen, wurde von dem wütenden Tier emporgeschleudert und blieb mit zerbrochenem Schädel in der Mitte des Platzes liegen. Der Stierkampf wurde daraufhin unterbrochen.

Es dürfte bekannt sein, daß in der Provence die Stierkämpfe ebenso beliebt sind wie in Spanien und nur nach anderen Gesetzen ausgeführt werden dürfen. Ein Gefühl für humanen Anstand veranlaßte die französische Behörde, die Fortführung des Kampfes bis zum Verenden des Stiers und der Pferde zu verbieten. In Südfrankreich werden also die Tiere nur bis zur Schlachtreife gepeinigt. Es gibt in Frankreich und selbst innerhalb der französischen Literatur einige prominente Fürsprecher des Stierkampfes; ein paar fanatische, zum mindesten Fanatismus spielende Anhänger jener Anschauung, die aus der Blutrünstigkeit eine Kulturforderung macht und den Heroismus als Zeugen einer verklungenen romantischen Schönheit selbst in dem Maße erhalten wissen will, in dem er aufhört, sich von der Bestialität zu unterscheiden.

Jene oben zitierte Zeitungsnotiz erweckt in mir die Erinnerung an einen Sonntag, an dem ich, Widerwillen und Neugier im Herzen, nach Nîmes fuhr, um einen der gesetzlich gemilderten Stierkämpfe zu sehen. Es gab weniger Farben als in Spanien, weniger Kostüme, der Stier sollte nicht sterben, der Mensch nicht verenden. Im Gasthaus saß ich neben provençalischen Bauern, denen die kämpfenden Stiere und die kämpfenden Söhne gehörten. Sie schnitten das Fleisch mit ihren gro-

ßen Taschenmessern vom Knochen, aßen aber kleine, zierliche Stückchen und tranken den guten roten Wein der Päpste, von dem eine halbe Flasche soviel kostete wie eine ganze Mahlzeit. Sie hatten lange faltige Hälse, durch die man jeden Bissen gleiten sah, und große knöcherne und bedächtige Hände. Unter ihnen saß ein städtisch gekleideter, mit Kragen und Krawatte ausgerüsteter, halbbäuerlich aussehender Mann, den man Herr Direktor nannte und der Präsident des Komitees für Stierkämpfe war. Er war aufgeräumt, ein dicker Schäker, witzig und herablassend. Die herrenlosen Hunde von Nîmes rochen die guten Knochen und schlichen um den Tisch herum. Die Bauern fütterten die Hunde, freuten sich an deren Appetit, saßen noch lange, tranken noch eine Flasche und noch eine.

Indessen füllte sich die Arena ungefähr drei Stockwerke hoch. Mit Menschen gespickt waren die Galerien, die vielen Köpfe neben- und übereinander schienen aus dem Stein zu wachsen. Es war, als hätte man sie gesät und sie wären dann aufgegangen. Die Sonne lag weiß und schmelzend auf dem kahlen Rund in der Mitte. Dann erfolgte ein feierlicher Trompetenstoß. Aus einer der Türen stürzte der erste Stier, empfangen vom Geheul der Zuschauer und geblendet von der schmerzenden Sonne. Er kam aus dem guten, dunklen und kühlen Stall. Ihm war diese Arena eine wüste Hölle aus weißem Sonnenbrand und wüstem Geschrei. Die Hörner gesenkt, die Vorderbeine geknickt, setzte er zum ersten Sprung an, der ihn retten sollte. Nach einer Sekunde sah er bereits, daß aus diesem Ring kein Ausweg war. Er lief den runden Zaun entlang und säuberte ihn von den Zuschauern, die mit flinken Sprüngen über die Planken setzten. Sie schrien dabei, beschimpften das Tier, warfen ihm ihre Mützen in den Weg. Während der Stier gegen eine bestimmte Stelle des Zaunes stieß, sprangen von anderen, ungefährdeten Stellen her junge Leute wieder in die Mitte der Arena. Sie lockten den Stier, schrien, schreckten ihn. Einer lief dem Tier entgegen, streckte die Hand aus, der Stier stieß gegen ihn, der Mann entwich. Er war flinker, er war zweibeinig, er hatte Genossen, die ihm halfen und den wütenden Stier ablenkten, er war in einer ungleich besseren Situation, der tapfere Mensch. Er durfte alle Waffen benutzen: die List, die Feigheit, die Zweibeinigkeit, den Zaun, die Ausgänge und einen eisernen Kamm. Der Stier hatte nichts. Über die Hörner hatte man ihm Schläuche aus Leinwand gestülpt, um ihre Stoßkraft zu mildern.

Der Stier war schwarz, kräftig, um seinen Nacken kräuselte sich das Fell. Sein guter breiter Schädel glänzte bläulich in der Sonne, seine Augen waren groß, ratlos, feucht, dunkelgrün und in aller Wildheit noch fromm.

Die Menschen, die ihn reizten, waren jung, braunhäutig, dumm. Unter ihnen befanden sich zwei, die ich nie vergessen werde: der eine dick und schwer, mit einem würfelförmigen Schädel, den linken Unterarm bandagiert, die Hände klotzig, die Finger wie aus primitiv geschnitztem Holz, die Nase kurz und stumpf, eine Stirn, die aus zwei Querfalten bestand und zwei Wülsten, die Augen wie kleine blanke Eisstückchen. Er war der flinkste Jäger, trotz seiner Körperschwere. Er setzte mit großen Sprüngen über den Zaun. Er ließ sich im richtigen Moment fallen, er vollführte fünf Drehungen in einer Sekunde. Er ritzte blitzschnell die Stirn des Tieres mit einem eisernen Kamm und war im nächsten Augenblick verschwunden. Er wurde an die zwanzigmal beklatscht, einige Male von der Präsidentenloge geehrt, ihm zu Ehren blies die Musik einen Tusch. Aber nichts konnte seinem Ehrgeiz genügen. Das war kein Spiel mehr. Dieser Mann haßte den Stier. Der Stier war sein Feind.

Der Kollege des Mannes war dünn, groß, schwarz und hatte lange Gliedmaßen, die ihn im Kampf hinderten. Seine schmale Nase ragte wie ein Messer aus dem Gesicht. Auch er haßte das Tier. Er griff zu noch hinterhältigeren Mitteln. Es war, als rächte er sich am Stier für sein eigenes Ungeschick. Er spannte einen violetten Damenschirm auf und hielt ihn dem Stier vors Angesichts. Verfolgt, vom Schirm geschützt, kroch der Kämpfer über den Zaun und stieß aus einer feigen Sicherheit die Spitze des Schirmes gegen das Geschlecht des Stiers. Großes Gelächter in der Arena. Die Zuschauer hielten sich die Bäuche. Das häßlichste Requisit, das der Mensch erfunden hatte, wurde eine Waffe gegen das kräftigste der Tiere. Der Mann hätte kein besseres Symbol für die Würde der heroischen Menschheit finden können.

Ratlos, erschöpft, mit fließendem Schaum stand der Stier, den Blick gegen das Tor gerichtet, hinter dem der gute, warmriechende Stall war, die wärmende Heimat. Ach! das Tor war geschlossen und öffnete sich vielleicht nie wieder. Die Menschen schrien und lachten, und es schien, daß der Stier jetzt schon zu unterscheiden wußte zwischen den aufreizenden Rufen und dem harmlosen Spott. Eine ungeheure Verachtung, groß wie diese Arena, erfüllte den Stier. Jetzt wußte er, daß man ihn

auslacht. Jetzt war er zu schwach, um wütend zu sein. Jetzt erkannte er seine Ohnmacht. Jetzt war er kein Tier mehr. Jetzt war er die Verkörperung aller menschlichen Märtyrer. In seinem Blick lag ein Schimmer von einem leuchtenden Schmerz, der im Auge aller Gekreuzigten brennt. Er stand da und hoffte nicht mehr.

Da erschien hinter dem Zaun einer meiner Tischgenossen, ein Bauer, der so gutherzig die Hunde gefüttert hatte, die liebe Seele, mit einer langen Mistgabel und stieß zwei spitze Zinken in den Rücken des Tieres, um es aufzumuntern. Es sprang auf, schlug aus und scharrte den Sand zu einer Wolke auf, rannte gegen den ersten Schreier, stieß mit dumpfem Laut gegen den Zaun, sprang über das Geländer, raste im engen Ring zwischen dem Zaun und den Zuschauern, und der Jubel war schauderhaft, betäubend. Gewiß konnte man ihn eine Meile in der Runde hören.

Die schönsten Dinge sollten noch kommen. Man wartete auf den stolzen rotgoldenen Reiter, die funkelnden Springer, die Träger der roten Tücher und die Pfeilwerfer. Alles, was sich bis jetzt ereignet hatte, war nur ein Vorspiel gewesen. Sie waren schon alle aufgeregt, die gutherzigen, wohlerzogenen Bürger, die sich mit tapferen Zurufen und heroischen Taschentüchern aus gesicherter Ferne am Spiel beteiligt hatten, die Schneider und Friseure im Sonntagsanzug; der Schaum genügte ihnen nicht, sie wollten Blut sehen, die Braven!

Die rotgoldenen Helden sah ich nicht mehr. Vielleicht, wenn ich das Aussehen eines Tieres unter diesen Menschen gehabt hätte, ich wäre geblieben, aber der Stier hätte mich für einen Menschen halten können, und also ging ich. Ich hatte nur noch einen einzigen Gesinnungsgenossen in dem ganzen Rund der Arena. Das war ein kleiner weißer Hund, den meine Nachbarin mitgebracht hatte. Er bellte immer wütend, so oft ein Mensch dem Stier entgangen war. Offenbar wollte er dem Stier beispringen. Ich auch.

Aber wir waren nur zwei arme Hunde gegen fünftausend Menschen.

Undatiertes Typoskript, Berliner Nachlaß

DER WELTFRIEDE

Allerorten herrscht ein tiefer Frieden. So tief war noch niemals ein Friede gesunken. Was sind schon Bürgerkriege gegen einen Weltfrieden? Allerorten entzünden die Flieger der Diktatoren Friedens-Feuer. Allerorten versuchen sie kriegstaugliche Matrosen. Ein wahrhaft tiefer Frieden herrscht in ihrer Welt.

Um nur – im Vorübergehn – ein paar Beispiele zu nennen: In Wien stürzt der Oberst Adam, ein bekannter Fensterputzer, zufällig von der Leiter und bleibt tot. Einige jüdische Ärzte [...] und Kanalreiniger, besonders in Döbling und Währing als solche geschätzt, dürfen die Flucht nicht ergreifen, weil Visa prinzipiell nicht erteilt werden, weder Ausreise-Visa aus der Heimat, aus der sie gejagt werden, noch Einreise-Visa von der Fremde. Im tiefsten aller Frieden, die jemals in dieser Welt geherrscht haben, ersticken sie, hundert, tausend, zehntausend. Es herrscht eben Frieden in der Welt; mehr als Friede: Man könnte beinahe sagen: ewiges Week-End herrscht auf Erden.

Diese Erde hat überhaupt sehr viele Week-Ends, und fast jede Woche beginnt mit ihrem eigenen Ende. Bedrohlich nahe ist der Sabbath des Golfspielens dem Montag, an dem die politische Weltfriedens-Propaganda zu beginnen pflegt, und also schnellen die sieben Tage, aus denen sich unsere Woche zusammensetzt, gewissermaßen in ihren Ursprung zurück; Tage, die nicht das Licht der Woche erblicken, sondern die heitere Beleuchtung des Wochenendes.

Der Sonntag ist zu einem Tag ernannt worden, dem die Diktatoren den Herrn geraubt haben; und Er scheint es ihnen nicht übel zu nehmen. Es scheint, daß Er, der Allmächtige, der Unerforschliche, den Sabbath, den er selbst geheiligt hat, Seinen Geißeln und auch [...] preisgibt, damit sie ihn zu einem Week-End entweihen. An einem Sabbath, an dem Golf gespielt wird, entscheidet sich zum Beispiel das Schicksal der Tschechoslowakei.

Allerorten herrscht also ein tiefer, ein sehr tief gesunkener Friede. Ein Weltfriede, könnte man beinahe sagen; wenn nicht: ein »Week-End«. Man könnte sagen: ein abgrundtiefes »Week-End«.

Undatiertes Manuskript, Leo Baeck Institute (New York)

DER LIEBE GOTT

Alles wandelt sich in der Welt. Die Menschen sterben, die Tiere verlöschen, die Bäume verdorren, die Sterne verwehn und zerstäuben im Himmelsraum, die Meere vertrocknen, und die Länder versinken in Gewässern, die Felsen zerbröckeln im Wind, die Kometen zerschellen aneinander, die Sonnen erkalten und verfinstern sich. Nur der liebe Gott bleibt, was er war, bevor er diese Welt und die anderen Welten erschuf, ehe die Geschöpfe da waren, die ihn fürchten und lieben, leugnen und verkennen, loben und lästern.
So ist ihr Verhältnis zum lieben Gott. Denn er ist dermaßen mächtig, daß es unmöglich ist, etwas von ihm zu wissen. Der Verstand des Menschen ist zu kümmerlich im Vergleich mit seiner Übermacht. Der Verstand des Menschen ist verworren und vergänglich, der liebe Gott aber ist ewig. Während er bleibt, unbegreiflich in seiner großen Beständigkeit, die er selbst erzeugt und erhält, wandeln sich die Vorstellungen der Menschen von ihm: die Formen und der Gehalt ihrer Gebete, das Material und das Zeremoniell ihrer Opfer ––, und ewig wie er selbst ist nur die Angst, in der sie leben, und die Gnade, in der sie sterben.
Betrachtet man also die Menschen, so könnte man zu dem blasphemischen Gedanken verführt werden, daß ihnen, solange sie leben, selbst der liebe Gott nicht helfen kann. Denn derart sind sie beschaffen, daß sie an ihn nicht glauben können, ohne sich für ihn zu ereifern, und daß sie ihn nicht leugnen können, ohne gegen ihn zu kämpfen. Er selbst aber ist – in einem irdischen Sinne – gleichgültig gegen ihren Eifer für ihn und wider ihn. Seine Ewigkeit scheint gleichsam gepanzert in diese Gleichgültigkeit, von einer unerforschlichen Güte umgeben, die den Menschen als ein unerbittlicher Frost entgegenweht, weil sie nicht imstande sind, himmlische Temperaturen zu ertragen, geschweige denn zu unterscheiden. In der göttlichen Wärme können sie frieren. Sie haben zu viel Vernunft, um in der Not des Frostes noch an eine Huld zu glauben und um nicht aus der Tatsache, daß sie frieren, auf die Tatsache, daß es kalt ist, zu schließen. Gefesselt sind sie in ihre Vernunft, und aus Gewohnheit lieben sie ihre Fesseln. Nur ein paar Einfältige sind frei. Aber auch diese kommen nicht zum Genuß ihrer Freiheit, weil sie wenige sind und also unglücklich. Ihre Einfalt

könnte den Reichtum ihrer Ahnungen nähren, erstickten diese nicht in der Angst der Einfältigen, daß sie zu wenige sind.
Es scheint immerhin, daß ihre Zahl einmal größer war. Wahrscheinlich waren sie sogar einmal in der Überzahl vorhanden, aber auch das gereichte ihnen zum Schaden. Denn ebenso, wie sie heute in der Minderheit ängstlich werden, wurden sie damals in der Mehrheit übermütig. Und ebenso wie heute die Vernünftigen eifern, eiferten damals die Einfältigen. Und also, scheint es, ist den Menschen nicht zu helfen...
Gewiß waren die Einfältigen grausam in ihrem Eifer. Aber die Vernünftigen sind geschmacklos in ihrem Eifer – und die Geschmacklosigkeit ist törichter als die Grausamkeit, und die Torheit eines Vernünftigen ist grausamer als der Eifer eines Toren. Und also, scheint es, ist den Menschen wirklich nicht zu helfen...
Weil ihr Augen schwach sind, erfinden sie Fernrohre, mit denen sie weiter sehen können als mit den bloßen Augen. Und weil sie selbst mit den besten Fernrohren Gott nicht erblicken können, sagen sie, er wäre vielleicht nicht da. Denn sie glauben an ihre Fernrohre. Aber sogar, wenn sie ein Fernrohr hätten, mit dem sie von einem Ende der Welt bis zum andern sehen könnten, würden sie Gott nicht erblicken. Nun sind sie aber derart beschaffen, daß sie zweifeln müssen, wenn sie nicht sehen. Weil sie also Gott nicht sehen, fürchten sie ihn nur, verkennen ihn, beten ihn an oder leugnen ihn. Also ist es ziemlich gleichgültig, ob die Menschen hellsichtig oder blind sind, vernünftig oder einfältig...

Der liebe Gott möge ihnen helfen.

Undatiertes Manuskript, Leo Baeck Institute (New York)

ANHANG

Editorische Anmerkungen

In folgenden Zeitungen sind Artikel Roths enthalten, die er mehrfach veröffentlichte oder nur leicht verändert zu einer Zweit- oder Drittpublikation verkaufte:

B	Bohemia, Prag
BBC	Berliner Börsen-Courier
CS	Der Christliche Ständestaat, Wien
DF	Deutsche Freiheit, Paris
DNT	Der Neue Tag, Wien
FZ	Frankfurter Zeitung
LW	Die Literarische Welt, Berlin
MNN	Münchner Neueste Nachrichten
NAUB	Neues 8-Uhr-Blatt, Wien
NBZ	Neue Berliner Zeitung – 12-Uhr-Blatt
NTB	Das Neue Tage-Buch, Paris
NWAB	Neues Wiener Abendblatt
NWTB	Neues Wiener Tagblatt
PL	Pester Lloyd
PT	Prager Tagblatt
PTB	Pariser Tageblatt
PTZ	Pariser Tageszeitung
ST	Die Stunde, Wien
TB	Das Tage-Buch, Berlin
V	Vorwärts
WT	Wiener Tag
WZ	Wiener Zeitung
Z	Die Zukunft, Paris

Ankunft im Hotel, FZ 19. 1. 1929 – PT 4. 5. 1937
Der Portier, FZ 24. 1. 1929 – PT 2. 2. 1929
Der Koch in der Küche, FZ 3. 2. 1929 – »Der große Hotelkoch«, PT 24. 2. 1929; gekürzt »Der Koch in der Küche«, WT 17. 1. 1937
Nonpareille aus Amerika, FZ 21. 3. 1929 – PT 24. 3. 1929
Der Kongreß, FZ 6. 3. 1929 – PT 8. 3. 1929
Das Museum, FZ 14. 3. 1929 – PT 27. 3. 1929
Der Nachtredakteur Gustav K., 21. 4. 1929 – WT 24. 1. 1937
Galante Literatur, FZ 26. 4. 1929 – PT 5. 5. 1929
Der Polizeireporter Heinrich G., FZ 28. 4. 1929 – WT 21. 1. 1937; PTZ 4. 4. 1937
Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern, FZ 9. 5. 1929 – Die Freiheit, Berlin, 6 (1930); übernommen im »Antichrist« (s.u.)

Fräulein Larissa, der Modereporter, FZ 15. 5. 1929 – PTZ 14. 3. 1937
Die k. und k. Veteranen, FZ 18. 6. 1929 – PT 25. 6. 1929
Ein Wiedersehen, FZ 18. 8. 1929 – PT 20. 9. 1929, PL 22. 8. 1937, B 15. 9. 1938
Ein Mensch hat Langeweile, MNN 1. 9. 1929 – B 13. 3. 1938
Alte und neue Photographien, MNN 14. 9. 1929 – »Der Nachbar«, WT 20. 6. 1937, B 30. 6. 1938
Die Puppen, MNN 13. 10. 1929 – PT 18. 10. 1929
Der Mann, der die Ohrfeigen bekommt, MNN 3. 11. 1929 – PT 16. 11. 1929, 18. 10. 1930 (!)
Bücherbesprechung, MNN 10. 11. 1929 – PTZ 20. 8. 1937
Für die Staatenlosen, TB 30. 11. 1929 – »Die Staatenlosen«, PT 7. 12. 1929
Weihnachten in Cochinchina, PT 18. 12. 1929 – vgl. Anm. Bd. I, dazu auch B 24. 9. 1938
Schluß mit der »Neuen Sachlichkeit«, LW 17./24. 1. 1930 – Teile als Beitrag für die Umfrage »Über die Tendenzen ihres Schaffens«, in: *Die Kolonne. Zeitung der jungen Gruppe Dresdens*, 2 (1930); Kapitel I und II unter dem Titel »Über das Dokumentarische« im NTB, 16. 7. 1938
Der Zauberer, MNN 25. 1. 1930 – PL 29. 9. 1937
Die Scholle, MNN 29. 1. 1930 – Z 16. 6. 1939; »Die Scholle. Ein Lesebuchstück«, PT 7. 3. 1930
Die Schönheitskönigin, MNN 14. 2. 1930 – PT 16. 2. 1930
Der Primgeiger, MNN 28. 2. 1930 – PT 5. 3. 1930, NWTB 31. 8. 1938
Der ewige Tutenchamun, ›Neue Freie Presse‹, Leipzig, 28. 2. 1930 – PT 2. 3. 1930; ›Neue Leipziger Zeitung‹, 12. 3. 1930;
Die Dame im Coupé, MNN 8. 3. 1930 – NWTB 15. 6. 1930, B 3. 6. 1938
Die Girls (II), TB 5. 4. 1930 – PT 9. 5. 1930
Verfilmung eines Mordprozesses, FZ 13. 4. 1930 – MNN 13. 4. 1930
Berliner Vergnügungsindustrie, MNN 1. 5. 1930 – »Vergnügungsindustrie«, PTZ 30. 4./1. 5. 1939
Der Altersgenosse, LW 5. 9. 1930 – PT 10. 9. 1930; 27. 1. 1937
Der Motorradfahrer, MNN 30. 3. 1931 – WT 19. 7. 1936
Erinnerung an eine weiße Damenkapelle, FZ 20. 6. 1931 – ST 3. 2. 1937
Beim Uhrmacher, FZ 21. 6. 1931 – ST 7. 3. 1937, PTZ 2./3. 4. 1939
Der Palast der Scheherezade, FZ 20. 9. 1931 – »Tausend und eine Nacht«, PTZ 6./7. 11. 1938
Alba-Alba, der Schnell-Läufer, FZ 31. 10. 1931 – LW 26. 11. 1931; PTZ 4. 6. 1939
Das Denkmal (II), FZ 21. 3. 1932 – WT 28. 3. 1937
Die Geschichte von Kain und Abel, FZ 17. 8. 1932 – PT 19. 8. 1932
Dichter im Dritten Reich, NTB 1. 7. 1933 – gekürzt als »Professoren des Mordes« in: ›Deutsche Freiheit‹, Saarbrücken, 15. 8. 1933
Vision, CS 18. 8. 1935 – teilweise anläßlich des zweiten Todestages von Engelbert Dollfuß, CS 26. 7. 1936
Verleger in Österreich oder österreichische Verleger?, CS 29. 8. 1937 – gekürzt »Lizenz vom Hakenkreuz«, PTZ 1. 10. 1937
Der Mythos der deutschen Seele, NTB 12. 3. 1938 – »Le Mythe de l'âme germanique«, ›Europe‹, Paris, März 1938

Märtyrer und Kämpfer, PTZ 11. 5. 1938 – »Mort de Carl von Ossietzky«, ›Europe‹, Paris, Juni 1938
Die Kinder der Verbannten, Z 12. 10. 1938 – DF 14. 10. 1938
Im Bistro nach Mitternacht, Z 11. 11. 1938 – DF 11. 11. 1938
An einer Straßenecke, PTZ 1. 3. 1939 – »Betrachtungen an einer Straßenecke«, LBI, unter diesem Titel in der Ausgabe 1975/76 abgedruckt.
Über Albanien, PTZ 9. 4. 1939 – ›Neue Volkszeitung‹, New York, N.Y., 6. 5. 1939
Der Antichrist, 1934 – Das Kapitel »Giftgase sind nur Wölkchen« ist textidentisch mit dem Artikel »Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern«, FZ 9. 5. 1929, ergänzt durch Anrede zu Beginn und am Ende; das Kapitel »Die Heimat der Schatten« ist eine erweiterte Fassung des Artikels »Im Lande der Wolkenkratzer«, PT 12. 8. 1934

Nachträge

Die neue Roth-Ausgabe hat auch die Roth-Forschung neu belebt. Während der Vorbereitung der Edition kamen einige weitere journalistische Arbeiten Roths zum Vorschein, die freilich das Bild des Journalisten Roth nicht verändern. Ausnahme: Die Berichte aus dem besetzten Rheinland, die Ende 1923/Anfang 1924 hauptsächlich in Wiener Tageszeitungen erschienen. Einen vollständigen Überblick gibt die Bibliographie von Rainer-Joachim Siegel, die in Kürze im Verlag Cicero Presse (Morsum) erscheint. Im folgenden sind die wichtigsten neu aufgefundenen, nicht in der Werkausgabe enthaltenen Texte oder im Exil wiederverwerteten Texte aufgeführt.

Volkscafé, DNT 25. 12. 1919 – »Volks-Café« ST 19. 9. 1937
Aus der Vogelschau, DNT 29. 2. 1920 – PL 4. 7. 1937; und zusammen mit »Fenster«, DNT 25. 4. 1920 unter dem Titel »Blick in den Alltag«, WT 23. 5. 1937
Ringelspiel, DNT 25. 3. 1920 – WT 9. 5. 1937
Der Souffleur, BBC 1. 6. 1922 – NAUB 25. 7. 1923
Unser Liebling im Schnee, V 12. 1. 1923 – »Süß! Hollywoods Kinder«, ST 27. 6. 1937
Ahnenfabrik G.m.b.H., NAUB 9. 4. 1923 – »Wie werde ich adlig?«, PT 1. 3. 1923, NBZ 5. 3. 1923
Berliner Norden, NWTB 24. 6. 1923
Berlin verfällt – Wien lebt, NAUB 30. 6. 1923
Der Fall Zeigner, NWAB 1. 12. 1923
Die sterbenden Fabriken, NWTB 7. 12. 1923
Wir versaufen unsern Ebert sein Zylinder, NAUB 15. 12. 1923 – PT 20. 12. 1923
Louis Hagen, der Finanzmann des Rheins, NAUB 18. 12. 1923 – PT 19. 12. 1923
Der Führer der rheinländischen Separatisten, NWAB 18. 12. 1923

Die deutsche Revanche, NWAB 19. 12. 1923
Die Schwerindustrie im Ruhrgebiet, NWTB 20. 12. 1923
Bei der Armee der Separatisten, ›Baseler Zeitung‹ 20. 12. 1923 – NWTB 21. 12. 1923
Der Ernst des Rheinlandproblems, NWTB 22. 12. 1923
Der blonde Neger Guilleaume, NBZ 28. 12. 1923 – PT 2. 1. 1924; »Interview mit dem blonden Neger Guilleaume«, NAUB 24. 12. 1923
Der westeuropäische Balkan, NWTB 27. 12. 1923
Die sanierte Stadt, PT 6. 1. 1924 – NWTB 3. 1. 1924
Das Gesicht der Heroen, NAUB 4. 1. 1924
Die Schwarzen und die Roten, NWTB 4. 1. 1924
Der Laden des Unsinns, NAUB 9. 1. 1924
Interview ohne Worte, 16. 2. 1924 – NAUB 28. 2. 1924
Hinter den Kulissen des Films, FZ 23. 2. 1924
Theaterbericht, FZ 29. 11. 1925 – »Theater im Parkett« NWTB 28. 9. 1930, »Theaterbericht« PTZ 5. 3. 1939; »First Night« Liliput, London. April 1939
Lyon, FZ 8. 9. 1925 – ›Atlantis‹, August 1932
Knotenpunkt am Morgen, FZ 24. 6. 1927 – PT 10. 7. 1929; PTZ 16./17. 4. 1937, dort um den letzten Satz des vorletzten Abschnitts gekürzt: »Denn wenn man alt ist, darf man die Mädchen mit weisen Lügen trösten und sich selbst ebenfalls.«
Panoptikum am Sonntag, FZ 10. 6. 1928 – WZ 27. 6. 1937
Briefe aus Polen, FZ 24. 6. 1928 FF. – »Brief aus Polen«, in: ›Menorah. Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur‹, Wien-Berlin, November/Dezember 1930

Übersetzungen

Übersetzungen der Rothschen Texte aus dem Französischen und Polnischen besorgten Stefan Barmann, Dr. Brita Eckert, Martin Pollack, Manfred Restle, Heidrun Vollmer. Ihnen vielen Dank!

Interviews und andere Äußerungen

ZU S. FISCHERS 70. GEBURTSTAG

Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen an dieser Stelle meinen herzlichen Glückwunsch darzubieten. Es ist keine private Angelegenheit: dieser Ihr siebzigster Geburtstag! Er ist eine Feier der deutschen Literatur und aller deutschen Schriftsteller, denen Sie lange noch so erhalten bleiben mögen, wie Sie sind: überlegen, souverän, klar, klug und – jung!

Die Literarische Welt, 19. 12. 1929

HABEN SIE VON IHREN REISEN PRODUKTIVE EINDRÜCKE EMPFANGEN?
(Eine Umfrage)

Ich bin ständig unterwegs. Alle meine Bücher sind in Hotelzimmern geschrieben. Ich glaube, daß ich nicht schreiben könnte, wenn ich einen ständigen Wohnsitz hätte. Ich habe also alles, was ich schreibe, meinen Reisen zu verdanken. In den *»Juden auf Wanderschaft«* und in der *»Flucht ohne Ende«* glaube ich, die Resultate meiner Reisen nicht ungeschickt verwertet zu haben.

Die Literarische Welt, 27. 6. 1930

DIE BESTEN BÜCHER DES JAHRES
(Eine Umfrage)

Ich möchte nur ein Buch nennen, nämlich: *»—ck. erzählt«,* erschienen im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.
Die Gefahr, daß dieses Buch übersehen wird, ist vorhanden. Denn es ist eines der stillsten Bücher, sein Verfasser einer der stillsten Schriftsteller Deutschlands. Von manchen Bücher, die in diesem Jahr erschienen sind, habe ich Eindrücke und Belehrung empfangen. Aber ihre Verfasser sind bekannt und bedürfen keines besonderen Vermerks. Das Buch von —ck. aber hat eine bescheidene, eine fast allzu diskrete Schönheit. Es ist das neue Schatzkästlein unserer Zeit.

Das Tagebuch, 6. 12. 1930

WO STECKT HIER DER FORTSCHRITT?
Nachwort zu drei Erzählungen

Wahrscheinlich ist kein »Fortschritt« möglich; zumindest nicht für jene Art »Mittelstand«, dessen Repräsentant in Ihren drei exemplarischen Erzählungen vorkommt. Es gibt ohne Zweifel eine Sorte von Menschen, die durch keine technische Erleichterung von dem Fluch erlöst werden kann, der auf ihr lastet: es ist der Fluch der Dumpfheit und der Mittelmäßigkeit. In einem »höheren« (wenn Sie wollen: metaphysischen) Sinn gibt es selbstverständlich keinen »Fortschritt« dank menschlicher, irdischer Bemühungen: nur einen durch die göttliche Gnade; und der ist so alt wie die Welt.

Die Literarische Welt, 6. 11. 1931

DIE BESTEN BÜCHER DES JAHRES

Ich habe in diesem Jahr nur wenig lesen können:
René Schickele: »Der Wolf in der Hürde« (S. Fischer Verlag).
Leonhard Frank: »Von drei Millionen Drei« (S. Fischer Verlag).
Hans Sochaczewer: »Die Untat« (Kiepenheuer Verlag)
haben mir die stärksten Eindrücke verschafft. Jedes dieser Bücher scheint mir geeignet, den Leser mit der einzigen Quelle dichterischer Schöpfung vertraut zu machen, die es gibt: *dem Herzen.*

Wenn ich diesem Bekenntnis noch einen Wunsch hinzufügen darf, so wäre es der, die Artikel *Leopold Schwarzschilds* gesammelt zu sehen. Alles, was er in diesen Wochen geschrieben hat, ist köstlicher Beweis dafür, daß noch *Vernunft* in der Welt vorhanden ist. Und wenn ich gewohnt wäre, Weihnachten Geschenke zu geben: ich würde auf die Tische der Sentimentalen die Worte des Vernünftigen legen.

Das Tagebuch, 19. 12. 1931

DAS BESTE BUCH DES JAHRES

Auf Ihre freundliche Anfrage vom 14. ds. Mts. erlaube ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß für das beste Buch dieses Jahres das Monumentalwerk von Wilhelm Herzog: »Der Kampf einer Republik. – Die Affäre Dreyfus« halte. Es ist im Verlag der Büchergilde Gutenberg, Zürich, erschienen.

Aufruf. Streitschrift für Menschenrechte, 20. 12. 1933

LION FEUCHTWANGER FÜNFZIG JAHRE

Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, die großen literarischen Verdienste Lion Feuchtwangers öffentlich anerkennen zu dürfen. Meiner Ansicht nach ist er der wirkliche Erneuerer des historischen Romans deutscher Sprache. Er ist dabei ein gewissenhafter und kluger Beobachter der Gegenwart geblieben. Er verleiht – besonders in seinem letzten Roman – dieser unserer häßlichen Gegenwart gewissermaßen den Adel und die Tragik, die sonst, in unseren Augen, lediglich die vergangenen Epochen besitzen. Möge ihm der verdiente Erfolg bleiben, der seinen Namen in der ganzen Welt berühmt gemacht hat. Für einen Liebling der Götter und der Leser sind 50 zurückgelegte Jahre ebenso ein Anlaß, gefeiert zu werden, wie ein Grund, jung zu bleiben.

Die Sammlung (Amsterdam), Juli 1934

DER TAG DES VERBRANNTEN BUCHES

Die Hitler-Regierung fördert den Dilettantismus wie jeden ›Ersatz‹. Sie fördert den Geist-Ersatz. Damit dieser wirke, mußte man zuerst das Echte vernichten. Ich schätze alle Schriftsteller, die vom III. Reich verbrannt worden sind, selbst jene unter ihnen, die mir vorher fremd waren. Denn das Feuer hat sie geläutert, veredelt und mir nahe gebracht.

Unsere Zeit, 8 (1935), 4/5

AUS KAMERADSCHAFTLICHEM HERZEN

Ich begrüße aus kameradschaftlichem Herzen die Existenz des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller und beglückwünsche ihn zu seinem dreißigjährigen Bestehen.
Er hat sich in der schwersten Zeit unseres Exils als die einzige repräsentative Stelle der Widerstandskraft gegen das Böse erwiesen.
Ich habe ihm als Österreicher und Legitimist nicht angehören können, aber ich bin mit ihm, solange das Böse nicht erledigt ist, aus vollem Herzen einverstanden.
Ich gehöre dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller zwar nicht an, aber ich gehöre ihm zu in kameradschaftlichem Geiste.

Der deutsche Schriftsteller, November 1938

DIE STIMME DER FREUNDE

Ihre Zeitschrift zeichnet sich durch eine großartige Objektivität aus und durch das Bestreben, ein möglichst vielfältiges Abbild von dem zu geben, was Goethe »Das beharrend Sittliche« genannt hat. Ich freue mich, hie und da bei Ihnen erscheinen zu dürfen und beglückwünsche Sie zu Ihrem Werk.

Die Zukunft (Paris), 24. 2. 1939

VON DEUTSCHER LITERATUR

Eine Stunde mit Joseph Roth,
von Frédéric Lefèvre

Die Wohnung stammt aus der Zeit Louis Philippes. Sie ist hochgelegen und weitab vom Straßenlärm. Ein großer quadratischer Raum mit massivem Kamin

und schweren Möbeln. Alte Bücher mit bunten, goldenen, vom vielen Gebrauch glänzenden Rücken sind an den Wänden aufgereiht. Sind wir in Paris oder in der Provinz? Die seltenen Blumen stammen nicht aus dem Blumenladen. »Es ist Gemswurz (Doronicum), erklärt der Hausherr, Doktor Gidon, Professor der Histologie an der medizinischen Fakultät von Caen. Sie wächst in mittelalterlichen Ruinen.«
Wir sind bei Frau Blanche Gidon, der Übersetzerin des neuen Romans von Joseph Roth, »Radetzkymarsch«. Zu Beginn der Abhandlung, die Herr Gabriel Marcel über dieses Werk geschrieben hat, stellt er fest, daß es Frau Gidon mit Bravour gelungen ist, die Originalität und Musikalität des Stils wiederzugeben. Den herausragenden Platz in der zeitgenössischedn Literatur nimmt der »Radetzkymarsch« nämlich aufgrund seines künstlerischen Charakters ein, des beständigen Ringens von Roth um Form und Sprache. »Der Radetzkymarsch« ist die Geschichte des Niedergangs der Donaumonarchie, wie sie sich im Schicksal einer Familie von Beamten und Offizieren, die Kaiser Franz Joseph besonders verbunden war, widerspiegelt. Der Großvater, ein Leutnant der Infanterie, hat dem Kaiser in der Schlacht von Solferino das Leben gerettet, und aufgrund dieser Tat genießt die Familie den immerwährenden Schutz des Herrschers. Die Episoden aus dem Leben der Helden bieten Roth die Gelegenheit, das Österreich-Ungarn der Vorkriegszeit in seiner gesellschaftlichen, völkischen und geographischen Vielfalt zu schildern.
Joseph Roth, der Autor des »Radetzkymarsch«, geht bald im Zimmer auf und ab, bald sitzt er schweigend da, gießt sich Cognac in sein Glas und trinkt es zerstreut aus. Auf den ersten Blick überrascht, ja beunruhigt er. Man braucht Zeit, um ihn zu entziffern. Seine schlanke Gestalt ist geheimnisumwittert. Nach und nach gewöhnt man sich daran, begreift und ist beruhigt: Er ist ein komplexes Wesen, eine Überlagerung von beinahe widersprüchlichen Persönlichkeiten, die sich in seiner Haltung, einer Geste, einem Blick, einer Falte seines ausdrucksvollen Gesichts, einem Tonfall äußern. Diese verschiedenen Persönlichkeiten sind voller tiefer Menschlichkeit. Die nach hinten geworfenen Schultern, die Steifheit erinnern an den ehemaligen Offizier der österreichischen Armee. Wie gerne würde Joseph Roth noch Uniform tragen. Er gibt sich gern martialisch und versucht gleichzeitig vergeblich, seinen blonden, widerborstigen, zu kurz geschnittenen Oberlippenbart zwischen Daumen und Zeigefinger zu zwirbeln. Sein scharfer Blick steht dem eines listigen und mißtrauischen normannischen Bauern in nichts nach. Sein plötzliches brutales Aufbrausen erinnert an einen Juden, der nach dem Absoluten strebt und mit einem Faustschlag alles beiseite räumt, was ihn daran hindern könnte. Die nicht weniger plötzlich auftretende Melancholie, die den Glanz seiner blauen, leicht vorspringenden Augen umschattet, läßt ihn einem fatalistischen Russen ähneln, der sich fragt, wozu all das gut sein soll. Dieses Schweigen, dieser Ausdruck von Abwesenheit erinnern an einen Künstler, der von einem Bild besessen ist, der Trost findet in einem melodischen Motiv...

–Ich wurde 1894 *in Schwaby, in Wolhynien, geboren. Meine Mutter war eine russische Jüdin, der das Getto nicht fremd war. Mein Vater, ein Finanzbeamter,*

war ein Wiener von echtem Schrot und Korn, ein Kunstliebhaber, der auch selbst malte. Er war geistreich, skeptisch, ein Epikuräer. Er trank gern. Ich habe ihn nicht gekannt, er starb vor meiner Geburt. Mit 13 Jahren wurde ich eher zufällig getauft. Ich habe das humanistische Pieristen-Gymnasium mit gutem Erfolg durchlaufen, dann habe ich an der Universität Germanistik studiert. Da ich sehr arm war, habe ich Nachhilfestunden gegeben, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen wie mein Romanheld, der Militärarzt Max Demant, auch er ein »armer Jude«.
Bei Kriegsausbruch war ich 20 Jahre alt. Ich habe mich als Freiwilliger gemeldet und an der russischen Front gekämpft. Auf meine Ernennung zum Unterleutnant war ich sehr stolz. Aus der Gefangenschaft floh ich nach 3 Monaten.
Ratlosigkeit überfiel mich nach Kriegsende im Jahre 1918. Als Soldat gabe es für mich keine Verwendung mehr, und einen anderen Beruf hatte ich nicht. So wurde ich Journalist. Am Wiener »Neuen Tag« war ich für »Vermischtes« zuständig. Zwei Jahre lang mußte ich mich auf Polizeirevieren mit Mördern und Kommunisten abgeben.
Die Inflation hat mich aus Wien vertrieben, weil dort das Leben unmöglich geworden war. Ich bin nach Berlin gefahren, wo es »etwas zu verdienen« gab. Dort war ich der einzige Redakteur eines kleinen Blattes, über das ich mich besser nicht auslasse. Wenn es gedruckt war, verkaufte ich es selbst auf der Straße …
Die »Frankfurter Zeitung« engagierte mich als Reporter und bezahlte gut. Ich bereiste für die Zeitung Rußland, die Balkanländer, etc. Gleichzeitig schrieb ich meine ersten Romane: »Die Flucht ohne Ende«, »Die Rebellion«, die beide ins Französische übersetzt wurden, »Hotel Savoy«, »Zipper und sein Vater«, in dem mir einer meiner Kriegskameraden als Vorbild für die Romanfigur diente.
Eines Tages – ich war gerade in Frankreich – überwarf ich mich mit der »Frankfurter Zeitung« und war vier Monate lang völlig mittellos. Ich wanderte zu Fuß von Lyon nach Marseille, wo ich mich als »Bootswäscher« betätigen mußte. Es war eine interessante, aber auch gefährliche Beschäftigung. Ich fühlte mich in größerer Gefahr als an der Front, denn ich verabscheue das Wasser. Das Wasser ist ein menschenfeindliches Element.
Nachdem ich mich mit meiner Zeitung wieder versöhnt hatte, veröffentlichte ich im Jahre 1931 (sic!) »Hiob«. Der Roman hatte Erfolg, und ich begann, viel Geld zu verdienen. Mein Verleger Kiepenheuer gab mir 3 000 Mark pro Monat, was zusammen mit meinem Journalistengehalt ein schönes Sümmchen ausmachte. Doch reichte es nie aus. Mein Lebensstil eines Grandseigneurs ist kostspielig. Und nun haben mich die Nazis noch des Großteils meiner Einkünfte beraubt. Sie haben auch die 30000 Mark konfisziert, die mir mein Verleger noch schuldig war, weil ich einen Artikel gegen sie geschrieben habe. Der Nationalsozialismus ist mir verhaßt wie jede kollektivistische Mystik, unter welchem Namen sie auch auftritt. Ich bin Individualist. Ich habe es abgelehnt, von Hitler als deutscher Schriftsteller aktzeptiert zu werden, obgleich man es mir angeboten hat. Ich bin Österreicher, ich habe eine jüdische Mut-

ter, und ich kann den Nationalsozialisten ihre Haltung gegenüber Österreich nicht verzeihen ebenso wenig wie ihre Judenverfolgungen: Man spuckt nicht auf das Grab seiner Mutter.
»Hiob« hatte eine Auflage von 30000, der »Radetzkymarsch« von 40000 Exemplaren. Hitler verbot meine Bücher, weil ich Legitimist bin. Wenn man die Habsburger wieder in ihr Amt einsetzen würde, wäre das Reich ein für allemal daran gehindert, seine Hand auf Österreich zu legen.

Joseph Roth, der sich immer mehr ereifert hat, steht plötzlich auf, geht voller Wut im Zimmer auf und ab und zieht dabei an seinem zu kurzen Oberlippenbart. Er schreit: *Ich hasse die Preußen. Deshalb bin ich furchtlos in den Krieg gezogen als Verbindungsmann.*
Warum ich sie hasse? Das ist instinktiv. Weiß man, weswegen man jemanden liebt oder haßt ...
Meine einzige große Liebe, seitdem ich Wien verloren habe, ist Paris. Ich liebe mein Quartier Latin, mein Hotel Foyot. Es ist mein Hotel. Man gibt mir dort Geld und zu essen, wenn ich in Not bin. Es ist diskret, ruhig, vornehm wie ein altes Plätzchen in der Provinz, und es hat nichts gemein mit dem Restaurant der Herren Senatoren. Rilke hat es mir gezeigt. Er lag dort an einer schweren Krankheit darnieder. Desgleichen der arme Radiguet. Bin ich etwa der dritte, dessen Name mit »R« beginnt und der in diesem gastfreundlichen Haus enden wird?
– ...
– Als ich 1922 nach Paris kam, suchte ich Rilke im Hotel Foyot auf. Ich überbrachte ihm Briefe von Freunden aus Prag und Wien. Als ich mich eines Tages zu ihm begab, klopfte mir jemand auf die Schulter und fragte: »Herr Rilke?« Ich drehe mich um und sehe eine Dame, die mich von hinten für Rilke gehalten hatte. Es gibt Merkmale, an denen man einen Österreicher erkennt. Ich trug wie Rilke einen blauen Anzug, die Uniform der österreichischen Zivilisten. Ich liebte Rilke sehr. Was für ein Dichter und was für ein Mensch!
– ...
– Mit Stefan Zweig bin ich befreundet. Er hält sich gerade in London auf. Ich verzeihe ihm seinen Pazifismus. Ich liebe alle österreichischen Dichter: Hofmannsthal, den ich zwar sehr gut kannte, als ich selbst noch nicht schrieb, den ich mir aber nicht zum Vorbild nahm. Schnitzler und Werfel, der für mich ein österreichischer Schriftsteller ist, d. h. ein guter Europäer, wie alle jene, die dem großen Österreich angehörten, seien es nun Tschechoslowaken oder polnische Juden. Freud ist der Beichtvater der schönen Wiener Jüdinnen. Wenn sie sich zum Katholizismus bekehren würden, könnten sie auf ihn verzichten.
– ...
– Ich schreibe gerne Romane. Ich arbeite 10 Stunden pro Tag. Es gibt Manuskripte von mir, die noch nicht veröffentlicht sind. Was sich mir zunächst aufdrängt, ist der Rahmen einer Geschichte, noch bevor ich den Aufbau oder die Einzelheiten kenne. Ein Ort, eine Atmosphäre lassen mich nicht mehr los. Ich schreibe sehr gewissenhaft, fertige 4 Manuskripte an und radiere viel. Ich bringe noch an den Druckfahnen Korrekturen an. Ich bin ein gewissenhafter Arbeiter an der Sprache. In der deutschen Sprache bin ich zu Hause, mit der französi-

schen bin ich befreundet, sie liebe ich von ganzem Herzen, sie gewährt mir Gastfreundschaft. Ich wurde zunächst schlecht übersetzt, weil ich mich für diese Frage nicht interessierte. Die erste gute Übersetzung wurde vom »Radetzkymarsch« angefertigt. Eine gut Übersetzung muß meines Erachtens den Rhythmus meiner Sprache wiedergeben. Das wesentliche Element eines Romans ist weder sein anekdotischer noch sein sentimentaler Inhalt, sondern sein Rhythmus. Ich habe immer ein musikalisches Motiv im Ohr. Im »Hiob« war es geistliche Musik. Beim »Radetzkymarsch« der berühmte Militärmarsch von Johann Strauß, auf den ich auch wieder in Paris stieß, als ich eines Tages in einer Musikalienhandlung Schallplatten anhörte. Wenn ein Buch abgeschlossen ist, beschäftige ich mich nicht mehr mit ihm. Ich lese es nie mehr. Ich liebe die Musik Mozarts. Ich lese wenig und fast ausschließlich Bücher über Geographie, Geschichte, Zoologie. Von den lebenden deutschen Schriftstellern habe ich nur eine kleine Anzahl gelesen. Von den Franzosen habe ich Radiguet gelesen und Gide, den ich bewundere, ohne ihn zu lieben. An Valéry gefällt mir auch manches. Jouhandeau liebe ich, er ist ein richtiger Schriftsteller. »Die Gehetzten« von Matveev sind ein schönes Buch. Panaït Istrati ist sehr begabt, aber ich habe den Eindruck, daß er nur vom Zufall seiner Vergangenheit zehrt. Ich schätze das Talent von Green, aber ich glaube, daß er auf dem falschen Weg ist. Doch ist ein Talent, das in die Irre geht, immerhin schon ein echtes Talent.

Von den älteren Schriftstellern bevorzuge ich Rabelais, meinen mir teuren La Fontaine, dessen Fabeln ich als Junge auswendig gelernt habe, Balzac, Flaubert ...

Die Literatur ist die Aufrichtigkeit selbst, der einzige wahre Ausdruck des Lebens. Worin besteht ihr Auftrag? Es kann nur ein göttlicher sein. Menschlicher Auftrag flößt mir keinerlei Vertrauen ein. Gides Kommunismus stört mich. Ich glaube nicht, daß der Mensch den Menschen retten kann. Ich bin ein gläubiger Mensch, und als solcher glaube ich, daß der Mensch nur durch den Himmel gerettet werden kann.

– ...

– Zwar wird einem der Glaube nicht geschenkt, aber das ist mir gleichgültig. Wenn man glaubt, daß der Mensch vom Menschen gerettet werden kann, ist man reif für den Kommunismus oder für den Nationalsozialismus.

– ...

– Ich antworte ihnen darauf, daß die Menschen selbst all die Übel verursacht haben, die Sie kennen ... Der Katholizismus ist für die Christen Judentum. Ich habe jüdische Ursprünge und liebe deshalb den Katholizismus. Doch bin ich nicht ganz glücklich, weil ich nicht vollständig katholisch bin. Als Mönch wäre ich völlig glücklich, aber dazu fehlt mir die Kraft. Doch vielleicht sehen Sie mich eines Tages in der Mönchskutte wie Huysmans, den ich bewundere. Welch ein Meister der Sprache! Ich habe ihn schon als Student in der wunderbaren Übersetzung von Stefan Zweig gelesen.

Auf die göttliche Gnade kommt es an, ohne sie können wir nicht schreiben.

Les Nouvelles Litteraires (Paris), 2. 6. 1934

INTERVIEW MIT JOSEPH ROTH

von Benzion Zangen

In Lemberg hält sich zur Zeit der berühmte österreichische Schriftsteller Joseph Roth auf, Autor von »Hiob« und »Radetzkymarsch«. Eine derartige Gelegenheit darf man nicht vorübergehen lassen, ohne den Romanautor um ein Interview zu bitten. Ein kurzes Telefongespräch, und das Rendezvous ist ausgemacht.

Joseph Roth ist österreichischer Schriftsteller und Staatsbürger. Er fühlt eine besondere Sympathie für das kleine Österreich, das für ihn Symbol der europäisch-lateinischen Kultur ist, im Gegensatz zu der in Deutschland vorherrschenden protestantischen Kultur.

Seine Heimat verbindet Roth mit der Habsburgerdynastie, deren fanatischer Anhänger er ist, weil er in ihr eine Anti-Hitler-Epoche verkörpert sieht.

Obwohl kaum 43 Jahre alt, macht er einen bedeutend älteren Eindruck. Sein graues Haar und der große österreichische Schnurrbart in einem vom Leben zerstörten Gesicht machen ihn beinahe zum alten Mann, der sich aber trotz seines Zigeunerlebens ein sympathisch distinguiertes Benehmen bewahrt hat. Hinter den Brillen schauen kleine, kluge Augen hervor, die für seine Güte sprechen. Aber seine fahrigen Bewegungen und die Weinflasche, die nie am Tisch fehlt, scheinen Zeugnisse schwerer Erlebnisse zu sein.

Joseph Roth wurde in Radziwillow bei Brody geboren und ließ sich mit 17 Jahren in Wien taufen. Bis zum heutigen Tag ist er gläubiger Katholik geblieben.

»Wie sind Sie zu Ihrer monarchistischen Überzeugung gekommen?« frage ich ihn.

»Aus zwei Gründen«, antwortet Roth. *»Erstens, weil ich ein gläubiger Mensch und als solcher der Meinung bin, daß der Monarch seine Macht von Gottes Gnaden, nicht von den Menschen herleitet. – Ich glaube an eine von Gott bestellte Hierarchie. Der Kampf gegen sie muß in den Zustand der Barbarei münden, wie ihn Hitler und seine Satelliten jetzt erreicht haben. Zweitens, weil ich in meinen sozialen Anschauungen konservativ bin.«*

»Und die Deutschen?« frage ich.

»Die gegenwärtigen Ereignisse in Deutschland kann ich nur mit Hilfe der Metaphysik erklären. Die Hölle hat sich einfach in Europa auf dem Boden Deutschlands eine Filiale eingerichtet. In Deutschland tanzt ja schließlich schon lange der Teufel, der dort noch seit den Zeiten Martin Luthers sein Wesen treibt. Es führt eine gerade Linie von Luther über Friedrich den Großen bis zu Bismarck und Hitler. Plastisch möchte ich diese historiosophische Anschauung so ausdrükken: Das Echo Luthers, das einige Jahrhunderte lang herumgeirrt ist, hat endlich im Nationalsozialismus seine konsequente Verwirklichung gefunden.

Ich bin davon überzeugt, daß die ständige Abwendung der Deutschen vom Katholizismus ihre tiefe Ursache hat. Die Deutschen sind in Europa die einzige Nation, die bis zum heutigen Tag nicht zum Christentum bekehrt werden konnte. Die jüdische Ethik des Christentums von der Nächstenliebe ist in

Deutschland völlig unbekannt. Darum sind auch alle großen Humanisten dort so stiefmütterlich behandelt worden.«
»Und Österreich?«
»Ach, Österreich«, lächelt Roth, *»das ist etwa ganz anderes. Eine andere Mentalität, ein anderer Nationalcharakter und überhaupt eine völlig andere Kultur, obwohl die Sprache dieselbe ist. Es ist ein großer Irrtum, Österreich seiner Sprache wegen mit Deutschland auf eine Stufe zu stellen. Ich glaube nicht, daß die Ideologie des Rassismus dort je Wurzeln fassen kann.«*
»Und wie ist die Lage der literarischen Emigration?«
»Man muß vor allem einmal die ganze Wahrheit sagen: Die Emigrationsschriftsteller leben in äußerstem Elend, ohne Pläne für morgen, ohne Zukunft. Ihr Leben ist auf den Kampf ums tägliche Brot beschränkt – um die Hotelrechnung. Ihr werdet sicher verstehen, was es bedeutet, weder Leser noch Herausgeber zu haben. Wir sind ganz auf das kleine Österreich und die Länder der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie angewiesen. Eine Organisation der Emigrationsschriftsteller ist einfach eine Abstraktion, die keinerlei materiellen Einfluß auf ihre Lage hat.«
»Und ihr Verhältnis zu den Juden?« frage ich.
»Ich glaube, daß die Juden die von Gott auserwählte Nation sind. Sie haben ja der Welt Gott geschenkt. Solange der Name Gottes auf Erden geschmäht wird, dauert auch die Mission der Juden an. Ähnlich wie die Deutschen vom Schicksal zu Erben Hamans und Wotans erkoren wurden, hat die Vorsehung den Juden die schwierige Aufgabe anvertraut, der Welt zu zeigen, daß die ewigen Gesetze der Ethik trotz aller Leiden und Schmerzen Gewalt und Ungerechtigkeit überdauern.«

Nachbemerkung der Redaktion

Das Interview, das wir hier veröffentlichen, würde sich eher für eine Zeitschrift vom Harand-Typ [Irene Harand gab bis 1938 in Wien eine Kampfschrift gegen den Antisemitismus heraus: »Die Gerechtigkeit«; es gab davon auch eine polnische Ausgabe] oder eine neokatholische Zeitschrift eignen. Wenn wir es trotzdem bringen, dann nur, um auf die charakteristische Tatsache hinzuweisen, daß Joseph Roth trotz der unvermeidlichen politischen Katastrophe, die die deutsch-jüdische Assimilation (die in die Taufe mündet) erlebt hat, sich im Katholizismus wohl fühlt und darin einen Trost findet. Wir wissen nicht, ob er nicht, ähnlich wie viele andere, die in ihren Hoffnungen getäuscht wurden, in den Schoß des Judentums zurückkehren würde, wenn er hier lebte. Wir erteilen Herrn Joseph Roth jedenfalls den Rat, so schnell wie möglich dorthin zurückzukehren, wo er hergekommen ist, damit ihm eine geistige Zerrissenheit erspart bleibt.

Kontratek (Lemberg), 2.2.1937

TITELREGISTER

»A Jour« I, 57
Abdul Kahim Miligi I, 288
Abende I, 541
Abendgang durch Alt-Berlin I, 378
Der Abendgang I, 1105
Abenteurer I, 702
Abreise und Ankunft II, 935
Abschied vom Hotel III, 28
Abschied vom Toten II, 354
Abschied von Castans Panoptikum I, 737
Abschied von der Schaffnerin I, 156
Abschied von Karl Tschuppik III, 721
Die Abseits-Menschen I, 907
»Adieu Berlin« II, 822
Adressenschreiber I, 394
Der Affe I, 813
Der Ahnenpaß in der Isolierzelle III, 830
Aida-Rummel II, 244
Die Akademie der Tiere I, 754
Alba-Alba, der Schnell-Läufer III, 402
Die albanische Armee II, 728
Das albanische Volk II, 724
Alfred Beierle I, 503
Die allmächtige Polizei II, 984
Alltagsmystik I, 256
Der alte Dichter ist gestorben II, 703
Der alte Kellner III, 11
Alte Kosaken III, 884
Alte und neue Berufe I, 92
Alte und neue Photographien III, 84
Altenhilfe der Jugend II, 145
Der Altersgenosse III, 245
Am Ende ist das Wort III, 837
Amerika über Paris II, 422
Amerikanisiertes Kino II, 256
Der Amerikanismus im Literaturbetrieb II, 906
Das Amt II, 223
Amüsement I, 640
An den ›Christlichen Ständestaat‹ III, 673
An der spanischen Grenze III, 889
An einer Straßenecke III, 915
An Karl Tschuppiks Grab III, 718
»An Straßenecken« II, 530
Anabasis I, 625
Die andere Bar III, 335
Die andere Welt I, 1014
Androklus und der Löwe III, 405
Ankunft im Hotel III, 3
Ankunft in Essen III, 330
Anna Witte I, 1012
Dem Anschein nach III, 827
Anschluß im Film III, 669
Der Anschluß Deutsch-Westungarns I, 104
Der Antichrist III, 563
Ein antiker Selbstmörder III, 930
Das Antlitz der Zeit I, 213
Eine Antwort von Cuneus II, 816
Der apokalyptische Redner III, 798
Die apokalyptischen Gardereiter II, 43
Ein Arbeiter mit Namen M. III, 342
Architektur III, 115
Argiope, die Tigerspinne II, 149
Armenierpsychose I, 799
Artikel über Albanien II, 736
Artisten I, 230
Artisten und Friseure I, 776
Assimilation und Zionismus III, 541
Die Asyle der Heimatlosen I, 720
Auf Brunners Wegen I, 833
Auf das Antlitz eines alten Dichters II, 699

Auf der Wolga bis Astrachan II, 601
Der auferstandene Bourgeois II, 612
Der auferstandene Mensch I, 936
Auferstehung I, 740
Die Auferstehung des Geistes I, 276
Das aufgedeckte Grab II, 524
Aus dem Brief eines Bekehrten – und die Antwort III, 932
Aus dem Tagebuch des Schülers Joseph Roth III, 231
Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers III, 731
Aus der Unterwelt von Berlin I, 390
Aus der Vogelschau I, 250
Aus kameradschaftlichem Herzen III, 1031
Ausblicke in das Jahr 1921 I, 432
Ausflug I, 269
Ausflug am Sonntag III, 312
Ausflug nach Chorin II, 378
»Ein ausschweifender Mensch« III, 42
Die Ausstellung III, 835
Das Autodafé des Geistes III, 494
Die Autoren sind mir persönlich bekannt II, 765
Autoritäten I, 474

Babits: »Das Kartenhaus« II, 567
Bäder im Riesengebirge II, 396
Bahnhof von Saarbrücken II, 779
Baisse I, 248
»Balduins Hochzeit« I, 800
Ballade vom Zusammenbruch einer besseren Familie II, 13
Ballettprobe im Staatstheater I, 1010
Die Bank der kleinen Leute I, 891
Die Bar des Volkes I, 220
Die Bar erster und zweiter Klasse III, 333
Barrikaden I, 40
Die bayrische Richterseele I, 889
Begegnung mit dem letzten Azteken I, 949
Begegnung mit Herrn v. Kaehne I, 1070
Begegnungen I, 674
Begnadigung I, 524
Bei den Heimatlosen I, 373
Bei der Armee der Separatisten I, 1090
Bei der Betrachtung von Schlachtenbildern III, 635
Beim Präsidenten Achmed Zogu II, 710
Beim Uhrmacher III, 351
Beierle und »Gas« I, 540
Bekehrung eines Sünders im Berliner UFA-Palast II, 512
Bekenntnis zu Deutschland III, 391
Bekenntnis zum Gleisdreieck II, 218
Bemerkungen zum Tonfilm III, 57
Bericht aus dem Pariser Paradies II, 556
Bericht über Goal-Game II, 303
Berlin im Taumel der Verzweiflung I, 1040
Berlin und Indien I, 576
Berliner Aquarium I, 968
Berliner Bilderbuch II, 92
Berliner Filmberichte II, 301
Berliner Rübensaft I, 1080
Berliner Saisonbeginn III, 109
Berliner Saisonbericht I, 898
Berliner Silvester und die folgenden Tage II, 319
Berliner Theater II, 259
Berliner Vergnügungsindustrie III, 211
Berühmte Hühneraugen I, 1018
Besprechung eines nicht gedruckten Buches II, 704
Das beste Buch des Jahres III, 1030
Die besten Bücher des Jahres 1930: III, 1029; 1931: III, 1030
Besuch bei Amenophis II, 133

Besuch bei Goethe I, 958
Besuch bei den Webern II, 414
Besuch im Rathenau-Museum II, 205
Besuch im Jenseits I, 360
Betrachtung an der Klagemauer III, 86
Betrachtung über den Verkehr II, 276
Betrachtung über Fliegerinnen III, 450
Betrachtungen in Leipzig III, 305
Beziehungen I, 460
Das bittere Brot III, 861
Der Bizeps auf dem Katheder II, 55
Der blaue Dienstag I, 791
Ein Blick auf die Nachwelt III, 73
Blick auf die Straßen II, 944
Blick nach Magdeburg III, 301
Blick nach Südslawien II, 746
Der blonde Neger Guilleaume I, 1092
»Blue lamp room« I, 1094
Blumen und Früchte II, 762
Bolivia II, 142
Ein Bootsmann II, 444
Die Boxer I, 142
Die Boxer (II) I, 999
Der Boxer in der Soutane III, 185
Die »Branche« mobilisiert II, 381
Brandes spricht über Europa II, 374
Das Bratopfer auf dem Bierfest II, 342
Brief an eine schöne Frau im langen Kleid III, 296
Brief an einen Statthalter III, 803
Brief aus dem Harz III, 270
Brief aus Paris II, 551
Briefe aus Deutschland von Cuneus II, 772
Briefe aus Polen II, 935
Bruck und Kiralyhida I, 87
Brunner bleibt I, 894
»Buch und Bild«-Ausstellung I, 672
Bücher der Revolution I, 327
Bücher und Karotten III, 187
Bücher dieser Zeit II, 304
Bücher von Soldaten II, 585
Bücherbesprechung III, 122
Buchmacher Klante I, 641
Ein Bummel um die Welt II, 905
Bürgerliche Kultur II, 35

Das Café der elften Muse I, 1028
Caruso I, 624
Chanson vom Kandidaten in Pommern II, 16
Chaplin und Gandhi III, 395
Der Chauffeur Kaiser Karls I, 729
Die Chinesen beweinen ihren Toten II, 367
Der chinesische General II, 6
Chiromanten I, 284
Christus I, 1104
Clemenceau III, 955

Delinquent Schaper I, 962
Das Denkmal III, 255
Das Denkmal (II) III, 411
Ein Denkmal I, 768
Denkmalsweihe II, 11
Deutsch-Kreuz I, 113
Der deutsche Dichter Kantorowicz I, 934
Deutsche Elendsreime II, 20
Die deutsche Minderheit II, 961
Deutsche Truppen bei Rastenburg in Bereitschaft I, 300
Deutsches Lesebuch III, 149
Deutschösterreich 1930 I, 149
Dialog über das Wochenereignis II, 84
Dialog über Walhall II, 140
Dialoge I, 69
Dichter im Dritten Reich III, 481
Der Dichter Paul Claudel III, 782
Das Dienstmädchen auf dem Treppengeländer II, 351
»Dieser kleine Mann aus Amsterdam« I, 1032
Diktatur der Konfektion II, 701
Diktatur im Schaufenster II, 980

Direktor Bernotat I, 824
Diskrete Hilfe I, 292
Die Diva I, 67
Divergenzen I, 52
Döblin im Osten II, 532
Dollarfieber I, 689
Dr. Lilienstern: Wie ein Dichter der Psychiatrie sah III, 221
Drei Personen täglich verschwunden III, 841
Drei Sensationen und zwei Katastrophen II, 183
Drei Viertelstunden von Berlin I, 369
»Dreimal Österreich« III, 774
Die Dreizehn I, 872
Das XIII. Berliner Sechstagerennen II, 331
Die Dringlichkeitsliste des Wohnungsamtes I, 345
»Drinnen und draußen« III, 139
Das Dritte Reich: Die Filiale der Hölle auf Erden III, 508
Ein düsteres Kapitel II, 383

E.A. Reinhardt III, 921
E.T.A. Hoffmann in der Staatsbibliothek I, 834
Ebert I, 1056
Ehre den Dächern von Paris! III, 248
Die Eiche Goethes in Buchenwald III, 945
Einbruch der Journalisten in die Nachwelt II, 519
Einer liest Zeitung II, 531
Einstein, der »Fall« I, 356
Einzug in Albanien II, 720
Eisenbahn III, 462
Elegische Phantasie II, 14
Der Elektrizitätsstreik I, 393
11 000 000 I, 1048
Emigration III, 754
Émile Zola – Schriftsteller ohne Schreibtisch II, 823
Das Ende I, 600
Das Ende der Spielkubs I, 806
Das Ende eines Symptoms II, 153
Entwicklung des Flugwesens III, 79
Epilog zum »Reigen«-Prozeß I, 679
Er entfernt sich ... I, 130
Erikas Schamgefühl I, 584
Erinnerung an eine weiße Damenkapelle III, 348
Ernst Weiss: »Boetius von Orlamünde« II, 999
Die erotische Schutzpolizei II, 365
Erste Begegnung mit der Diktatur II, 976
Das erwachte Kunstgewissen I, 64
Erwerbsloses Volk I, 414
Erwiderung auf Joseph Breitbach III, 518
Erwiderung zum Thema Psychiatrie III, 225
Es lebe der Dichter! III, 44
Europa ist nur ohne das Dritte Reich möglich III, 560
Europäische Justiz II, 26
Ewige Ostern I, 971
Der ewige Tutenchamun III, 181
Ein Experiment I, 322

Fahrt an den Häusern I, 793
Fahrt auf der »Schleife« I, 1034
Fahrt in den Krieg I, 283
Der Fakir und sein Publikum II, 581
Der Fall Österreichs III, 881
Der falsche Dionysos I, 522
Der falsche Kronprinzensohn II, 744
Der Fälscher I, 812
»Fedora« I, 846
Der Feiertag I, 1000
Der Feind aller Völker III, 859
Fenster I, 281
Fenster (II) I, 415
Fern von der Scholle III, 513
»Das Fest« und »Den Teufel im Leib« II, 543
Feuilleton I, 616

Figaros Turnier I, 773
Film im Freistaat I, 19
Der Film vom Vatikan II, 337
Filme II, 360
Filme für Kinder II, 307
Filme. Zwei deutsche und ein amerikanischer II, 344
Eine Filmrundfrage III, 677
Der fliegende Buchhändler I, 973
Der Fluch des ewigen Juden III, 533
Flüchtlinge aus dem Osten I, 383
Flug nach Dortmund I, 651
Flug um die Welt I, 817
Die Folgen I, 48
Der fortdauernde »Dynamismus« III, 951
Frankreich II, 419
»Franta Slin« I, 557
Der Franzose auf der Wodanseiche III, 378
»Französische Menschen« III, 442
»Die Frau aus Andros« III, 359
Die Frau, die neue Geschlechtsmoral und die Prostitution II, 632
Frau Prompteux I, 819
Frau Sacher entschuldigt sich I, 1053
Die Frau und der Koffer I, 883
Die Frau von den Barrikaden II, 707
Die Frauen Nebbe und Klein I, 952
Frauen vor dem Schaufenster III, 887
Fräulein Larissa, der Modereporter III, 59
Die Freikarten – zehn Millionen I, 141
Fremde Gesichter III, 455
Die fremde Stadt I, 636
Die fremden Bürger I, 1006
Die Freuden des Winters I, 902
Die Freunde II, 297
Friede auf Erden III, 473
Die Friedenstaube auf dem Zweirad II, 272
Der Friedhof des Panoptikums II, 201
»Friward« I, 166
Ein fröhlicher Abend III, 309
Frühling I, 591
Frühling (Gedicht) I, 1106
Frühling! (Gedicht) I, 1107
Frühling an der Drehbank I, 994
Der Frühling, die schönste Jahreszeit I, 961
Das Frühlingsschiff I, 279
Der Frühlingszirkus I, 988
Die Frühstückssuppe I, 189
Fulda als Weltanschauung I, 464
Fundamt I, 763
Fünfzig Jahre Wiener Sicherheitswache I, 82
Fünf-Uhr-Tee II, 42
Fünf-Uhr-Tee mit Hexametern II, 346
Für Alfred Polgar III, 684
Für die Staatenlosen III, 132
Für Ernst Křenek III, 682
Der Fürst des Weltalls II, 225
Der Fürst und die Balalaika I, 775

Galante Literatur III, 50
Die Galgenfrist I, 39
Das ganz große Warenhaus III, 81
Gasgranate II, 24
Der Gast aus dem Norden II, 52
Gastronomische Wunder II, 139
Gedicht von verschollenen Büchern III, 353
Gedicht von Wandkalendern II, 908
Der gefesselte Dichter I, 823
Gegen Selbstmörder III, 843
Das Geheimnis der Verkehrsstörung I, 368
Das Geheimnis von Spandau I, 860
Die Generallinie III, 195
Gepäckträger Nr. 7 III, 316
Das Gericht in der Höh' I, 728
Gesang mit tödlichem Ausgang II, 327

Der Gesang des Bettlers I, 1072
Geschenk an meinen Onkel II, 993
Die Geschichte vom jungen Musikanten und der schönen Prinzessin I, 8
Die Geschichte von Kain und Abel III, 452
Gespenster in Moskau II, 596
Gespräch über den deutschen Professor II, 155
Die gesprengte Romanform III, 267
Geträumter Wochenbericht II, 70
Die Gewerkschaft der Schreibenden II, 988
»Der G'wissenswurm« I, 614
Die Gezeichneten I, 801
Die »Girls« II, 393
Die Girls (II) III, 201
Gladius Dei II, 348
Glashütte II, 397
Glauben und Fortschritt III, 691
Glockenspiel I, 683
Glossomanie I, 588
Goethe-Vormittag I, 554
Die goldene Krone I, 333
Golkonda I, 14
Gott in Deutschland III, 549
Die graue Karte I, 864
Die Grenze I, 100
Die Grenze (II) II, 235
Die Grenze Niegoreloje II, 594
Das Grenzloch von Kerkraade I, 1086
Grillparzer III, 742
Grock II, 299
Grosz' »Ecce homo« vor Gericht II, 57
Größenwahn I, 696
Großstadtfrühling II, 194
Gruß an Ernst Toller II, 221
Gustav III, 326
Der gut angezogene Herr I, 862

h-moll Symphonie I, 815
Haas-Haye-Ballett I, 406
Haben Sie von Ihren Reisen produktive Eindrücke empfangen? III, 1029
Habsburg und die Tschechoslowakei III, 677
Der Hafen von Ruhrort III, 320
Das Hakenkreuz auf Rügen II, 214
Der Hakenkreuzler II, 26
Eine halbe Stunde Kauderwelsch III, 399
Halberstadt, »Tannhäuser«, Schach III, 282
Die Handbewegung des Bürgermeisters I, 496
»Handbuch des Kritikers« III, 773
Hans Bauer: Ein Vorschlag und seine Erfüllung. Joseph Roth antwortet III, 92
Hansi Niese I, 412
Harry Piel im Deutschen Künstlertheater I, 613
Harzreise III, 271
Die Hauptstadt Tirana II, 722
Das Haus der 100 Vernünftigen I, 929
Das Haus mit der Bank II, 197
Der Hauslehrer III, 1014
Hausse und Baisse I, 187
Die heilige Flamme I, 55
»Die heilige Johanna« II, 267
Das heilige Petroleum II, 683
Heimkehr I, 655
Heimkehr eines Boxers III, 102
Die Heimkehr des Imre Ziska I, 778
Heimweh nach Prag II, 308
Helden zittern III, 735
Hellas I, 504
Hellas in der Grolmannstraße I, 744
Das Hellsehen III, 371
Hephata II, 536
Herbst I, 1101
Herbst in Berlin I, 377
Herbstrevue I, 173
Herbstwindes Kriegsgeschichten I, 3
Der Herr III, 208

Der Herr aus dem Publikum II, 358
Der Herr Hauptmann unter Literaten I, 396
Der Herr Minnesänger II, 568
Der Herr mit dem Monokel II, 131
Der Herr Offizier I, 836
Hermann Kesten: »Admet« III, 121
Hermann Kesten: »Die Liebesehe« III, 117
Hermann Kesten: »Der Scharlatan« III, 476
Ein Herzogtum fast zu verkaufen! II, 409
»Hinkemann« II, 158
Die Hinrichtung Österreichs III, 922
Hinter den Kulissen I, 562
Hinweis auf ein Buch über Stifter III, 389
Die Hochschule der Auslagenarrangeure I, 1042
»Die höchsten Glieder der Tierreihe« III, 366
Die Hoffnung auf »Jenua« I, 759
Das Hotel III, 259
Hotel Kopriva I, 1073
Hotelwelt III, 3
Hotham Brown aus Workington I, 827
Huldigung an den Geist Österreichs III, 792
Humanität I, 630
Eine Hundehändlerlist I, 409
100 Jahre I, 223
100 000 Mark für einen Roman II, 320

Ich lerne reden I, 723
Ich suche die Einheitsfront I, 948
Ich verzichte III, 492
Der idealistische Scharlatan II, 820
Illustrierter »Kultur-Austausch« III, 752
Im Bistro nach Mitternacht III, 823
Im Dampfbad bei Nacht I, 488
Im Haus Nr. 21 I, 520
Im Klub der Hunde I, 285
Im Lande der Wolkenkratzer III, 613
Im Laufschritt nach Leipzig I, 491
Im mittäglichen Frankreich II, 427
In andern Kneipen III, 323
In der Boxerakademie I, 981
In der Kapuzinergruft III, 671
In den Wäldern von Augustowo I, 309
In Deutschland unterwegs II, 396
In einer der stillen Gassen ... II, 314
In und außer Dienst I, 43
Indien in Berlin I, 451
Ein Ingenieur mit Namen K. III, 339
Die Insel der Unseligen I, 23
Die Internationale II, 32
Interview ohne Worte II, 48
Interview mit Joseph Roth III, 1036
Interviews mit Straßentypen I, 58
Die Invaliden grüßen den General II, 27
Irrungen, Wirrungen I, 358
Ist Berlin ehrlich ? I, 401

Jagd auf die fliehenden Polen I, 303
Das Jahr der Erneuerung I, 171
»Jawoll, Herr Präsident« I, 876
Jazzband I, 543
Jedermann ohne Paß III, 543
Jenseits I, 439
Jewgraf oder der liquidierte Heroismus II, 650
Joseph Roth und die jüdischen Emigranten III, 535
Juden auf Wanderschaft II, 827
Juden, Judenstaat und die – »Katholiken« III, 737
Die Juden und die Nibelungen III, 521
Die Juden von Deutsch-Kreuz und die Schweh-Khilles I, 115
Justitia II, 29

Die k.und k. Veteranen III, 64
Kabarett »Schall und Rauch« I, 355
Kaffeehausfrühling I, 32
Eine Kaffeehausterrasse und noch eine I, 42
Kaiserbilder I, 842
Kaiserliche Orthographie II, 339
Kaisers Geburtstag II, 335
Der Kampf um die Meisterschaft II, 72
Kannitverstan II, 819
Die Kanzel im Chaos II, 242
Karneval I, 771
Karneval (Gedicht) II, 14
Der Kavalier in der Provinz II, 549
Kein rasender Reporter III, 675
Ein Kind im Wartezimmer der Polizei III, 819
Das Kind in Paris III, 37
Kind und Kunst I, 203
Kinder I, 646
Kinder nach Milano I, 208
Kinder ohne Heimat I, 466
Die Kinder III, 108
Die Kinder der Verbannten III, 821
Die Kinder von Barcelona III, 784
Die Kinder von Triest III, 882
Ein Kino im Hafen II, 447
Kino in der Arena II, 429
Das Kinodrama von Mayerling I, 116
Die Kirche, der Atheismus, die Religionspolitik II, 637
Die klagenden Ziffern II, 45
Das klassische Gespenst II, 310
Kleiderhandel I, 896
»Kleine Fanfare« III, 262
Kleine Kunstwanderung II, 371
Der kleine Moriz in der Windjacke II, 173
Kleine polnische Station III, 291
Kleine Reise, Einleitung III, 300
Der kleine Sacher I, 162
Kleve, Xanten, Kalkar II, 406
Klosterstraßen-Boheme I, 677
Der Klub der armen Türken I, 397
Der Klub der Verkannten I, 954
Knigge im Film I, 29
Knotenpunkt am Morgen II, 742
Der Koch in der Küche III, 15
Der Kolporteur I, 217
Der Kolporteur (II) II, 216
Kommentar zu Kant II, 21
»Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren« III, 871
Komödienhaus: »Die Sache mit Lola« I, 387
Konfektionserotik III, 205
Konferenz-Athletik I, 508
»König Hunger« in der Volksbühne II, 68
Der Kongreß III, 32
Konservativ I, 46
Konsultation I, 180
Konzert im Sitzungssaal II, 54
Konzert im Volksgarten II, 920
Körperliche Erziehung der Frau II, 370
Der Korpsstudent II, 63
Kostümball in Moabit I, 741
Kredit! I, 419
Der Kriegsberichterstatter II, 228
Kriegsgefangenenlager I, 271
Kriminalaffäre Nobelpreis III, 712
Die Krüppel. Ein polnisches Invalidenbegräbnis II, 289
Küchen-Kultur? I, 335
Die Kugel am Bein I, 145
Die Kugel am Bein (II) I, 341
Der Kulturbolschewismus III, 418
Kultur-Herbst I, 890
Kunst des Irrsinns I, 867
Kunst im Ghetto I, 605
Kunstasyl I, 444
Der Kurfürstendamm III, 98

Das Lächeln der Welt I, 972
Das Lächeln der Weltgeschichte I, 803
Die Lage in Westungarn I, 132

Das Land der Sonderbündler I, 1049
Laterna Magica III, 474
Eine Laune der Natur III, 89
Der Lausbub I, 1046
Lauter Juxen I, 442
»Der lebende Buddha« II, 926
Lebende Kriegsdenkmäler I, 347
Die Lebenden über die Toten II, 203
Lebensfreuden I, 667
Legende vom Kasernenhof II, 22
Leipziger Prozeß gegen die Rathenau-Mörder I, 872
Leitfaden für den Zeitungsleser anno 1939 III, 857
Lemberg, die Stadt II, 285
Lemberg in Düsseldorf I, 1084
Leningrad II, 915
Lenins Begräbnis im Film II, 50
Lesebuch gegen Weltgeschichte I, 429
Ein Leserbrief und die Antwort II, 965
Lessing, ein deutsches Genie III, 934
»Der letzte Mann« II, 324
Leute und Gegend II, 281
Li-Tai-Pe in Berlin I, 633
Der liebe Gott III, 1023
Der liebe Gott in Rußland II, 681
Lieber Walter Mehring III, 516
Der Liebling II, 163
Liebling der Frauen I, 762
Die Lieblinge der Nation II, 9
Lied der Glocken I, 1103
Lied vom Spengler II, 30
Lion Feuchtwanger fünfzig Jahre III, 1030
Das literarische Leben II, 954
Literarischer Wedding I, 499
Die Literatur vor Gericht I, 701
Little Titch II, 923
Lob der Dummheit III, 95
Lob für Baden-Baden III, 461
Lobgedicht auf den Sport II, 8
Louis Hagen, der Finanzmann des Rheins I, 1087
Lu I, 547
Ludendorff und das Schlachtvieh II, 79
Ludwig Hardt rezitiert Franz Kafka II, 275

»Die Macht des Scharlatans« III, 780
Madame Annette III, 19
»Das Mädchen aus der Fremde« I, 346
Mai und Mais I, 30
Malvine Biviand, die Tänzerin I, 422
Man munkelt bei Schwannecke II, 928
Man tauscht Kinder aus III, 487
Der Mann aus dem Altersheim I, 843
Der Mann, der die Ohrfeigen bekommt III, 118
Der Mann der Tat III, 876
Ein Mann, ein Eid III, 867
Der Mann im Friseurladen I, 621
Der Mann in der Toilette I, 916
Märchen I, 553
Das Märchen vom Geiger I, 205
Das Märchen vom Sophiensaal I, 98
Maria Theresia III, 557
Marionetten I, 178
Marionetten auf der Wanderung I, 747
Der Marktplatz der Kettenhändler I, 65
Mars oder Venus? I, 128
Marschkompanie I, 1102
Marseille II, 441
Martha Krull I, 555
Märtyrer und Kämpfer III, 807
Matwey Roesmann: »Fischbein streckt die Waffen« III, 365
Der Maulkorb für deutsche Schriftsteller III, 852
Mazdaznan I, 1016

Der Meister im Museum I, 805
Melodramatische Wirklichkeit I, 712
Der Mensch auf der Veranda I, 1002
Der Mensch aus Pappkarton II, 46
Ein Mensch hat Langeweile III, 76
Der Mensch im Glaskäfig I, 833
Menschen am Sonntag I, 598
Menschen im Saargebiet II, 801
»Das Menschengesicht« III, 146
Menschliche Fragmente I, 21
Der merkantile Superlativ II, 200
Der Merseburger Zauberspruch III, 275
Die Metamorphose des »Sperrsechserls« I, 259
Metaphysik des Budgets I, 183
»Michael Kramer« II, 251
Ministerurlaub in Teutongina I, 329
Der mißglückte Putsch I, 72
Mit 900 Kindern im Kino II, 78
Modellschau I, 246
Moderne Ausstellung I, 586
Moderne Vehikel I, 144
Monarchie und Parteien III, 767
Der Monarch verhindert den Diktator III, 765
Der Monat Mai II, 177
Mondfinsternis auf der Sternwarte I, 660
Montmartre in Berlin I, 425
Der Morgen aber III, 336
Mosaik aus Ostpreußen I, 323
Das Moskauer Jüdische Theater II, 675
Moszkowski und Hildesheimer I, 548
Der Motorradfahrer III, 293
Die Mülli! I, 35
Munkacs, die brave Stadt III, 869
Die Muse der Blinden I, 62
Das Museum III, 35
Der Musterknabe I, 693
Die Mutter I, 795
Mütter in der Revue II, 273
Der Mythos der deutschen Seele III, 788

Der Nabel der Sittlichkeit I, 338
Nach Neunkirchen II, 794
Das nachgemachte Ceylon II, 564
Nachmittag im fremden Hotel III, 356
Nachruf III, 675
Nachruf auf den Hotelportier II, 64
Nachruf auf den lieben Leser I, 854
Eine Nacht mit Wanzen II, 570
Nächte in Kaschemmen I, 477
Der nächtliche Zeitungsartikel I, 1020
Der Nachtredakteur Gustav K. III, 46
Nachwort zu »Juden auf Wanderschaft« II, 892
Nacktheit I, 643
Nackttänze I, 706
Die nationale Kurzwelle III, 465
Nationale Pyromanie III, 551
Nationalismus im Abort I, 900
Natur II, 9
Naturgeschichte des Generals II, 165
Nelson-Theater I, 654
Nervenschock I, 1106
Die neue Boheme III, 112
Das neue Heim I, 611
Der neue Hofpark I, 155
Das neue Lesebuch II, 33
Die neue Waschmaschine III, 127
Neues von Gestern III, 361
Der neunte Feiertag der Revolution II, 626
»Die Nibelungen« II, 146
Nichts ereignet sich – in Vienne II, 431
Niederlage der Gerechtigkeit III, 507
Nikolo I, 185
Nizza II, 446

Noch eine Episode I, 89
Noch einmal Prügel III, 62
Nonpareille aus Amerika III, 39
Der »Normalmensch« I, 684
Der Notschrei eines Berufskollegen I, 340
»Nur echte Erlebnisse« II, 749
Nur ein Halber I, 131
Nur eine Glosse III, 724
Nützliche Bemerkung für Historiker III, 1014

O Bruder Mensch I, 1104
Der Oberreichsanwalt spricht I, 885
Oberschlesien I, 570
Ödenburg I, 109
Ödön von Horváths Tod III, 812
Öffentliche Meinung, Zeitungen, Zensur II, 654
Oktober II, 263
Der Onkel aus Österreich I, 242
Die Opfer des Herrn v. Kahr I, 1059
Opfer seiner Schöpfungen III, 533
Österreich atmet auf III, 845
Österreichische Bücher III, 443
Das österreichische Reisevisum I, 1055
Ostsee-Reise II, 210

Ein paar »Sensationsfilme« II, 293
Ein paar Tage Deauville II, 752
Ein paar Worte I, 126
Ein paar Worte (II) I, 140
Das pädagogische Schaufenster II, 190
Der Palast der Scheherezade III, 385
Panoptikum am Sonntag II, 931
Papier I, 159
Die Parade I, 1002
Parade eines Gespenstes II, 171
Das Paradies der Jugendlichen I, 797
Paradoxie I, 857
Der Passagier I, 627
Das Passahfest III, 805
Die Passion I, 462
Pathos I, 532
Der Patron III, 24
Perlewitz III, 137
Persönlichkeitsrecht I, 849
Petro Fedorak I, 215
Philister im Goethe-Jahr III, 439
Philosophie des Panoptikums I, 939
Philosophie des Schaufensters I, 976
Pietät des Kleinbürgers II, 363
Pietät mit Handgranate II, 240
Die Pistole I, 874
Plädoyers in Leipzig I, 887
Das Plakat I, 527
»Plakate« I, 237
Plakatkunst II, 61
Pöbel I, 244
Polizeibericht I, 983
Der Polizeireporter Heinrich G. III, 54
Polnisch-russischer Krieg I, 300
Das polnische Kalifornien II, 939
Die polnische Nordarmee vernichtet I, 304
Populäre Kulturgeschichte II, 208
Der Portier III, 7
Praktische Anwendung II, 23
Praterkino I, 273
Preishog'lziag'n I, 225
Preis-Rattenwürgen I, 923
Premiere in Annaberg II, 412
Der Primgeiger III, 179
Der Prinz I, 831
Der Prinz und die Toten II, 29
Das Privatleben III, 141
Privatleben des Arbeiters II, 552
Ein Professor I, 486
Professor Brunner im Hörsaal I, 692
Prognose für den Zigeunerkönig III, 715
Proletarisierung der Häuser I, 168
Die Prominenten I, 484

Prosa der Verschwörung I, 838
Der Prozeß Caro-Petschek III, 427
Der Prozeß der Geheimnisse I, 877
Prozeß im Halbdunkel II, 195
Der Prozeß vom Normalmenschen I, 1008
Psychiatrie III, 215
Psychiatrie (II) III, 717
Die Puppen III, 105
Pyjama-Literatur II, 137

Rabindranath Tagore I, 577
Radiophon I, 780
Rainer Maria Rilkes »Marien-Leben« III, 1011
Rast angesichts der Zerstörung III, 813
Rast in Jablonowka III, 946
Das »Räubernest« ist ein Patrizierhaus I, 511
Der Rauch verbindet Städte II, 547
Rauchverbot im Speisewagen I, 335
Die reaktionären Akademiker I, 233
Der Rebell des Erzgebirges II, 403
Das Recht auf Oberschlesien I, 567
Eine Rede Rudolf Borchardts III, 171
Rede über den alten Kaiser III, 938
Der »Refräng« im Nachtleben II, 75
Regen I, 705
Der Regenschirm I, 573
Regina Ullmann III, 1017
Der Regisseur I, 19
Rehabilitierung der Schwarzen I, 558
Rehabilitierung des deutschen Frühlings I, 514
Rehabilitierung »Raffkes« I, 921
Reichstagsauflösung II, 90
»Reigen« I, 426
Reise I, 649
Reise durch Deutschlands Winter I, 1076
Reise durch Galizien II, 281
Reise durchs Heanzenland I, 100
Reise in Kaffee I, 1064
Reise in Rußland II, 591
Reise mit einer schönen Frau II, 694
Reise nach Albanien II, 710
Reise nach Kultur-Wien I, 592
Reiselektüre III, 347
Reisende mit Traglasten I, 941
Reklame-Messe II, 394
La Renaissance Latine II, 572
Die Rentabilität der Faulheit I, 198
Restenausverkauf in der Theateragentur I, 1035
Revolution der Kinderreichen I, 782
Rheinischer Karnevalsbericht II, 541
Richard ohne Königreich I, 909
Richard Oswald Lichtspiele I, 851
Richtigstellung III, 735
Ring der Nibelungen III, 511
Ringelspiel I, 266
Ritter Meuchelmord II, 19
Riviera in Kagran I, 1025
Roman vom grünen Rasen III, 384
»Romantik« des Reisens II, 574
Romantik in Vitrinen II, 507
Rose Gentschow II, 151
Die Rote Armee I, 315
Rote Kosaken an der Grenze I, 312
Rückkehr I, 736
Ruhr-Totenfeier mit Shimmyklang I, 993
Rummel bis zehn I, 808
Rundgang um die Siegessäule I, 502
Die russische Frau von heute II, 647
Russische Überreste – Die Textilindustrie in Lodz II, 949
Russisches Theater: Im Parkett II, 672
Rußland geht nach Amerika II, 629

Sadhu Sundar Sing I, 790
Die sanierte Stadt II, 3
»Satan, Freiheit, Revolution« I, 661
Sauerbrunn I, 107

Sauerkraut I, 127
Scha-u-Ra I, 547
Schaffranitz I, 986
»Schall und Rauch« I, 380
»Schall und Rauch« (II) I, 413
Der Schalter II, 12
Schatten des Vorworts II, 510
Schatzgräber in der Allee I, 750
Das Schießpulver I, 254
Das Schiff der Auswanderer I, 931
Schillerpark I, 662
Der Schleier I, 239
Schluß mit den Kriegsfilmen! III, 375
Schluß mit der »Neuen Sachlichkeit« III, 153
Schönbrunn I, 165
Die Scholle III, 167
Die Schönheitskönigin III, 169
Der Schrei des Wilden und des Weißen I, 1081
Der Schrei nach dem Fremden II, 65
Schuhriemen, bitte! I, 37
Die Schule und die Jugend II, 659
Ein Schuß Pulver I, 757
Schwarz-gelbes Tagebuch III, 892
Die Schwarzen im Ruhrgebiet I, 947
Schwarzes Land II, 509
Schweigen im Dichterwald I, 1068
Sechs Fuß tief I, 352,
6647 I, 789
Sechstagerennen I, 752
Der Segen des ewigen Juden. Zur Diskussion III, 527
Der Segen des ewigen Juden am Ziel III, 536
Der sehr elegante Reisende II, 233
Eine sehr seriöse Varietékritik II, 311
Seifenblasen I, 44
Seine k.und k. Apostolische Majestät II, 910
Selbstverriß III, 130
Selig die Friedfertigen I, 10
Die Sendung des Judentums III, 539
Sentimentale Reportage II, 756
Shakespeare und Dada I, 389
Shaw auf einer Kremlkanone III, 368
Sieben Lamas sind angekommen II, 375
Der 70jährige Kadelburg I, 619
Sieg der Vernunft I, 681
Silvester der »Mondänen« II, 529
Soldaten I, 1105
Soll die deutsche Rechtschreibung reformiert werden ? III, 237
Sommerliche Wandlung I, 829
Sommerspielzeit im Osten I, 810
Sommerzeit I, 268
Sonntag I, 240
Sonntag in Mitteleuropa I, 371
Sonntags zwischen vier und sechs III, 190
Sonntagsreiter I, 853
Sorgen des Kurfürstendamms I, 990
Der Souffleur I, 821
Sowjet-Ausstellung in Berlin I, 387
Späte Mahnung an Quidde II, 18
Spaziergang I, 564
Spaziergang in Warschau II, 588
Spielzeug I, 400
Spielzeug (II) II, 514
Der Sport-Schmock III, 234
Der Spruch an der Wand I, 708
St.Quentin, Perrone, die Maisonette II, 559
Staatsgerichts-Hofluft I, 878
Die Stadt geht ins Dorf II, 643
Stadtfrühling I, 264
Statt eines Artikels III, 687
»Das steinerne Berlin« III, 228
Der sterbende Gaul I, 1102
Die sterbenden Tänzer II, 230
Stiefelputzer I, 538
Stierkampf III, 1018
Stierkampf am Sonntag II, 437
Die Stimme der Freunde III, 1031
Die Stimme seines Herrn I, 602
Stimmen der Völker I, 687

»Stirbe« III, 873
Ein Strauß ist kein Pferd II, 239
Streiflichter I, 148
Der Strich II, 10
Stunde im Frühlingsrummel II, 186
Stunde im Rummel I, 995
Eine Stunde als fliegender Buchhändler I, 574
Eine Stunde im Schieberbüro I, 298
Eine Stunde Millionär I, 517
Südslawien und Albanien – innere Probleme II, 714
Sylt, ein bedauerlicher Vorfall I, 535

Das Taftkleid I, 191
Ein Tag bei den Bolschewiken I, 314
Der Tag des verbrannten Buches III, 1031
Die Tagespresse als Erlebnis III, 101
Die Tänzer Gottes und die Straßenbahn I, 965
Der tapfere Dichter II, 59
Teisinger I, 227
Der Tempel der Seide I, 918
Der Tempel Salomonis in Berlin I, 381
Der Tendenzfilm I, 27
Der Tennismeister III, 295
Das Testament des Dichters I, 718
Theater im Urzustand I, 556
Theater-Bericht II, 516
Theosophische Laienpredigt I, 1038
Tiere I, 252
Tiere (II) I, 550
Tiere – Rückkehr in den Zirkus I, 665
Der Tinte nicht wert III, 808
Tod im Frühling II, 24
Der Tod der deutschen Literatur III, 490
Der Tod des »König Midas« II, 176
Der Tod im Zirkus I, 453
Die Todesopfer des Großstadtmagens I, 1022
Die Toilettefrau II, 4
»Tolkening« im Dramatischen Theater II, 254
Die tönende Mauer I, 715
»Der Tor und der Tod« und »Elektra« I, 386
Toreador I, 11
Tote Welt I, 731
Die Toten ohne Namen I, 914
Die Toten vom Stephansplatz I, 91
Totenfeier um Mitternacht II, 353
Totenmesse III, 795
Tournon II, 434
»Die Tragödie eines Großen« I, 291
Training I, 769
Trianon-Theater I, 377
Trübsal einer Straßenbahn im Ruhrgebiet II, 544
»Tua Culpa« III, 917
Die Tungusen III, 242
Typen aus dem Glashaus I, 161
Die Tyrannei der Stunde I, 152

U 35 I, 290
Über Albanien III, 926
Über die Satire. Eine Plauderei I, 6
Über die Tendenzen seines Schaffens III,
Über die Verbürgerlichung der russischen Revolution II, 688
Über Völker und ihre Vertreter III, 832
Die Überschätzung der Jungen III, 174
Übersinnliches I, 783
Der Ukas des Zaren Ebert II, 161
Ukrainomanie I, 417
Die ukrainische Minderheit II, 957
Der ukrainische Nationalismus – ein deutsches Patent III, 874
Ukrajinkustarspilka I, 840
Ultra-Beschießung einer Küste III, 453

Der unbekannte Clown von Barcelona III, 888
Unbotmäßigkeit der russischen Armeeleitung? I, 302
Und der Regen regnete jeglichen Tag ... III, 890
Unerbittlicher Kampf III, 559
Ungeziefer II, 30
Ein Unpolitischer geht in den Reichstag II, 191
Das Unsagbare III, 849
Unser Liebling im Schnee I, 912
Unser Vaterland, unsere Epoche III, 877
Unsere Setzerei II, 521
Unter französischen Fahnen I, 494
Unter Tag II, 787
Das »Unterbewußtsein« im Film II, 130
Eine Unterredung mit General v. Dassel I, 301
Unterricht in Geographie III, 870
Unterwelt I, 608
Unveröffentlichter Autor I, 527
»Der unwiderstehliche Kassian« II, 252
Die unwirkliche Kulisse II, 270
Ursachen der Schlaflosigkeit im Goethe-Jahr III, 413
Das Urteil der Geschichte I, 332

Vae Victis III, 802
Valeriu Marcu: »Männer und Mächte der Gegenwart« III, 199
Das Varieté der Besitzlosen I, 1004
»Vasantasena« in der Volksbühne II, 166
»Der Vater« III, 469
Das Vaterhaus III, 193
Venus und Adonis I, 537
Verfilmung eines Mordprozesses III, 203
Vergebliche Ruhrpropaganda I, 977
Verkehrte Welt I, 926
Verleger in Österreich oder österreichische Verleger? III, 725
Verleger-Tee II, 245
Das verlorene Indien I, 513
Vernichtung eines Kaffeehauses II, 768
Versammlung der Bühnenschriftsteller II, 330
Verschneite Welt I, 176
»Versuchsklassen« I, 261
Die vertriebene deutsche Literatur III, 709
Verwirrung I, 53
Vestibül I, 595
Victoria Victis! III, 786
Das vierte Italien II, 976
40 Mann = 6 Pferde I, 1062
Vision III, 679
Das Völker-Labyrinth im Kaukasus II, 616
Völkische Studenten und völkisches Deutsch I, 847
Volksbühne II, 249
Volkscafé I, 200
»Ein Volksfeind« I, 786
Vom Abbau der Preise I, 80
Vom Attentäter zum Schmock III, 239
Vom persönlichen Stil I, 12
Von Barfußgängern und Wassertretern I, 78
Von Büchern und Lesern I, 529
Von deutscher Literatur III, 1031
Von einem der auszog, das Gruseln zu lernen I, 120
Von Hunden und Menschen I, 95
Von Rittern und Rossen I, 407
Vorlesungsabend als Protest I, 506
Vormittagsprobe im Zirkus I, 1044
Vorwort. Josef Wittlin: Das Salz der Erde III, 769

Wahlkampf in Berlin II, 169
Das Waldmännlein vom Stephansplatz I, 194
»Wallenstein« im Staatstheater II, 265

Die Wanderung des amerikanischen Mehls I, 70
Das Warenhaus und das Denkmal II, 806
Die Wärmestuben der Emigranten I, 733
Wartesaal IV. Klasse I, 405
Das Wartezimmer II, 37
Was liest der Berliner ? I, 455
Was liest man in Wien ? I, 1030
Wassermanns letzter Roman III, 553
Das »Wasserzeichen« von Großberlin I, 296
Die wehrhaften Mannen von Hütteldorf I, 90
Weihnachten bei den Alten I, 427
Weihnachten in Cochinchina III, 143
Weihnachten moderner Junggesellen II, 1000
Die weißen Städte II, 456
Die Weißgeldwechselstube I, 84
Welt im Eis I, 725
Die Welt im Stift I, 424
Die Welt in der Stadt I, 583
Die Welt ist klein I, 450
Die Welt mit den zwei Seiten I, 888
Die Welt ohne Erste I, 664
Die Weltfliegerin III, 398
Der Weltfriede III, 1022
Weltgericht I, 658
Die Weltgeschichte aus Zinn III, 250
Welträtsel I, 1100
Weltuntergang I, 196
Weltuntergang (II) I, 463
Wenn Berlin Wolkenkratzer bekäme ... I, 447
Wenn man Arbeit sucht ... I, 458
Wer ist Dr. Nolda ? III, 928
Wer ist Ginster ? II, 996
Das Werk II, 811
Weshalb die Liebe erlischt I, 710
Wie es an der Grenze gewesen wäre II, 772
Wie ich Leipzig sah I, 869
Wie man eine Revolution feiert II, 419
Wie sieht es in der russischen Straße aus ? II, 622
Wie werde ich adlig? I, 944
Der Wiederaufbau des Menschen I, 580
Wiederbelebung durch 20 000 Zinnsoldaten II, 247
Ein Wiedersehen III, 70
Wiege III, 407
Wiegenfest III, 929
Wiener Hoffnungslichter I, 118
Der Wiener Prater III, 810
Wiener Symptome I, 30
Wieviel kostet ein persönliches Fürwort? II, 295
Wilde Bühne I, 670
Die wilde, verwegene Jagd III, 866
Winter I, 175
»Der Winter unseres Mißvergnügens« II, 387
Wir mischen uns nicht ein III, 885
Eine wirklich freie Stadt III, 864
Wirkung eines Boulevardblattes II, 420
Wirkungen der Literatur III, 177
Witzbold im Goethejahr III, 415
Wo? I, 1101
Wo der Weltkrieg begann II, 731
Wo die Kartousch singt I, 13
Wo ist der Schutzmann? I, 364
Wo steckt hier der Fortschritt? III, 1029
Wo wird einst des Wandermüden ... III, 881
Der Wochenmarkt der Modelle I, 410
Wohlauf, Kameraden aufs Pferd ... I, 893
Ein Wohltätigkeitsfest, das Vaterland und ein Baurat I, 331
Wolkenkratzer I, 765
»Das Wort« III, 447
Wulles deutscher Wald II, 188

Wunder I, 787
Die Wunder von Astrachan II, 609

Yu-Shi tanzt ...! I, 446

Die zaristischen Emigranten II, 591
Der Zauberer III, 164
Zeitgenössische Trottel III, 125
Die Zeitschrift für die prima Gesellschaft II, 181
Die Zeugen I, 881
Zinkendorf oder Nagy-Zenk I, 111
Zirkus Hagenbeck II, 39
Zirkus im Negligé II, 236
Die Zivilisierten im Barbarenland II, 733
»Zoo« II, 825
Zoo im Frühling I, 979
Zu einer Schrift über Stifters »Witiko« III, 458
Zu einigen allzu absurden Verdikten III, 816
Zu S. Fischers 70. Geburtstag III, 1028
Der Zug der Fünftausend II, 81
Die Zukunftslosigkeit der ehemaligen Hofbühnen I, 124
Zum Tode Karel Čapeks III, 840
»Zur epischen Situation« III, 374
Zur Psychologie der Briefmarke I, 96
29 Minuten vor dem Krieg II, 578
Zwei I, 50
Zwei Filmsensationen II, 86
Zwei junge Zigeunerinnen II, 179
Zwei Monumentalfilme I, 691
Die zweite Liebe II, 971
»Das zweite Schatzkästlein« III, 265
Zwischen den Armeen I, 304
»Zwischen Spree und Panke« von Heinrich Zille II, 518

PERSONENREGISTER

Eines des großen Themen Joseph Roths war das Leben der »kleinen Leute«. Ihre Namen stehen für Typen und Schicksale, für Alltagskultur und Stadtgeschichte. Im Namensregister sind sie deshalb nicht aufgenommen – im Gegensatz zu manchen Schauspielern, Kabarettisten, Autoren, Illustratoren, die heute nur noch Spezialisten bekannt sind. Und weil auch »Eintagsfliegen« für die Forschung interessant sein können, finden sich im Register Personen, die in gängigen Nachschlagewerken nicht aufgeführt sind. Konnten in einzelnen Fällen die Vornamen nicht festgestellt werden, soll das Stichwort in Klammern einen zusätzlichen Hinweis geben.

Abbo, Jussuff I, 586
Abderhalden (Psychiater) III, 226f.
Abraham a Santa Clara I, 213
Achaz, Carl Ludwig II, 168, 251, 262
Ackers, Marie I, 614
Ackers, Maximiliane I, 671
Adler, Friedrich III, 797
Adler, Victor III, 774f.
Aischylos II, 670
Alexander III. II, 593
Alexander der Große III, 732
Alexander, Ben II, 307
Alexander, König von Albanien II, 717
Alkibiades I, 746
Altenberg, Peter I, 696, 768f.; III, 499
Alten, Ferdinand von I, 506ff.
Alverdes, Paul III, 518f.
Amenophis IV. II, 133ff.
Amundsen, Roald II, 361
Andersen-Nexö, Martin II, 553
Andersen, Hans Christian I, 696
Andrejew, Leonid I, 503; II, 68
Anzengruber, Ludwig I, 615
Apfel, Alfred III, 515f.
Ariosto II, 206
Arpke, Otto II, 62
Ascher, Leo I, 412
Asch, Schalom II, 677
Audax (d.i. Heinz Kühn) III, 903f.
Auer, Ludwig I, 614
Augustus II, 433, 465, 488
Austerlitz, Friedrich III, 898

Babel, Isaak II, 1008, 1021, 630
Babits, Michael II, 567
Bäck, Else I, 427
Bäumer, Gertrud II, 370
Bahr, Hermann I, 1032; III, 726
Balzac, Honoré de III, 46, 851, 922, 1035
Bang, Hermann II, 258f.
Barbarossa I, 640
Barlach, Ernst II, 249f., 262
Barrès, Maurice III, 993
Barthel, Max III, 468f.
Barthels, Adolf I, 507, 869f.; II, 26; III, 502
Bartsch, Rudolf Hans I, 1031
Basson, Maria I, 697
Bauer, Hans I, 871, III, 92ff.
Beaudine, William II, 307
Bebel, August I, 1057; II, 633; III, 847, 901
Beck, Józef III, 819
Beck, Karl I, 425
Beck, Ludwig III, 876
Beda (österr. Dramatiker) I, 10

Beer-Hoffmann, Richard I, 547; III, 499, 727
Beethoven, Ludwig van I, 554, 1047; II, 257, 875; III, 751, 795 ff.
Behrend, Hans II, 382
Beierle, Alfred I, 503 f., 540, 671
Beinhorn, Elli III, 440 f., 450 f.
Bela II. I, 131
Benatzky, Ralph III, 466
Bendow, Wilhelm I, 380, 672
Benn, Gottfried III, 481 ff.
Berger, Friedemann I, XXIII
Bergner, Elisabeth II, 269, 302
Bermann-Fischer, Gottfried III, 709
Bernanos, Georges III, 378 ff.
Bernauer, Rudolf I, 387
Bernhard, Georg III, 677
Bertaux, Félix III, 158
Bertens, Rosa II, 148
Bethmann-Hollweg, Theobald v. III, 983
Bettauer, Hugo I, 1031
Beumelburg, Werner III, 518 f.
Bierbaum, Otto Julius I, 574 f.
Bie, Oskar II, 182
Bildt, Paul II, 252
Bilinski, III, 797
Binding, Rudolf Georg III, 518 f.
Birnbaum, Karl III, 227
Bismarck, Otto von I, 640, 935; II, 100, 141, 174, 356; III, 496, 545, 745, 761, 778, 918 f., 940, 951, 973, 983, 1036
Blériot, Louis III, 699
Bloem, Walter I, 935
Blumenthal, Oscar I, 619; III, 499
Blunck, Hans Friedrich II, 323; III, 518 f.
Bodanzsky, Arthur I, 446
Börne, Ludwig I, 457; III, 711, 755
Boese, Carl Heinz I, 426
Böttcher, Hermann I, 555
Bötticher, Hans I, 380
Bonhoeffer, Karl III, 227
Bonin, Udo von III, 928
Bonn, Ferdinand II, 346
Bonsels, Waldemar II, 182
Borchardt, Ludwig II, 134
Borchardt, Rudolf III, 171 ff.
Boris, L. I, 424 f.
Botha, Louis I, 197
Boulanger, Georges III, 972
Bowitz, Leni I, 554
Brahms, Johannes III, 797
Brandes, Georg II, 374 f.
Braut, Frigge II, 160
Breitbach, Joseph III, 518 ff.
Breitensträter, Hans II, 8, 57 f., 73 f.
Breitner, Erhardt II, 306
Briand, Aristide III, 519
Brière, Abbé Yves de la II, 572 ff.
Briese, Gerd II, 282
Britting, Georg III, 518
Brod, Max III, 499
Broniewski, Wladyslaw II, 956
Broschek, Albert II, 323
Bruant, Aristide I, 425
Bruckner, Anton II, 356; III, 751, 795 f.
Brunner, Karl I, 669, 682, 692 f., 833, 894 f., 1013
Brust, Alfred II, 255
Buber, Martin III, 540 f.
Bucharin, Nikolaj I. II, 659
Budjonnin, Semjon M. I, 316 ff.
Bülow, Bernhard von III, 973
Bürckel, Josef III, 925
Buhmke, Otto III, 237
Burg, Eugen I, 377
Busch, Wilhelm II, 515
Busoni, Ferruccio Benvenuto III, 264

Cäsar, Gaius Julius II, 433, 466, 573 f., 980; III, 615, 732
Cagliostro, Allessandro III, 781
Caillaux, Joseph III, 982, 986
Calderón de la Barca, Pedro III, 746, 751
Canaris, Wilhelm III, 928
Capek, Karel III, 840 f.

Carco, Francis II, 530
Carlyle, Thomas I, 835; III, 781
Carnarvon, Lord George Edward III, 181
Carnot, Marie Francois Sadie III, 968
Carossa, Hans III, 502, 518
Caruso, Enrico I, 327, 624f.; II, 852
Catilina I, 885
Chamberlain, Sir J. Austin I, 531
Chaplin, Charles II, 257, II, 735, 783, II, 997f., III, 162, 395ff., 677
Chateaubriand, Alphonse de II, 509f.
Chateaubriand, Francois II, 1017, III, 711
Chesterfield, Philip, Earl of II, 206
Chesterton, Gilbert Keith III, 201
Chopin, Frédéric I, 899
Christensen, Benjamin II, 208ff., 258
Christians, Mady I, 380
Churchill, Winston III, 1014, 860
Ciano, Galeazzo III, 866, 872
Cicero, Marcus Tullius I, 723; III, 786
-ck. (s.a. Geck) III, 1029
Claudel, Paul III, 782f.
Claudius, Matthias III, 390, 871f., 987
Clemenceau, Georges III, 201, 955-1007
Conan Doyle, Arthur I, 576
Conrad, Joseph II, 959
Coogan, Jackie II, 163f., 301ff.
Cook, James III, 484
Cooper, Duff III, 860
Corinth, Lovis II, 182
Corneille, Pierre III, 732, 796
Corregio I, 1009
Coué, Émile II, 671; III, 272
Cournos, John II, 306
Courths-Mahler, Hedwig I, 1030ff., 334; II, 5, 417II; III, 301
Cserépy, Arzen von I, 992; II, 108, 381
Cuno, Wilhelm I, 1040; II, 98f.
Curtius, Julius III, 924f.
Czempin, Arnold I, 386
Czernin, Ottokar von III, 998
Czobel, Béla I, 586

Däubler, Theodor I, 333
Dagover, Lil I, 972
Dankl (Reichsbund. d. Österr.) III, 817
D'Annunzio, Gabriele III, 699
Darwin, Charles I, 237, 688; II, 580, 631
Daudistel, Albert II, 246
Dawes, Charles II, 49f.
Degrelle, Léon III, 765ff., 909
Dehmel, Richard I, 899
Delbrück, III, 201
Delcassé, Théophile III, 977f.
Delteil, Joseph II, 585
Demosthenes I, 590, 641, 723f.; III, 786
Dempsey, Jack I, 805f.
Dergau, Blanche I, 427
Déroulède, Paul III, 973
Deubler, Josef I, 84
Deutsch, Ernst II, 346f.
Dinter, Arthur I, 531, 1093; II, 24; III, 274
Dittrich (Schausp.) I, 800
Döblin, Alfred II, 532ff.; III, 142, 499, 710
Dödlin, Hugo II, 160
Dollfuß, Engelbert III, 551, 670, 679ff., 727, 816f., 819, 931, 935
Dos Passos, John II, 906
Dostojewski, Fjodor M. I, 456; II, 10, 137, 553, 631, 682, 918; III, 500
Drei, Artur I, 547
Drescher (Schausp.) I, 800
Dreyer, Carl Theodor II, 258
Dreyfus, Alfred II, 735, 824; III, 976ff., 1030
Drumont, Edouard III, 378ff.
Duncan, Isadora I, 588f.

Durieux, Tilla I, 846
Dyck, Anthonis van II, 507
Dymow, Ossip II, 302f.

Ebers, Fritz I, 811
Ebert, Carl II, 148
Ebert, Friedrich I, 333, 672, 737, 1056ff., 1069; II, 161, 353ff.II, 363; III, 898
Eberts, Karl II, 266
Ebinger, Blandine I, 426, 499ff., 655
Ebner-Eschenbach, Marie von I, 575
Eckener, Hugo III, 545
Eden, Anthony III, 860
Edison, Thomas Alva III, 283, 363, 366, 399, 587, 663, 699
Eger, Rudolph II, 137
Ehrlich, Sigwart I, 548
Eichendorff, Joseph von I, 571; III, 411
Eichler, Lilian III, 52
Eidlitz, Walter I, 501
Einstein, Albert I, 616, 688, 804, III, 283
Eisenstein, Sergej M. III, 195ff.
Eisner, Kurt I, 1069; II, 59; III, 264
Eis, Maria II, 255
Eloesser, Arthur II, 182, 749ff.
Erasmus von Rotterdam III, 745
Erdmann, Elvira I, 697
Ernst, Otto III, 363
Erzberger, Matthias I, 886
Etlinger, Klaus I, 427
Eugen, Prinz von Savoyen III, 733, 755, 943
Evreinoff, Nicolaj N. I, 356
Ewers, Hanns Heinz I, 457, 661f., 973; II, 182
Exl, Anna I, 615
Eysoldt, Gertrude I, 426

Falkenstein, Julius I, 377, 464
Faulhaber, Kardinal I, 1069; III, 548
Fechter, Paul III, 502
Fehling, Jürgen II, 147, 262
Fehrenbach, Constantin I, 879, 887; II, 91
Felden, Felix I, 548
Fenzel (Illustrator) II, 62
Ferdinand I., Kg.v.Bulgarien I, 730
Ferdinand II. von Aragon III, 263
Ferry, Jules III, 973
Feuchtwanger, Lion II, 166f.; III, 500, 1030
Feydeau, Georges II, 137
Fey, Emil III, 816, 931
Fichte, Johann Gottlieb III, 466ff.
Fischer, Samuel III, 709, 726, 1028
Flaherty, Robert II, 52ff.
Flake, Otto I, 1032
Flaubert, Gustave II, 511f.; III, 46, 922, 1035
Flohr, Lilly I, 446
Foch, Ferdinand II, 124; III, 201, 988
Forsch, Robert I, 787
Forster-Larrinago, Robert I, 427
Forster, Rudolf II, 269
Fouché, Joseph III, 736
Francesco, Grete de III, 780
Frank, Bruno III, 499
Frank, Leonhard III, 1030
Franz Ferdinand I, 214, 729f.; II, 731ff.; III, 363, 735, 923
Joseph I. I, 117
Franz Joseph I. I, 99, 165, 730; II, 282, 910ff.; III, 70, 671f., 674, 722, 797, 896, 923, 938, 998f., 1032
Frenssen, Gustav II, 323
Freud, Sigmund III, 1034
Freytag-Loringhofen I, 1093; II, 26, 63
Freytag, Gustav II, 1016
Friedell, Egon I, 768; III, 843f.
Friedrich III. III, 445
Friedrich Wilhelm III. I, 431

Friedrich der Große I, 430, 484, 688; II, 98f., 183; III, 230, 253, 558, 670, 732, 745, 753, 781, 791, 919, 935, 951, 1036
Fries, Elisabeth I, 520
Frischauer, Paul III, 447
Frisch, Ephraim II, 820ff.
Fugger, Jacob III, 253, 433f.
Fulda, Ludwig I, 322, 464; II, 331; III, 499

Gade, Sven II, 256
Galeen, Henri II, 301
Gambetta, Léon III, 968f.
Gandhi, Mahatma III, 298, 395ff.
Gandrup, Karl II, 137
Gaßmann, Hans II, 137
Gebühr, Otto I, 613; II, 345, 381
Geck, (Kürzel -ck.) III, 265ff., 1029
Geoffroy, Gustave III, 981, 1003
George, Heinrich II, 148, 160, 261
Georg, Manfred II, 766f.
Gerd, Ethel I, 548
Gerner, Richard II, 251
Gerron, Kurt I, 671
Geyer, Emil II, 260
Gide, André III, 46, 131, 1035
Gidon, Blanche III, 1032
Gidon, Ferdinand III, 1032
Ginner, Paul II, 302
Ginzkey, Franz Karl I, 1031
Girardi, Alexander I, 412
Glaeser, Ernst III, 735, 810
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig III, 283
Glodki, Marcel I, 672
Godal, Erich I, 1008
Goebbels, Joseph III, 488, 494f., 498, 509f., 545, 561f., 713, 728f., 732, 798ff., 859, 901f.
Göring, Hermann III, 488, 495, 561, 712, 866, 876
Goering, Reinhard I, 823f.
Goethe, Johann Wolfgang I, 7, 106, 119, 484, 501, 508, 554, 560, 603ff., 661, 835, 935f., 958f., 973, 1047, 1093; II, 8, 27, 59, 141, 183, 206, 296, 751; III, 46, 253f., 411ff., 415ff., 439, 468, 488, 524ff., 529f., 545, 743, 791, 797, 873, 934, 945f., 918, 1031
Goetz, Curt I, 427
Goetz, Ruth II, 282
Goeze, Johann Melchior III, 937
Gogol, Nikolai II, 325f.
Goldberg, Jacques I, 386
Golz, Emil und Arnold II, 253, 261
Gorki, Maxim I, 631f.; II, 553, 640, 707
Gottfried von Straßburg III, 468
Gottsched, Johann Christoph I, 681
Graetz, Paul I, 413
Granach, Alexander II, 148, 266
Gréban, Arnoul und Simon I, 462
Green, Julien III, 46, 1035
Greid, Hermann I, 787; II, 69
Grillparzer, Franz I, 719, 768; III, 720, 742ff., 796
Grimm, Hans III, 518f.
Grock II, 299ff.; III, 139
Gronemann, Sami I, 605
Grosz, George I, 57f.; II, 96
Grünbaum, Fritz II, 609
Gruner, Paul I, 291
Grune, Karl II, 293
Grzesinski, Albert III, 530
Guarzoni, Enrico II, 185
Günther, Paul II, 251, 262
Gumperz, Julian II, 57
Gura, Sascha I, 548
Gyl, Elly I, 167

Haack, Käthe I, 464
Haan, Jakob Israel de II, 305
Haas-Heye (Ballett) I, 406, 634
Habermann, Hugo Frhr. von III, 264
Haenisch, Konrad I, 431, 446, 847
Hagenbeck, Karl III, 366
Halm, Alfred I, 613f.
Hamsun, Knut I, 456

Hannemann (Schauspieler) II, 251
Hanné, Lotte I, 548
Harand, Irene III, 1037
Harbou, Thea von II, 87, 100, 183 f., 258 f.
Harden, Maximilian I, 58, 875, 901; III, 499
Hardt, Ludwig I, 600, 611; II, 275 f.
Hartmann, E. (Illustrator) III, 363
Hartmann, Paul II, 269
Hasek, Jaroslav II, 585 f.
Hasenclever, Walter I, 333, 547; II, 246; III, 499
Hase, Annemarie I, 671
Haskel, Bernhard I, 387
Hauptmann, Gerhart I, 631, 1069; II, 251, 261; III, 264, 495
Hausenstein, Wilhelm II, 819 f.; III, 139 f.
Haydn, Franz Joseph III, 794
Hebbel, Friedrich I, 334, 549; II, 146 ff.; III, 903
Hebel, Johann Peter II, 819; III, 265 f., 390
Heckel, Erich I, 568 f.
Hegel, Georg Wilhelm Friedr. III, 924, 953
Hegemann, Werner III, 229 f.
Heine, Heinrich I, 617, 899, 1073; III, 275, 513 ff., 516, 711, 755, 934
Heinrich II. III, 286
Heller, Leo I, 671
Hell, Ludmilla I, 614
Helmen (Steptänzer) I, 548
Henckel, Paul II, 69
Henckels, Paul II, 168
Henlein, Konrad III, 678 f.
Heppner, Gustav II, 137
Herder, Johann Gottfried I, 457; II, 141; III, 468, 529, 934
Herdmenger, Lola I, 413
Hermann, Georg III, 499
Herodot I, 617
Herwegh, Georg I, 425
Herz, Cornelius III, 970
Herzfelde, Wieland II, 57
Herzl, Theodor III, 737 ff., 874 f.
Herzog, Rudolf I, 456
Herzog, Wilhelm III, 1030
Hesekiel, Ludwig Georg I, 430
Hessel, Franz II, 767
Hesse, Hermann III, 519
Hesterberg, Trude I, 413, 486, 671
Heyse, Paul I, 456; III, 499
Hildebrand, Adolf III, 264
Hildesheimer, Edgar I, 549
Himmler, Heinrich III, 843
Hindenburg, Paul von I, 327, 1002; II, 43; III, 497 f., 920
Hiram von Tyrus I, 381
Hirsch, Hugo II, 75
Hitler, Adolf I, 1069; II, 59, 70, 96, 140 f., 181 f., 901; III, 274, 465 ff., 488 f., 496, 516, 518 f., 528 ff., 544, 548, 549, 551, 558, 561, 678 ff., 711, 732, 735, 757 ff., 790, 793 f., 801, 803, 812 f., 817, 830, 872, 873, 880, 893 f., 897, 902, 905, 906, 908, 913, 919 f., 931, 933, 934, 951, 1033 f., 1036
Hölderlin, Friedrich III, 542, 918
Hoffmann, E.T.A. I, 575, 834 f.
Hofmannsthal, Hugo von I, 386, 899; III, 499, 726, 1034
Hohenlohe, Alexander III, 264
Hohenzollern, Familie I, 738
Hollaender, Friedrich I, 380, 499 ff.
Holl, Fritz II, 69
Homer I, 646, 1047; II, 599; III, 189, 360, 365, 375, 399, 769
Hoover, Herbert C. I, 126, 244
Horaz II, 573, 778, 954
Hora, Josefine I, 387
Horst, Julius II, 137
Horthy, Nikolaus von I, 197; II, 32, 567, 877; III, 819
Horváth, Ödön von III, 812 f.
Huch, Ricarda II, 323
Hüller, Franz III, 458 ff.
Hugenberg, Alfred II, 365; III, 920
Hugo, Victor III, 711, 755, 968
Humboldt, Alexander von I, 688

Hus, Jan III, 914
Huysmans, Joris-Karl III, 1035

Ibsen, Henrik I, 786, 1031; II, 580
Ihering, Herbert II, 330
Imredy III, 898
Innitzer, Theodor III, 670, 793, 818f.
Isabella I., die Katholische III, 263
Istrati, Panaït II, 510ff.; III, 201, 1035
Iwaskiewicz, Jaroslaw II, 956

Jabotinsky, Wladimir III, 741
Jacobson, Leopold I, 446
Jacobs, Moritz II, 330
Jacques, Norbert II, 259
Jahn, Friedr. L. (Turnvater) I, 464; II, 141; III, 914, 923
Jannings, Emil II, 303, 327
Janowitz, Hans I, 426
Jarres, Karl I, 498; II, 101
Jaspers, Karl III, 227
Jaurès, Jean III, 978, 985, 996
Jean Paul III, 46, 918
Jensen, Johannes V. I, 456
Jessner, Leopold II, 263f.
Johann, Erzherzog I, 214
Johst, Hanns III, 466
Josef II. I, 737; III, 745
Jouhandeau, Marcel III, 1035

Kadelburg, Gustav I, 619ff.
Kafka, Franz II, 274f.; III, 518f.
Kahlenberg, Max I, 537
Kahlmann, Karl I, 847
Kainz, Josef I, 124
Kaiser, Georg III, 301, 400
Kalinin, Michael I. III, 900
Kanitz, Gertrud II, 168
Kant, Immanuel II, 206, 21f., 797
Kapp, Wolfgang I, 277, 873, 876
Karintly, Friedrich I, 501
Karl I. I, 117, 165, 729; III, 817, 924, 944, 998
Karl I., Herzog v. Braunschw. III, 937f.
Karl der Große III, 282
Katz, Richard II, 905
Kaufmann, Fritz II, 282
Kayser, Rudolf III, 158
Keaton, Buster II, 345
Kellermann, Bernhard I, 456; II, 323
Keller, Gottfried I, 456, 1031; II, 141, 553
Kemp, Barbara I, 554
Kepler, Johannes I, 688; III, 1000
Keppler, Ernst I, 554
Kerner, Justinus I, 688
Kerr, Alfred II, 181; III, 423, 499
Kertesz, Michael (d.i. Michael Curtiz) II, 294
Kesten, Hermann I, XXIII; III, 42ff., 117f., 121f., 476ff., 500, 507f.
Keyserling, Eduard Graf von I, 1038
Keyserling, Hermann Graf III, 96
Kiepenheuer, Gustav III, 1033
Kierkegaard, Sören I, 870
Kindersley, Sir Robert II, 50
Kirchner, Ernst Ludwig I, 586
Kisch, Egon Erwin II, 520, 586; III, 500, 675
Kitchener, Horatio Herbert I, 290
Klabund (eig. Alfred Henschke) I, 333, 426, 500
Kleiber, Erich III, 860
Klein, Cesar II, 160, 265
Klein, Lotte I, 696
Kleist, Heinrich von III, 101, 529, 918
Klix, Rudolf I, 786
Klöpfer, Eugen I, 463; II, 252, 261
Klopstock, Friedrich Gottlieb I, 333, 457, 935, 1047; III, 943
Kobbe, Georg I, 1008
Koch, Georg August II, 148
Koch-Bauer, Johanna II, 251, 262
Koch-Gotha, Fritz II, 62
Köck, Eduard I, 615
Körner, Theodor I, 547

Koffler, Dosio I, 503
Kokoschka, Oskar I, 333, 586ff.
Kolb, Annette III, 262ff.
Kollontaj, Alexandra II, 632
Kolumbus, Christoph I, 150; III, 244
Kopernikus, Nikolaus III, 1000
Korfanty, Adalbert I, 568f., 571
Kracauer, Siegfried II, 996ff.; III, 500
Kräppelin, Emil III, 226
Krag, Wilhelm I, 800
Krapotkin, Pjotr A. II, 374
Kraußneck, Arthur II, 148
Krauss, Werner II, 266, 282
Kraus, Karl I, 197, 245, 501, 504, 617; II, 246; III, 499, 723, 898
Krenek, Ernst III, 673, 682
Kresse, Lida I, 380
Kretschmer, Ernst III, 227
Krome, Hermann I, 548
Krull, Martha I, 555
Krupp II, 24
Krupskaja, Nadeschda K. III, 900
Kühl, Käthe I, 426, 501
Kuh, Anton I, 389f.
Kun, Béla I, 107, 114, 133, 136, 1091, 103ff.
Kwiek, Janusz III, 715ff.
Kyser, Hans II, 293, 330f.

La Fayette, Marie Joseph III, 996
La Fontaine, Jean de III, 1035
Lachamp, Adrienne I, 166f.
Lagerlöf, Selma II, 258, 553
Lampel, Peter Martin III, 142
Landauer, Gustav I, 1069; II, 59
Lange, Gerard de III, 675f.
Lange, Paul I, 463
Lang, Fritz II, 86ff., 98f., 183ff.
Laplace, Pierre S. Marquis de III, 699
Lasalle, Antoine de III, 443
Lasker-Schüler, Else II, 376; III, 499
Laube, Heinrich I, 124
Lautensack, Heinrich I, 245
Lechón, Jan II, 956
Ledebour, Georg II, 90, 269
Ledebur, Leopold von I, 554
Lefèvre, Frédéric III, 1031
Legal, Ernst I, 555
Lehamann, Leopold I, 527
Lehár, Franz I, 1006, 1051; III, 745
Leighton, Lewis II, 307
Lenau, Nikolaus I, 1093
Lenghels, Melchior II, 137
Lenin, Wladimir I. II 50f., 601f., 614, 626, 640, 659, 670, 682, 689, 979, 1015, 1018f., 1021; III, 199, 298, 500, 604, 762, 900
Leonhard, Rudolf II, 246; III, 447ff.
Lessing, Gotthold Ephraim I, 457, 973; II, 141, III, 468, 529, 562, 934ff.
Leuthner, Karl III, 898
Levy, Hermann I, 696
Liebermann, Max II, 58
Liebknecht, Karl I, 333; II, 59, 97
Liechtenstein, Elsa I, 386
Liedtke, Harry III, 366, 378
Lindau, Karl I, 10
Lindbergh, Charles III, 699
Linden, Hermann III, 366f.
Linder, Max II, 257f.
Lind, Emil II, 160
Lissauer, Ernst III, 502
Li-Tai-Pe I, 633ff.
Lloyd George, David I, 60, 510, 559f., 803f.; III, 996
Lloyd, Harold II, 514
Loeb, Beatrice III, 53
Loewe, Pauline I, 800
Loos, Theodor I, 506ff.; II, 255
Lorinz, Hoye II, 307
Losonczy, Desider I, 167
Lossen, Lina I, 463, 506ff.
Lothar, Rudolf II, 137
Louis Philippe III, 1031
Lubitsch, Ernst I, 625ff.; II, 9, 257, 309
Luck, Ewald I, 457

Ludendorff, Erich I, 559f., 910, 948, 1069; II, 26, 32, 79ff., 115, 118, 124, 140ff., 157, 175, 192f., 221, 229; III, 951, 988
Ludendorff, Mathilde III, 728, 753
Ludwig XVIII. III, 443
Ludwig, Emil I, 849
Lueger, Karl III, 445, 797, 944
Lüttwitz I, 277
Lumière, Auguste III, 699
Lunatscharski, Anaroli II, 1021
Luther, Martin II, 206; III, 544, 745, 760, 919, 951, 953, 1036
Luxemburg, Rosa I, 333; II, 59

Macdonald, Ramsay II, 182
Mackart, Hans I, 1008
Maeterlinck, Maurice I, 574, 806
Mainländer, Philipp II, 586f.
Malvy, Louis III, 986, 988
Managetta, Johann Wilhelm I, 123
Mangin, Charles III, 988
Manja, Lia I, 413
Mann, Heinrich I, 333, 1068f.; II, 60; III, 423, 482, 518f., 545, 710
Mann, Klaus III, 481, 499
Mann, Thomas I, 333, 769, 1069; III, 492, 495, 545, 809, 907f.
Marchand, Wolf R. I, XXIII
Marconi, Guglielmo I, 129; III, 699, 704
Marcu, Valeriu III, 199ff., 500
Maria Theresia I, 166, 1053; III, 557f., 670, 722, 781, 936
Marie Antoinette I, 145, 738
Marlitt, Eugenie I, 559f., 585
Marx, Karl II, 659, 1009; III, 762, 847, 953
Marx, Wilhelm II, 90, 356
Masaryk, Thomas G. I, 272; III, 797
Mascagni, Pietro II, 244
Massis, Henri II, 572
Matejko, Theo I, 241, 339; II, 62
Matteotti, Giacomo III, 510
Matthias, Leo II, 246
Matveev (russ. Autor) III, 1035
Maugham, Somerset II, 260
Maurois, André III, 199f.
Maximilian, Kaiser v. Mexiko III, 967
Mayer, Carl I, 322; II, 324ff.
May, Karl I, 98; III, 353
Mazeppa, Iwan St. I, 418
Mehring, Walter I, 671; III, 500, 516f.
Meier-Graefe, Julius III, 469ff.
Meisel-Heß, Grete II, 633
Mendelssohn, Moses II, 141; III, 934f.
Menzel, Herbert III, 928
Mestre, Achille II, 572f.
Metternich, Klemens W. F.v. I, 145; III, 711, 722, 775, 894
Mewes, Anni II, 252
Meyerhold, Wsewolod E. II, 592, 683; III, 370, 674f.
Meyer, Alfred Richard I, 413
Meyer, R.M. I, 30
Meyrink, Gustav I, 548, 1032; II, 586
Michelangelo I, 603
Mickiewicz, Adam II, 287
Mill, Stuart III, 962
Mistral, Frédéric III, 875
Mix, Tom III, 699
Moeller van der Bruck, Arthur III, 847
Mörike, Eduard I, 621
Moissi, Alexander I, 486; II, 346
Molnar, Franz I, 613f.
Moltke, Helmuth von III, 918
Monet, Claude III, 980
Monnard, Bertha I, 614
Monroe, James III, 967
Montefiore, Moses II, 829
Montgolfier, Etienne-Jacques III, 699
Montgolfier, Michel-Joseph III, 699
Morand, Paul I, 926f.
Morgenstern, Christian I, 678, 898
Moricz, Zsigmond I, 833

Morstin, Andreas II, 954
Morstin, Hieronymus II, 954
Mosley, Sir Oswald III, 765 ff.
Moszkowski, Alexander I, 548
Mozart, Wolfgang Amadeus I, 554, 671; II, 346; III, 794, 795 ff., 1035
Mühlen, Hermynia zur II, 305
Mühsam, Erich II, 223
Müller, Albert Gerhard III, 390
Müller, Otto I, 568 ff.
Müller, Poldi I, 427
Müller, Rolf I, 377
Müller, Wolfgang I, 812
Münzenberg, Willi II, 46
Müthel, Lothar I, 554; II, 269
Mulford, Prentice I, 576
Murnau, Friedrich Wilhelm II, 325
Mussert, Anton Adriaan III, 765 ff.
Mussolini, Benito II, 573, 798 f., 976, 979 f., 985 ff.; III, 369, 422, 501, 669, 699, 711, 735, 872, 876, 882, 893, 910, 925, 927

Nansen, Fridtjof II, 592, 896; III, 134 f.
Napoleon I. I, 410 f., 484; II, 444, 933 f.; III, 394, 544, 615, 711, 732 f., 736, 745, 750, 967
Napoleon, Louis I, 737
Naso, Eckart von I, 555
Natonek, Hans III, 267 ff.
Nedowitz, Gustav W. II, 181
Nernst, Walther Hermann I, 893 f.
Nestroy, Johann Nepomuk II, 412; III, 719 f., 751, 773, 796
Neumann, Alfred III, 499
Neumann, Robert III, 499
Neumann, Wilhelm I, 141
Neumann-Hofer, Annie II, 137
Neurath, Konstantin von III, 876
Newton, Isaac III, 1000
Nicodemi, Dario I, 346
Nielsen, Asta I, 30, 486, 589
Niese, Hansi I, 412
Nietzsche, Friedrich I, 688; III, 460, 795, 918, 953
Nikolai Nikolajewitsch I, 1062; II, 122
Nikolai, Oberst III, 928
Nikolaus II. II, 919
Nordau, Max II, 634
Noske, Gustav III, 901

Offenbach, Jacques II, 513
Olschki, Alfred I, 527
Ossietzky, Carl von III, 712 ff., 807 f.
Oswald, Richard II, 86 ff.
Otto von Habsburg III, 767, 769, 793, 818, 881, 895 f., 903 f., 905
Ovid II, 599 f.

Pacelli, Eugenio (Pius XII.) III, 550
Paffis, Victor I, 447
Pallenberg, Max I, 387; III, 397
Panin, Victor I, 328 f., 456
Panter, Peter (d.i. Kurt Tucholsky) I, 655; III, 499
Papen, Franz von III, 550, 671
Pascal, Blaise I, 688; III, 353
Pauli (d.i. Ernst Pauly) I, 601, 612
Paul, Heinz III, 375
Pechstein, Max I, 586 ff.
Perez, Isaac Leib I, 605 f.
Perikles III, 561
Pétain, Philippe III, 986
Peter I., König von Albanien II, 717
Philipp, Lu-Elsa I, 547
Picard, Max III, 147 f., 500, 567, 571, 613
Picha, Hermann I, 387
Piel, Harry I, 613; II, 701
Pilsudski, Józef Klemens II, 534, 955, 964
Piscator, Erwin III, 112, 545
Pius XII; (s.a. Pacelli, E.) III, 495, 901, 904, 911
Plato I, 746; III, 359
Plautus III, 935
Plutarch II, 206
Poe, Edgar Allan I, 1032
Pohl, Anna I, 380

Pohl, Gerhart II, 823
Poincaré, Raymond I, 559f., 948; III, 982, 986, 990
Polgar, Alfred II, 520f.; III, 500, 684, 773
Porten, Henny I, 30, 334, 913; II, 9, 309
Prager, Willi I, 356
Pringsheim, Klaus I, 463
Proust, Marcel III, 46, 131, 726
Psylander I, 30
Putti, Lia de III, 699
Pyat, Felix III, 959

Rabelais, François III, 1035
Racine, Jean III, 732
Radek, Karl I, 875; II, 657, 689, 707ff.; III, 369f., 547, 901
Radetzki-Janowitz (Kabarett) I, 671
Radetzky, Joseph Graf III, 744
Radiguet, Raymond II, 543.; III, 1034f.
Raimund, Ferdinand III, 720, 751
Ramus, Pierre I, 149
Rathenau, Walther I, 759, 872ff., 900f., 912, 1089; II, 96, 101, 123ff., 205ff.; III, 239
Ratoff, Gregor I, 413
Rauschning, Hermann III, 864, 917ff.
Rebner, Arthur II, 75, 609
Reichardt (Musiker) I, 554
Reich, Hermann I, 506ff.
Reimann, Hans I, 871
Reiner, Sonie II, 266
Reinhardt, Max II, 269; III, 370, 740
Reinitz, (Kabarett-Musik) I, 426
Reißig, Berthold I, 671
Reißner, Larissa II, 707ff.
Remarque, Erich Maria III, 132
Rembrandt I, 291f., 673; III, 847, 923
Renaudel, Pierre III, 987
Renner, Karl I, 155
Reusch, Hubert I, 427
Reuß, Leo II, 148, 266
Reuter, Fritz II, 345; III, 875, 882
Révész, Béla I, 327f.
Rheinhardt, E.A. III, 921f.
Rheydt, Celly de I, 486, 706ff.
Ribbentrop, Joachim von III, 732, 831, 872, 876
Richard, Frida II, 88
Riemann, Johannes I, 852
Rilke, Rainer Maria I, 547, 899; II, 276; III, 499, 519, 1013ff., 1034
Ringelnatz, Joachim I, 355, 380, 413, 500
Roberts, Ralph Arthur II, 253, 261
Rode, Walther I, 592
Röhm, Ernst III, 510
Roethe, Gustav I, 1079, 1093; II, 26.63, 127, 155f., 174
Rogowicz (poln. Autor) II, 956
Rolland, Romain II, 510f.; III, 264
Rollin, Louis III, 959
Roloff, Franz II, 251
Romanow (Dynastie) II, 641
Romanow, Pantelejmon S. II, 630
Roosevelt, Franklin D. III, 724, 893
Rosegger, Peter III, 726
Rosemann, Matwey III, 365
Rosenbaum, Lotte I, 553
Rosenberg, Alfred III, 549f., 690, 728, 740f., 757ff., 802, 872, 901, 951, 953
Rose, Hans I, 812
Rothschild, Familie I, 731, 939; II, 684, 829; III, 876
Rothschiuld, Mayer Anselm I, 738
Rotter, Fritz II, 75
Rousseau, Jean-Jacques I, 560
Rouvier, Pierre Maurice III, 977
Rudolf, Kronprinz I, 117f.
Rühle, Bruno II, 968
Rutra, Arthur Ernst II, 825f.
Sacco und Vanzetti II, 823
Sachs, Ida Maria II, 148
Sachs, Julius II, 168
Sainte-Beuve, Charles III, 961
Salomo I, 381; III, 831

Salomon, Ernst von I, 876; III, 239 ff.
Samhaber, Edward II, 699 ff., 703 f.
Samson-Körner, Paul II, 73
Sand, George III, 711
Sanzara, Rahel I, 558
Saphier, Moritz III, 369
Sardou, Victorien I, 846
Schacht, Hjalmar III, 792
Schäfer, Wilhelm III, 518 f.
Schanzer, Rudolf I, 387
Schaukal, Richard von III, 727
Scheidemann, Philipp I, 737, 900 f.; III, 94, 898, 901
Schickele, René III, 45 f., 518 f., 1030
Schicklgruber, Adolf III, 715
Schiller, Friedrich I, 213, 575, 688; II, 89, 265, 296; III, 562, 798, 934
Schirach, Baldur von III, 469, 549 f., 792
Schleicher, Kurt von III, 510
Schlemmer, Oskar II, 70
Schmeling, Max III, 413 ff., 439 ff.
Schmidtbonn, Wilhelm III, 518
Schmidt, Lothar I, 377
Schnack, Friedrich III, 518
Schnell, Georg I, 613
Schnitzler, Arthur I, 426, 679 f., 693; III, 175, 726, 1034
Schober, Johannes III, 924 f.
Schönburg-Hartenstein, Aloys Fürst von III, 817
Schön, Margarete II, 184
Scholl, Heinz I, 852
Schubert, Franz I, 554; III, 794, 796, 797
Schüfftan, Eugen II, 255
Schuschnigg, Kurt von III, 774, 778, 780, 786 ff., 816, 819, 881, 897 f.
Schwanneke, Viktor I, 427
Schwarzschild, Leopold III, 1030
Schwarz-Reitlingen, Rudolf I, 810
Scott, Robert Falcon II, 360 f.
Scott, Walter I, 835
Seeckt, Hans von II, 18, 195; III, 906
Seipel, Ignaz III, 924 f.
Sejfullina, Lidija Nikolaevna II, 630
Selo, Claire II, 160
Sering, Maja I, 426
Servaes, Dagny I, 506 ff., 554
Sever, Albert III, 924
Severing, Carl III, 925
Seyß-Inquart, Arthur III, 803 f., 902, 909, 931
Shakespeare, William I, 537, 560, 1046; II, 554, 1021; III, 369, 796, 851
Sharke, Jack III, 413 ff., 439 ff.
Shaw, George Bernard I, 507, 594; II, 259 f., 267 ff.; III, 368 ff., 397, 534
Sieburg, Friedrich III, 549 f.
Simons, Walter I, 509 f.
Simon, James II, 134
Slezak, Leo I, 292; II, 258
Sochaczewer, Hans III, 1030
Sokrates I, 746; II, 8; III, 283
Sonnenthal, Adolf Ritter von I, 124
Sophokles II, 599
Spee v. Langenfeld, Friedrich II, 209
Spencer, Herbert III, 962
Spengler, Oswald II, 30, 96, 968; III, 96
Spinoza, Baruch de III, 353
Spinoza, Benedictus de II, 348 f.
Spira, Camilla II, 260
Staegemann, Waldemar I, 847
Stalin, Josef III, 198 f., 369, 547, 725, 732, 900
Stanislawsky, Konstantin S. II, 592
Starhemberg, Ernst R. von III, 816
Steckel, Leonhard II, 168, 266
Stehr, Hermann III, 518, 520
Steinitz, Paul I, 548
Stein, Charlotte von III, 945 f.
Stendhal II, 503
Stephan, Karl I, 812
Sternberg, Adalbert III, 723
Sternheim, Carl I, 333; III, 499

Stern, Fried II, 706
Stieda, Heinz I, 387
Stifter, Adalbert III, 46, 389ff., 458ff., 751
Stiller, Mauritz II, 258
Stinnes II, 20
Stojadinovitsch, Milan III, 819
Stolz, Robert I, 1006; II, 75
Storm, Theodor I, 456, 621
Straub, Agnes II, 147, 266
Strauß, Johann I, 595; II, 55; III, 1035
Strauß, Richard I, 245
Stresemann, Gustav II, 245; III, 519
Striem, Hans I, 800
Strindberg, August I, 506f.
Strobrawa, Renée II, 160
Sturm, Emma I, 387
Suarez, Georges III, 964
Sudermann, Hermann II, 138, 677
Sültemeyer, Ingeborg I, XXIII
Sueß, Eduard III, 444
Sydow, Erna I, 554
Syrow, Lotte von I, 812
Szatmari, Eugen I, 548

Tacitus II, 533, 574, 599
Tagore, Rabindranath I, 452, 455, 531, 576ff., 593, 631, 1031, 1038; II, 168
Tardieu, André III, 996
Tasso, Torquato II, 507
Taube, Robert II, 148
Tauentzien, Bogislav Fr. v. III, 935
Techow, Brüder I, 873ff.
Terenz III, 359, 935
Theophrast III, 935
Thomas von Aquino III, 692
Thurn und Taxis, Fam. II, 507
Thutmosis II, 134
Thyssen I, 496
Tieck, Ludwig II, 206
Tietze, Hans III, 443ff.
Tiger, Theobald (d.i. Kurt Tucholsky) I, 356, 380, 413, 655
Tilden, William T. III, 384
Tirpitz, Alfred von I, 290
Titus Flavius Vespasanius III, 538
Toller, Ernst I, 1069; II, 105, 146, 159ff., 221ff.; III, 499
Tolnaes, Gunnar II, 596f.
Tolstoi, Alexej N. II, 374, 663; III, 500
Tompson (Boxer) II, 8
Toscanini, Arturo III, 264
Tovote, Heinz I, 1032
Treitschke, Heinrich von II, 141
Tretjakow, Sergej M. III, 359, 375
Trier, Walter II, 62
Trotzki, Leo I, 389; II, 689; III, 500
Tschechow, Anton II, 325
Tschitscherin, Georgij W. III, 875
Tschuppik, Karl III, 556f., 718ff., 721, 899, 906
Tucholsky, Kurt III, 402
Turgenjew, Iwan S. II, 631
Tutenchamun II, 102; III, 181ff.
Tuwim, Julian II, 956
Twardowski, Hans Heinrich von I, 386
Uhland, Ludwig II, 141
Ullmann, Regina III, 1017f.
Ungar, Hermann III, 500
Urbanski, Artur I, 547

Vadier, Marc Guillaume III, 443
Valéry, Paul III, 726, 1035
Valetti, Rosa I, 377, 425f., 501
Vallentin, Antonia III, 514ff.
Vallentin, Hermann I, 426, 500f., 696; II, 269
Velden, Lotte I, 671
Venizelos, Eleftherios III, 561
Verdi, Guiseppe I, 327
Verneuil, Louis II, 137
Viertel, Berthold II, 344
Viviani, René III, 980, 986
Vogts, Karl II, 255
Voltaire I, 688, 1047; II, 633; III, 230, 253, 745, 755, 935, 940

Wälscher (Schauspieler) II, 251
Wagner, Elsa II, 148
Wagner, Fritz Arno I, 852
Wagner, Richard I, 706ff.; III, 285, 545, 789ff.
Walden, Harry I, 30
Walter, Erich I, 426
Walther von der Vogelweide III, 468, 489
Ward, Else I, 356
Wasa, Else I, 847
Wassermann, Jakob III, 492, 499, 502, 518, 553ff.
Wassermann-Karlweis, Marta III, 556
Wedderkopp, Hans von II, 822
Wedekind, Frank I, 245, 355, 426, 506f., 671, 679; II, 146
Wegener, Paul II, 62
Weisl, Wolfgang von III, 737ff.
Weiss, Ernst I, 558, 1032; II, 246, 999f.; III, 500
Wells, H.G. II, 554
Wendel, Hermann III, 442f., 515
Wendhausen, Fritz I, 463
Werfel, Franz I, 333, 547; II, 146; III, 492, 499, 898, 1036
Westermann, Klaus I, XXIII
Whitman, Walt II, 146
Wickenburg, Erik III, 446
Wiczorek, Georg I, 847
Wiegler, Paul I, 425
Wiemen, Mathias II, 252
Wiene, Conrad II, 382
Wierzynski, Kazimierz II, 956
Wiese, Leopold von II, 43
Wiesner, Friedrich von III, 817
Wilczynski, Karl I, 548
Wilde, Oscar I, 506f.
Wilder, Thornton III, 359ff., 374
Wildgans, Anton I, 501, 547, 1031
Wilhelm II. I, 187, 333, 730, 849, 910; II, 125, 191, 335ff.; III, 94, 364f., 496, 735, 919f., 923f., 943, 951, 977, 983, 985, 998
Wilhelm I. I, 14, 431, 640; II, 785
Wilson, Thomas Woodrow I, 150f., 197; III, 870f., 996ff.
Witkiewicz, Stanisław Ignacy II, 956
Wittlin, Josef II, 956; III, 769f.
Witt, ... de (Lyriker) I, 678
Wölfling, Leopold I, 911
Wohlbrück, Olga I, 333, 456
Wohlgemuth, Else I, 800
Wolfenstein, Alfred II, 246
Wolff, Heinz I, 520f.
Wolff, Kurt III, 726
Wolff, Ludwig II, 259, 293f.
Wolfram von Eschenbach III, 468
Wolfskehl, Karl III, 499
Wolzogen, Hans von I, 355
Wrangel, Friedrich Heinrich I, 556f.
Wronski (Kabarett) I, 697

Xenophon I, 626
Xerxes I, 626

Young, Owen D. II, 49

Zador, Desidor I, 413
Zangen, Benzion III, 1036
Zech, Paul I, 333
Zeiz, A.H. I, 328
Zeller, Wolfgang II, 70, 251
Zelnik, Friedrich II, 10
Zelter, Carl Friedrich I, 554
Zeppelin, Ferdinand Graf von III, 699
Zille, Heinrich II, 518
Zita von Bourbon-Parma I, 165
Zogu, Achmed II, 710ff., 726ff., 738; III, 927f.
Zola, Emile II, 823ff., 906f.; III, 961, 977
Zuckmayer, Carl III, 402, 500, 502
Zweig, Arnold III, 500
Zweig, Stefan III, 500, 563, 591, 598, 1034
Zwi, Ben I, 594

NACHWORT

»Ich will nur Zeit haben für meine Bücher,« hatte Joseph Roth 1928 seinem Chef Benno Reifenberg erklärt – *Die Flucht ohne Ende* war gerade im Jahr zuvor erschienen, es folgten *Zipper und sein Vater*, *Rechts und Links*, *Ein Kapitel Revolution* (Fragment aus dem posthum veröffentlichten Roman *Der stumme Prophet*), schließlich *Hiob. Roman eines einfachen Mannes* und 1932 *Radetzkymarsch*. Die letzten Jahre der Weimarer Republik brachten Roth den Durchbruch als Schriftsteller von Rang.

Trotz der literarischen Karriere: Er blieb Journalist, schrieb Feuilletons, Reisereportagen und – immer mehr – Artikel über Literatur und Literaten. Er beleuchtete den Literaturbetrieb: kritisch und auch selbstkritisch, gehörte er diesem Betrieb doch mittlerweile selbst an. Er setzte sich mit der ›Neuen Sachlichkeit‹ auseinander, schaltete sich in Diskussionen über Literaturtheorie ein, obwohl er auf Theorien und Dogmen eigentlich nicht gut zu sprechen war – sein Kollege Soma Morgenstern berichtet, Roth habe seine Lukács-Lektüre schon nach den ersten Seiten beendet.

Nach Morgenstern war Roth »der einzige Schriftsteller, [...] der jedem Gespräch über Literatur ausweicht, aber gern über Schriftsteller spricht und vom einen zum anderen Mal vergißt, wie er sie einschätzt.« Und Roth selbst machte nie einen Hehl daraus, daß er nicht viel las. Er hatte seine Kultbücher wie Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes*, war aber nicht der Kritiker, der wie Kurt Tucholsky regelmäßig über *Bücher auf dem Nachttisch* schreiben konnte. Lieber zitierte er einen Wiener Kollegen: »Ich halte mich an das Gute des von mir keineswegs geschätzten Karl Kraus: Ein Dichter, der liest, ist wie ein Kellner, der ißt.«

So sind seine Rezensionen und literarischen Porträts vom Zufall diktiert, weniger typische Literaturkritik denn freundschaftlicher Tadel, förderndes Lob, freundschaftliche Anerkennung, ehrerbietige Geste oder schlicht Glückwunsch und Gruß. Oft erscheinen solche Texte als Folie der eigenen Karriere als Journalist und Erzähler. Entweder ging es in den besprochenen Büchern um Themen, die Roth selbst bearbeitet hatte, oder die Überschrift des Textes »Die Autoren sind mir persönlich bekannt« traf zu. Ob über Döblin, Hausenstein, Kesten,

Kisch, Kracauer, Mehring, Polgar, Larissa Reißner oder Jakob Wassermann – stets schrieb er auch über sich selbst.
Von der Qualität seiner journalistischen Arbeiten war Joseph Roth überzeugt. Er war ehrgeizig, wollte eine Auswahl seiner besten Zeitungsartikel als Sammelband. Pläne für ein »deutsches Lesebuch« bei Kiepenheuer zerschlugen sich – willkommene Chance für den Verlag Knorr & Hirth. Der machte das Geschäft mit Roth und brachte Anfang 1930 den Band *Panoptikum,* mit dem bezeichnenden Untertitel *Gestalten und Kulissen.* Die Verlagszusage zur Veröffentlichung dieses Buches erleichterte Joseph Roth eine wichtige Entscheidung: den Entschluß, die *Frankfurter Zeitung* im Sommer 1929 zu verlassen und zu den *Münchner Neuesten Nachrichten* zu wechseln, die eben von Knorr & Hirth verlegt wurden – mit viel Geld und der Erfüllung seines Herzenswunsches nach einem Lesebuch hatte man den bekannten Journalisten geködert.
Nur fünf Jahre zuvor wäre es unvorstellbar gewesen, daß Roth dieser Zeitung den Zuschlag gegeben hätte. 1925 hatte er die *Münchner* ob ihrer republikfeindlichen Haltung attackiert, jetzt wurde er selbst angegriffen. »Ware Schriftsteller. Hat die Flucht nun ein Ende?« So die Schlagzeile, unter der die Berliner *Welt am Abend* das Ereignis kommentierte: »Joseph Roth [...] wurde der Frankfurter regelrecht weggekauft. Er bekommt in Zukunft in München ein Monatshonorar von 2000 Mark und hat dafür – zwei Artikel zu liefern. Also eigentlich eine Bezahlung dafür, daß er nichts schreibt, d.h. nichts mehr für die anderen schreibt.« Ähnlich auch Hans Bauer in der *Weltbühne,* wo ihm Roth antwortete, sich zu einer Grundsatzerklärung veranlaßt sah:
Wo immer ich schreibe, wird es ›radikal‹, das heißt: hell, klar und entschieden. Fremd und verhaßt ist mir die subalterne Anschauung, die Institution wäre stärker als der Schriftsteller. [...] Niemals habe ich die ›Weltanschauung‹ irgendeiner Zeitung, in der ich gedruckt war, geteilt oder gar repräsentiert. Der anständige Radikalismus, den in der ›Frankfurter Zeitung‹ mit mir noch zwei, drei Freunde vertreten und repräsentiert haben, ist nicht der Radikalismus der ›Frankfurter Zeitung‹.
Lang allerdings hielt es Roth nicht bei den Münchnern. Bereits im Frühsommer 1930 stellte er seine Mitarbeit dort ein. Mittlerweile war er so populär, daß er in vielen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichen konnte. Die wichtigsten: Leopold Schwarzschilds *Tagebuch*

und die *Literarische Welt*, das von Willy Haas herausgegebene Literaturblatt.
Auch die *Frankfurter Zeitung* hatte ihren abtrünnigen Starreporter bald zurück, obwohl er nicht all ihre Bedingungen erfüllte. »Wir können und dürfen einen Joseph Roth nicht mit anderen Blättern teilen«, erklärte Benno Reifenberg im Mai 1930 und forderte als Voraussetzung für einen neuen Vertrag das Monopol auf Roths gesamte journalistische Arbeit. Außerdem sollte er seine kritischen Äußerungen über die *Frankfurter Zeitung* widerrufen, die er nach dem Wechsel zu den Münchnern in der Weltbühne veröffentlicht hatte. Weder das eine noch das andere wollte Roth. Ihm lag natürlich daran, sich alle Möglichkeiten offenzuhalten. Und obwohl inzwischen auch der Kiepenheuer Verlag ein Vertriebsrecht für Roths Zeitungsartikel besaß, war man sich schließlich einig geworden – ab Oktober 1930 wurde er wieder regelmäßig an alter Stelle gedruckt.
Doch sehr glücklich war er ob dieser Entscheidung nicht: »[...] ich kann mit den 1000 Zeilen pro Monat für die F.Z. nicht zurecht kommen. Es sind etwa 50 Zeilen am Tag, man müßte eine Dampfmaschine sein, um es fertig zu bringen«, schrieb Roth im November an Stefan Zweig, der immer mehr zum väterlichen Freund und Helfer wurde. Er könne jedoch die »Zeitung« aus Gründen der Ehrlichkeit jetzt nicht verlassen.
Zusätzliche Probleme bekam Roth, weil er gelegentlich mit unbequemen Wahrheiten aneckte. Als er für kurze Zeit den Redakteur der Rubrik »Bäderblatt« vertrat und Leserbriefe über die miserable Qualität des Frühstücks in deutschen Hotels druckte, rollte auf die Frankfurter Zeitung eine Welle des Protests erboster Hoteliers zu. Im Zusammenhang mit seinem Artikel »Der Merseburger Zauberspruch« nahmen Vertreter der IG Farben massiven Einfluß auf den Herausgeber, als Roth die Leunawerke als Giftgas-Produzenten attackierte. Vermutlich pfiff die Redaktion ihren Reporter sogar von der »Harzreise« zurück, denn die Artikelserie bricht plötzlich und unvermittelt nach drei Folgen ab. In einem Brief an seine Schwiegermutter hatte Roth fünf Artikel angekündigt.
Journalistische Arbeit also einerseits notwendiger Broterwerb, andererseits aber Hemmschuh für den Schriftsteller Roth, der 1930 mit dem *Hiob* seinen ersten größeren literarischen Erfolg hatte. Ein paar Zahlen verdeutlichen diese Entwicklung: 1921, nachdem sich Roth in Berlin

etabliert hatte, veröffentlichte er etwa 160 Artikel; 1924 waren es fast 200, 1930 gerade noch 50 und 1932 – im Jahr des *Radetzkymarsch* – keine 20 mehr. Und hätten die Deutschen nicht den Nationalsozialismus durchgesetzt, dann wäre Joseph Roth wohl ein angesehener Schriftsteller geworden, der sich gelegentlich in Zeitungen geäußert hätte.

Joseph Roth ging noch im Februar 1933 ins Exil, kehrte nie mehr nach Deutschland zurück. Mit der Entwicklung einer breitgefächerten Exilpresse begann er, wieder mehr Artikel zu schreiben: für das *Pariser Tageblatt*, später die *Pariser Tageszeitung*, das *Neue Tage-Buch* und die *Österreichische Post*. Aber er tat sich schwer, journalistisch auf »Das dritte Reich. Die Filiale der Hölle auf Erden« zu reagieren:
Kein Berichterstatter ist einem Lande gewachsen, in dem, zum erstenmal seit der Erschaffung der Welt, nicht nur etwa physische, sondern auch metaphysische Anomalien wirken: monströse Höllengeburten; Krüppel, die laufen; Mordbrenner, die sich selbst verbrennen; Brudermörder, die Mörderbrüder sind; Teufel, die sich in den eigenen Schwanz beißen. Es ist der siebente Kreis der Hölle, dessen Filiale auf Erden den Titel trägt: ›Das Dritte Reich‹.
Das klang apokalyptisch und gab ein eindrucksvolles Bild vom Gefühl der Ohnmacht, das immer mehr Exilanten lähmte. Auch Roth kam in eine tiefe Krise, die ihren Ausdruck in nachlassender Produktivität fand. Im *Neuen Tage-Buch* veröffentlichte er ein Bekenntnis, bezeichnenderweise unter der Headline »Statt eines Artikels«:
Ich beuge mich dem Edelmut, der sich in Resolutionen äußert, in Protesttelegrammen, in der Teilnahme an Kongressen, auf denen die Güter der Menschheit verteidigt werden, in Pamphleten, die Europas Führer und Feinde zu demaskieren suchen, in Artikeln, Kritiken und Glossen, in denen sich ein Achtung heischender, elanvoller Glaube an den berühmten »Rest des europäischen Gewissens« täglich äußert. Nun, an diesen »Rest des europäischen Gewissens« glaube ich nicht.
Trotz derart offen bekundeter Resignation: Roth kämpfte als Journalist im Exil gegen das Gefühl der Entwurzelung, des Außenseiter-Daseins. Vielleicht trug er damit ein wenig zur Überwindung menschlicher Not bei. Auf jeden Fall besserte er so seine finanzielle Lage – die trotz vieler Unterstützungen und Vorschüsse für Romane nach 1933 ständig »desolé« war.

Selbst wenn die Honorare bescheiden waren – bei der *Sammlung* gab es umgerechnet etwa zwei Mark pro Manuskriptseite –, so bemühte sich Roth intensiv um Zeitungen und Zeitschriften, in denen er publizieren konnte. Deshalb bediente er sich zur Vermittlung neuer Kontakte mehr denn je der Hilfe von Agenturen. Das Feuilleton »Rast angesichts der Zerstörung« in Schwarzschilds Heft zierte ein copyright-Vermerk der Korrespondenz Pauli, Paris. Die Veröffentlichung des Artikels über »Das Passahfest« in der *Pariser Tageszeitung* lief über die Agence de Presse et de Publication in Prag, die offensichtlich ebenfalls Rechte an seinen Zeitungsarbeiten besaß.

Außerdem hatte Roth die abtrünnige Agence-de-Presse-Mitarbeiterin Ilse Scholley mit dem Vertrieb ausgewählter Texte beauftragt. Agenturen wie diese haben ihm wohl auch dabei geholfen, ältere Artikel – gerade aus der Zeit vor 1933 – ein zweites, drittes, viertes Mal abdrucken zu lassen. Oder noch öfter, wie »Cochinchina«, ein wahrer Bestseller, der sogar nach Polen vermittelt wurde. Gegen gutes Geld, versteht sich. 1937 schloß Roth einen Vertrag mit der »Wiener Manuskriptvermittlung« – unter Bedingungen, die ihm eigentlich wenig Vorteile brachten: Immerhin mußte er sich verpflichten, die Agentur mit 15% selbst an Erlösen zu beteiligen, die er ohne deren Vermittlung erzielte.

Roth war freilich ganz besonders daran interessiert, gerade bei österreichischen Zeitungen wieder Fuß zu fassen. Der Hintergrund: Sein zunehmendes Engagement für die Wiedereinführung der Monarchie, für die Reinthronisation der Habsburger. Deshalb scheint es ihm ein besonderes Anliegen gewesen zu sein, in Österreich nicht nur im *Christlichen Ständestaat* und der legitimistischen *Österreichischen Post* gedruckt zu werden. 1936 fingierte er ein Bewerbungsschreiben an das Wiener *Weltneuigkeitsblatt*, wobei er sich inkognito auf seinen angeblichen Freund Dr. Fuchs vom Bundeskanzleramt berief.

Ein Vertrag mit dem *Telegraf* zeigt, worum es ihm ging: Für diese Zeitung sollte er zwei Artikel monatlich liefern, 35 Schilling pro Stück und hundert Zeilen; der *Telegraf* erklärte sich damit einverstanden, »daß jeder dieser Artikel eine Tendenz legitimistischer Richtung aufzuweisen« habe. Nur dieser letzte Punkt der Vereinbarung erklärt, warum Roth beinahe umsonst journalistisch zu arbeiten bereit war.

Roth konnte sich mit seiner Begeisterung für das Haus Habsburg nicht durchsetzen. Einige seiner legitimistischen Arbeiten blieben in den

Schubladen der Redakteure liegen, und viele Ideen Roths hielten selbst Monarchisten für »spinnert«. Ludwig Marcuse umriß kurz und treffend die Entwicklung seines Freundes zum katholischen Monarchisten:

Weil Du böse bist auf das Jahrhundert des Fortschritts, das auch Dich betrogen hat, lobst Du, was davor. Das ist nur ein Kunstgriff, gewiß. Aber in welche Gesellschaft gerätst Du mit diesem Kunstgriff? Und wie schnell wird aus einem Trick mit Augenzwinkern ein Glaube!

Joseph Roth hatte sich ins politische Abseits manövriert. Nach dem »Anschluß« war er erneut um eine Hoffnung ärmer. So kam es, daß er sich in den letzten Monaten vor seinem Tod von einem alten Vorurteil befreite und in den USA das Land neuer Möglichkeiten sah – weniger als Journalist und Erzähler denn als Drehbuchautor.

Und einmal mehr waren es materielle Gründe. Bezeichnend der letzte Vertrag, den Roth vor seinem Tode einging: »Ich gestatte Ihnen und Ihren Rechtsnachfolgern, an den Werken sachgemäße Zusätze, Kürzungen oder Änderungen vorzunehmen oder vornehmen zu lassen, [...]« – nach heutiger Rechtsprechung ein sogenannter Knebelungsvertrag, der nicht mehr Gültigkeit hat. In § 1 heißt es:

Ich übertrage, zugleich für meine Erben und Rechtsnachfolger das alleinige, uneingeschränkte, übertragbare Eigentums- und Urheberrecht an meinen [...] Werken, und zwar in deren gegenwärtigen, resp. ursprünglichen, wie auch in etwa abzuändernden Gestalt. Diese Übertragung erfolgt mit der Befugnis jeglicher Veröffentlichungsart, der Übersetzung in fremde Sprachen, der ausschließlichen Vervielfältigung und gewerbsmäßigen Vertreibung jeder Art, für alle Zeiten, für alle Ausgaben und Auflagen sowie für alle Länder, gleichviel ob mit denselben literarische Verträge bestehen oder nicht, ferner zum Zwecke der kinematographischen, tonfilmischen oder ähnlichen Verwertung (Television etc.) sowie der Übertragung durch Rundfunk, schließlich mit allen Rechten, die sich aus der Auswertung aufgrund von Erfindungen, die noch gemacht werden, ergeben. Die Übertragung bezieht sich auf die Werke in ihrer gegenwärtigen, wie auch in etwa abzuändernder Gestalt, derart also, daß alle in Zukunft erfolgenden Änderungen, Zusätze, und Vervollständigungen Gegenstand dieses Vertrages bilden.

Zweierlei zeigt dieser Vertrag mit aller Deutlichkeit: Die Not eines exilierten Autors, der bereit ist, sich für 6000 französische Francs von

seinem Werk zu trennen. Und die genaue Kenntnis der Möglichkeiten in einer sich wandelnden Medienlandschaft, in der die Bedeutung von Film und Rundfunk hellsichtigen Menschen längst klar war.

Die Vertreter der amerikanischen Film-Industrie hatten ihrerseits auch Joseph Roth rasch als möglichen Drehbuchautor entdeckt. Schon 1935 fragte sein Amerika-Agent Ben Huebsch den ungarischen Filmregisseur Géza von Cziffra und Heinrich Mann: »Was halten Sie von Roth? Ist er wirklich so schwierig? Glauben Sie, daß er in Hollywood als Drehbuchautor Fuß fassen könnte?« Und mit knappen Worten fühlte im Herbst 1936 die New Yorker Agentin Selma Alexander in Paris vor: »Dear Mr.Roth, would be interested in learning if you have representation in Hollywood for motion pictures.« Beide fanden einen gewandelten Roth vor, der nicht mehr wie noch kurz zuvor die Filmindustrie in Bausch und Bogen verdammte, Hollywood als »Hölle-wut« titulierte und als »Reich der Schatten« ablehnte.

Im Exil versuchte sich Roth erstmals mit Filmscenarios. Wie gut es Joseph Roth inzwischen gelernt hatte, seinen eigenen Marktwert und sein Image zu nutzen, zeigt der Titel eines Scenario, das er mit dem Filmregisseur Leo Mittler zusammen verfaßte: *Der letzte Karneval von Wien*. Die Geschichte ist eine wohlkalkulierte Mischung aus Liebesgeschichte und Motiven des alten Österreich vor dem »Anschluß«, Opern-Flair und Karneval. Ein weiteres Treatment des Autoren-Duos Roth/Mittler, *Kinder des Bösen*, erzählt eine ähnliche Geschichte: Der Sohn des Adjutanten Franz Ferdinands I. wird Leutnant im Ersten Weltkrieg. Er verliebt sich unsterblich in eine junge Frau – doch wie das Schicksal so spielt, ist die Angebetete die Schwester des Attentäters, der in Sarajevo nicht nur den Thronfolger, sondern auch den Vater des Verliebten ermordet hat.

In den Anfängen stecken blieb ein weiterer Versuch, ein Exposé aus dem Jahre 1939. Dort finden sich viele Themen, die er nach 1933 journalistisch bearbeitet hatte, wieder: Assimilation und Antisemitismus, Wahrheitsliebe und Solidarität, Religion und Heimatlosigkeit. Die Story: Das Schicksal eines politisch unbedarften, ahnungslosen jüdischen Bauern, von den ersten Feindseligkeiten gegen ihn über die Vertreibung aus Deutschland bis hin zu seinem Tod in Südamerika durch ein Massaker, beeinflußt und gelenkt von nationalsozialistischer Propaganda. Hollywood lockte, und Roths Abneigungen wurden mit jeder Anfrage geringer.

Max Winter, ein früherer Kollege, hakte mehrmals nach und wollte wissen, ob es Roth noch zu einem Platz auf einem Frachtdampfer reiche. »Kommen Sie nach Hollywood und werden Sie hier noch einmal gesund und energisch. Ich will Ihnen dabei helfen«, versicherte er und malte ihm eine goldene Zukunft aus: »Mit Ihrem Namen – Hollywood zahlt Namen – werden Sie bald eine Story [...] verkaufen und dann können Sie sich hier geborgen fühlen.« Um Roth die Entscheidung zu erleichtern, machte er ein zusätzliches Angebot: »Ich gebe [...] eine ›Cosmopolitische Correspondenz‹ heraus, die aber nur bei der sozialistischen Presse eingeführt ist. Wären Sie mein Mitarbeiter, dann könnten wir vielleicht noch einige bürgerliche Blätter finden, für die zu schreiben es keine Schande wäre.« Das reizte Roth denn doch. Er wolle gerne kommen, antwortete er – falls ihm durch Protektion von Marlene Dietrich eine Reise nach Hollywood bezahlt werden könne. Die Diva hatte 1930 in einem Interview Roths *Hiob* zu ihrem Lieblingsbuch des Jahres gekürt, und der Autor hoffte nun weiter auf ihre Gunst – vergebens.

So schickte er im Sommer 1938 seinem New Yorker Agenten Barthold Fles, kurz vor dem ersten Herzanfall, einen verbitterten Hilferuf: »Ich habe keine Luft mehr. Verhelfen Sie mir sofort nach Amerika statt mir sentimentale Briefe zu schreiben.« Fles hatte ihn oft finanziell unterstützt, hier war es ihm nicht möglich. Erst im Frühjahr 1939 schien sich der Traum von Amerika zu erfüllen. Joseph Roth nahm eine Einladung des amerikanischen PEN-Clubs zu einem internationalen Kongreß an. Als sich freilich im Mai seine Kollegen in New York trafen, war es für Roth zu spät.

Klaus Westermann